Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

THE UNIVERSITY
OF ILLINOIS
LIBRARY

053
DE
v.38 3-4

Digitized by Google

Return this book on or before the
Latest Date stamped below.

Theft, mutilation, and underlining of books are reasons for disciplinary action and may result in dismissal from the University.

University of Illinois Library

OCT 27 1966

L161—O-1096

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Deutsche Revue

Eine Monatschrift

Herausgegeben von

Richard Fleischer

Achtunddreißigster Jahrgang. Dritter Band
Juli bis September 1913

Stuttgart und Leipzig 1913 Deutsche Verlags-Anstalt

Digitized by Google

Digitized by Google

053
DE
v.38 3-4

Inhalt

des

Dritten Quartal-Bandes des Jahrgangs XXXVIII

(Juli bis September 1913)

Seite

H. Vambéry: Die türkische Katastrophe und die Islamwelt 1
Richtlinien deutscher Politik 11
Die Türkei vor den beiden letzten Kriegen 1910/1911. Auszüge aus den Aufzeichnungen und dem Tagebuch eines Diplomaten . 15. 202. 334
Die Neutralisierung Afrikas 29
Freiherr **v. Hengelmüller:** Graf Alois Karolyi. Ein Beitrag zur Geschichte der österreichisch-ungarischen Diplomatie 33. 161. 299
Prof. Dr. **C. Güttler** (München): Konfessionelle Professuren 43
Geh. Medizinalrat Prof. Dr. **Ad. Schmidt** (Halle): Wahre und vermeintliche Krankheitsursachen 47
Konteradmiral z. D. **Glatzel** (Berlin): Die Ziele der deutsch-englischen Verständigungsbestrebungen 54
Reinhold Steig: Aus der preußischen Unglückszeit. Patriotische Versuche und Vorschläge von Achim v. Arnim 61
. Jedina-Palombini: Eine bewegte Nacht 77
J. Grober, a. o. Universitätsprofessor der innern Medizin in Jena: Publikum und Krankenhaus (Schluß) 86
C. v. Horn, Oberverwaltungsgerichtsrat a. D.: Aus dem Leben des Oberpräsidenten Carl v. Horn. 1863 bis 1869 . . 103. 237. 354
General **Izzet Fuad-Pascha:** Türkische Streiflichter aus der Aera Abd ul Hamid 129
Die Lage Deutschlands 144
Dr. **Willy Kükenthal** (Breslau): Die Entwicklung der Naturwissenschaften, insbesondere der Biologie unter der Regierung Kaiser Wilhelms II. 148
Professor **Carl v. Noorden:** Ueber Radium und Thorium in der innern Medizin 175
Briefe des Generalfeldmarschalls Freiherrn Edwin v. Manteuffel an seinen Sohn Hans Karl 190. 314
Freiherr **von der Goltz,** Generalfeldmarschall: 1813. Blüchers Aufstieg — Napoleons Bedrängnis und Unschlüssigkeit 212. 292

Digitized by Google

Seite

Dr. Freiherr v. Jettel: Der Sandschak Novibazar 219
Prof. D. Paul W. Schmiedel (Zürich): Die ältesten außerchristlichen Berichte über Jesus 224
E. v. Goßler, General der Infanterie: Marschall Canrobert 231
Arthur Ponsonby, M. P.: Das europäische Konzert 257
Karl Freiherr v. Richthofen: Ueber die Zukunft der Türkei und die Beziehungen der Großmächte zu diesem Staate 261
J. G. W.: Ueber ritterliche Kriegführung 272
A. D. Xenopol: Fürst Bismarck und Nikolaus Kretzulesku. Das Lebenswerk eines rumänischen Patrioten 274
Dr. Max B. Weinstein: Wege der modernen Naturphilosophie . . . 308
Dr. A. Polly (St. Petersburg): Der Kampf um die Autonomie Mongoliens. Eine friedliche Kultureroberung Rußlands 325
Graf Vay de Vaya E. A. S. M. — A. P.: Hellas einst und jetzt . . . 342
Lady Robert Cecil: Die Aussichten des Frauenstimmrechtes in England 367
Dr. v. Sanden: Zur Entwicklung der Luftschiffe 372

Berichte aus allen Wissenschaften

Astronomie. Prof. Dr. Bohlin (Stockholm): Die Durchmesser der Fixsterne 119
Kolonialwesen. Oberst z. D. August Bosbart: Ueber den Wert von Französisch-Kongo 231
Völkerrecht. Prof. Dr. jur. Heinrich Pohl (Greifswald): Aufgaben der Völkerrechtswissenschaft 376

Kleine Revuen

Literarische Berichte 123. 254. 380
Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes . . . . . 127. 256.

Digitized by Google

Die türkische Katastrophe und die Islamwelt

Von

H. Vambéry

Wer den engen Zusammenhang der einzelnen Völker der Islamwelt kennt, und wer den Sinn des Koransatzes: „Alle Rechtgläubigen sind Brüder", der Gebühr nach würdigt, den wird es keinesfalls befremden, wenn er das rege Interesse wahrnimmt, welches die mosliminischen Völker Asiens gegenüber den türkischen Niederlagen bekunden. Ja, der Ausgang der Kämpfe bei Kumanowo, Kirkilisse und Lüle Burgas hat weit bis ins Innere Chinas die Gemüter der Rechtgläubigen erfaßt, und atemlos horchen sie auf die Nachrichten, die aus Rum (Westen) und dem Sitze des Kalifats kommen. Nun, wie gesagt, zu wundern braucht uns diese rege Teilnahme der Mohammedaner an den Geschicken der türkischen Glaubensgenossen keinesfalls, was uns jedoch auffallen muß, das ist der Ideengang, in welchem die türkische Katastrophe erklärt wird. Die diesbetreffenden Aeußerungen der mosliminischen Presse hängen mit dem Bildungsgrade der betreffenden Völker eng zusammen, richtiger vielleicht mit der durch Fanatismus mehr oder minder erhitzten Phantasie, und wir unterscheiden demnach darin zwei Hauptrichtungen. Die eine ist durch jene große Majorität vertreten, die in der Person des Sultans den Nachfolger Mohammeds und in der Türkei das mächtigste Reich, ja den Stolz des noch politisch unabhängigen Islams erblickt, das Land, auf welches sie die Hoffnung einer besseren Zukunft gesetzt haben. In den Augen dieser Leute sind alle Nachrichten von den erlittenen Niederlagen und von der drohenden Gefahr eines gänzlichen Niederganges nackte Lügen und böswillige Erfindungen der feindlichen christlichen Presse, denn solche Ungeheuerlichkeiten sind nach ihren Ansichten kaum möglich. Derartige Begebenheiten erklären diese Leute für gleichbedeutend mit dem Weltuntergang, und für den wäre die Zeit noch nicht gekommen. Natürlich wird der Krieg nicht als Angriff gegen die Türkei, sondern gegen den Islam im allgemeinen hingestellt, und nicht die vier Balkanstaaten, sondern ganz Europa, d. h. die gesamte Christenwelt, ist gegen die Befolger der Lehre Mohammeds aufgetreten. Soweit geht die Verblendung, daß selbst europäisch gebildete und mit unsrer Geisteswelt vollauf bekannte Asiaten sich nicht gescheut haben, gegen den sog. Kreuzzug des Abendlandes öffentlich in die Schranken zu treten.

Digitized by Google

Es sei u. a. auf den Aufruf hingewiesen, den der europäisch gebildete indische Mohammedaner Al Ma'mun Suhrawardi in Kalkutta unter dem Titel „Message to Muslims" erlassen hat. In diesem in orientalischer Ueberschwenglichkeit geschriebenen Aktenstück werden die Moslimen aufmerksam gemacht, daß der Kampf im nahen Osten nicht so sehr gegen den Bestand der Türkei, sondern gegen den Islam im allgemeinen gerichtet sei. Es sei ein Glaubenskrieg, der zwischen den Christen und den Anhängern der Lehre Mohammeds entflammt ist. „Der König von Griechenland (Bulgarien?) fordert zum neuen Kreuzzug auf, von den Kanzeln Londons ertönen Aufrufe zur Erweckung des christlichen Fanatismus und in St. Petersburg spricht man schon von Aufpflanzung des Kreuzes auf die Kuppel der Aja Sophia. Heute spricht man so und morgen wird man von Jerusalem und der Moschee Omars in gleicher Weise sprechen. Noch ist den europäischen Berichten über den Krieg kein voller Glauben zu schenken, doch es ist nicht zu bezweifeln, daß unsre Brüder in der Türkei sich im Todeskampfe befinden und daß mit dem Falle Konstantinopels der Stern des Islams im Westen für ewig erlöschen wird. Seit mehr denn sechs Jahrhunderten hat das Türkenschwert den Glanz unsers Glaubens aufrechterhalten und die materialistische Ueberflutung der reinen Glaubenswelt verhindert. Dieses Schwert ist wohl noch so scharf und strahlend wie ehedem, und wird sich noch lange behaupten, doch wir dürfen nicht vergessen, daß die Türkei einer erdrückenden Majorität von Feinden gegenübersteht und daß die Verteidigung gegenüber den heranstürmenden Horden einen entsetzlichen Kampf kosten wird. Brüder! seid dessen eingedenk, daß es die Pflicht jedes Rechtgläubigen ist, unter die Fahnen des Kalifen zu eilen und sein Leben für das Heil des Glaubens zu opfern" usw. usw. Das Allermerkwürdigste in dieser Bewegung dünkt uns aber der Umstand, daß moslimische Spitzen der Gesellschaft sich nicht scheuen, sich an ihre brahminischen Landsleute in Indien zu wenden, und demzufolge einen Aufruf unter dem Titel „Message to the East" an die in religiöser Beziehung ehedem verachteten Putpereſt, d. h. Götzenanbeter, gerichtet haben. Dieser Aufruf bekundet einen noch nie dagewesenen Fall im Leben der Mohammedaner, die, wie schon erwähnt, in Brahminen und Buddhisten die ärgsten Götzenanbeter sehen, dieselben aus der tiefsten Seele verachten, jedenfalls viel tiefer als die Christen und Juden, und jetzt dennoch ihre Hilfe anrufen.

In besagtem Aufruf heißt es u. a.:

„Geist des Ostens, erhebe dich und dränge die schwellende Flut abendländischer Uebergriffe zurück. Kinder Hindostans, kommt uns mit eurer Weisheit, Kultur und Reichtum zu Hilfe und stehet uns besonders mit jener Macht bei, die das Geburtsrecht und Erbteil der Hindus ist. Lasset die Geisteskräfte, die in den Gipfeln des Himalaja verschlossen und verborgen sind, entfalten. Lasset Gebete zum Gotte der Schlachten emporsteigen, daß Recht über Macht den Sieg erringe, und rufet eure Myriaden Götter an, daß sie die Heere der Angreifer vernichten. Flehet zum allmächtigen Mahadewa, daß er die finsteren Symbole der Grausamkeit vernichte, und bittet den göttlichen Krischna, daß er an die

Digitized by Google

Beschützer des Glaubens und der Religion diese erhebenden, an die Lehre Mohammeds erinnernde Worte richte:

‚Geist Asiens! Wie bist du in diese verächtliche, gefährliche, nichtarische, himmelverschließende Niederträchtigkeit verfallen? Gib dich nicht der Verzweiflung hin, es geziemt dir nicht. Schüttle diese Ohnmacht ab von dir, steh auf, du Feindesbesieger!‘

‚Schüler Gautamas, Anbeter des Lichtes! Ersuchet Zarathustra, daß er uns mit dem Feuer der Prüfung und des Kummers reinige. Rufet den großen Buddha an, daß er alles Dunkle erhelle und uns mit der wahren Bedeutung der Nirwana, der Selbstverleugnung und Selbstvernichtung beleuchte.‘

‚Jünger des Messias! Betet zum Fürsten des Friedens, daß er das in Blut getauchte Kreuz zertrümmere und den Weltfrieden herstelle.‘

‚Krischna, Saroscha erscheinet! Mahdi und Messias, beginnet das tausendjährige Reich!‘“

Wie gesagt, es ist geradezu unerklärlich, wie ein Mohammedaner, und noch dazu ein gelehrter Mohammedaner, Worte wie die im mitgeteilten Aufruf über seine Lippen zu bringen vermag; aber es beweist uns ganz deutlich, wie stark die Erregung sein muß, die der Angriff der Christen gegen die Türkei in Gesamtasien, ohne Unterschied des Glaubens und der Nationalität, hervorgerufen hat. Es ist ein tiefes Rachegefühl, welches alle Grenzen verwischt und allen Unterschied beseitigt, und so wie die Befolger der Lehre Mohammeds sich an die ihnen ehedem verhaßten Brahmanen und Buddhisten um Hilfe wenden, ebenso finden wir auch bei letzteren offenkundige Sympathien für die bedrohte Türkei. Die Hinduzeitung „Reis und Rajjet“ schreibt in ihrer Nummer vom 9. November 1912 folgendermaßen: „Die frevelhafte Vereinigung der Balkanstaaten gegen die Türkei wird überall Widerwillen hervorrufen. Wenn Gerechtigkeit den Sieg verdient, so muß derselbe sich zeigen. Die Moslims Indiens werden bei Hindus und Parsis Gefühle der Bruderliebe finden. Bevor noch der Krieg zu Ende geht, mögen die Westmächte wohl wissen, daß wir an zyklische Wiederholungen in der Geschichte glauben. Die Türkei kann ihre früher eroberten europäischen Besitzungen verlieren, aber der erwachende Osten birgt Hoffnungen und Ambitionen, mit denen man rechnen muß. Wenn Japan es mit einer europäischen Christenmacht aufnehmen kann, und wenn der alte gelbe Chinese heute dem Europäer als gefährlich scheint, so ist es höchst wahrscheinlich, daß auch die Jungtürken sich erheben und ihren Platz im Bunde der Völker einnehmen werden.“

Diese und andre ähnliche Ausbrüche der Mißbilligung, des Zorns und des Fanatismus kommen in letzter Zeit in der asiatischen Presse sehr häufig zum Ausdruck. Japanische, chinesische und siamesische Zeitungen wetteifern darin miteinander, alles nimmt sich des in seinem Besitze und in seiner Unabhängigkeit bedrohten türkischen Moslimen an, stellt die angreifenden Christenvölker als Räuber und Mörder dar und erwärmt sich für das Wohl des asiatischen Bruders im Westen in einem Maße, als stände seine eigne Zukunft und seine Unabhängigkeit

Digitized by Google

auf dem Spiele. Nicht nur die Anhänger des Propheten in Tobolsk, Kasan und Kaschgar, sondern die Anhänger der Lehre Konfutses sowie die Taoisten in Japan wünschten den Sieg der osmanischen Waffen und traten im gemeinsamen Bunde der Asiaten gegen Europa auf. Daß solche antieuropäische Sympathien nicht auf den Markt getragen wurden und in der offiziellen Presse keinen Ausdruck fanden, das versteht sich von selbst. Viele dieser Länder und Völker hängen noch zu sehr von dem guten Willen unsrer Großmächte ab, bei andern hingegen ist es Sache des guten Tons und der höheren Bildung, mit dem altkonservativen asiatischen Geiste jede Gemeinschaftlichkeit zu meiden und im Gewande unverfälschter abendländischer Bildung zu erscheinen. Den oberflächlichen Beobachter mag dieses Flittergold täuschen, doch bei tieferem Einblick wird man zur Ueberzeugung gelangen, daß Asien als Gesamtkörper dem Abendlande feindlich gegenübersteht, in unsern Kulturbestrebungen nur schnöde Habgier und grenzenlose Eroberungslust sieht, ja mit Ungeduld den Augenblick erwartet, in welchem es sich stark genug fühlt, das große Werk der Abrechnung in Angriff zu nehmen und Europa die der alten Welt vermeintlicherweise zugefügte Unbill zu vergelten.

Schreiber dieser Zeilen war im Laufe eines sechzigjährigen praktischen und theoretischen Studiums der Welt des Islam von China bis zur Adria in die Lage gekommen, die ersten Anfänge der Reformarbeit aus unmittelbarer Nähe zu beobachten, und jede seiner Wahrnehmungen hat ihn überzeugt, daß es bei den Leitern der Bewegung und teilweise auch beim Volke selbst an Willen, Geschicklichkeit und Ernst nicht mangelte. Man bemühte sich, die zwischen unsrer und der asiatischen Bildungswelt sich zeigenden schroffen Gegensätze gewaltsam zu unterdrücken und die etwaigen Mißhelligkeiten auszugleichen, aber trotz dem nur schwer zu verbergenden Seelenkampfe wollte das Werk der Neuerungen nicht vonstatten gehen. Bei Türken, Arabern, Persern, Afghanen und Zentralasiaten, überall hatte sich das Unpassende und Schwerfällige in zahlreichen und verschiedenen Formen herausgestellt, und wer nach den Ursachen forschte, mochte die Schuld entweder den geistigen Eigenschaften der betreffenden Völker oder dem Islam selbst beimessen. Beide Annahmen sind aber irrig. Der Mensch in Vorderasien (oder im nahen Osten) steht sicherlich an geistiger Begabung nicht hinter seinem Menschenbruder im fernen Osten zurück, denn was Assyrier und Perser im Altertume geleistet, reicht an die Kulturtätigkeit der Chinesen und Hindostaner nahe heran. Auch bezüglich der Religion wäre es schwer, den Islam als Hauptursache des schleppenden Kulturfortschrittes hinzustellen, denn die arabische Kultur des Mittelalters würde das Gegenteil beweisen. In seinem Urwesen, d. h. in seinen Grundprinzipien, bezweckt der Islam, wie jede andre Religion, die Veredlung und Bildung seiner Bekenner, nur insofern unterscheidet er sich von den übrigen Religionen, daß sein Einfluß, wie schon erwähnt, sich zu stark und zu weitgehend auch auf das staatliche Leben erstreckte und den Bedürfnissen des fortschreitenden Geistes nicht genügend Rechnung getragen hatte. Mit andern Worten, der Islam hat bis heute nicht reformiert, und die reformatorischen Bestrebungen zur Zeit der Abbassiden sind vom Absolutismus

Digitized by Google

des herrschenden Glaubens unterdrückt worden. Ohne Reformation wäre die christliche Welt wohl auch nicht dorthin gelangt, wo sie heute steht, wir dürfen folglich die Lehre Mohammeds nicht als Ursache der Zurückgebliebenheit der Türken, Perser und Araber hinstellen. Unter der tyrannischen Willkür des orthodoxen Glaubens haben Patriotismus, nationaler Wille und Charakter sich nie ganz entfalten können; die Gesellschaft bestand aus graubärtigen Kindern, die mit gesunden Beinen auf Krücken gestützt, mit gesunden Augen gleich Blinden umhertappend einhergingen und selbstverständlich nicht vorwärts kommen konnten.

Ich frage nun: Kann und darf man es dem europäischen Eroberer verargen, wenn er, aus welchem Grunde immer vorgedrungen, der im mosliminischen Osten herrschenden grauenhaften Mißwirtschaft der Anarchie und Barbarei ein Ende gemacht und Millionen Menschen ein besseres Dasein gesichert hat? Mir schwebt die segensreiche Tat, nicht die Heuchelei, von der sie ausging, vor Augen. Bei all meinen Sympathien für die gutmütigen, braven und tapferen Osmanli fällt mir u. a. das schauerliche Dasein des Armeniers ein, der vor den räuberischen Kurden zitternd die Nacht in der unterirdischen Wohnung verbringt, aus Furcht, jeden Augenblick beraubt und ermordet zu werden. Ich sehe die Angst und den Schrecken der Rajahfamilie in den Balkanländern beim Erscheinen des bis zu den Zähnen bewaffneten Albaniers, und ich frage: Wer ist hartherzig genug, für diese kläglichen Opfer asiatischer Mißwirtschaft kein Erbarmen zu fühlen, und wer kann gleichgültig bleiben, wenn er ganze Strecken fruchtbaren Landes und ehemalige Kornkammern in äußerster Verwahrlosung erblickt; wer kann seine Ruhe bewahren, wenn er diese unter der Last asiatischer Verkommenheit daniederliegenden, von Natur gesegneten Gegenden mit der Lage so mancher unter dem Schutze abendländischer Ordnung und Gesetzlichkeit blühenden, minder urbaren europäischen Ländereien vergleicht? Der arme Türke ist gewiß nicht schuld an dieser schauerlichen Sachlage, doch das Elend besteht trotz allen Reformversuchen ungeschwächt und ununterbrochen fort, und es darf dem mächtigen Abendlande nicht verargt werden, wenn es, müde des langen und nutzlosen Wartens, zu einer gewaltsamen Veränderung und zu einer Heilung des Uebels sich aufrafft.

Ja, aber die betreffenden mosliminischen Länder und Völker behaupten, sie wären gar nicht krank und sie befänden sich bloß im Uebergangsstadium von einer alten zur neuen Weltanschauung, folglich in einem Zeitabschnitte des Völkerlebens, in welchem den zahlreichen Fehlern und Irrtümern nicht auszuweichen ist. Anderseits wird nicht mit Unrecht betont, daß unter der angeblichen Kulturbestrebung der europäischen Mächte sehr oft nur schnöde Ländergier, nur Gewinn und Habsucht lauere; eine Leidenschaft, die durch nichts gestillt werden könnte und den Verfall des mosleminischen Ostens unbedingt nach sich führen müßte. Diese grundverschiedene Beurteilung der Sachlage besteht schon jahrhundertelang, und in dem Maße, wie die teils durch zunehmenden Verfall der islamischen Länder, teils durch wachsende Macht des Abendlandes beschleunigte Entscheidung der Streitfrage herangenaht, hat selbstverständlich das Dilemma

Digitized by Google

zurücktreten müssen, und den trockenen Tatsachen gegenüber ist alle Kasuistik vergebens. Daß Europa in neuester Zeit gegen den Islam so heftig aufgetreten und in Marokko, Tunis, Türkei und Persien demselben so hart an den Leib gegangen ist, das war nur für die im Geiste der westlichen Bildung ganz unerfahrenen Anhänger der Lehre Mohammeds überraschend und hat bei der großen Masse den erbitterten Haß gegen die Christenwelt und ein reges Mitleid für die angegriffenen Glaubensbrüder hervorgerufen. Aus China, Java, Sibirien, Südrußland, Persien, Kaukasus, Aegypten, vom Kap der Guten Hoffnung, aus Kanada und den Vereinigten Staaten sind seitens der dortigen Mohammedaner beträchtliche Summen zur Unterstützung der hartbedrängten türkischen Glaubensbrüder eingelaufen, und war die Begeisterung für die Sache des Islam so allgemein, wie noch nie zuvor. Mit diesen Spenden war natürlich den Türken wenig geholfen, so wie auch der gewaltsam erweckte Patriotismus an der traurigen Sachlage nichts zu ändern vermochte. Umsonst tönen begeisterte Aufrufe aus den entferntesten Teilen der Welt des Islam, umsonst fordert die begabte türkische Schriftstellerin Chalida Hanim den Sultan und die kaiserlichen Prinzen auf, sie mögen die Flinte schultern und ins Lager ziehen — das Unglück ist nicht mehr rückgängig zu machen, die Türken und der Islam haben ihre Stellung in Europa eingebüßt, und der Halbmond wird dorthin zurückkehren müssen, von wo er mit Siegesglanz über das christliche Abendland aufgegangen war.

Wenn unter besagten Umständen die Sympathien des Abendlandes für den hartbedrängten Islam nur sporadisch und nur dort auftreten, wo politische oder wirtschaftliche Ziele im Spiele sind, so darf dies keinesfalls wundernehmen. Die Dithyramben, die seinerzeit Lamartine von seinem Landsitze bei Brussa, den ihm Sultan Abd ul Medschid geschenkt, anstimmte, und das Bedauern Pierre Lotis in seinem Buche „La Turquie agonisante“ werden bei uns im Westen nur von wenigen geteilt. Nichts ist erfolgreicher als der Erfolg selbst, und trotzdem der Türke infolge seiner von aller Welt anerkannten Humanität und Menschenfreundlichkeit überall geschätzt wird, so ist von der Begeisterung, die vor mehr als einem halben Jahrhundert das gesamte Europa dem Islam gezeigt, heute kaum eine Spur übrig geblieben. Von Recht oder Unrecht kann hier nicht gesprochen werden, es ist der natürliche Gang der geschichtlichen Dinge. Der Sieger wird bewundert, der Besiegte getadelt, und so wie man heute die Balkanvölker rühmt, so hat es nach der Eroberung Konstantinopels durch Mohammed II. christliche Gelehrte gegeben, die dem Besieger des Doppelkreuzes kalligraphisch geschriebene Lobhymnen schickten, wie ich gelegentlich meiner Forschungen in der Schatzkammer von Eski Saray mich persönlich überzeugt habe. Die gerechten Lobeserhebungen, die unsre Orientalisten der Glanzperiode des Islam gezollt, sind längst verklungen; selbst die Schatten jener Welt sind verschwunden, die Lehre des arabischen Propheten wird in ihr Geburtsland zurückkehren müssen, und wie die Zukunft der Moslims in der alten Welt sich gestalten wird, das hängt natürlich einerseits von den Machtverhältnissen des christlichen Abendlandes und des Buddhismus im fernen Osten, anderseits von der Lebensfähigkeit

Digitized by Google

und Energie der Moslims selbst ab. Heute konzentriert sich unser Interesse auf die Geschicke des nahen Ostens, d. h. auf die asiatische Türkei, und es fragt sich in erster Reihe, ob die Osmanen imstande sein werden, nach dem Verluste des fünfhundertjährigen Besitzes in Europa ihre Macht und ihr Ansehen in Asien dermaßen zu stärken, daß sie dort jene Führerrolle beibehalten werden, die ihnen ihr Waffenglück und ihre Herrschertugenden im großen Körper der Welt des Islams gesichert hatten?

Selbstverständlich kann von Revanche und Rachegedanken, wie wir solchen in der heutigen, vom Unglück gereizten mosleminischen Presse Asiens und Afrikas begegnen, keine Rede sein. Dem Islam fehlt zu einer erfolgreichen Gegenwehr nicht nur die politische, sondern auch die gesellschaftliche, ethnische und moralische Macht. Was von den angeblich ungezählten Millionen Mohammedanern im dunklen Weltteil gesprochen wird, das darf nicht ernst genommen werden, denn diese befinden sich auf der primitivsten Stufe der gesellschaftlichen Existenz und stehen entweder direkt oder indirekt unter christlichem Machtgebot. Viel größere Wichtigkeit kann dem Islam Indiens beigemessen werden, da die Zahl der Rechtgläubigen sich dort auf 70 Millionen beläuft. Doch auch hier ist die Gefahr keine unmittelbare, denn den Moslims stehen über 200 Millionen Hindus gegenüber, und Englands Macht gibt volle Garantie für eine friedliche Entwicklung der Dinge. Was die übrigen ganz oder halb abhängigen Islamländer anbelangt, so kann von einer energischen Gegenwehr gar keine Rede sein, da die 20 Millionen mohammedanische Untertanen Rußlands, allerdings die aufgewecktesten ihrer Religions- und Stammesbrüder, vom Slawentum umringt und niedergehalten werden, daher von einem Befreiungskampfe kaum zu träumen wagen. Noch viel ärger steht es mit der nationalen Zukunft der Perser, und nur das kompakte arabische Element Syriens, Arabiens und Aegyptens könnte einigermaßen als widerstandsfähig in Betracht kommen, wenn die Entfaltung seiner nationalen Kraft nicht durch Franzosen, Engländer und Osmanen gehindert wäre, und wenn das arabische Volkselement in militärischen Tugenden und in politischer Reife nicht so weit hinter den Türken zurückstände.

Bei einer nüchternen und klaren Beurteilung der Sachlage wird es sich daher herausstellen, daß die Türkei die einzige Macht sei, die infolge ihrer militärischen Tugenden und der oft bewährten staatengründenden Fähigkeiten imstande ist, das bunte Volkselement des westlichen Asiens unter ihrem Zepter zu vereinigen und die politische Herrschaft des Islams dort noch für eine Zeitlang aufrechtzuhalten. Ich sage eine Zeitlang, da der zukünftige Stand der politischen Unabhängigkeit der Türkei einerseits mit großen Schwierigkeiten verbunden, anderseits von den politischen und wirtschaftlichen Absichten der europäischen Großmächte abhängt.

Was aber das Gebaren der europäischen Großmächte anbelangt, so ist es wohl kein Geheimnis, daß jede von unsern Großmächten sich schon einen Teil der asiatischen Türkei auserkoren und ihren Eroberungsplan in petto eifrigst vorbereitet hat. Wir wissen, daß Rußland sein Auge auf Türkisch-Armenien

Digitized by Google

und das obere Euphratgebiet richtet und mit dem Anschluß von Westpersien vorderhand auf das warme Meer im Persischen Golf hinzielt. Frankreich will sein mehrhundertjähriges Protektorat über Syrien und Palästina schließlich realisieren. Auch die Engländer meinen nicht mit Unrecht, bei der zukünftigen Aufteilung des asiatischen Besitzes der Türkei nicht leer ausgehen zu dürfen, da das Hinterland von Aden und ihre bisherige Politik in Jemen zum Zugreifen ermuntert. Mit einem Worte, die Katastrophe der Osmanenmacht in Europa hat ihr Prestige in Asien gewaltig erschüttert und ihre Zukunft in solchem Maße gefährdet, daß nur außergewöhnliche Tätigkeit, Umsicht und politische Geschicklichkeit das Osmanische Reich von gänzlichem Untergang retten können.

Es fragt sich daher in erster Reihe, ob die Türken als Volkselement der ihnen zugefallenen Aufgabe gewachsen sind, d. h. ob sie die zur Aufrechterhaltung und Konsolidierung des staatlichen Gebäudes nötigen Eigenschaften besitzen, und ob sie in Anbetracht der überwiegenden Zahl fremder Nationalitäten den Kampf gegen die inneren Feinde bestehen können? Unsre Antwort hierauf muß für die Türken im günstigen Sinne ausfallen. Wer die Vergangenheit und Gegenwart des türkischen Volkes kennt, der wird wohl wissen, daß dieser turanische Natio militans von jeher als Staatengründer sich bewährt und so manchen der Throne Asiens und Afrikas eingenommen hat. Ueber China, Mittelasien, Persien, Südrußland, Kleinasien und Aegypten haben teilweise Turanier geherrscht, und selbst heute überragen sie in dieser Eigenschaft bei weitem die arischen und semitischen Elemente Asiens. Perser und Araber mögen in geistiger Beziehung sich hoch über die Türken erhaben dünken, doch in der Kunst, Menschen zu beherrschen und Länder zu regieren, haben letztere sich stets vor vielen Asiaten ausgezeichnet, und was den Fortschritt in der europäischen Kultur anbelangt, so nehmen die Osmanen in der Türkei und die Tataren in Rußland unter allen ihren Glaubens- und Stammesgenossen ganz entschieden den ersten Platz ein. Der Araber mag sich brüsten mit der Nationalität des Propheten und mit seiner Kulturblüte im Mittelalter, der Perser mit Stolz auf den Glanz der Sassaniden hinweisen, doch in moderner abendländischer Bildung kommt den Türken und Tataren keiner gleich, und keiner wäre imstande, der europäischen Uebermacht gegenüber den modernen Anforderungen staatlicher Ordnung in solchem Maße gerecht zu werden, wie die Spitzen der heutigen osmanischen Gesellschaft. Schließlich müssen wir noch eines Vorzuges Erwähnung tun, nämlich daß die gebildeten Osmanen bezüglich der Vaterlandsliebe von den übrigen Moslems Asiens sich vorteilhaft auszeichnen, denn während bei den Mohammedanern im allgemeinen, nach dem Satze „Hubb al Watan min al iman“ (Vaterlandsliebe stammt vom Glauben), nur die Religion den Ausschlag gibt, hat der moderne Türke vom Patriotismus klare Begriffe und unterordnet demselben, wo nur tunlich, die Befehle des Korans.

Nach dem, was wir hier von den Vorzügen der Osmanen hervorgehoben, wird man mit Recht fragen: Wenn all das so ist, warum haben alle bisherigen Reformversuche ein so klägliches Fiasko gemacht, und warum war es eben das

Digitized by Google

konstitutionelle Regime, welches die Staatsmaschine dem völligen Untergang nahe gebracht? Eine erschöpfende Antwort auf diese Frage würde den Rahmen dieses Aufsatzes weit überschreiten müssen, und es wird genügen, hier zu bemerken, daß sämtliche bisherigen Versuche zur Annahme der westlichen Bildung und zur Annäherung an unsre Welt gleich im vornherein verfehlt, d. h. nur auf Lug und Trug begründet, nur auf Täuschung des zur westlichen Zivilisation gewaltsam drängenden Europas berechnet waren, daher auch erfolglos bleiben mußten. Wir sehen also: nicht allein die Gefahren der Uebergangsperiode, nicht die vermeinte Unzivilisierbarkeit des verstockt konservativen Asiaten, auch nicht die Mängel unsrer europäischen Zivilisation waren schuld am Fehlschlagen des Versuches, sondern der Mangel an Ernst, mit welchem man im mosliminischen Asien an die Arbeit schritt, und der absolute Mangel an Begeisterung, womit man den wichtigen Uebergang von einer Weltanschauung zur andern eingeleitet hatte. Diese Ueberzeugung hat sich mir aufgedrängt, nachdem ich sechzig Jahre lang von der Nähe und aus der Ferne den Prozeß der kulturellen Umgestaltung beobachtet habe, und es ist mir ganz einleuchtend, daß, falls die Osmanen in diesem Fehler auch weiterhin verharren und zur ernsten Arbeit auch fernerhin sich nicht aufraffen sollten, ihre politische Zukunft auf asiatischem Gebiete sich nicht bessern wird, daß sie auch hier ein ewiger Spielball in den Händen der abendländischen Politiker bleiben und schließlich ganz untergehen werden.

Daß mit diesem Untergange wohl der ganze islamitische Osten dem Verfalle geweiht, seiner politischen Unabhängigkeit beraubt werden kann, das braucht nicht besonders hervorgehoben zu werden. Seit dem Sturze der Abbassiden waren es stets Türken, die das politische Panier des Islam in drei Weltteilen hochgehalten, und falls die Osmanen vom Schauplatz der weltlichen Macht verschwinden sollten, hat die Lehre des arabischen Propheten beinahe aufgehört, eine politische Rolle zu spielen. Das arabische Element Aegyptens, das meist vorgeschrittene seines Stammes, hat bisher noch keine Probe seiner politischen Reife gegeben, namentlich fehlt es ihm an Charakterstärke, an Patriotismus und an Pflichtgefühl — und was die Araber Syriens, Jemens und Hedschaz anbelangt, so stehen sie in jeder Beziehung weit hinter den Türken zurück. Sie sonnen sich noch immer gerne im Strahlenglanze des Propheten, der ersten Kriege und der mittelalterlichen Kulturepoche, vergessen aber dabei ganz, daß die spätere und eigentliche politische Größe des Islam das Werk türkischer Hilfstruppen, der Natio militans par excellence, gewesen ist und das türkische Volkselement von jeher zu den fanatischsten Anhängern Mohammeds gehört hat. Unter englischer Vormundschaft mag Aegypten mit der Zeit der politischen Reife entgegengehen, aber es fehlt der großen Majorität des arabischen Volkes absolut an Bildung und an politischem wie an kriegerischem Sinn, es wäre unfähig, das heute herrschende Element der Türken zu ersetzen.

Unter besagten Umständen wird sich die Frage erheben, ob der Islam nach gänzlicher Niederwerfung der politischen Macht der Türken nicht etwa eine dem

Digitized by Google

Judentum gleiche Rolle spielen wird, und ob wir mit der Zeit nicht nur mit einer jüdischen, sondern auch mit einer moslimischen Diaspora zu tun haben werden? Eine solche Annahme wäre jedoch weder durch ethnisch-soziale noch durch religiöse Bedingungen gerechtfertigt, denn erstens sind die Mohammedaner viel zu zahlreich und mächtig, als daß sie infolge historischer Umwälzungen hin und her geschoben, in der Zahl beträchtlich verringert und so leicht zum Spielball der Nachbarvölker gemacht werden könnten. Zweitens haben die Völker des Islam sich bisher durch solche starre Anhänglichkeit an ihren Glauben und durch eine seltene Begeisterung für ihre kulturelle und politische Vergangenheit hervorgetan, daß sie keinesfalls zu einer Quantité negliable herabsinken werden. Drittens bilden eben die Türken, wie schon früher erwähnt, dasjenige Volkselement, in dessen Reihen die abendländische Kultur die weiteste Verbreitung gefunden hat, und sie könnten demnach auch in der Zukunft Arabern, Persern und Kurden als geistige Anführer vorangehen. Viertens ist kaum anzunehmen, daß das christliche Element im westlichen Asien sich jemals dermaßen vermehren wird, daß es den Islam in numerischer Beziehung vergewaltigen und gefährden könnte, wie dies im östlichen Europa von jeher der Fall gewesen ist. Eine moslimische Diaspora gehört daher zu den Unmöglichkeiten, aber von einer Regeneration und von einer politischen oder gesellschaftlichen Erstarkung kann auch nur dann die Rede sein, wenn jene Eigenschaften verschwinden, die bei den Anhängern Mohammeds ohne eigentliches Verschulden der Religion bisher als zersetzendes Gift gewirkt haben, ein Umstand, der bei den Buddhisten sich nicht bemerklich gemacht hat.

Bei unsern Betrachtungen über die Zukunft der Welt des Islams erübrigt nur noch ein Blick auf die Stellung, die unsre Großmächte gegenüber den Bestrebungen der Osmanen behufs Kräftigung auf asiatischem Boden einnehmen werden. Nach den bisher verlautbarten Ansichten der westeuropäischen Staaten zu urteilen, will man den Türken volle Unterstützung gewähren und ihnen in jeder Beziehung an die Hand gehen, damit sie ihre in Europa verlorene Macht in Asien neu begründen und auf heimatlichem Boden eine gedeihliche Regierung schaffen können. Dieses Vorhaben Europas ist um so vernünftiger und rühmenswerter, da die Türken im entgegengesetzten Falle kaum einen Erfolg erzielen könnten und da die in Kleinasien fortgesetzten Rivalitäten unsrer Kabinette die „orientalische Frage“ von der Balkanhalbinsel nach Westasien verlegen, den Kampf zwischen Ost und West nur verschärfen und die Verbreitung der westlichen Bildung im Morgenlande verzögern würde. Durch Geduld und Nachsicht könnte es vielleicht erreicht werden, daß der Alpdruck, der mehr als zwei Jahrhunderte hindurch auf uns lastete, nun einmal zum Weichen gebracht und die Menschheit im westlichen Asien der Segnungen des Friedens teilhaftig werde.

Digitized by Google

Richtlinien deutscher Politik

Das europäische Konzert hat sich seit Ausbruch des Balkankrieges viel Tadel und Spott gefallen lassen müssen, weil es ihm an Entschlossenheit und Ansehen gefehlt habe. Es wird einer künftigen Geschichtsschreibung vorbehalten bleiben, den Staatsmännern gerecht zu werden, welche im Interesse des europäischen Friedens auseinandergehende Wünsche zu versöhnen, Gegenströmungen Widerstand zu leisten, Hauptsachen von Nebensachen zu unterscheiden verstanden. Auch der deutschen Reichsleitung ist der Vorwurf nicht erspart geblieben, in den orientalischen Wirren allzuviel Zurückhaltung beobachtet zu haben, obgleich sie gerade hierin nur in bewährten Bahnen blieb. Unter Bernhard v. Bülow war solche Tadelsucht nicht Brauch. Damals lobte unsre Presse die sichere Hand, welche die äußeren Angelegenheiten des Reiches leitete. Und doch hat gerade diese Hand die unliebsamste Wandlung, von der wir je betroffen wurden, nämlich die franko-englische Annäherung, nicht hintanzuhalten vermocht. Dagegen geben die Balkanwirren und ihr Ausgang am allerwenigsten Anlaß, Vorwürfe gegen die Leitung unsrer auswärtigen Angelegenheiten zu erheben; sie haben vielmehr nur sehr erfreuliche Ergebnisse gezeitigt, indem sie gewisse Richtlinien einer gesunden deutschen Politik, welche unkenntlich zu werden drohten, wieder an das Licht brachten. Dies gilt vor allem von dem Zusammenwirken Deutschlands und Englands im Interesse des Friedens. Wir erblicken darin die Rückkehr zu jenem normalen Zustand, welcher den wahren Lebensbedingungen beider Staaten entspricht, insofern der eine wie der andre seinen Interessen nach auf eine konservative auswärtige Politik hingewiesen ist.

Solange die Panslawisten der russischen Regierung — um uns vorsichtig auszudrücken — Rücksichten auferlegen, solange die französische Politik die Revancheidee nicht gänzlich abzuschütteln vermag, kann keiner dieser beiden miteinander verbündeten Staaten in Europa als konservatives Element angesprochen werden. Haben doch die Lehren des Balkankrieges gerade in letzterer Hinsicht durch die Vorgänge von Nancy und Luneville eine unerfreuliche, aber sehr nützliche Ergänzung erhalten, indem dort die alte Erfahrung bestätigt wurde, daß wir die Franzosen zwar zerstreuen, aber nicht gewinnen können, und daher auch nur das erstere, nicht das letztere versuchen sollen — ein Lehrsatz, welchen Bismarck, soviel wir wissen, nicht ausgesprochen hat, der sich aber aus seiner Politik mit völliger Sicherheit ableiten läßt.

Ganz anders das deutsch-englische Verhältnis. Hier ist eine Entspannung möglich; denn einerseits läßt sich die deutsche Verstimmung weniger auf englische Handlungen als auf deutsche Unterlassungen zurückführen, nämlich darauf, daß wir in früheren Jahren ungünstige Verträge abgeschlossen haben, weil wir gewisse Objekte überschätzten und deshalb überzahlten — also eigne, nicht fremde Schuld; andrerseits fürchtet man sich jenseits des Kanals wohl vor unsrer Zu-

Digitized by Google

kunft, man grollt uns aber nicht wegen der Vergangenheit. Wenn wir diesen tiefgehenden Unterschied in unserm Verhältnis zu beiden Nachbarstaaten berücksichtigen, müssen wir einsehen, daß es leichter ist, über die Nordsee Brücken zu schlagen als Pässe durch die Vogesen zu legen. Kein kaudinisches Joch soll hier dem einen zugemutet werden, damit der andre frei atmen könne; es bedarf nur des beiderseitigen Vertrauens in die Friedensliebe und das Friedensbedürfnis des andern, und der beiderseitigen Ueberzeugung, daß die Lebens- und Zukunftsbedingungen des einen diejenigen des andern in keinem Punkt in Frage stellen. Auf diesem Wege sind wir ein gutes Stück vorwärts gekommen. Wir wollen ohne Ungeduld weitergehen. Zuviel auf einmal verlangen hieße zuviel aufs Spiel setzen. Kaiser Alexander III. liebte es uns vorzuhalten, daß Deutschland allen Anlaß habe, mit dem franko-russischen Bündnis zufrieden zu sein, da der Einfluß des russischen Freundes den Revancheeifer dämpfe. Vielleicht hört man jetzt ein ähnliches in London. Zwar brauchen wir dies nicht ohne weiteres zuzugeben. Denn mächtige Freundschaften können auch zu Anmaßungen verleiten, und wir Deutsche halten mit Recht daran fest, daß es in erster Linie die Wacht am Rhein ist, welche die Franzosen von Angriffsgelüsten zurückhält. Immerhin darf man es doch dankbar anerkennen, wenn England innerhalb der sog. Entente das Gewicht, welches die Stimme eines Freundes hat, dazu benutzt, Täuschungen zu zerstören oder Wünsche zu dämpfen.

Kaum minder wichtig und erfreulich für Deutschland ist eine andre Frucht des Balkankrieges, nämlich das Zusammenwirken Oesterreich-Ungarns und Italiens. Hatte von jeher ein deutscher Vertreter beim Quirinal keine vornehmere Aufgabe als die, das gute Einvernehmen zwischen Italien und Oesterreich-Ungarn zu fördern, weil Einigkeit stark macht, Uneinigkeit den Dreibund schwächt, so kann es uns jetzt nur hochwillkommen sein, wenn der Gang der Ereignisse diese beiden Mächte wie mit Naturnotwendigkeit zusammenführt.

Der Balkankrieg hat den Untergang der europäischen Türkei gebracht. Auch das ist eine Klärung, nicht eine Verwirrung unsrer Lage. Er hat diejenigen von ihrer seltsamen Verblendung heilen müssen, deren Sympathien während des tripolitanischen Feldzuges zwischen Italien und der Türkei schwankten, ja wohl auch für die letztere optieren zu müssen glaubten, als ob, von aller Bundestreue abgesehen, sowohl die wirtschaftliche wie die militärpolitische Bedeutung Italiens hier irgendeinen Vergleich überhaupt zuließe.

Der Krieg hat aber endlich einen andern Staat an Stelle der verschwindenden Türkei in den Vordergrund unsers Interesses gerückt: Bulgarien. Mit Recht hatten Oesterreich-Ungarn und mit ihm Deutschland, ja schließlich alle Großmächte, in der Erhaltung des Statusquo, d. i. im Bestand der Türkei, ein Element des Gleichgewichts gesehen, weniger vom Glauben an die Stärke der Türkei, als von der Ueberzeugung geleitet, daß der Streit um ihre Erbschaft europäische Wirren hervorrufen könne. Ja, es war Pflicht der Großmächte, alles aufzubieten, um den Frieden zu erhalten. Wenn dieser Statusquo sich als Unmöglichkeit erwies, und der Gang der Ereignisse die Mächte zwang, sich

Digitized by Google

mit sich selbst in Widerspruch zu setzen, wird kein wahrer Politiker, kein Geschichtsschreiber ihnen daraus einen Vorwurf machen. Dergleichen Frontwechsel bringt die Politik mit Notwendigkeit mit sich. Für uns gilt es vor allem heute, uns nicht in unfruchtbaren Klagen über einen vernichteten Freund, über angeblich verlorene Werte zu gefallen ... Wir konnten die Türkei nicht retten, und unser Interesse verlangte es auch nicht ... es gilt vielmehr, aus der neuen Wandlung der Dinge Lehre und Nutzen ziehen und den Erben jener politischen und materiellen Werte Interesse und Wohlwollen entgegenzubringen. Unter diesen Erben steht, wenn wir von Rumänien absehen, Bulgarien an erster Stelle und verdient um so mehr unsre Aufmerksamkeit, als das Streben dieses jungen Staates dahin gehen wird, sich völlig auf eigne Füße zu stellen. Die Rolle eines Hauptes des Balkanbundes kann der Zar von Bulgarien auf die Dauer nicht erstreben. Denn die slawische Bruderliebe geht nicht bis zur Unterordnung des einzelnen unter die Interessen der Gesamtheit, und die Eifersucht des prahlerischen Serbiens zeigt schon heute, daß ein Balkanbund zwar ad hoc geschlossen werden, ihm aber keine Dauer beschieden sein kann. Eine russische Schutzherrschaft kann erst recht nicht nach dem Geschmack Bulgariens sein. Denn soviel auch dies Land dem nordischen Schirmherrn zu danken hat, es ist zu jugendfrisch und kräftig geworden, um nicht die Politik einer gesunden Selbstsucht mit Glück fortsetzen zu können. Und diese Politik weist Bulgarien darauf hin, ohne Rücksicht auf Sentimentalitäten die Beziehungen zu denjenigen Staaten zu pflegen, welche ihm die größten politischen und wirtschaftlichen Vorteile zu gewährleisten scheinen.

Was nun unser Verhältnis zu Rußland anlangt, so hat der Balkankrieg, soweit sich heute beurteilen läßt, es weder verbessert noch verschlechtert, wohl aber die alte Erfahrung bestätigt, daß wir die „traditionelle Freundschaft" zwar pflegen dürfen und sollen — soweit sie uns nicht unerwiderte und nachteilige Zugeständnisse zumutet —, sie aber nicht als festen Posten in unsre Rechnung einstellen können. Unzählige Male ist von zuständiger Stelle wiederholt worden, daß Deutschlands und Rußlands Wege sich nirgends kreuzen, einem herzlichen nachbarlichen Verhältnis daher nichts im Wege stehe. Das wäre unanfechtbar, wenn nicht die russische Staatsleitung mit einer Servitut belastet wäre, welche jeder Minister des Aeußern von seinem Vorgänger überkommt, nämlich jener vermeintlichen Verpflichtung, nicht bloß russische, sondern auch eine slawische Politik zu machen, d. h. nichts andres, als die Notwendigkeit, den gesunden Egoismus, welcher einzig dem Wesen und Interesse des modernen Staates entspricht, einer Idee zu opfern, und zwar einer unfruchtbaren. Rußland hat dem Allslawentum gegenüber seit Jahrzehnten keine andre Politik getrieben, nicht die Politik des Do ut des, sondern der selbstlosen Freigebigkeit; die Belohnung ist aber stets ausgeblieben.

Das Allslawentum kann, wenn es überhaupt im Gebiet der Politik einen Sinn hat, keinen andern politischen Zweck verfolgen als den, das österreichisch-ungarische Reich zu zerstückeln und auf seinen Trümmern einen allslawischen Staatenbund zu errichten. Schon das erste Ziel muß zum Glück demjenigen

Digitized by Google

schwer erreichbar dünken, welcher die Tüchtigkeit der österreichisch-ungarischen Armee und die monarchisch-dynastische Gesinnung der Mehrheit der Bevölkerung kennt. Das weitere Ziel aber, eine politische, sei es auch nur lockere Einigung der Slawen, liegt außerhalb des Bereichs der Möglichkeit, und ernsthafte Politiker brauchen sich mit diesem Problem nicht zu beschäftigen. Denn es ist schlechterdings nicht abzusehen, wie Bulgaren, Serben, Kroaten, Tschechen usw. nach dem Vorgang der Preußen, Bayern, Württemberger unter einen Hut zu bringen wären. Dazu fehlen alle politischen und kulturellen Voraussetzungen der geschichtlichen Entwicklung. So ist das Allslawentum nur staatenzerstörend, nicht staatenbildend; es teilt vielmehr mit allen umstürzlerischen Bewegungen die Schwäche, in sich selbst zu zerfallen, sobald das Angriffsobjekt zerstört ist, und bleibt für alle drei Kaiserreiche nur ein Element der Beunruhigung, für Rußland aber im besonderen Sinne ein Element der Schwäche; denn es verdirbt seine Beziehungen zu den großen Nachbarreichen, ohne im geringsten einen Ersatz dafür zu gewähren, legt ihm dagegen einerseits, wie schon bemerkt, unfruchtbare Opfer auf und erschwert anderseits die Verfolgung wichtiger realer Interessen. Um nur ein Beispiel anzuführen: Das wichtigste Ziel, welches Rußland erstrebt und erstreben muß, die Oeffnung der Meerengen, hängt nicht von den Balkanstaaten ab, nur vertrauensvolle Beziehungen zu den Großmächten können den Weg dorthin ebnen. Die allslawische Wühlarbeit aber versperrt diesen Weg, indem sie das Vertrauen zerstört.

Wenn nun gerade das slawenleere Deutschland seitens der allslawischen Presse zur Zielscheibe der heftigsten Angriffe gemacht wird, so könnte dies wundernehmen, wüßten wir nicht, daß die Allslawen im Deutschen Reich mit Recht gerade denjenigen Faktor sehen, dessen Macht und Dauerhaftigkeit das wirksamste Bollwerk gegen die Verwirklichung der slawischen Träume und eine Verschiebung des europäischen Gleichgewichts bildet.

Wohlmeinende russische Politiker antworten: „Hört doch nicht auf die Zeitungen. Die ‚Nowoje Wremja' ist doch nicht die Volksstimme. So heiß wird nichts gegessen, als die Zeitungen es kochen." Gewiß, auch wir verstehen künstliche Mache von der Volksbewegung zu unterscheiden und wissen sehr gut, daß die nationale Idee von einer gewissen Zeitungsindustrie zum Gegenstand der Spekulation gemacht und ausgebeutet wird. Aber wird denn die Gefahr damit verringert? Dürfen wir über eine Bewegung spotten, welche uns an den Rand eines europäischen Krieges brachte und damit bewies, daß sie auf die Regierung einen furchtbaren Druck auszuüben versteht, obwohl nicht das Interesse Rußlands, sondern nur unberechtigte Ansprüche der Serben und Montenegriner in Frage standen? Ist es nicht ein Spiel mit dem Feuer, wenn in Rußland noch immer der Regierungsgrundsatz zu gelten scheint: Es ist besser, die Meute auf das Ausland loszulassen, als das Inland preiszugeben?

Angesichts dieser bedrohlichen Physiognomie des Panslawismus heißt es eben gerüstet sein, und dies wäre auch dann noch richtig, wenn das franko-russische Bündnis nicht bestände.

Digitized by Google

Aber über das „Si vis pacem, para bellum“ hinaus darf die deutsche Politik sich nicht in müßige Fragen über Unvermeidlichkeit oder Abwendbarkeit eines Zusammenpralls zwischen Slawen und Germanen verlieren, oder gar jene Schwarzseher zu Worte kommen lassen, welche die slawische Hochflut für so mächtig halten, daß sie im letzten Ende auch die Donaumonarchie hinwegschwemmen müsse. Es wurde weiter oben schon darauf hingewiesen, daß die Güte der österreichisch-ungarischen Armee und die Loyalität der Bevölkerung solcher Annahme widersprechen. Hierzu tritt noch ein drittes Moment: der Selbsterhaltungstrieb. Fürst Bismarck hat einmal auf eine vertrauliche Anfrage erwidert, unsre Gesinnung und Haltung der Donaumonarchie gegenüber müsse immer loyal dynastisch bleiben. Dieser Ausspruch des großen Realpolitikers wollte sicherlich nicht sagen, daß wir nur aus Gewissenspflicht geheiligte Einrichtungen stützen sollen, sondern ging aus der Ueberzeugung hervor, daß der Staatsidee vor dem Nationalitätsprinzip der Vorrang gebühre und die längere Dauer beschieden sei. Der Nationalismus ist eine Krankheit, die Entartung einer Idee, welche keineswegs zu den Lebensbedingungen aller Staaten gehört, das österreichisch-ungarische Doppelreich aber dankt seine Entstehung nicht nur glücklichen Heiraten, sondern auch einem Bedürfnis. Warum sollte dies Reich, welches für Europa eine Notwendigkeit geworden ist und erst in jüngster Zeit so glänzende Proben kultureller kolonisatorischer Kraft abgelegt hat, nicht genug Lebenssaft besitzen, um das Gift abzustoßen und den Krankheitsprozeß zu überwinden! Wir dürfen und wollen es zuversichtlich hoffen. Denn die Grundlage unsrer Politik bleibt das deutsch-österreichische Bündnis, und wir glauben an die Festigkeit dieser Grundlage, weil uns auch der Bundesgenosse für stark gilt.

Die Türkei vor den beiden letzten Kriegen

1910/1911

(Auszüge aus den Aufzeichnungen und dem Tagebuch eines Diplomaten)

(Schluß)

Die Türkei und Italien

April 1910 bis Juli 1911. Die Beziehungen zwischen Italien und der Türkei sind äußerlich korrekt, indes weit davon entfernt, herzlich und vertrauensvoll zu sein. Die Ottomanen haben die italienische Nation im Verdacht ehrgeiziger Wünsche, die sich nur auf Kosten des türkischen Reiches befriedigen lassen. Sie hegen mehr als einen Verdacht, sie wissen davon. Denn diese Wünsche bestehen und werden nicht einmal verhehlt.

Um die Wahrheit zu sagen, sind die Türken überhaupt mißtrauisch. Wer wollte ihnen daraus einen Vorwurf zu machen wagen? Wie könnten sie wohl

Digitized by Google

nach den Erfahrungen, die sie gemacht haben, anders sein? Seit zwei Jahrhunderten wird ihnen fortwährend eine Provinz nach der andern abgenommen; infolgedessen sind sie schließlich dahin gelangt, allen zu mißtrauen. So sind sie auf Grund von Tatsachen oder Annahmen in Syrien und in Afrika mißtrauisch gegen Frankreich, in Mesopotamien, Arabien und im Persischen Meerbusen gegen England, an ihren asiatischen Grenzen gegen Rußland, in Albanien und Mazedonien gegen Oesterreich-Ungarn und selbst in Palästina gegen Deutschland.

Deshalb wird jede neue französische Initiative in Syrien mehr oder weniger Widerstand finden, jede neue englische Initiative wird in Mesopotamien oder Arabien auf unerwartete Hindernisse stoßen; und ebenso wird es russischen, österreichisch-ungarischen, deutschen Unternehmungen in Gegenden gehen, in denen je nachdem Rußland, Oesterreich-Ungarn, Deutschland im Verdacht stehen, nach Besitz oder einfach nach einem annähernd ausschließlichen und ausschlaggebenden Einfluß lüstern zu sein.

Doch keiner Nation mißtrauen die Türken heutigestags mehr als Italien. Dieses scheint ihnen trotz der wiederholten Versicherungen seiner Minister, daß Italien die Integrität des türkischen Reiches wünsche, die Türkei in Europa und in Afrika zu bedrohen: in Albanien, in Tripolitanien und der Cyrenaika.

Dieses Mißtrauen ist, wie man sehen wird, nicht unberechtigt; da die Jungtürken von Grund aus nationalistisch sind, ist Italien heute für sie diejenige Macht, deren Pläne zu fürchten und zu vereiteln sind.

Indessen hat es den Jungtürken an Beweisen von Sympathie und sogar von Solidarität von seiten der Italiener nicht gefehlt. Ihre Revolution wurde in Italien mit Begeisterung begrüßt, nicht nur von den Massen, deren Gefühle oft impulsiv und unbewußt sind, sondern selbst von den Staatsmännern, die darin ein glückliches Vorzeichen für die Zukunft ihres Landes, der italienisch-türkischen Beziehungen und Europas sahen.

Der Name „Junge Türkei" weckt die Erinnerung an die „Giovine Italia", und in der Tat ist das Komitee „Einheit und Fortschritt", ehe es eine Art Wohlfahrtsausschuß in gemilderter Form war, eine ottomanische Neuausgabe des italienischen „Carbonarismus" mit seinen „Ventes" gewesen. Die italienische Freimaurerei hat zur Bildung einer ottomanischen Freimaurerei beigetragen, die sich zuerst nur aus Juden und aus den „Dünmeh"[1]) von Saloniki und andern Zentren zusammensetzte, die aber seitdem eine Bresche in die Armee geschlagen hat.

In Saloniki, das sich mehr und mehr dazu auswächst, die geistige Hauptstadt des Reiches[2]) zu werden, hat man eine Reise ottomanischer Notabeln nach

---

[1]) Zum Islamismus bekehrte Juden, die aber nicht im Islam aufgegangen sind, denn sie behalten ihre Sitten und Gebräuche und ihre Sprache und, wie man sagt, heimlich auch die Andachtsübungen ihrer früheren Religion bei.

[2]) Ein satirisches Konstantinopeler Blatt, der „Dschem" (22. Juni 1911), hat sich liebenswürdig über die Bewohner von Saloniki lustig gemacht, indem es ihnen das veränderte Wort des Marseillaisers in den Mund legte: „Wenn Konstantinopel eine Straße Sabri-Pascha und einen Bürger wie Carasso-Efendi hätte, so wäre es ein Klein-Saloniki." Der

Digitized by Google

Italien organisiert, nach dem Vorgang der österreichisch-ungarischen Behörden, die eine ottomanische Reise durch die Staaten der Monarchie veranstaltet hatten. Die Reise hatte den Zweck, eine Anzahl von Jungtürken der arbeitenden oder der einflußreichen Klassen mit den landwirtschaftlichen Reichtümern, den industriellen Hilfsquellen, der kommerziellen Entwicklung, den sozialen Fortschritten der italienischen Halbinsel bekannt zu machen und die Bande der Freundschaft zwischen den beiden Nationen enger zu knüpfen. Sie hat nicht viel geholfen.

Man wechselt gelegentlich liebenswürdige Worte, und die italienischen Minister verfehlen nicht, so oft sie können, ihre Fürsorglichkeit für die Erhaltung des territorialen „Statusquo" des Ottomanischen Reiches und das Wohlwollen Italiens für die Türkei zu beteuern. Aber die Türkei nimmt diese Kundgebungen nur mit Zurückhaltung und manchmal mit Ironie auf. Die Versicherungen des Wohlwollens von seiten Italiens wirken auf sie mehr kränkend als verlockend. Die Türkei kann nicht vergessen, daß sie fünfhundert Jahre politischer Existenz in Europa hinter sich hat, während Italien als Macht sozusagen von gestern ist; daß das türkische Gebiet, so sehr es auch verringert sein mag, sich über drei Kontinente erstreckt und eine zehnmal größere Ausdehnung hat als Italien. So bleibt das Mißtrauen weiter bestehen und verschärft sich. Die unbestimmten und allgemeinen Worte verhallen; die heimlichen Ziele bleiben.

Uebrigens sind sie, wie schon gesagt, nicht mehr heimlich ... Italien hat bei mehr als einer Gelegenheit seine Absichten auf ein zum türkischen Reich gehörendes Gebiet angedeutet, eingestanden und sogar offen erklärt.

Was Albanien betrifft, so wird man sich erinnern, daß mehrere italienische Staatsmänner es zu wiederholten Malen besucht haben. Unter ihnen befanden sich Minister der auswärtigen Angelegenheiten: Graf Guicciardini, der es zuletzt war, und der Marquis San Giuliano, der es heute ist. Diese Minister haben über Albanien mit allzu deutlichem Interesse geschrieben und gesprochen, um nicht verdächtig zu erscheinen.

Es bestehen zwischen Italien und den Albanern uralte Bande, die sich von der Tatsache herleiten, daß ziemlich bedeutende albanische Kolonien sich in Italien angesiedelt haben, wo sie ihre Traditionen, ihre Sprache, ihre Bestrebungen aufrecht erhalten. Es werden in Italien albanische Zeitungen herausgegeben. Die albanischen Kolonien Italiens halten sich in Fühlung mit den Albanern des Ottomanischen Reiches.

Crispi, der hervorragende italienische Staatsmann, war von albanischer Herkunft. Man hat ihm heimliches Einverständnis mit den Albanern des Reiches und Absichten auf Albanien zugeschrieben. Er hat Verwandte, die kämpfende albanische Patrioten sind.

Indessen finden die Absichten Italiens auf Albanien ein Gegengewicht in

---

Verfasser eines Zeitungsartikels, der Saloniki die vierte Hauptstadt des Reiches genannt hatte (Brussa ist historisch die erste, Adrianopel die zweite, Konstantinopel die dritte), hatte sich nachher anders besonnen und es zur geistigen Hauptstadt des Ottomanischen Reiches proklamiert.

Digitized by Google

denen Oesterreich-Ungarns. Die beiden Mächte beobachten und überwachen sich gegenseitig. Solange diese Lage anhält, hat die Türkei wenig zu befürchten. Die Gefahr würde für sie an dem Tag beginnen, wo die beiden rivalisierenden Mächte zu einer Verständigung darüber gelangen würden. Heute flößt Oesterreich-Ungarn in Albanien mehr Mißtrauen ein als Italien. Der Beweis dafür ist, daß die Pforte in ihrer Schaukelpolitik kein Bedenken trägt, Italienern die Ausnützung von Wäldern im Land der Mirditen zu gestatten.

Dagegen hat sich ihr Mißtrauen gegen Italien in Tripolitanien außerordentlich verschärft.

*

Es gab eine Zeit, wo Italien die Augen auf Tunis gerichtet hielt, auf das der große Denker und revolutionäre Agitator Giuseppe Mazzini die zivilisatorischen Kräfte Italiens hingewiesen hatte. Unglücklicherweise verfolgte Italien seine Pläne so ungeschickt und so offenkundig, daß Frankreich Verdacht schöpfte, (1881) den Zwischenfall der Krumirs veranlaßte und unter dem Vorwand, seiner Besitzung Algerien an der östlichen Grenze die Ruhe sichern zu müssen, das Gebiet der Regentschaft besetzte und durch den Vertrag von Bardo das Protektorat über sie übernahm.

Damals entstand in Italien ein Ausbruch von Unwille und Zorn. Der Beitritt des Königreiches zum Bündnis der Zentralmächte ist zum Teil darauf zurückzuführen. Die Italiener fühlten ihre Isolierung und die Gefahr eines feindlichen Frankreich.

Indessen hätte ein aufmerksamer und unparteiischer Beobachter der politischen Erscheinungen erkennen müssen, daß Tunis nur durch ein ganz außergewöhnliches Zusammentreffen von Umständen Italien hätte zufallen können. Dieses würde stets zwischen sich und der Regentschaft Frankreich oder England gefunden haben: Frankreich, das ebenfalls nach diesem afrikanischen Gebiet als nach einer natürlichen Ergänzung Algeriens im Osten, wie es Marokko im Westen ist, begehrte, und das vom Berliner Kongreß eine Ermächtigung, ja sogar gewissermaßen eine Ermutigung mitgebracht hatte, sich seiner zu bemächtigen; England, das niemals zugegeben haben würde, daß ein und dieselbe Macht Sardinien, Sizilien und Tunis, die drei maritimen Stützpunkte La Maddalena, Augusta und Bizerta, in Besitz hätte und so in einem gegebenen Augenblick das Mittelmeer an seiner engsten Stelle sperren könnte.

Nachdem Italien also durch den Vertrag von Bardo die Hoffnung verloren hatte, Tunis jemals zu besitzen, richtete es seine Blicke auf Tripolis. Crispi glaubte einen Augenblick, daß es ihm möglich sein würde, von Frankreich als Entschädigung für Italiens Verzicht auf die Rechte, die es in Tunis nach früher geschlossenen Verträgen mit den Beis hatte, die Anerkennung einer Art von moralischer und politischer Hypothek, eines italienischen Vorrechtes auf dieses Gebiet zu erreichen. Aber Crispi täuschte sich. Frankreich würde ihm niemals eine solche Konzession gemacht haben: er wurde zu sehr gehaßt, und man fürchtete seine Schlauheit zu sehr. Es hätte sie damals selbst einem befreundeten Minister,

Digitized by Google

einem Visconti, einem Prinetti nicht gemacht, weil es selbst Absichten auf Tripolis hatte.

Tatsächlich hatte Frankreich schon bei der Besetzung von Tunesien daran gedacht, daß, ebenso wie Tunesien besetzt worden war, um Frankreich den friedlichen Besitz von Algerien zu sichern, auch Tripolis besetzt werden könnte, um den ruhigen Besitz von Tunis zu sichern. Und seine Absichten auf Tripolis wurden offenbar durch aufeinanderfolgende Eingriffe, die die Türken nur schwach abwehrten, und durch die Besetzung des tripolitanischen Hinterlandes, die im Einverständnis mit England ausgeführt wurde. (Französisch-englisches Abkommen vom Januar 1890.)

Wenn sich aber das französische Reich an der Mittelmeerküste Afrikas bis nach Aegypten oder bis an die Grenzen, die England diesem Lande vorzubehalten wünschte, ausbreitete, so bedeutete das, wie von Paris aus am 13. Januar 1891 der damalige italienische Botschafter Graf Menabrea schrieb, das Ende Italiens — finis Italiae! — als Mittelmeermacht ersten Ranges. Es galt also, diese Eingriffe zu verhindern, und die italienische Regierung machte sich dies zur Aufgabe. Sie überwachte die tunesisch-tripolitanische Grenze, ließ darauf aufmerksam machen, wenn es vorkam, daß Eingeborenenstämme verdrängt, Weideplätze und Brunnen in Besitz genommen wurden usw. Dieses Interesse, das die italienische Regierung an einer türkischen Provinz in Afrika nahm, machte die Pforte nur noch mißtrauischer gegen Italien, aber das unmittelbare Resultat, auf welches das römische Kabinett hinarbeitete, war von dem Augenblick an erreicht, wo die Türkei auf ihrer Hut war und sich den widerrechtlichen Veränderungen ihrer tripolitanischen Grenzen widersetzte. Wenn es Frankreich nicht gelungen ist, sich in Afrika noch weiter nach Osten auszudehnen, so ist das ebensosehr der Wachsamkeit Italiens wie dem Halt!, das England bei Faschoda rief, zu verdanken.

Später wurden in Frankreich durch das Interesse für Marokko, ein in jeder Hinsicht viel wertvolleres Land, die Absichten auf Tripolis in den Hintergrund gedrängt. Diesen Umstand benutzte die italienische Regierung, um mit der französischen Regierung ein Abkommen zu treffen, durch das sie ihr Ellbogenfreiheit in Marokko ließ, unter der Bedingung, daß Frankreich jedem speziellen Interesse in Tripolis entsage. Durch ein sich daran anschließendes Abkommen mit England verzichtete das römische Kabinett darauf, sich für Aegypten zu interessieren, und erkaufte damit das Desinteressement Englands an allem, was Italien in Tripolitanien und der Cyrenaika würde unternehmen wollen.

Diese Abkommen, denen die souveräne Macht von Tripolis, die Türkei, fernstand, hätten eigentlich geheim bleiben müssen. Statt dessen wurden sie in Italien an die Oeffentlichkeit gebracht, weil sie einen Erfolg der italienischen Politik darstellten oder darzustellen schienen und parlamentarischen wie ministeriellen Interessen dienten. Sie hatten das Gute, daß sie die Lage und das gegenseitige Verhältnis Italiens, Frankreichs und Großbritanniens in Nordafrika präzisierten und daß sie ziemlich genau bestimmte Einflußzonen festsetzten, um

Digitized by Google

die verschiedenen Rivalitäten abzuschwächen. Anderseits hatten sie das Schlimme, daß sie Italien in eine schiefe Stellung gegenüber der Türkei brachten, die Gewißheit bekam, wo sie bisher nur einen Verdacht gehabt hatte. Die Türkei erfuhr, daß Italien Begehr nach einem Teil ihres Gebietes trug und ohne ihr Vorwissen Abkommen schloß, mit dem Ziele, die Konkurrenten davon fernzuhalten, die die Absicht hatten, es zu erwerben oder zu erobern. Von da an konnte die Freundschaft, das gute Einvernehmen zwischen Italien und der Türkei nur noch ein Köder, eine Täuschung sein; die guten Beziehungen der beiden Mächte beruhten auf einer gewollten Zweideutigkeit und konnten von einem Tag zum andern unhaltbar werden. Selbst die Avancen und Höflichkeiten Italiens — wenn solche vorkommen — sind an sich schon verdächtig. Vergeblich sucht man glauben zu machen, daß Italien viel weniger selbst nach Tripolis gehen, als die andern daran hindern will, und daß Italien nur darauf bedacht ist, seine Rechte für den fernen Tag zu wahren (den es sich bemühen wird, wieder und immer wieder in die Ferne zu rücken), an dem das Ottomanische Reich der Auflösung verfallen wird. Weder die Alttürken noch vor allem die Jungtürken hören gern die Hypothese von der Auflösung des Reiches aufstellen. Die Jungtürken geberden sich sogar als Wiedererneuerer des Reiches.

Von dieser Zeit datiert auf seiten der Türkei jener aus Uebelwollen und Trägheit, in der sie sich auszeichnet, zusammengesetzte Widerstand gegen jede italienische Initiative, auf seiten Italiens eine Politik der Gereiztheit und der Verstimmung. Von dieser Zeit datiert die Schärfe, die jeder sich auf ottomanischem Gebiet ereignende Zwischenfall auf Kosten italienischer Untertanen oder Interessen annimmt, und die Schroffheit der Reklamationen und Rekriminationen der italienischen Regierung bei der Hohen Pforte.

Das ist auf beiden Seiten eine beklagenswerte Politik, vor der das römische Kabinett vergeblich gewarnt wird. Man hört nicht auf diejenigen, die ihr entgegenwirken möchten. Es wäre indes recht gut, sich eines Ausspruches des Fürsten Bismarck zu erinnern. Dieser hatte Crispi gefragt:

„Haben Sie Streitfragen mit den Türken?"

Und Crispi hatte geantwortet:

„Solche haben wir die ganze Zeit. Die Türkei ist nur ein Tier, das nicht weiß, was es tut."

„Sie können recht haben," erwiderte der Fürst; „aber die Tiere muß man fügsam machen und nicht schlagen."

Das ist, in ungezwungener Weise ausgedrückt, die Politik, die Deutschland der Türkei gegenüber befolgt: sie durch Milde und Geduld, die nicht der Festigkeit entbehren, zu erobern.

Das ist die Politik der Tierbändiger.

*

Juli—August 1911. Die Erregung gegen die Türkei nimmt in Italien zu. Die Nationalisten reizen die öffentliche Meinung auf. Gewisse Kreise, die

Digitized by Google

lärmendsten, die tätigsten, verlangen eine Aktion und bezeichnen als deren Ziel Tripolitanien, mit dem man endlich zu Ende kommen müsse. Die Lage wird unhaltbar.

Bis zu den letzten Monaten fand man in Italien dreierlei Meinungen verbreitet:

1. Die der Abstentionisten, die die Tripolisfrage als nicht existierend oder zum wenigsten als Italien nichts angehend ansahen. Es gab unter ihnen Gegner der staatlichen Kolonisation; die Verfechter des Nationalitätsprinzips, die jedes Volk Herr in seinem Hause sein lassen wollen und offen aussprechen, daß Italien kein Recht auf Tripolis habe; die Sozialisten, die der Ansicht sind, daß Italien bei sich selbst genug zu tun habe, und daß die Kriege nur den Interessen des Kapitalismus dienen; die besorgten Finanzmänner Italiens, die übertriebene Ausgaben befürchten usw.

2. Die Meinung der gemäßigten Expansionisten, die es gelten lassen, daß Tripolis eines Tages italienisch werden könnte, die es nicht andern zufallen sehen möchten, die aber für den Augenblick froh sind, daß es seinen legitimen Herren gehört. Später, wenn die Stunde der Auflösung des Reiches schlägt, wenn der „kranke Mann" an seinem Ende angelangt sein wird, und Italien solidere, dem Luxus der Kolonisation besser angepaßte Finanzen haben wird, werden sie gern diesen Erbanteil des Ottomanischen Reiches annehmen.

3. Die Meinung der hitzigen und stürmischen Expansionisten, die der Ansicht sind, daß Italien zu viel Zeit verloren habe, die den früheren Ministern vorwerfen, die Gelegenheit, die sich ihnen bot, nicht ergriffen zu haben, und die gegenwärtigen Minister drängen, die jetzige Gelegenheit zu ergreifen, die die letzte sei, nach der nichts mehr zu hoffen sei, weil nichts mehr zu machen sein werde.

Seit einiger Zeit jedoch, seitdem die Nationalisten Lärm schlagen, seitdem ihre Blätter die öffentliche Meinung mit allen Mitteln aufstacheln (wobei sie so weit gehen, daß sie Vorgänge, die mehrere Jahre weit zurückliegen, als Vorgänge der neuesten Zeit hinstellen), seitdem sie den Reichtum und die Produktivität der afrikanischen Provinzen der Türkei übertreiben, seitdem sie es so hinstellen, als wünschten die Araber sehnlichst die Ankunft der Italiener und riefen Italien als die befreiende Nation an — seitdem hat die Zahl der Abstentionisten stark abgenommen und die der Expansionisten sich um ebensoviel vergrößert. Gegner der Eroberung von Tripolis sind jetzt nur noch die Sozialisten als politische Gruppe, und die vorsichtigen, aber vereinzelten, allen andern Parteien angehörigen Leute, die sich vor einer Abenteuerpolitik fürchten.

Dagegen erklären die Nationalisten, daß keinerlei Gefahr mit der Sache verbunden sei. Es handle sich nur um einen militärischen Spaziergang oder, wenn man lieber will, um große kombinierte Manöver der Armee und der Marine, die an den Küsten Afrikas abgehalten werden, statt daß sie an denen von Ligurien oder von Sizilien stattfinden. Die Italiener der Zukunft würden der heutigen hohnsprechen, wenn sie die Gelegenheit, die sich biete, vorübergehen

Digitized by Google

ließen, ohne sie zu ergreifen. Oesterreich-Ungarn habe bereits Bosnien und die Herzegowina annektiert, ohne daß Italien eine Entschädigung erhalten habe. Werde man Frankreich seine Macht im Mittelländischen Meer durch seine Abkommen mit Deutschland über Marokko vergrößern lassen, ohne daß auch Italien einen Zuwachs erhalte?

Im Mai 1905 fragte die Kammer Herrn Tittoni, den Minister des Auswärtigen, rund heraus, ob die italienische Regierung sich darauf vorbereite, Tripolis zu besetzen. Und der Minister antwortete ungefähr mit folgenden Worten: „Nein, weil Italien in guten Beziehungen zur Türkei steht; weil die Integrität des Ottomanischen Reiches eine der Grundlagen der italienischen Politik ist, weil die Besetzung von Tripolis durch Italien ein böses Beispiel und eine gefährliche Ermutigung für andre wäre. Die Besetzung wird nur stattfinden, wenn sie unvermeidlich geworden sein wird."

Nun sagen aber die Nationalisten, die Türkei handle nicht freundschaftlich gegen Italien; die Integrität des Reiches sei schon zugunsten andrer Mächte verletzt worden, und die Umstände seien eingetreten, die die Einnahme von Tripolis notwendig machen. Italien habe von Frankreich und England anerkannte Vorrechte, es habe diejenigen einer höheren Zivilisation gegenüber einer tieferstehenden. In Ermangelung eines nationalen Rechtes folge es dem Rufe von den Türken vernachlässigter, verfolgter arabischer Völkerschaften ...

Diese Ideen beherrschen die große Majorität der italienischen öffentlichen Meinung. Durch Einwendungen oder Vorbehalte erreicht man nichts, als daß man sich den Vorwurf antipatriotischer Gesinnung zuzieht. Selten ist eine solche Einigkeit bei den Italienern festzustellen gewesen, deren Nationalgefühl durch die Erinnerungen und Festlichkeiten bei der Feier der fünfzigjährigen Einheit gewachsen ist. Monarchisten und Republikaner, Konservative und Liberale, Klerikale und Freimaurer vereinigen sich in einem und demselben Gedanken: auf nach Tripolis!

Fata trahunt!

*

Ende September 1911. Die Kriegserklärung. Wie sie zustande kam ...

Die ottomanische Regierung beharrt bei dem Glauben, daß Italien trotz der Drohungen in seinen Zeitungen und der aufreizenden Kundgebungen seiner Nationalisten keinen Handstreich auf Tripolitanien wagen werde. Seit vielen Jahren zeigt es sich so wenig kriegerisch! Es hat so viele andre und günstigere Augenblicke vorübergehen lassen! Es ist zu einer militärischen Aktion bereit; das weiß man. Aber wenn seine Vorkehrungen auch noch bestimmter und entschiedener wären, so erinnert man sich doch, daß es vor wenigen Jahren wegen der Frage einiger zu eröffnenden Postbureaus ein gewaltiges Geschwader mobil machte, das schon unterwegs war, aber, sobald die Eröffnung von der Pforte bewilligt war, in die Häfen zurückkehrte ...

Der Glaube der kaiserlichen Regierung wird von den Botschaftern des Deutschen Reiches und Oesterreich-Ungarns geteilt, um nicht zu sagen genährt.

Digitized by Google

Der Baron v. Marschall ist überzeugt, daß Italien weder ein Schiff noch ein Bataillon nach Tripolis schicken wird, und daß seine drohende Haltung keinen andern Zweck hat, als irgendeine neue Konzession zu erlangen, die ihm die Türkei hartnäckig verweigert.

Wenn es sich anders verhielte, würde doch das römische Kabinett Berlin benachrichtigt haben . . .

Doch für Italien hören nach der Meinung und dem Ausspruch eines russischen Staatsmannes seine Verpflichtungen gegen den Dreibund an der Donau auf. Italien würde künftig seinen Verbündeten von seiner Mittelmeerpolitik nur noch so viel mitteilen, als es für gut befindet. Uebrigens scheint es in Tripolis den Alldeutschen, um nicht zu sagen Deutschland, zu mißtrauen, und zwar, seitdem ein neuer deutscher Konsul, Dr. Tilger, ein vertrauter Freund des Wali, eine dort vorher unbekannte Tätigkeit entwickelt, seitdem ein Deutscher dort Grundstücke kauft, seitdem Baron v. Marschall und Marquis Pallavicini erklärt haben, daß sie nicht wüßten, auf welche Staatsdokumente sich die Ansprüche Italiens in Tripolis stützen . . . Wenn das römische Kabinett seine Pläne irgendeiner andern Macht mitgeteilt hat, so ist dies weder Deutschland noch Oesterreich-Ungarn. Vielleicht hat es sie in Petersburg durchblicken lassen, wo sie keinen Widerstand gefunden haben.

Einige Tatsachen könnten die kaiserliche Regierung aus ihrer Ruhe bringen. Die Abberufung des Botschafters, der „persona grata“ war, ließ sich durch persönliche Reibungen erklären, worüber sich der Großwesir Hakki-Pascha, der Botschafter in Rom gewesen ist und die Verhältnisse dort kennt, vollständig klar ist. Aber die Verspätung seines Nachfolgers, im gegenwärtigen Augenblick, gibt zu denken. Wenn er nicht kommt, so ist daran wahrscheinlich die Besorgnis schuld, daß er sogleich infolge eines vielleicht nahe bevorstehenden Bruches wieder abreisen müsse.

Indessen gehen in diesen letzten Tagen gewisse Dinge vor, die beunruhigend scheinen. Das italienische Stationsschiff ist abgefahren unter dem Vorwand, den neuen Botschafter abzuholen, aber in Wirklichkeit vielleicht, um nicht im Falle eines Bruches genommen zu werden. Ein italienischer Postdampfer, der in den Dardanellen ankam, fand dort den Befehl vor, umzukehren, und ein Teil der Passagiere, die nach Konstantinopel wollten, hat es vorgezogen, auf die weitere Reise zu verzichten und nach Italien zurückzukehren, statt die Fahrt mit den ihnen angebotenen Mitteln fortzusetzen. Italienische Schiffe, die sich im Schwarzen Meer befanden, sind zurückgerufen worden. Die Schiffahrtsgesellschaften wissen also, wie es manche Großbanken in Italien wissen, daß der Krieg bevorsteht.

Ferner bringt die Italienische Botschaft nicht mehr bei der Pforte darauf, die Erledigung der laufenden Angelegenheiten zu beschleunigen. Man kann annehmen, daß der Geschäftsträger dem neuen Botschafter das Verdienst — und die Schwierigkeit überlassen will, die schwebenden Fragen zu lösen. Man könnte aber auch glauben und würde damit das Rechte treffen, daß er deswegen die

Digitized by Google

ließen, ohne sie zu ergreifen. Oesterreich-Ungarn habe bereits Bosnien und die Herzegowina annektiert, ohne daß Italien eine Entschädigung erhalten habe. Werde man Frankreich seine Macht im Mittelländischen Meer durch seine Abkommen mit Deutschland über Marokko vergrößern lassen, ohne daß auch Italien einen Zuwachs erhalte?

Im Mai 1905 fragte die Kammer Herrn Tittoni, den Minister des Auswärtigen, rund heraus, ob die italienische Regierung sich darauf vorbereite, Tripolis zu besetzen. Und der Minister antwortete ungefähr mit folgenden Worten: „Nein, weil Italien in guten Beziehungen zur Türkei steht; weil die Integrität des Ottomanischen Reiches eine der Grundlagen der italienischen Politik ist, weil die Besetzung von Tripolis durch Italien ein böses Beispiel und eine gefährliche Ermutigung für andre wäre. Die Besetzung wird nur stattfinden, wenn sie unvermeidlich geworden sein wird."

Nun sagen aber die Nationalisten, die Türkei handle nicht freundschaftlich gegen Italien; die Integrität des Reiches sei schon zugunsten andrer Mächte verletzt worden, und die Umstände seien eingetreten, die die Einnahme von Tripolis notwendig machen. Italien habe von Frankreich und England anerkannte Vorrechte, es habe diejenigen einer höheren Zivilisation gegenüber einer tieferstehenden. In Ermangelung eines nationalen Rechtes folge es dem Rufe von den Türken vernachlässigter, verfolgter arabischer Völkerschaften ...

Diese Ideen beherrschen die große Majorität der italienischen öffentlichen Meinung. Durch Einwendungen oder Vorbehalte erreicht man nichts, als daß man sich den Vorwurf antipatriotischer Gesinnung zuzieht. Selten ist eine solche Einigkeit bei den Italienern festzustellen gewesen, deren Nationalgefühl durch die Erinnerungen und Festlichkeiten bei der Feier der fünfzigjährigen Einheit gewachsen ist. Monarchisten und Republikaner, Konservative und Liberale, Klerikale und Freimaurer vereinigen sich in einem und demselben Gedanken: auf nach Tripolis!

Fata trahunt!

*

Ende September 1911. Die Kriegserklärung. Wie sie zustande kam ...

Die ottomanische Regierung beharrt bei dem Glauben, daß Italien trotz der Drohungen in seinen Zeitungen und der aufreizenden Kundgebungen seiner Nationalisten keinen Handstreich auf Tripolitanien wagen werde. Seit vielen Jahren zeigt es sich so wenig kriegerisch! Es hat so viele andre und günstigere Augenblicke vorübergehen lassen! Es ist zu einer militärischen Aktion bereit; das weiß man. Aber wenn seine Vorkehrungen auch noch bestimmter und entschiedener wären, so erinnert man sich doch, daß es vor wenigen Jahren wegen der Frage einiger zu eröffnenden Postbureaus ein gewaltiges Geschwader mobil machte, das schon unterwegs war, aber, sobald die Eröffnung von der Pforte bewilligt war, in die Häfen zurückkehrte ...

Der Glaube der kaiserlichen Regierung wird von den Botschaftern des Deutschen Reiches und Oesterreich-Ungarns geteilt, um nicht zu sagen genährt.

Digitized by Google

Der Baron v. Marschall ist überzeugt, daß Italien weder ein Schiff noch ein Bataillon nach Tripolis schicken wird, und daß seine drohende Haltung keinen andern Zweck hat, als irgendeine neue Konzession zu erlangen, die ihm die Türkei hartnäckig verweigert.

Wenn es sich anders verhielte, würde doch das römische Kabinett Berlin benachrichtigt haben . . .

Doch für Italien hören nach der Meinung und dem Ausspruch eines russischen Staatsmannes seine Verpflichtungen gegen den Dreibund an der Donau auf. Italien würde künftig seinen Verbündeten von seiner Mittelmeerpolitik nur noch so viel mitteilen, als es für gut befindet. Uebrigens scheint es in Tripolis den Alldeutschen, um nicht zu sagen Deutschland, zu mißtrauen, und zwar, seitdem ein neuer deutscher Konsul, Dr. Tilger, ein vertrauter Freund des Wali, eine dort vorher unbekannte Tätigkeit entwickelt, seitdem ein Deutscher dort Grundstücke kauft, seitdem Baron v. Marschall und Marquis Pallavicini erklärt haben, daß sie nicht wüßten, auf welche Staatsdokumente sich die Ansprüche Italiens in Tripolis stützen . . . Wenn das römische Kabinett seine Pläne irgendeiner andern Macht mitgeteilt hat, so ist dies weder Deutschland noch Oesterreich-Ungarn. Vielleicht hat es sie in Petersburg durchblicken lassen, wo sie keinen Widerstand gefunden haben.

Einige Tatsachen könnten die kaiserliche Regierung aus ihrer Ruhe bringen. Die Abberufung des Botschafters, der „persona grata“ war, ließ sich durch persönliche Reibungen erklären, worüber sich der Großwesir Hakki-Pascha, der Botschafter in Rom gewesen ist und die Verhältnisse dort kennt, vollständig klar ist. Aber die Verspätung seines Nachfolgers, im gegenwärtigen Augenblick, gibt zu denken. Wenn er nicht kommt, so ist daran wahrscheinlich die Besorgnis schuld, daß er sogleich infolge eines vielleicht nahe bevorstehenden Bruches wieder abreisen müsse.

Indessen gehen in diesen letzten Tagen gewisse Dinge vor, die beunruhigend scheinen. Das italienische Stationsschiff ist abgefahren unter dem Vorwand, den neuen Botschafter abzuholen, aber in Wirklichkeit vielleicht, um nicht im Falle eines Bruches genommen zu werden. Ein italienischer Postdampfer, der in den Dardanellen ankam, fand dort den Befehl vor, umzukehren, und ein Teil der Passagiere, die nach Konstantinopel wollten, hat es vorgezogen, auf die weitere Reise zu verzichten und nach Italien zurückzukehren, statt die Fahrt mit den ihnen angebotenen Mitteln fortzusetzen. Italienische Schiffe, die sich im Schwarzen Meer befanden, sind zurückgerufen worden. Die Schiffahrtsgesellschaften wissen also, wie es manche Großbanken in Italien wissen, daß der Krieg bevorsteht.

Ferner dringt die Italienische Botschaft nicht mehr bei der Pforte darauf, die Erledigung der laufenden Angelegenheiten zu beschleunigen. Man kann annehmen, daß der Geschäftsträger dem neuen Botschafter das Verdienst — und die Schwierigkeit überlassen will, die schwebenden Fragen zu lösen. Man könnte aber auch glauben und würde damit das Rechte treffen, daß er deswegen die

Digitized by Google

ottomanische Regierung nicht mehr drängt, weil man die Besorgnis hat, daß die Hohe Pforte in irgendeinem Punkte nachgeben und dadurch die italienische Regierung irgendeines der Gründe berauben könnte, die sie gesammelt hat, um den Krieg zu motivieren.

*

Am Sonntag den 24. September, dem Tage vor dem Bairamfest (erster schawal des mohammedanischen Kalenders) hat die Italienische Botschaft aus Rom telegraphische Weisung erhalten, bei der Pforte einen dringenden Schritt zu tun. Die kaiserliche Regierung soll aufgefordert werden, ihre Beamten und deren Vorgehen zu überwachen, angesichts des Umstandes, daß vor kurzem nach Tripolis gesandte ottomanische Offiziere anscheinend auf geheime Befehle hin die Bevölkerung von Tripolis und Bengasi gegen die Italiener aufhetzen. Außerdem würde jede Entsendung von Truppen, Waffen und Munition nach Tripolis oder in die Cyrenaika durch die kaiserliche Regierung von der italienischen Regierung als „eine Tatsache von außergewöhnlichem Ernst angesehen werden". England hatte beim Eintreffen des Hauptmanns Marchand in Faschoda erklärt, daß ein bewaffnetes Einrücken Frankreichs ins Niltal als „an unfriendly act" betrachtet werden würde. Einerlei, wie der Ausdruck lauten mag, ein derartiges von einem fremden Staat ausgesprochenes und an einen souveränen Staat gerichtetes Verbot in bezug auf eine der Provinzen dieses Staates bezeichnet deutlich die Absicht der italienischen Regierung, die Türkei zum Aeußersten zu treiben. Damit ist also jetzt der Krieg sicher.

Die Sache hat Eile. Aber dieser Sonntag ist nicht nur ein christlicher Feiertag, er ist auch für die Muselmanen der letzte Tag des Ramasan. Die Bureaus der Hohen Pforte werden zeitig geschlossen. Ferner befindet sich die Italienische Botschaft in ihrer Sommerresidenz in Therapia, eine Stunde von Stambul entfernt. Außerdem braucht man einige Zeit, um die Note abzufassen. Aus allen diesen Gründen kann die Mitteilung, die die Drohungen Italiens enthält, der kaiserlichen Regierung erst am folgenden Tag übergeben werden. Nun ist aber der folgende Tag der des Bairam, des höchsten Festes der mohammedanischen Religion, das, wie Ostern bei uns, die muselmanische Fastenzeit beschließt. Man nennt es auch Id-Fitr, d. h. Fest des Abbruches (der Fastenzeit). Es ist ein Tag, an dem man Besuche, Geschenke, Wünsche austauscht, ein festlicher Tag wie kein andrer. Morgens findet im kaiserlichen Palast Dolma Bagtsche eine imposante und feierliche, religiöse und bürgerliche Zeremonie statt, zu der alle Behörden, alle jene sich einfinden, die im Staat, in der Stadt, in den Kirchen der verschiedenen Bekenntnisse eine Stellung einnehmen. Das Diplomatische Korps wird regelmäßig eingeladen, ihr auf einer großen Tribüne beizuwohnen, die ihm im Saal, wo sich die Hauptzeremonie abspielt, dem größten Saal des Palastes, reserviert wird. Man erwartete dort den italienischen Geschäftsträger erscheinen zu sehen, aber er fand es für gut, sich fernzuhalten. Nur der erste Dragoman, der Generalkonsul, subalterne Beamte der Botschaft

Digitized by Google

mit einigen Damen ließen sich sehen. Sie wurden übrigens äußerst liebenswürdig empfangen, sowohl von den Hofbeamten wie von den Mitgliedern des Diplomatischen Korps, die beide sich alle Mühe gaben, genau zu erfahren, was vor sich ging.

Indessen war der erste Dragoman beauftragt worden, dem Großwesir die von der Botschaft nach den von Rom gekommenen Anweisungen abgefaßte Drohnote zu überreichen. Er trug diese Note bei sich in der Tasche und suchte einen günstigen Augenblick, um sie trotz des Festes, trotz der Zeremonie zu überreichen. Es war ihm im Palast unmöglich, sich Hakki-Pascha zu nähern, der durch die mit seinem Amt verbundenen Pflichten beim Sultan festgehalten wurde. Da der Brauch will, daß gleich nach der Zeremonie im Palast die ersten Dragomane bei den höchstgestellten ottomanischen Persönlichkeiten sich einschreiben oder Karten abgeben und auf diese Art ihnen die Wünsche und Gratulationen der ausländischen Botschafter und Gesandten darbringen, so begab sich der erste italienische Dragoman in Gesellschaft des ersten deutschen Dragomans Dr. Weber auf seine Besuchsrundfahrt. Dr. Weber wußte nichts von dem Schritt, mit dem sein Kollege beauftragt war. Vom Hauptpalast aus wandte sich ihr Automobil einem entfernten Flügelbau zu, in dem der Thronfolger wohnt, von da fuhren sie auf die Höhen, auf denen andre hervorragende Persönlichkeiten wohnen, u. a. der Großwesir, der seinen Konak in Nischan Tasch hat. Es wurde ihnen gesagt, daß Seine Hoheit nicht zu Hause sei, und sie hinterließen Karten. Dennoch stieg der erste italienische Dragoman unter irgendeinem Vorwand aus dem Wagen, nahm den Diener, der sie empfangen hatte, beiseite und erkundigte sich, ob der Großwesir wirklich nicht zu Hause sei, weil er im andern Fall ihm eigenhändig eine Botschaft von allergrößter Wichtigkeit übergeben wolle. Der Diener versicherte, sein Herr sei abwesend, werde aber nicht lange mehr ausbleiben. Auf diese Versicherung hin übergab der erste Dragoman, da er nicht wußte, wo er Hakki-Pascha auftreiben sollte, dem Diener mit den erforderlichen Einschärfungen das Schreiben, dessen Ueberbringer er war, und ließ sich eine schriftliche Empfangsbestätigung geben.

Montag der 25. verlief ohne jedes bemerkenswerte Ereignis. Dienstag den 26. September morgens bat der Großwesir durch ein Billett den italienischen Geschäftsträger, sich zur Hohen Pforte zu begeben, da Seine Hoheit ihn zu sprechen wünsche. Der Geschäftsträger erschien in den ersten Stunden des Nachmittags im Großwesirat.

Hakki-Pascha drückte ihm sein lebhaftes Erstaunen aus über den scharfen und drohenden Ton der Mitteilung, die er in allerletzter Zeit von der Italienischen Botschaft erhalten habe. Die kaiserliche Regierung wisse ihn sich nicht zu erklären, da sie sich bewußt sei, immer, besonders seit er, Hakki, an ihrer Spitze stehe, bestrebt gewesen zu sein, alle Forderungen der königlichen Regierung zu erfüllen. Er erinnerte unter Aufzählung der einzelnen Fälle an die Waldkonzessionen, die italienischen Unternehmern in Albanien gewährt, die Vollmachten, die italienischen archäologischen und mineralogischen Missionen in der Cyrenaika und

Digitized by Google

in Tripolis erteilt worden seien, an die dem Banco di Roma gewährten Erleichterungen aller Art in Tripolis, in der Cyrenaika und sogar in Konstantinopel... Die kaiserliche Regierung sei Italien gegenüber weit über das hinausgegangen, was gesetzlich gestattet sei, wie die Ausweisung des Argentiniers Guzman beweise, die auf Italiens Verlangen und ohne genügende rechtliche Begründung zugestanden worden sei; sie habe etwas getan, wozu wenige Regierungen sich herbeilassen würden, indem sie einen Wali, den Marschall Ibrahim-Pascha, abberief, um der italienischen Regierung gefällig zu sein, ohne daß diese ihrerseits dasselbe Entgegenkommen zeigte, denn der italienische Konsul in Tripolis sei von dort freiwillig fortgegangen, ohne abberufen zu werden ... Nachdem er so viel getan habe, könne er, der Großwesir, nur erstaunt und betrübt sein, zu sehen, daß es ihm trotz all seines guten Willens nicht gelungen sei, die Italiener zu befriedigen. Wenn Italien wirklich noch mehr verlange, so werde er noch einmal versuchen mehr nachzugeben. Der Geschäftsträger möge genau erklären, was Italien wolle. Er werde noch einmal sein möglichstes tun, um es zufriedenzustellen.

Der Geschäftsträger antwortete, daß er keine andern Weisungen habe als diejenigen, deren er sich durch die Note vom Samstag den 24. September entledigt habe.

Darauf bat ihn der Großwesir, an den Minister des Auswärtigen, Marquis di San Giuliano, zu telegraphieren und ihn nach seinen Wünschen zu fragen. Die Hohe Pforte würde sich bemühen, sie zu erfüllen. Er möge hinzufügen, er, Hakki-Pascha, hege die aufrichtigsten Absichten, alle Schwierigkeiten zu beseitigen, alle Mißverständnisse zu zerstreuen, und habe das Vertrauen, daß auf italienischer wie auf ottomanischer Seite niemand auch nur die entfernteste Absicht habe, „die Karten durcheinander zu bringen".

Der Geschäftsträger versprach, um was er ersucht wurde, und telegraphierte seinem Versprechen gemäß noch an demselben Abend den Inhalt seiner Unterredung vom heutigen Tage mit dem Großwesir nach Rom.

Mittwoch den 27. September wurde im Laufe des Nachmittags ein sehr langes Telegramm aus Rom der Italienischen Botschaft durch das Telegraphenbureau von Therapia zugestellt. Die ganze Nacht mußte von dem Personal der Botschaft darauf verwendet werden, das Telegramm zu dechiffrieren und die an die Hohe Pforte zu richtende Mitteilung abzufassen. Entsprach die italienische Regierung dem Ersuchen Hakki-Paschas? Präzisierte sie, wie sie gebeten worden war, ihre Wünsche? Nein. Sie stellte ein Ultimatum. Unter dem Druck der Umstände, die später durch den Ausdruck „fatalità storica" zusammengefaßt worden sind, setzte sich die Regierung über die auf der Friedenskonferenz übernommenen Verpflichtungen[1]) hinweg, nach denen die zwischen ihr und der

[1]) „Im Falle einer ernsten Mißhelligkeit oder eines Konfliktes kommen die Mächte überein, ehe sie zu den Waffen greifen, die guten Dienste oder die Vermittlung einer oder mehrerer befreundeter Mächte in Anspruch zu nehmen."

Digitized by Google

Türkei schwebenden Fragen dem Haager Schiedsgericht hätten unterbreitet werden müssen.

*

Der folgende Tag, Donnerstag der 28. September, war diplomatischer Empfangstag bei der Hohen Pforte. In Abwesenheit des Ministers des Aeußern empfing Hakki-Pascha. Wenn sich der Geschäftsträger zur gewohnten Stunde ins Großwesirat begab, riskierte er, erst sehr spät empfangen zu werden, denn wenn andre Diplomaten schon da waren oder kamen, ehe er vorgelassen wurde, kam er erst an die Reihe, nachdem die Botschafter, die Gesandten und die Geschäftsträger, die älter waren als er — und sie waren es alle — defiliert hatten. Der Geschäftsträger verließ also vormittags Therapia, begleitet von dem ersten Dragoman. Zuerst begab er sich in die Deutsche Botschaft, wo er den Baron Marschall von dem Schritte, den er bei der Hohen Pforte zu tun beauftragt war, in Kenntnis setzte. Der deutsche Botschafter stellte ihm in bester Absicht den Ernst des Aktes vor, den er auf Befehl seiner Regierung zu vollziehen im Begriffe stand und von dem er die schlimmsten Folgen voraussah. Aber „alea jacta erat". Von der Deutschen Botschaft begab sich der italienische Geschäftsträger nach Stambul. Um $1^1/_2$ Uhr kam er in der Hohen Pforte an. Kurz vor 2 Uhr traf Hakki-Pascha selbst ein und gab Befehl, ihn vorzulassen.

Auf die Frage des Großwesirs, der sich erkundigte, ob die Italienische Botschaft Antwort auf die Mitteilung erhalten habe, die sie gebeten worden war, an den Marquis di San Giuliano zu richten, antwortete der Geschäftsträger dem Pascha nur durch Ueberreichung der Note, die für ihn abgefaßt worden war. Der Großwesir erwartete eine Darlegung von Tatsachen, die mit einer Formulierung der zu erfüllenden Forderungen schließen würde. Er überflog das Dokument mit den Augen.

„Aber das ist ja ein Ultimatum," sagte er.

Der Geschäftsträger verneigte sich zum Zeichen der Zustimmung.

Seine Hoheit durchflog die Note der Italienischen Botschaft noch einmal. Da der Geschäftsträger kein Wort sagte, fuhr Hakki-Pascha mit einiger Bitterkeit fort:

„Das ist die Fabel La Fontaines . . ."

Er meinte damit das wohlbekannte Gleichnis vom Wolf und vom Schaf.

Da jedoch der ausschlaggebende Grund des Ultimatums die Ankunft der „Derna" in den Gewässern von Tripolis zu sein schien, machte der Großwesir die Bemerkung, so akademisch sie auch sein mochte: da dieses Schiff von Konstantinopel, lange bevor die italienische Regierung ihr Veto gegen jede neue Entsendung von Soldaten, Waffen oder Munition nach Tripolis von seiten der Hohen Pforte eingelegt habe, abgegangen sei, so könne die Ankunft dieses Schiffes in Tripolis nicht die „Tatsache von außergewöhnlichem Ernst" bilden, von der die italienische Regierung seinerzeit gesprochen habe; überdies habe das Schiff hauptsächlich Lebensmittel für die ausgehungerte Bevölkerung des Wilajets

Digitized by Google

an Bord; ein weiterer Dampfer, der später mit derselben Bestimmung habe abgehen sollen, sei aufgehalten worden, um bei der italienischen Regierung keinen Verdacht zu erwecken, obwohl er nur Weizen und Gerste geladen hatte ...

Da der italienische Geschäftsträger keine Antwort gab, läutete der Großwesir seinem Kabinettschef und gab Befehl, unverzüglich den Ministerrat einzuberufen. Dann zog er seine Uhr aus der Tasche und sagte:

„Es ist 2¼ Uhr. Morgen vor dieser Zeit werden Sie unsre Antwort haben."

Die Mitglieder des Diplomatischen Korps, die währenddessen nach und nach angekommen waren und in dem für sie reservierten Saal warteten, bis sie zur Audienz vorgelassen würden, wurden benachrichtigt, daß die Audienz auf einen andern Tag verlegt werde.

*

Der Ministerrat trat zuerst in der Hohen Pforte zusammen. Später begab er sich in den kaiserlichen Palast Dolma Bagtsche. Die Beratung dauerte den ganzen Tag und einen Teil der Nacht. Freitag den 29., vormittags, wurde die Antwort der Hohen Pforte der Italienischen Botschaft in Therapia übergeben. Da die kaiserliche Regierung Italien, wie man erwarten mußte, die Besetzung ihres Wilajets Tripolis und ihres Mutessarifats Bengasi nicht gestatten konnte, so lief ihre Antwort auf das Ultimatum darauf hinaus, daß sie den Kriegszustand als bestehend anerkannte. Ehe jedoch die im Ultimatum festgesetzten vierundzwanzig Stunden verstrichen waren, hatte die Italienische Botschaft den Text der Kriegserklärung, die sie der Hohen Pforte überreichen sollte, telegraphisch aus Rom erhalten. Gegen 5 Uhr nachmittags wurde die Erklärung in die Stadt gebracht. Da die Pforte wegen des muselmanischen Festes geschlossen und der Großwesir sowie der Generalsekretär des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten nicht zu Hause waren, begab sich der erste Dragoman der Botschaft, der mit der Ueberreichung beauftragt war, nach dem kaiserlichen Palast, wo, wie er vorhergesehen hatte, der Ministerrat versammelt war. Es war 7 Uhr abends.

Der Großwesir bat seine Kollegen, die Sitzung zu suspendieren, damit er den Abgesandten der Botschaft empfangen könne. Als er statt des Geschäftsträgers, den er zu sehen erwartete, den ersten Dragoman erblickte, zeigte Hakki-Pascha einiges Erstaunen und fragte, ob der Geschäftsträger bereits abgereist sei ...

Er durchlas das Dokument, das ihm überreicht worden war, und interpungierte die Lektüre mit einigen „Gut!"

„Das Personal der Botschaft wird morgen früh seine Pässe erhalten," sagte er noch und verabschiedete dann mit einer Kopfbewegung den ersten Dragoman.

Die Minister traten wieder zur Sitzung zusammen. Noch an demselben Abend überreichte Hakki-Pascha seine Demission und die des ganzen Kabinetts.

Digitized by Google

Am folgenden Tage um 10 Uhr vormittags händigte Said Bei Daud, Sekretär und Dolmetscher des Großwesirats, der Italienischen Botschaft in Therapia die Pässe des Geschäftsträgers und seiner Kollegen aus.

Die Neutralisierung Afrikas

Auszug aus einem Schreiben eines hervorragenden Kolonialpolitikers

Ich darf vorausschicken, daß ich bei Beantwortung der aufgeworfenen Frage weit mehr auf seiten des Dr. Peters als auf der Hutters stehe. Die Beantwortung wird schon dadurch einigermaßen erschwert, daß Afrika geographisch zwar ein festumschriebener, einheitlicher Begriff ist, nicht aber politisch. Ganz Nordafrika gehört politisch schon jetzt eigentlich mehr zu Europa als zu Afrika. Man denke nur an Algerien und dessen drei Departements, die schon jetzt einen integrierenden Bestandteil Frankreichs ausmachen. Tunis und Marokko, ebenso Tripolis und Spanisch-Nordafrika werden wohl derselben Zukunft entgegengehen Wenn zwischen europäischen Mächten ein Krieg ausbrechen sollte, dürfte sich der Kriegsschauplatz voraussichtlich auch auf das Mittelländische Meer erstrecken. Ist es denkbar, daß dabei die Neutralität der einzelnen nordafrikanischen Kolonien gegenseitig geachtet wird, selbst wenn sie auf dem Papier stünde? Wäre nicht schon die Verwendung der einheimischen algerischen Bevölkerung in den Reihen der französischen Armee ein Bruch der Neutralität, und würde Frankreich auf diese Verwendung verzichten wollen und können und seine algerischen und tunesischen Häfen für neutral erklären usw.? Diese Frage aufwerfen heißt sie auch schon verneinen.

Denkt man bei Stellung Ihrer Frage ausschließlich an Zentral- und Südafrika, insbesondere also an die sog. Kronkolonien und die seit Ende des vorigen Jahrhunderts von den verschiedenen europäischen Mächten teils erst in Besitz genommenen, teils erweiterten Gebiete, so liegen die Verhältnisse allerdings weit einfacher. Auch ich halte es nicht für sehr wahrscheinlich, daß irgendeine europäische Macht eine andre mit Krieg überziehen wird, lediglich um sich in Afrika einen Gebietszuwachs zu erobern. So sehr die Grenzen der einzelnen hierbei in Betracht kommenden Kolonialgebiete noch einer Korrektur und Revision bedürftig sind, was sich schon aus der Art und Weise ihrer Erwerbung und Aufteilung ergibt, die bekanntlich höchst plan- und systemlos erfolgte und lediglich von dem Gesichtspunkte ausging, zunächst einmal blindlings zuzugreifen und Hand auf alles zu legen, was noch keinen Herrn hatte, so läßt sich doch eine derartige Korrektur mit der Zeit auch auf friedlich-schiedlichem Wege denken und erhoffen, zumal sie in manchen Fällen ja auch im gegenseitigen Interesse gelegen sein kann und es dabei keine Sieger und Besiegte zu geben braucht. Auch wäre wohl denk- und durchführbar, daß, im Falle des Ausbruchs eines Krieges zwischen

Digitized by Google

europäischen Mächten, die kriegführenden Teile ihre afrikanischen Besitzungen davon ausschlössen und gegenseitig für neutral erklärten. Dahingegen würde aber wohl keine Nation so weit gehen, in einem solchen Falle im voraus als siegende Macht bei einem Friedensschlusse auf jede Kompensation in Afrika zu verzichten und die Neutralisierung auch dann noch zu achten.

Diese und noch manche andre Erwägung, auf die ich bei der Kürze der Zeit hier nicht wohl eingehen kann, lassen mir es sehr zweifelhaft erscheinen, daß eine Neutralisierung Afrikas überhaupt möglich ist. Ob sie, wenn möglich, gerade im Interesse des Deutschen Reiches gelegen wäre, möchte ich mit Herrn Dr. Peters gleichfalls verneinen.

*

Im Interesse der von der Schriftleitung angeregten Angelegenheit der Neutralisierungsfrage Afrikas halte ich es für angezeigt, zu den von Herrn Dr. K. Peters ausgesprochenen Anschauungen Stellung zu nehmen, lediglich auf den sachlichen Moment mich beschränkend.

1. Die von Herrn Dr. Peters aufgestellte Definition einer Neutralisierung Afrikas: „daß alle in Afrika interessierten Mächte den afrikanischen Statusquo, komme, was kommen mag, garantieren sollen", ist zu weit. Das beweisen eben die von Herrn Peters angeführten „Fälle vom Gegenteil", die sich nicht gegen meine, sondern gegen die von Herrn Peters aufgestellte Definition richten. Eben weil in dieser weiten Fassung eine Neutralisierung Afrikas unannehmbar wäre, habe ich die engere Formulierung gewählt. Sobald einmal zwei europäische Staaten im Kriegszustand sich befinden, ist selbstverständlich das ganze gegnerische Gebiet Feindesland, ob in Europa oder außerhalb gelegen. Und jeder Staat wird da anpacken, wo er des Gegners verwundbarste Stelle zu treffen hofft.

2. Die von Herrn Peters als Gegenbeispiel genannte südafrikanische Union ist gerade eines der Staatengebilde, an deren unabweisbares Kommen ich bei meinen Ausführungen über „interkolonialpolitische Entwicklung" gedacht habe. Ich möchte hier nochmals meine wohlüberlegte Scheidung zwischen Nationalpolitik (i. e. Kolonialwirtschaft) und Interkolonialpolitik (eine von Professor Dr. v. Mackey eingeführte Bezeichnung) betonen.

3. Aus meinen Ausführungen zu diesem interkolonialpolitischen Standpunkt geht klar hervor, daß auch ich nicht die derzeitigen Abgrenzungslinien als endgültigen Statusquo betrachte. Nur will ich mit einer Neutralisierung Afrikas (in der von mir vorgeschlagenen engeren Auslegung) erreichen, daß eine Aenderung der Grenzen durch „Verständigung, Kauf oder Tausch", also friedlich vor sich gehe.

4. Auseinandergehende Urteile hinsichtlich Faschoda und Agadir dürfte man vielleicht richtiger als das Ergebnis verschiedener Parteistellung denn als „Irrtum" bezeichnen. Das hat jüngst in dem Agadirpalaver der darob entstandene Pressekampf zur Genüge erwiesen. Hätte es sich in beiden Fällen um vitale Interessen gehandelt, hätte ein Bluff nicht verfangen.

Digitized by Google

5. Das von Herrn Peters angeführte Argument der italienischen Kolonisierung des Agrarstaates Rom ist gerade ein Beweis für meine Anschauung, daß kein Agrarstaat eine Kolonialmacht im modernen Sinne sein wird. Etwas andres ist die Hinausschiebung der Grenzmarken von einem volklichen Kernpunkt aus, etwas andres die Besitzergreifung ferner überseeischer Gebiete.

6. Als weiteren Irrtum meinerseits bezeichnet Herr Peters, „zu meinen, daß Industriehandelsstaaten keine Kriege führten". Hätte ich so geschrieben, dann wäre das freilich ein grober geschichtlicher Irrtum. Ich bitte aber Herrn Peters, nochmals den betreffenden Absatz meines Artikels ansehen zu wollen. Das erste Wort desselben ist: „Heutzutage"!

7. Endlich noch ein Punkt. Herr Peters imputiert mir am Schluß seiner Ausführungen die Anschauung, daß der afrikanische Kontinent an allen Stellen gleichwertig sei. Als Kamerunforscher und Südwestafrikafahrer enthalte ich mich dazu jeder weitern Bemerkung. Nur so viel: für eine ausgleichende Bewertung der einzelnen Gebiete (wie ich solche S. 315, Absatz 1 von oben kurz angedeutet habe) ist doch wohl gerade ihre Verschiedenheit die logisch notwendige Voraussetzung.

Hutter.

*

Schlußwort

Wenn Herr Hauptmann Hutter unter „Neutralisierung Afrikas" nicht das versteht, was wir gewohnt sind, als Neutralisierung eines Landes (z. B. Belgiens und der Schweiz) zu bezeichnen, so war es seine Aufgabe, seine persönliche Definition seinem Aufsatz voranzustellen. Sonst mußte ich den Begriff fassen, so wie wir ihn kennen. Ich kann auch nicht einmal zugeben, daß seine engere Fassung richtig ist. Der Transvaalkrieg wurde doch sicherlich geführt, um ein „Stück afrikanischen Landes zu annektieren"; und Tripolis wie Marokko werden vor unsern Augen durch Krieg von europäischen Staaten erobert. Die Eroberung des Sudan durch Kitchener und die versuchte Unterwerfung des „Mad Mullah" durch die Briten sind ebenfalls noch frisch in Erinnerung. Es ist gar nicht ersichtlich, weswegen dies die letzten Kriege um afrikanische Gebiete sein sollen, weshalb dort in Zukunft „jede Aenderung der Grenzen durch Verständigung, Kauf oder Tausch, also friedlich, vor sich gehen" soll.

Herr Hutter meint, das von mir „angeführte Argument der italienischen Kolonisierung des Agrarstaates Rom sei gerade ein Beweis für seine Anschauung, daß kein Agrarstaat eine Kolonialmacht im modernen Sinne sein werde." Gründe für diese Behauptung gibt er nicht; auch verschweigt er, daß ich auf die agrarische Kolonialpolitik der Gracchen in Nordafrika, auf die agrarische Kolonialpolitik der Briten in Nordamerika (heute noch in Kanada, in Australien, in Südafrika) hingewiesen hatte.

Ob Handelsstaaten es nicht auch heute wie früher unter Umständen für ein „vitales Interesse" halten mögen, für die „offene Tür" das Schwert zu ziehen,

Digitized by Google

bleibt abzuwarten; ebenso, wie ich mich gar nicht wundern würde, wenn Großmächte für afrikanischen Landbesitz zu kämpfen für vorteilhaft halten. Was „vitales Interesse" eines Staates ist, ist augenscheinlich ein umstrittener Begriff. Ich verstehe als Lebensinteresse für das Deutsche Reich die Erwerbung möglichst vieler besiedlungs- und kulturfähiger Landgebiete auf der Erde, wo immer sie auch gelegen sein mögen.

Carl Peters (London).

*

Mein Schlußwort

Das Schlußwort des Herrn Dr. Peters zwingt mir — sehr gegen meine Anschauung, daß es für den Leser nichts Unerquicklicheres gibt als derartige Auseinandersetzungen — doch noch einmal die Feder in die Hand.

1. An welche Stelle ich meine Definition setze, ist meine Sache. Wohl aber ist es Aufgabe desjenigen, der sich kritisch mit dem Aufsatze eines andern befaßt, diesen zuerst vollständig zu lesen. Dann wäre Herrn Peters diese meine — Seite 313, letzter Absatz — klipp und klar gegebene Definition bei seiner ersten Erwiderung nicht entgangen.

2. Die von Herrn Peters angezogenen Beispiele: Transvaalkrieg, Tripolis, Marokko usw. stimmen wieder nicht ganz. Diese afrikanischen Gebiete hatten ja vor ihrer Annektierung durch die betreffenden europäischen Mächte noch keinen europäischen Herrn. Durch meinen ganzen Aufsatz zieht sich aber wie ein roter Faden der in der Definition direkt ausgesprochene Grundgedanke: daß wohl kein europäischer Staat, um ein einem andern europäischen Staate gehörendes Stück afrikanischen Landes zu annektieren, einen Krieg beginnen wird.

Nach diesen zwei Berichtigungen noch eine allgemeine endgültige Schlußbemerkung meinerseits: Daß Herrn Dr. Peters' und meine Anschauungen über die Möglichkeit einer Neutralisierung Afrikas auseinandergehen, hat seinen Grund wohl darin, daß wir beide sowohl auf kolonial als politisch verschiedenem Standpunkte stehen. Herr Dr. Peters ist auch jetzt noch für möglichst extensives Vorgehen, ich für intensive Kolonialarbeit; Herr Dr. Peters gehört anscheinend mehr der sog. alldeutschen Richtung an, ich nicht.

Hutter.

Digitized by Google

Graf Alois Karolyi

Ein Beitrag zur Geschichte der österreichisch-ungarischen Diplomatie

Von

Freiherr v. Hengelmüller

(Fortsetzung)

V

Berlin — Fortsetzung — 1861/1862 — Bis zum Amtsantritt v. Bismarcks

Die ersten Monate des Jahres 1861 waren für Karolyi eine an Mühe, Aufregung und Enttäuschung reiche Periode. Am 11. Januar hatte er eine Note des Freiherrn v. Schleinitz erhalten, in welcher die Geneigtheit der preußischen Regierung erklärt wurde, dem Inhalt der Teplitzer Besprechungen nunmehr vertragsmäßigen Ausdruck zu geben und in die Verhandlungen über ein Defensivbündnis einzugehen. Es schien somit, daß das von der kaiserlichen Regierung warm gewünschte, von ihrem Berliner Vertreter eifrig verfolgte Ziel seiner Erreichung nahe sei. Die freudig begrüßten Erwartungen gingen aber nicht in Erfüllung, vielmehr nach dreimonatigen Verhandlungen vollständig in die Brüche.

Die Eröffnung vom 11. Januar war dem kaiserlichen Kabinett als willkommene Ueberraschung gekommen, denn wenn man auch in Wien seit Teplitz sich dem angestrebten Ziele aufrichtiger Einigung mit Preußen nähergekommen fühlte, so war man sich gleichzeitig dessen bewußt, daß bis zum Abschluß des gewünschten Allianzvertrages noch ein beträchtliches, an Hindernissen reiches Stück Weges zurückzulegen sei. In den Instruktionen, welche zur Orientierung des nach dem am 2. Januar erfolgten Tode König Friedrich Wilhelm IV. zur Kondolenz und Teilnahme an der Begräbnisfeier in spezieller Mission entsendeten Erzherzogs Ferdinand Maximilian, nachmaligen Kaisers von Mexiko, aufgesetzt wurden, waren die bezüglichen Anschauungen und Wünsche der kaiserlichen Regierung in klarer und anschaulicher Weise ausgedrückt.

Der Kernpunkt der Frage, ob nämlich Preußen ohne für Oesterreich unannehmbare Zugeständnisse auf innerdeutschem Gebiete sich zum Abschluß des Bündnisses bereit finden lassen werde, war auch nach Teplitz offen geblieben. Die kaiserliche Regierung erkannte vollkommen, daß ihre schwierige Lage und billige Rücksicht auf den Ernst und die Gefährlichkeit eines preußischen Entschlusses zugunsten ihrer in Italien bedrohten Interessen ihr jedes mögliche Entgegenkommen zur Pflicht machten, fand aber die Grenzen hierfür teils durch die Interessen ihrer eignen deutschen Stellung, teils durch die Rücksicht auf die übrigen deutschen Staaten gezogen. Wir hatten daher schon in Teplitz Preußen unsre volle Unterstützung in der holsteinischen Frage zugesagt, waren bereit, im

Digitized by Google

Falle eines gemeinsamen Krieges Preußen alle mit dem Bundesprinzip vereinbarlichen Ehren und Erleichterungen, sowie den Oberbefehl am Rheine zuzugestehen, nicht aber permanente Konzessionen in organischen Fragen zu machen.

Seither hatten auch Bayern und Württemberg den Wunsch ausgesprochen, Preußen am Bunde zu einer direkten Kundgebung für die Aufrechterhaltung der österreichischen Herrschaft in Venetien zu bewegen. Die kaiserliche Regierung wünschte selbstverständlich das Gelingen eines solchen Schrittes, machte aber den Erzherzog auf die Heikligkeit dieser Frage aufmerksam, da Preußen diesfalls sehr empfindlich sei und alles ablehnen würde, was auch nur den Schein einer Majorisierung an sich trüge.

Der Zusammentritt der in Teplitz vorgesehenen Militärkommission hatte sich lange verzögert. Nun waren von österreichischer Seite General Graf Huyn und Major v. Binder in Berlin angekommen, von preußischer Generalleutnant v. Moltke und General v. Alvensleben ernannt worden. Ueber die diesen Kommissären zufallende Aufgabe bestand aber auf beiden Seiten kein ganz klares und bestimmtes Einverständnis. Für Oesterreich war die vertragsmäßige Feststellung der Fälle gemeinsamer Kriegsverpflichtung die Hauptsache, für Preußen die Einigung über eine Revision der Bundeskriegsverfassung und daraus folgende, am Bunde gemeinsam zu stellende Anträge. Eine von Herrn v. Schleinitz im Dezember 1860 erhaltene Mitteilung hatte die kaiserliche Regierung besorgen machen, daß Preußen aus der Einigung über den letzteren Punkt eine Vorbedingung für das Eingehen in den ersteren machen würde, und wenngleich sie hierüber Beruhigung erhalten hatte, war doch vorauszusehen, daß die preußischen Bevollmächtigten die Reformierung der Bundeskriegsverfassung in den Vordergrund stellen würden.

Was wir damals in Berlin wünschten, wurde in folgenden drei Punkten zusammengefaßt:

1. Befestigung des noch immer von feindlichen Einflüssen bekämpften Entschlusses des Königs, uns eventuell gegen Frankreich zu Hilfe zu kommen.
2. Rascher Abschluß der geheimen Militärkonvention.
3. Preußens Eingehen auf den von Bayern und Württemberg angeregten Gedanken einer gesamtdeutschen Kundgebung behufs gemeinsamer Verteidigung Venetiens.

Die Schleinitzsche Note vom 11. Januar rief unter diesen Umständen in Wien um so freudigere Genugtuung hervor, als in derselben Preußens Bereitheit zum Defensivbündnis an keine Bedingung geknüpft war, sondern nur die Erwartung ausgesprochen wurde, daß die kaiserliche Regierung die schwierige Aufgabe des preußischen Kabinetts durch offene Anerkenntnis wohlbegründeter und für die preußischen wie allgemein deutschen Interessen unabweislicher Forderungen erleichtern werde. Hervorgehoben wurde ferner, daß das Defensivbündnis den Verhandlungen über die Militärkonvention eine politische Grundlage geben und denselben als Komplement dienen sollte.

Digitized by Google

In Wien beeilte man sich, in die dargebotene Freundeshand einzuschlagen. Karolyi erhielt sofort die nötigen Vollmachten, und er wie seine Auftraggeber sahen der baldigen Mitteilung des Vertragsentwurfes um so zuversichtlicher entgegen, als Schleinitz selbst die Hoffnung auf möglichste Beschleunigung der Verhandlungen ausgedrückt hatte. Aber Wochen vergingen, ohne daß von preußischer Seite ein weiterer Schritt erfolgte, und Karolyi, der gehofft hatte, als erfolgreicher Kompaszisent wirken zu können, sah sich zur peinlichen Rolle eines bloßen Ermahnungsorganes verurteilt.

Am 19. Januar hatte Karolyi nach einer Unterredung mit Schleinitz dem Grafen Rechberg die Hoffnung ausgesprochen, daß er in wenigen Tagen in der Lage sein werde, den Vertragsentwurf vorzulegen, am 30. berichtet, daß Schleinitz durch die Adreßdebatte in der Kammer so sehr in Anspruch genommen sei, daß er für die Sache nicht die nötige Zeit gehabt habe. Der Entwurf befinde sich übrigens in Ausarbeitung. Am 2. Februar erörterte Karolyi sodann zum ersten Male die Hypothese, ob die Verzögerung nicht eine absichtliche wäre, doch wies er diese Annahme vorerst noch ab. Vierzehn Tage später sprach er seine bezügliche Befürchtung Herrn v. Schleinitz aus und erbat eine offene Mitteilung, ob der angeführte Zeitmangel wirklich der einzige Grund der Verzögerung sei und nicht viel mehr neu aufgetauchte Bedenken die Ausführung des so bestimmt angekündigten Entschlusses in Frage stellten. Nicht ohne Verlegenheit erwiderte der Minister des Aeußern, daß er vorläufig noch nichts Bestimmtes in Aussicht stellen könne, die Sache nächste Woche zum Abschluß zu bringen hoffe, jedoch gestehen müsse, daß noch manche Hindernisse zu überwältigen wären. Auf weiteres Drängen um mehr Licht erwiderte Schleinitz: „Ja, was wollen Sie? Ich bin nicht unsterblich, ich kann über die Zukunft nicht verfügen und weiß überhaupt nicht, ob ich werde durchdringen können. Mit dem Könige wäre es leicht, der Sache einen guten Verlauf zu geben, doch nicht so mit allen andern."

Diese Worte gaben den Schlüssel zur Lage. Schleinitz schloß mit der bestimmten Versicherung, daß „etwas" uns vorgelegt werden würde, aber Karolyi sah voraus, daß dieses für uns nicht annehmbar sein werde. Ihm war es klar, daß uns gegenteilige Strömungen im Kabinett zur Geltung gekommen waren, und daß, wenn auch nicht von einer förmlichen Zurückziehung der erteilten Zusage die Rede sein konnte, weitere Verzögerungen und zuletzt eine nicht im Sinne unsrer Wünsche und Erwartungen gehaltene Formulierung des Vertrages eintreten würden.

Kurze Zeit später gelang es Karolyi endlich, mit dem Ministerpräsidenten von Hohenzollern eingehend über die Frage sprechen und dessen Unterstützung persönlich erbitten zu können. Der Fürst versicherte ihn, daß seine Befürchtungen über neu aufgetauchte Bedenken oder ministerielle Uneinigkeit grundlos wären. Die Frage werde geheim behandelt, und sei nicht im Gesamtministerium beraten worden. Die eingeweihten Minister wären alle einig, Meinungsverschiedenheiten bestünden nur bezüglich der Form der Ausführung. Der Fürst bedauerte die eingetretene Verschleppung und den dadurch in Wien hervorgerufenen Eindruck,

Digitized by Google

eine wirkliche Erklärung derselben gab er nicht, meinte nur, daß die Besorgnis vor der Kammerstimmung Schleinitz zurückhaltend mache.

Mittlerweile waren auch die beiderseitigen Militärkommissäre dazu geführt worden, ihre Arbeiten zu suspendieren, da ohne vorherige Einigung über die politische Grundlage auch auf diesem Gebiet ein Resultat nicht zu erzielen war. In den Ende Januar und Mitte Februar stattgefundenen Sitzungen hatten die preußischen Kommissäre ihren österreichischen Kollegen eine ganze Reihe von Punktationen über gemeinsam am Bunde zu stellende Anträge übermittelt, welche, über den Rahmen der Teplitzer Verabredungen hinausgehend, nicht nur militärische, sondern auch politische Rechte vom Bunde auf die beiden Vormächte zu übertragen bestimmt waren. Abgesehen von der Frage friedlicher Durchführbarkeit solcher Pläne mußten uns dieselben unter der damaligen Konjunktur als direkte, auf die Etablierung preußischer Militärhoheit im ganzen nicht österreichischen Teile Deutschlands gerichtet erscheinen. Aber auch in jenen Punkten, wo die preußischen Militärforderungen annehmbar waren, mußte ihre Beurteilung eine wesentlich verschiedene sein, je nachdem die Vereinbarung über ein politisches Bündnis zustande gekommen war oder nicht.

Karolyi hatte bereits sehr wenig Hoffnung auf eine glückliche Lösung der so verheißungsvoll begonnenen Frage. Indessen bot der preußische Wunsch nach gemeinsamem Vorgehen am Bunde wegen der Militärreform, sowie anderseits die Möglichkeit unsers Anschlusses an die Staaten der Würzburger Konvention noch Aussicht auf das Gelingen eines entschiedenen Appells auf den Teplitzer Standpunkt und auf Stärkung der uns freundlichen Tendenzen in Berlin. Jedenfalls war durch einen solchen nichts zu verlieren und durch weitere Zögerung nichts zu gewinnen.

In den ersten Märztagen erhielt Karolyi im Sinne seiner Vorschläge den Auftrag, die preußische Regierung um eine ehebaldige Aeußerung darüber zu ersuchen, welche Folge sie ihrer Note vom 11. Januar nunmehr zu geben beabsichtige.

In einem den amtlichen Auftrag begleitenden Privatschreiben des Grafen Rechberg[1]) wurde die ganze Auffassung der österreichischen Regierung noch einmal ausführlich und prägnant erläutert. Es hieß darin:

„Wenn man sich der Erreichung eines redlich und beharrlich erstrebten Zieles schon sicher geglaubt hat, so entschließt man sich ungerne, neuen Zweifeln Raum zu geben. In diesem Falle befinden wir uns jetzt angesichts der Lage unsrer Allianzverhandlungen mit Preußen.

Die Note des Ministers v. Schleinitz vom 11. Januar war in so bestimmten Ausdrücken abgefaßt, daß wir es für eine ganz unfehlbar beschlossene Sache halten mußten, das Bündnis nunmehr auch offiziell zwischen den Regierungen zu besiegeln. Schon die lange Pause seit dem 11. Januar mußte uns aber wieder in Spannung versetzen, und jetzt droht uns vollends die Art, wie die

[1]) Rechberg an Karolyi, 4. März 1861.

Digitized by Google

preußischen Militärbevollmächtigten inzwischen ihre Ansprüche formuliert haben, die schon reif geglaubte Frucht dennoch vorzuenthalten ...

Ich weiß mir Preußens Handlungsweise nur dadurch zu erklären, daß man in Berlin glaubt, ein eisernes Gesetz der Notwendigkeit zwinge uns, Preußens Hilfe um jeden Preis zu suchen, während Preußen vollkommen freie Wahl habe, ob und unter welchen Bedingungen es uns diese Hilfe gewähren wolle ... Wie wäre es sonst möglich, daß die Generäle v. Moltke und v. Alvensleben abermals in einer neuen Form als Preis für den Abschluß des Bündnisses die Alleinherrschaft Preußens in Deutschland von uns forderten? Die Gelegenheiten sind nicht zu zählen, bei welchen wir gegen die Idee, als ob wir uns in einen solchen Handel einlassen könnten und wollten, Verwahrung einlegten, und nun finden wir dennoch wieder diesen hartnäckigen Stein des Anstoßes an der alten Stelle ...

Wir geben der Allianz mit Preußen vor jeder andern den Vorzug, und wir haben für diese Hauptrichtung unsrer Politik österreichische, deutsche und vor allem allgemein konservative Beweggründe. Aber wir können und werden uns nicht auf jede Bedingung hingeben. Verlangt man von uns das Aufgeben unsrer Rechte in Deutschland, ein Opfer, welches zugleich eine äußere Erniedrigung und eine innere Gefahr für den Kaiserstaat ist, so werden wir uns lieber nach einer leidlichen Rückzugslinie umsehen ...

... Beharrt man darauf, uns zuzumuten, die preußische Allianz durch Konzessionen zu erkaufen, die zu gewähren weder in unsrer Macht noch in unserm Willen liegt, so müssen wir Wert darauf legen, je eher bestimmten Ausspruch zu erhalten. Kommt es zu einem Kriege, in dem wir — sei es im Westen, sei es im Süden — mit Preußen treu und gemeinsam kämpfen, so werden sich beim Friedensschlusse Entschädigungen für Preußen finden, aber auf keinen Fall könnte Oesterreich schon vor dem Kriege auf seine Kosten Preußen die Früchte eines glücklichen Feldzuges gewähren. Wollten wir Opfer bringen, so könnten wir uns mit Frankreich gut stellen, ohne Risiko und ohne Krieg.

Der Kernpunkt der ganzen Frage ist: Stellt sich Preußen auf den höheren Standpunkt der Notwendigkeit unsers Zusammenhaltens, oder hält es den Augenblick für geeignet, sich auf unsre Kosten eine Stellung in Deutschland zu sichern?

Diese Instruktionen an Karolyi waren kaum abgegangen, als in Wien eine Note Herrn v. Schleinitz' eintraf, womit derselbe über das Stocken der Verhandlungen der Militärbevollmächtigten Klage führte. Der preußische Minister berief sich hierbei auf eine zu Beginn der Verhandlungen geschriebene Note Rechbergs vom 28. Dezember, worin die Versicherung enthalten war, daß auch das Wiener Kabinett den Verabredungen über die Bundesmilitärreform große Wichtigkeit beimesse, diesfalls baldmöglichst in Frankfurt gemeinsame Anträge zu stellen wünsche, und auch in der Kommandofrage dem preußischen Standpunkte ganz nahe gekommen wäre. Die daraus geschöpfte Ueberzeugung

Digitized by Google

von dem günstigen Verlauf der Militärverhandlungen habe Schleinitz bewogen, den Abschluß des Defensivbündnisses in Aussicht zu nehmen und die Januarnote zu schreiben. Zeitmangel allein habe bisher deren Ausführung verzögert, aber um so mehr hätten die Militärkommissäre an der Festsetzung der gemeinsamen Anträge arbeiten können, aber die österreichischen Bevollmächtigten haben dies mit der Begründung verweigert, daß vorher die Einigung über die politische Grundlage erfolgen müsse.

Schleinitz berief sich auch auf ein Handschreiben des Königs Wilhelm an die preußischen Bevollmächtigten, wonach „es das erste sein müsse, einen gemeinschaftlichen Antrag auf Außerkraftsetzung der Artikel XII—XVI der Bundeskriegsverfassung für den Fall zu stellen, daß eine der beiden Großmächte mit ihrer ganzen Armee aufträte", verlangte weiter auch Streichung des Artikels V und eheste Verständigung auf dieser Grundlage.

Es wurde Rechberg nicht schwer, diesen Ausführungen gegenüber darauf hinzuweisen, daß wir nach wie vor auf demselben Standpunkte stünden und die Verzögerung allein Preußen zuzuschreiben sei. Unser Motiv, in die Militärverhandlungen einzutreten, bestand einzig und allein in der Ueberzeugung, daß Preußen in den Krieg eintreten werde, falls Frankreich seine Waffen gegen uns wieder mit denen König Viktor Emanuels vereinige. Dies war und bleibe die Vorbedingung für alles weitere. Gemeinsame Anträge am Bunde im Sinne der Worte des Königs ständen mit unsern Wünschen ganz im Einklange, aber nicht so das von der preußischen Kommission in nicht offizieller Form vorgebrachte Projekt.

Schon früher hatte Karolyi vermutet, daß auf preußischer Seite keine Einheit in der Leitung der Sache bestünde, und speziell zwischen Schleinitz als Vertreter des Kabinetts einerseits und den Generälen Moltke und Alvensleben anderseits gänzlicher Mangel an Einvernehmen herrsche. Seine neuerlichen Erörterungen mit dem Fürsten von Hohenzollern und Herrn v. Schleinitz erhoben diese Vermutung zur Gewißheit, denn beide Minister erklärten, von den von ihren Militärbevollmächtigten formulierten Bundesanträgen keine Kenntnis gehabt zu haben. Sie desavouierten dieselben nicht, verteidigten sie aber auch nicht und gaben zu, daß sie von den deutschen Fürsten nie angenommen werden würden, worauf Karolyi hervorhob, daß, wenn es Preußen nicht um eine reine Prinzipienerklärung zusammen mit uns zu tun wäre, es das nach Maßgabe des vorhandenen Bundesverhältnisses Erreichbare im Auge behalten müsse. Bezüglich des von Rechberg aufgestellten Kernpunktes der Frage äußerte sich der Ministerpräsident von Hohenzollern dahin, daß das Streben, auf Oesterreichs Kosten eine bessere Stellung in Deutschland zu erringen und die Allianz davon abhängig zu machen, früher im Kabinett vorhanden gewesen sei, jetzt nicht mehr vorherrsche.

Diese Worte klangen sehr befriedigend, aber Karolyi resümierte seine Eindrücke doch dahin, daß die Bahn der Einigung auch unter den besten Konjunkturen noch eine dornenvolle und mühsame bleibe. Möglich, daß die

Digitized by Google

unannehmbaren, von militärischer Seite herrührenden Forderungen in ein besseres Geleise kommen, aber zu befürchten bleibe, daß man fort versuchen werde, in den Defensivvertrag politische Konzessionen in Deutschland hineinzubringen.

Diese Voraussicht Karolyis wurde durch die Ereignisse voll bestätigt. Am 31. März erfolgte endlich die Mitteilung des preußischen Vertragsentwurfes. Derselbe war in einem intimen Konseil festgestellt worden, an welchem unter Vorsitz des Königs der Kronprinz, Fürst von Hohenzollern und die Minister Schleinitz, Roon und Auerswald teilgenommen hatten. Er war für uns absolut unannehmbar, denn er knüpfte die preußische Hilfe im Kriegsfalle gegen Frankreich an die von dieser Macht schon in Warschau angeregte Reserve, daß wir auch im Falle siegreichen Zurückweisens eines sardinischen Angriffs die Lombardei nicht wieder nehmen würden, und enthielt überdies vier Separatartikel, durch welche das Alternat am Bunde, das ausschließliche Besetzungsrecht Preußens für Mainz, gegen Verzicht auf Landau und Rastatt, die Herstellung völliger Gleichförmigkeit unter allen Bundestruppen, österreichische Unterstützung der preußischen Anträge wegen Vereinigung des IX. und X. Korps der Bundesarmee mit der preußischen und schließlich gleicher Anteil an Gebietserweiterungen im Siegesfalle stipuliert werden sollten.

Karolyi machte aus seiner Enttäuschung Schleinitz gegenüber kein Hehl. Er nahm es auf sich, auf eigne Verantwortung und ohne eine Weisung aus Wien abzuwarten, an den preußischen Minister des Aeußern sofort nach Erhalt seines Vorschlages die folgende Note zu richten:

In meiner Eigenschaft als Bevollmächtigter für die Unterhandlungen wegen eines Defensivbündnisses halte ich es für meine Pflicht, wie ich es auch meiner Stellung dem kaiserlichen Kabinett gegenüber schuldig zu sein erachte, den gewichtigen Bedenken und peinlichen Eindrücken, welche schon die erste Lesung des gestern mir mitgeteilten Vertragsentwurfes in mir hervorrief, Euer Exzellenz hiermit erneuerten Ausdruck zu geben.

Eine nähere Prüfung hat diese Bedenken und Eindrücke, namentlich was den ganzen, dem Separatartikel zugrunde liegenden Ideengang betrifft, nur noch vermehrt, und ich mußte gestern erst erwägen, ob ich es verantworten könne, solche Vorschläge durch meine Vermittlung zur Kenntnis des kaiserlichen Kabinetts zu bringen.

In diesen Vorschlägen wird bloß ein innerhalb der engsten Grenzen stipulierter Kriegsfall für Preußen zugestanden, indem derselbe von der Erfüllung einer das natürliche Recht einer jeden kriegführenden Macht beeinträchtigenden, billigerweise Oesterreich unmöglich zuzumutenden Erklärung abhängig gemacht wird und wodurch Preußen sich auf einen Standpunkt stellt, welchen selbst Frankreich für genügend erachtet, um sich von einer Einmischung in den Krieg in Italien zu enthalten. Es wird sonach eine Voraussetzung für den Kriegsfall aufgestellt, welche denselben, wie die politischen Voraussetzungen dermalen liegen, gänzlich ausschließt. Ueberdies werden in dem Entwurf bedeutsame politische

Digitized by Google

und militärische Konzessionen auf dem Felde der deutschen Bundesangelegenheiten von Oesterreich verlangt, welche hinsichtlich einzelner wichtiger Punkte Seine Majestät der Kaiser schon in Teplitz ablehnen zu müssen geglaubt hat und welche sogar über die von Seiner Majestät dem Könige zu jener Epoche verlangten Gegenleistungen weit hinausgehen.

Es werden daher für Verheißungen, welche sich auf den oben entwickelten Kriegsfall beschränken, so weitgehende Gegenleistungen gefordert, und Eure Exzellenz wollen mir die Frage erlauben, auf welcher Seite sonach die Vorteile und die Nachteile liegen, und ob bei deren gegenseitiger Abwägung ein gleiches billiges Maß eingehalten worden ist.

Wenn ich demungeachtet den Vertragsentwurf ohne weiteres nach Wien abgesendet habe, so bewog mich dazu hauptsächlich der Umstand, daß diese Angelegenheit schon eine fast dreimonatige Verzögerung erlitten hat, sowie auch die Betrachtung, daß das kaiserliche Kabinett den dringenden Wunsch hegt, eine formulierte Aeußerung des preußischen Kabinetts über dessen diesfällige Absichten zu erhalten.

Ohne der Auffassung meiner Regierung im geringsten vorzugreifen, gestatte ich mir, bloß meine persönlichen Eindrücke der weisen Erwägung Eurer Exzellenz anheimzustellen, und sollten Hochdieselben es für angemessen erachten, das gegenwärtige Schreiben Seiner Majestät dem Könige vorzulegen, so würde mich dies im Interesse der Sache nur mit der aufrichtigsten Anerkennung zu erfüllen vermögen.

Empfangen usw."

Daß die Zumutung der Reserve bezüglich der Lombardei unbillig sei, gestand Schleinitz selbst zu, erklärte aber, daß ein Krieg gegen Frankreich für Preußen viel gefährlicher sei als für Oesterreich, welches nur Venetien verlieren könne. Daher bedürfe ein solcher Krieg, wenn er nicht unmittelbar zur Verteidigung heimischen Bodens unternommen würde, größerer Opferwilligkeit und Begeisterung seitens der Bevölkerung, und diese könnten nur durch Konzessionen für die eigne Machtstellung in Deutschland gewonnen werden. Anderseits wäre Preußen auch bereit, auf die Bestimmung über unser Eintreten für die Schweiz, Belgien und Holland zu verzichten.

Welches Gewicht auch diesen Argumenten vom preußischen Standpunkt zukam, so war es doch klar, daß dieselben im März nicht schwerer als im Januar in die Wagschale fielen, daher die Enttäuschung des kaiserlichen Kabinetts nicht mindern konnten. Die Verhandlungen waren gescheitert. Die kaiserliche Regierung billigte vollkommen die Anschauungen ihres Gesandten in Berlin, verzichtete auf die Fortführung der Verhandlungen und berief ihre Militärkommissäre zurück.

Indessen war man auf beiden Seiten bemüht, Gefühle der Verstimmung oder Gereiztheit nicht aufkommen zu lassen oder zum mindesten nicht zur Schau zu tragen. Schleinitz erklärte, daß auch ohne Vertrag die Teplitzer Absichten aufrecht blieben, und in Wien war man gleich geneigt, künftiger Verständigung

Digitized by Google

das Tor offen zu halten. Als am 12. April in der „Augsburger Allgemeinen Zeitung" aus Anlaß der Abberufung unsrer Militärbevollmächtigten ein gegen Preußen gehässiger Artikel erschien, wurde Karolyi beauftragt, hierüber das Bedauern der kaiserlichen Regierung sowie deren Wunsch auszusprechen, jede Zeitungspolemik über den Gegenstand vermieden zu sehen. Dies entsprach auch der preußischen Stimmung, und die „Kreuzzeitung" sowie die „Kölner Zeitung" schrieben in diesem Sinne.[1])

Wie sehr man in Wien die uns freundliche Gesinnung Herrn v. Schleinitz' anerkannte, kam einige Monate später zum Ausdruck, als er vom Auswärtigen Amte schied und Graf Rechberg ihm aus diesem Anlasse sein lebhaftes Bedauern nicht nur im eignen Namen und dem der Regierung, sondern auch in dem des kaiserlichen Hofes ausdrücken ließ.

Ganz anders war die Stimmung in der preußischen Kammer, wo wieder dieselben Oesterreich feindlichen Strömungen zum Ausdruck gelangten, wie im vorigen Jahre. Ganz besonders fand dies während der Adreßdebatte im Abgeordnetenhause anfangs Februar statt, wo auch eine Kundgebung zugunsten der fortschreitenden einheitlichen Konsolidierung Italiens votiert wurde. In Wien erregte dieses Majoritätsvotum natürlich lebhaftes Bedauern und peinlichen Eindruck, die von Herrn v. Schleinitz gegebene Erwiderung aber, und noch mehr die Antwort des Königs auf die Adresse hohe Genugtuung. Dieselben Vorfälle wiederholten sich im März anläßlich der Beratung einer Petition der Städte Stettin und Bittersfeld wegen Herstellung der preußischen Hegemonie in Deutschland.

Uebrigens war das Verhältnis zwischen Regierung und Kammer bereits ein unbefriedigendes und unnatürliches. Die Dinge entwickelten sich auf der von Karolyi im vorigen Jahre vorhergesehenen Linie.[2]) Am 31. Mai bewilligte die Kammer 4 135 025 Taler zur Aufrechthaltung der als Kriegsbereitschaft getroffenen Heeresausgaben im Extraordinarium. Die Regierung hatte um 750 000 Taler mehr verlangt und das Ganze als Ordinarium. Jedermann wußte, daß das Extraordinarium eine Fiktion sei, es sich nicht um Kriegsbereitschaft, sondern um Armeereorganisation handle und der König diese als Lebensfrage ansehe. Der Verfassungskonflikt war somit in Sicht, über dessen wirklichen Eintritt sollten die im Herbste bevorstehenden Neuwahlen entscheiden.

Eine weitere Frage, welche Karolyis Tätigkeit in diesen Monaten in Anspruch nahm, war die italienische. Auch auf diesem Gebiete bewegten sich die

---

[1]) Ich bemerke, daß diese Verhandlungen in keinem der bisher erschienenen, mir bekannten Werke wiedergegeben sind. Sybel, dem das betreffende Aktenmaterial wohl bekannt sein mußte, geht über dieselben (Bd. II, S. 397) kurz weg, Friedjung erwähnt sie gar nicht, und Wertheimer, Graf J. Andrássy, scheint sie gar nicht gekannt zu haben, denn er sagt (Bd. III, S. 305) gelegentlich der Verhandlungen über das Bündnis vom Jahre 1879, daß Oesterreich und Preußen zum letzten Male im Jahre 1854 den Anlauf zum Abschluß eines Bündnisses genommen hätten.

[2]) Siehe Juni-Heft S. 281/282.

Digitized by Google

beiden Kabinette wie im Vorjahre auf auseinandergehenden Linien. Das Turiner Kabinett hatte im Senate einen Gesetzentwurf wegen Annahme des Titels „König von Italien" eingebracht. Sofort nach dessen Votierung erließ die kaiserliche Regierung eine Zirkularnote an die vier Großmächte, um gegen eine solche Sanktionierung aller begangenen Rechtsverletzungen zu protestieren und sich auf die Aachener Verabredungen vom Jahre 1818 zu berufen, in denen man übereingekommen war, daß Titeländerungen nur nach vorherigem gemeinsamen Einverständnis stattfinden sollten. Zugleich erfolgte eine besondere Weisung an Karolyi, um Preußen für unsern Standpunkt zu gewinnen und es zum Abbruch der diplomatischen Beziehungen mit dem neuen Königreiche zu bewegen. Karolyi hielt diese Bemühungen für aussichtslos. Er hatte kurz zuvor aus Anlaß der Sendung des Generals Bonin nach Turin und der Anwesenheit des preußischen Gesandten bei der italienischen Kammereröffnung geschrieben, daß die preußische Regierung trotz des in voller Weise aufrechterhaltenen prinzipiellen Gegensatzes und der Wahrung der Legitimitätsgrundsätze bemüht sei, einen jeden tatsächlichen Gegensatz, welcher zum Bruche führen könnte, zu vermeiden, sich in keine faktisch gegnerische Lage zu der neuen Gestaltung der italienischen Verhältnisse zu versetzen und die Wagschale ihrer Politik entschieden zugunsten der italienischen Einheitsbestrebungen herabzudrücken. Mit jeder fortschreitenden Phase rückt das preußische Kabinett, wenn auch nicht eingestandenermaßen, um einen Schritt der italienischen Einheit näher, wodurch es nach der logischen Entwicklung zur Anerkennung des neuen Reiches geführt werden wird". Dieses Verhalten befolgte die preußische Regierung auch jetzt nach der Titeländerung, und Schleinitz erklärte Karolyi, daß man in Berlin zwar den neuen Titel nicht anerkennen, die Beziehungen aber nicht abbrechen werde. Als dann infolge der Proteste der Herzöge von Toskana und Modena die Anerkennungsfrage vor den Bund gebracht werden sollte, konnte auch über eine gemeinsame Haltung dort keine Einigung zustande gebracht werden, da Schleinitz erklärte, sich auch in Frankfurt als Bundesmacht nicht anders aussprechen zu können, als in Berlin als europäische Macht.

Uebereinstimmung in der Auffassung beider Kabinette zeigte sich anderseits in der zu Anfang des Jahres angeregten Idee eines Verkaufes Venetiens seitens Oesterreichs. Der Gedanke, die öffentliche Meinung Europas mit diesem Plan zu familiarisieren, scheint zuerst zwischen Kaiser Napoleon III. und dem Bankier Pereire ventiliert worden zu sein, und wurde dann in einer Broschüre „l'Empereur François Josephe et l'Europe" in die Oeffentlichkeit lanciert. Wie es scheint, hatte der Kaiser, bevor er sich zur Lancierung der Broschüre entschloß, die Information erhalten, daß Herr v. Schleinitz dem Verkaufsprojekte geneigt sei. Aufgegriffen wurde dasselbe am entschiedensten in London, wo Lord Palmerston unserm Vertreter in einem der Form nach freundschaftlichen, im Inhalt geradezu brutalen Privatbrief den Rat gab, seiner Regierung die Annahme desselben im eignen wie in Europas Interesse zu empfehlen. Gleichzeitig suchte Lord John Russell Preußens Unterstützung für dasselbe sowohl durch Graf Bernstorff in

Digitized by Google

London als Mr. Lowther in Berlin zu gewinnen. Schleinitz lehnte aber entschieden ab und erklärte auf die englischen Insinuationen, daß Preußen im gleichen Falle niemals einen solchen Rat befolgen würde, da dies gegen die Ehre und Würde einer Großmacht verstoße. Gleichzeitig berief er sich auch auf die Interessen des Deutschen Bundes an der Frage. Eine solche Sprache konnte in Wien nicht anders als dankbare Genugtuung hervorrufen, und Karolyi erhielt den Auftrag, diese Gefühle in Berlin auszudrücken.

Im übrigen waren die Sommer- und Herbstmonate des Jahres 1861 auf dem Gebiete der europäischen Politik solche verhältnismäßiger Ruhe und Entspannung. Auf innerdeutschem Felde dauerten die Verhandlungen und Diskussionen über die kurhessische Frage, den deutsch-dänischen Streit und die Befestigung der Nordküste fort, ohne indessen in ein akutes Stadium zu kommen. Was die öffentliche Meinung in Preußen und die Aufmerksamkeit unsers dortigen Vertreters während jener Monate am meisten erfüllte, war die Königskrönung im Oktober und die Neuwahlen für den Landtag im November, inzidentaliter auch der Wechsel im Ministerium des Aeußern. (Fortsetzung folgt)

Konfessionelle Professuren

Von

Prof. Dr. C. Güttler (München)

Die Besetzung der Philosophieprofessur an der Universität Straßburg, welche nach dem mit Rom getroffenen Abkommen einem Katholiken zufallen soll, hat die Frage, inwieweit derartige Professuren prinzipiell berechtigt sind oder nicht, wiederum in Fluß gebracht. Fast zwölf Jahre sind dahin gegangen, seitdem Theodor Mommsen gelegentlich der Ernennung von Martin Spahn zum Professor der Geschichte in Straßburg einen „Universitäts- und Konfessionsunterricht" überschriebenen Artikel veröffentlicht hat, welcher eine Bewegung hervorrief, an der sich mit geringen Ausnahmen sämtliche Universitäten des Deutschen Reiches und Deutsch-Oesterreichs zu beteiligen berufen fühlten. Bei Gelegenheit dieser Bewegung, welche noch in lebhafter Erinnerung stehen dürfte, hat auch der gegenwärtig schwebende Straßburger Fall bereits seine Erörterung und theoretische Erledigung gefunden. Gleichwohl möge es bei der Bedeutung der Gegensätze, um die es sich scheinbar handelt, gestattet sein, einige Gedanken prinzipieller Natur daran anzuknüpfen.

Die Wissenschaft der Gegenwart läßt sich nicht in einen konfessionellen Rahmen einspannen, und noch weniger kann, die dogmatische Theologie ausgenommen, von einer orthodoxen Bevormundung ihrer Lehren die Rede sein, darüber sind wir längst hinaus. Wie die Lernfreiheit das höchste Gut der akademischen Jugend ist, so bildet die akademische Lehrfreiheit das Pal-

Digitized by Google

ladium des gesamten Universitätswesens. Bei dem Schlagworte „Freiheit der Wissenschaft" hat man jedoch zwischen dem Abstraktum: „Wissenschaft" und dem Wissenschaftsträger streng zu unterscheiden. Gegenüber der psychologischen Freiheit, der alles menschliche Erkennen und Wissen schließlich entstammt, einer Freiheit, wie sie unter deutschen Philosophen namentlich Fichte verfochten und seinem Systeme zugrunde gelegt hat, gibt es weder staatliche noch kirchliche noch soziale Schranken, sie ist mit dem geistigen Wesen des Menschen, mit seinem Ich und dem Triebe nach Erkenntnis identisch, und als solche unabhängig von jeder äußeren, in den selbständigen Entwicklungsgang des Wissens hindernd eingreifenden Macht. Sein einziges Korrektiv findet der Fortschritt der Wissenschaft nur in sich selbst. Wer der absoluten Freiheit des wissenschaftlichen Denkens und Strebens Schranken setzen wollte, würde sich zugleich vermessen, die natürliche Geistesentwicklung des gesamten Menschengeschlechtes hemmen oder nach rückwärts lenken zu wollen. Ideen lassen sich jedoch wiederum nur durch Ideen besiegen. Anders verhält es sich mit der Freiheit des konkreten Wissenschaftträgers; er bleibt nicht nur ein dem Irrtum unterworfenes Individuum, sondern die Aeußerungen seiner Freiheit sind allenthalben objektiv durch Gesetz und Sitte, subjektiv durch persönlichen Takt, Temperament, Charakter, Rasse, Nation usw. eingedämmt. Die erstrebte Wahrheit beruht zudem niemals in der ephemeren Erscheinung einer Persönlichkeit, und sei sie noch so hervorragend, sondern sie setzt stets einen längeren Prozeß vorhergehender wie nachfolgender Entwicklung voraus.

Der Freiheit der Wissenschaft und ihrer Lehre stellt sich gegenüber das Autoritätsprinzip, wie es in den kirchlichen Dogmen, vor allem in den Glaubenssymbolen und in den Konzilienkanones der römisch-katholischen Kirche, in neuerer Zeit auch in den amtlichen Kundgebungen des Papstes zum Ausdruck kommt. Dem orthodoxen Katholiken und nicht minder dem bekenntnistreuen Protestanten ist die Fülle der Wahrheit, welche letzten Endes für die Wissenschaft ein unerreichbares Ideal bleibt, auf Grund einer göttlichen Erkenntnisquelle, übernatürliche Offenbarung genannt, bereits bekannt, es ist darum nur konsequent, wenn die Organe der Kirchenverbände ihre zukünftigen Priester davor behüten wollen, gegenteilige Ansichten in sich aufzunehmen, und wenn die Aeußerungen eines schrankenlosen Denkens sogar unter Zensur und Strafe gestellt werden. So viele Versuche auch bisher gemacht worden sind, diesen Konflikt zwischen freiforschender Vernunft und religiös-dogmatischer Autorität zu gegenseitiger Befriedigung zu lösen, so ist doch der notdürftig hergestellte Friede niemals ein endgültiger gewesen. Eine zeitgemäße kritische Zusammenfassung aller dieser Versuche gibt Emil Boutroux: Wissenschaft und Religion in der Philosophie unsrer Zeit. (Ins Deutsche übertragen von Emilie Weber. Teubner, Leipzig 1910.) Stets wird sich dem wissenschaftlichen Erkenntnistrieb und seinen Resultaten das religiöse Gefühl zur Seite stellen, dessen Macht als jene eines ursprünglichen Bewußtseinserlebnisses, das Wissen, und sei es noch so gesichert, nicht über sich triumphieren läßt. Die Interessen der Vernunft sind weit mehr praktischer wie

Digitized by Google

theoretischer Art. Wenn aber auch der Kampf beider Sphären, der rein wissenschaftlichen, wie der rein religiösen, zu den integrierenden Bestandteilen menschlichen Daseins ebenso zu gehören scheint wie die Scheidung von wahr und falsch, gut und böse, schön und häßlich, wenn ein dauernder Friede, wie auch Boutroux anerkennt, durch das Wesen der Endlichkeit ausgeschlossen ist, so hindert doch nichts, diese Extreme in Gestalt eines Kompromisses, eines für Staat und Gesellschaft gebotenen Modus vivendi praktisch zu überwinden, nur erfordert dies einen gerecht und objektiv denkenden Geist. Wer seine katholische Gesinnung mit dem Anspruche alleiniger Wahrheit aufdringlich heraushängt und mit dem blasphemischen Ausrufe: „katholisch ist Trumpf" debütieren will, wer insbesondere den inneren Religionswert in das politische Getriebe des Tages und der parlamentarischen Parteien hineinträgt und an Stelle der früher üblichen physischen Gewalttätigkeit den psychischen Zwang setzt, kurz, wer Anhänger jener extremen, egoistischen, der römischen Kurie in allem, sei es weltlich, sei es kirchlich, blind ergebenen neueren Richtung innerhalb des Katholizismus ist, die man als Ultramontanismus bezeichnet, ein solcher Mann scheint wenig geeignet, Profanwissenschaft und religiösen Glauben zu vereinigen, er muß notwendig intolerant werden und paßt darum schwerlich für eine Universitätsprofessur. Nicht minder fruchtlos bleibt eine Präponderanz der Konfession über das Wissen, wie sie sich in dem Ziele einer katholischen Universität oder einer durch besondere Vereine zu pflegenden katholischen Wissenschaft, einer „katholischen" Philosophie usw. ausprägt. Philosophie ist, wie jedermann weiß, eine reine Vernunftwissenschaft, die mit Konfession nicht das mindeste zu tun hat, geschweige von ihr Direktiven empfangen darf. „Es gibt," wie der Jesuit Josef Kleutgen (gest. 1883), ein bekannter Vorkämpfer der Neuscholastik, schreibt (Theologie der Vorzeit 1860, S. 187), „nicht bloß keine katholische, sondern es gibt auch keine christliche Philosophie, sondern nur eine wahre, die zwar mit dem Christentum im Einklang, aber von ihm insofern unabhängig ist, als ihre Prinzipien nicht im christlichen Glauben, sondern in der vernünftigen Natur des Menschen begründet sind. Diese Philosophie war möglich, wenn Gott auch weder im Paradiese noch im alten oder neuen Bunde sich geoffenbart hätte, und sie wird auch jetzt nicht aus geoffenbarten Wahrheiten, sondern aus rein natürlichen Erkenntnissen hergeleitet." Folgerichtig wird man auch an einer eignen, konfessionell katholischen Weltanschauung zweifeln dürfen, denn Weltanschauung gründet sich auf Metaphysik, und Metaphysik ist, auch wenn sie nur kritischen Wert beansprucht, niemals ein Resultat der Konfession gewesen. Wer heutzutage noch der Ansicht ist, daß die Philosophie nur dazu tauge, der Theologie Magddienste zu leisten, oder daß es unter den mannigfachen Systemen, welche geschichtlich aufgetreten sind, nur ein einzig Wahres geben könne, nämlich die vom römischen Stuhle approbierte Peripatetik des Mittelalters, wer von dem immanenten Entwicklungsgesetze des universellen Menschengeistes, von der an Klarheit mehr und mehr zunehmenden einheitlichen Erfassung des gesamten Weltgetriebes, von dem allmählichen Werden der Wahrheit im Hegelschen Sinne unberührt geblieben

Digitized by Google

ist, mit dem ist wissenschaftlich nicht zu rechten. Nimmermehr läßt sich die mittelalterliche Scholastik als Alleinherrscherin gegenüber andern Systemen hinstellen. Der kirchlich empfohlene Thomismus ist eine Philosophie, eine historisch berechtigte Denkweise sui generis, er ist aber weit entfernt, die Philosophie der Menschheit zu sein, im Gegenteil, er gilt heute mit allen seinen Annexen als philosophisch durch das Denken überwunden.

Aber soll vielleicht ein orthodox-konfessioneller Philosoph seinem Glauben, der ihm als Kind anerzogen wurde, entsagen, soll er ein Apostat werden, weil er sonst kein rechter Vertreter der Philosophie sein könnte? Keineswegs, doch bleibt eines zu beachten. Der konfessionelle Glaube ist individuell, das in einem Kathedervortrage enthaltene Wissen wendet sich an eine konfessionell gemischte Allgemeinheit, es soll der innern Ueberzeugung des Dozenten entsprechen, soll wahrhaft sein, und darf dennoch das Freiheitsprinzip oder die religiöse Ueberzeugung der Hörer nicht verletzen, mit andern Worten: der konfessionelle Glaube hat in der Amtsführung zurückzutreten, wie überhaupt ein zartfühlender Charakter von seinem religiösen Innenleben auch zu näheren Freunden nicht allzuviel sprechen wird. Gleichwie es nicht wenige große Naturforscher gegeben hat, die auf wissenschaftlichem Gebiete Epochemachendes geleistet haben und gleichwohl den Dogmen ihrer Kirche treu angehangen haben, man denke nur an Isaak Newton, so können sich Wissen und Glauben auch unter anderm Dache sehr wohl einig zusammenfinden, ja sie müssen sich dort mindestens psychologisch einheitlich zusammenfinden. Immer aber bleibt diese Harmonie des wissenschaftlichen und religiösen Weltbildes eine personelle, kann Andersdenkenden weder aufgedrängt noch andemonstriert werden. Diese Harmonie wurzelt nicht in einer besonderen „katholischen" Abart der Erkenntnis, sondern in der allgemein menschlichen Vernunftwissenschaft, an deren Förderung Katholiken in gleicher Weise und nach gleicher Methode beteiligt sind, wie Protestanten, Israeliten, Mohammedaner, Hindus usw. und das ganze klassische Altertum. Es gibt eine Wissenschaft der Katholiken, aber keine dominierende katholische Wissenschaft. Daß ein sog. katholischer Philosoph die Zwecklehre im Sinne eines ethischen Dualismus von Gott und Welt verteidigen wird, daß er sich zufolge eignen Ermessens von den Auswüchsen des Positivismus ebenso fernhält, wie von den Konsequenzen des reinen Idealismus oder einem Nietzscheschen Radikalismus, versteht sich von selbst. Der Dualismus kann sich jedoch mit gleicher noëtischer Kraft an Descartes, Locke, Leibniz oder Kant anlehnen, wie an Thomas oder an Aristoteles, und ebenso bleibt seinem Vertreter nach dem Vorbilde Descartes, der als gläubiger Katholik starb, der weitgehendste Zweifel an autoritativen Ueberlieferungen verwehrt, aus der sich erst allmählich ein sicheres Wissen emporringt.

Was ich vor mehr als einem Menschenalter (1877) schrieb, daran halte ich auch heute noch fest. Welcher Glaube der richtige sei, der auf Vernunft und Offenbarung gegründete alte oder der jede Offenbarung ausschließende neue, welche Stellung Polytheismus und Monotheismus im alten Glauben einnehmen, welche

Digitized by Google

Richtung innerhalb des Monotheismus, welche innerhalb des Christentums den Vorzug verdient, sind Probleme der Religionsphilosophie, deren Lösung dem Individuum anheimfällt; das neue Wissen beeinträchtigt gar keinen Glauben, weder den alten noch den neuen, wenn seine Träger der ihrer Erkenntnis gesteckten Grenzen sich stets bewußt bleiben. Erkennt der Profanforscher mit dem Dichter an, „daß wir nichts wissen können" (ignoramus et ignorabimus), betrachtet der Offenbarungstheologe mit demselben Dichter „Vernunft und Wissenschaft" als „des Menschen allerhöchste Kraft" (noscimus et noscemus, impavidi progrediamur), hält sich das selbstbewußte Ich gleich fern vom dünkelhaften wie vom blinden Glauben, dann können Glaube und Wissen vereint im Herzen des Menschen wohnen, bis er eingeht in den Tempel der Gewißheit, wo wir nach dem Worte des Apostels (1. Kor. 13, 12) die Wahrheit schauen von Angesicht zu Angesicht.

Wahre und vermeintliche Krankheitsursachen

Von

Geh. Medizinalrat Prof. Dr. Ad. Schmidt (Halle)

Und woher kommt nun meine Krankheit? Diese Frage, die so häufig vom Patienten an den Arzt gerichtet wird, der ihm soeben eröffnet hat, was nach dem Ergebnis der Untersuchung an seinem Körper defekt ist, ist bekanntlich nur selten glatt zu beantworten. Meist sind umfangreiche Auseinandersetzungen dazu nötig, ja oft genug bleibt uns nichts übrig, als mit einem Achselzucken anzudeuten, daß auch die vorgeschrittene Wissenschaft hierüber nichts zu sagen weiß. Der Laie beruhigt sich indessen dabei in der Regel nicht, sondern er fragt weiter, nicht bloß Aerzte, sondern auch Bekannte und, wenn er keine befriedigende Antwort bekommt, so legt er sich schließlich selbst eine Lösung zurecht, die zwar durchaus falsch ist und vielleicht zu unzweckmäßiger Lebenshaltung führt, die aber doch wenigstens sein Kausalitätsbedürfnis befriedigt.

Kausalitätsbedürfnis ist ein schönes Wort, es bezeichnet den Drang zur Erkenntnis, der uns allen innewohnt und läßt sich bei philosophischen Gesprächen und Spekulationen ausgezeichnet verwenden. Aber ich will mich nicht auf dieses schwierige Gebiet begeben, sondern bei der nüchternen Alltäglichkeit bleiben. Worin irren die Laien am häufigsten, wenn sie sich die Ursachen ihrer Krankheiten zurechtlegen?

Die Erkenntnis, daß eine große Anzahl von Krankheiten, durch Infektion, d. h. durch Eindringen von kleinsten Lebewesen (Mikroorganismen) in unsern Körper entsteht, ist tief in das Publikum gedrungen, aber ihre reale Bedeutung wird doch vielfach nicht richtig gewürdigt. Viele Menschen, nicht bloß aus gebildeten Kreisen, haben eine unüberwindliche Furcht vor Kliniken, Krankenhäusern, Lungenheilstätten, überhaupt vor allen Plätzen und Orten, wo Kranke gepflegt

Digitized by Google

werden, weil sie glauben, daß man dort sehr leicht „angesteckt“ wird. In Wirklichkeit sind aber gerade dort alle Vorsichtsmaßregeln gegen Uebertragung getroffen, während sie im gewöhnlichen Leben, im täglichen Verkehr mit unsern Nächsten und mit der Umgebung, oft sehr grob vernachlässigt werden. Die meisten Ansteckungen erfolgen gerade von solchen, die in den ersten Anfängen der Krankheit stehen, deren Leiden noch nicht erkannt ist, und die deshalb auch noch nicht „aus dem Verkehr gezogen“, d. h. isoliert werden. Das gilt für Scharlach, Masern, Diphtherie, Typhus, Tuberkulose und viele andre Affektionen. Daneben sind es die sog. Bazillenträger, Personen, die nach überstandener Krankheit oder ohne überhaupt selbst erkrankt zu sein, die betreffenden Krankheitserreger beherbergen und für ihre Verbreitung verantwortlich sind. Verantwortlich allerdings nur im übertragenen Sinne, denn weder sie selbst noch die Aerzte wissen gewöhnlich von ihrer Allgemeingefährlichkeit, sie werden erst entdeckt, wenn sie schon Schaden genug angerichtet haben. Gegenüber der Uebertragung von Person zu Person (durch Berührung, Auswurfsstoffe), dem bei weitem häufigsten Modus, spielt die Verbreitung der Infektionskeime durch Verkehrsgegenstände (Geld, Nahrungsmittel, Bücher usw.) nur eine untergeordnete Rolle, und die „Bazillenfürchtigen“, die um jedes Haus, wo ein Scharlachkranker liegt, einen Umweg machen, täten oft besser, im häuslichen Verkehr das gewohnheitsgemäße Küssen und den gemeinsamen Gebrauch von Taschentüchern abzuschaffen und im Eisenbahnwagen oder bei Versammlungen den Kopf abzuwenden, wenn ein Hustender nicht soviel Entgegenkommen zeigt, sein Taschentuch vor den Mund zu halten.

Kleine Verletzungen der Haut, zumal an den Füßen, und unbedeutende Furunkel werden oft ignoriert und vernächlässigt, obwohl sie zu den gefährlichsten Allgemeininfektionen (Blutvergiftungen) ebensogut führen können, wie eine große ungereinigte Wunde. Dasselbe gilt von der gewöhnlichen (nicht diphtherischen) Mandelentzündung, die in letzter Zeit als Eingangspforte des Gelenkrheumatismus und andrer schwerer Leiden die Aufmerksamkeit der Aerzte in erhöhtem Grade auf sich lenkt. Also: Größte persönliche Reinlichkeit in allen Dingen und Vermeidung aller unnötigen Berührungen! Im übrigen folgt die Verbreitung der Infektionskeime unfehlbar der Kultur, die deshalb schon manchen wilden Völkerstämmen gefährlich geworden ist, und es wäre ein törichtes Beginnen, allen Ansteckungsmöglichkeiten aus dem Wege gehen zu wollen. Ein gesunder Fatalismus ist hier nötig, gerade wie gegenüber den notwendigen, wenn auch stark reduzierten Gefahren unsrer modernen Transportmittel: der Dampfer, Eisenbahnen und Automobile.

Bei einer Reihe von Entzündungen und Eiterungen, speziell der Schleimhaut, sind die Bakterien, obwohl sie den krankhaften Prozeß unterhalten, nicht als die eigentlichen Erreger anzusehen, sie haben sich nur deshalb dort ansiedeln können, weil sie besonders günstige Lebensbedingungen fanden, die unter normalen Verhältnissen fehlen. Ueberall, wo im Organismus Blutstauung oder Behinderung des Abflusses von Auswurfsstoffen stattfindet, kommt es außerordentlich leicht zu infektiösen Katarrhen. Vieles spricht dafür, daß auch bei ganz gesunden

Digitized by Google

Menschen vereinzelte Keime unsre Schutzvorrichtungen passieren und in den Körper eindringen, daß sie aber wegen der natürlichen Widerstandskraft unsrer Gewebe nicht zur Wirkung gelangen können. Sobald aber diese Schutzvorrichtungen — Schleimabsonderung, mechanische Entfernung, Produktion chemischer Gegengifte — wegen irgendeiner Störung im komplizierten Getriebe des Lebens versagen, gewinnen sie die Oberhand und sind dann schwer zu beseitigen. Beispiele dieser Art sind die chronischen Entzündungen der Luftwege im Gefolge von Herzfehlern (sog. Stauungslunge), von Lungenerweiterung oder Luftröhrenverengung, die Erkrankungen der Nebenhöhlen der Nase (Stirnhöhle, Kieferhöhle, Mittelohr) bei Verengung ihrer Ausführungsgänge, die Blasen- und Nierenbeckenkatarrhe bei erschwertem Harnabfluß, die Darmkatarrhe im Gefolge von Verdauungsstörungen u. dgl. mehr. Dem Laien pflegt das Verständnis für diese Sekundärinfektionen infolge des mangelhaften biologischen Unterrichts auf unsern Schulen zu fehlen und sie behelfen sich dann bei der Erklärung derartiger Vorgänge mit Schlagworten wie „Erkältung“ oder „Diätfehler“.

Bleiben wir zunächst bei den letzteren, den „Diätfehlern“. Für wie viele Krankheiten muß nicht die fehlerhafte Ernährung herhalten! Und welche exorbitanten Heilwirkungen erwartet nicht der Durchschnittsmensch von einer zweckmäßigen Regelung der Diät! Es unterliegt keinem Zweifel, daß der Laie im allgemeinen der Ernährungsweise und den vorübergehenden Eß- und Trinksünden eine viel zu große Rolle in der Verursachung von Krankheiten zuschreibt, wenn auch damit durchaus nicht gesagt werden soll, daß sie etwa bedeutungslos sind. Für das Säuglingsalter kennt ja jede Mutter ihre Gefahren aus eigner Anschauung. Aber da sind die Vegetarier, welche die Gicht, die Nierenkrankheiten, die Adverkalkung, die Nervosität und was alles sonst noch lediglich auf den Fleischgenuß zurückführen, da sind anderseits die Fleischkonsumenten, welche den rohen Früchten und Gemüsen verdauungsschädigende Eigenschaften nachsagen, da sind die Anhänger Metschnikoffs, welche von der Yoghurtmilch eine Idealverdauung und die Verlängerung ihres Lebens erwarten, — ein jeder hält seine Methode für richtig und vergißt doch, daß die Konstitution des Menschen gerade in diesem Punkte einen außerordentlich weiten Spielraum gestattet, daß unser Anpassungsvermögen an die Ernährungsverhältnisse ein fast unbegrenztes ist, wie der Vergleich der Eskimos mit den Chinesen und den Negern beweist. Wenn ein kalter Trank, eine zu fette Speise, ein nicht ganz frisches Stück Fleisch, eine zu reichliche Mahlzeit immer einen Schaden hinterlassen würden, so kämen wir aus dem Kranksein überhaupt nicht mehr heraus. Auch hier gibt es natürlich Ausgleichsvorrichtungen: wer heute besonders gut gelebt hat, hat morgen keinen Appetit, und wer hungrig zu Tische geht, kann auch eine grobe Speise leichter verdauen als der dauernd übersättigte. In bezug auf die Verdauungsleistung gibt es überdies außerordentlich große individuelle Schwankungen; fast jeder einzelne hat gewisse Speisen, die er nicht gut vertragen kann, während andre, sonst als schwer taxierte, ihm nichts machen; aber sie sind bei jedem verschieden.

Digitized by Google

Viel gefährlicher als die Zusammensetzung der Nahrung sind die Eßgewohnheiten, die in unsrer hastenden Zeit oft sehr lax gehandhabt werden. Man schlingt, um Zeit zu sparen, innerhalb weniger Minuten eine Hauptmahlzeit herunter, wobei vom Kauen kaum die Rede ist, dazu wird womöglich noch Eiswasser getrunken, und ohne Ruhepause geht es weiter an die Arbeit. Oder es wird abends ein großes Diner eingenommen, das sich über mehrere Stunden erstreckt und dazu werden die verschiedensten Weine durcheinander getrunken. Kaffee und Tabak folgen nach. Die drei Gewohnheitsgifte: Alkohol, Koffein, Nikotin sind an vielen Schäden schuld, welche fälschlich der Nahrung zugeschrieben werden, und da sie von einer guten, besonders von einer animalischen Ernährungsweise nur schwer zu trennen sind, geben sie den Lobrednern des Vegetarismus eine mächtige Stütze für ihre Bestrebungen an die Hand. Ich will mich indessen nicht allzulange beim Essen und Trinken aufhalten, sondern nur noch betonen, um nicht mißverstanden zu werden, daß selbstverständlich auch der Verdauungskanal die Eintrittspforte für manche schweren Infektionen bildet (Cholera, Typhus, Dysenterie usw.), daß also gegenüber verdächtigen Nahrungsmitteln und Trinkwassern die größte Vorsicht geboten ist. Die Sorge dafür hat uns aber die Hygiene fast völlig abgenommen, so daß sie für den einzelnen nur selten dringend wird.

Wenden wir uns also zur „Erkältung", zum beliebten „Mädchen für alles". Ihre früher unbegrenzte Bedeutung in der Krankheitsätiologie hat freilich seit der Aera der Infektionskrankheiten erheblich gelitten, aber es gibt noch viele Leiden, über deren Entstehung wir nicht viel wissen, und gerade für diese bildet dann gewöhnlich die Erkältung den Lückenbüßer. Daß eine unerwartete Abkühlung, besonders in einem Zeitmoment, wo der Körper, wenn man so sagen soll, nicht darauf vorbereitet war, wo die natürlichen Schutzvorrichtungen der Haut (Zusammenziehung der Hautmuskel, Blutleere durch Verengung der Gefäße, Gänsehaut) nicht tadellos funktionieren, Störungen im Körperhaushalt hervorrufen können, wird niemand bestreiten wollen. Sicher ist aber anderseits, daß die gewöhnlichen Erkältungskrankheiten: der Schnupfen, die Halsentzündung, Katarrhe der Luftwege usw. im wesentlichen ebenfalls infektiöser Natur sind, ich meine, daß sie auf Bakterienansiedlung beruhen oder zum mindesten durch diese unterhalten werden. Kann eine Abkühlung, ein Windzug, ein Wetterumschlag, ein kalter Trank den Organismus so umstimmen, daß unter ihrem Einfluß die Mikrobien, die ihn beständig bedrohen, plötzlich festen Fuß fassen können? Dieses Problem ist noch nicht gelöst. Man nimmt heute als das wahrscheinlichste an, daß die Produktion chemischer Abwehrstoffe, der sog. Antikörper, durch die Erkältung gestört wird, aber auch hier bewegen wir uns noch auf dem Boden der Hypothese. Jedenfalls ist die Erkältung als solche unschädlich, wenn nicht noch etwas andres hinzukommt, nämlich die Infektion. Es ist ja klar, daß wir uns hundertmal Erkältungseinflüssen aussetzen, ohne zu erkranken, nur ganz ausnahmsweise „holen" wir uns etwas dabei. Polarfahrer, Seeleute und Bewohner des Hochgebirges, die ständig mit schweren Witterungsschäden zu kämpfen haben, bleiben nicht etwa deshalb von Erkältungskrankheiten verschont, weil sie

Digitized by Google

abgehärtet sind, sondern weil die gefährlichen Bakterien in den dünn bevölkerten Gegenden die Luft viel weniger verunreinigen.

Nicht selten geben Laien den Moment, wo sie sich erkältet zu haben glauben, ganz präzis an, aber sie machen dabei einen bemerkenswerten Trugschluß. „An dem und dem Abend, als ich erhitzt aus der Wohnung ins Freie trat, war das Wetter umgeschlagen, ich merkte sofort ein Frösteln und am nächsten oder übernächsten Tage hatte ich meinen Katarrh." Dieses Frösteln, welches als Zeichen der Erkältung angesprochen wird, ist nichts andres als eine leichte Fieberbewegung, das erste Zeichen einer bereits stattgehabten Infektion. Wer gelernt hat, sich vorurteilsfreier zu beobachten, weiß, daß dem Ausbruch des Schnupfens nicht selten schon mehrere Tage ein Unbehagen, Empfindlichkeit gegen Temperaturunterschiede, leichter Kopfschmerz usw. vorausgehen. Sie beruhen auf Giftwirkungen der infektiösen Keime; die lokale Reaktion der Schleimhaut folgt erst nach. Sehr viel häufiger als durch Erkältung entsteht der Schnupfen durch Uebertragung von Person zu Person, er geht durch die ganze Familie, einschließlich der Dienstboten, besonders wenn sie eng zusammenleben. Aehnlich steht es auch mit den rheumatischen Krankheiten, deren wahrer Ursprung uns zwar zum größten Teile noch unbekannt ist, die aber sicher ebenfalls mit infektiösen Agentien in engem Zusammenhang stehen. Jeder Rheumatiker bestätigt es, daß kalte Zugluft und Feuchtigkeit seine Schmerzen hervorrufen oder verstärken, während trockene Wärme sie mildert. Es ist ihm deshalb selbstverständlich, daß sein Leiden auf Erkältung beruht, aber er irrt; die Abkühlung steigert nur ein Symptom des Leidens, nämlich die Schmerzen, das Leiden selbst besteht auch unter der schmerzlindernden Wärme weiter, bereit, sich jederzeit von neuem zu melden. Hier wie fast überall ist der Irrtum des Laien darauf zurückzuführen, daß er Krankheit gleich Schmerzen setzt. Der Durchschnittsmensch hält sich so lange für gesund, als er keine Schmerzen hat und lernt häufig erst später einsehen, daß viele und gerade die gefährlichsten Krankheiten, wie Tuberkulose und Krebs, schmerzlos entstehen und selbst schmerzlos verlaufen können. Der Schmerz ist oft nur ein einzelnes, sehr bedeutungsloses Symptom, und nicht der maßgebende Faktor, zu dem ihn der Patient selbst macht. Er kann nicht gut anders, denn er kann sich dem Einfluß dieser für ihn bei weitem unangenehmsten Empfindungen nicht entziehen, sie trübt sein Urteil notgedrungen. Aus diesem Grunde ist es auch nicht gut, wenn der leidende Arzt sich selbst behandelt: er kann nicht über seinen eignen Empfindungen stehen.

Ein Kapitel, welches in den letzten Jahrzehnten, zum Teil infolge der Arbeiterschutzgesetzgebung, in der medizinischen Wissenschaft viel diskutiert worden ist, ist die Entstehung von Krankheiten durch Ueberarbeitung, resp. Ueberanstrengung körperlicher und geistiger Art. Für den Laien ist es fast selbstverständlich, daß ein derartiger Zusammenhang existiert, er ist sehr leicht geneigt, seine Beschwerden auf diese Weise zu erklären, wobei allerdings der Maßstab, an dem er seine körperlichen und geistigen Leistungen bemißt, oft unser Kopfschütteln erregt. Die Frage des Arztes, ob nicht Ueberarbeitung im Spiele

Digitized by Google

sein könne, wird, wenigstens von Männern, fast stets mit einem befriedigendem „Ja" beantwortet, auch dann, wenn schon der Gesamteindruck von vorneherein dieser Möglichkeit widerspricht. Es empfindet eben jeder als schmeichelhaft, daß ihm überhaupt eine so große Anspannung seiner Kräfte zugetraut wird. In Wirklichkeit steht heute die Sache so, daß wir die Ueberanstrengung nur als auslösendes Moment einer schon vorhandenen krankhaften Störung oder Anlage anerkennen, nicht aber als alleinige Ursache. Wenn ein Ungeübter bei einer sportlichen Leistung zusammenbricht und von da ab herzkrank ist, so war sein Herz auch vorher schon nicht ganz normal, was natürlich nicht voraussetzt, daß er auch etwas davon gemerkt hat. Ein ganz Gesunder wird vielleicht ohnmächtig und bleibt einige Tage krank, aber sein Herz erholt sich bald wieder und er trägt keinen dauernden Schaden davon. Die Ohnmacht bildet hier gewissermaßen den Schutz gegen das Zuviel. Aehnlich verhält es sich auch mit der geistigen Ueberanstrengung. Den völlig Nervengesunden schützt die mit elementarer Gewalt einsetzende Erschöpfung, der Schlaf überwältigt ihn, er ist nicht imstande, dagegen anzukämpfen. Durch künstliche Erregungsmittel (Tee, Tabak) verscheucht er ihn vielleicht für einige Zeit, bis das Ziel (Examen) erreicht ist, aber dann kommt der natürliche Rückschlag und nach kurzer Zeit hat er sich wieder erholt. Anders beim Menschen mit nervöser mangelhafter Anlage, dem ausgesprochenen oder latenten Neurastheniker. Er kann sich leichter überarbeiten, weil bei ihm die natürliche Hemmung nicht stark genug ist, die Ueberreizung seiner Nerven läßt ihn die Müdigkeit nach durchwachter Nacht nicht spüren, er glaubt oft in Besitz einer besonders starken Energie zu sein, aber er täuscht sich. Das „dicke Ende" kommt bei ihm unfehlbar nach, früher oder später bricht er mitten in der Arbeit zusammen und ist von da ab ein Mensch mit verminderter Leistungsfähigkeit.

Die ruhige, gleichmäßige Arbeit, sei sie körperlicher oder geistiger Natur, ist in der Regel auch dann nicht schädlich, wenn sie über die „normale" Achtstundenzeit hinausgeht. Wohl aber kann sie es leicht werden, wenn damit große persönliche Verantwortung, Risiko, Kummer und Sorgen verbunden sind: psychische Faktoren, deren gewaltige Einwirkung auf den gesamten Organismus (nicht bloß auf das Nervensystem) vielfach unterschätzt wird. Die „Seele" ist die höchste und letzte Triebkraft des Menschen, sie beeinflußt alle Kräfte und Leistungen. Wer unter günstigen Bedingungen, bei glücklichem Familienleben und wachsendem äußeren Erfolge, also mit Befriedigung, arbeitet, der erkrankt nicht so leicht an nervösen Störungen, auch wenn er nicht in allen Dingen mäßig ist. Wer aber unter beständigem Druck und unter den tausend Widerwärtigkeiten des Lebens den Daseinskampf durchfechten muß, der muß schon von Haus aus eine besonders starke Natur sein, wenn er durchhalten soll. Und wie die kleinen, immer wiederkehrenden Nadelstiche wirken, so vermag auch ein einzelnes großes Ereignis, ein gewaltiger Schreck, Todesangst bei einem Naturereignis oder einem elementaren Unglück, ein „psychisches Trauma" wie es medizinisch heißt, ebenso wie eine Ueberanstrengung krankheitsauslösend zu wirken. Das haben zuerst englische

Digitized by Google

Aerzte mit dem ihnen eignen praktischen Blick erkannt, indem sie vom railway-spine sprachen, der nach Eisenbahnzusammenstößen dauernd zurückbleibenden Störung im Zentralnervensystem. Heute reklamiert der Versicherte auch dann schon Unfallentschädigung, wenn er gar nicht selbst verletzt wurde, sondern mit dem bloßen Schrecken davongekommen ist, ja es wird ihm unter Umständen schon die beständige Aufregung, welche mit dem Kampf um die Rente verbunden ist, als ein krankheitsbegünstigendes Moment (Rentenkampfneurose) angerechnet.

Auch hier fällt selbstverständlich die vorhandene Disposition, die ererbte Anlage, bei weitem mehr ins Gewicht als die auslösende Ursache. Sie ist für sehr viel Krankheiten, nicht bloß des Nervensystems, in letzter Linie verantwortlich. Die Patienten haben dafür ein gutes Verständnis und beruhigen sich in der Regel in ihrem Forschungseifer, wenn ihnen das eröffnet wird. Ihre eignen Nachforschungen in diesem Punkte sind allerdings oft nur recht oberflächlich, einmal, weil wir in dieser schnellebigen Zeit uns überhaupt nur wenig um die intimeren Angelegenheiten unsrer Vorfahren und Verwandten kümmern können, dann aber auch, weil die Eltern es oft genug aus mißverstandener Scheu versäumen, die Kinder über unangenehme Familienangelegenheiten, vererbbare Fehler u. dgl., aufzuklären. Die Gelegenheit, bei der diese Dinge unter allen Umständen zur Sprache kommen müßten, ist die Ehe, sie bildet den einzigen Angriffspunkt für eine wirksame Förderung der Rassenhygiene, deren Notwendigkeit sich allen Kulturvölkern aufdrängt. Nicht Reichtum und soziale Stellung des Partners sollten die Wahl entscheiden, sondern vor allen Dingen eine gesunde körperliche und geistige Konstitution. Um diese zu erkennen, bedarf es aber mehr als einer einfachen Besichtigung und Untersuchung, es gehört dazu vor allen Dingen die Kenntnis des Gesundheitszustandes derjenigen Vorfahren, deren Blut in dem fraglichen Individuum vertreten ist, mit andern Worten der sog. Ahnentafel. Diese Ahnentafel ist ganz etwas andres als der bisher fast allein gewürdigte Stammbaum, der uns nur anzuzeigen vermag, wieviel von dem Blut eines ganz bestimmten Vorfahren in uns zirkuliert. Daß wir mit $^1/_{100}$ oder $^1/_{1000}$ unsres Blutes von einem „berühmten" Vorfahren abstammen, ist in der Tat medizinisch ganz gleichgültig, es fragt sich vor allem, von wem die übrigen $^{99}/_{100}$ oder $^{999}/_{1000}$ stammen und wie viele darunter defekt waren?

Doch ich verliere mich zu sehr in ein zwar interessantes, aber doch nicht direkt zum Thema gehöriges Gebiet. Das Thema der Erblichkeit bei der Entstehung von Krankheiten wird gegenwärtig von neuem durchforscht und verspricht uns noch mancherlei Aufklärung. Heute liegen die Dinge für uns so, daß nur relativ selten eine Krankheit als solche direkt von den Eltern ererbt wird; viel häufiger bringen wir eine fehlerhafte Anlage auf die Welt mit, die zu dieser oder jener Krankheit sich entwickeln kann, wenn andre begünstigende Bedingungen hinzukommen, die sich aber anderseits nicht dazu entwickeln muß, sondern das ganze Leben latent bleiben und vielleicht erst bei unsern Nachkommen wieder zum Vorschein kommen kann. Für die meisten tiefergreifenden Krankheiten — natürlich nicht für Verletzungen, Vergiftungen, spezifische Infektionen — gilt der

Digitized by Google

Satz, daß nur selten eine Ursache allein sie auslöst, fast immer müssen eine ganze Reihe von Faktoren zusammenkommen, um das Resultat zu zeitigen, wobei allerdings eine oder einzelne so hervorragen können, daß sie die übrigen übertönen. Das ist auch der Grund, weshalb es dem Arzte meist unmöglich ist, auf die Frage seines Patienten eine präzise Antwort zu erteilen.

Die Ziele der deutsch-englischen Verständigungsbestrebungen

Von

Kontreadmiral z. D. Glatzel (Berlin)

Der moderne Pazifismus hat eingesehen, daß Bestrebungen, die so ungeheuer in die Lebensinteressen von Völkern, staatlichen Organismen und Individuen eingreifen, wie das Weltfriedensproblem, nicht durch internationale Beschlüsse auf einmal in einer alle Interessen berücksichtigenden und befriedigenden Weise verwirklicht werden können, sondern nur ganz allmählich durch Summierung von Teilproblemlösungen zu ermöglichen sind. Alle gerade in den letzten beiden Jahrzehnten vermehrt auftretenden Versuche, die politischen Beziehungen zwischen bestimmten Völkern zu verbessern, können als solche Bausteine des idealen Weltfriedensgebäudes gelten.

Die deutsch-englische Verständigung wäre in diesem Sinne für das erwähnte Gesamtproblem von ausschlaggebender Bedeutung; denn die Herbeiführung eines politischen Zusammengehens jener beiden finanzkräftigsten, mit See- und Landstreitkräften aufs beste ausgestatteten und daher einflußreichsten Staaten würde einschneidend auf die Gestaltung der Politik aller Kulturstaaten einwirken und voraussichtlich die Entscheidung über Krieg und Frieden auf dem ganzen Erdenrund in die Hand jener gewaltigen Machtvereinigung legen. Auch Sir Edward Greys „Entspannungsformel": Die Détente soll nicht vollzogen werden zwischen Nation und Nation, sondern zwischen Konzern und Konzern — rechnet mit dieser Annahme, trotz ihres eigentlich anders gemeinten Sinnes —, denn eine Verständigung zwischen Tripelallianz und Tripelentente, auf die der englische Staatsmann abzielt, ist eben nur möglich, wenn die Vormächte dieser „Konzerne" sich nähern und durch ihren Einfluß dann die befreundeten Völkergruppen gleichfalls zur gegenseitigen Annäherung veranlassen.

Solche Betrachtungen heben das Problem der deutsch-englischen Verständigung aus dem Rahmen aller andern internationalen Annäherungsbestrebungen heraus; nicht nur die unmittelbar beteiligten Nationen, sondern alle Kulturstaaten sind an jenem Teilproblem des Pazifismus wesentlich interessiert.

Bei dieser allgemeinen — und auch allgemein anerkannten — Wichtigkeit des erwähnten Problems erscheint es eigentümlich, daß, wie die Literatur einwand-

Digitized by Google

frei beweist, die Endziele jener bedeutsamen Bewegung keineswegs einheitlich festgelegt sind. Diese Unklarheit über die Ziele der deutsch-englischen Verständigungsbestrebungen geht zum Beispiel aus einem „Offenen Briefe" des Präsidenten des deutsch-englischen Verständigungskomitees hervor, in dem es heißt:

„Die Tätigkeit des Komitees hat sich sehr geflissentlich nie in die Oeffentlichkeit gedrängt, man hat durch diskretes Einwirken auf die Presse und auf einzelne hervorragende Persönlichkeiten sowie durch Vorträge und gelegentliche wechselseitige Besuche eine wärmere Atmosphäre herzustellen versucht. Ganz konkrete Ziele hat man indessen deshalb nicht verfolgt, weil es schwer anging, solche aufzustellen. Es fehlte sozusagen der archimedische Punkt zum Anpacken ...

Dieser sehr allgemein gehaltenen Zielbestimmung stehen andre gegenüber, die verschiedene, durchaus bestimmte Einzelforderungen in den Vordergrund rücken, wie Abtretung strategisch wichtiger Punkte oder wirtschaftlich bedeutsamer Landgebiete, einseitige oder gleichzeitige Rüstungsbeschränkungen u. a. m. Und eine ganz ähnliche Verschiedenheit, wie in der Zielformulierung, kommt auch bei Empfehlung der Mittel und Wege zur Erreichung der Ziele zum Ausdruck.[1])

Daß diese Meinungsverschiedenheiten bei den in Betracht kommenden Autoritäten der Problemlösung nicht förderlich sein können, liegt auf der Hand. Wie bei allen Problemen, so muß es auch bei der vorliegenden Aufgabe — soll anders ein praktischer Erfolg erwartet werden — zunächst erforderlich erscheinen, das zu erstrebende Ziel und die zu seiner Erreichung zweckmäßigen Mittel scharf umrissen hinzustellen und sodann die an jener Problemlösung interessierten intellektuellen und materiellen Kräfte möglichst einheitlich auf das als maßgebend erkannte Ziel hinzurichten.

Für solche Versuche zur klareren Erkenntnis des Problembegriffs und seiner Lösungsmöglichkeiten ist es nötig, einen höheren Standpunkt zu wählen, als er im allgemeinen bei Behandlung dieser Frage in der Tagesliteratur eingenommen wird. Die Mehrzahl aller dieser einzelnen Lösungsversuche läßt sich in zwei große Hauptklassen sondern, nämlich solche, welche die Kriegsmöglichkeit überhaupt fortschaffen, den Krieg also durch Surrogate ersetzen wollen, und in Bestrebungen, kriegerische Konfliktslösungen mit kleineren Mitteln durchzuführen. Keiner dieser Einzelvorschläge konnte bisher verwirklicht werden, weil alle jene Bestrebungen das Wesen und die Stellung des Krieges im Rahmen der politischen Einrichtungen verkennen. Der Krieg — nach Clausewitz die Fortsetzung der Politik mit andern Mitteln — ist als ultima ratio der nationalen Politik zum Schutz der Lebensinteressen eines Staates eine äußerste Kraftanstrengung, die durch mildere Surrogate, wie Schiedsgerichte und internationale Organisationen

[1]) Dieses Auseinandergehen der maßgebenden Ansichten wird zum Beispiel deutlich vor Augen geführt in dem Sonderheft von „Nord und Süd", Krieg oder Frieden, die deutsch-englische Verständigung. Es werden dort 36 Aeußerungen hervorragender deutscher und englischer Persönlichkeiten aufgeführt.

Digitized by Google

nicht ersetzbar ist. In dieser Auffassung des Krieges als eines äußersten Mittels der Politik liegt auch die ethische wie auch die realpolitische Berechtigung seiner Leben und Kultur zerstörenden Wirkung. Wie im individuellen Kampf ums Dasein, z. B. im Berufsleben, vielfach Schädigungen der Gesundheit und Gefahren für Leben und Eigentum von strebenden, für sich und ihre Angehörigen sorgenden Staatsbürgern hingenommen, ja aufgesucht werden, so scheint eine ähnliche Daransetzung von Gut und Blut auch bei Verfolgung der staatlichen Gesamtinteressen natürlich und berechtigt; Ausschaltung dieses äußersten, wirksamsten Interessenschutzmittels würde eine Verletzung der Gesamtinteressen bedeuten, wäre also ein unverantwortlicher Fehler der mit dem Schutz der Gesamtheit der Staatsangehörigen beauftragten staatlichen Organe.

In ähnlicher Weise, wie der Krieg, als Ganzes betrachtet, ein äußerstes Mittel der Politik darstellt, das durch mildere Mittel nicht ersetzt werden kann, muß auch die innere Struktur des Krieges, wenigstens des Existenzkrieges, der bei der vorliegenden Betrachtung allein in Frage steht, als eine Anhäufung von äußersten Anstrengungen der Volkskraft angesehen werden, Anstrengungen, die nicht willkürlich verringert werden dürfen ohne wesentliche Schädigung der Kriegswirkung und deshalb auch in weiterer Folge der nationalen Wohlfahrt. Das unmittelbare Ziel jeden Krieges ist der strategische Erfolg, der normalerweise durch taktische Siege herbeigeführt wird. Dieser Erfolg setzt ein Ringen voraus, in dem jede Partei durch Anwendung aller ihr zu Gebote stehenden personellen und materiellen Mittel den Gegner auf die Knie zu zwingen sucht. Da für diese Erfolgsgewinnung die Kriegsvorbereitungen heutzutage eine wesentliche, meist ausschlaggebende Rolle spielen, weil eine Improvisation wirksamer Kriegsmittel erst im Bedarfsfall nur in sehr mäßigen Grenzen möglich ist, so muß sich dieses Streben nach äußersten Leistungen schon auf die Kriegsvorbereitungen, also die Rüstungen im Frieden, erstrecken. Vereinbarungen, diese Rüstungen unterhalb der Grenze des Möglichen zu halten, würden, auch im Fall einer gleichzeitigen Rüstungsverminderung bei rivalisierenden Nationen, dem Wesen der Kriegsvorbereitung widersprechen, mit dem eben das Streben nach Uebertrumpfung des Gegners unlöslich verknüpft ist. Pausen im Flottenbau oder Festlegung eines bestimmten Verhältnisses in der Zahl der Schlachtschiffe könnten nur die Wirkung haben, daß dieses Uebertrumpfungsbestreben auf andre Gebiete der Kriegsvorbereitung übertragen wird, indem zum Beispiel der Schwerpunkt der maritimen Rüstung auf ein andersartiges Kriegsmaterial, Unterseeboote, Luftfahrzeuge oder andre Hilfsmittel der Kriegführung, gelegt wird, auf ein Gebiet also, wo die vertragsmäßige Beschränkung der Rüstung nicht bindet. Keinesfalls wäre zu erwarten, daß so erzielte Rüstungsersparnisse den innerstaatlichen Kulturaufgaben zugute kämen; sehr bald würden die auf jene erwähnten andern Gebiete übertragenen Wettrüstungen wieder äußerste Leistungen vom Volk erheischen.

Da, wo Humanisierungsbestrebungen gewisse Beschränkungen der Kriegsmittel zugunsten der Neutralen, der nichtkombattanten Bevölkerung der Kriegs-

Digitized by Google

parteien oder im Interesse der kriegführenden Streitkräfte selbst zustande gebracht haben, handelt es sich stets um Maßnahmen, die für die Erreichung des Kriegszweckes nicht wesentlich sind. Weitergehende vertragsmäßige Einschränkungen wären sogar gefährlich, denn es tritt dann die Versuchung im Ernstfall auf, lästige Vertragsbestimmungen zu umgehen oder sich sonst irgendwie davon freizumachen.

Bei Berücksichtigung der mit dem Kriegsbegriff untrennbar verbundenen wesentlichen, auf äußerste Kraftanstrengung abzielenden Erfordernisse müssen auch alle Bestrebungen einer politisch mächtigen Nation, wie Englands, keine strategischen Vorteile aus der Hand zu geben, als innerlich berechtigt anerkannt werden; Abtretung von strategisch wichtigen Punkten oder auch nur Zulassung ihrer Erwerbung durch freiwilligen Verzicht auf Geltendmachung eines vorhandenen Machteinflusses fallen zum Beispiel unter diese Rubrik; ja selbst Zugeständnisse in wirtschaftlicher Hinsicht, durch welche die Finanzkraft eines rivalisierenden Staates gestärkt wird, müssen von diesem kriegspolitischen Standpunkt als Fehler bezeichnet werden, wenn auch meist die eignen wirtschaftlichen Interessen, die eine Hebung der Kaufkraft andrer Nationen wünschenswert erscheinen lassen, von der politischen Staatsleitung höher bewertet werden, als die kriegspolitischen und strategischen Rücksichten.

Es erscheint deshalb widersinnig, als Bedingung für eine politische Annäherung die Gewährung strategischer Konzessionen hinzustellen, solange noch mit der Kriegsmöglichkeit gerechnet wird, ebenso wie es ein Unding ist, den Krieg als ultima ratio der Politik bestehen zu lassen, gleichzeitig aber daraus den Begriff der äußersten Kraftanspannung in Kriegsvorbereitung und Kriegführung, also das Uebertrumpfungsbestreben, ausmerzen zu wollen. Wohlverstanden: das soll nicht heißen, daß Kriege stets mit äußersten Machtmitteln ausgefochten werden müssen; der Grad der Aufwendungen wird vielmehr stets vom Kriegsziel beeinflußt; wenn es sich aber um Sein oder Nichtsein als Kulturnation ersten Ranges handelt — und um dieses Kriegsziel würde in einem deutsch-englischen Zukunftskrieg gerungen werden —, so würde ein solcher Krieg die äußersten Leistungen vom Volke erheischen, ebenso wie dies der Existenzkampf Preußens vor hundert Jahren forderte. Auf solche Höchstanforderungen muß deshalb auch heute Deutschlands Kriegsvorbereitung eingestellt sein.

Soziale und ethische Gründe können, als inkommensurable Größen, auf die politischen Entwicklungen, an deren Endpunkt der Krieg steht, keinen ausschlaggebenden Einfluß ausüben. Ebensowenig wie das soziale Verständnis des preußischen und österreichischen Volkes für einander den aus politischen Ursachen notwendigen Bruderkrieg von 1866 verhindert hat, werden auch in Zukunft soziale und ethische Bedenken je einen politisch erwünschten Krieg hintanhalten. Deshalb wird allen Verständigungsbestrebungen, die durch Entwicklung herzlicher Beziehungen der einzelnen Volksschichten Deutschlands und Englands zueinander, moralische Argumentationen oder auch Hervorhebung der kulturzerstörenden Wirkungen eines Weltkrieges ihr Ziel zu erreichen suchen, höchstens der Charakter einer Hilfsaktion zuzuerkennen sein.

Digitized by Google

Der Krieg ist als notwendige Folgeerscheinung politischer Interessenkonflikte aufzufassen. Er läßt sich nur vermeiden, wenn seine Ursachen beseitigt werden. Weil die Auffassung des Krieges als Organ der Politik für die vorliegende Frage ausschlaggebend ist, müssen alle Bestrebungen, den Krieg durch andre als politische Entspannungen zu verhindern, scheitern, heute wie auch in absehbarer Zukunft; die Realpolitik, so wie sie ist, kann dieses äußersten Hilfsmittels zur Verwirklichung bestimmter Absichten, die das nationale Gemeinwohl wesentlich fördern sollen, nicht entraten. Da es sich bei den deutsch-englischen Verständigungsbestrebungen um eine Aufgabe handelt, deren Lösung bald, jedenfalls in absehbarer Zukunft, erreicht werden muß, so müssen die Ziele und Arbeitsmethoden der heutigen Realpolitik als gegebene Größen angenommen werden; darin ändern auch die bekannten Norman Angellschen Ideen, die dieser Politik Rückständigkeit vorwerfen, nichts.

Die politische Spannung zwischen Deutschland und England, um deren Beseitigung es sich bei zielbewußten Verständigungsbestrebungen handeln müßte, ist nun das Endergebnis einer ganzen Reihe meist wirtschaftspolitischer Einzelgegensätze, die sich bis jetzt allerdings noch nicht zu Konfliktspunkten verdichtet haben. Die Geschichte, nicht nur der beiden erwähnten, sondern aller Nationen, zeigt daß Kriege, jedenfalls in neuerer Zeit, stets die Endprodukte längerer Spannungsentwicklungen darstellen, daß also umgekehrt das Fehlen solcher Reibungsflächen und ihrer allmählichen Erhitzung auch einen Kriegsausbruch unwahrscheinlich macht. Die Aufgabe wäre somit dahin zu präzisieren, daß es sich darum handelt, wesentliche Interessenkonflikte überhaupt zu verhindern, Spannungen, die bei erheblicher Wichtigkeit für den nationalen Wohlstand zum Kriege führen müssen, im Entstehen zu beseitigen.

Gewiß ist dieses vielseitige, aus vielen Einzelaufgaben zusammengesetzte Problem kaum je endgültig zu lösen; da aber heutzutage Kriege nur noch aus sehr brennenden, das Lebensinteresse der Völker wesentlich beeinflussenden Fragen entstehen, wäre schon eine Beseitigung, ja selbst eine bloße Milderung der hauptsächlichsten Gegensätze, die sich zu internationalen Interessenkonflikten in absehbarer Zukunft zuspitzen können, von Wert für die Erhaltung des politischen Friedens und die Herabminderung einer Kriegswahrscheinlichkeit. Ein solches Ergebnis würde aber bereits allen praktischen Bedürfnissen genügen: die Volkswirtschaft würde in einer von akuten Spannungen freien Atmosphäre, wenn gleichzeitig Aussicht vorhanden ist, daß am politischen Horizonte auftauchendes Gewölk vor seiner Verdichtung zerstreut werden kann, die zu ihrer gedeihlichen Entwicklung erforderliche Beruhigung und Sicherheit finden, und das Bedürfnis, den Staatsorganismus nach außen zu schützen, würde vermindert, die Wichtigkeit innerpolitischer Kulturaufgaben bei Abwägung der zweckmäßigsten Verwendungsart der verfügbaren Staatseinnahmen gleichzeitig in den Vordergrund gerückt werden. Die Geschichte des deutsch-englischen Spannungsverhältnisses und ein Vergleich dieser jeweiligen Spannungsgröße mit den Rüstungskurven beider Länder läßt einwandfrei erkennen, wie Spannungs-

Digitized by Google

veränderungen automatisch auf das wirtschaftliche Leben und die Rüstungsausgaben einwirken.

Das Ziel, die Kriegswahrscheinlichkeit herabzumindern, ist nun allerdings auch das Bestreben gewisser pazifistischer Richtungen, die damit ihre früher utopischen Anschauungen auf realpolitisch Erreichbares zurückgeschraubt haben; die Mittel indes, die der moderne Pazifismus zur Erreichung dieses Ziels für geeignet hält, müssen immer noch als unzweckmäßig — vom realpolitischen Standpunkt — angesehen werden.

Die „gewaltlose Streitschlichtung" des Pazifismus mit ihren zwischenstaatlichen Organisationen, Weltkongressen, Weltverträgen, Weltzweckverbänden vermag die Kriegswahrscheinlichkeit heutzutage noch nicht herabzumindern, weil solche Zusammenschlüsse in viel engerem Rahmen bisher meist noch sich als unmöglich erwiesen haben, jedenfalls das Tempo solcher Entwicklungen viel zu langsam wäre, den deutsch-englischen Krieg in absehbarer Zukunft hintanzuhalten.

Dagegen lassen realpolitische Vorgänge der Gegenwart, wie der Marokkovertrag zwischen England und Frankreich, erkennen, daß es durchaus möglich ist, bestimmte Streitpunkte zwischen zwei Staaten auf dem Vergleichswege zu beseitigen, bevor sie sich zu Interessenkonflikten zugespitzt haben. Das heutige Rüstungsverhältnis Deutschlands und Englands genügt aber bereits, England zu ähnlichen Zugeständnissen Deutschland gegenüber geneigt zu machen, weil ein Krieg aller Voraussicht nach, auch bei völliger Vernichtung der deutschen Seemacht, doch auch die englische Seesuprematie vernichten würde. Da anderseits das Bedürfnis, die politische Spannung herabzumindern, bei beiden Nationen als in gleichem Maße vorhanden angenommen werden darf, so scheint die Grundlage zu solchen Einigungsversuchen auf allen in Frage stehenden Gebieten schon jetzt gegeben.

Daß die berufsmäßige Diplomatie sich scheut, ruhende politische Fragen anzuschneiden und sie in den Vordergrund zu schieben, bevor Tagesereignisse sie zu akuten Problemen stempeln, ist nicht verwunderlich; eine offizielle Behandlung solcher Fragen würde Beunruhigungen in das Volksleben tragen, unter Umständen unheilvolle volkswirtschaftliche Folgen zeitigen. Es scheint daher zweckmäßiger, wenn hier die Tätigkeit der die deutsch-englische Verständigung betreibenden Gesellschaften einsetzen würde, wie es zum Teil ja auch schon geschieht; indes sind doch vorläufig diejenigen Kräfte, welche sich mit jener Aufgabe beschäftigen, die wirtschaftlichen Spannungen im Entstehen zu lösen, noch stark in der Minderheit gegenüber solchen, deren Tätigkeit auf utopischere, jedenfalls weniger zweckentsprechende Ziele gerichtet ist.

Eine rein wissenschaftliche — akademische — Behandlungsart der erwähnten politischen Fragen würde, wenn Autoritäten beider Nationen sie in objektiver Weise systematisch vornehmen, das Volksempfinden nicht kränken können. Anderseits wären solche vorbereitenden Klärungen als wertvolle Unterlagen für spätere diplomatische Regelungsversuche der Problempunkte zu betrachten, ebenso wie diese wissenschaftlichen Untersuchungen auch ihren Weg in die Tagesliteratur

Digitized by Google

finden würden und die Volksstimmung im friedenfördernden Sinne zu beeinflussen vermöchten, wodurch die offizielle diplomatische Behandlung solcher Fragen in früheren Stadien ermöglicht und vorbereitet würde.

Weder eine Liste der zu behandelnden Punkte noch eingehende Vorschläge für die Behandlungsmethode aufzustellen, kann hier, wo es sich lediglich um eine Betrachtung allgemeiner Art handelt, der Ort sein. Immerhin darf darauf hingewiesen werden, daß Kolonialfragen, die in der einschlägigen Literatur meist in den Vordergrund gerückt erscheinen, doch als mögliche Kriegsursachen eine bescheidenere Rolle spielen, als die Frage der Absatzmärkte in den Kulturländern und die Gewinnung von Interessensphären in Gebieten der kleineren Kulturnationen.

Ferner sei die Bemerkung gestattet, daß es sich um systematische, umfassende und in die Tiefe der Probleme steigende Denkerarbeit handelt, die nicht durch — meist an Tagesfragen anknüpfende — Zeitungspolemik ersetzt werden kann, weil letztere naturgemäß vielfach mit unbewiesenen Voraussetzungen, persönlichen Ansichten und tendenziösen Schlüssen zu arbeiten gezwungen ist.

Eine Arbeitsmethode in der Art des strategischen Kriegsspiels, bei dem durch Zug und Gegenzug — hier also durch Abhandlung von einer Seite, Replik von der andern — allgemeine Klärungen der Ansichten herbeigeführt werden, erscheint vielleicht erwägenswert, um das schwer zu vermeidende Element der Parteilichkeit nach Möglichkeit auszumerzen. Für die einzelnen politischen Fragen wäre die Bildung von Kommissionen, bestehend aus deutschen und englischen staatswissenschaftlichen Autoritäten zu empfehlen, denen erforderlichenfalls auch andre Sachverständige anzugliedern sein würden.

Wenn bei vorstehendem Versuch, die heutzutage noch stark auseinandergehenden Ansichten über das Verständigungsproblem zu sichten, der Standpunkt des Kriegspolitikers als der ausschlaggebende hingestellt wurde, so ist das sicherlich eine Einseitigkeit, die aber doch angesichts der Rolle, welche der Kriegsbegriff bei der Frage spielt, nicht unberechtigt erscheinen kann. Wird dieser Standpunkt als zutreffend anerkannt, so wäre es nur folgerichtig, die aus solcher Betrachtungsweise abgeleiteten Anschauungsergebnisse als Kernpunkt des Problems anzusehen; die Vereinigung der vielen heute auf verschiedenen Wegen dem Ziel zustrebenden Kräfte auf einen gemeinsamen Hauptweg wäre diesenfalls als wesentlicher Fortschritt für die Verwirklichung der deutsch-englischen Verständigungsbestrebungen aufzufassen.

Digitized by Google

Aus der preußischen Unglückszeit

Patriotische Versuche und Vorschläge von Achim v. Arnim

Mitgeteilt von

Reinhold Steig

Der Zusammenbruch des preußischen Staates durch die Schlacht bei Jena kam selbst denjenigen Patrioten, die das nationale Unglück längst vorausgefürchtet hatten, wie etwas, das sie völlig überraschte und erbarmungslos die Hoffnungen vernichtete, die sie bis zum entscheidenden Augenblicke beseelten. Man sah die handgreiflichen Mängel in Staat, Heer, Verwaltung, öffentlichem Leben, aber fürs erste unvermögend, sie beseitigen zu können, klammerte man sich an den Gedanken, daß der altpreußische, friderizianische Geist zur rechten Zeit schon seine Wunder tun werde.

Das Gefährlichste an der Lage Preußens war damals die gräßliche Gleichgültigkeit des einzelnen gegenüber dem allgemeinen Wohle. Deshalb versuchten unter der jüngeren Generation die weiterblickenden Männer, die noch nicht in die starren Zustände sich eingealtert fühlten, schon 1805 die öffentliche Aufrüttelung des Gemeinsinnes. Dies war nur möglich, wenn es gelang, die patriotische Bewegung, aus den Schranken der bisher allein zuständigen Fachkreise herausgelöst, auf eine breite literarische Hochebene zu stellen. Die freie Feder mußte zu Hilfe gerufen werden. Denn durch Goethe und Schiller hatte das deutsche Publikum zu lesen gelernt, hier mußte der Hebel eingesetzt werden. Literatur und Politik schlossen damals ihren ersten Bund miteinander.

Einer von den Jüngeren, die zur neuen Bewegung mithalfen, war Achim v. Arnim, ein hochgemuter, allgemein gebildeter Mann, dem friderizianische Tradition im Blute lag. Sein ganzes Wesen sträubte sich gegen eine Versenkung des preußischen Staates durch die Franzosen. Er wollte schon 1805 den Krieg und bot für diesen Fall, obwohl Zivilist, damals dem Prinzen Louis Ferdinand seine Dienste an. Aber der König hielt Frieden, die Errichtung des Rheinbundes bedrohte Preußen immer gefährlicher, die Entscheidung nahte im Herbste 1806 unaufhaltsam. Arnim beobachtete von Göttingen aus, wo er sich politisch gewissermaßen stellungslos aufhielt, den Marsch der preußischen und der französischen Armee den Saalepässen des thüringischen Gebirges zu. Seinen Zweifeln an dem Erfolge der preußischen Waffen trotzte er dennoch den unmöglichen Wunsch ab, die preußische Armee möchte in vierzehn Tagen am Main in Frankfurt stehen. Er ließ Kriegslieder drucken und unter die Soldaten verteilen. Er faßte den Entschluß, mit der Feder in der Hand seinem Vaterlande zu dienen, da es ihm mit dem Degen versagt war. Dieser Idee entsprangen die nachfolgenden Niederschriften, die sämtlich unbekannt und bis auf die erste ungedruckt geblieben sind.

Digitized by Google

1.
Das Volksblatt „Der Preuße"

In Göttingen, noch vor der Entscheidung 1806, beschloß Arnim die Herausgabe eines wöchentlich erscheinenden Volksblattes, das „Der Preuße" heißen sollte. Die Ankündigung liegt mir in einer von Arnims Hand durchgebesserten Reinschrift seines Dieners Frohreich vor. Sie bringt alle diejenigen politischen Gedanken zum Ausdruck, die Arnim für die Gegenwart und Zukunft Preußens und Deutschlands bewegten. Die Gefahr eines solchen publizistischen Unternehmens war nicht zu unterschätzen, das hatte der Fall Palm deutlich bewiesen. Arnim ließ aber trotzdem sein Schriftstück nicht unentfaltet im Pulte liegen, sondern er sandte es am 19. September 1806 nach Gotha an Zacharias Becker zur Veröffentlichung im „Allgemeinen Anzeiger der Deutschen". Der Eingang des Begleitbriefes enthält die Tendenz. „Der Tod des Buchhändlers Palm," schrieb Arnim, „fordert jeden Deutschen, der je eine Berührung mit seiner Literatur hatte, zur Rache auf; eher wird es nicht gut, bis die Menschen es sich zum höchsten Glück wünschen, Märtyrer zu werden." Palm war am 26. August erschossen worden, an Arnims Entschluß merkt man die raschen Folgen: wie ein zweiter Palm wollte er die literarische Waffe gegen dessen Mörder Napoleon führen. Der „Allgemeine Anzeiger" druckte auch die Ankündigung in Nr. 267 vom 5. Oktober 1806, doch ohne Arnims Unterschrift und mit Auslassungen, die vielleicht der Redaktion zur Last fallen:

Vorläufige Anzeige eines neuen Volksblattes „Der Preuße". Volksblatt

Wir kündigen dieses Wochenblatt den Preußen in festem Zutrauen auf unsern guten Willen bei ihrem Anmarsche zu einer neuen allgemeinen Tätigkeit an, das mit ihrem Namen ehrenvoll bezeichnet, ihnen als ein treuer Freund und Landsmann ernst und ermunternd, mannigfaltig aber in einigem Sinne zusprechen wird. Wir wollen kein Blatt vor den Mund nehmen, sondern frei ergeben unserm guten Volksgeiste sollen alle Wünsche laut werden, die uns heimlich erfüllen, bekümmern und erfreuen, jede notwendige Mitteilung, Prüfung unserer Beratung, wie sie die Zeit fordert und gibt, teils aus bedeutenden Schriften, teils aus mündlicher Belehrung, die Dichtung alter und neuer Zeit soll uns erzählend in den Strom der Begebenheiten hinreißen, damit wir nicht leichtsinnig uns fremde Gedanken machen, sondern nach Gewissen rastlos und ruhig aufmerksam allen bösen Werken steuren. Alle diese notwendigen Mitteilungen, in welcher Form es sei, wird unser Volksblatt enthalten, doch wollen wir ihm dadurch keine Schranken setzen; alles, was geachtete Mitbürger der öffentlichen Bekanntmachung angemessen halten, sei uns willkommen. Diesen lieben Mitbürgern, welche in rechtlicher und ausdauernder Wirksamkeit und Bereitwilligkeit für das Beste des Landes durch das Klappern der leeren Mühlen nicht zurückgeschreckt, vielleicht doch betäubt sind, diesen glauben wir willkommen zu sein, damit sie einmal in dem Lärmen ihr eigen Wort hören; doch ist es uns wichtiger,

Digitized by Google

in dieser Anzeige bekannt zu machen, welche Leser und Mitarbeiter wir strenge ausschließen, welche wir gern zu tot langeweilen oder ärgern möchten. Obenan unter diesen Ausgeschlossenen stehen aber jene leeren müßigen Schwätzer, welche ihre eigene Geschichte als höhere oder tiefere Ansicht der Welt bespekulieren, denen alles vergangen, abgelaufen, aus ist, weil sie von nichts mit fortgerissen werden, die Engherzigen, welche von der Natur so knapp zugeschnitten sind, daß sie ihren deutschen Sinn, der alles zwischen der Nordsee und dem Adriatischen Meere erfassen sollte, auf ein paar Meilen Land, auf eine Stadt, auf eine Familie oder einen Namen beschränken, der doch nur Bedeutung und Wert in der Verbindung mit andern hat; ausgeschlossen sind ferner die Systematiker, welche sich mühsam in ein Wort hineingearbeitet und dieses dadurch hohl und leer gemacht haben, die frechen Tadler, die von der Erde ausgestoßen, diese Erde voll Herrlichkeit umstürzen könnten, weil sie so den Punkt außer ihr gefunden haben, der freilich einem tüchtigen Menschen und Bürger wie Archimedes unbekannt bleiben mußte. Dagegen wollen wir gern den Unglücklichen, die von dem Rade der gewaltigen Begebenheiten ergriffen, noch mit lebender Kraft durchkamen, ein Vaterland geben, wo sie landen können im Streite mit den Wellen, den Kurzsichtigen möchten wir Trost geben, den Unwissenden manche Belehrung aus der Geschichte unserer letzten Zeit, keine hat sich gerade durch Trug und Ueberraschung so verwischt und undeutlich gemacht. — Die bestimmt eines andern entgegengesetzten Sinnes in unsrer Nation sind, besprechen sich doch wohl einmal ruhig mit uns; in einer Höhle gefangen, wo jedes den Ausgang ungeduldig sucht, tun selbst feindliche Geschlechter reißender Tiere einander nichts. Es soll an den Tag kommen, welcher Geist uns besitzt, welcher uns quält, der Geist der Wahrheit oder der Lügengeist! — Wir werden dieses Blatt den Deutschen nennen, sobald Deutschland sich wiederherstellt von der langen Krankheit, welche jede Kraft vereinzelt und gegenseitig vernichtet, die wir aus Neigung in der Stille pflegten und aufzogen: jetzt nennen wir es nach dem größten unter den letzten freien deutschen Stämmen, nach dem Preußen, der noch verknüpfend und ausbreitend umhertreibt, um den sich neidend und drohend die Gewitter lagern, aber eher mögen sie den Morgenstern vom Himmel wegtoben, ehe sie ihm etwas anhaben. Wir glauben mit einem Schlage hier unsern Glauben darlegen zu müssen, daß Deutschland schon seit dem bayerischen Erbfolgekriege nur in Preußen und so weit es mit Preußen verbunden, noch vorhanden war, die übrigen Staaten waren schon früher abgestanden, ehe es ruchtbar wurde.[1]) „Wollte nicht etwas sein, ohne etwas zu tun, lernet wahre Größe achten, das Heil eines Volkes ist immer in ihm selbst und kommt nie von außen. Das Vaterland ist in den

[1]) In der Handschrift folgt hier noch: „Mögen sich die Kinder, welche in den Kot gefallen, an dem preußischen Adler reiben, sie können ihn nicht beschmutzen, er kann sie vielleicht noch rein machen mit seinem glänzenden Gefieder, er schwingt die Fahne über sie, indem er mit seinen starken Schwingen auf den Feind schlägt:" — also mit Doppelpunkt, so daß die nachfolgenden Mahnungen als abhängig davon erscheinen. — Mit „glänzendem Gefieder", wie später so gern Heinrich v. Kleist.

Digitized by Google

Menschen, nicht in gutem oder schlechtem Boden, der wahre herrliche Süden im menschlichen Herzen, da treibt er seine edelsten Früchte. Städte mögen in Flammen aufgehen, wir wollen uns daran für einander erwärmen. Nicht des Namens wegen, aus Gunst sollen wir leben, wir sollen leben, weil wir die Kraft dazu haben, sonst fort mit uns Deutschen von dieser stolzen Erde. Haltet euch einander aufrecht im Siege wie im Unglück; Deiche sind gebaut, die Pest ist vertrieben durch Verbindung und Aufopferung, warum sollten nicht die größern Uebel vertrieben werden, die zwar nur das Allgemeine zu treffen scheinen, aber eben dadurch jeden einzelnen am sichersten zerstören. Es ist gesagt worden, die französische Revolution sei vorbei, und das ist wahr für alle die, denen dadurch die große Lehre eingeschärft worden, daß Ergebenheit dem Vaterlande mit Gut und Blut jede Art des Glücks erzeuge; diese Lehre und diese Erfahrung ist alt, aber jedes Volk lernt nur aus eigener Erfahrung; die Schlange hat auch uns umwunden, wir haben ihr die Giftzähne ausgebrochen, ehe sie uns gebissen. Auch die deutsche Revolution, die früher begann, wird bald beendigt sein, wenig besteht mehr aus bloßem Herkommen, fast alles durch inneren Nationalzusammenhang. Der deutsche Fürstenbund, der in früherer Zeit nur ein großer, ahnender Gedanke eines großen Mannes blieb, kommt dann aus den Trennungen und auf den Trümmern der kleinen Bündnisse zur schönsten Vollendung, unsre allgemeine Zusammenbildung wird dann klar, keine insularische Beschränktheit wird sie mehr stören." [1])

Die Herausgeber des „Preußen".

2.

Von der preußischen Armee

Das angekündigte Volksblatt „Der Preuße" konnte nicht zur Tat werden, die Schlacht bei Jena schnitt alle Möglichkeit dazu ab. Was aber jetzt jedem Patrioten in die Augen fiel, war die schlimme Verfassung der preußischen Armee. Arnim hielt sich aus patriotischer Rücksicht für verpflichtet, die Mängel aufzudecken. Zwar war er selbst nicht Soldat gewesen, obgleich ihn, wie er im „Wintergarten" sagt, seine erste Neigung zum Soldaten gemacht haben würde. Aber er hatte viel in militärischen Kreisen verkehrt, kannte das Heeresweſen und mochte, gerade weil er nicht mitten im Betriebe stand, sein Urteil sich freier bewahrt haben.

Durch die Schlacht bei Jena wurde er von Göttingen aus mit in die Flucht über Berlin, Prenzlau, Pommern nach Königsberg gerissen. Die Beweggründe, weshalb er Prenzlau und seine Güter verließ, treten erst jetzt aus dem

[1]) In der Handschrift folgt noch: „Preußen, es geht; an, an! Wir haben lange vorsichtig in der Dunkelheit umhergetappt, wir sind schlimm geweckt worden, die Wut zeigt den leuchtenden Ausgang, wir stehn allein zu unsrer Ehre, die Trommeln rühren wir Schriftsteller, ihr fechtet, kommt uns aber der Feind zu nahe, so schlagen auch wir mit den Trommelstöcken drein. Das Wort wird Geist. Wer des Vaterlandes Not vergißt, den vergißt Gott wieder in seiner letzten Not. Lebt wohl und sterbt treu."

Die Herausgeber des „Preußen".

Digitized by Google

3. Schriftstücke in bisher nicht vermuteter Weise hervor. In Königsberg ergriff ihn, wie er von dort schreibt, der politische Strudel, und die Zeit der Abfassung der folgenden Schriftstücke (2., 3., 4.) ist der Dezember 1806, als das Eingreifen der Russen in den Feldzug bevorstand. Damals war nur noch, wie wir seit kurzem aus Paul Czygans erstem Bande seiner „Geschichte der Tagesliteratur während der Freiheitskriege" wissen, die „Hartungsche Zeitung" in Königsberg zu vaterländischer Mitteilung offen, Fichte ihr Redakteur, Scharnhorst ihr Mitarbeiter. Möglich, daß Arnim seine Gedanken zur Verwendung für diese Männer niederschrieb; auch wäre nicht ausgeschlossen, daß das „Sie" der Anrede sich an den einflußreichen, ihm sehr nahe bekannten Staatsrat Stägemann richten könnte. Genug, alles folgende ist gewiß nicht ungenutzt, aber doch ungedruckt geblieben. Das Schriftstück über die preußische Armee lautet:

Die Mängel der preußischen Armee

Das Unglück ist geschehen, die Opfer sind gefallen, meine einzige Hoffnung, daß der gute Mut und Sinn der Unsern im Momente hoher Tätigkeit über die Altersschwäche unsrer Kriegseinrichtung und -kunst siegen könnte, sie in dem Momente verjüngen könnte, ist verschwunden. Eine trübe Ahndung davon umzog mich, wie ich die braven edlen Seelen aus dem Gesichte hatte; kein Nebel konnte sie zurückhalten, nachdem das Schönste und Liebste[1]) am ersten Tage gefallen. Wohl ihm! Jetzt sehen wir kalt in die bodenlose Tiefe; was uns erfrischen sollte, der Gedanke heiliger Zwecke, ist wenigstens in den oberen Regionen verschwunden; man unterhandelt, man wird sich begnügen. Was ist aber ein heiliger Zweck? Der ist's, an dem wir uns bis zum letzten Hauche des Lebens gebunden fühlen, alles andre ist Wortkrämerei, ein schändlich Spiel mit edlem Leben. Sollte aber das Gerücht falsch und voreilig sein, sollte der König nur aus Klugheit unterhandeln, so halte ich es für Pflicht, eben weil es vielleicht nicht von allen so bemerkt ist, oder damit es von recht vielen Seiten bemerkt wird, auf einige wesentliche Mängel unsrer Armee in Verhältnis zur französischen aufmerksam zu machen, Sie haben vielleicht und wahrscheinlich Gelegenheit, es in wirksamer Gelegenheit[2]) zu verbreiten.

1. Es ist eben der Mangel einer Gelegenheit für die Armee zu wirken. Dieser liegt im dummen Stolze der älteren Offiziere, welche jedem andern die Kompetenz absprechen, über das Innere der Sache zu sprechen, während sie sich selbst nur mühsam in das Aeußerste hineingearbeitet haben.

2. Eben daraus entspringt eine allgemeine Nachlässigkeit und Sorglosigkeit, welche sich in dem letzten Unglück besonders in der schändlichsten Nachlässigkeit im gesamten Rekognoszierwesen äußerte, Mangel an Besetzung der Straßen und Orte, Mangel an Spionen.

3. Der letzte Mangel entspringt zum Teil aus der Sparsamkeit des Friedens,

[1]) Prinz Louis Ferdinand.
[2]) Wohl verschrieben für „Weise".

Digitized by Google

welche auch Mortalitätsrechnungen machen kann, wodurch der Krieg einen Strich durch die Rechnung macht. Das erfordert eine Kasse zu außerordentlichen Ausgaben.

4. Eine Sparsamkeit, die gar nicht zu entschuldigen ist, weil sie ganz wahnsinnig sich selbst vernichtend wirkt, ist die beispiellos schlechte Bekleidung und Bewaffnung der Truppen.

5. In der Bekleidung ist die gesamte Erfahrung neuerer Kriege unbenutzt geblieben; der Mantel, welcher wesentlicher als Rock und Strümpfe, wird als ein Gegenstand öffentlicher Wohltätigkeit behandelt. Vielleicht ist es ein Glück, daß diese Kampagne so kurz war, es hätte in dieser Hinsicht noch traurige Resultate gegeben. Alles andre, enge Röcke, die Hüte, die Zöpfe, welche den Leuten Schlaf kosten und Läuse hecken, ist unzweckmäßig, aber doch zu ertragen.

6. In der Bewaffnung sind besonders die ganz elenden Musketen, die schlechten Säbel und Mangel an Kanonen zu verbessern. Es würde allerdings etwas helfen, wenn unsre Soldaten schießen könnten, aber mit schlechtem Pulver, ausgewaschenen Gewehren wäre es immer noch nicht hinreichend gegen französische Infanterie, die fast durchaus gut schießt, leichte Gewehre hat mit engem Zündloche, gutes Pulver. Die Erfahrung hat bewiesen, daß vom Geschwindschießen gar kein Gebrauch ist gemacht worden, zum Pelotonfeuer ist es fast nur gegen Kavallerie gekommen, dahingegen sind ganze Regimenter durch französische Schützen aufgerieben worden und die Offiziere versicherten, sie hätten die Racker nicht sehen können.

7. Was die französischen Schützen uns besonders gefährlich machte, ist die tolle Auszeichnung der Offiziere im Hut, in der Schärpe, durch farbige Ueberhosen, der Unteroffiziere durch das verfluchte Sponton, womit sie wie beim Vogelschießen hingestellt, ferner die Liebhaberei unsrer Generale, immer auf dem Pferde sitzen zu bleiben, sich häufig vor die Fronte zu stellen; ihre Bravour muß sein, nicht den Kopf zu verlieren im doppelten Sinne des Worts. Mit dieser überflüssigen Bravour des Adels hängt

8. auch der überflüssige Luxus zusammen, das Reiten der Offiziere im Marsch, wo sie bei jeder Gelegenheit, wo Schützen versteckt, ganz exponiert sind; ihre Packpferde und dadurch entstehender Mangel am Notwendigsten, wenn ein Unfall diese von ihnen trennt, dahingegen ein Wagen, der ihre Mantelsäcke trüge, leicht in Aufsicht und gutem Stande erhalten werden kann.

9. Veraltet ist die ganze Lagereinrichtung, worunter die notwendigen Kochkessel versteckt, meist unnütz werden, ferner die Art der Truppenverpflegung, das notwendige lange Vorausanzeigen, Mangel an Schlachtvieh.

10. Veraltet ist das ganze Verhältnis zwischen Offizier und Soldaten, diese Art von gänzlicher Trennung, die in Gefahr und Not besonders lächerlich erscheint, wovon auch in der bürgerlichen Existenz der Leute keine Spur. Der Soldat muß in Dienstsachen seinen Offizier wie seinen Gott ehren und fürchten, außerdem mag es sein Kamerad sein; der eine muß nicht durch Schläge seines Dienstes untüchtig sein, die der andre im Dienste täglich erhält. Daß man jetzt

Digitized by Google

durch gelindere Zucht eher verdirbt als hilft, gebe ich zu, das Ganze muß im Fundament geändert werden. Der Offiziersdienst muß einen Adel etwa unter dem Namen Ritter geben, der über jedem andern Adel steht, der von jedem durch Fähigkeit erreicht wird.

Wenn der Krieg fortgesetzt wird, was kann verbessert werden?

1. Abschaffung der überflüssigen Bagage;

2. Abschaffung des Spontons und mögliche Annäherung der Offizierkleidung für den Augenblick;

3. Gewehre können nicht in der Eil gemacht werden, aber wohl die Leute geübt mit den schlechten im Zielschießen, ein Schützenkorps kann aus den Privatjägern und Förstern zusammengebracht werden;

4. Mäntel wären aus dem bereitliegenden Tuche zu schneiden, die frisch Ausgehobenen bekämen sie als Montur;

5. Wachsamkeit und Tätigkeit würde die Not gebieten, man wäre aufmerksam auf guten Rat;

6. Das gute Verhältnis zwischen Offizier und Soldaten würde sich von selbst ergeben, wenn häufig Soldaten zu Offizieren gemacht würden, etwa durch Wahl; entweder müßten Schläge nicht entehrend sein für Offiziere oder nicht angewendet werden gegen Gemeine, die Fuchtelklinge würde dies vielleicht vermitteln, der auch Junker sich unterwerfen müssen. Auch ist dies vielleicht bei einem notwendigen Zusammenwirken mit russischen Truppen sehr vorteilhaft zur Auszeichnung der unsern, die dadurch nach der Niederlage auch ihr altes Leben niederlegen und ein neues, ehrenvolleres gewinnen.

3.

Von der Rettung des preußischen Staates

Auf denselben Blättern, in einem Zuge mit den voranstehenden Gedanken, folgt eine Betrachtung Arnims, auf welchem Wege der preußische Staat gerettet werden könne, ein Beweis dafür, wie früh diese unverzagten Bemühungen der preußischen Patrioten einsetzten. Leichter freilich war die Kennzeichnung der Fehler und Mängel, schwerer die positive Aufgabe, zu zeigen, wie es besser gemacht werden müsse. Niemand wird erwarten dürfen, daß Arnim gleich auf den ersten Anhieb traf, was sich erst in siebenjähriger Vorbereitungszeit und im Kampfe 1813 gestalten sollte. Aber bewundern müssen wir seine vorurteilslose Freimütigkeit. Wenige seiner Standesgenossen hätten das vermocht wie er. Phantastisch erscheint vielleicht sein Vorschlag am Schlusse, der König wolle das ganze Volk adlig erklären, aber es hängt dies mit seiner ganzen Weltanschauung zusammen, die er auch in der „Gräfin Dolores“ und in den „Kronenwächtern“ niedergelegt hat. Das Problem „Adel“ wurde damals allgemein erörtert, von einigen radikal verworfen, von andern starrsinnig festgehalten. Sehr bemerkenswert ist in diesem Gewirr der Anschauungen die hochherzige Ansicht Arnims, der keineswegs die Vorzüge wahrer adeliger Gesinnung und Verpflichtung aufgeben, sondern zur Bildung neuer Oberschichten dem ganzen Volke zuwenden

Digitized by Google

wollte, die dann an dem Staatswohle auf das innigste zu beteiligen wären. Mögen seine Ausführungen uns phantastisch anmuten, sie sind gleichsam ein Kommentar zu seinem Gedichte „Still bewahr' es in Gedanken", das mit den Worten schließt: „Daß adlig all' auf Erden, muß der Adel Bürger werden." Das Schriftstück lautet:

Von dem einzigen Rettungswege unsres Staates

Indem ich die Feder ansetze, meine jetzige Ueberzeugung von dem einzigen Rettungswege unsres Staates als selbständig in seinen Zwecken, die vor kurzem noch heilig genannt wurden, niederzuschreiben, bemerke ich zu meinem Erstaunen, daß es ebenso an einer ordnungsmäßigen Mitteilung der Gedanken in öffentlichen Angelegenheiten wie überhaupt an Verbindung fehlt, sowohl unter den verschiednen Zweigen der Verwaltung wie zwischen den einzelnen Provinzen. Das Ausübende ist an allen Orten zu einem hohen Grade von Fertigkeit gediehen, das Erfinden ist durchaus als Nebensache behandelt worden, und darum kein rasches, leidenschaftliches Leben mehr in beiden. Die Gesetzgebungskommission war eine Nebenbeschäftigung sehr beschäftigter ausübender Rechtsgehrten. Der Staat schien lange äußerlich und innerlich gar nichts zu wollen und konnte daher nichts, als er etwas Großes unternahm; in dem allgemeinen Schlafe waren noch Arm und Bein besonders eingeschlafen, und jeder einzelne fühlte daher ein unbequemes Stechen, was vielleicht mehr als alle heiligen Zwecke zum Kriege stimmte. Das Wort ist aber einmal gebraucht, mit Worten darf kein Spiel sein, der Geist tritt gewaltig daraus hervor. Was sind heilige Zwecke? Nur die, welche uns mit Notwendigkeit, gleichsam in geistigem Bann, bis zum letzten Lebenshauche an die Hervorbringung einer Erscheinung binden. Haben wir einen solchen Zweck? Ich glaube noch daran; ich glaube, so wunderbar Preußen aufgegangen, so wenig wird es auf immer verlöschen; ehe kann der Morgenstern vom Himmel gerissen scheinen, weil er am Tage verschwindet. Aber haben wir die Zwecke jetzt, unter dieser Regierung? Kein Zweifel, sobald die Regierung von diesem Zwecke ganz durchdrungen; auch daran glaube ich noch, sei es im Frieden, sei es im Kriege, denn es hieße ebensogut sein Dasein aufgeben oder die heiligen Zwecke, ungeachtet ein Teil unsres Staates jetzt in Selbstmord gefallen, so glaube ich das noch nicht vom Ganzen. Dieser große Selbstmord, die Auerstädter Schlacht, war in allen ihren einzelnen Verhältnissen und Folgen die vollkommenste Rechenprobe, daß unser Verfassungsexempel durch und durch falsch sei, eine ganz notwendige, gewaltsame Probe, weil das Exempel auch mit Gewalt sich zusammenaddiert hatte; nach meiner Ueberzeugung hätte nie bloße Meinung eben wegen des Mangels an Mitteilung und Verbindung etwas praktisch wirken können, weil man eben in dieser Verkehrtheit, daß Gewohnheit, nicht Tätigkeit etwas erhalte, sich sehr praktisch glaubte, während sich jetzt ein gänzlicher Mangel im Praktischen zeigt, und die besser Unterrichteten doch wieder, statt praktisch zu helfen, wie bei einem Märchen mit Spott statt Hilfe bereit sind. Ich fühle es, daß der Staat mich jetzt nicht eigentlich brauchen

Digitized by Google

kann, daß ich ihm nichts nütze, und so wenig ich allein auch in der vorteilhaftesten Staatsverbindung nützen würde, so bin ich doch Repräsentant gleichsam von einer sehr zahlreichen Klasse von Staatsbürgern, ich bin Güterbesitzer. Ich glaubte es meine Schuldigkeit, bei den Nachrichten von dem Vorunglücke, das uns in dem Prinzen Louis eine Reserve tötete, die in militärischer Hinsicht für den Augenblick alles retten konnte, alle meine andern Verhältnisse abzubrechen, um mich nach meinem Lehngute in der Uckermarck zu verfügen, die außerordentlichen Maßregeln zu befördern, welche der Augenblick durch alle Zweige der Verfassung notwendig machte. Nicht daß ich den frommen Glauben gehabt hätte, Vasallen könnten noch in unsern Tagen eine brauchbare Landwehr abgeben, das Verhältnis zu den Bauern hat sich verändert und zum Guten, durch Friedrich ist der Adel in seinem Wesen aufgehoben, und die militärische Begünstigung mußte notwendig nach der Auerstädter Probe aufhören; aber in der Aushebung zum königlichen Dienst, zu der allgemeinen Zentrierung aller Geschäfte, wie es ein fliegendes Reich fordert, insbesondere zur Mobilmachung des ganzen Landes schien es mir notwendig. Mein Landrat erwiderte mir auf meine Anfrage, als ich zum größten Schrecken gar nichts anbefohlen fand: daß ich möchte Hafer dröschen lassen; ich befahl das an, mehr konnte ich nicht tun; schon brannte ein Dorf in der Nähe, es wurde gefochten bei Boitzenburg. So wollte ich mich selbst wenigstens frei erhalten, nicht gegen mein Vaterland dienen zu müssen, ein sehr wahrscheinliches Schicksal der verlassenen Unglücklichen, wenn Frankreich in dem Kriege gegen Rußland unglücklich wäre. Endlich kann freilich unser Land durch Russen vielleicht ganz gelüftet werden, aber ohne eine völlige Ausbildung nach dem größten Sinne unsrer Zeit würde es dann zu einer Provinz von Rußland dem Wesen nach herabsinken. Ist für diese Ausbildung etwas geschehen? Ich antworte: Nein, so ganz und gar nichts, daß auch selbst die militärische Einrichtung in ihren dringendsten Mängeln besteht. Diese Mängel sind kürzlich folgende:

1. Insubordination der Generale, die nur bedingungsweise, nicht mit ganzer Seele dem Staate gehören und fast nie die Zivilbehörden zu benutzen wissen, sondern sie lieber verletzen.

2. Anciennitätswesen, der ganze Zwiespalt zwischen dem Offizierkorps und dem Soldatenkorps, der, im Frieden schon sehr lächerlich, darin hervortritt, daß dieselbe Maschine, der Stock, den Offizier zum Dienste unfähig, den Soldaten fähig macht, daß der erste ganz frei, der andre ganz gezwungen eintritt, weil die Kantoniereinrichtung nicht allgemein, schrecklich im Kriege durch Rache, Verachtung, Spott, der jeden Patriotismus unterdrückt, weil er jeden Augenblick auf den Fehler der Verfassung zeigt, endlich auch jeden Fortschritt in der

3. Bewaffnung (schlechte Musketen und Degen, nicht hinlängliche Artillerie), Kleidung, weil es auch den gedienten Offizieren an eigner Erfahrung fehlt, die ausgenommen, daß viele ihren Tod dieser ausgezeichneten Kleidung schuldig, an der seit dem langen Frieden beständig umgeschneidert

Digitized by Google

worden, während die Soldatenkleidung (weil dieser keine Stimme haben darf) ganz unnütz geworden, eine Art Hemmung aller freien Bewegung, woran unser großes, schwerfälliges Volk überhaupt keinen Ueberfluß hat; statt des Mantels, das Haus eines heutigen Soldaten, führen sie schwerfällige Zelte, unnütze Bagage und Pferde der Offiziere müssen sie bewachen. Dadurch wird es möglich, daß physisch schwache Offiziere, die keinen Krieg aushalten können, doch hineinkommen, als Kranke dann die Armee zu beschweren.

4. Der Handelsverkehr der Kompagniechefs, welcher durch den Krieg leidet, im Frieden mit elender Gaunerei getrieben wird, wozu selbst die Besten erniedrigt werden, eine Art erlaubten Betrugs mit Beurlaubten, es muß die Oekonomie nur zur strengsten Durchsicht unter dem Offizier stehen, den es zu sehr von seiner eigentlichen Bestimmung abzieht, Verbesserungen hemmt, die sich dem Offizier aufdringen, aber seinen Vorteil nehmen.

5. Unfähigkeit zu lernen aus eigner und fremder Erfahrung, eine Folge der Adelsgunst, des Anciennitätswesens und daraus folgenden frühen Eintritts und der allgemeinen Nachlässigkeit, welche immer eine Folge ist von dem Ausschließen einer allgemeinen Tätigkeit, und endlich, statt zur Tätigkeit zu kommen, höchstens zu Worten kömmt, die meist sehr klug sind nachher, so daß man zur Ueberzeugung gelangt, daß die Dummen alle erschossen. —

Alles das bleibt nicht nur bei dem Reste der Armee, sondern wird sogar meist auf die provisorischen Bataillone übertragen; statt ausgezeichnete Offiziere und Unteroffiziere zur Einrichtung derselben nach dem sichern Takte zu wählen, den jeder gute General in der Beurteilung seiner Leute haben muß, soll ein Curriculum vitae eingereicht werden, den Bürgerlichen kann nicht versichert werden, ob sie künftig den Rang im Frieden mit andern Offizieren behalten. Ich zweifle gar nicht, daß ich als Adliger vielleicht gleich Leutnant werden könnte, und doch könnte ich nach meiner Ueberzeugung in der Ausübung nur fürs erste gemeiner Soldat sein nach Gewissen und Recht. Im allgemeinen zur Fortbildung des Landes ist nichts geschehen, ich trete also mit meinen Vorschlägen auf:

1. Der König erklärt das ganze Volk adelig; die werden von dem Volke abgesondert, welche durch Verbrechen dieses freien Zustandes verlustig geworden oder künftig werden. Die kleineren Privilegien der einzelnen Provinzen, Städte und alten adeligen Geschlechter gehen dadurch unter, es gibt nur eine Landesgerichtsbarkeit, die scheinbare Adelsgerichtsbarkeit schwindet von selbst.

2. Alle waffenfähigen Männer werden dadurch Soldaten, Talent hebt empor, nur Beschäftigung höherer Art oder Tausch mit einem Nichtausgehobenen befreit vom Aufruf, sie tragen alle das Feldzeichen (die Entadelten dürfen es nicht tragen) als Schärpe oder am Hute.

3. Der König pflanzt den Stamm der Ritterschaft, alle Angestellten von gewissem Range, bei den Soldaten vom Hauptmann an, bei den Richtern und Verwaltern vom Rat an, bei den Lehrern vom wirklichen Professor oder In-

Digitized by Google

spektor der Pfarrer an. Diese Ritterschaft wählt durch die Mehrzahl sich Erfinder zu Mitgliedern, worunter jeder verstanden wird, der sich in eigentümlicher Tätigkeit bewährt hat, sei es in Künsten, Handwerken, Wissenschaft. Sie können mehrere Grade haben, die höheren werden gewählt, Großritter; die niederen, dienende Brüder, das sind die Schulzen, Burgemeister, alle, in denen eine bildende, keine bloß registrierende Tätigkeit, sie werden ernannt, tragen auch nicht den Degen, nicht das rote Kreuz dieses neuen Deutschen Ordens, der sein Gesetzbuch nach dem Alten, im Geist der Zeit transfiguriert, darstellt. In ihrer akademischen Genossenschaft, unter der alle Schulen, Kirchen stehen, ist Geist und Wort, Theorie und Praxis verbunden, in ihrer Kriegergenossenschaft Wille und Tat. Sie haben ihre Gelübde, unter denen auch Keuschheit für die Zeiten ihrer Tätigkeit sein kann.

Dieser Ritterschaft werden alle Vorschläge zum Besten des Staates vorgelegt, sie müssen sie durchgehen, so schlecht sie sein mögen, ob sich eine Wirkung davon zeigt in dieser Ritterschaft, die durchaus der Geist des Staatskörpers ist, so wie der König sein Wille; das beweist, ob Gott mit dem war, der ihn (den Vorschlag) machte. Es kann daher für törichte Vorschläge allerdings durch die Mehrzahl dieser Ritterschaft eine Buße auferlegt werden; zur Entschuldigung dieses Vorschlags, der den meisten unzeitig vorkommen würde, kann ich anführen, daß nach dem ewigen Gesetze der Periodenwirkung keine große Erscheinung allmählich, sondern plötzlich aus allmählich wirkenden Quellen hervortritt, welche das vorige Wesen untergraben; nichts wird gestört von den bisherigen Verhältnissen, es scheint vielmehr, daß seit dem Großen Kurfürsten, welcher den alten Erbadel in seinem Wesen vernichtete, dieses bloß das rechte Verständnis unsers heiligen Zweckes sei, zu dem wir freilich nur im Kriege gelangen konnten oder könnten.

Geht und wirkt, meine Worte! Ich habe gesprochen, um mir Luft zu machen, diese Luft wird nicht lange euer sein, wenn ihr den Worten nicht folgt.

4.

Aufruf zur Volkserhebung

Das nächste Schriftstück, das ebenfalls im Dezember 1806 in Königsberg entstanden ist, bringt den unwiderleglichen Beweis dafür, daß schon um diese Zeit von den preußischen Patrioten der Plan entworfen wurde, eine Massenerhebung des Volkes im Rücken der französischen Armee zu bewirken. Wenn es gelang, die Pommern und Märker, an die sich Arnim wendet, zum bewaffneten Aufstande zu bringen, dann war die französische Armee von ihren rückwärtigen Verbindungen abgeschnitten und zur Vernichtung reif. Mit derartigen patriotischen Unternehmungen, die heute zu gern und rasch fortgeleugnet werden, hängt meines Erachtens auch Heinrich v. Kleists Abreise von Königsberg Anfangs Januar 1807 in den Rücken der kämpfenden französischen Armee und seine Festnahme in Berlin durch die Franzosen zusammen (was ich des näheren in einem Aufsatze der „Frankfurter Zeitung" vom 14. November 1911 Nr. 316 ausgeführt

Digitized by Google

habe). Arnims Aufruf scheint mir stilistisch nicht ausgebildet und mehr Entwurf geblieben zu sein. Aber darauf kommt es nicht in erster Linie an, sondern allein auf die politische Tatsache, daß im Dezember 1807 bereits die Idee einer Massenerhebung des Volkes gegen die Franzosen bei den Königsberger Patrioten Wurzel geschlagen hatte. Offenbar verfertigte Arnim den Entwurf für befreundete Männer, die die Ausführung des Planes in Händen hatten; die Reihenfolge „Pommern—Märker", nicht umgekehrt, zeigt, daß die ganze Angelegenheit von Königsberg aus gesehen ist:

An die Pommern und Märker

Glück zu, ihr Landsleute! euch, Pommern und Märker, unser herzlicher Gruß! Freunde, wir kommen über das Meer, euch zu befreien, zu rächen das Blut unsrer Brüder, wiederzugewinnen unsres Namens alte Ehre, unser altbegründetes Eigentum. Von dem Unglücke ungebeugt, in gerechter Sache vertrauend, haben wir fern von euch die heil'ge Flamme treuer Vaterlandsliebe bewahrt; der Winter endet, das Glück hat sich gewendet, der Frühling kommt, wir ziehen wieder ins Feld, die Freude erfüllt uns wie gute Vorbedeutung, ein glücklicher Wind hat uns über das Meer zu euch geführt und weht noch in unsern Fahnen. Sammelt euch, ihr Treuen, unter diesen Fahnen eines freien Korps, wir kennen jetzt unsern Feind, wir werden ihn mit Gottes Beistand besiegen; mit Zuversicht werfen wir uns auf diesen heiligen Boden nieder, der uns geboren, nichts scheidet uns davon, umfassen die sichern Stämme dieser hohen Fichten, kein Feind soll sie umhauen, wir werden nicht untergehen, mit Sicherheit sehen wir von diesen reichgeschmückten Feldern zum Himmel, von diesen Feldern, mit dem Blute unsrer Brüder befruchtet, soll kein Feind ernten; ihr fühlet, was ihr sein sollt, ihr seid wert eures Namens, edle Pommern, edle Märker. Fühlt in diesen Augenblicken eure große Bestimmung, durch Not und Gefahr, ja durch gänzlichen Untergang seid ihr bereitet und bestimmt, die Welt von ihrem ärgsten Feinde zu befreien, von der alles umwindenden giftigen Schlange, die unter falscher Versicherung des Schutzes mit lächelndem Spotte verführt und vernichtet, raubt und schändet, was euch heilig und teuer, Magistrate zum Tode verdammt, die Bürger nicht gegen Bürger bewaffnen, eure Kinder zu schwerer Arbeit, bald auch zum Kriege euch fortreißt. Ihr habt nicht vergessen Jahrhunderte des Glücks und der Ehre, herkömmliche Gleichheit vor dem Gesetze, vielfachen Beistand der Regierung in aller öffentlichen Not; ihr fühlt, das Unglück kann für Augenblicke euch niederbeugen, aber mit Federkraft treibt es doppelt alle edlen Gemüter zur Bestrafung der Frevler, die träge Gewohnheit des stillen Lebens erstickt in der Störung alles glücklichen Verkehrs, das allgemeine Elend erschöpft das Vermögen des einzelnen, Seuchen, die Gesellen des Kummers, der Not und der Furcht, entreißen uns die, um welche das Leben teuer; es fühlt sich vor allem die Jugend, ihr feuriger Geist, ihr Aufstreben ist unerschöpflich und nicht zu unterdrücken. Brüder, Landsleute, ihr habt nichts und werdet verachtet werden, wenn ihr nicht kühn aus eigner Kraft eure Unter-

Digitized by Google

drücker niederwerfet, wie viele sind wir, wenn wir alle einigen Sinnes, wie wenige sind unsre Feinde, wie stark sind wir in dem Bewußtsein des Rechts; ihr habt nichts mehr zu verlieren und alles zu gewinnen, wir kommen, diesen entschlossenen Sinn und ein festes Herz euch anzubieten, das euch führen wird unter Gottes Schutz mit Mut und Klugheit, mit Ernst zum Besten (Gott ist mit uns), wir bringen euch Waffen, ihr bringt uns Ergebenheit entgegen, es kann uns nicht fehlen, euer Herz schlägt zu uns, wir reden eure Sprache, wir reden in eurem Sinne offen und ehrlich, ohne Prahlerei und Erniedrigung, eure Tränen sprechen dankend zu uns, ihr erhebt eure Hände, schwört von neuem in alter Treue, wir geben in eure Hände die Waffen, ihr werdet mit ihnen siegen oder sterben, in unsern Händen sind die letzten Hoffnungen der Freiheit. Ihr waret immer, ihr Pommern und Märker, die Lieblinge unsers unsterblichen Friedrich, er hatte euch in der äußersten Not unverzagt erkannt, er sieht auf euch mit Hoffnung herab, er mahnt euch durch uns, Friedrichs Geist wird uns begeistern, sein Beispiel, sein ernster Wille, den keine Jahre des Unglücks schwächten, wirkt sichtbar auf uns wie ein leitender Stern, der unser Schiff zu euch führte, er wird uns schützen vor Unglück. Was gibt es aber noch für Unglück, nachdem wir das größte überlebt haben. Ein edler Prinz starb für uns den Heldentod, wir sind bestimmt, zu bewähren, daß er nicht umsonst, daß er für keine Unwürdigen gestorben; was gibt es noch für uns zu fürchten, wenn ein solches Leben untergegangen, wenn euer Leben allen Wert verloren hat, wir können nur gewinnen, auch unser Tod ist ein Sieg über die Sklaverei, der sichere Ausgang aus einer unerträglichen Not. Wie viel herrlicher ist es nun, mit den Waffen in der Hand zu sterben, in dem seligen Gefühle, zu einer großen Tat mitzuwirken, als elend zu verhungern nach mühevoller Arbeit für die stolzen Feinde; recht wie die Stiere vor eurem Pfluge, so würdet ihr vom Feinde getrieben werden, bis alle Kraft entwichen, und ihr hättet in euch die nagende Erinnerung schöner, freier Zeit, wo ihr für euch geerntet, ihr hättet den Vorwurf in euch, das mutige Werk eurer Vorfahren, ihren besten Nachlaß, die Freiheit eigener Gesetze, der Meinung und der Sitten leichtsinnig und feige gegen ein Räubervolk verloren zu haben, das, unfähig des ruhigen Genusses edler Gesinnung, durch seine Laster immer härtere Tyrannei zu seiner Bändigung notwendig macht. Keine Macht soll über euch haben jener Tyrann, den keiner seines Volkes liebt und alle wie eine Zuchtrute ihrer Untaten fürchten, ihr seid nicht schlecht, um mit Bosheit beherrscht zu werden, aber ihr könnt nichts sein, ohne etwas zu tun, nichts besteht durch Gewohnheit, alles durch Tätigkeit, ihr wollet das Rechte. Euer milder König dringt bald zu euch vor, seine treuen Bundesgenossen, Russen und Schweden, sehen auf euch, das Recht ist mit uns wir geben ihm seinen Lauf, wir sind einander vertraut in gemeinschaftlicher Liebe zum Vaterland, äußert sie freiwillig, tretet zu unsrer Fahne, die Tat ist dann ihr reiner Lohn, wer aber des Vaterlandes Not vergißt, den wird Gott vergessen in seiner letzten Not. Glück auf, ihr Landsleute, ihr Pommern und Märker!

Digitized by Google

5.

Von der französischen Armee

Aber aller guter Wille der Patrioten, beabsichtigte Volkserhebung und russisches Bündnis erwies sich am Ende machtlos gegen die französische Armee und Napoleons Heerführung. Die Schlacht bei Friedland öffnete den Feinden den Zugang nach Königsberg. Arnim sah am 16. Juni 1807 früh morgens ihren Einzug in Königsberg mit an, und da er noch ein Vierteljahr in der Stadt verblieb, hatte er vielfache Gelegenheit, die Vorzüge der französischen Armee-Einrichtungen kennen zu lernen. So entstand, wohl erst im Sommer 1807 und nach dem Friedensschlusse, die folgende Niederschrift, die natürlich in einer Art gegensätzlichen Verhältnisses zur preußischen Armee verfaßt ist:

Es ist eine Freude, in der französischen Armee von jedem zu hören, wie von seiner Brigade, also von ihm das Schicksal der Schlacht abgehangen. So muß es sein! Einen Soldatenhaufen zur Maschine machen, ist lächerlich. Jede Maschine ist auf immer verdorben, wenn ein Rad herausgeschlagen, und das begegnet zuweilen den Soldaten mit den Kanonenkugeln; eine Maschine wäre zerstört, aber ein organischer Körper zieht sich zusammen, verteilt die Arbeit auf die gesunden Glieder und ist bald geheilt. Und die französische Armee war ein Ganzes! Offiziere und Soldaten waren nicht durch ewige Gesetze geschieden; hier war Freiheit, Gleichheit und die Herrschaft des Gesetzes, wovon man eigentlich im Innern des Landes nur sprach. Jeder strebte empor, weil jeder durch Tapferkeit und Geist emporkommen konnte. Ihre Unteroffiziere sind nicht Gefangenwärter; jeder wußte, wofür er stritt, wo sein Vaterland war. Zu Hause erwartete ihn Gefängnis und Tod, im Felde Ehre und Ansehen. Der Unteroffizier mußte der Geschickteste und Bravste sein: war sein Offizier tot, so freute er sich der Gelegenheit, sich auszuzeichnen und emporzukommen; war er selbst tot, so freute sich der ältere nach ihm, sich auszuzeichnen und ihm nachzurücken. Es waren nichts als fröhliche Erben, deren Erbschaft in Feindesland lag. Man nehme aus einem Staate viermalhunderttausend Mann aus allen Klassen, löse ihre Familienbande, gebe ihnen ihre Frauen mit, reiße sie von Arbeit und allen bürgerlichen Verhältnissen los, ihre Fahne sei ihr Herrscher, ihr Schwert ihr Grabscheit: und man hat in physischer und geistiger Hinsicht alle Kräfte, um die Welt zu erobern. Was den Feinden nachteilig, befördert den Krieg; Mord, Gewalt, innrer Krieg, Spiel, Ausschweifung und schlechte Haushaltung, alles führt zur Gleichgültigkeit im Tode. Wer einmal raubt, kümmert sich nicht mehr ums Sparen; und sollte es mit dem Leben anders sein wie mit dem Gelde? Dasselbe möchte ich von den Beschwerden sagen; sie geben eine gewisse Wut, die oft für Enthusiasmus gilt. Die Nordamerikaner hungern absichtlich vor der Schlacht, die Franzosen mußten oft hungern. Mehr als ihre Taten bewundre ich die Rückkehr vieler ihrer Krieger zu bürgerlichen Gewerben, zu sehr beschwerlichen Geschäften. Man merkt von ihrem alten Soldatenstande

Digitized by Google

nichts als die fortdauernden Gebete an ihre beiden Gottheiten ... und ...[1]) Ganz anders ist die Regierung gesinnt. Die Militärabteilungen gewinnen immer mehr Ansehen, Schulen und Zeitschriften sind danach genannt, Präfekten werden abgesetzt, und doch kann nur das Ansehen der Präfekten es verhindern, daß sich die Generale nicht ebenso wie einst in Deutschland die Pfalzgrafen frei machen. Der Müßiggang der französischen Soldaten, größtenteils junge Leute, unterhält einen gewissen kriegerischen Schwung, doch wollte ich dies bei keinem andern Volke zur Nachahmung raten, nur bei der französischen Nachahmungssucht höherer Kreise der Gesellschaft ist es möglich, daß sie wie die Vornehmen ihre Tätigkeit in den kleinlichen Verhältnissen der Gesellschaft abhetzen.

6.

Ueber Napoleon

Die französische Armee war alles durch Napoleon, nichts ohne ihn. Sein genialer Wille lenkte unbeschränkt die Hunderttausende, die unter ihm dienten. Seine Person trat den Völkern sichtbar in die Erscheinung als das gute oder das böse Prinzip der Welt, je nach der Seite, auf der man stand. Jugendliche Unerfahrenheit konnte sich nur zu leicht in dem Irrwahn verfangen, eine Beseitigung Napoleons werde die Welt mit einem Schlage frei und glücklich machen. Mit diesen Gedanken ist ungezählte Male gespielt worden. Um allein in Arnims Sphäre zu bleiben: so schrieb 1805 sein Freund Kleist aus Königsberg, „warum sich nur nicht einer finde, der diesem bösen Geiste der Welt die Kugel durch den Kopf jage? er möchte wissen, was so ein Emigrant zu tun habe?“ Arnims mütterlicher Oheim Hans Graf Schlitz gesteht in seinen Denkwürdigkeiten (1898, S. 138), wie er in Erfurt über dem Plane gebrütet habe, das Vaterland von dem Erbfeinde der Deutschen, wenn er nach beendigtem Schauspiele durch die Reihen der Zuschauer schritte, mit einem Verschworenen für immer zu befreien. Ob solche Stimmungen auch bisweilen Arnim beschlichen haben, wer vermag es zu sagen. Jedenfalls haßte er Napoleon als den Vollstrecker der Revolution und den Feind seines Vaterlandes. Er hatte ihn zuerst 1803 in Paris bei einer Audienz gesehen. Dann aber sah er ihn 1807 als triumphierenden Sieger in Königsberg einziehen, und jetzt wurde er von der Kraft seiner Persönlichkeit hingerissen. Diesem wunderbaren Erlebnis gab er gegenüber Bettina Brentano, die ihm trostlos über Napoleons Durchreise durch Frankfurt geschrieben hatte, am 7. Oktober 1807 den ersten Ausdruck (ungedruckt): „Von grimmem Haß gegen Napoleon raffte mich sein Anblick fast zu einer Art Gottesfurcht gegen ihn hin; ich kenne Ihr Gefühl und habe es geteilt. Es ist etwas Uebermächtiges in ihm, was mich besiegt hat, nicht sein Glück oder seine Macht, es ist eine Atmosphäre.“ Aus diesem Erlebnis flossen auch die nachfolgenden Ausführungen, die aus demselben Sommer 1807 stammen. Sie werden es verständlicher machen, als es bisher der Fall sein konnte, warum Arnim, der immer der politische

[1]) In beiden Lücken stehen unentzifferbare Anfangsbuchstaben.

Digitized by Google

Gegner Napoleons geblieben ist, doch niemals gegen ihn, weder in seiner Novellendichtung noch in seiner übrigen Schriftstellerei (z. B. Gubitz' Gesellschafter, 1828, Nr. 30), so starke Töne angeschlagen hat wie vor allen Heinrich v. Kleist. Die Niederschrift Arnims lautet:

Napoleons Größe

Es mußte ein Krieg sein, um zu bewähren, mit wem Gott sei; die Ueberzeugung kommt nur aus einem Kampfe auf Leben und Tod. Wo ist Gott? — Da, wo sich auch das Ekelhafteste, Gemeinste zu einem Großen vereinigt, von dessen Glanze durchstrahlt und geheiligt wird. Wo ist der Teufel? — Da, wo auch das Beste im einzelnen durch die allgemeine Verkehrtheit vernichtet, wenigstens untätig erhalten wird. In der Vernunft ist Gott, Unvernunft ist der Teufel.

Ich trat einmal in den Streit zweier Leute, eines Hofmeisters und eines Offiziers, warum der Gefürchtete keinen Mörder fände. Der Hofmeister erklärte es aus der Unrechtlichkeit, der Offizier aus der Unentschlossenheit, bestimmt sein Leben daran zu setzen. Ich sagte: „Nein, weder Moralität noch Furcht hält seine Feinde, aber wohl die Atmosphäre eines großen Mannes, das dunkle Gefühl, was sein ganzes Wesen ausdrückt, er gehe einen Weg, den kein andrer gehen, viel weniger überschauen könne. Die tapfersten Soldaten fürchten Geister, nicht weil sie den Tod fürchten, sondern weil ein Geist ihnen das ausdrückt, was uns in einem hochgezeichneten Manne auffällt. Man komme in seine Audienzen: kaum bewahren die Kühnsten den Anstand." — „Ruhiger, kalter Entschluß fehlt also," sagte der Offizier. „Freilich, und darin haben Sie recht, aber nicht darin, daß er je bestehen könnte, wenn er auch vor der Tat vorhanden. Wer nicht dazu gewillt ist, kann wohl in sich denken, wenn er ihm gegenübersteht, es wäre mir ein kleines, und der Mittelpunkt von Millionen Seelen wäre verrückt; auch Sokrates konnte sich den Punkt außerhalb der Erde denken, um die Erde umzustoßen. Aber wer das denkt, der will es nicht; wäre ein Augenblick, wo er es sich einbildete, es würde ihm gehen wie dem anlegenden Kroaten, den Friedrich durch sein drohendes: ‚Du, du, du!' entwaffnete." — Aber durch Uebung in dem Entschluß, meinte der Hofmeister, ließe er sich wohl begründen. Keineswegs, wird die wahre Schönheit nicht durch nähere, längere Bekanntschaft immer anziehender, das Große immer übermächtiger? Finden wir nicht selbst bei Wahnsinnigen, daß gewisse Gesichte ihnen so stark aufliegen, daß sie in ihrem Anblick ruhig bleiben? Nur einer ist dem großen Manne gefährlich: der Größere! — Vor ihm macht er falsche Schritte, wenn sie sich nicht vereinigen können. Alle hohen Leidenschaften stammen aus einem Mittelpunkte, aus einem Weltherzen, und die größere macht die geringere vergessen, sie versinkt gewaltsam oder in sich. Oft wirft der kalte, kluge Weltmann solchen großen Seelen Schwäche in bedeutenden Momenten vor; er sagt, daß das Glück da mehr gewirkt als ihr Entschluß, der doch da nur auf eine oder die andre Art ausfallen konnte; sie rühmen sich sogar, zugesprochen zu

Digitized by Google

haben, aber wahrscheinlich ohne daß jene darauf gehört haben; denn darin liegt eben ihr Glück, daß sie höher stehen, wo die dunklen Farben schon planetarisch zu leuchten, aber auch zu blenden pflegen, sie sehen da hundert Wege, wo uns nur zweie scheinen. Herkules muß sehr jung oder geistesschwach gewesen sein, was bei vieler Körperstärke häufig gefunden wird, als er so simpel dastand zwischen zweien. Dafür sind diese großen Menschen so ruhig wie die Flußtiefen, während die andern lernen, fürchten, hoffen; während andre meinen, um groß zu sein, um sich auszuzeichnen, müsse man sich in allem unterscheiden, leben sie ganz einfach menschlich in allen übrigen Verhältnissen, wie sie göttlich leben in ihrem höheren Verhältnisse, denn der Mensch ist ein Ebenbild Gottes, wenn er ganz Mensch ist. Friedrich hatte die literarische Borniertheit seiner Zeit, auch häufig die Leutnantsart seiner Zeit. Ich habe immer gefunden, die Geschäftsmänner im größten Sinne sind die, welche noch etwas Burschikoses von der Universität behalten haben. Man muß *mit* Millionen gelebt haben und fortleben, nicht *gegen* sie, wenn man ein Ausdruck ihrer gemeinsamen Empfindung sein will; wer aber *einen* Menschen recht versteht, der versteht dann auch alle.

Eine bewegte Nacht[1]

Von

L. v. Jedina-Palombini

Es war im Jahre 1881. Die Fischtorpedos und insbesondere die Torpedoboote waren noch in der Kindheit. Die k. u. k. Marine besaß nur einige kleine Boote, zum Teil englischer Herkunft, welche infolge ihrer geringen Seetüchtigkeit mittels Dampfer nach Pola verschifft worden waren. Da hatte der englische Schiffbauer Yarrow einen neuen Bootstyp geschaffen. Er war mit dem Deplacement auf 38 Tonnen hinaufgegangen, was damals als ungeheuerlich galt. Dafür versprach er eine Höchstgeschwindigkeit von 21 und einen Aktionsradius von 1000 Seemeilen. Die russische Regierung hatte bereits ein Boot gekauft, das allen diesen Bedingungen entsprach und von welchem die Reise von London nach Sewastopol selbständig und ohne allen Anstand zurückgelegt worden war. Da beschloß unsre Marineleitung, auch zwei solcher Boote zu kaufen. Dieselben sollten anfangs August fertig sein, um mit einer Bemannung der k. u. k. Kriegsmarine die Fahrt nach Pola anzutreten.

Diese Nachricht rief unter unsern Torpedooffizieren keine geringe Aufregung hervor. So eine interessante Dienstesbestimmung ergab sich nicht sobald wieder;

---

[1]) Auszug aus dem demnächst erscheinenden Werke „Rückblicke auf nahezu 50 Jahre Marineleben" von Vizeadmiral a. D. Leopold Freiherr v. Jedina-Palombini.

Digitized by Google

daher war die Bewerbung darum eine allgemeine und höchst rührige. Der Bemannungsstand war mit einem Linienschiffsleutnant, einem Linienschiffsfähnrich, einem Maschinenleiter und zwölf Personen des Mannschaftsstandes festgesetzt.

Endlich waren die Würfel gefallen, und die Glücklichen, die das Los getroffen — mir war das Kommando eines der Boote zugefallen —, hatten nach England abzugehen. Hier ergab sich vorderhand eine kleine Enttäuschung. Die Boote waren im Bau sehr rückständig, und es wurde Mitte September, bis sie seebereit waren. Die Durchquerung des Golfes von Biskaya mußte somit in die Zeit der berüchtigten Aequinoktialstürme fallen. Dies rief höhernorts ein gewisses Unbehagen hervor. Wenn auch die Korvette „Fasana" uns bei der Fahrt zu geleiten hatte, so war es augenscheinlich, daß sie zwar als schwimmende Hilfsmittelstation gute Dienste leisten konnte, bei schlechtem Wetter in See jedoch, uns kaum viel zu helfen vermochte. Demzufolge wurde der bei der Uebernahme der Boote beteiligte Schiffbauingenieur angewiesen, dieselben vor dem Auslaufen betreffs Stabilität und Festigkeit des Bootskörpers noch genauestens zu überprüfen.

Die Boote waren bis auf den Anstrich vollkommen gleich. Am 15. September fuhr daher bloß das Torpedoboot Nr. I zur Stabilitätsbestimmung nach der Werft von Yarrow; die Korvette und das von mir befehligte Boot Nr. II warteten dampfklar in Gravesend, um bei dem zu gewärtigenden befriedigenden Ergebnis im Verein mit erstgenanntem Boote sofort in See zu gehen.

Unsre Erwartung wurde nicht getäuscht; die Stabilitätsbestimmung fiel günstig aus. Der Schiffbauingenieur kam an Bord und teilte uns mit, daß von seinem Standpunkte unsrer Abreise nichts im Wege stehe. „Allerdings," fügte er abschiednehmend bei, „muß ich aufmerksam machen, daß der Längsverband der Boote gerade nur genügend stark ist. Wenn daher Reservekohle oder sonstige gewichtige Gegenstände über die normale Belastung einzuschiffen wären, so hätten diese nicht vorn oder achter weggestaut, sondern im Mittelteil gelagert zu werden. Widrigenfalls könnten bei schwerer See die Extremitäten des Bootes sich senken und einen Bruch hervorrufen." Kurz darauf erschien auch Herr Yarrow, um uns vor der Abreise noch einmal die Hand zu schütteln. Er sprach ebenfalls die Hoffnung aus, daß die Boote sich in See recht gut halten würden. Das einzige, was vielleicht nicht ganz seinem Wunsche entspräche, sei deren Längsverband. Er glaube daher uns raten zu sollen, Reservevorräte nicht in den mittleren Teilen des Bootes unterzubringen. Diese seien durch Kessel und Maschine bereits überlastet, und es wären daher in einem solchen Falle die vorderen Depots und die Achterräume heranzuziehen. Sonst wäre bei starkem Seegang die Gefahr eines Durchbruchs des mittleren Bodens gegeben. Herr Yarrow wird wohl innerlich erstaunt gewesen sein, daß seine Warnung eine mühsam verhehlte Heiterkeit hervorrief. Die Komik des Widerspruches der beiden Autoritäten war eben zu groß, wenn auch ihre Uebereinstimmung betreffs der Schwäche des Verbandes nicht gerade die schönsten Aussichten für die Herbstfahrt eröffneten.

Die Fahrt durch den Aermelkanal, anfänglich durch Nebel gestört, war im

Digitized by Google

allgemeinen recht schön. Nach dem Anlaufen von Brest, wo wir Schutz gegen schwere Südweststürme gefunden hatten, wurde der Golf von Biskaya durchquert. Um das erträgliche Wetter auszunutzen, liefen die Boote mit erhöhter Geschwindigkeit der Korvette voraus. Der südwestliche Wind war mäßig stark, allein die See war noch sehr hoch. Wenn das Boot sich im Wellental befand, war nicht nur der Horizont nicht zu sehen, sondern selbst von dem auf 50 bis 60 Meter Entfernung querab fahrenden Boote Nr. I konnte man mitunter kaum die Mastspitze gewahren. Feroll und Lissabon waren weitere Stationen; endlich erreichten wir Gibraltar. Hier trafen wir die englische Mittelmeereskader, bei welcher unsre Fahrt nicht wenig Interesse erregte.

Am 6. Oktober liefen wir von Gibraltar mit der Bestimmung nach Karthagena aus. Der frische Westwind der vorhergehenden Tage war abgeflaut, doch die See war noch etwas bewegt. Der Himmel war umzogen, von den schneeigen Gipfeln der Sierra Nevada senkten sich dichte Wolkenbänke herab, und das Barometer fiel. Die Luft wurde immer mehr diesig, man konnte kaum die größeren Küstenstädte sehen, wenngleich unser Kurs auf geringe Entfernung längs des Landes führte. Als wir dwars[1]) von Malaga waren, stiegen vom Boot Nr. I Signale auf. Es war das Ansuchen, in diesen Hafen einlaufen zu dürfen. Was sollte dies bedeuten? Allerdings war schlechtes Wetter zu gewärtigen, erfahrene Seeleute haben diesbezüglich einen selten irrenden Instinkt, allein derart drohend erschien die Lage doch nicht. Es mußte daher etwas andres, besonders Wichtiges vorliegen. Die Bitte wurde nichtsdestoweniger nicht gewährt; fort zog S. M. S. „Fasana" mit ihren zwei Küchlein in der gewohnten Winkelformation. Der Sonnenuntergang gestaltete sich nicht schön, die Wolken ballten sich immer drohender in Nordost zusammen, wo es auch häufig blitzte. Da aber die See abgenommen hatte und das Barometer langsam stieg, konnte man nichtsdestoweniger auf eine verhältnismäßig ruhige Nacht hoffen.

Unter diesen Verhältnissen übergab ich um Mitternacht die Wache an den zweiten Offizier. Mit großem Behagen zog ich mich in eine der schmalen Kojen in der dem ganzen Stabe gemeinschaftlichen Achterkabine zurück. Bald umfing mich tiefer Schlaf. Man glaubt schwer, welch gutes Schlaflied das gleichförmige Schlagen des Propellers und das Rauschen des Wassers längs der Schiffswand abgibt, besonders wenn man den ganzen Tag in der frischen Seeluft auf den Füßen gewesen ist. Doch die Freude währte nicht lange.

Ein bald langsames, bald beschleunigtes Arbeiten des Propellers sowie häufiger Anprall der offenbar bewegten See versetzten das Boot in starke Schwingungen und ließen im Verein mit dem Rauschen des über das Deck spülenden Wassers bald zum Bewußtsein kommen, daß sich die Wetterlage gründlich verändert haben müsse. Ein heftiger Donnerschlag und niederprasselnder Hagel bestätigten dies in kräftigster Weise. Bald ließ sich auch die Stimme des wachhabenden Offiziers vernehmen, welcher meldete, daß eine steife

[1]) Querab.

Digitized by Google

Nordostböe eingesetzt habe und daß die Korvette anscheinend Signale mache, die jedoch nicht gut ausgenommen werden könnten. In kürzester Zeit war ich in voller Wetterausrüstung auf Deck.

Der Anblick, welcher sich darbot, war unheimlich schön. Der Himmel war trotz des bereits aufgegangenen Mondes schwarz, doch hoben sich die vom Winde gejagten niederen Wolkenschichten noch deutlich ab. Die See kochte förmlich, und das Boot, welches sich mit einer Geschwindigkeit von 11 Meilen die Stunde einen Weg durch die brodelnde Gischt bahnte, war in eine Wolke von Sprühregen und Spritzern gehüllt. Grelle Blitze versetzten mitunter das ganze Bild in ein fahles bläuliches Licht. Während der dichten Hagel- und Regenböen dagegen herrschte die vollste Dunkelheit, in welcher bloß die Wellenkämme und die schäumende Bugwelle durch ihr geisterhaftes Phosphoreszieren ausnehmbar waren. Von der Korvette und vom Torpedoboot Nr. I sah man ab und zu einige Lichter und Blaufeuer. Letztere wurden anfänglich beantwortet, bald war aber diese Kennzeichnung des Schiffsortes infolge der übernehmenden Sturzseen nicht mehr möglich. Nach einer starken Hagelböe kamen übrigens beide Fahrzeuge außer Sicht. Später in Lee gesichtete Lichter ließen vermuten, daß sie vor dem Winde laufend einem Zufluchtshafen zusteuerten. Wie wir am nächsten Tage hörten, hatte man zu dieser Zeit auf der Korvette Signale gemacht, ihr nach Almeria zu folgen, da man erachtete, daß die Boote an der Grenze ihrer Seetüchtigkeit angelangt wären.

Die Besorgnisse auf der Korvette waren nicht ganz unbegründet. Es wehte immer steifer aus Nordost, fast gerade unserm Kurse entgegen, und die See nahm rasch zu. Selbst bei verminderter Geschwindigkeit bohrte sich der Bug in die See, worauf deren Kämme sich an dem vorderen Turm und an den Kaminen brachen und beträchtliche Wassermengen über Deck spülten. Glücklicherweise war der Verschluß der Lucken ein dichter und gelangte fast gar nichts vom übernommenen Wasser in das Innere des Bootes. Jetzt erwiesen sich die beim Bau eigens ausbedungenen drehbaren Kaminhauben sehr nützlich. Ihnen war zu verdanken, daß kein Wasser in die Kamine und von dort in die Rauchkammer des Kessels gelangte. Der Propeller kam häufig außer Wasser und lief dann mit außerordentlicher Geschwindigkeit, wodurch das Achterteil auf die bedenklichste Weise schwankte und erzitterte. Eine derartige Beanspruchung konnte das Boot auf die Dauer sicherlich nicht vertragen. Es wurde daher die Fahrgeschwindigkeit noch mehr — auf 4 bis 5 Meilen — herabgesetzt und das Boot derart gesteuert, daß es jede Stunde wechselnd, bald 45 Grad rechts, bald 45 Grad links, vom Winde anlag. Durch rechtzeitiges Drosseln der Dampfzuströmung gelang es auch, das so gefährliche rasche Laufen des Propellers stark einzuschränken. Unter diesen Verhältnissen arbeitete das Boot viel ruhiger, und konnte man sich der Hoffnung hingeben, die Fahrt nach Karthagena zwar langsam, aber ohne übermäßige Beanspruchung des Bootes fortsetzen zu können.

Der Aufenthalt an Bord konnte zurzeit gerade nicht ein ideal angenehmer genannt werden.

Auf Deck war es noch am erträglichsten. Wegen der drohenden Gefahr, über

Digitized by Google

Bord geschwemmt zu werden, durfte jedoch nur das absolut nötige Personal, also wir Offiziere und ein Ausluger, sich dort aufhalten. Natürlich waren wir binnen der kürzesten Zeit gründlich durchnäßt. Die mächtigen Seespritzer, denen man zu begegnen hatte, fanden bald heraus, daß sie am besten durch den Halskragen innerhalb des wasserdichten Regenanzuges gelangen konnten, und die mit schwerem Gelde erkaufte Undurchlässigkeit unsrer großen Wetterstiefel zeigte sich leider nur dadurch, daß diese das innen angesammelte Wasser nicht herausließen. Auch war der Auslug infolge des in die Augen gepeitschten Wassers und Hagels sehr schmerzhaft. Fröstelnd suchte man die Nähe der Kamine, welche eine angenehme Wärme ausstrahlten. Nicht selten mußten diese hochgewürdigten Oefen, der Mast oder irgendein Ständer rasch umarmt werden, um sich vor dem Ueberbordkollern zu bewahren. Doch ein öfteres Ausgleiten auf dem überschwemmten gewölbten Deck und unliebsame Bekanntschaften mit hervorstehenden Augbolzen oder scharfen Kanten konnten wohl nicht vermieden werden. Immerhin gelang es doch, einen zur Stärkung im Kesselraum gekochten Kaffee zur Verteilung zu bringen, was für die Balancierkunst des einzelnen das beste Zeugnis lieferte. Daß dieses anregende Getränk etwas nach Talg schmeckte, war eine Besonderheit, die keinen Anstoß erregte. Es fand sich ja eine unschuldige Erklärung dafür. In dem gewiß löblichen Bestreben, daß kein Tropfen des edlen Stärkungsmittels verloren gehe, schöpfte der als Koch angestellte Heizer mit der Schale in seiner fettigen Faust todesmutig direkt aus der siedenden Flüssigkeit. Dies war ihm um so weniger zu verargen, als er vor dem Kredenzen das Geschirr höchst gewissenhaft mit der gebrauchten Maschinenschmierwolle reinigte. Als es nun gar nach langwierigen Versuchen gelang, eine Zigarre anzuzünden und ihr im Schutze einer Persenning einige Züge zu entlocken, war für die auf Deck sich Aufhaltenden eigentlich keine Ursache zu einer Klage gegeben.

Wesentlich ungünstiger waren die Verhältnisse für die unter Deck Befindlichen. Infolge der geschlossenen Luken und da die Ventilation in dem Mannschaftsraume nicht betätigt werden konnte, herrschte daselbst eine höchst drückende Luft. Dabei war es infolge der heftigen Schwankungen nicht möglich, sich in den Schlafstätten zu erhalten. Das dienstfreie Personal kollerte somit, in feuchte Decken gehüllt, am Boden herum, und da bekanntlich der Frömmste nicht in Frieden leben kann, wenn es dem bösen herangeschleuderten Nachbar nicht gefällt, so konnte wohl nur formell von Ruhepflegen gesprochen werden.

In dem Maschinenraum war allerdings die Ventilation eine sehr gute. Man konnte dies deutlich an den vereinzelten langen Haaren des bejahrten Maschinenleiters ersehen, die unverwandt der Saugöffnung des Ventilators zuflatterten. Im Kesselraum war die Luft ebenfalls nicht schlecht, wenn man von dem feinen Kohlenstaub absah, der alles durchdrang, und welcher die dort sich Aufhaltenden in kürzester Zeit zu Negern stempelte. Die daselbst herrschende Temperatur, mitunter bedeutend über 40 Grad, wäre jedoch gewiß nicht nach jedermanns Geschmack gewesen. In beiden Räumen drohte auch stets die ernste

Digitized by Google

Gefahr, bei einer heftigen Schwankung mit in Bewegung befindlichem Maschinengestänge oder mit den Kesselfeuern in Berührung zu kommen. Dabei erforderte, eben auch infolge des Schlingerns, die Wartung des Kessels die größte Aufmerksamkeit, um ein unter den obwaltenden Umständen verhängnisvolles Ueberkochen hintanzuhalten. Doch das wackere Maschinenpersonal war wie immer auf der Höhe der Anforderungen. Es ließ sich durch keine Widrigkeit in der gewissenhaften Versehung seiner Obliegenheiten stören, ja es brachte denselben eine philosophisch heitere Auffassung entgegen.

Sehr unangenehm war der Aufenthalt beim Steuer im vorderen Turm An und für sich bedingte derselbe eine auf die Dauer sehr anstrengende gebeugte Haltung. Dann herrschte dort eine böse Stickluft, und es waren auch daselbst, am vorderen Ende des Bootes, die Stampfbewegungen sehr fühlbar. Dies im vollen Sinne des Wortes, da bei denselben der Kopf des Steuermanns häufig an den fast messerscharfen Deckträgern ankam. Angesichts dessen mußte der Steuermann schließlich an das auf Deck befindliche zweite Steuerrad postiert werden, was von ihm trotz Nässe und Kälte als eine wahre Erlösung empfunden wurde.

Während des frischen Westwindes, welcher die vorhergehenden Tage geweht hatte, war eine größere Anzahl von Segelschiffen beim Kap Palos beigelegen, um einen Windwechsel abzuwarten. Als nun der für sie günstige Nordostwind einsetzte, beeilten sie sich, in die Straße von Gibraltar einzulaufen. Alle Augenblicke wurde ein Schiff in Sicht gemeldet. Wenn auch der Himmel noch immer dicht bewölkt war, so wurde es doch lichter, als der Mond hoch stand. Die großen Segelschiffe konnten daher auf eine genügende Entfernung ausgenommen werden, um ihnen rechtzeitig auszuweichen. Anders war es mit den Feluken, den spanischen Küstenfahrern mit großem dreieckigen Segel, welche ebenfalls in großer Zahl die günstige Gelegenheit zu einer Fahrt nach der marokkanischen Küste auszunützen schienen. Da gab es des öfteren kritische Lagen, und mitunter konnte einem Zusammenstoß gerade nur noch den letzten Moment vorgebeugt werden.

Als wir Nord steuerten und das Boot eben durch eine Welle gehoben war, sahen wir unter andern Fahrzeugen eine große Feluke, welche vor dem Nordostwinde segelnd gerade auf uns abhielt. Bald darauf in das Wellental gelangt, war jede Aussicht benommen. Doch war auch keine Ursache zu irgendeiner Ausweichsmaßnahme gegeben. Wenn die Feluke ihren Kurs beibehielt, mußten mir denselben kreuzen, bevor sie in eine gefährliche Nähe gelangte. Höchst unangenehm war daher unsre Ueberraschung, als wir, auf den nächsten Wellenkamm gehoben, gewahrten, daß dieselbe, absichtlich oder durch die See geworfen, ihre Fahrtrichtung gegen unsern Bug zu geändert hatte. Ein Zusammenstoß mit dem anscheinend schwer beladenen Fahrzeug von vielleicht 200 Tonnen Gehalt schien unvermeidlich, und damit wäre wohl das Schicksal des schwachgebauten Torpedobootes besiegelt gewesen. Sein oder Nichtsein war nun die Frage einiger Sekunden. Angesichts des unsicheren Kurses der Feluke durfte

Digitized by Google

unser Steuer für den Augenblick nicht gerührt werden. Nur eine rasche Erhöhung der Fahrt konnte uns noch retten. Glücklicherweise war die Verständigung mit der Maschine eine gute, und der Maschinenleiter, welcher persönlich den Dienst übernommen, verstand sein Handwerk gründlich. Die Funken stoben aus den Kaminen, und sofort erzitterte das Boot unter der Anstrengung des mit maximaler Kraft arbeitenden Propellers. Beim erneuten Aufsteigen aus dem Wellental mußte die Entscheidung fallen. Horch! welch außergewöhnlich starkes Rauschen, welches selbst den heulenden Wind übertönt! Die Feluke, das gereffte Segel zum Platzen vollgeschwellt und einen mächtigen Wasserschwall vor sich hertreibend, zeigt sich kaum einige Meter von unsrer Bordwand entfernt. Wird sie oder wird sie nicht an unserm Achterteil vorbeikommen? war auf unser allen besorgten Mienen zu lesen. Ein kleiner Gierschlag[1]) des Fahrzeuges, glücklicherweise von uns weg, blitzschnell darauf seitens des Torpedoboots eine entsprechende Steuerwendung, und uns mit einem Sprühregen von Gischt bedeckend, schoß die wuchtige Feluke auf 2 bis 3 Meter Entfernung von unserm Achterteil vorbei. Dieser Gefahr waren wir also auf Haarbreite entronnen; für eine weitere Anregung war jedoch gesorgt.

Kaum hatten wir uns wieder mit verminderter Geschwindigkeit in den früheren nördlichen Beiliegekurs gesetzt, als uns eine schwere Sturzsee erreichte. Das Boot legte sich derart auf die Seite, daß alles, was nicht vollkommen niet- und nagelfest war, mit Gewalt nach Lee geschleudert wurde. Lautes Geklirre in der Anrichtkammer verkündete, daß das ohnedies nicht mehr vollzählige Glas- und Porzellanservice eine weitere Herabminderung erfahren hatte. Doch in der Maschine hatte sich glücklicherweise nichts Erhebliches zugetragen, trotz lärmenden Kollerns verschiedener Gegenstände. Ernster dagegen war, daß, wie ein Geklapper in dem Kompaßhäuschen verriet, beide Kompasse aus ihren Lagern geschleudert worden waren. Wenn sie auch ohne Verzug in ihre ursprüngliche Lagerung gebracht und dort versichert wurden, so konnten sie angesichts ihrer Kompensation mit kleinen Magnetstäben nicht mehr als verläßlich erachtet werden. Tatsächlich zeigte sich auch eine bedeutende Verschiedenheit in ihren Angaben. Vorderhand mußte daher die Orientierung nach dem Winde stattfinden, welcher bis dahin mit ziemlicher Beständigkeit aus Nordost geblasen hatte. Dabei fing das Boot an, trotz der geringen Fahrt auf das heftigste zu arbeiten. Man hörte das unheimliche Knistern angestrengter Bleche. Unwillkürlich mußte man an die uns bei der Abfahrt von England gegebenen Warnungen denken. Es schien der Moment gekommen, wo es sich entscheiden würde, welcher von den beiden Schiffsbaukoryphäen recht behalten würde; derjenige, welcher ein Durchbrechen des Bodens in der Mitte, oder jener, der ein Abbiegen der Enden des Bootes befürchtete! Anderseits mußte bald der Tag anheben und dann die Sachlage sich besser beurteilen lassen. Bis dahin war somit um jeden Preis weiterzuziehen. Dies auch schon mit Hinsicht auf das Boot Nr. I. Zwischen den beiden Booten

[1]) Unbeabsichtigte Aenderung der Fahrtrichtung.

Digitized by Google

herrschte nämlich, wie gewöhnlich unter solchen Umständen, große Eifersucht und ein reger Wettkampf. Bei uns hatte sich im Verlaufe der Fahrt noch kein Anstand ergeben, während der Maschinenkomplex des erstgenannten Bootes sich nicht ganz verläßlich erwies und dasselbe sogar durch kurze Zeit in Schlepp genommen werden mußte. Welche Genugtuung, wenn es nun gelänge, Karthagena zu erreichen, obwohl das Boot Nr. I dies scheinbar bereits aufgegeben hatte!

Dieser Gedanke spornte alle an Bord zur größten Anstrengung an. Mit erhöhter Sorgfalt wurden Maschine und Kessel gewartet. Auch am Steuer herrschte die größte Aufmerksamkeit, um durch rechtzeitiges Abfallen dem Anprall der Sturzseen auszuweichen. In der Tat erschien das Arbeiten des Bootes durch einige Zeit erträglich und trotzdem betrug dabei die Annäherung an das Reiseziel noch beiläufig 3 Meilen per Stunde. Doch Wind und See nahmen noch weiter zu. Das Boot wurde wiederholt auf das heftigste auf die Seite geworfen und blieb in der stark geneigten Lage von 30 bis 40 Grad mitunter unheimlich lange liegen. Als nun bei einer solchen Gelegenheit eine Sturzsee den Steuermann vom Rade riß und dieser sich nur wie durch ein Wunder vor dem Ueberbordschwemmen rettete, erschien dies als eine eindringliche Warnung. Ein Weiterziehen gegen Wind und See konnte zu einer Katastrophe führen. Dies um so mehr, als bei dem mittlerweile eingetretenen Tageslicht sich ermessen ließ, daß auf ein Nachlassen des Wetters nicht so bald zu rechnen sei. Dabei wurde die Küste ab und zu sichtbar, was eine Orientierung ermöglichte. Einem Abfallen nach Almeria stand somit vom navigatorischen Standpunkte nichts mehr im Wege, es gebot daher die Klugheit, nicht mehr zu zögern und sich dafür zu entscheiden.

Mit aller Vorsicht wurde das Manöver des Vor-den-Wind-Legens durchgeführt. Dies geschah jedoch nicht, ohne daß eine dwars übernommene Sturzsee bei allen an Bord Befindlichen den Eindruck hervorgerufen hätte, der letzte Moment des arggeprüften Bootes sei gekommen. Doch das wackere Fahrzeug richtete sich wieder auf und hatte bald Wind und See von hinten. Als die Geschwindigkeit entsprechend jener der See geregelt war, ging es glatt vorwärts, ohne daß uns die Sturzseen je mehr erreichten. Angesichts der nun geringen Rollbewegungen konnte man sich auf Deck wieder frei bewegen, ja die Luken konnten zum Teil geöffnet werden, und alles atmete auf. Soweit war es gut; allein noch ein kleiner Nervenkitzel stand uns bevor.

Das Firmament hatte sich wieder umzogen und vorn lag eine Hagelböe, welche die Umrisse von Kap Gata kaum mehr erkennen ließen. Seewärts von diesem Vorgebirge befindet sich eine Untiefe von 2 Metern, welcher bei der herrschenden schweren See jedenfalls ausgewichen werden mußte. Mit größter Aufmerksamkeit waren alle Blicke nach vorn gerichtet. Nach der Rechnung — den Kompassen war allerdings nicht viel zu trauen — mußten wir bereits in der Nähe des genannten Vorgebirges sein und hatten wir bald nach steuerbord in die Bucht von Almeria zu wenden. Da erscholl der Ruf: „Brandung vorn!“ und sowohl der Steuermann als mehrere der auslugenden Matrosen behaup-

Digitized by Google

teten mit Bestimmtheit, in der Fahrtrichtung Land und vorliegende Brecher zu sehen. War dem Glauben zu schenken? Ein so grober Fehler in der Schätzung des Schiffsortes war doch nicht wahrscheinlich. Auch konnte der weiße Streifen, der unzweifelhaft zu sehen war, eine Wirkung des außergewöhnlich heftigen Hagels sein, welcher kaum auf 50 bis 60 Meter Entfernung einen Ausblick erlaubte. Dann durfte nach den vorhergehenden Erfahrungen ein Anluven nur in der zwingendsten Notlage versucht werden. Es hieß somit, bei schärfstem Auslug und stets zum sofortigen Wenden bereit, zuzuwarten. Die Luken wurden wieder geschlossen, und sowohl Maschinenleiter als Steuermann harrten des Zeichens zur Ausführung der erhaltenen Befehle. Eine große Spannung bemächtigte sich unser aller. Siehe da! Der Hagel hört plötzlich auf, die Wolkenwand zerteilt sich, und die bereits hochstehende Sonne bricht durch und versetzt den ganzen Umkreis in grelle Beleuchtung. Sofort ergab sich die beruhigende Gewißheit über ein vollkommen freies Wasser in der Fahrtrichtung. Die nun deutlich wahrnehmbare Küste gestattete den Schiffsort genau zu bestimmen; es zeigte sich, daß die Schätzung desselben eine ganz erstaunlich richtige gewesen war. In wenigen Minuten — es war mittlerweile 11 Uhr geworden — gelangten wir in Deckung des Kap Gata. Bei abnehmender See und rasch heiterndem Himmel nahmen wir Kurs auf Almeria, dessen von der Sonne grell beleuchtete Gebäude eine gute Steuerungsmarke boten.

Jetzt, wo bezüglich unsers Bootes jedwede Sorge geschwunden war, wendete sich die Aufmerksamkeit natürlich unsern Reisegefährten zu. Eifrigst wurde der Horizont abgesucht. Endlich wurde S. M. S. „Fasana" bei Almeria vor Anker gehend entdeckt. Doch das Boot Nr. I konnte nirgends wahrgenommen werden. Kaum froh geworden, die dem eignen Boote drohenden Gefahren glücklich überstanden zu haben, erfüllte uns nun die größte Besorgnis um unsern Gefährten. Nachdem bei dem Boot Nr. I schon einige Male Maschinenhavarien aufgetreten waren, so konnte es möglicherweise während der stürmischen Nacht das Opfer einer solchen gewesen sein. Jedenfalls war es höchst beunruhigend, daß, nachdem dasselbe mit der Korvette abgefallen, es nicht in deren Nähe zu sehen war. Dementsprechend richteten wir eine Signalanfrage an die Korvette. Ehe letztere antworten konnte, waren wir bei der innehabenden großen Geschwindigkeit bereits in die Einfahrt des Binnenhafens gelangt, wo wir das Boot Nr. I hinter dem Kai vertäut gewahrten. Eine Zentnerlast war von unsern Herzen genommen, und machte sich die freudige Stimmung durch ein kräftiges Hurra Luft.

Rasch wurde die Vertäuung genommen. Hierauf wurde die dienstliche Meldung auf der Korvette erstattet, wo man uns als wunderbar gerettete Schiffbrüchige begrüßte. Es wurden noch die notwendigsten Instandsetzungsarbeiten vorgenommen, sodann konnte man sich endlich der Ruhe hingeben, welche alle an Bord in hohem Maße bedurften.

Den nächsten Tag, wo die Sonne bei wolkenlosem blauen Himmel schien und die malerische Szenerie der spanischen Hafenstadt in die richtige Beleuchtung ver-

Digitized by Google

setzte, war alles heiter und in der fröhlichsten Stimmung. Blutunterlaufene Augen, einige Hautabschürfungen und Kontusionen waren das einzige, was an die vorhergegangene böse Nacht erinnerte. Dies hinderte nicht, daß beim Abendspaziergang auf der Alameda die Bordschwerenöter bei den überlieferungsgemäß „glutäugigen" Spanierinnen einen tiefen Eindruck hervorriefen oder wenigstens hervorzurufen wähnten. Dies sowie der Umstand, daß diese „andalusischen Schönheiten" bei minder entzündeten Augen wohl kaum einen Enthusiasmus hervorgerufen hätten, lieferten heiteren Gesprächsstoff bei einem fröhlichen, uns lukullisch erscheinenden Mahle im Hotel. So ändern sich rasch die Eindrücke im Seemannsleben.

Nach weiteren fünf Wochen einer gleich abwechslungsreichen Fahrt erreichten wir wohlbehalten Pola.

Publikum und Krankenhaus

Von

Dr. J. Grober,

a. o. Universitätsprofessor der Innern Medizin in Jena

(Schluß)

Die moderne Versicherungsgesetzgebung in Deutschland hat eine große Anzahl von Kranken den Krankenanstalten zugeführt, die vorher nicht in der Lage waren, den relativ kostspieligen Aufenthalt dort zu bestreiten. Infolgedessen ist die Zahl der notwendigen Krankenbetten und damit natürlich auch die Zahl der Krankenanstalten als solche, die über eine bestimmte Anzahl von Betten nicht hinauswachsen können, gestiegen. Wir dürfen jetzt in Deutschland auf etwa 5000 bis 6000 öffentliche Krankenanstalten rechnen. Es ist durchaus selbstverständlich, daß bei der Vermehrung der Zahl der Anstalten sowie der Aufnahmen in dieselbe die verschiedenen Umstände, die die Abneigung der Bevölkerung gegen die Anstalt bedingen, häufiger zur Wahrnehmung gelangen und daß das Publikum häufiger Gelegenheit hat als früher, seinen Befürchtungen Ausdruck zu geben. Gerade deshalb, weil die Zunahme der Zahl der Krankenbetten und der Anstalten voraussichtlich noch weiter andauern wird, weil die vermehrte Unterbringung von Kranken im durchaus wohlverstandenen Interesse der Bevölkerung liegt, wäre es besonders wünschenswert, wenn die Ablehnung des vorgeschlagenen Krankenhausaufenthaltes, wie sie häufig vorkommt, allmählich immer seltener würde. Anderseits wird auch gerade die Zunahme der Anstalten dazu beitragen, daß eine immer größere Anzahl von Menschen sich davon überzeugt, daß moderne Anstalten keinen Grund mehr bieten, die alten Vorstellungen von Zwangsanstalten, von Ansteckungsfähigkeit und dem Aberglauben, von dem oben die Rede war, aufrechtzuerhalten.

Der Betrieb einer Krankenanstalt wie der aller Gemeinschaften ist natürlich

Digitized by Google

nur dann möglich und aufrechtzuerhalten, wenn alle Insassen und Mitglieder sich gewissen Vorschriften unterwerfen. Diese Vorschriften, für die man im einzelnen Fall für jedes Krankenhaus eine besondere Hausordnung zu verfassen pflegt, sind, weil die betreffenden Insassen der Anstalt sich den ganzen Tag in ihr aufhalten müssen, folgerichtig und naturgemäß verhältnismäßig stark eingreifend in die persönlichen Gewohnheiten und Liebhabereien des einzelnen. Wir leben heute, wie wir schon oben betonen mußten, im Zeitalter des Individualismus. Schon der Jugend wird, zum Teil direkt, zum andern Teil indirekt durch die Methode des Unterrichts klargemacht, daß die einzelne Persönlichkeit ein besonderes Recht für sich in Anspruch nehmen darf. Je älter die jugendlichen Individuen werden, um so mehr wird diese Neigung gesteigert und zum Teil durch das politische Leben, zum mindesten aber durch die Lektüre der Tageszeitungen gefördert. Nur bei den Männern wird sie, leider aber nur zu einem geringen Teil, durch die militärische Dienstzeit unterbrochen. Die Folge davon ist, daß die Unterordnung unter bestimmte Regeln im täglichen Leben von den meisten Menschen sehr schwer empfunden wird. Das erlebt der Arzt auch im Privathause ganz außerordentlich häufig. Weit schlimmer aber sind die Verhältnisse in den Krankenanstalten. Zweifellos ist es die Durchführung des Verlangens nach einer Unterordnung, die oft genug eine Mißstimmung bei den Kranken selbst erzeugt und sie auf ihre gesunden Tage und ihre gesunden Angehörigen übertragen läßt. Man fürchtet sich, ins Krankenhaus zu gehen, weil dort gewisse Gewöhnungen, die nun einmal bei jedem Menschen in seinem Tageslauf allmählich eingetreten sind, notwendigerweise beiseitegesetzt werden müssen. Der Kranke ist an und für sich vielleicht gewohnt, zu ihm beliebigen Zeiten zu Hause die Mahlzeiten einzunehmen, das Bett aufzusuchen und zu verlassen, die Reinigung des Körpers, den Wechsel der Bettwäsche usw. vorzunehmen. Das alles ist naturgemäß in einer Anstalt, in der eine größere Anzahl von Menschen untergebracht ist, nicht möglich, ohne die schärfsten Störungen im Betriebe hervorzurufen. Ist schon der Gesunde individualistisch erzogen und verzogen, so kommt bei dem Kranken oft die Betonung der eignen Wünsche und Neigung zur Launenhaftigkeit noch erschwerend hinzu. Wir sind es kaum mehr gewohnt, wenn uns nicht direkt ein Vorteil daraus einzuleuchten scheint, unsre eignen augenblicklichen Wünsche bestimmten Forderungen der Gesamtheit oder auch unsrer Umgebung unterzuordnen. Diese Vorteile, von denen eben die Rede war, sieht aber der Kranke an und für sich weniger ein als der Gesunde, denn er ist naturgemäß durch die Beschwerden seiner Erkrankung voreingenommen. Außerdem setzt sich heute die größte Anzahl der in die Krankenanstalten aufgenommenen Kranken aus denjenigen Schichten der Bevölkerung zusammen, in denen die Bildung und damit im Zusammenhang auch die Selbstzucht des Charakters, vor allem aber die soziale Einsicht im allgemeinen noch nicht sehr hoch ist. Ferner sind es vorwiegend jugendliche Elemente oder alleinstehende ältere Personen, die das Krankenhaus aufsuchen, denn bei den Verheirateten bedarf es immer schon eines ganz besonderen Anlasses, wenigstens in

Digitized by Google

den weniger begüterten Volksklassen, wenn sie sich entschließen, die Krankenanstalt aufzusuchen.

Dieser Art Kranken ist es nun durchaus nicht leicht verständlich, daß sie im Interesse des Betriebes, der, wie sie ganz gut wissen, eigentlich zu ihren Gunsten da ist, sich zu einer bestimmten Zeit aus dem Bett erheben, waschen, ankleiden und essen sollen, daß sie gezwungen sind, während einer bestimmten Zeit des Tages, da nämlich, wo die ärztlichen Untersuchungen der Kranken stattfinden, sich im Krankensaale aufzuhalten, daß sie ferner ein für allemal gewisse Verrichtungen an sich selbst vornehmen lassen müssen, z. B. die Bestimmung des Pulses und der Körpertemperatur u. a. m. Es kommt ferner in Betracht, daß mancher Kranker nicht gern über seine persönlichen, und seien es auch nur die rein körperlichen, Verhältnisse Auskunft gibt, namentlich wenn davon bei dieser Gelegenheit seine Mitkranken direkt oder indirekt Kenntnis erhalten können.

Bisher war von dem Zwang zur Behandlung, der ja notwendigerweise mit dem Betrieb einer Krankenanstalt verknüpft ist, noch nicht die Rede; doch spielt er nach meiner Erfahrung eine sehr wesentliche Rolle. Leider liegen die Verhältnisse so, daß vielerwärts die Anordnungen des Arztes, wenn sie im Hause des Kranken gegeben werden, nur ungenügend und häufig nicht vollständig erfüllt werden. Das liegt an der nun einmal vorhandenen Kritik, die sich jeder Laie glaubt über ärztliche Dinge zutrauen zu dürfen. In einer Krankenanstalt fällt diese Möglichkeit weg. Die Krankenpflegerinnen haben als ersten Grundsatz ihrer Tätigkeit anzuerkennen, daß Anordnungen des Arztes auf das pünktlichste erfüllt werden müssen. Jeder verständige Mensch, der einigermaßen in die Verhältnisse der Krankenpflege und Krankenbehandlung eingeweiht ist, wird ohne weiteres zugeben, daß ohne derartige Bedingungen eine zweckentsprechende und nicht verschwenderische Krankenhausleitung unmöglich ist. Der Kranke muß also seine ihm verordnete Arznei nehmen, und zwar zu bestimmter Zeit, er wird zu einer ihm vielleicht nicht gerade angenehmen Zeit gebadet werden müssen; diese oder jene Verrichtung andrer Art wird an ihm und seinem Körper vollzogen. Selbstverständlich steht ihm ein Einspruchsrecht gegen die Behandlung zu, denn nirgendwo in den Kulturstaaten wird ein Kranker zu einer Behandlung gezwungen, zu der er nicht seine Einwilligung gibt. Aber mit einer derartigen Weigerung ist natürlich die unausbleibliche Folgerung verbunden, daß er alsdann die Krankenanstalt, da sie ja nutzlos für ihn ist, verläßt.

Die Volksschichten, die heutzutage die Krankenanstalten zumeist aufsuchen, sind zu einem ganz bestimmten und nicht kleinen Teil durch die Industrialisierung Deutschlands in verhältnismäßig günstige Vermögensverhältnisse verbracht. Wie nun einmal die Verhältnisse liegen, werden die vermehrten Einnahmen vor allen Dingen für das persönliche Wohlbefinden verwandt. Reichliche, um nicht zu sagen überreichliche Ernährung, insbesondere auch Ernährung mit allerhand Leckerbissen und teuern Nahrungsmitteln, unzweckmäßige, aber für angenehm oder aus gesellschaftlichen Gründen für notwendig gehaltene Wohnungseinrichtungen sind in diesen Kreisen an der Tagesordnung. Gesteigerte

Digitized by Google

Bequemlichkeit führt oft zu unhygienischer Lebensführung: Ich verweise auf die Verwendung kleiner Zimmer zum Schlafen, auf das Schlafen bei geschlossenen Fenstern, auf die alleinige Verwendung warmen Wassers bei der Waschung des Körpers, die Benutzung von Federbetten — alle solche Bequemlichkeiten lassen sich im Krankenhaus zum Teil aus materiellen, zum andern aus hygienischen Gründen nicht durchführen. Hier haben wir große Schlafsäle, keine Federbetten, die Ernährung ist nach den Grundsätzen der Diätetik geregelt, die jede Uebernährung für falsch oder wenigstens nur in bestimmten Fällen für zweckmäßig hält. Es kommt ferner hinzu, daß die Wohnungen unsrer Bevölkerung sich zumeist durch die Ansammlung von allerhand ebenfalls unhygienischen, zur Vermehrung des Schmutzes und des Staubes Veranlassung gebenden Hausrats, insbesondere Geweben, auszeichnen. Es gibt auch, was freilich auf die Großstadt nicht so sehr, wohl aber auf dem Lande zutrifft, eine Gewöhnung an den Schmutz, die in enger Beziehung zu der sog. „Neigung zur Gemütlichkeit" steht. Schmutz im Krankenhaus ist ein Unding. Die „Gemütlichkeit" im populären Sinne ist in den Krankenanstalten nicht durchzuführen, wenn es auch unser Bestreben sein muß, im andern Sinne den Kranken ihren Aufenthalt so „gemütlich" wie nur möglich zu machen. Ich habe es erlebt, daß ein gutgestellter Arbeiter das Krankenhaus verließ, weil er, wie er erklärte, auf Roßhaarmatratzen und unter Wolldecken, die beide in weiche Baumwolle resp. Leinenstoffe eingehüllt waren, nicht schlafen könne, er brauche Federbetten. Von andern Wünschen, die oft genug an den Krankenhausarzt herantreten, wollen wir hier schweigen; sie sind häufig recht unerfreulicher Natur.

Mit der Neigung zur „Gemütlichkeit" und zu den Gewohnheiten vergangener Jahre hängt, ebenfalls in Beziehung mit den Anschauungen früherer Jahrzehnte, ein „Bedürfnis" des Publikums zusammen, das heutzutage in den Krankenanstalten ebenfalls keine Rechnung mehr findet. Die Bevölkerung war es gewohnt, wenn sie den Arzt aufsuchte, von ihm unter allen Umständen ein Rezept zu erhalten. Die Verschreibung gewisser Stoffe aus dem Arzneischatze, bald dem Tier-, bald dem Pflanzenreich entnommen, war die Regel; war man nicht geneigt, den Arzt aufzusuchen, so verwendete man Rezepte von einer gelegentlichen früheren Konsultation her. In manchen Familien sind solche viele Jahrzehnte lang und als Erbschatz verwendet worden und schließlich zu dem Rufe besonders heilkräftiger Säfte und Tränklein gelangt, die von den mildtätigen Hausfrauen auch an andre Leidende der Umgebung abgegeben wurden. Diese Neigung zu allerhand „Säftchen und Tränklein", die noch heute in gewissen Gegenden unsers Vaterlandes weit verbreitet ist, ist hier in das Bewußtsein der breiteren Volksschichten weit eingedrungen, so daß eine ärztliche Konsultation, bei der es nicht zur Verschreibung von Medikamenten kommt, nicht als vollwertig erklärt wird. Die moderne Medizin hat sich nun von der reichlichen Verwendung von Medikamenten befreit. Das trifft für den praktischen Arzt, der einigermaßen mit den Liebhabereien seines Publikums zu rechnen hat, vielleicht weniger zu als für die Krankenanstalt, die den wirtschaftlichen Vor-

Digitized by Google

teil, der aus einer Verringerung ihres Arzneiverbrauches folgen muß, viel zu gut zu schätzen weiß, um ihn sich nicht zu eigen zu machen. Selbstverständlich kann man nicht etwa ganz ohne Verwendung von Arzneien auskommen, denn es gibt sehr viele Krankheitszustände, wo die Medikamente nicht zu entbehren sind; aber im ganzen hat sich die Zahl der verwendeten Arzneistoffe und auch die Zahl der verschriebenen Rezepte erheblich verringert. Dagegen haben die Anwendungen der sog. physikalischen Heilmethoden, allen voran der Wasserbehandlung und der Wasseranwendung, der Gebrauch der verschiedenen Strahlenarten und des elektrischen Stromes in seinen mannigfachen Anwendungsgebieten neuerdings wieder reiche Anwendung gefunden, und ganz besonders und mit Recht sind die Verschreibungen diätetischer Natur in den Vordergrund gestellt worden. Oft genug hat der Arzt Veranlassung, durch veränderte Lebensart die weitere Entwicklung eines Leidens zu hemmen und damit viel nützlicher zu wirken, als wenn er gegen die augenblicklichen Beschwerden, die er auf andre Weise, z. B. durch Suggestion, bekämpfen kann, irgendein Rezept verschreibt. Die ärztliche Kunst ist darum nicht geringer, sondern im Gegenteil verwickelter, vielgestaltiger, größer und schöner geworden. Das Publikum aber, das in die Krankenanstalten eintritt, bleibt noch bei seinen alten Neigungen, und oft genug geschieht es, daß ein Kranker, dessen Leiden sich zusehends gebessert hat, nach einigen Wochen erklärt, er würde ja gar nicht behandelt, die Besserung sei von selbst gekommen. Unter Behandlung versteht er eben die Verwendung von irgendwelchen Arzneien. Auch hier kann naturgemäß nur die bessere Belehrung der Bevölkerung nutzen. Wir haben schon an andrer Stelle dieser Darstellung darauf hingewiesen, wie groß die erziehlichen Aufgaben der Krankenanstalten für die Bevölkerung sein können. Leider zeigt sich immer wieder, daß die Anwendung rationeller hygienischer und medizinischer Grundsätze nicht ausreicht, um allein ihre Bedeutung auch den Kranken klarzumachen. Dazu hilft nur schriftliche oder mündliche Belehrung. Die schriftliche Belehrung könnte einmal in der Hausordnung enthalten sein. Da diese aber an und für sich schon eine große Anzahl von Paragraphen enthalten muß, so würde sie in diesem Falle zu einer kleinen Broschüre anschwellen. Ein andrer Weg wäre gegeben, indem man den Kranken regelmäßig Flugblätter oder auch die Hefte einer geeigneten Zeitschrift in die Hand gäbe, in denen er über diese Dinge nachlesen kann. Ich habe selbst recht gute Erfahrungen damit gemacht, daß den Kranken Bücher, die sich auf die Krankenpflege, die Krankenfürsorge und die Verhütung von Krankheiten bezogen, in die Hand gegeben wurden. Das beste Werk, das wir in dieser Richtung in Deutschland besitzen, das ärztliche Hausbuch von Reißig, hat nur den Nachteil, daß es für die Krankenlektüre zu umfänglich ist. Es wäre ein Vorschlag, den ich gern in größerem Maßstabe ausgeführt wüßte, den Kranken, statt des manchmal nicht ganz einwandfreien Lesestoffs, den er von dieser oder jener Seite erhält, derartige für ihn und für die Anstalt und das Volkswohl wünschenswerte Lektüre in die Hand zu geben.

Ferner wäre es möglich, den kranken Insassen der Anstalt durch regelmäßig

Digitized by Google

wiederholte Vorträge, zu denen man etwa die jüngeren Aerzte der Anstalt heranziehen könnte, die Kenntnis dieser einfachsten Vorstellungen über die moderne Hygiene und über den Betrieb eines Krankenhauses zu vermitteln. Leider wechselt in allgemeinen Krankenanstalten das Publikum zu oft und zu unregelmäßig, um hier wirklich etwas Ersprießliches erwarten zu können. In allen Anstalten aber, in denen Kranke sich längere Zeit aufhalten, ich denke da an Lungenheilstätten, Krüppelheime, Trinkerheime, Anstalten für Siechе, für chronisch Kranke der verschiedensten Art, wären aber derartige Vorträge recht erwünscht. Besonders einige Lungenheilstätten sind in dieser Beziehung schon vorbildlich vorgegangen, und es ist zu hoffen, daß ihr Beispiel recht häufig Nachahmung finden möchte.

Die Neigung zum Individualismus gibt noch in andrer Beziehung Grund zu Klagen. Die Kranken sind gewohnt, in ihren Familien so beköstigt zu werden, wie sie es gern haben. Der Geschmack ist aber bekanntlich derjenige Sinn, dessen Abweichungen bei verschiedenen Personen am größten sind. Die natürliche Folge davon ist, daß die Speisung vieler Personen mittels ein und desselben Gerichts, wie es nun einmal in den Krankenanstalten notwendig und kaum anders einzurichten ist, auf Schwierigkeiten und Einwände stößt. Jeder möchte an und für sich gern nicht aus dem allgemeinen, sondern aus einem besonderen Topf beköstigt werden, um so mehr, weil ihm die Privatpflege in seinem Hause diesen Wunsch in den meisten Fällen ohne weiteres zu erfüllen imstande und willens ist. Die Beköstigung der Kranken gibt bekanntlich überhaupt einen sehr weitreichenden Grund zur Mißstimmung und zur Abneigung gegen die Krankenhäuser innerhalb der Bevölkerung ab. Sie ist Veranlassung dazu geworden, eingehend zu erörtern, ob es nicht möglich wäre, jeden Kranken, wie im Gasthaus, nach seiner eignen Wahl und Neigung, gewissermaßen nach der Speisekarte zu beköstigen. Das ist nur möglich, wenn die Kosten ganz außerordentlich gesteigert werden; da wir aber an und für sich schon die Betriebskosten der Krankenanstalten dauernd aus den verschiedensten Gründen zunehmen sehen, haben wir, wenn keine wesentlichen, sondern nur persönliche Gründe für eine solche kostspielige Aenderung maßgebend sind, keine Verpflichtung, den letzteren nachzugeben. Es ist im Gegenteil aller Krankenhäuser dringender Wunsch, die weiter drohende Vermehrung der Betriebskosten aufzuhalten.

Zeitungsnachrichten, die sich auf das schlechte Essen in Krankenanstalten beziehen, begegnet man außerordentlich häufig. Im allgemeinen Publikum pflegen namentlich diejenigen Nachrichten der Presse im Gedächtnis zu bleiben, bei denen es sich um Vergiftung mehrerer Personen mit schlechten Nahrungsmitteln gehandelt hat. Es versteht sich von selbst, daß wir alle den Wunsch haben, daß unsre Kranken in den Krankenanstalten so gut wie nur irgend möglich verpflegt und namentlich beköstigt werden. Die Anstalten müssen aber, wenn sie wirtschaftlich arbeiten wollen und außerdem den Kranken die von ihnen gewünschte Abwechslung bieten sollen, öfter zu Konserven greifen. Wenn auch die Konservenindustrie durch Auswahl ganz einwandfreier Nahrungsmittel und

Digitized by Google

Verwendung gefahrloser Stoffe zur Aufbewahrung der Nahrungsmittel immer mehr versucht, diese gelegentlich auftretenden Nahrungsmittelvergiftungen zu verhindern, so wird man doch, auch bei Bezug bester Ware, nicht in der Lage sein, mit aller Bestimmtheit von vornherein für die Unschädlichkeit dieser Konserven einzustehen. Denn es kommt vor, daß Nahrungsmittel verderben, respektive giftige Substanzen entstehen lassen, denen man nicht das Geringste durch unsre Sinnesorgane anmerken kann. Das große Mitleid, das den Insassen der Krankenanstalt von selbst zukommt, läßt die Erinnerung an solche Vergiftungen, wie sie auch bei andern Massenbeköstigungen häufig genug vorkommen, gerade dann, wenn es sich um Krankenanstalten handelt, stark in den Vordergrund treten.

Aber die Beköstigungsfrage der Krankenanstalt an und für sich gibt häufig Grund genug zur Klage. Nicht nur, daß die Kranken nicht diejenigen Gerichte erhalten, die sie sich wünschen, sondern die Art der Bereitung, die Zutaten und häufig genug die Menge der Speisen wird beanstandet. Um mit der letzteren zu beginnen, so sind heutzutage wohl in den allermeisten Krankenanstalten die Portionen der einzelnen Gerichte genau vorgeschrieben. Als Grundlage dafür sind die einwandfreien Stoffwechseluntersuchungen an sehr vielen gesunden und kranken Menschen, die Physiologen und Aerzte gemeinsam ausgeführt haben, verwendet. Wir wissen aber, daß wir uns alle, von sehr wenig Ausnahmen abgesehen, an eine außerordentlich reichliche Nahrungszufuhr gewöhnt haben, so daß man im allgemeinen etwa ein Drittel der von uns aufgenommenen Speisen als völlig überflüssig und als zum Teil durch die Masse schädlich bezeichnen kann. Ein tätiger Mann, dessen Nahrungsbedürfnis auf etwa 35 bis 40 Wärmeeinheiten (ein Energiemaß) für das Kilogramm Körpergewicht geschätzt werden muß, nimmt, wenn er sich selbst überlassen unter einigermaßen günstigen äußeren Verhältnissen lebt, mindestens ein Drittel, häufig die Hälfte mehr an Nahrungsmenge zu sich als er wirklich braucht. Das übrige setzt er entweder in Gestalt von Fett an seinem Körper an oder es wird, teils unverdaut, teils halb oder mehr abgebaut aus dem Körper wieder ausgeschieden; der letztere hat also nur mehr Arbeit und keinen Vorteil von dieser Ueberernährung.

Von einer Unterernährung in unsern Krankenanstalten kann keine Rede sein. Die Ueberfüllung des Magens, so wie sie die tägliche Ernährung in Jahrzehnten als unsre Gewohnheit hervorgebracht hat, ist bei der Ernährung in den Krankenanstalten vielleicht nicht so groß wie im täglichen Leben. Bloß um das Gefühl der Sättigung zu erreichen, ohne Nutzen, ja im Gegenteil vielleicht Schaden zu stiften, wäre es durchaus falsch, in den Krankenanstalten eine Ueberernährung einzuführen. So kann es kommen, daß es von Krankenanstalten heißt, daß sie ihre Kranken Hunger leiden lassen. Ein andrer Grund für derartige Gerüchte pflegt die Tatsache zu sein, daß wir zu diätetischen Zwecken gelegentlich bei manchen Kranken zu ihrem eignen Heil Unterernährungskuren vornehmen müssen. Selten läßt sich jemand den Eingriff in persönliche Dinge ungerner gefallen, als wenn es sich um Beköstigung handelt.

Es darf hierbei die Neigung, die sich in sehr vielen Schichten der Be-

Digitized by Google

völkerung findet, nicht unerwähnt bleiben, anzunehmen, daß die in öffentlichen Anstalten gegen Entrichtung eines bestimmten Preises zugebrachte Zeit unter allen Umständen eine Ausnahme von der gewöhnlichen Lebensweise andrer bilden müsse. Bekanntlich schätzt man die küchentechnischen Kenntnisse einer Hausfrau nicht zu hoch ein, wenn man annimmt, daß sie etwa über 30 bis 40 Mittagessenkochrezepte verfügt. Wenn jemand krank ist, so verlangt er nicht eine Speise von den ihm zur Verfügung stehenden, sondern glaubt annehmen zu dürfen, daß gerade während dieser Zeit alles mögliche andre auf seinen Tisch gebracht wird.

Die Materialien für unsre Küche, das ist einer der ersten diätetischen Grundsätze für die Kranken, müssen so gut wie nur irgend möglich sein. Alle Lieferungsverträge der Krankenanstalten mit Lebensmittelhändlern, Fleischern, Bäckern usw. enthalten die Bedingung, daß die Ware einwandfrei sein muß. Es ist aber ganz klar, daß unter einigen zehntausend Kilo Fleisch, die etwa jährlich für eine Krankenanstalt zu liefern sind, ganz leicht einmal einige Kilo sein können, die nicht ganz einwandfrei, was ihre Weichheit oder sonstige Beschaffenheit anlangt, sind. Man kann mit Sicherheit erwarten, daß gerade diese wenigen Kilo von den Insassen des Krankenhauses entdeckt und beanstandet werden. Große Krankenanstalten sind gezwungen, um ihren Bedarf an Lebensmitteln stets decken zu können, sich größere Vorräte von solchen anzulegen. Neue Anstalten haben dazu die letzten Fortschritte der Technik verwendet. Man findet in diesen Kühlräume für geschlachtetes Vieh, solche für Milch, für Eier und für die verschiedensten Gemüse- und Obstarten, jede Art von Lebensmitteln besonders für sich aufbewahrt. Trotzdem kann es natürlich unter vielen hunderten Zentnern von Kartoffeln vorkommen, daß bei ihrer Aufbewahrung die eine oder die andre schlecht wird und daß diese Eigenschaft während des Küchenprozesses nicht sofort bemerkt wird. Denn je größer der Massenbetrieb ist, um so weniger kann die persönliche Aufsicht und Beobachtung wirksam sein, die natürlich im Haushalt der einzelnen Familien sehr viel mehr in Erscheinung tritt.

Daß wirklich schlechtes Essen, also verdorbenes Fleisch, minderwertiges Gemüse, schlechtes Getreide oder Mehlarten, verdorbenes Brot zur Ernährung der Kranken heutzutage verwendet wird, das halte ich wenigstens in Deutschland nach meinen Erfahrungen für gänzlich ausgeschlossen. Eine sehr häufige Klage bezieht sich auf die Verwendung von Ersatzmitteln an Stelle der eigentlichen Urstoffe. Ein beliebter Einwand gegen die Beköstigung in den Krankenanstalten ist die Verwendung der verschiedenen Buttererſatzmittel. Abgesehen davon, daß heutzutage in den ersten Hotels des Kontinents vielfach an Stelle der Butter solche Ersatzpräparate verwendet werden und abgesehen von der wesentlichen Ersparnis, die damit hervorgebracht wird, sind es noch manche hygienische Gründe, die zugunsten der Verwendung von pflanzlichen Buttererſatzpräparaten angeführt werden können. Jeder, der die Bereitungsart der Butter im Kleinbetriebe oder in Molkereien kennt, und der sich in den Buttererſatzfabriken einmal von dem Hergang der Fabrikation überzeugt hat, wird in vielen Fällen ohne

Digitized by Google

weiteres zugeben, daß der letztere ein sehr viel sauberer und einwandfreierer ist als der andre. Außerdem wird die Butter aus der Milch des Rindes gewonnen, das bekanntlich in Deutschland zu einem großen Teil tuberkulös erkrankt ist. Wir verdanken der eifrigen Arbeit der Bakteriologen den Nachweis, daß in einem großen Prozentsatz der Butter Tuberkelbazillen vorkommen, und wenn wir auch über die Beziehung der Rinder- zur Menschentuberkulose endgültig noch nicht aufgeklärt sind, so bedeutet es für manche doch entschieden eine Annehmlichkeit, die unsern Schwindsuchtsbazillen zum mindesten verwandte Art der Rindertuberkulose in seiner Nahrung vermissen zu dürfen. Es soll nicht abgestritten werden, daß Feinschmecker es fertigbringen, die beste Art der Buttererſatzpräparate von der Butter selbst zu unterscheiden; andrerseits darf aber ohne weiteres darauf hingewiesen werden, daß im Privatleben der Kranken, die am häufigsten die Krankenanstalten aufsuchen, die Buttererſatzpräparate, und nicht die besten, eine fast ausschlaggebende Rolle spielen, die Butter selbst dagegen fast gar nicht mehr verwandt wird.

Zu den Zeitungsnachrichten, die gelegentlich über die Mißstände in den Krankenanstalten berichten, gehören auch noch solche Mitteilungen, die zum Teil im lokalen Teil der Tagesblätter erscheinen, zum andern Teil in den Spalten ihrer Unterhaltungsbeilagen und Erzählungen, in denen über allerhand Schreckensszenen in Krankenhäusern Mitteilungen gemacht werden. Aus alten Zeiten her gruselt es nun einmal dem gewöhnlichen Sterblichen, wenn er von Krankenhäusern etwas hört. Nicht umsonst haben sich die Kinematographentheater des dankbaren Stoffes bemächtigt, durch öffentliche Darstellung der ärztlichen Visiten der Krankenanstalten, Operationen und andres dem Publikum in ihren Lichtbildern vorzuführen.

Eines der schlimmsten Schreckensgespenste der Zeitungen sind die angeblich in den Krankenanstalten vorkommenden „Versuche an Menschen". Ueber derartige Vorgänge herrschen völlig verkehrte Vorstellungen. Gewiß werden in Krankenanstalten Untersuchungen angestellt, die sich auf den Menschen selbst beziehen. Wir würden die Fortschritte der Heilkunst, die doch der Bevölkerung selbst in erster Linie zugute kommen, nicht erlebt haben, wenn es nicht möglich gewesen wäre, die zahlreichen neuen Arzneimittel, die uns die chemische Industrie geliefert hat, nachdem sie zuerst am Tiere, dann am gesunden Menschen und vor allen Dingen an den Aerzten selbst versucht worden sind, auch an Kranken zum erstenmal anzuwenden. Die lebensrettenden Operationen, die sich zum Beispiel auf die Verletzungen des lebenden Herzens beziehen, würden niemals zu dem heute erreichten Erfolge gelangt sein, wenn nicht zum erstenmal ein genialer und kühner Arzt die Verantwortung auf sich genommen hätte, an dem schwer verletzten Herzen eines lebenden Menschen eine ihm zweckentsprechend scheinende Operation durchzuführen. Aehnliches ließe sich in außerordentlich großem Umfange auch für andre Gebiete der Heilkunst ausführen. Es versteht sich bei der moralischen Verantwortlichkeit und andrerseits bei der Haftpflicht, unter der ebenso wie alle andern Einwohner des Staates auch der Arzt, und

Digitized by Google

dieser in besonders hohem Maße steht, von selbst, daß solche Untersuchungen nur dann ausgeführt werden, wenn sie eine innere Berechtigung haben, d. h., wenn die volle Verantwortung dafür entweder von dem Arzt getragen werden kann, oder wenn der Kranke selbst seine ausdrückliche Einwilligung dazu gibt. Dazu war natürlich der Kranke mit dem verletzten Herzen, von dem oben die Rede war, nicht imstande, und deshalb mußte sein Arzt die Verantwortung auf sich allein übernehmen. Die Neigung, aus derartigen Unternehmungen den Krankenanstalten Schwierigkeiten zu bereiten, beruht aber vor allem darauf, daß der Deutsche noch nicht gelernt hat, der Heilkunst vollkommenes Vertrauen zu schenken.

Die Furcht vor dem Arzt sogar ist es, die einen wesentlichen Punkt bei der Abneigung des Publikums gegen die Krankenanstalten bedingt. Aus unsrer Kinderzeit her ist uns „der Onkel Doktor", der uns zwang, uns in den Hals sehen zu lassen und schlecht schmeckende Arzneien zu schlucken, eine höchst unsympathische Persönlichkeit geblieben, zumal er bei dem immer mehr fortschreitenden Verschwinden des Hausarztes nur dann dem Menschen nahetritt, wenn er sich bei schwacher oder fehlender Gesundheit befindet. Die Zeiten, in denen der Hausarzt allwöchentlich oder in bestimmten Abständen die ihm ergebenen Familien besuchte, auch dann, wenn es sich nur um die Kontrolle des Gesundheitszustandes handelte, sind in den meisten Städten längst vorüber. Aus dem gern gesehenen Freund des Hauses ist vielfach ein Nothelfer nur für bestimmte und zwar die unangenehmen Gelegenheiten des Lebens geworden. Diese Furcht vor dem Arzte wird gern auch auf die Stätte seiner Wirksamkeit übertragen. Anstatt der fortgeschrittenen Wissenschaft, deren Jünger er ist, anstatt der in ihren technischen Leistungen und künstlerischen Betätigungen fortgeschrittenen Heilkunst ein gerechtes Vertrauen zu schenken und ihr, die den Wunsch und das Interesse hat, der Gesundheit der Mitmenschen möglichst zu dienen, anstatt ihr entgegenzukommen, wird im Gegenteil ihr Jünger mit Mißtrauen, ja häufig mit Abneigung empfangen und hat, wenn ihm nicht ausnahmsweise der Ruf besonderer Eigenschaften vorausgeht, erst auf schwierigem Boden sich seine Stellung zu erobern. Ich will nicht abstreiten, daß auch heute noch Dankbarkeit und Vertrauen bei Kranken zu ihrem Arzt vorkommt, habe ich doch nicht allzuselten Gelegenheit gehabt, mich selbst darüber zu freuen, aber seltener als früher sind sie nach dem, was unsre Väter uns mitgeteilt haben, doch geworden. In den Krankenanstalten ist die Furcht vor dem Arzt keine geringere als in der Privatpraxis, im Gegenteil eine größere. Das hängt einmal damit zusammen, daß die Krankenanstalten vorwiegend von Schwerkranken aufgesucht werden, bei denen an und für sich schon schwierigere Heilmittel angewendet werden müssen, als das draußen in der Praxis üblich ist.

Aber auch solche Kranke, die es gewohnt sind, ihren Arzt im eignen Hause mit Herzlichkeit und Vertrauen zu behandeln, können im Krankenhause keine Gelegenheit dazu finden. Ich habe oftmals mit derartigen Kranken über diese Frage gesprochen und sie haben mir fast stets erwidert, daß es ihnen eine unbefriedigende

Digitized by Google

Szene sei, wenn der Arzt im Krankenhause stets sachlich zu kurzen Besuchen in das Zimmer des Kranken trete, um nach seinen objektiven und subjektiven Krankheitserscheinungen zu fragen und ihn zu untersuchen, im übrigen aber durch die geringe ihm zu Gebote stehende Zeit verhindert sei, persönliche Beziehungen zu pflegen oder gar aufzusuchen. Da ist zuzugeben, daß die ärztliche Tätigkeit in den Krankenanstalten, namentlich für den leitenden Arzt, eine sehr anstrengende und zeitraubende ist, und daß daher für den einzelnen Kranken, namentlich wenn viele Kranke an einem Tage besucht werden müssen, es sich oftmals ereignen kann, daß er auf persönliche Angelegenheiten und Liebhabereien nicht eingehen kann.

Abgesehen von der zeitlichen Beschränkung, die sich die verschiedenen ärztlichen Behandlungsmethoden gefallen lassen müssen, da ja an einem Tage eine große Anzahl Kranker mit den gleichen Apparaten und Einrichtungen behandelt werden sollen und die Zeit der Aerzte außerordentlich in Anspruch genommen ist, kommt es namentlich häufig vor, daß Kranke mit bestimmten Vorsätzen und Wünschen bezüglich ihrer Behandlung in das Krankenhaus eintreten. Der eine ist zum Beispiel der Meinung, daß für sein Leiden eine Massagekur etwas sehr Zweckmäßiges sei, während der Arzt aus triftigen Gründen Veranlassung hat, das zu widerraten und eine andere Behandlung durchzuführen. In der Privatpraxis ist es im allgemeinen eher möglich, auf die besonderen Wünsche der Kranken nach dieser Richtung hin einzugehen oder sie wenigstens nicht ganz abzulehnen. Anders wohl im Krankenhause. Oder es kommt vor, daß zum Beispiel ein Herzkranker die Erfahrung gemacht zu haben glaubt, daß ihm bestimmte Arzneimittel, die er schon mehrfach hat erhalten müssen, nicht gut bekommen. Diese Erfahrung ist so begründet, daß etwa äußere Umstände, die mit dem Kranken und dem Arzneimittel selbst vor allem nichts zu tun haben, hier ihre Einwirkung gezeigt haben, z. B. seelische Aufregungen, Unzulänglichkeiten der Wohnung, Witterungsschädlichkeiten, mangelnde Pflege usw. Im Krankenhaus fallen diese schädlichen Nebeneinflüsse weg. Der Arzt weiß, daß er auf eine reine Arzneiwirkung rechnen kann und wird infolgedessen geneigt sein, trotz der schlechten persönlichen Erfahrungen einen neuen Versuch zu machen.

Die sachliche Behandlung, die in das Wesen der Krankheit vor allem einzugreifen versucht, und die in den Krankenanstalten erfreulicherweise in erster Linie steht, ist manchen Kranken auch deshalb nicht sympatisch, weil sie zu Hause zu ihrem eigenen Schaden gewohnt sind, die weiteren Interessen ihrer Gesundheit gegen die engeren des augenblicklichen Wohlbefindens zurücktreten zu lassen. Die Familie, meist auch die Pfleger, sind infolge ihrer Unkenntnis in diesen Dingen nicht in der Lage und auch gar nicht geneigt, dem wichtigeren Bedürfnisse des Kranken Rechnung zu tragen, und sind viel eher um seine persönliche augenblickliche Befriedigung besorgt. Im Krankenhaus werden naturgemäß, da doch gerade hier die wirklichen Interessen des Kranken vertreten werden sollen, diese engeren Wünsche weniger berücksichtigt werden können und auch im Sinne der Gesundung des Kranken nicht vertreten werden dürfen. Daraus ergibt sich ohne weiteres ein Gegensatz, der oft im Betriebe des Krankenhauses zutage tritt.

Digitized by Google

Es ist ferner oft in größeren Anstalten kaum möglich, den Betrieb im Krankenhause aufrecht zu erhalten, ohne eine gewisse Disziplin und zum mindesten Pünktlichkeit. Die ärztlichen Visiten sollten wenigstens stets pünktlich stattfinden, die einzelnen Mahlzeiten werden vom Pflegepersonal zu bestimmter Stunde verabfolgt, eine Verschiebung derselben nach den persönlichen Wünschen des einzelnen Kranken ist schwer oder gar nicht möglich, namentlich dort, wo sehr viele Kranke auf einmal behandelt und verpflegt werden, also zum Beispiel in der sogenannten dritten Verpflegungsklasse.

Und schließlich darf nicht übersehen werden, daß, wie sich bei den wirtschaftlichen Kämpfen des Aerztestandes gegenüber den Organen der sozialen Versicherung immer wieder zeigt, im Laienpublikum eine Unterschätzung der ärztlichen Leistung als einer künstlerischen und wissenschaftlichen Tätigkeit vorhanden ist. Dieses Gefühl wird dadurch bestärkt, daß viele Kranke und ihre Angehörigen in dem Arzte, der den Kranken in seiner Obhut hat und ihn zur Besserung wie zur Verschlechterung im Laufe der Krankheit begleitet, fälschlicherweise die Ursache sowohl für das eine wie für das andre sehen und ihn beschuldigen, diese wie jene herbeigeführt zu haben. Es kommt ferner hinzu, daß der ärztliche Beruf seine Mitglieder in mannigfache Berührung mit traurigen, unerfreulichen und zum Teil mißliebigen Verhältnissen der Menschen untereinander bringt und, wie wir schon so oft gesehen haben, wird auch hier die Abneigung, die sich gegen einen Gegenstand richtet, auf einen anderen oder auf eine Person, die damit in Beziehung stand, ohne weiteres übertragen. — Auch diese Abneigung des Publikums gegen den Arzt macht sich geltend, wenn man die Stimmen der Bevölkerung, die sich gegen das Krankenhaus und seine Einrichtung wenden, aufmerksam studiert.

Wir haben im vorhergehenden nach Möglichkeit in der Art der Behandlung der einzelnen Gründe für die Abneigung des Publikums gegen die Krankenhäuser bereits eine Erklärung für das Entstehen und für das Vorhandensein und Vorhandenbleiben derselben zu geben versucht. Darin wird auch eine gewisse Bewertung dieser Gründe gefunden werden können. Vielfach lassen sie sich auf Unkenntnis, auf Aberglauben, auf ohne Grund eingewurzelte Ueberzeugungen zurückführen.

Damit darf aber nicht gesagt sein, daß nun wirklich unser heutiges Krankenhauswesen, selbst das in Deutschland, das nach vieler andrer und meiner Ueberzeugung an der Spitze dieser Einrichtungen in der ganzen kultivierten Welt steht, durchaus keiner Verbesserung mehr bedürftig sei. Es darf auch, ohne diesem Ruhmeskranz unsrer Kultur ein Blatt zu nehmen, zugegeben werden, daß nicht etwa alle Anstalten sich auf der gleichen Höhe befinden und vor allem, daß nicht etwa unter allen Umständen stets die gleiche Höhe eingehalten wurde. Wir dürfen ohne weiteres, ohne uns zu schaden, zugeben, ja es ist sogar unsre Pflicht, den Anstalten gegenüber es auszusprechen, daß wir gerade, um auf der erreichten Höhe zu bleiben, sie womöglich noch zu steigern, Verbesserungen der allerverschiedensten Art überall gebrauchen können und erstreben sollen. Wir dürfen im

Digitized by Google

allgemeinen wohl sagen, daß unser Krankenhauswesen sich auf einer richtigen Bahn befindet und daß darin wir erhebliche Fortschritte in den letzten Jahrzehnten gemacht haben. Es müßte aber keine Menscheneinrichtung sein, wenn wir nicht ebensogut zugeben müßten, daß im speziellen Verbesserungen namentlich durch die sich wandelnde Umgebung notwendig gemacht werden können. Die Ansprüche an die Anstalten ändern sich, wachsen und werden geringer; sie ändern sich auch qualitativ, und ihre Aufgabe wird es sein, diesen Wandlungen zu folgen und für die Erfüllung der abgeänderten Ansprüche Sorge zu tragen. Einige solche Punkte, die heutzutage an manchen Stellen einer Verbesserung bedürftig erscheinen, sollen doch nicht unerwähnt gelassen werden. Noch vorher sei aber darauf hingewiesen, daß gerade durch die Mitarbeit des Publikums, durch die offene und direkte Aeußerung und Erörterung solcher Wünsche außerordentlich viel erreicht werden kann.

Eine der häufigsten Klagen in Krankenanstalten ist das zu starke Geräusch in ihnen, das die Kranken stört. Die moderne Baukunst mit ihren massiven Decken und ihren Rohrkanälen ist wenig geeignet, diesem Uebelstande abzuhelfen, auch werden die verhältnismäßig dünnen Wände niemals den Schall so abhalten können, wie das gewünscht wird. Die rasche Erbauung und Einrichtung der Anstalten führt ferner dazu, daß der Schluß der Türen und Fenster häufig nicht so einwandfrei hergestellt wird, daß der Schall, der von andern Teilen der Gebäude ausgeht, nicht zu den Krankenräumen dränge. Das Problem der ruhigen Unterbringung der Krankenzimmer nebeneinander harrt noch der architektonischen Lösung. Hat man Gelegenheit, die häufigen und starken Klagen der Kranken nach dieser Richtung hin immer wieder zu hören, wie ihre so notwendige Ruhe tags sowie nachts durch allerhand Geräusche gestört wird, so gibt es für den Krankenhausleiter keinen dringenderen Wunsch, als die endliche Befriedigung dieser Bedürfnisse. Wie das im einzelnen zu erreichen ist, zu erörtern, kann hier nicht Gegenstand der Besprechung sein. Es sind seitens der Architekten viele Versuche gemacht worden und noch im Gange, um hier eine Aenderung zu schaffen. Tatsache ist jedenfalls, daß die älteren Krankenanstalten mit ihrer sicherlich unhygienischeren Bauweise erfreulichere Verhältnisse, was die Schalleitung anbetrifft, gehabt haben; hoffentlich gelingt es unter veränderten Umständen, sie auch wieder zu schaffen.

Die Beköstigung der Kranken gehört, wie wir schon oben gesehen haben, ebenfalls zu den häufigsten Klagen über die Anstalten. Die Gründe dafür sind bereits ausgeführt worden. Sie liegen vor allen Dingen in der Gewohnheit der täglichen Beköstigung in gesunden Tagen. Hier tritt durch die Einführung der Diätbehandlung sehr vieler Kranken auch in den Krankenanstalten bereits eine Besserung ein, die den Wünschen der einzelnen mehr Rechnung tragen wird. Freilich wird es niemals ganz zu vermeiden sein, daß eine mehr oder minder große Anzahl von Kranken gleichmäßig ernährt werden. Je mehr wir sehen, daß neben der Arzneibehandlung und neben der physikalischen Therapie die Diätbehandlung in ihr Recht tritt, um so mehr werden bei gleichzeitigem dauerndem

Digitized by Google

Studium der technischen Einrichtungen und ihrer Vervollkommnung die Klagen des Publikums verschwinden können.

Nicht allzuselten hört man ferner Klagen über die stark bureaukratischen Einrichtungen in Krankenanstalten. Bei der Aufnahme werden die Kranken verhört, nach allen möglichen Dingen ausgefragt und es wird ihnen vielerwärts für eine längere Zeit, oft für mehrere Wochen, das Pflegegeld im voraus abverlangt, oder die Aufnahme erfolgt erst nach Erfüllung einer gewissen Zahl von Formalitäten. Die meisten Anstalten werden die Einrichtung der sogenannten Notaufnahmen haben, wobei Kranke, deren Zustand Gefahr für das Leben bedeutet, auch ohne jede weitere Formalität als nach ärztlicher Untersuchung aufgenommen werden können. Im allgemeinen ist ohne weiteres zuzugeben, daß eine Krankenanstalt die von ihr gewährten Vorteile nicht ohne das notwendige Entgelt gewähren kann. Es sei denn, daß der Besitzer in der Lage ist, den Betrieb aus andern Quellen zu decken. Man könnte sich ja zum Beispiel vorstellen, daß eine Stadt die Unkosten ihres Krankenhauses als alljährliche Steuerzulage einfach auf sämtliche steuerpflichtige Bürger verteilt, da die Anstalt ein öffentliches Interesse wahrnimmt und nicht nur für die Kranken, sondern auch für die Gesunden eine große Bedeutung besitzt, für die ersteren als Heilstätte, für die letzteren zum Schutz gegen Krankheiten durch die Unterbringung der Ansteckenden; so wäre das vielleicht zu rechtfertigen. So lange aber solche Einrichtungen noch nicht geschaffen sind, wird die Frage der Deckung der Kosten bei jedem aufzunehmenden Kranken eine wichtige Rolle spielen und man darf es keiner Anstalt resp. ihrem Besitzer verdenken, wenn sie nach Möglichkeit diejenige Stelle festzustellen sucht, die zur Deckung der Kosten verpflichtet ist. Es wäre freilich wünschenswert, wenn hierbei nicht mit Pedanterie und gelegentlicher Grobheit verfahren würde, sondern die ärztlich-humanitäre Seite der Krankenanstalt ihren Ausdruck in einer gewissen Verbindlichkeit und freundlichen Behandlung der derartigen Einwirkungen sehr stark zugänglichen Kranken zum Ausdruck kommen würde.

Das Wachstum der Bettenzahl und auch der Anstaltszahl in Deutschland hat dazu beigetragen, daß die Verpflegung der Kranken, d. h. die eigentliche Krankenpflege, gelegentlich Not gelitten hat. Man darf freilich annehmen, daß heute diese Not nicht mehr so besteht wie vor vielleicht zwanzig Jahren. Die Kranken waren damals der Obhut und Pflege ungebildeter und gewöhnlich nicht genügend vorgebildeter Personen übergeben. Die Zahl der wirklich ausgebildeten Krankenpflegerinnen war eine recht geringe und langte bei weitem nicht aus, um die notwendigen Arbeiten sachgemäß auszuführen. Mit dem Aufkommen und dem Wachstum der Frauenfrage haben diese Verhältnisse eine Aenderung erfahren. Die Zahl der Krankenpflegerinnen, auch innerhalb der rein religiösen Verbindungen, ist ständig im Wachsen begriffen. Organisiert oder nicht organisiert, steht uns heute in Deutschland ein Armeekorps von etwa 60 000 ausgebildeten Pflegerinnen, wenigstens für den Kriegsfall, zur Verfügung. In Friedenszeiten etwa die Hälfte. Der Stand der Ausbildung dieser Pflegerinnen ist gerade in den letzten Jahren von seiten der Regierungen dadurch gehoben worden, daß gemeinschaftlich

Digitized by Google

im ganzen Deutschen Reiche Krankenpflegeschulen errichtet worden sind, an denen Pfleger und Pflegerinnen nach einem einjährigen Lehrgang eine staatliche Prüfung bestehen müssen, ohne die sie sich als Krankenpfleger nicht bezeichnen dürfen und gegen Entgeld nicht tätig sein können. Wir rechnen im allgemeinen auf zehn Kranke resp. Krankenbetten einer Anstalt eine Pflegerin. Dabei ist aber zu bemerken, daß neuerdings durch die Vervollkommnung zahlreicher technischer Betriebseinrichtungen Hilfskräfte mannigfacher Art in den Krankenanstalten notwendig geworden sind. So z. B. Hilfe in den Laboratorien, Photographinnen, Stenotypistinnen, in der Röntgenphotographie ausgebildete Kräfte, für das Badehaus, im Operationssaal und für die Apparate werden vielfach Pflegerinnen, die speziell zu diesem Zweck erst ausgebildet sind, verwendet, und meiner Erfahrung nach durchaus mit Nutzen; denn das Krankenhaus stellt als solches eine Welt für sich dar, die von den Außendingen nach Möglichkeit unabhängig sein soll und auch plötzlich gesteigerten Ansprüchen gegenüber in der Lage sein muß, seine Leistungen zu erhöhen. Das läßt sich dann am besten durchführen, wenn die Organisation innerhalb des Hauses möglichst straff und einheitlich ist. Viele Krankenanstalten sind deshalb dazu übergegangen, sich eine eigne Schwesternschaft, zum Teil in Verbindung mit dem „Roten Kreuz", meist interkonfessioneller Natur, zu errichten. Sie sind dann in der Lage, für die verschiedenartigsten Tätigkeiten im Gebiete des Krankenhauswesens Schwestern zur Verfügung zu haben und auszubilden. Außerdem sind die Gemeinden, in denen die betreffenden Krankenanstalten liegen, von ihnen aus häufig mit Gemeinde-, Fürsorge- und sonstigen Schwestern versorgt worden. Im Falle der reichlichen Anwesenheit von Schwestern können dann natürlich auch Außenstationen angenommen werden. Soll aber die Pflege der Kranken möglichst gut sein, sollen die Klagen über nicht genügende Krankenpflege verstummen, soll die Abneigung des Publikums, die sich zum Teil auch hierauf begründet, verschwinden, so ist es auch notwendig, die Schwestern, die Pfleger und Pflegerinnen, nach jeder Richtung hin zu stützen und zu heben. Das trifft sowohl auf den rein materiellen Ertrag der Stellung wie auf die mehr innerliche oder moralische Befriedigung zu, die sie von ihrer Tätigkeit haben. Es ist wünschenswert, daß die Besserung hier bald und stark fortschreitet. Sie ist nach beiden Richtungen hin im Beginn vorhanden.

Je mehr das Publikum einsieht, welchen Wert die Krankenanstalten für den einzelnen besitzen, um so mehr wird es auch geneigt sein, denselben das ihm gebührende Vertrauen zu schenken und von der ehemaligen Abneigung abzulassen.

Worin, so dürfen wir fragen, besteht denn wohl die Bedeutung der Krankenanstalten für das Publikum? Diese Frage ist wohl einer etwas eingehenderen Besprechung wert. Die Pflege und Behandlung des Kranken in seiner eignen Wohnung bietet heute, wo Dank der Entwicklung unsrer Wohnungsverhältnisse die wenigen Zimmer kaum mehr Gelegenheit bieten, einen Kranken richtig unterzubringen, keine kleinen Schwierigkeiten. Sie ist zudem nur mit Aufwendung erheblicher Kosten zu lösen. Das mag für eine vorübergehende Erkrankung von

Digitized by Google

wenigen Tagen und im einzelnen Falle unbedeutend sein, bei längerer Erkrankung führt es aber unter allen Umständen zu Schwierigkeiten im Haushalt, zur Erschwerung der Lebensführung der andern Mitglieder desselben und ferner zu erheblichen Ausgaben. Der Aufenthalt im Krankenhaus ist für die meisten, wenn eine genaue Berechnung der Ausgaben für die Behandlung und Pflege zu Hause stattfindet, natürlich inbegriffen die Ausgaben auch für die Lebensführung des Betreffenden, im wesentlichen niedriger als die Verpflegung zu Hause gewesen; allerdings muß zugegeben werden, daß für den unteren Mittelstand in unsern Krankenanstalten noch verhältnismäßig schlecht gesorgt ist. Es fehlen vielfach in denselben Gelegenheiten, Personen, die nur in der Lage sind, 4 bis 5 Mark für ihre Verpflegung aufzuwenden, unterzubringen. Dem ist aber durch Einschaltung einer neuen Verpflegungsklasse leicht abzuhelfen, wie es zum Beispiel bei den Hamburger Staatskrankenanstalten geschieht. Die Beköstigung unsrer untersten Krankenhausklassen ist, was Material und Bereitung anbelangt, derjenigen, wie sie in deutschen gut bürgerlichen Familien üblich ist, zum mindesten gleichwertig. Es mag zugegeben werden, daß die Darreichung der einzelnen Mahlzeiten die der genannten Stufe nicht erreicht; auch das ließe sich aber leicht ändern. Notwendig ist es ferner, gerade diese Kranken nur zu höchstens drei oder vier in einem Raume unterzubringen. Alles übrige kann das gleiche bleiben. — Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Behandlung und Verpflegung im Krankenhause nicht nur die vorhin schon erwähnte und dem Publikum freilich nicht immer ganz genehme sachliche ist, sondern vor allen Dingen auch eine sachgemäße, unbeeinflußt von den Störungen, die nun einmal ein neben der Verpflegung eines Kranken hergehender Haushalt mit sich bringt. Sie ist auch insofern sachgemäßer, weil alle Hilfsmittel der ärztlichen Technik, die im besten Falle erst in die Privatwohnung des Kranken geschafft werden müssen, selbst wenn sie sofort zu haben sind, in den Anstalten dauernd bereit sind. Ebenso steht es mit der persönlichen ärztlichen Ueberwachung. Keine Krankenanstalt in Deutschland ist jemals ohne dauernde ärztliche Aufsicht. Ereignet sich also einmal ein Zwischenfall, so steht dem Kranken jederzeit ärztliche Hilfe zur Verfügung. Das sind wesentliche Vorteile gegenüber der häuslichen Krankenpflege. Es kommt hinzu, daß da, wo es sich um chronische Kranke handelt, namentlich aber dann, wenn eine Infektionskrankheit vorliegt, geradezu ein Schutz der Gesunden durch die Krankenanstalten unterhalten wird. Im ersten Falle ist es ein Schutz gegen die von einem chronisch Kranken ausgehenden traurigen Einflüsse auf die Umgebung. Die meisten chronisch Kranken werden mit der Zeit unleidlich, schwierig und, wie sich von selbst versteht, deprimiert. Gelegentlich üben sie einen geradezu depravierenden Einfluß auf die Umgebung, besonders auf die Jugend, aus. Im übrigen werden durch ihre Ansprüche die Kräfte der Familienmitglieder in sehr weitgehendem Maße in Anspruch genommen, so daß oft der übrige Haushalt darunter zu leiden hat. Noch viel größer ist der Schutz, den die Anstalten bei ansteckenden Krankheiten gewähren. Das wird in manchen Ländern bereits so weit anerkannt, daß

Digitized by Google

zum Beispiel in Schweden alle Infektionskranken kostenlos, d. h. auf Staats- oder Gemeindekosten, in den Krankenanstalten untergebracht werden. Wir haben gerade in Deutschland ein ausgezeichnetes Beispiel für die Wirkung der fortgesetzten und strengen Isolierung bei einer Infektionskrankheit. Das ist der Aussatz. Wenn nicht von der Mitte des zwölften Jahrhunderts ab bis in das siebzehnte und achtzehnte Jahrhundert hinein die Aussätzigen in den Leproserien so streng von den übrigen abgesondert worden wären, so würde der Aussatz in Deutschland und Mitteleuropa eine ganz andre Ausbreitung besitzen wie heute, wo er bei uns nur in ganz wenigen Fällen in dem Lepraheim bei Memel lokalisiert ist. Es wäre nicht undenkbar, daß es bei fortgesetzter Isolation auch bei andern Infektionskrankheiten gelingen möchte, diese von Grund aus zu beseitigen. Zu den Infektionskrankheiten gehören nun nicht nur die gewöhnlich darunter verstandenen, wie Masern, Scharlach, Diphtheritis usw., sondern auch die Tuberkulose und andre mehr chronische Infektionen. Von der Tuberkulose kann man mit sehr großer Sicherheit annehmen, daß sie sich für gewöhnlich nur vom kranken auf den gesunden Menschen verbreitet. Wenn es möglich wäre, zwischen beide eine Trennungsmauer zu stellen, die die Gesunden von den Kranken abschließt, mit andern Worten, wenn alle Tuberkulösen isoliert wären, es würde die Krankheit, ebenso wie der Aussatz, ihrem Ende entgegengehen können. So würden auch die Krankheiten, bei denen die Uebertragung von Mensch zu Mensch bewirkt wird, oder durch Gegenstände, die mit dem Kranken in Berührung gekommen sind, erfolgt, aussterben. Sie sollten deshalb in den Infektionsabteilungen der Krankenanstalten zum Schutze der übrigen gesunden Bevölkerung untergebracht werden. Dagegen wird manchmal das Interesse des einzelnen Individuums geltend gemacht, indem man hervorhebt, daß die Absperrung eines Infektionskranken für den Betreffenden besonders beschwerlich sei. Das wird jeder zugeben, der selbst einmal in dieser Lage gewesen ist. Wenn wir aber oben hervorheben konnten, daß wir uns heute im Zeitalter des Individualismus befinden, wobei das Wohlbefinden des einzelnen eine sehr hoch getriebene Rolle spielt, so sind anderseits auch Ansätze vorhanden, die auch das gemeinschaftliche Gefühl der Zusammengehörigkeit wieder mehr betonen wollen, die das Wohl des Ganzen, heute etwa desjenigen Ganzen, das wir als Rasse bezeichnen, vor das des einzelnen stellen. Im Rasseninteresse freilich könnte uns Deutschen nichts Wertvolleres und Erfreulicheres zuteil werden, wenn es uns eher als andern Völkern gelänge, der Infektionskrankheiten Herr zu werden. Wir sind aber von dem schwedischen Muster, von dem oben die Rede war, noch weit entfernt; täglich kann der Arzt es erleben, welchen Schwierigkeiten er bei der Unterbringung der Infektionskranken in die Krankenhäuser, wenn er sie vorschlägt, begegnet.

Von einem ausgezeichneten österreichischen Krankenhausleiter ist das Wort geprägt worden, daß unsre modernen Krankenanstalten, die so außerordentlich große Mittel verschlingen, als Kulturdokumente nur jenen Riesenbauten mittelalterlicher Dome und Münster an die Seite zu setzen seien, die die Denkmäler

Digitized by Google

einer idealistischen Weltauffassung mit großem sozialem Einschlag sind. Auch unsre Krankenanstalten stellen, wenn sie richtig aufgefaßt werden, Kulturdokumente dar, Gradmesser einer sozialen und das Wohl des Ganzen betreffenden Einsicht, die, über die einfachen Bedürfnisse des Tages hinausgehend, freilich vielfach von charitativen Momenten ihren Ursprung nehmend, so doch am Ende auf das wohlverstandene Interesse der Volksgesundheit und deren Pflege hinauslaufen.

Wir wissen, daß zu Zeiten der Erbauung jener alten Kulturdokumente, der Dome und Kirchen des Mittelalters, die Anteilnahme der Bevölkerung an ihrer Vollendung und an ihrem Dienst eine sehr große und weitreichende war. Es wäre zu wünschen, daß auch für die Krankenanstalten das Interesse des Publikums gleichzeitig mit dem Verständnis ihrer Aufgaben, ihrer Einrichtung und der Verhältnisse, unter denen sie arbeiten, zunimmt. Das wird zu erreichen sein durch eine möglichst weitgehende Kenntnisnahme dieser Einrichtungen und Ziele von seiten der Bevölkerung. Die ursprüngliche und, wie wir gesehen haben, auch heute noch vorhandene Abneigung gegen die Krankenhäuser würde dann nicht nur einer Befürwortung ihrer Bedürfnisse, sondern auch einer Mitarbeit der Bevölkerung an ihrer Betätigung Platz greifen. Gerade weil es sich um Anstalten von so großer sozialer Bedeutung handelt, die für viele Menschen von wesentlichem Interesse sind, ist, wie ich wiederholt zu meiner großen Freude habe erfahren können, die Bevölkerung auch der die Anstalten besonders viel aufsuchenden Klassen der Belehrung zugänglich. Die Anschauungen über Krankenanstalten können und werden sich ändern, wenn die Kenntnisse darüber weiter verbreitet sind, und anderseits wird auch der Krankenhausleiter, wenn er überhaupt einen Fortschritt erzielen will, nicht darauf verzichten dürfen, das Publikum durch Mitteilung und Erörterung der mannigfachen Einrichtungen und Bedürfnisse innerhalb des Betriebes der Krankenanstalt mit heranzuziehen, ja er wird, wie dies besonders im Sinne des Verfassers liegt, geradezu öffentlich um Mitarbeit ersuchen.

Aus dem Leben des Oberpräsidenten Carl v. Horn

1863 bis 1869

(Fortsetzung)

Nach den bestehenden Bestimmungen spielte der Oberpräsident bei den Verhandlungen des Landtags eine mehr repräsentative als mittätige Rolle. Wenn der Landtag sich nach erfolgter Eröffnung an die Geschäfte machte, so konnte der Oberpräsident abwarten, ob, wann und welche Beschlüsse des Landtages überreicht wurden, was durch eine Deputation geschah. Horn zog es vor, Kommissionssitzungen beizuwohnen und sich an der Beratung wichtiger Angelegenheiten persönlich zu beteiligen, was zwar als Novum bezeichnet, keineswegs aber beanstandet, vielmehr gut aufgenommen wurde und ihm Gelegenheit

Digitized by Google

bot, auf einen zweckmäßigen Betrieb der Geschäfte einzuwirken. Zu seiner Freude gab ihm der im Oktober 1868 abgehaltene 15. Provinziallandtag bei Bewilligung von 1 000 000 Taler zur Herstellung und Erweiterung provinzialständischer Anstalten zu erkennen, daß der Beschluß ein Vertrauensvotum für ihn enthalten solle. —

Schon früh hatte er erkannt, welch außerordentlich günstige Wirkung Eisenbahnen auf die wirtschaftliche Entwicklung eines Landes ausüben. Er beschäftigte sich deshalb alsbald nach Uebernahme seines Amtes in Posen mit dem Plan, die Provinz durch ein ganzes Netz von Bahnen aufzuschließen.

Sie wurde damals nur von zwei Eisenbahnen berührt, von der sie in ihrer ganzen Ausdehnung durchschneidenden, von Nordwesten nach Südosten laufenden Linie Stargard—Posen—Breslau, und in ihrem nördlichen Teil von einer Strecke der Ostbahn. Berlin und Bromberg waren von der Stadt Posen aus nur auf einem erheblichen Umwege zu erreichen. Er sah es deshalb als seine nächste Aufgabe an, hierin Wandel zu schaffen, obwohl die Zeit für Eisenbahnbauten viel ungünstiger war als zehn Jahre später, und militärische Rücksichten, die inzwischen ein engmaschiges Eisenbahnnetz in der Ostmark haben entstehen lassen, damals noch nicht zu Gunsten solcher Anlagen mitsprachen.

Vor allem wandte er seine lebhafte Teilnahme und Unterstützung dem Bau einer Bahn von Posen nach Berlin zu. Die Bemühungen verschiedener Männer führten mit Hilfe englischer Kapitalisten zur Gründung einer Gesellschaft für Anlegung dieser Bahn mit einer Abzweigung von Bentschen nach Guben und der Lausitz. Die Stadt Posen beteiligte sich ohne Zögern mit einer großen Aktienzeichnung, ebenso verschiedene andre Körperschaften. Er selbst war eifrig bemüht, den Kreis Buk, den die Eisenbahn mitten seiner Länge nach durchschneidet, der die bedeutendste Hopfenkultur besitzt und bis dahin wenig Chausseen gebaut hatte, also gegenüber dem Unternehmen in einer besonders günstigen Lage war, zu einer Aktienzeichnung in Höhe von 350 000 Taler zu vermögen, was ihm unter Mitwirkung einflußreicher Männer auch gelang.

Es glückte ihm ferner, den baldigen Bau der Bahn von Posen nach Bromberg mit Abzweigung nach Thorn zu sichern. „Diese Bahn zu bauen war seinerzeit die Oberschlesische Eisenbahngesellschaft verpflichtet. Später aber war die Gesellschaft von dieser Verpflichtung leider entbunden worden. Indes gelang es in den sechziger Jahren, sie für dieses Projekt wieder willig zu machen. Da trat ein Privatspekulant, ein gewisser Michael Levy in Inowrazlaw, der angeblich Kapitalisten in England hinter sich hatte, mit dem Erbieten auf, die Bahn ohne Zinsgarantie zu bauen. Der Handelsminister Graf Itzenplitz war willens, darauf einzugehen. Dies brachte der Sache große Gefahr, da Michael Levy gar keine Garantie für eine solide Ausführung bot. Eines Montags sollte über die Sache im Abgeordnetenhause entschieden werden. Ich erfuhr rechtzeitig davon und schrieb am Sonnabend oder Sonntag einen dringend abmahnenden Brief an den Minister, und dieser Brief bewirkte, wie mir der Ministerialdirektor v. d. Reck schrieb, daß der Minister in letzter Stunde

Digitized by Google

von dem Levy abließ und für Ueberlassung der Bahn mit Zinsgarantie an die Oberschlesische Gesellschaft sich entschied, welche denn auch diese für die Provinz und für ihre beiden Hauptstädte höchst nützliche Bahn solide und in angemessener Zeitfrist gebaut hat."

Gleichzeitig suchte Horn aber auch die Herstellung andrer Verbindungen nach Kräften zu fördern, zu welchem Zweck er sich schon im Sommer 1863 mit Herrn v. d. Reck unter der Hand in Verbindung setzte. Damals kamen noch eine direkte Linie von Posen nach Warschau und eine Eisenbahn von Lissa nach Ostrowo zum Anschluß an die projektierte Linie Breslau—Warschau in Betracht, die beide zu genehmigen Graf v. Itzenplitz gern bereit war, wenn er auch die Verbindung Posen—Warschau unbedingt vor der Linie Lissa—Ostrowo—Warschau hergestellt sehen wollte. Das Handelsministerium rechnete mit Sicherheit auf baldige Ausführung der vorbezeichneten vier Projekte, mit denen die Provinz Posen ein Eisenbahnnetz haben würde, wie kaum eine andre. Die russische Regierung versagte aber für ihr Gebiet die Genehmigung zum Bau einer direkten Bahn von Posen nach Warschau, und auch das Projekt einer Bahn von Lissa nach Ostrowo, für das die Mittel leicht zu beschaffen gewesen wären, scheiterte damals an der Weigerung der russischen Regierung, die Fortführung der Bahn bis Kalisch zu gestatten.

Zu einem glücklichen Ausgang führten dagegen die Verhandlungen wegen Herstellung der Bahn Lissa—Bentschen—Meseritz—Schwerin, für die hauptsächlich der rührige Landrat und Abgeordnete Freiherr v. Unruh-Bomst lebhaft agitierte und Horn auch in einem privaten Schreiben an Ministerialdirektor v. d. Reck entschieden eintrat. Darauf erhielt Horn unter dem 11. März 1868 folgende Antwort:

„Hochverehrter Freund und Gönner!

Während ich denke, Ihr Herz schwelgt in Entzücken über das unvergleichliche Eisenbahnnetz, welches Ihre Provinz zu bedecken beginnt, höre ich einen Wehruf. So ganz kann ich solchen nicht beschwichtigen. Die Freiburger Gesellschaft geht mit dem großen Plane um, von Altdamm aus entweder über Küstrin oder über Landsberg nach Rothenburg a. d. O. zum Anschluß an das schon länger verfolgte Projekt Liegnitz—Glogau—Rothenburg zu bauen, sodann von Liegnitz weiter in südlicher Richtung über Jauer nach Ruhbank ...

... Sie sehen, es handelt sich nicht um eine abgekürzte Linie über Breslau nach Wien, sondern eine solche über Glogau und Landeshut dahin. Dabei kann die von Ihnen projektierte, deren Herstellung wohl nur eine Frage der Zeit ist, sehr wohl bestehen ... Sie können also mit Ruhe der weiteren Entwicklung entgegensehen. Inzwischen fordere ich Sie auf, sich dessen zu freuen, was für Posen bereits gesichert ist. Die Provinz erhält ein Netz, wie wenige Provinzen. Es fehlt meines Erachtens nur noch eine kurze Linie nach Warschau, die ja auch mit der Zeit kommen wird."

Am 31. März 1868 wurde dann dem Komitee für die Bahn Bentschen—

Digitized by Google

Schwerin die Genehmigung zur Vornahme von Vorarbeiten zunächst für die Strecke Lissa—Bentschen erteilt.

War so während seiner Amtsverwaltung auf dem Gebiete des Eisenbahnwesens geschehen, was sich ermöglichen ließ, für Herstellung neuer Chausseen aber seitens der Provinzial- und Kreisvertretungen genügend gesorgt, so fiel es ihm zu, sich für einige andre Verkehrsanstalten bei dem Ministerium zu verwenden, was mit Erfolg geschah.

Mit den die beiden Ufer der Warthe verbindenden Brücken war es sehr dürftig bestellt. Um bei der Stadt Neustadt im Kreise Pleschen eine Verbindung herzustellen, hatten drei landrätliche Kreise sich zusammentun müssen. Durch eifrige und dringende Vorstellungen bei den beteiligten Ministern gelang es ihm, den Bau von Brücken bei Oberzitzko und Wronke durchzusetzen.

Ueber die Städte des Großherzogtums finden sich in seinen Aufzeichnungen folgende Betrachtungen: „Obschon wesentlich auf Landwirtschaft hingewiesen, besitzt die Provinz doch, wenigstens relativ, die meisten Städte. Es gab davon bei meinem Abgang, so viel ich mich erinnere, im Regierungsbezirk Posen 90 und im Regierungsbezirk Bromberg 52, zusammen also 142. Die meisten derselben danken ihre Entstehung oder wenigstens ihr Stadtrecht den mit Schlössern angesessenen adligen Großgrundbesitzern, die um ihres Vorteils willen nahe gelegenen ländlichen Ortschaften Marktrecht und andre städtische Gerechtsame, für welche allerlei Abgaben und Leistungen übernommen werden mußten, verliehen. Die meisten Städte des Großherzogtums waren also sog. Mediatstädte. Um diese hat Flottwell sich dadurch ein Verdienst erworben, daß er bald nach seinem Amtsantritte die Aufhebung der grundherrlichen Abgaben und Leistungen in den Mediatstädten anregte und mit solchem Eifer betrieb, daß die Aufhebung durch ein Gesetz vom 13. Mai 1833 gegen billige Entschädigung der Grundherren wirklich erfolgte. Die meisten Städte zählten und zählen noch jetzt weniger als 2500 Einwohner und werden daher nach Titel VIII der Städteordnung verwaltet. Viele von ihnen sind so klein, haben noch nicht 1000 Einwohner, daß es besser für sie wäre, in die Reihe der Landgemeinden zu treten und statt des städtischen Verwaltungsapparates sich mit einem Schulzen und einem Nachtwächter zu begnügen. Die Staatsbehörden sind bemüht gewesen, einige ganz kleine Städte zu entsprechenden Anträgen zu vermögen. Aber mit geringem Erfolge. Bei meinem Amtsantritte war die Stadt Neubrück aus der Reihe der Städte zu den Landgemeinden übergegangen. Eine gleiche Maßregel unternahm ich hinsichtlich der Stadt Zydowo im Gnesener Kreise zu erreichen. Sie hatte, als ich nach Posen kam, 375 Einwohner und nahm allmählich noch an Zahl ab; sie war nach Lagow in der Neumark, welches sich aber inzwischen wieder gehoben hat, die kleinste Stadt in der Monarchie. Nachdem auf dem Provinziallandtage von 1868 über die Sache verhandelt worden war und dieser sich zustimmend erklärt hatte, ist Zydowo aus der Reihe der Städte ausgeschieden. Die meisten kleinen Städte, soweit sie nicht reine Ackerstädte sind, führen ein kümmerliches Dasein und machen auch in ihrer äußeren Gestalt einen traurigen

Digitized by Google

Eindruck; viel Stroh- und Schindeldächer, meistens aber doch ein großer Marktplatz.

Natürlich können Städte mit wenigen Tausend Einwohnern ohne eignes Vermögen ihren Bürgermeister nur schwach besolden und müssen sich daher mit Persönlichkeiten begnügen, die nach dem Maße ihrer Begabung und Ausbildung Höheres nicht erreichen können. Doch habe ich nicht in der Erinnerung, daß die Städteverwaltung in der Provinz Posen mangelhafter gewesen ist, als in Ost- und Westpreußen. Von den Städten mittlerer Größe hatte manche wenigstens an irgendeiner öffentlichen Anstalt eine Stütze für ihre materielle Existenz oder, wenn ein Gymnasium oder dergleichen in ihr begründet war, ein auf das geistige Leben einwirkendes Element. Einige von den größeren Städten waren infolge verschiedener günstiger Umstände schon zu meiner Zeit in einer erfreulichen Entwicklung und bildeten sich zu angenehmen Provinzialstädten heraus, z. B. Gnesen, Inowrazlaw, Lissa, Rawitsch, Schneidemühl.

Die Sorge, wie ich den Städten aufhelfen oder wenigstens einzelnen etwas Nützliches erweisen könne, hat mich unausgesetzt beschäftigt.

Der Stadt Exin habe ich das ihr bestimmte katholische Schullehrerseminar erhalten. Das schöne, große und stattliche Gebäude für die Anstalt war bereits vor meinem Amtsantritt oder bald nachher fertiggestellt worden. Es galt für einen Musterbau, der in der Tat mehreren späteren Seminarbauten zum Vorbild gedient hat. Das Gebäude harrte der Einweihung. Diese wurde verschoben wegen der Aufregung, welche sich der Provinz infolge des polnischen Aufstandes bemächtigt hatte. Auch nach dessen Unterdrückung und nachdem wieder vollständige Ruhe in der Provinz eingetreten war, zögerte man weiter, das Gebäude in Gebrauch zu nehmen, weil Zweifel angeregt worden waren, ob dasselbe dem ursprünglichen Zwecke dienstbar gemacht werden sollte. Verschiedene Personen sprachen sich dagegen aus, unter andern der mir befreundete Regierungspräsident v. Schleinitz in Bromberg. Auf meinen Antrag wurde dann beschlossen, das Gebäude für den ursprünglichen Zweck zu verwenden.

In Koschmin war auf Betreiben des Oberpräsidenten v. Puttkamer ein evangelisches Schullehrerseminar gegründet worden. Es war Puttkamer bekannt geworden, daß ein altes Starosten- oder Woiwodenschloß mit großem Garten für einen Spottpreis käuflich sei. Er erstand dasselbe für 5000—6000 Taler, bat nachträglich um Genehmigung und erlangte dieselbe. Der Umbau des alten Gebäudes und die innere Einrichtung desselben zu einem Schullehrerseminar kostete mehr als das Zehnfache und die Räume waren doch nur mangelhaft, der Garten oder Park auch viel zu groß für die Anstalt. Dies gab mir Veranlassung, bei dem Ministerium darauf anzutragen, daß eine auf Staatskosten unterhaltene Gärtnerlehranstalt in Kobylin, welche daselbst eingehen mußte, weil der Gutsbesitzer, der sie leitete, verstarb, nach Koschmin unter Verwendung eines Teils des Seminargartens verlegt werde. Diese Anstalt, welche später unter die obere Leitung der Provinzialvertretung gekommen ist, besteht noch jetzt und erfreut sich eines so guten Rufes, daß in den 70er Jahren für eine ähnliche,

Digitized by Google

in Neuhof bei Ragnit in Ostpreußen bestehende Anstalt der Obergärtner aus den Zöglingen in Koschmin genommen werden konnte.

Als ich der kleinen Stadt Punitz zum ersten Male meinen Besuch machte und die städtischen Kollegien um mich versammelt hatte, wurde mir auf meine Frage, ob die Stadt Bedürfnisse oder Wünsche habe, die Antwort: ihnen fehle nichts als eine Apotheke. Diese konnte ich ihnen bald darauf verschaffen. Auch habe ich dazu mitgewirkt, daß die evangelische Gemeinde daselbst eine neue Kirche erhielt.

Die Stadt Gnesen hatte aus eigner Initiative und aus eignen Mitteln eine höhere Unterrichtsanstalt zu gründen unternommen. Dieselbe zu einem vollständigen Gymnasium auszugestalten und dauernd zu erhalten, würde ihr sehr schwer geworden sein. Auf mein dringendes Fürwort erfolgte die Uebernahme der Anstalt auf den Staat und die Erweiterung der Anstalt zu einem vollständigen Gymnasium, das auf einstimmigen Antrag der städtischen Behörden paritätischen Charakter erhielt.

Bei der Wahl der Linie für die Eisenbahn Posen—Bromberg habe ich mich nachdrücklich für die Richtung über Gnesen ausgesprochen und mit dazu beigetragen, daß der Stadt dieser Vorteil gesichert wurde.

Als ich bereits Oberpräsident von Preußen war, wurde ich von Gnesen aus angegangen, dafür zu wirken, daß bei der neuen Gerichtsorganisation in der Stadt ein Landgericht eingerichtet würde. Ich habe mich lebhaft dafür eingelegt und zu dem glücklichen Erfolge vielleicht mit beigetragen.

Abgesehen von der mit landwirtschaftlichen Betrieben verbundenen Fabriktätigkeit, wie z. B. Brennereien, war von einer irgendwie erheblichen Industrie in der Provinz nichts zu finden. Ein paar Eisenwerke und Maschinenfabriken, darunter eine recht schwunghaft betriebene in der Stadt Posen, eine Tabakfabrik in Rawitsch, Getreidemühlen in Bromberg und Posen und noch einige andre Fabrikzweige in der regen Stadt Bromberg und in Schneidemühl, das war alles. Sonst aber nur Landwirtschaft und Handel. Es fehlte an Kapital oder wenigstens an Unternehmungsgeist. Alle meine Anregungen und Besprechungen auch mit intelligenten Männern führten zu nichts. Nun bin ich zwar nicht der Meinung, daß zum Wohlbefinden einer Provinz Fabriktätigkeit absolut nötig ist. Sie führt vielmehr häufig, wenn Krisen eintreten, zu großen Kalamitäten. Andrerseits ist aber so viel gewiß, daß eine entwickelte Fabriktätigkeit den Nationalreichtum erhöht und der arbeitenden Klasse Beschäftigung gewährt. Die in der Provinz Posen seit einigen Jahren zunehmende Auswanderung scheint auf eine Lücke in den Erwerbsquellen hinzuweisen. Da nun auch die Erfahrung lehrt, daß unterirdische Schätze (Erze und Kohlen) nicht eine conditio sine qua non sind für Schaffung und Entwicklung einer regen Fabriktätigkeit, viele gegenwärtig blühende Fabrikorte und Fabrikgegenden ihr Dasein unternehmenden und intelligenten Männern oder den von oben her gegebenen Impulsen verdanken, so habe ich geglaubt, daß Spinnereien, Webereien usw. wie sie in der polnischen Stadt Lodz ins Leben gerufen sind, auch in der Provinz Posen erstehen könnten. Indes vergeblich.

Digitized by Google

Die Landwirtschaft stand schon zu meiner Zeit in der Provinz auf einer hohen Stufe der Entwicklung. Mehrere Gutsbesitzer, z. B. Kennemann auf Klenka, Lehmann in Nitsche, sowie einige Domänenpächter, genossen als Landwirte hohes Ansehen. Das galt aber auch von manchen polnischen Besitzern, z. B. dem alten General v. Chlapowski im Kostener Kreise, der unter Napoleon I. gedient, 1812 ein Kavallerieregiment über die Beresina zurückgebracht und bei einer Gelegenheit mit rasch zusammengebrachten Truppen Napoleon aus einer plötzlichen Gefahr gerettet hatte. Er widmete sich später der Landwirtschaft und genoß große Achtung, zumal er ein wahrhaft frommer Mann war.

Bei einer Rundreise, welche ich mit dem Landwirtschaftsminister v. Selchow in der Provinz machte, erklärte sich dieser mit dem, was er sah, recht befriedigt.

Die Provinz besaß damals zwei landwirtschaftliche Zentralvereine, den einen für den Regierungsbezirk Posen, den andern für den Regierungsbezirk Bromberg. Eine Verschmelzung derselben wurde angeregt, und ich ließ zur Erreichung derselben meine Vermittlung eintreten. Da aber keine der an der Spitze stehenden Personen ihre Stellung aufgeben wollte und bei solchen Eifersüchteleien mit Ueberredung und mit Gründen nichts zu erreichen ist, so kam nicht eine Fusion, sondern nur eine Annäherung und ein für gewisse Fälle verabredetes Zusammengehen der beiden Vereine zustande. Sie waren von der Staatsregierung anerkannt und mit Geldmitteln unterstützt und haben durch Veranstaltung von landwirtschaftlichen Ausstellungen, Prämiierung verbesserter Wirtschaftsmethoden und Viehrassen, Einrichtung bäuerlicher Musterwirtschaften usw. sehr nützlich gewirkt. Ich habe mich an ihren Versammlungen und Verhandlungen lebhaft beteiligt, wenn ich auch zu einer persönlichen Initiative wenig Gelegenheit hatte. An der Gründung einer niederen landwirtschaftlichen Lehranstalt auf der Domäne Pudewitz, nicht weit von Posen, habe ich persönlichen Anteil.

Eine Spezialität der Provinz ist bekanntlich der Hopfenbau, der in einem Teile des Kreises Buk mit glücklichstem Erfolge betrieben wird und diesen Landesteil zur Blüte gebracht hat. Ich bemühte mich, die Hopfenkultur auch in andre Kreise zu übertragen, was nicht ohne Erfolg geblieben ist. Die Bienenzucht findet bei kleinen Landwirten und Schullehrern eine lebhafte Pflege. Ein Lehrer Bienkowski — nomen et omen — genießt als Bienenzüchter Ansehen und macht mit seinem Honig gute Geschäfte. Schweine und Gänse, die zu Tausenden nach Berlin verfahren werden, bilden für die kleinen Landwirte eine hübsche Einnahmequelle.

Die Pferdezucht stand schon zu meiner Zeit auf einer sehr hohen Stufe. Nächst Ostpreußen und Hannover züchtet wohl die Provinz Posen die meisten und besten Pferde. Es gibt sowohl unter den Deutschen als unter den Polen sehr namhafte Pferdezüchter, die auch gute Geschäfte machen, z. B. v. Winterfeld auf Murowana Goslin. Die glückliche Entwicklung dieses Zweiges der Landwirtschaft dankt die Provinz ohne Zweifel dem Königlichen Landgestüt in Zirke. Der Vorsteher dieses Instituts, Oberst a. D. v. Kotze, genoß in der Provinz Vertrauen und hat sich um die Pferdezucht der Provinz entschiedene Verdienste

Digitized by Google

erworben. Beschwerden in Gestütsachen, die in der Oberpräsidialinstruktion als zur Kognition des Oberpräsidenten gehörig bezeichnet werden, sind nie an mich gelangt. Ich hatte nur hin und wieder auf Gewährung begründeter Gesuche von Gutsbesitzern um Errichtung einer neuen Hengststation zu bringen.

Noch mehr als durch einzelne Maßnahmen erwarb sich Horn durch die ganze Art seines Auftretens und seiner Geschäftsführung Dank und Anerkennung bei den deutschen Landwirten. Durch zahlreiche Reisen suchte er sich über ihre Verhältnisse selbst zu unterrichten. Mit vielen von ihnen, und darunter den tüchtigsten, trat er in persönlichen Verkehr. Für alle hatte er ein offenes Ohr. Jeden billigen Wunsch pflegte er zu berücksichtigen oder höheren Ortes warm zu befürworten. Das an sich schon rege Interesse des Landwirtschaftsministers v. Selchow für die Provinz wußte er noch mehr zu beleben. Weit empfindlicher als andre Berufskreise würden die deutschen Landwirte durch das Uebergreifen des polnischen Aufstandes auf das diesseitige Staatsgebiet getroffen worden sein. Daß die äußere Ruhe in der Provinz gewahrt blieb, war neben der militärischen Absperrung der Grenze hauptsächlich seinen zweckmäßigen Maßregeln zu danken. Sein besonnenes, kaltblütiges Verhalten wirkte beruhigend auf die Gemüter, und die von ihm angeregte vermehrte Tätigkeit aller Behörden der Provinz und die fortschreitende Entwicklung auf sämtlichen Gebieten des wirtschaftlichen Lebens kam in besonderem Maße der Landwirtschaft zugute.

Als er im März 1869 von der Provinz Abschied nahm, schrieb ihm der Vorstand des Deutschen landwirtschaftlichen Vereins, Kempen:

„Noch nie ist uns die rege Teilnahme zur Förderung landwirtschaftlicher Interessen zu Teil geworden, wie von Ew. Exzellenz, und wir müssen Ihren Verlust als einen unersetzlichen bezeichnen;" der Vorstand des Landwirtschaftlichen Vereins für die Kreise Schroda-Wreschen-Gnesen:

„Unsrem Bedauern über das Aufhören unsres bisherigen Verhältnisses zu Ew. Exzellenz vermögen wir keinen besseren Ausdruck zu geben, als indem wir den Wunsch aussprechen, daß Ew. Exzellenz hoher Nachfolger von ebenso großem Eifer und Interesse für die Landwirtschaft beseelt sein möchte, wie solche Ew. Exzellenz derselben gewidmet haben"; und der in weitesten Kreisen als Musterwirt angesehene Lehmann-Nitsche:

„Wie Hochdieselben in allen Zweigen der Verwaltung das Wohl der Provinz während Ihrer Amtsdauer stets mit dem besten Erfolge zu fördern bestrebt gewesen sind, so hat besonders auch die Posener Landwirtschaft den freudigen Aufschwung, welchen dieselbe unleugbar in jüngster Zeit gewonnen hat, zum großen Teil der liebevollen Fürsorge Ew. Exzellenz zu verdanken. Ich erfülle daher nur eine Pflicht der Dankbarkeit, wenn ich als langjähriger Vorsitzender eines der hiesigen Landwirtschaftsvereine namens desselben mir die Freiheit nehme, Ew. Exzellenz am Schlusse Ihrer hiesigen Wirksamkeit meinen aufrichtigsten und tiefgefühltesten Dank für alle Ihre der Landwirtschaft geleisteten Dienste auszusprechen.

Die vielversprechenden Institutionen zur Hebung unsres Bauernstandes,

Digitized by Google

welche erst in neuster Zeit durch Ew. Exzellenz ins Leben gerufen sind, werden das Andenken an Hochdieselben auch für die Zukunft wach erhalten; ebenso werden wir nie vergessen, daß unsre chemische Versuchsstation ihre freudige Entwicklung der gütigen Unterstützung Ew. Exzellenz verdankt." —

Schon bald nach Uebernahme seines Amtes in Posen trat Horn, um das Deutschtum in der Provinz zu stärken, für den Erwerb großer Besitzungen durch die Königliche Hofverwaltung und andre fürstliche Verwaltungen ein. Auf seine Anregung war in diesem Sinne auch der Landwirtschaftsminister v. Selchow tätig, der ihm über einen dies betreffenden Vortrag beim König unter dem 29. Mai 1864 folgendes schrieb:

„Ich habe die Gelegenheit zugleich benutzt, dem Könige vorzutragen, wie nötig es sei, daß Er selbst oder einer der Prinzen Seines Hauses in der Provinz Posen Grundbesitz erwerbe, sei es privatim, sei es für das Kron- bezw. Familienfideikommiß. An geeigneten Herrschaften zu solchem Erwerbe werde es nicht fehlen. Es schiene mir dies nicht nur ein sehr praktischer Modus des Germanisierens zu sein, indem es an deutscher Nachfolge im Grunderwerbe nicht fehlen werde, sondern ich hielte die Maßregel auch gerade jetzt für eine glückliche Demonstration dem Auslande gegenüber, indem man dadurch dokumentiere, daß man an maßgebender Stelle die Zustände in Posen für vollkommen beruhigt und für so gesichert halte, daß man eine baldige Wiederkehr der Ruhestörung gar nicht besorge. Der König ging sehr lebhaft auf diese Idee ein und versicherte, daß in kürzester Frist Schritte in diesem Sinne eingeleitet werden sollten. Ich will nun in den nächsten Tagen noch den Minister v. Schleinitz besuchen, um für die Idee Interesse bei ihm anzuregen."

Auf Horns wiederholte Vorträge und zu seiner großen Befriedigung erwarb dann auch die Königliche Hofverwaltung die Herrschaft Zerkow im Wreschener Kreise, welchem Ankauf später verschiedene andre Erwerbungen seitens fürstlicher Verwaltungen gefolgt sind. Und noch von Königsberg aus empfahl er bei jeder sich bietenden Gelegenheit reichen Deutschen, Kapitalien in Grundbesitz in der Provinz Posen anzulegen, so 1871 dem Kriegsminister v. Roon zur Verwendung seiner Dotation. Diese Ratschläge wurden aber meist nicht befolgt, weil die Provinz für viele etwas Abschreckendes hatte, während er die dortigen Verhältnisse anziehend fand und der Provinz eine glückliche Zukunft prophezeite.

Sehr eifrig war er bemüht, eine Vermehrung der Garnisonen in der Provinz und die Belegung kleiner Städte mit Militär herbeizuführen, nicht sowohl zur Verstärkung der Sicherheit für den Fall eines Aufstandes, als wegen der im allgemeinen mit einer solchen Maßregel verbundenen Vorteile politischer und volkswirtschaftlicher Art. „Es kommt mit deutschen Truppen auch deutscher Sinn, deutsche Ordnung und Sitte in die Provinz, während die Polen, welche in deutschen Provinzen ihrer Militärpflicht genügen, dort deutsches Wesen kennen lernen und sich mit ihm befreunden. Da viele Soldaten nach beendetem Militärdienst nicht nach ihrer Heimat zurückkehren, sondern in ihrer Garnisonstadt

Digitized by Google

oder in der Provinz, zu der sie gehört, verbleiben, so würde mit der angedeuteten Maßregel auch eine Verschiebung der Bevölkerungszahl beider Nationalitäten in der Provinz zugunsten des Deutschtums eintreten."

Die Anfang der 60er Jahre eingetretene Vermehrung des Heeres kam seinem Vorhaben entgegen. Nicht nur persönlich, sondern auch durch angesehene Persönlichkeiten aus der Provinz suchte er den König, den Kronprinzen und eine Reihe einflußreicher Männer für seine Bestrebungen zu gewinnen. Der Ministerpräsident Graf Bismarck und der Minister des Innern versprachen Anfang des Jahres 1866 wegen Vermehrung der Garnisonen nach besten Kräften zu wirken; sie waren vollständig überzeugt von der Wichtigkeit dieser Maßregel. Auch der General von Kameke, derzeit Chef des Generalstabs des II. Armeekorps, trat Horns Ansicht bei. Es wurde damals angestrebt, die Verlegung je eines Bataillons nach Schubin, Exin, Tremessen, Ostrowo, Pleschen und Grätz sowie je einer Schwadron nach Schroda, Wreschen, Gostyn und Zerkow. Schon damals wurden aber militärische Rücksichten gegen die Belegung kleiner Städte mit Garnison geltend gemacht. Doch gelang es Horn, wenigstens ein Kavallerieregiment, das Kurmärkische Dragonerregiment Nr. 14, in die Provinz zu ziehen, dessen einzelne Schwadronen Pleschen, Koschmin, Gostyn und Ostrowo als Standorte angewiesen erhielten. Hierzu bemerken seine Aufzeichnungen:

„Gostyn ist ein überwiegend polnischer Ort, woselbst stets polnische landwirtschaftliche Versammlungen abgehalten wurden, ein großes Philippiner Kloster bestand und polnische Tendenzen gepflegt wurden. Die wenigen dort lebenden Deutschen, welche 1863 von dem Uebermute der Polen erschreckt und eingeschüchtert worden waren, verlangten nach einer militärischen Besatzung für die Stadt und taten sich zu einer Aktiengesellschaft zusammen, um die erforderlichen Militärgebäude, als Reitbahn usw. herzustellen. Es herrschte daher große Freude, als die Stadt eine Dragonerschwadron als Besatzung bekam. Leider sollte das nicht lange dauern. Die Dragoner rückten 1870 von Gostyn und den andern Standorten ab und kehrten nach dem Frieden nicht zurück. Die Deutschen waren betreten und in erhebliche Verluste gebracht. Sie wandten sich an mich nach Königsberg um Hilfe, und ich wagte es von dort aus den Kaiser zu bitten, der Stadt Gostyn ihre Garnison wieder zu geben. Dies war wohl ein Uebergriff über meine Kompetenz, und ich mußte auf eine schroffe Abweisung gefaßt sein. Statt dessen erhielt ich einen freundlichen Bescheid, durch welchen der Antrag zwar für jetzt zurückgewiesen, seine spätere Berücksichtigung aber bei sich darbietender Gelegenheit in Aussicht gestellt wurde. So gnädig war der Kaiser damals gegen mich. Es sollte diese Hoffnung aber nicht verwirklicht werden, weil andre Grundsätze hinsichtlich der Dislokation von Truppen später maßgebend wurden, wie ich zu meinem Schmerze als Oberpräsident von Preußen erfuhr."

Die außerordentliche Bedeutung der Gendarmen für die Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung und Sicherheit in der Provinz hatte sich ihm schon

Digitized by Google

1863 gezeigt. Mit Lob und Anerkennung für ihr Verhalten kargte er nicht, zumal er damals, wie auch später, eine große Zahl ausgezeichneter Leute und viele Fälle von Hingebung, unübertrefflichen Diensteifers und Mutes kennen lernte.

Da die Zahl der in der Provinz stationierten Gendarmen seines Erachtens nicht der Ausdehnung und der Bevölkerung der Provinz entsprach, jedenfalls nicht dem Bedürfnis, wie es sich zu seiner Zeit geltend machte, so beantragte und verlangte er eine Verstärkung der Gendarmerie einmal um 30, ein andres Mal um 31, im ganzen also um 61 Mann, darunter viele Berittene. Er glaubte hiermit der Provinz einen nicht unwesentlichen Dienst zu leisten, nicht nur für außergewöhnliche Vorkommnisse, bei denen Militär immer schwer zu erlangen ist und dann den Dingen ein zu ernstes Aussehen gibt, sondern auch für gewöhnliche Verhältnisse, um die Sicherheit auf dem Lande und in den kleinen Städten zu verstärken. Unter seinem Nachfolger ist dann eine Verminderung der Gendarmerie eingetreten.

Eifrige Fürsorge widmete er der Krankenpflege. „In Posen besteht außer dem städtischen Lazarett ein vom Staate in einem ehemaligen Kloster bei der Bernhardinerkirche eingerichtetes Krankenhaus, welches den Grauen Schwestern zur Verwaltung übergeben und durch das ihnen verliehene Statut unmittelbar unter die Aufsicht des Oberpräsidenten gestellt ist. Ich habe es sehr oft besucht... Es herrschte eine musterhafte Ordnung und daneben eine sehr wohltuende Ruhe und Stille. Dabei war der ärztliche Dienst gut geregelt. Die Anstalt ist zu meiner Zeit durch einen Anbau erweitert worden und leistete der Stadt und Provinz die wesentlichsten Dienste."

„Nach der Regel des Ordens nehmen die Krankenhäuser der Grauen Schwestern Kranke jeder Nation und Religion auf. Ich habe auch niemals feststellen können, daß in der Anstalt Proselytenmacherei getrieben wurde, obwohl oft ein Verdacht dieserhalb ausgesprochen ward. Kranke evangelischer Konfession und Juden hatten niemals über eine lästige Einwirkung zu klagen. Dabei hatte die freundliche, gottergebene und heitere Art der Schwestern etwas sehr Gewinnendes und Beruhigendes. Immerhin war der in der Anstalt herrschende Geist polnisch und katholisch. Deshalb konnte ich es nur freudig begrüßen, als in der Mitte der 60er Jahre evangelische Männer und Frauen sich zusammentaten, um in der Stadt Posen ein evangelisches Diakonissenkrankenhaus zu gründen, welches demnächst auch errichtet worden ist, in schöner Blüte steht und der Stadt wie Provinz zum Segen gereicht. Ich habe an verschiedenen Sitzungen des Komitees für die Gründung der Anstalt teilgenommen und für die Entwicklung und das Gedeihen derselben reges Interesse betätigt.

Das städtische Krankenhaus hatte eine mangelhafte Lokalität und Einrichtung. Die Krankenhäuser in den kleinen Städten waren natürlich noch viel schlechter. Ich empfand stets ein beklemmendes, niederdrückendes Gefühl bei dem Besuch derselben. Aber ich hatte es mir zur Aufgabe für meine Tätigkeit als Oberpräsident gemacht, gerade diesem Zweig der Armenpflege meine besondre Auf-

Digitized by Google

merksamkeit zu widmen, der Sorge für Kranke und Sieche. Es ist unglaublich, wie viel auf diesem Gebiete noch zu tun bleibt, wie wenig die Staatsregierung und Gesetzgebung um diesen humanitären Zweck sich bekümmert hat. In den Provinzen Posen und Preußen fehlen Krankenhäuser und Siechenhäuser auf dem platten Lande fast ganz. In Städten, auch kleinen und dürftigen, findet man wohl ein Hospital für alte gebrechliche Leute und auch wohl ein Krankenhaus. Aber in welchem Zustande! Die allerdürftigste Einrichtung, Ekel erregender Schmutz, mangelhafte Verpflegung und noch mangelhaftere Bedienung; oft gar kein eignes Warteperſonal, ſondern nur der Hausverwalter, oft ein heruntergekommener Handwerker und seine Frau für den gesamten Hausdienst. Die kleinen städtischen Krankenhäuser sind daher meistens auch schwach belegt; wer irgend kann, läßt sich im Krankheitsfalle zu Hause behandeln; aber die Vagabunden suchen diese Anstalten im Winter auf, um sich von ihren Fußschäden kurieren zu lassen; die Anstalten sind daher für die Städte eine nicht geringe Last, und bei deren Dürftigkeit läßt sich von ihnen für die Verbesserung der Krankenhäuser nicht viel verlangen. Leider fehlt für diese auch bei den Regierungen ein lebhaftes Interesse; ja, ich habe oft die Regierungs- und Medizinalräte darauf hinweisen müssen, daß sie nach der in der Regierungsinstruktion vom 23. Oktober 1817 ihnen erteilten Anweisung die Pflicht haben, die Krankenhäuser von Zeit zu Zeit zu revidieren ... Zu den rühmlichen Ausnahmen gehören die Krankenhäuser, die der Johanniterorden herzustellen sich angelegen sein läßt. Der Orden erwirbt sich damit ein nicht genug zu würdigendes Verdienst."

Als 1866 die Cholera von österreichischen Kriegsgefangenen eingeschleppt worden war und die Provinz schwer heimsuchte, besichtigte Horn, um sich von der Art der Behandlung der Kranken zu unterrichten und andern Mut zu machen, wiederholt das mit Cholerakranken angefüllte städtische Lazarett und die Militärlazarette. Er trat an die Krankenbetten, sprach mit den Kranken und trug kein Bedenken, sie an Stirn und Hand zu befühlen.

Die Irrenanstalt der Provinz in Owinsk, einem ehemaligen Zisterzienserinnenkloster, war nach ihrer ersten Einrichtung Irrenheilanstalt, also nur subsidiär Irrenbewahranstalt, und entsprach deshalb den Bedürfnissen nicht. Die Provinz besaß auch nur eine Blindenanstalt von sehr kleinem Umfange zu Wollstein und nur eine Taubstummenanstalt.

„Letztere war verbunden mit dem katholischen Schullehrerseminar in der Stadt Posen und trug, obschon für beide Nationalitäten und Konfessionen bestimmt, einen überwiegend polnischen und katholischen Charakter. Ich richtete deshalb an den Provinziallandtag die Aufforderung, eine zweite, für Deutsche und Evangelische bestimmte Taubstummenanstalt, außerdem eine Provinzialblindenanstalt zu errichten und die Erweiterung der Irrenanstalt in Owinsk zu beschließen. Dem letzteren Projekt waren sorgfältige Vorberatungen vorangegangen, bei denen ich u. a. als Sachverständige den Geheimen Rat Esse, Direktor der Charité in Berlin, den Geheimen Rat Professor Dr. Nasse, den

Digitized by Google

Dr. Brückner (?), damals Direktor der Provinzialirrenanstalt in Schwetz, und den Sanitätsrat Dr. Lähr, Direktor einer Privatirrenanstalt in Zehlendorf zugezogen hatte. Ich hatte die große Freude, daß meine sämtlichen Anträge von dem Provinziallandtage angenommen wurden. Derselbe bewilligte die Summe von einer Million Taler zur Herstellung gewisser bei der Korrektionsanstalt in Kosten bisher entbehrter Räumlichkeiten, zur Erweiterung der Irrenanstalt in Owinsk und zur Gründung einer zweiten Taubstummenanstalt, sowie zur Errichtung einer größeren Blindenanstalt, welche in der Stadt Bromberg ihren Platz gefunden hat. Es wurde mir dabei zu erkennen gegeben, daß der Provinziallandtag besser gearbeitete Vorlagen nie erhalten habe, und daß besonders eine die Irrenanstalt in Owinsk betreffende Denkschrift, welche aus der Feder des Regierungsrats Michelly hervorgegangen war, vortrefflich gewesen sei. Bei dieser Denkschrift war es namentlich darauf angekommen, ein andres Projekt, nämlich den Erwerb einer von dem Sanitätsrat Dr. Zelasko in Kowanowko eingerichteten Privatirrenanstalt zu beseitigen, welches Projekt zwar billiger zu stehen gekommen wäre und deshalb Verteidiger hatte, aber den Bedürfnissen gar nicht abgeholfen hätte." —

Wie Horn auf die Förderung des äußeren Wohles der Bevölkerung eifrig bedacht war, so suchte er auch ihre wissenschaftlichen und künstlerischen Bestrebungen zu unterstützen, wobei er sich allerdings bei der Ungunst der damaligen Verhältnisse im wesentlichen auf die Bekundung persönlicher Teilnahme, den Besuch von Vorträgen und Konzerten und auf künstlerische Veranstaltungen im eignen Hause beschränken mußte. Daß sein Bemühen anerkannt wurde, ergibt der nachstehende Brief vom 31. März 1869:

„Euer Exzellenz haben während Ihres Wirkens in Posen ein so lebhaftes Interesse an allen denjenigen Bestrebungen an den Tag gelegt, welche in irgendeiner Weise zum Ziele hatten, die Neigung zu wissenschaftlichem Streben zu fördern, daß ich glaube, es wagen zu dürfen, Ihnen bei Ihrem Scheiden von hier die beifolgende Photographie zu überreichen. Sie stellt die Ihnen sämtlich bekannten Mitglieder eines Kränzchens dar, das sich zur Aufgabe gemacht hat, in der Posener gebildeten Gesellschaft den Sinn für geistiges Streben durch populärwissenschaftliche Vorträge zu beleben, eine Aufgabe, in deren Lösung wir wesentlich durch die rege Teilnahme auch solcher gefördert worden sind, die unserm Kränzchen nicht angehörten.

Genehmigen Euer Exzellenz die Versicherung, daß auch in unserm wie in allen hiesigen Kreisen die Verehrung, die Ihnen hier geworden ist, eine unvergängliche sein wird.

Im Namen der Mitglieder des Kränzchens für wissenschaftliche Vorträge:

Graf Schweinitz."

Der Verschönerungsverein in der Stadt Posen hatte ihn, wie wohl auch seinen Vorgänger, zum Präsidenten gewählt. Der Verein wirkte nur mit schwachen Mitteln, da seine laufenden Einnahmen bei der geringen Mitglieder-

Digitized by Google

zahl unbedeutend waren. Er besaß jedoch eigentümlich einen großen, mit verschiedenen Gattungen reichlich bestellten Pflanzengarten, aus dem auch die Bäume für die öffentlichen Straßen und Plätze der Stadt entnommen wurden. Horn bereitete es Freude, dem Verein oder einem exekutiven Ausschusse desselben wenigstens einmal im Jahre zu präsidieren in einer Frühjahrssitzung, in welcher das, was im Laufe des Sommers vorgenommen werden sollte, beschlossen wurde.

Während seiner Amtszeit in Posen hat Horn sich auch mit dem Plane der Schaffung eines Provinzialmuseums beschäftigt. Er verstand darunter eine Sammlung von prähistorischen und geschichtlichen Altertümern und von Kunstwerken, die der Provinz ihre Entstehung verdanken. „Die posensche Erde birgt so viel Schätze, nicht an Metallen und Inflammabilien, aber an wertvollen Resten der Vergangenheit, es fehlt selbst an römischen Goldmünzen nicht, im Besitze von adligen Familien und Magistraten befinden sich so viele für das Studium der Vergangenheit wichtige Stücke, daß, wenn alles zusammengebracht und mit späteren Funden in einem Zentralpunkte vereinigt würde, eine sehr stattliche Sammlung denkwürdiger und lehrreicher Gegenstände hergestellt werden könnte, die der Provinz zur Zierde und Ehre gereichen, den Ort der Aufstellung, die Stadt Posen, anziehend machen würde." Er hoffte, daß ein von ihm zu erlassender öffentlicher Aufruf Erfolg haben würde. Da traf ihn plötzlich die Abberufung von Posen, so daß er nicht mehr an die Ausführung seiner Absicht gehen konnte.

Um so größere Genugtuung empfand er darüber, daß es ihm gelungen war, der Provinz zu einem Provinzialarchiv zu verhelfen. „Die Gründung desselben war bisher aus politischen Gründen für bedenklich gehalten worden. Männer wie der Archivdirektor v. Raumer und v. Lancizolle hatten sich dagegen ausgesprochen. Dies erschien mir nicht gerechtfertigt. Mochte die polnische Partei vielleicht in die Lage kommen, aus gewissen bis dahin geheimgehaltenen Urkunden für ihre Sache Vorteil zu ziehen, Preußens Stellung in Posen war doch so konsolidiert, daß mir der Staat bei Gründung eines posenschen Archivs keine Gefahr zu laufen schien, nicht zu gedenken, daß die Geschichtsforschung doch auch ihre unbestreitbaren Rechte hat. So glückte es mir denn, mit meinen Anträgen auf Gründung eines Provinzialarchivs in Posen durchzudringen. Es gelang, für dasselbe zwei helle und geräumige Zimmer, welche bisher der Feuer-Sozietätsdirektion gedient hatten, disponibel zu machen. Die Archivverwaltung fand in der Person eines jungen Gelehrten, der des Polnischen mächtig war, einen geeigneten Archivvorstand. Die alten Grod-Akten, Verhandlungen der ehemaligen polnischen Gerichte, lieferten vorläufig ein reiches, wenn auch erst zu sichtendes Material. Und so konnte ich im Jahre 1868 öffentlich bekanntmachen, daß in Posen ein Provinzialarchiv gegründet worden und bereit sei, alte wichtige Urkunden von Magistraten und Privatbesitzern zu übernehmen. Demselben ist später eine andre, mehr geeignete Lokalität, das alte Schloß, überwiesen worden; auch hat der Vorstand gewechselt, das Institut aber nimmt unter den Provinzialarchiven als diesen ebenbürtig eine ehrenvolle Stellung ein. An Ar-

Digitized by Google

beitsmaterial wird es nicht fehlen, solches vielmehr allmählich reichlich zuwachsen." In dem Regierungsgebäude selbst fanden sich alte Klosterakten, die zur Zeit der Säkularisation dem Oberpräsidium eingeliefert waren, darunter viele bisher nicht bekannt gewordene Originalurkunden. Wie wenig sorgfältig früher bei Aufbewahrung des Materials verfahren worden war, erhellt daraus, daß 1867, als ein Regierungsassessor während einer Plenarsitzung zufällig die Schublade des Sessionstisches öffnete, sie ganz angefüllt mit zusammengefalteten Original- und abschriftlichen Urkunden gefunden wurde.

Zu den wichtigsten Aufgaben der Staatsverwaltung zählte Horn die Pflege des Schulwesens. Beim Schulunterricht müsse angesetzt werden, wenn für die Zukunft des Staates gesorgt werden solle. In der Provinz Posen hatte aber für ihn die deutsche Schule eine erhöhte Bedeutung und eine weitere Aufgabe. Sie schien ihm das wirksamste Mittel im Kampfe gegen den Polonismus zu sein, und er lebte der Ueberzeugung, daß nur diejenigen Polen, die unsre Sprache beherrschten, für deutsche Art und Kultur gewonnen werden könnten.

Es kam deshalb für ihn vor allem darauf an, den Unterricht in der deutschen Sprache nach Kräften zu fördern, und zu diesem Zweck die Ausführung der hierüber erlassenen Bestimmungen mit Ernst und Nachdruck zu sichern. Weiter aber glaubte er, daß Schulen, in denen Kinder verschiedener Nationalitäten und Konfessionen gemeinsam unterrichtet werden und einander näher treten, die nationalen und konfessionellen Gegensätze milderten und daß deshalb in Gemeinden mit gemischter Bevölkerung Simultanschulen am Platze seien.

„Ganz gewiß sollen alle Erziehungsanstalten, und das sind ja auch die Schulen, das religiöse Element zur Grundlage haben. Religionslose Schulen sind eine Ungeheuerlichkeit. Der Mensch wird ohne Religion schlecht oder unglücklich. Und um sie ihm ganz zu eigen zu machen, muß in der Jugend angefangen werden, ihn mit Gottesliebe, Gottvertrauen und Gottesfurcht zu erfüllen. Damit dies gelinge, soll nicht bloß zur rechten Zeit und die ganze Zeit hindurch Religionsunterrricht in der Schule erteilt werden, sondern diese selbst von religiösem Geiste erfüllt sein. Der Religionsunterricht muß natürlich einen konfessionellen Charakter an sich tragen; daß aber dieser exklusive Charakter der ganzen Schule und in allen Beziehungen beiwohne, ist schlechterdings nicht nötig. Wenn demnach paritätische Schulen zulässig sind, weil sie der religiösen Erziehung nicht Abbruch tun, so haben sie in einem Lande wie Preußen mit konfessionell gemischter Bevölkerung eine entschiedene Existenzberechtigung und sind in vielen Landesteilen oder unter bestimmten lokalen Verhältnissen geradezu eine Notwendigkeit. In gewissem Sinne sind bei uns schon von Rechts wegen alle Schulen paritätisch, insofern, als, von gewissen besonderen Stiftungen abgesehen, kein Schüler bloß mit Rücksicht auf seine Konfession von dem Besuch einer öffentlichen Schule ausgeschlossen werden darf. Wenn aber hiernach in einer wesentlich von Katholiken benutzten Schule neben etwa neunzig katholischen Schulkindern zehn evangelische vorhanden sind oder umgekehrt, so wird doch eine gerechte und weise Regierung dahin sehen, daß die Minderzahl

Digitized by Google

zahl unbedeutend waren. Er besaß jedoch eigentümlich einen großen, mit verschiedenen Gattungen reichlich bestellten Pflanzengarten, aus dem auch die Bäume für die öffentlichen Straßen und Plätze der Stadt entnommen wurden. Horn bereitete es Freude, dem Verein oder einem exekutiven Ausschusse desselben wenigstens einmal im Jahre zu präsidieren in einer Frühjahrssitzung, in welcher das, was im Laufe des Sommers vorgenommen werden sollte, beschlossen wurde.

Während seiner Amtszeit in Posen hat Horn sich auch mit dem Plane der Schaffung eines Provinzialmuseums beschäftigt. Er verstand darunter eine Sammlung von prähistorischen und geschichtlichen Altertümern und von Kunstwerken, die der Provinz ihre Entstehung verdanken. „Die posensche Erde birgt so viel Schätze, nicht an Metallen und Inflammabilien, aber an wertvollen Resten der Vergangenheit, es fehlt selbst an römischen Goldmünzen nicht, im Besitze von adligen Familien und Magistraten befinden sich so viele für das Studium der Vergangenheit wichtige Stücke, daß, wenn alles zusammengebracht und mit späteren Funden in einem Zentralpunkte vereinigt würde, eine sehr stattliche Sammlung denkwürdiger und lehrreicher Gegenstände hergestellt werden könnte, die der Provinz zur Zierde und Ehre gereichen, den Ort der Aufstellung, die Stadt Posen, anziehend machen würde." Er hoffte, daß ein von ihm zu erlassender öffentlicher Aufruf Erfolg haben würde. Da traf ihn plötzlich die Abberufung von Posen, so daß er nicht mehr an die Ausführung seiner Absicht gehen konnte.

Um so größere Genugtuung empfand er darüber, daß es ihm gelungen war, der Provinz zu einem Provinzialarchiv zu verhelfen. „Die Gründung desselben war bisher aus politischen Gründen für bedenklich gehalten worden. Männer wie der Archivdirektor v. Raumer und v. Lancizolle hatten sich dagegen ausgesprochen. Dies erschien mir nicht gerechtfertigt. Mochte die polnische Partei vielleicht in die Lage kommen, aus gewissen bis dahin geheimgehaltenen Urkunden für ihre Sache Vorteil zu ziehen, Preußens Stellung in Posen war doch so konsolidiert, daß mir der Staat bei Gründung eines posenschen Archivs keine Gefahr zu laufen schien, nicht zu gedenken, daß die Geschichtsforschung doch auch ihre unbestreitbaren Rechte hat. So glückte es mir denn, mit meinen Anträgen auf Gründung eines Provinzialarchivs in Posen durchzudringen. Es gelang, für dasselbe zwei helle und geräumige Zimmer, welche bisher der Feuer-Sozietätsdirektion gedient hatten, disponibel zu machen. Die Archivverwaltung fand in der Person eines jungen Gelehrten, der des Polnischen mächtig war, einen geeigneten Archivvorstand. Die alten Grod-Akten, Verhandlungen der ehemaligen polnischen Gerichte, lieferten vorläufig ein reiches, wenn auch erst zu sichtendes Material. Und so konnte ich im Jahre 1868 öffentlich bekanntmachen, daß in Posen ein Provinzialarchiv gegründet worden und bereit sei, alte wichtige Urkunden von Magistraten und Privatbesitzern zu übernehmen. Demselben ist später eine andre, mehr geeignete Lokalität, das alte Schloß, überwiesen worden; auch hat der Vorstand gewechselt, das Institut aber nimmt unter den Provinzialarchiven als diesen ebenbürtig eine ehrenvolle Stellung ein. An Ar-

Digitized by Google

beitsmaterial wird es nicht fehlen, solches vielmehr allmählich reichlich zuwachsen." In dem Regierungsgebäude selbst fanden sich alte Klosterakten, die zur Zeit der Säkularisation dem Oberpräsidium eingeliefert waren, darunter viele bisher nicht bekannt gewordene Originalurkunden. Wie wenig sorgfältig früher bei Aufbewahrung des Materials verfahren worden war, erhellt daraus, daß 1867, als ein Regierungsassessor während einer Plenarsitzung zufällig die Schublade des Sessionstisches öffnete, sie ganz angefüllt mit zusammengefalteten Original- und abschriftlichen Urkunden gefunden wurde.

Zu den wichtigsten Aufgaben der Staatsverwaltung zählte Horn die Pflege des Schulwesens. Beim Schulunterricht müsse angesetzt werden, wenn für die Zukunft des Staates gesorgt werden solle. In der Provinz Posen hatte aber für ihn die deutsche Schule eine erhöhte Bedeutung und eine weitere Aufgabe. Sie schien ihm das wirksamste Mittel im Kampfe gegen den Polonismus zu sein, und er lebte der Ueberzeugung, daß nur diejenigen Polen, die unsre Sprache beherrschten, für deutsche Art und Kultur gewonnen werden könnten.

Es kam deshalb für ihn vor allem darauf an, den Unterricht in der deutschen Sprache nach Kräften zu fördern, und zu diesem Zweck die Ausführung der hierüber erlassenen Bestimmungen mit Ernst und Nachdruck zu sichern. Weiter aber glaubte er, daß Schulen, in denen Kinder verschiedener Nationalitäten und Konfessionen gemeinsam unterrichtet werden und einander näher treten, die nationalen und konfessionellen Gegensätze milderten und daß deshalb in Gemeinden mit gemischter Bevölkerung Simultanschulen am Platze seien.

„Ganz gewiß sollen alle Erziehungsanstalten, und das sind ja auch die Schulen, das religiöse Element zur Grundlage haben. Religionslose Schulen sind eine Ungeheuerlichkeit. Der Mensch wird ohne Religion schlecht oder unglücklich. Und um sie ihm ganz zu eigen zu machen, muß in der Jugend angefangen werden, ihn mit Gottesliebe, Gottvertrauen und Gottesfurcht zu erfüllen. Damit dies gelinge, soll nicht bloß zur rechten Zeit und die ganze Zeit hindurch Religionsunterrricht in der Schule erteilt werden, sondern diese selbst von religiösem Geiste erfüllt sein. Der Religionsunterricht muß natürlich einen konfessionellen Charakter an sich tragen; daß aber dieser exklusive Charakter der ganzen Schule und in allen Beziehungen beiwohne, ist schlechterdings nicht nötig. Wenn demnach paritätische Schulen zulässig sind, weil sie der religiösen Erziehung nicht Abbruch tun, so haben sie in einem Lande wie Preußen mit konfessionell gemischter Bevölkerung eine entschiedene Existenzberechtigung und sind in vielen Landesteilen oder unter bestimmten lokalen Verhältnissen geradezu eine Notwendigkeit. In gewissem Sinne sind bei uns schon von Rechts wegen alle Schulen paritätisch, insofern, als, von gewissen besonderen Stiftungen abgesehen, kein Schüler bloß mit Rücksicht auf seine Konfession von dem Besuch einer öffentlichen Schule ausgeschlossen werden darf. Wenn aber hiernach in einer wesentlich von Katholiken benutzten Schule neben etwa neunzig katholischen Schulkindern zehn evangelische vorhanden sind oder umgekehrt, so wird doch eine gerechte und weise Regierung dahin sehen, daß die Minderzahl

Digitized by Google

nicht nur einen für sie geeigneten Religionsunterricht empfängt, sondern auch in den übrigen Lehrstunden und außerhalb derselben in ihren religiösen Vorstellungen nicht verletzt oder gar ihres Glaubensbekenntnisses wegen zurückgesetzt wird. In solchem Sinne Schulen ausdrücklich als paritätische zu gründen oder einzurichten da, wo die beiden Konfessionen in einem stärkeren Maße als in dem vorigen Beispiele gemischt sind, wird durch politische, ethische und wirtschaftliche Rücksichten meines Erachtens geradezu geboten.

Wie kostspielig das System der konfessionellen Schulen ist — ich will das nicht als die Hauptsache betrachten, aber wichtig ist es doch — und wie schädlich für manches kleine Gemeinwesen, davon habe ich namentlich in der Provinz Posen Wahrnehmungen machen können. In früherer Zeit hatten daselbst in vielen Städten Simultanschulen bestanden; unter dem Minister v. Raumer wurden sie in konfessionelle getrennt, und so mußte die überwiegend polnische Stadt Grätz, deren Bürgermeister sich darüber bitter gegen mich beklagte, für eine kleine Zahl evangelischer Schüler eine eigne Schule halten, und umgekehrt die Stadt Schwerin a. W. für eine kleine Zahl katholischer Kinder eine katholische."

„Wie sehr das Bedürfnis nach Simultanunterrichtsanstalten auch von friedliebenden Polen empfunden wird, beweisen manche Städte, wie zum Beispiel Gnesen und Schrimm, die höhere Schulen mit ausgesprochen paritätischem Charakter sich gegründet oder nur unter der Bedingung der Beibehaltung dieses Charakters dem Staate überlassen haben."

Die Entwicklung, die das Schulwesen seit Horns Scheiden aus dem Amte genommen hat, war der Simultanschule nicht günstig. Trotzdem scheint mir seine Auffassung auch heute noch den besonderen Verhältnissen der Provinz zu entsprechen.

In der polnischen Ostmark liegt der Verwaltung vor allem ob, behufs Förderung des Deutschtums den Absonderungsbestrebungen der Polen entgegenzuwirken und zu diesem Zweck die Angehörigen der beiden Nationalitäten einander näher zu bringen. Dies ist nur bei der Jugend möglich; sie allein knüpft Beziehungen an und schließt Freundschaft ohne Rücksicht auf Nationalität und Konfession. Von den erwachsenen Polen, die durch katholische Schulen der Provinz gegangen und somit unter wesentlich polnisch-katholischem Einflusse aufgewachsen sind, finden nur sehr wenige den Weg zu ihren deutschen Mitbürgern; die weitaus meisten von ihnen folgen den geistlichen und weltlichen Hetzern, die mit allen Mitteln, und von Jahr zu Jahr zunehmendem Erfolg den polnischen Sondergeist pflegen und eine feste Scheidewand zwischen den beiden Nationalitäten aufzurichten suchen.

Die Behauptung, daß die Simultanschulen nicht dem konfessionellen Frieden, sondern dem Unfrieden dienten, entbehrt der nötigen Begründung. Wenn der Friede in Gemeinden mit Simultanschulen eine Störung erfahren hat, so ist dies nicht auf die paritätische Einrichtung der Schulen, sondern darauf zurückzuführen, daß entweder die Lehrer es an dem erforderlichen Takt haben fehlen

Digitized by Google

lassen oder daß außerhalb der Schulen stehende Angehörige der einen oder der andern Konfession den paritätischen Charakter der Anstalten zum Anlaß von Hetzereien genommen haben.

Die von den Gegnern der Simultanschule ferner geltend gemachte Schwierigkeit, die richtige Form der Andacht zu finden, den rechten Ton in der Geschichtserzählung zu treffen und die Lesestücke für den Unterricht in der deutschen Sprache so zu wählen, daß kein Gewissen verletzt werde, ist bei gutem Willen wohl zu überwinden. Für die Andacht braucht nur eine bestimmte Form ein für allemal vorgeschrieben oder ein Buch mit verschiedenen Andachten herausgegeben zu werden. Wie den übrigen Bedenken Rechnung getragen werden kann, zeigt das in den Volksschulen der Provinz Posen und auch anderwärts eingeführte Hirthsche Lesebuch, das bei mancherlei sonstigen Mängeln in einem wahrhaft religiösen Ton gehalten und zugleich frei von allem ist, was Angehörige dieser oder jener Konfession irgendwie verletzen könnte.

(Fortsetzung folgt)

Berichte aus allen Wissenschaften

Astronomie

Die Durchmesser der Fixsterne

Wenn von der Größenordnung der Sterne die Rede ist, wird damit im allgemeinen ihre Lichtstärke gemeint, da irgendein Aufschluß über die wahre Größe der Sterne in der Wissenschaft bis jetzt fehlte. Indem die Völker Sterne der ersten, zweiten Größe usw. zu unterscheiden begannen, war damit wohl die Vorstellung von einer Kenntnis ihrer wirklichen Größen schon verbunden. Allgemein genommen hat sich das menschliche Auge hierbei nicht geirrt. Die an Glanz hervorragenden Sterne werden im allgemeinen auch an Dimension die überwiegenden sein, und dies wird namentlich durch die hier zu besprechende Untersuchung des ungarischen Astronomen Freiherr B. v. Harkányi über die wahren Dimensionen der Sterne bestätigt. Ein unmittelbarer Schluß aus der Lichtstärke eines Sterns auf seine wahre Größe ist jedoch in den einzelnen Fällen alles andre als zuverlässig. So sind zum Beispiel die beiden Sterne auf der südlichen Halbkugel, Antares und Fomalhaut, von derselben Größenklasse 1.3. Während aber Antares an Lichtstärke, wenn sein Abstand von der Erde berücksichtigt wird, neunhundertmal so hell ist wie die Sonne, ist dagegen Fomalhaut nur einundzwanzigmal lichtstärker als sie. Ebenso sind Epsilon Ursae majoris und Theta Ursae majoris beide ungefähr von derselben Größenordnung, 3.1 bis 3.3, aber die wahre Lichtstärke dieser Sterne steht im Verhältnis 3 : 110, die Lichtstärke der Sonne als Einheit genommen.[1]) Ein noch größerer Gegensatz begegnet uns bei Sirius. An diesem Stern bewies Bessel 1841 aus kleinen Schwankungen in seiner Lage, daß er einen dunklen Begleiter haben müsse, der denn auch

[1]) Vgl. Simon Newcomb, The Stars, a study of the Univers, The progressive science series; edited by F. E. Beddard.

Digitized by Google

bekanntlich späterhin entdeckt wurde und für unsre heutigen größeren Instrumente sogar ein bequemes Objekt ist. Die von A. Auwers berechnete Bahn des Doppelsternsystems des Sirius ergab die Masse des lichtschwachen Begleiters zu 6.71 der Sonnenmasse, während die Masse des Sirius selbst nur etwa doppelt so groß ist wie diejenige des Begleiters oder 13.76 der Sonnenmasse beträgt.

So befand man sich aber der Frage gegenüber, wie groß die Fixsterne sein mögen, im Ungewissen.

Es geschah aber bei der Klassifizierung der Sterne in Größenklassen, wie wir sie in den Sternkatalogen seit alters her besitzen, daß das Auge der Beobachter nicht einmal die relative Lichtintensität der Sterne getroffen hatte. Der arithmetischen Reihe der Größenklassen der Sterne 1, 2, 3, 4 ... entspricht nämlich eine geometrische Reihe der wirklichen Helligkeiten: (2.5), $(2.5)^2$, $(2.5)^3$, $(2.5)^4$ ..., so daß jede Größenklasse 2.5mal heller ist als die nächste. Die Größenklasse stellt also nicht die Helligkeit selbst, sondern den Logarithmus der Helligkeit dar. Jene Tatsache, die jedem Beobachter der Sterne auffällig ist, bildet sozusagen ein durch die Zeitalter sich hinziehendes Experiment, das im großen Umfange das sog. Fechnersche psychophysische Gesetz bestätigt, demgemäß die Stärke einer Empfindung, z. B. einer Lichtwahrnehmung oder eines Gehöreindruckes, dem Logarithmus der Stärke des reizenden Agens gleichkommt.[1]) Dieses Gesetz ist für das organische Leben — um uns so auszudrücken — wohl vorhergesehen, weil der Logarithmus viel langsamer anwächst als die Zahl selbst, und sogar, wenn die Zahl unendlich ansteigt, zwar auch unendlich, aber von unendlich kleiner Ordnung wird. Das Gesetz erlaubt daher innerhalb gewisser Grenzen die Auffassung sehr starker Intensitäten des Eindrucks ohne Gefahr der Beschädigung des Empfindungsorganes.

Das Gesetz — von Fechner selbst nach dem Physiologen E. H. Weber genannt — wurde von Wilhelm Wundt, dem eigentlichen Begründer der experimentellen Psychologie, mit Anerkennung aufgenommen und soll für diese Wissenschaft maßgebend geworden sein.

Die Skala der Sterngrößen ist als eine Beziehung des Fechnerschen Gesetzes auf die Astronomie aufzufassen (vgl. Note). Auch die photographische Platte zeigt hierbei dasselbe Verhalten wie die Sinnesorgane, indem nach der Formel von C. V. L. Charlier die photographische Größenklasse eines aufgenommenen Sterns dem Logarithmus der Expositionsdauer gleichkommt.[2])

Dem Angeführten gemäß wird man jedesmal die wirkliche Lichtintensität der Sterne bestimmen und, sofern ihre Abstände bekannt sind, auf den gleichen Abstand beziehen können. Hätten die Sterne die gleiche Flächenintensität, so würde es daraufhin offenbar möglich sein, auch ihre Radien zu ermitteln, da das Gesamtlicht eines Sterns seiner Oberfläche oder dem Quadrat des Radius proportional ist.

Offenbar würde es aber auch dann gelingen, die Radien der Sterne zu bestimmen, wenn sie an Flächenhelligkeit nicht gleich wären, ihre spezifische Flächenhelligkeit aber anderswie ermittelt werden könnte. Hierzu eignet sich, wie v. Harkányi bemerkt,[3]) das

---

[1]) Ist zum Beispiel E die Empfindungsstärke und J die Intensität des Agenzes — des Lichtes oder des Schalls —, so ist

$$\log J = cE \text{ oder } J = e^{cE}.$$

Für die Sterne ist E = m = Größenklasse; J = H = Helligkeit, daher die sog. Pogsonsche Formel:

$$m = -2.5 \log H \text{ oder } H = (2.5)^{-m}$$

[2]) C. V. L. Charlier, Ueber die Anwendung der Sternphotographie zu Helligkeitsbestimmungen der Sterne. Publ. der Astr. Gesellschaft Nr. 19.

[3]) B. v. Harkányi, Ueber die Flächenhelligkeit, photometrische Größe und Temperatur der Sterne. „Astronomische Nachrichten" Nr. 4419. — Darstellung der photometrischen und photographischen Größe als Funktion der Temperatur. „Astronomische Nachrichten" Nr. 4451.

Digitized by Google

mit sukzessiven Modifikationen von Kövesligethy, E. Rasch, W. Wien und M. Planck aufgestellte Strahlungsgesetz, insofern dasselbe sich auf die Flächenhelligkeit der Strahlung für den schwarzen Körper bezieht.[1]) Das Gesetz besagt, daß der Logarithmus der Flächenhelligkeit zur Temperatur der Oberfläche in Beziehung, und zwar im umgekehrten Verhältnis zu der absoluten Temperatur steht. Die bezügliche Formel,[2]) die auch die „photophysische" oder die „photogenetische" genannt wurde, ist von Rasch im Anschluß an die vollständig analoge Formel aufgestellt worden, die van't Hoff für die Abhängigkeit der Gleichgewichtskonstante K und der Dissoziationskonstante D wässeriger Lösungen von der absoluten Temperatur der Lösung konstruiert hatte. Rasch meint mit Rücksicht hierauf, daß die physiologische Lichtwahrnehmung zuletzt auf einen in der Retina vorgehenden elektrochemischen Prozeß zurückzuführen ist.

Der Wiensche Formel gemäß ist nur ein Schritt zur Bestimmung der Durchmesser der Sterne, denn sie ergibt eben die gesuchte Flächenhelligkeit. Nur ist es hierzu noch erforderlich, die Temperatur der Oberfläche der Sterne zu ermitteln. Das letztere Problem aber ist schon längst als erledigt zu betrachten, und zwar durch die zweite Wiensche Formel.[3]) Das durch dieselbe ausgedrückte Gesetz ist gewissermaßen als eine geniale Formgebung einer Vorhersagung Kirchhoffs zu betrachten, demgemäß zwischen Temperatur und Farbe glühender Gegenstände eine sich durch Einfachheit auszeichnende Beziehung stattfinden möge. Von der Erfahrung eines solchen Zusammenhanges, der auch dem Laien, z. B. an glühendem Schmiedeeisen bei sukzessiver Erkältung, ersichtlich ist, liegt zwar ein langer Weg bis zur Wienschen Formel. So wie die Formel aber jetzt dasteht, bestätigt sie die Kirchhoffsche Vermutung und läßt an Einfachheit nichts zu wünschen übrig.

Bei seiner Untersuchung wendet aber v. Harkányi nicht diese Temperaturformel an, sondern hat es vorgezogen, die Temperatur nach einem neuen Verfahren zu berücksichtigen, das darauf beruht, daß die Flächenhelligkeitsformel (Wiens erstes Gesetz) für einerseits visuelle und anderseits photographische Helligkeiten sich in bezug auf die eingehenden Zahlen merkbar verschieden herausstellt, wodurch die Möglichkeit sich eröffnet, die Temperatur ohne weiteres aus der Untersuchung zu eliminieren.

---

[1]) Congrès international de physique à Paris 1900.

[2]) Das Gesetz von Rasch lautet:

$$\log h = A - \frac{B}{\tau},$$

wobei h die Helligkeit und τ die absolute Temperatur bezeichnet, A und B aber Konstanten sind, deren $B = \frac{c}{\lambda}$, indem λ die Wellenlänge des Lichtes und c eine absolute, von L. Holborn und S. Walentiner zu 14200° bestimmte Zahl ist (Sitzungsbericht der Preuß. Akademie der Wissenschaften 1906, S. 816). — Die Wiensche Formel:

$$\log h = \log \alpha - 5 \log \lambda - \frac{c}{\lambda} \frac{1}{\tau}$$

ergibt auch die Bestimmung der Konstante A als Funktion der Wellenlänge. Die Planck'sche Modifikation der Wienschen Formel:

$$h = \alpha \lambda^{-5} \left[e^{\frac{c}{\lambda} \frac{1}{\tau}} - 1 \right]^{-1}$$

schließt sich enger den physikalischen Beobachtungen an.

[3]) Die zweite Wiensche Formel:

$$\lambda_m \tau = \text{const.}$$

bestimmt die absolute Temperatur τ mittels der Wellenlänge λ_m für das Intensitätsmaximum im Spektrum.

Digitized by Google

Es ist von Interesse, die Resultate, die in solcher Weise erlangt worden sind, für einige Sterne anzuführen. Das Material, das für jene Untersuchungen zunächst zur Verfügung stand, war zwar noch nicht so umfassend, wie erwünscht gewesen wäre, hat sich aber durch hervorragende Genauigkeit bewährt.[1]) Benutzt wurden einerseits für die visuellen Größenklassen die Potsdamer photographische Durchmusterung und die Revised Harvard Photometry und anderseits für die photographischen Größenklassen die Angaben des Draper Catalogue.

Die folgende Tafel ergibt die ermittelten Werte der Durchmesser für 17 der helleren Fixsterne.

Stern	Durchmesser im Verhältnis zur Sonne	Entfernung in Lichtjahren	Absolute Größenklasse für Parallaxe 1″
α Bootis	150	116	— 7.5
α Leonis	8.7	116	— 6.4
α Tauri	135	28	— 3.6
γ Cygni	2.4	30	— 2.5
γ Ursae maj.	0.96	32	— 2.4
α Aquilae	1.9	14	— 2.2
β Cassiopejae	4.0	24	— 1.9
χ Draconis	1.3	29	— 1.0
ζ Herculis	2.0	20	— 1.0
μ Herculis	2.4	25	— 1.0
β Virginis	1.4	28	— 0.8
ι Persei	1.9	30	— 0.6
τ Cygni	0.8	25	— 0.6
β Comae	2.5	30	— 0.5
η Herculis	2.6	21	— 0.1
ι Piscium	1.5	22	+ 0.1
λ Aurigae	0.96	28	+ 0.2

Es ist hieraus ersichtlich, daß die wirklichen Durchmesser der Sterne meistens von derselben Größenordnung sind wie für die Sonne. Nur wenn die Sterne sehr lichtstark sind oder wenn ihre Entfernung groß ist, und besonders wenn diese beiden Ursachen zusammenwirken, erreicht der Durchmesser Werte, die denjenigen der Sonne vielfach — bis hundertfünfzigmal — übertreffen. Die letzte Kolumne der Tafel enthält die absolute Größenklasse der Sterne in der berechneten Entfernung von 3.25 Lichtjahren, wobei — 2.22 als die absolute Größenklasse der Sonne gilt.

Prof. Dr. Bohlin (Stockholm).

---

[1]) Neuerdings hat Schwarzschild in seiner „Aktinometrie" einen Katalog der photographischen Helligkeit von weiteren 3522 Sternen gegeben.

Digitized by Google

Literarische Berichte

Gustav Freytags Briefe an Albrecht v. Stosch. Herausgegeben von Dr. Hans F. Helmolt. Geh. M. 7.50, geb. M. 9.—. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Diese Briefe umfassen einen Zeitraum von mehr als drei Jahrzehnten, einen Abschnitt deutscher Geschichte, so ereignisvoll und entscheidend, wie keiner vorher war. An dem Werden und den ersten Entwicklungsjahren des neuen Deutschen Reichs war Freytag mit innerster Seele beteiligt. Er hat durch intime Verbindungen mit hohen Kreisen und leitenden Persönlichkeiten Einblicke in vieles erhalten, was der größeren Oeffentlichkeit verborgen blieb, aber auch durch seine eigne Tätigkeit als Schriftsteller und als Leiter einer führenden, gut deutsch gesinnten Zeitschrift an dem großen Bau mitgewirkt. Macht dies alles die vorliegende Briefsammlung schon an und für sich wichtig und interessant, so erhält sie noch besondere Bedeutung durch die Person ihres Adressaten. Albrecht v. Stosch gehört zu den verdientesten Offizieren der preußischen Armee, er wird vor allem als Mitbegründer der deutschen Flotte fortleben. Als eine sehr willkommene Ergänzung der „Denkwürdigkeiten" Albrecht v. Stoschs, die schon wertvolle Aufschlüsse brachten, aber leider mit dem Jahre 1872 abbrechen, sind die Briefe Freytags zu begrüßen, von denen die Leser der „Deutschen Revue" schon einen Teil im Erstabdruck kennen gelernt haben, so daß es überflüssig erscheint, hier eingehender darauf hinzuweisen, welcher Reichtum an persönlichen und zeitgeschichtlichen Aufschlüssen, welche menschliche und historische Bedeutung in der nun als stattlicher, schön ausgestatteter Band erschienenen Briefsammlung sich birgt.

—r.

Aus der Studienzeit. Von Julius Ziehen. Ein Quellenbuch zur Geschichte des deutschen Universitätsunterrichts in der neueren Zeit aus autobiographischen Zeugnissen. Berlin 1912, Weidmannsche Buchhandlung. In Leinen geb. M. 10.—.

Zwei große Lücken in der gelehrten Literatur klaffen noch immer: noch fehlt uns eine allgemeine Geschichte der Wissenschaften von einigermaßen erträglichem Umfang, noch eine allgemeine innere Geschichte der deutschen Universitäten. Die Fühlbarkeit beider Desiderate wird jetzt durch Ziehens mit glücklicher Hand zusammengestelltes, gehalt- und gestaltenreiches Buch dankenswert vermindert, und wenigstens für die zweite jener beiden Aufgaben ist hier eine wichtige Vorarbeit geboten: ein Quellenbuch zur Geschichte des deutschen Universitätsunterrichts in der neueren Zeit aus autobiographischen Zeugnissen des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts, typische Beispiele für die innere Entwicklung und den Fortschritt des Hochschulunterrichts in den einzelnen Fakultäten. Herausgehoben aus seinen Quellen hat Ziehen stets das, was sich auf den Studiengang des Betreffenden, auf Vorlesungen und Seminarübungen, die er besuchte, auf markante Professorengestalten, die Art ihres Vortrags und ihres Lehrverfahrens bezieht. Daß in diesen lebensprühenden Berichten für den, der offenäugig zu lesen versteht, zugleich eine prächtige Hodegetik für Studierende enthalten ist, hebe ich nur im Vorübergehen hervor: höher steht mir der geschichtliche Quellenwert des auch in seinem vornehmen äußeren Gewande für sich gewinnenden Buches. Volles Lob verdienen die Beigaben Ziehens: Vorrede, einleitende Vorbemerkungen mit mancher feinen Beobachtung und manchem fördernden Hinweis, biographische Notizen, reiches bibliographisches Material sowie fesselndes Detail freigebig spendende Anmerkungen und das Namenregister, das deutlicher als alles andre die Fülle des dargebotenen Stoffes verrät. Zum Schluß sei wenigstens noch mit einem Worte des Wertes gedacht, den das Buch auch als anregende Lektüre besitzt.

Leipzig. Dr. Hans Zimmer.

Ausgewählte Werke. Von Karl Kösting. Herausgegeben von Friedrich Kummer. Drei Bände. 396, 314 und 381 S. Dresden, Verlag von Carl Reißner.

Karl Kösling, geboren in Wiesbaden 1842, gestorben in Dresden 1907, hat mit seinen dramatischen und epischen Dichtungen wohl gelegentlich Anerkennung gefunden, so auch bei einigen einsichtsvollen und sachverständigen Männern wie Friedrich Vischer, Mörike, Bodenstedt, im ganzen aber hatte sein dichterisches Wirken nach vielversprechenden Anfängen so wenig Erfolg, daß er schon bei Lebzeiten fast ein Verschollener war. Friedrich Kummer legt hier die ausgewählten Werke des Verstorbenen in schöner Ausgabe vor. Sie enthalten vor allem „Die Tragödien des neuen Weltalters, eine Tetralogie: 1. Das Gelobte Land (Moses), 2. Das Himmelreich (Jesus), 3. Die Neue Welt (Kolumbus), 4. Ein Weltgericht (Theona)", von den übrigen Werken das Trauerspiel „Zwei Könige", in dem Karl der Große und Desiderius einander gegenübergestellt werden, und das Epos „Der Weg nach Eden". In der Tetralogie wollte der Dichter das Ringen der Mensch-

Digitized by Google

heit nach höheren Zielen dichterisch verkörpern. Moses, Jesus, Kolumbus sind ihm Vorkämpfer des Kulturideals und zugleich typische Vertreter der Unzähligen, die außer ihnen als Befreier, Erlöser, Entdecker aufgetreten sind. In ihrem Schicksal wollte der Dichter, wie er selbst sagt, darstellen, daß alles persönliche Entstehen, Leben und Vergehen nur zugunsten eines höheren geistigen Inhalts geschieht, dem es dient und dem sein Herzblut rinnen muß. Das letzte Werk der Reihe, dessen Inhalt frei erfunden ist, spielt in Amerika zur Zeit des Bürgerkrieges und soll zeigen, wie mitten in der Herrschaft selbstsüchtiger Gewalten reinste Nächstenliebe gedeihen kann. Kösting verfügt sowohl über leidenschaftliche Dichterkraft wie über einen großen geistigen Gehalt, aber seinen großartigen Entwürfen entspricht die Ausführung kaum irgendwo. Die Vorherrschaft des Gedanklichen ist zu groß; die Personen sind selten lebenskräftige Menschen; die Handlung ist zu verwickelt und verworren, zu sehr durch Intrigen beschwert; die Form ist zu breit und wortreich, oft auch sehr schwülstig. Fast von allen Werken gilt das Urteil Vischers über ein recht verfehltes Stück Köstings „Shakespeare, ein Winternachtstraum": „Man sieht dem Gedanken zu sehr die Absichtlichkeit an, und der Ausführung mangelt jede Naivität." Und doch spürt man trotz alledem die Kraft des Dichters und Denkers, doch denken wir beim Lesen dieser Werke mit einer Art weihevoller Rührung dieses Mannes, der von so hohen Idealen erfüllt und dem auch gewiß manch glückliche Schöpferstunde beschert war. Fast mehr noch als seine Dichtungen fesselt uns sein Leben, das Kummer in einer beigefügten Abhandlung eingehend und liebevoll dargestellt hat, ein Leben voll unabläßigem Ringen, glühendem Ehrgeiz, spärlichen Erfolgen, großen Enttäuschungen und schließlich voll abgeklärter Weisheit. Br.

Ludwig Uhland. Von Dr. M. Mendheim. Velhagen und Klasings Volksbücher Nr. 68. Preis 60 Pf.

Ludwig Uhland. Von Dr. A. Hartmann. Stuttgart, W. Spemann. Geb. M. 2.—.

Zwei treffliche populäre Schriften zu Uhlands 50. Todestag verfaßt. Die erstere zeichnet sich durch Bilderreichtum, mit manchem bisher Unbekannten, aus; die andre, ebenfalls illustriert, bringt manche weniger oder nicht bekannte Einzelheit aus Uhlands Leben und enthält zugleich eine große Anzahl ausgewählter Gedichte. E. M.

Altgermanische Religionsgeschichte. Von Karl Helm, Prof. in Gießen. 1. Band. Heidelberg 1913, Winter (X, 411 S.). M. 6.40.

Die Religion unsrer eignen Vorfahren pflegt uns weniger bekannt zu sein als zum Beispiel die der Griechen, und außerdem pflegt sie uns auch in einer sehr idealisierten Gestalt vorzuschweben. Schon deshalb wird eine neue, ganz aus den ersten Quellen geschöpfte Darstellung der altgermanischen Religionsentwicklung vielen willkommen sein. Dazu kommt noch, daß das hier anzuzeigende Werk von Helm erstens eine höchst instruktive Einleitung über Ursprung und Wesen der Religion und die Haupterscheinungen der allgemeinen Religionsgeschichte voranschickt, und daß er zweitens die germanische Religion als Ganzes in ihren geschichtlichen Stadien vorführt. Er stellt also zuerst die vorgeschichtliche Entwicklungsstufe (Seelenvorstellung und Totenkult in der Steinzeit, Bronzezeit usw.) und dann von der geschichtlichen Entwicklung zunächst die vorrömische und römische Zeit dar. Besonders wertvoll sind die beigegebenen 51 Abbildungen: das Innere eines Steingrabes, ein Sonnenbild, Götterbilder von sehr primitiver Art usw. Das Buch bedarf keiner weiteren Empfehlung.

Ed. König.

Grundriß der Kunstgeschichte. Ein Hilfsbuch für Studierende. Auf Veranlassung der Königlich Preußischen Unterrichtsverwaltung verfaßt von Dr. Friedrich Freiherr Goeler v. Ravensburg. Dritte Auflage. Unter Mitwirkung von Fachgenossen neu bearbeitet von Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Max Schmid, Aachen. Erste Hälfte: Altertum und Mittelalter. Zweite Hälfte: Neuzeit. Berlin, Verlag von C. Duncker. 668 S. M. 9.—.

Das bewährte Werk ist entsprechend der schnellen Entwicklung der Kunstwissenschaft in Einzelheiten tiefgreifend umgearbeitet worden, ohne daß doch an der Grundanlage des Ganzen viel geändert zu werden brauchte. Am ersten wird man eine solche Aenderung darin erkennen, daß viele persönliche Werturteile gemildert oder ganz gestrichen sind. Zahlreiche Literaturangaben sind hinzugefügt worden. Laien wird das Buch weniger zum fortlaufenden Lesen als zum Nachschlagen willkommen sein. Für ein ernsthaftes Studium ist es in seiner Gründlichkeit und Uebersichtlichkeit unentbehrlich. Br.

Bettina von Arnims Königsbuch. Ein Beitrag zur Geschichte ihres Lebens und ihrer Zeit. Von Dr. Wilhelm Frels. Schwerin, A. Schmidt. M. 2.50.

Eine sehr sorgfältige Studie, in der Bettinas Stellung zu den politischen Ereignissen von 1840/43 und die Entstehung des Königsbuchs, das seinerzeit großes Aufsehen erregte, eingehend behandelt ist. Die politischen, religiösen und sozialen Ideen, die Bettina vertritt, werden dargelegt und die literarischen Eigentümlichkeiten ihres

Digitized by Google

Buchs erläutert. Für das Verständnis der Zeit ein wertvoller Beitrag. E. M.

Vergangenheit und Gegenwart. Zeitschrift für den Geschichtsunterricht und staatsbürgerliche Erziehung in allen Schulgattungen, herausgegeben von Dr. Fritz Friedrich und Dr. Paul Rühlmann. 2. Jahrgang. Leipzig, B. G. Teubner. M. 6.—.

Der gewichtige Band mit dem durchweg gewichtigen Inhalt läßt keinen Zweifel mehr daran übrig, daß die vorzüglich geleitete Zeitschrift Boden gefaßt hat und die Aufgabe trefflich erfüllt, die ihr gestellt worden ist, nämlich der Auffassung des Geschichtsunterrichtes zu dienen, die nicht in der Zuführung von Wissensstoff den höchsten Zweck dieses Unterrichts sieht, sondern in der Erweckung historisch-kritischen Sinnes, in der Herbeiführung eines historisch begründeten Verständnisses der Gegenwart und in der Befähigung, an deren Kulturaufgaben in vaterländischem Sinne mitzuarbeiten. Daher auch die Verbindung: Geschichtsunterricht und staatsbürgerliche Erziehung! Aber noch im Dienst einer zweiten solchen Verbindung steht die Zeitschrift: Schule und Wissenschaft. Es gibt nur eine geschichtliche Wahrheit; die Forschung muß sie gewinnen, die Schule verbreiten, Kompromisse gibt es hier nicht. Und so darf ich wohl sagen: eine Zeitschrift mit dieser strengen, tapferen Devise dient letzten Grundes auch einem sehr wichtigen Dritten, der Charakterbildung.

Dr. Hans Zimmer (Leipzig).

Geschichte der Türken. Von Albr. Wirth. Mit Abbildungen auf 8 Kunstdrucktafeln und im Text und 3 Uebersichtskarten. Stuttgart, Francksche Verlagsbuchhandlung. 110 Seiten. M. 2.—, gebunden M. 2.80.

Das hochaktuelle Buch, das in der charakteristischen, großzügigen Art Wirths geschrieben ist, kann jedem, der sich mit der orientalischen Frage beschäftigt, aufs wärmste empfohlen werden, schildert es doch in ansprechender Form das Werden, Wachsen und Zusammenschwinden des Türkenreiches (Karten auf Tafel VI und XI), dessen neueste Phase wir eben erleben. Eine Reihe von Abbildungen nach zeitgenössischen Bildern illustrieren das Werkchen, das übrigens auch als Beilage der Zeitschrift „Zeiten und Völker" die Verbreitung erfährt, die es verdient.

E. Friedrich.

Das Deutschtum in den Vereinigten Staaten in seiner Bedeutung für die amerikanische Kultur. Von Albert L. Faust. Leipzig 1912, Teubner.

Aus dem Wettbewerb um einen von Frau Katharina Seipp in Chikago gestifteten Preis hervorgegangen und von der germanistischen Abteilung der Universität Chikago wie von der Berliner Akademie mit einem Preis gekrönt, stellt dieses Werk des Professors Faust von der Cornell-Universität in der Tat eine vorzügliche Leistung dar, welche die große Bedeutung des deutschen Elements für Amerika hell beleuchtet. Von Anbeginn der Kolonisation an bis heute haben die Deutschen, welche schon 1790 von stark drei Millionen Seelen über 10 Prozent zählten, mit Herz und Hand mitgewirkt beim Bau von Kolonien und Städten, bei der Entwicklung der materiellen Hilfsquellen des Landes wie bei der Gestaltung seines Wehrwesens (man denke an die Verdienste von Baron Steuben) und seiner geistigen Tätigkeit; Lebensfreudigkeit, Sinn für Körperpflege, Geselligkeit, religiöse Wärme, Wohltätigkeit, Sinn für Ehrlichkeit und Gesetz, Fleiß, Sparsamkeit, Pflichttreue sind von den Deutschen in Amerika ausgebreitet worden. E.

Die biblische und die babylonische Gottesidee. Von Prof. Dr. Hehn. Leipzig 1913, Hinrichs (XII, 436 S.), M. 9.—.

Das schon an sich wichtige Verhältnis der babylonischen Religionsgeschichte zur Religionsentwicklung Israels hat seit den Tagen des bekannten Babel-Bibel-Streites natürlich in weitesten Kreisen ein besonderes Interesse gewonnen. Deshalb darf auch an dieser Stelle auf das Erscheinen eines Werkes aufmerksam gemacht werden, in welchem von einem assyriologischen Fachmann die religionsgeschichtliche Beziehung zwischen Keilschriftliteratur und Altem Testament erörtert wird. Freilich muß auch seine Untersuchung, wie die in meiner „Geschichte der alttestamentlichen Religion, kritisch dargestellt" (1912), zu dem Urteil gelangen, daß in der Gottesauffassung Babyloniens sich höchstens etwas ähnliches wie Monotheismus entwickelt hat, also Israels prophetische Religion ihre Hegemonie behält. Aber es ist doch wichtig, daß zwei gleichzeitige eingehende Untersuchungen in diesem wichtigen Punkte zum gleichen Ergebnis gekommen sind. Ed. König.

Die deutsche Dichtung im Mittelalter. 800 bis 1500. Von Wolfgang Golther. Stuttgart, J. B. Metzlersche Buchhandlung. 602 Seiten.

Wir besitzen von dem Verfasser schon eine ausgezeichnete, in „Kürschners Deutscher Nationalliteratur" erschienene Darstellung desselben Gegenstandes. Das neue Werk teilt mit dem früheren wohl den Standpunkt in der philologischen Forschungsweise und in der künstlerischen Beurteilung, unterscheidet sich aber von ihm nicht nur durch mannigfachen wissenschaftlichen Zuwachs, sondern auch durch die ganze Anlage. Es ver-

Digitized by Google

bindet vor allem die zusammenhängende Erzählung mit eingehender Würdigung aller wichtigen Dichtungen, führt diese durch geschickte Inhaltsangaben und Beispiele lebendig vor Augen und verknüpft von höherem Standpunkt aus die Erscheinungen der Literaturgeschichte mit den mittelalterlichen Kulturzuständen. In vier großen Abschnitten behandelt der Verfasser die althochdeutsche Zeit, die frühmittelhochdeutsche Zeit, die mittelhochdeutsche Blütezeit sowie das vierzehnte und fünfzehnte Jahrhundert. Literaturnachweise schließen sich an, in denen der neueste Stand der Forschung dargelegt wird. Bei aller Gelehrsamkeit wirkt das Buch nirgends trocken; es verbindet aufs glücklichste wissenschaftliche Gründlichkeit mit allgemeinverständlichem und fesselndem Vortrag und wird Studierenden wie Laien eine willkommene Gabe sein. Mit diesem Werk beginnt eine neue, von Julius Zeitler herausgegebene Sammlung „Epochen der deutschen Literatur". Mögen die folgenden Bände diesem Anfang entsprechen. Br.

„Imperator." Herausgegeben von dem Literarischen Bureau der Hamburg-Amerika-Linie, Hamburg, künstlerische Ausstattung von E. Büttner, Berlin.

Dieser neue Dampfer der Hapag ist das größte Schiff der Welt, und die soeben erschienene, mit zahlreichen Abbildungen geschmückte Beschreibung des Baues und sämtlicher Einrichtungen des Riesenschiffes wird daher an der Waterkant wie im Binnenlande das lebhafteste Interesse erregen. Der am 23. Mai 1912 auf der Hamburger Vulkanwerft vom Stapel gelassene und vom Kaiser „Imperator" getaufte Koloß hat, um nur ein paar Zahlen anzugeben, 276 Meter Länge, ragt also, am Kölner Dom aufgerichtet, noch 120 Meter über dessen beide Turmspitzen hinweg; ferner 30 Meter Breite und mehr als 19 Meter Tiefe. Sein Gewicht, ohne Kessel, Maschinen und Ladung, beläuft sich auf 676 000 Zentner. Die Zahl der aufzunehmenden Passagiere, für deren Bequemlichkeit und Sicherheit in jeder Hinsicht bestens gesorgt ist, beträgt 4100, die der Besatzung 1180 Köpfe. Nicht nur die Hapag und Hamburg, sondern ganz Deutschland ist vollauf berechtigt, mit Stolz auf diese jüngste Leistung vaterländischer Industrie zu blicken, die aufs neue dartut, was das „Made in Germany" zu bedeuten hat. F. M.

Was sollen unsere Jungen lesen? Von Fritz Johannesson. Berlin 1911, Weidmannsche Buchhandlung. M. 3.50.

Das mit seinem praktischen Leinwandeinband, seinem vornehmen Druck und vorzüglichen Papier auch äußerlich ansprechende Buch ist herausgewachsen aus einem im Auftrag des preußischen Kultusministeriums für die Deutsche Unterrichtsausstellung in Brüssel (1910) von Johannesson zusammengestellten Verzeichnis einer Schulbücherei für höhere Schulen. In seiner neuen Gestaltung berücksichtigt es aber auch die „Kleinen" und ist nun, für alle Altersstufen gültig, ein zuverlässiger und sachkundiger Berater bei der Wahl der Lektüre für die Söhne gebildeter Stände. Außer nach Altersstufen ist es auch nach Fächern geordnet, bei deren Bearbeitung der Herausgeber durch tüchtige Fachgenossen unterstützt wurde, und ein nach Verfassernamen geordnetes Register erleichtert den Gebrauch. Wo es dienlich schien, wurden den Büchertiteln kennzeichnende Anmerkungen beigegeben. Die frische Einleitung legt ausführlich die Grundsätze dar, nach denen die Auswahl getroffen wurde. Zum Abschnitt „Bilderbuch" hätte J. Erlers Buch darüber (1911) als Literaturangabe erwähnt werden können.

Leipzig. Dr. Hans Zimmer.

Der Faun. Roman. Von Leonore Niessen-Deiters. Geh. M. 4.—, in Leinwand geb. M. 5.—. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Ihrem vor Jahresfrist erschienenen Buch „Die unordentlich verheiratete Familie" hat Leonore Niessen-Deiters jetzt einen breiter angelegten Roman aus dem Düsseldorfer Künstlerleben folgen lassen. Alle künstlerischen Vorzüge, die jene Skizzen zeigten, kommen auch dem Faun zugute. Mit sicherer Charakterisierung und künstlerischem Feingefühl schildert sie das Ringen eines Bildhauers, der, ein vornehmer, wehrloser Charakter, an einem niedrigen Weib, dem er glaubt verpflichtet zu sein, zugrunde geht, indem er sich im Kampfe gegen die äußere Not aufreibt, um ein Werk zur Vollendung zu bringen, das sein höchstes Streben ausdrückt. Nicht in der Fabel liegt der Wert des Romanes; die innerlich wahre Schilderung eines nach Hohem strebenden Menschen und die Verknüpfung des rein Menschlichen mit dem, was speziell dem Künstler eigentümlich ist, heben den „Faun" heraus aus der üblichen Romanliteratur. Den Hintergrund des Romans bildet Düsseldorf und sein gesellschaftliches Leben. Manch bekannte Persönlichkeit taucht im Hintergrund auf und gibt dem Buch, ohne es zum „Schlüsselroman" zu erniedrigen, für alle, die mit dem Künstleben am Rhein vertraut sind, einen besonderen lebendigen Reiz. —s—

Digitized by Google

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten)

Alten, Georg von, Handbuch für Heer und Flotte. Lfg. 51, 52, 53. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong & Co. à M. 2.—.

Altfränkische Bilder. Kunsthistorischer Prachtkalender. Würzburg, H. Stürtz A.-G. M. 1.—.

Andler, Ch., La Philosophie allemande au XIXe siècle. Paris, Librairie Felix Alcan. Frs. 5.—.

Bernhardi, Friedrich von, Unsere Zukunft. Ein Mahnwort an das deutsche Volk. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung. Geheftet M. 1.20, geb. M. 1.75.

Bloem, Walter, An heimischen Ufern. Berlin-Charlottenburg, Vita, Deutsches Verlagshaus, G. m. b. H. M. 1.75.

Boetteher, Friedericke, La Femme dans le Théâtre d'Ibsen. Paris, Librairie Felix Alcan. Frs. 4.—.

Bongardt, Hans, O du Heimatflur! Wolfenbüttel, Hecknets Verlag. Brosch. M. 3.50. geb. M. 4.50.

Boucher, Arthur, La Belgique à jamais indépendante. Paris, 5—7, rue des Beaux-Arts, Berger-Levrault. Frs. 1.—.

Brandes, Georg, Armand Carrel. Autorisierte Uebersetzung von Erich Holm. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. M. 2.50.

Busch, Paula, Die Verkannten. Ein Zirkusroman. Berlin, Modernes Verlagsbureau Curt Wigand. M. 4.50.

Busch, Paula, Ehe biegen oder brechen. Roman. Berlin, Modernes Verlagsbureau Curt Wigand. M. 5.—.

Credner, Karl, Der Schill'sche Zug. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp. 60 Pf.

Deledda, Grazia, Heimweh. Roman. München, Süddeutsche Monatshefte, G. m. b. H. Broschiert M. 3.50, geb. M. 4.50.

Doehler, Gottfried, Am Dorfbrunnen. Geschichten und Mären. Leipzig, F. A. Barthel, Verlag. Geh. M. 2.50, geb. M. 3.25.

Dohm, Walter, Das Jahr 1848 im deutschen Drama und Epos. Stuttgart, J. B. Metzlersche Buchhandlung. M. 7.—.

Durkheim, Emile, Les formes élémentaires de la vie religieuse. Paris, Librairie Felix Alcan. Frs. 10.—.

Errichtung einer Universität in Hamburg. Hamburg, L. Friederichsen & Co.

Farinelli, Artur, Paul Heyse. München, Süddeutsche Monatshefte. Brosch. M. 1.50.

Feuerlein, Fanny L., Elfelille. Zürich, Art. Institut Orell Füßli. M. 2.60.

Fournier, August, Historische Studien und Skizzen. 3. Reihe. Leipzig, G. Freytag, G. m. b. H. Geh. M. 5.—.

Freimark, Hans, Wege und Umwege zur Theosophie. Leipzig, Wilhelm Heims.

Fried, Alfred H., Die Friedenswarte für zwischenstaatliche Organisation. 12. Heft, XIV. Jahrg. Wien IX/2, Selbstverlag.

Fried, Alfred H., Der Weg zum Weltfrieden im Jahre 1912. Berlin, Verlag der Friedenswarte.

Frizberg, Louis von, Das Landhaus am Rosenberg. Roman. Berlin, Modernes Verlagsbureau Curt Wigand. M. 4.—.

Frobenius, Leo, Und Afrika sprach. Volkstümliche Ausgabe. Berlin-Charlottenburg, Vita, Deutsches Verlagshaus. Geb. M. 12.—.

Goldstein, Julius, Die Technik. Die Gesellschaft Band XI. Frankfurt a. M., Rütten & Loening. M. 1.50.

Golther, Wolfgang, Die deutsche Dichtung im Mittelalter 800—1500. Stuttgart, J. B. Metzlersche Buchhandlung. Brosch. M. 6.75.

Gopčević, Spiridion, U. S. A. Aus dem Dollarlande. Sitten, Zustände und Einrichtungen der Vereinigten Staaten. Leipzig, Eduard Heinrich Mayer. M. 6.—.

Graebener, Hermann, Utz Urbach. Ein Bauernkries-Fries. Frankfurt a. M., Rütten & Loening. Geh. M. 5.—, geb. M. 6.50.

Gubernatis, Angelo de, Probo Principe Della Pace. Firenze, Successori Le Monnier. Lire 1.

Halbert, A., Die Sängerin hinter dem Vorhang. München, Hans Sachs-Verlag. M. 2.—.

Halbert, A., Die Katastrophe unsrer Kultur. Die hinterlassenen Memoiren eines modernen Menschen. Leipzig, Theod. Gerstenberg. Brosch. M. 3.50, geb. M. 5.—.

Handel-Mazzetti, E. v., Stephana Schwertner. Ein Steyrer-Roman. 1. Teil: Unter dem Richter von Steyr. Kempten, Jos. Kösel'sche Buchhandlung. Geh. M. 4.—, geb. M. 5.—.

Hanoum, Kerimée, Macboulé, Die Erzählerin. Schauspiel. Leipzig, G. Freytag, G. m. b. H. M. 3.50.

Hauptmann, E., Deutschlands Stellung auf dem Weltmarkte. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp. 60 Pf.

Hewlett, Maurice, Die Chronik der Königin Maria Stuart oder die Tragödie der sechs Jahre. Frankfurt a. M., Rütten & Loening. Geh. M. 6.—, geb. M. 7.50, Leder M. 10.—.

Hildebrandt, Hermann, Planeten. Dichtungen. Stuttgart, A. Bonz' Erben.

Hirschstein, Hans, Die französische Revolution im deutschen Drama und Epos nach 1815. Stuttgart, J. B. Metzlersche Buchhandlung, G. m. b. H.

Hönig, Berthold, Individuum und Staat und aller Ethik innerster Kern. Neuschloß bei Hohenmaut, Selbstverlag.

Holder, August, Kommerzienrat Robert Vollmöller. Sein Leben und Wirken. Heilbronn A. Scheurlens Buchhandlung. Geh. 75 Pf.

Holtermann, Dr. Karl, Kurze Geschichte der Weltliteratur. Freiburg i. B., Herdersche Verlagshandlung. Broschiert M. 5.20, Leinwand M. 6.20.

Jonge, M. de, Das Evangelium. Modern stilisiert. Berlin-Charlottenburg, Vita, Deutsches Verlagshaus.

Karlweis, Marta, Der Zauberlehrling. München, Süddeutsche Monatshefte, G. m. b. H. Brosch. M. 1.80, geb. M. 2.40.

Keppler, Dr. Paul Wilhelm von, Aus Kunst

Digitized by Google

und Leben. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung. M. 6.50.

Keyserlingk, Helene, Gräfin, Märchen. Berlin, Modernes Verlagsbureau Curt Wigand. M. 2.—.

Klob, Karl Maria, Die Oper von Gluck bis Wagner. Ulm a. D., Heinrich Kerler. Geh. M. 8.—, geb. M. 4.50.

Koch, Alexander, Handbuch neuzeitlicher Wohnungskultur. Band: Herrenzimmer. Darmstadt, Verlag Alexander Koch.

Krauß, Ernst, Seelen, die zum Lichte führen. Memmingen, Th. Otto's Verlag. Geb. 80 Pf.

Krueger, Dr. Hermann, Zehn Jahre D. V. V. Berlin, Verlag für Fachliteratur, G. m. b. H.

Künstlerkarten des Volkskunst-Bundes. Serie 1: „Ludwig Richter". Serie 2: „Ludwig Richter". Serie 3: „1813". Serie 4: „Theodor Schüz". Stuttgart, Verlag für Volkskunst, Richard Keutel. Per Serie 50 Pf., Einzelkarte 10 Pf.

Kyber, Manfred, Unter Tieren. Berlin-Charlottenburg, Vita, Deutsches Verlagshaus. Geb. M. 4.—.

Lampe, Felix, Vom deutschen Rhein. Nachdenkliche Plaudereien. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp. 60 Pf.

Leidfried, Rolf, Einsame Seelen. Reimbuch eines Einsiedlers. Berlin, Karl Siegismund. M. 2.50.

Lungwitz, Hans, Der letzte Arzt. Ein sozialer Roman aus der Zukunft. Berlin, Adler-Verlag. G. m. b. H. Brosch. M. 3.50, geb. M. 4.50.

Maack, Ferdinand, Zweimal gestorben. Die Geschichte eines Rosenkreuzers aus dem achtzehnten Jahrhundert. Leipzig, Wilh. Heims. Brosch. M. 2.—, geb. M. 3.—.

Mackay, Dr. B. Laurence von, Das Mittelmeerproblem, Deutschland und England. München, Hans Sachs-Verlag. M. 1.—.

Molden, Ernst, Die Orientpolitik Metternichs 1829—1833. Wien, Ed. Hölzels Verlag. Brosch. M. 5.50, geb. M. 6.50.

Radherny-Borutin, Józsi von, Spiel und Gegenspiel. Berlin, Modernes Verlagsbureau Curt Wigand. M. 3.50.

Neurath, Karl, Das Domgut. Die Geschichte einer Familie. Frankfurt a. M., Rütten & Loening. Geh. M. 4.—, geb. M. 5.—.

Ostland, Jahrbuch für ostdeutsche Interessen. 1. Jahrgang. Lissa i. P., Oskar Eulitz Verlag. Brosch. M. 4.—, geb. M. 5.—.

Pascha, Rifat Gozdovic, Zwanzig Jahre in der bosnischen Fremdenlegion. Prag, Carl Bellmanns Verlag, G. m. b. H. K. 3.60.

Pelman, Carl, Erinnerungen eines alten Irrenarztes. Bonn, Friedr. Cohen. M. 3.—.

Pestalozzi, Johann Heinrich, Lebensweisheit. Liegnitz, Carl Seyffarth.

Pillet, André, Charles-Guillaume Nauendorff II. Paris, Alphonse Picard et Fils.

Prader, Georg, Norbert Hanrieder in seinen Dichtungen. St. Pölten, Preßvereinsdruckerei.

Raff, Helene, Der Findling vom Arlberg. München, Verlag der Süddeutschen Monatshefte. Brosch. M. 3.50, geb. M. 4.50.

Salzer, Prof. Dr. Anselm, Illustrierte Geschichte der deutschen Literatur. 52. Lieferung. München, Allgem. Verlagsgesellschaft m. b. H. à M. 1.—.

Schalk, Dr. Kuno v. d., Die moderne Theosophie. Eine Gefahr für unser Geistesleben. Leipzig, Wilhelm Heims. M. 1.—.

Scheel, Prof. D. Otto, Die Kirche im Urchristentum. Tübingen, J. C. B. Mohr. Geh. 50 Pf., geb. 80 Pf.

Schmidt, Dr. Heinrich, Goethe-Lexikon. Leipzig, Alfred Kröner Verlag. Brosch. M. 5.—, geb. M. 6.—.

Schrader, Bruno, Meisterbilder in Farben. Band 14: Dürer. Band 15: Holbein. Berlin, Schlesische Verlagsanstalt, G. m. b. H., vorm. Schottländer. à M. 2.—.

Schultz, Alwin, Die bildenden Künste. Eine Einführung in das Verständnis ihrer Werke. Neu bearbeitet von Rudolf Bernoulli. Wien, F. Tempsky. M. 6.—.

Schulze, Friedrich, 1813—1815. Die deutschen Befreiungskriege in zeitgenössischer Schilderung. Leipzig, R. Voigtländers Verlag. Geh. M. 5.—, geb. M. 6.50.

Singer, Prof. Dr. Hans W., Die Freiheitskriege in der Kunst. Zehn farbige Kunstblätter. Stuttgart, Verlag für Volkskunst, Rich. Keutel. M. 10.—.

Stekel, Dr. Wilhelm, Die Träume der Dichter. Wiesbaden, J. F. Bergmann.

Terrier, Adrienne, La Femme. Sa Situation réelle — Sa Situation idéale. Paris, Librairie Felix Alcan. Frs. 3.50.

Thom, Andreas, Lindeleid. Das Kind und die Leute. Erzählung. Frankfurt a. M., Rütten & Loening. Geh. M. 3.50, geb. M. 4.50.

Trabert, Adam, Historisch-literarische Erinnerungen. Kempten, Jos. Kösel'sche Buchhandlung. Geh. M. 5.—, geb. M. 6.—.

Voll, Karl, Entwicklungsgeschichte der Malerei in Einzeldarstellungen. 1. Band: Altniederländische und altdeutsche Meister. München, Süddeutsche Monatshefte, G. m. b. H. Brosch. M. 8.—, geb. M. 10.—.

Wagner, J., Die Ennswaldeiche. Bilder aus der Heimat Ahnentagen. St. Pölten, Preßvereinsdruckerei.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Justizrat Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart — Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg

Digitized by Google

Türkische Streiflichter aus der Aera Abd ul Hamid

Von

General Izzet Fuad-Pascha

I

Prinzenerziehung

Ehe ich von der Erziehung unsrer Herrscher spreche, möchte ich ein Wort über unsre Kaiserinnen sagen.

Wer ist die Kaiserin, woher kommt sie?

Sie ist eine Zirkassierin oder Georgierin; die kaiserliche Gemahlin ist eine gekaufte Sklavin und ist niemals seit einem gewissen Zeitraum von andrer Herkunft gewesen. Ob sie Kaiserin oder einfache Sklavin ist, ihr Leben im kaiserlichen Harem bleibt ziemlich dasselbe. Ein herrliches und vollkommenes, edles Geschöpf von dem reinen Adel des kaukasischen Volkes, aber ohne große Bildung. Gestern Gemahlin eines Sultans, morgen Mutter eines Sultans — so hat manche unsrer Kaiserinnen eine politische Rolle gespielt, und wenn auch ihr Einfluß für die Staatsgeschäfte manchmal verhängnisvoll war, so haben doch auch viele unter ihnen dem Staat ausgezeichnete Dienste geleistet.

Ehemals haben unsre Herrscher, deren Stolz mit den Siegen immer höher stieg, nicht geduldet, daß irgendeine Familie ihres oder eines andern Landes, mochte sie auch fürstlich oder adelig sein, auf dem Niveau der ihrigen stand. Dieser Anschauung konnte nur die gekaufte Zirkassierin entsprechen; denn sobald eine Frau gekauft ist, existieren ihre Verwandten nicht mehr; nur ihre Brüder haben bisweilen das Vorrecht, in einer bescheidenen Stellung in den Palast zu gelangen und Kammerherren oder Räte zu werden. Die Sklavin, die durch einen offiziellen Akt oder durch die Geburt eines Prinzen legitime Gemahlin geworden ist, ist rechtmäßige Kaiserin, aber sie hat der Welt gegenüber jedes verwandtschaftliche Band und selbst ihren Familiennamen verloren ... sie trägt nicht mehr den Namen, den ihre Eltern ihr gegeben haben, sondern man gibt ihr, um jede menschliche Abstammung und Herkunft zu verwischen, den Namen einer Blume oder eines Gegenstandes.

Ich frage mich, warum unsre Prinzen in unsern Tagen bei diesen Bräuchen bleiben und aus welchem Grunde Ihre kaiserlichen Hoheiten nicht den jungen, ehrbaren Töchtern der Hauptstadt oder selbst der Provinzen die Ehre erweisen

Digitized by Google

wollen, sie zu heiraten. Und wenn es unbedingt notwendig ist, daß die Gemahlin eines Prinzen eine Prinzessin ist, warum will man nicht versuchen, ihnen muselmanische Prinzessinnen aus den zahlreichen muselmanischen Ländern Asiens und Afrikas zu geben, selbst Christinnen, da dies unsern religiösen Gesetzen nicht widerspricht und im übrigen mehrere ihrer berühmten Vorfahren es getan haben?

Es ist etwas Unerklärliches, daß es in unsern Palästen noch immer Sklavinnen geben kann. Tatsächlich gibt es solche, das weiß alle Welt, und Abd ul Hamid verschaffte sich welche oder erhielt sie als Geschenk. Anderseits aber wissen wir auch, daß die Abschaffung der Sklaverei lange vor der Emanzipation der ottomanischen Nation stattfand, die sich glücklicherweise durch die vom Sultan Murad gewährte, von Abd ul Hamid allerdings nicht respektierte Verfassung vollzogen hat. Seit langen Jahren wird der Verkauf der Zirkassierinnen ganz im geheimen betrieben, und außerhalb des Palastes haben Sklavinnenkäufe nur für den Jildis und seine nächsten Günstlinge stattgefunden. Da unsre heutige Monarchie die Sklaverei nicht mehr erlauben kann, wird man ohne Zweifel zu dem kommen, was ich oben über die fürstlichen Verbindungen gesagt habe. Wie könnte man das Fortbestehen dieses Sklavenregimes dulden, das noch immer so viele Opfer fordert? Leidet nicht an dieser selben Krankheit in einer andern Gestalt die ganze ottomanische Nation, die ebenfalls eine Sklavin ist?

Die armen Sklavinnen! Unwissend und unterwürfig, alle ihre Gefühle in sich zurückdrängend, führen sie ein Dasein wie jene Blumen, deren Namen sie tragen und die wie sie nur einen Morgen lang leben.

Sie müssen mit Gewalt lieben, selbst wenn ihre Herzen nicht lieben wollen! Diese Unglücklichen haben nicht das Recht, sich gegen die Ehe aufzulehnen, die ihnen aufgezwungen wird! Diese hohe Ehre muß in ihren Herzen die weiblichen Empfindungen ersetzen, die sie als arme Mädchen durchkostet hätten, wenn sie am Brunnen, den Krug in der Hand, mit dem Geliebten ihrer Heimat hätten plaudern können ...

Glücklich die Sklavin, die aufgehört hatte, Abd ul Hamid zu gefallen, ohne einen Verdacht bei ihm zu wecken: die gestürzte Favoritin, die sein Mißtrauen erregt hatte, überlebte die Ungnade nicht und wurde in der andern Welt ihres Tschiraklik[1]) teilhaftig. Oder Hamid übergab auch die gestürzte Favoritin einem seiner Günstlinge. Das konnte, trotzdem es gegen die Natur und gegen die muselmanische Moral ist, als eine Wohltat für die unglückliche Frau angesehen werden; es kam aber vor, daß der Sultan, wenn er sich bei einer Persönlichkeit, die er fürchtete, angenehm zu machen wünschte, ihm seine Exfavoritin überließ.

Wir erinnern uns, daß vor einer Reihe von Jahren zwei junge, reizende, unschuldige Sklavinnen, die den Argwohn des Herrn der Herren erregt hatten, beide ins Innerste der arabischen Wüste gebracht wurden, wo sie in derselben Nacht Gattinnen eines sehr bekannten arabischen Schechs wurden! Streng ge-

[1]) Emanzipation.

Digitized by Google

nommen könnte man das als eine Wohltat für diese beiden unglücklichen Frauen ansehen, denn wenn man einmal aufgehört hatte, Abd ul Hamid zu gefallen, so verließ man die vergoldeten Gemächer des Jildis nur, um in die des Himmels einzuziehen!

Abd ul Hamid ließ es in seinem imaginären Sicherheitssystem nicht zu, daß man von ihm entfernt leben konnte, wenn man einmal neben ihm gelebt hatte . . .!

Die gestürzte Favoritin konnte plaudern — sie konnte Komplotte schmieden. Nein, das durfte nicht sein — war ihr Stern gesunken, so mußte sie ihr junges Leben lassen und ihren Vorgängerinnen folgen.

*

Von wem also ist Abd ul Hamid erzogen worden, dieser Mann, der mehr als ein Menschenalter hindurch der einzige Herr über unsre Geschicke gewesen ist? Von seiner zarten Jugend bis zu seiner Thronbesteigung war er den Händen seiner „Dadis" (Kinderwärterinnen), die sich übrigens wie heute aus den in reiferen Jahren stehenden Sklavinnen des Palastes rekrutierten, und seiner „Lalas" (Erzieher) anvertraut. Er lebte inmitten der Gewächshäuser, der Menagerien und der Eunuchen bis zu dem Tage, wo der Ruf an ihn erging, den Thron seiner Väter zu besteigen. Seine geistige Nahrung waren „dedicodus" (Klatsch) und „massals" (Märchen) aus dem Munde der Lalas und der Dadis.

Doch unter der sehr gelinden und durchaus nicht grausamen Regierung seines Onkels Aziz hatte Abd ul Hamid, der nicht als Thronerbe gefürchtet wurde, weil er den unglücklichen Prinzen Murad vor sich hatte, volle Freiheit für seinen Verkehr. Er blieb aber nur in der Sphäre seiner Dienerschaft. Ein großer Jäger und ausgezeichneter Reiter, verbrachte er den größten Teil seiner Zeit im Freien mit körperlichen Uebungen oder mit Schwatzen . . .

Warum ist Abd ul Hamid unter solchen Umständen so furchtsam geworden? Die Gründe dafür sind zahlreich, wir werden sie an andrer Stelle genauer untersuchen.

Einer dieser Gründe liegt sicher in der besonderen Art der Kindererziehung bei uns. Diese im wesentlichen moderne Erziehung hat nichts gemein mit der Art, wie die alten Osmanlis die einstige Jugend erzogen.

Ein imaginäres Wesen, das zwischen dem Gespenst und dem Teufel steht und das wir „Ummadschi" nennen, wird jedesmal zitiert, wenn man auf die Phantasie der kleinen Kinder einwirken will, sei es, um sie am Weinen zu hindern, sei es, um sie zu bändigen . . . Man kann sich keine Vorstellung machen von dem Einfluß, den dieser Popanz auf die jungen Gemüter fast aller unsrer Kinder ausübt! . . .[1]) Dieses Einschüchterungsmittel ist so wirksam, daß in dem Alter, wo das Kind anfängt, ein Mann zu werden, es sich nicht mehr getraut,

[1]) Ich selbst bin ihm durch ein wahres Wunder entgangen.

Digitized by Google

allein ins Dunkle zu gehen, und später, wenn die Armeen nach der Grenze abmarschieren, sich ein Abd ul Hamid hinter den Röcken seiner Dadis versteckt ... Und wenn unser liebenswürdiger jetziger Herrscher männlicher erzogen worden wäre, so hätte er sich an die Spitze seiner Armee gesetzt, und die berüchtigten Paniken wären nicht vorgekommen ...

Der Hodscha, der die Aufgabe hatte, Abd ul Hamid zu unterrichten, hatte nicht viel Erfolg, denn der Schüler war von einer beispiellosen Unwissenheit! Der Imam von Kiathane, sein erster geliebter Spaßmacher, hatte einen großen Einfluß auf ihn: als Fetischanbeter und unwissender Chiromant, der er war, unterhielt er die schwache und ungebildete Einbildungskraft Seiner Kaiserlichen Hoheit in beständiger Furcht vor den „Geistern"! Dieser unselige Prinz Hamid, der später das Schreckbild seiner Nation wurde, wuchs mitten unter Schreckbildern auf! Man stelle sich doch vor, daß in dem Jahrhundert, in dem wir leben, ein in dieser Art erzogener Herrscher auf den Thron eines Kaiserreiches käme!

Und leider wissen wir, daß, wenn Abd ul Hamid in solch trostlosen Verhältnissen erzogen wurde, noch heutigestages, zu dieser traurigen Stunde, jene Verhältnisse ungefähr dieselben sind.

*

Seine Kaiserliche Hoheit ist bereits vierzehn oder sechzehn Jahre alt. Der Hodscha hat den Prinzen unterwiesen, wie er vor Gott zu erscheinen hat, und sein Lala (der aus den alten Dienern des Serails ausgewählte Gouverneur) hat ihm die verzerrten Manieren beigebracht, mit denen er vor dem zweiten Gott, dem Sultan, seinem Vater, zu erscheinen hat ... Er weiß bereits, daß man vor beiden zu zittern hat; daß ihrer beider Macht unbeschränkt ist und daß, wenn Gott die Menschen erschafft und sie eines natürlichen Todes sterben läßt, der Sultan hingegen Tausenden von Wesen das Leben nehmen kann, ohne daß irgend jemand ihn jemals dafür zur Rechenschaft zu ziehen wagt. Man sagt ihm, und er glaubt es, daß es nach dem Sultan niemand mehr gibt, der nicht nur die Türken, sondern die Welt zu regieren berufen ist, daß er „Gottes Schatten" ist, der Herrscher der Herrscher; daß er durch ein Zeichen den Kral der Moskowiter seinen Herrscherstuhl[1]) besteigen lassen oder ihn absetzen kann, und daß er zu diesem Zweck dem letzten der russischen Kaiser huldvollst eine goldene Krone geschickt hat ... Vielleicht geht man heutigestages nicht mehr so weit ...

Der Lala des Prinzen sowie seine Dadis müssen den Prinzen wie eine seltene Pflanze aufwachsen lassen, die man kaum mit den Fingern anzurühren wagt. O unglückliches türkisches Volk! Wenn man das alles erfahren wird, wird man dich noch mehr beklagen! Aslanim üzülme! ... (O mein Löwe,

---

[1]) In den offiziellen Akten der kaiserlichen Staatskanzlei heißt es sogar noch heute: der und der König oder Kaiser hat sich auf den königlichen oder kaiserlichen „Stuhl" gesetzt. Das Wort „Thron" ist ausschließlich für die Sultane vorbehalten.

Digitized by Google

mach dir keine Sorge!) Dieser Satz wird vieltausendmal im Tag wiederholt, so oft, daß er als fester Bestandteil in die Sprache des Serails übergegangen ist und oft den Großwesiren, die nicht die sechsunddreißigtausend Launen des Herrschers erfüllten, die Sultanin Walide durch einen Boten die bekannten Worte sagen ließ: „Aslanim üzülmessün" (Mein Löwe soll sich keine Sorgen machen). Man muß annehmen, daß der gegenwärtige Padischah, der die Herzensgüte selbst ist, sich Sorgen macht, denn der Großwesir kann ihm die Verhältnisse unmöglich in einem rosigen Licht schildern!

*

Der Prinz ist schon ein kleiner Mann, sein Herz beginnt schon zu ticken beim Zusammensein mit den jungen Sklavinnen, und die sich häufig wiederholenden Vergnügungen einer bedenklichen Frühreife haben zur Folge, daß die armen Prinzen bei dieser Lebensweise schon in jungen Jahren von einer Rückenmarkskrankheit befallen werden, und von da bis zur Geisteskrankheit ist nur ein Schritt . . .

*

Der Prinz ist schon im Alter, wo man ausgeht, und er tut es . . . ja er geht aus, als ob er es nicht täte, denn sein Umgang in den Gärten des Palastes ändert sich nicht: er sieht Bäume, viele Bäume, gezähmte Tiere, Pfauen, Hirsche und Damwild, die ebenso zahm sind wie die vertrauten Diener . . . stille Gärten und überall Tauben, die auf dem Rande der Dächer gurren! Wenn der Prinz nach der Heimkehr vom Spaziergang sich nicht direkt wieder in den Harem begibt, so verweilt er einige kurze Stunden im Selamlik, der Behausung der Männer im Palast, aber es ist genau so, als ob Seine Kaiserliche Hoheit im Harem wäre; denn statt bei seinen Sklavinnen zu sein, hält sich der Prinz unter seiner männlichen Dienerschaft auf. Das Geschlecht seiner Umgebung ist ein andres, die Gedanken und die Dinge verändern sich niemals . . . Hier im Selamlik nennt man den Prinzen ebenfalls aslanim, man erzählt ihm dieselben Geschichten, die ihn schließlich ganz verdummen müssen; man macht ihm dieselben Mätzchen vor, die in seinem mit Gewalt krank gemachten Kopf alle falschen Ideen, alle Irrtümer über sein Land wie über Europa befestigen — Vorstellungen, mit denen er eines Tages genötigt sein wird, als Herrscher eines ungeheuren Reiches aufzutreten!

*

Der junge Prinz hat den Thron seiner Vorfahren bestiegen. Wir haben Abd ul Hamid als Beispiel gewählt, weil wir ihn seit mehr als neununddreißig Jahren kennen . . .

Als Abd ul Hamid auf den Thron gelangte, nahm er seine beiden Schwäger zu sich;[1]) sein erster Kammerdiener Osman-Bei wurde erster Kämmerer. Ein gewisser Hadschi-Ali, der seit langer Zeit das Amt eines Türhüters des kaiserlichen Harems versah, wurde wegen der großen Verschwiegenheit, die er in

[1]) Kurze Zeit nachher wurden sie erdrosselt.

Digitized by Google

seinem heiklen Amt gezeigt hatte, zum zweiten, später, nach dem Tode Osman-Beis, zum ersten Kämmerer ernannt. Einer seiner Spaßmacher, Hadschi-Mahmud, wurde zum Teschrifi-Humajun-Müdiri ernannt; das ist ein Posten von der größten Wichtigkeit, denn dieser Beamte geht dem Sultan auf seinen seltenen Ausgängen immer voraus. Der Imam (Geistliche) des Dorfes Kiathane machte eine glänzende Karriere: er wurde der politische Spaßmacher des Sultans und legte mit seinem Schwager, einem Kutscher des Serails, den Grund zu der für sie so einträglichen Furcht des Herrschers ...

Abd ul Hamid, der niemals Vertrauen zu jemand gehabt hat, mußte sich doch einigen seiner Diener in die Hände geben ... Diese Sicherung zerfiel wie bei den Armeen in zwei Teile: Nahsicherung und Fernsicherung.

Ich lasse hier der Merkwürdigkeit halber eine Liste der wichtigen Beamten, die den Sultan umgaben, nach dem Grade ihrer Wichtigkeit folgen. Die Persönlichkeiten sind gegenwärtig nicht mehr dieselben, wohl aber noch so ziemlich die Aemter. (Die noch jetzt in derselben Weise bestehenden Aemter sind mit einem * bezeichnet).

* 1. Seine Exzellenz der erste Kammerdiener oder Oberaufseher der kaiserlichen Garderobe. Eine jederzeit sehr wichtige Persönlichkeit.[1])

2. Hussein-Efendi, zweiter Haushofmeister, derjenige, der die besondere Aufgabe hat, die kaiserlichen Getränke zu überwachen und sie von seiner Hand versiegelt darzureichen. Im übrigen ein braver Mann.

* 3. Der Cahwedschi „Baschi"; bereitet die zahlreichen Tassen Kaffee, die der Sultan zu sich nimmt.

4. Nadir: der schlaue und sehr sympathische „Mussahib", Lieblingseunuche des Sultans, der das größte Vertrauen auf ihn setzt. Seit siebzehn Jahren ist er keine siebzehn Stunden von dem Sultan entfernt gewesen.

5. Faïk-Bei, junger, bei Seiner Majestät sehr beliebter Kämmerer, Sohn des Scheusals Lutfy. Mit der besonderen Ueberwachung des höheren religiösen Unterrichts betraut und zu allem verwendbar ...

6. Seine Eminenz der Schech Ebül-Hüda, ehemals umherziehender Dichter, gegenwärtig der sehr einflußreiche Wahrsager, Apostel, große Fetischist und Berater Seiner Majestät.

7. Raghib-Pascha: Kämmerer, persönlicher Freund des Sultans. Spezialität: finanzielle und industrielle Geschäfte, Champion des Backschisch.

8. Ahmed Izzet, Syrer ... Besonderes Werkzeug des Sultans für große Aktionen.

* 9. Der Erste Sekretär der Kaiserlichen Kanzlei.[2])

10. Mussahibs: Räte aus der Negerrasse.

---

[1]) Gegenwärtig versieht dieses Amt ein gewisser Sabit-Bei; er entfernt sich nie von dem Monarchen, der fortwährend mit ihm zusammen ist.

[2]) Seine Amtsobliegenheiten sind dermaßen kompliziert, daß wir hier nicht näher darauf eingehen können.

Digitized by Google

* 11. Emir-Ahur: Oberstallmeister.

12. Die Beckdschis und die Tufenkdschis. Unmittelbare Hüter des Palastes: brave Leute.

* 13. Sedschadedschi-Baschi. Hüter der Gebetsteppiche des Sultans.

14. Tebdil-Eskissi. Erster Stallmeister.

* 15. Schamdandschi-Baschi. Vorsteher der Leuchterträger Seiner Majestät.

* 16. Basche-Mabendschi. Erster Kämmerer.

17. Berber-Baschi. Erster Coiffeur Seiner Majestät.

* 18. Tutundschi-Baschi. Der Vorsteher des Tabakbureaus Seiner Majestät.

19. Mabein-Müschiri. Oberhofmarschall.

* 20. Hazine y Hassa Naziri. Minister der Zivilliste.

21. Schech Zaffer. Geistlicher Berater des Sultans, ein vortrefflicher, verehrungswürdiger Mann; nach seinem Tode trat sein Bruder an seine Stelle.

* 22. Ser-Yaver. Erster Adjutant.

23. Bertrand. Erster französischer Komiker; Genre Tingeltangel. Er besaß die Gabe, Abd ul Hamid sehr zu belustigen.

* 24. Seine Hoheit der Kislar-Agassi. Großeunuch: zu unsrer Zeit nicht sehr wichtiges Amt, aber er hat den Titel „Hoheit"!

25. Der kaiserliche Clown des Privatzirkus.

26. Kuschedschi-Baschi. Erster Vogelsteller.

27. Awdschi-Baschi. Erster Jäger (Oberjägermeister). Ein Zigeuner niederer Klasse!

28. Abd ul Rezak. Erster türkischer Komiker.

* 29. Eurumdschek-Müdiri. „Chef der Spinnen"; hat die Aufgabe, die Spinnen von der kaiserlichen Zimmerdecke wegnehmen zu lassen. Ist das nicht köstlich?

30. Die Dschüdsches. Die Zwerge Seiner Majestät (weiße Eunuchen).

*

Was den kaiserlichen Harem betrifft, so wiederholen sich hier die obigen Aemter, nur treten an Stelle der Kämmerer die Haznadar-Ustas;[1]) diese haben sehr wichtige Obliegenheiten im Palast. Man erkennt sie an ihrer Haartracht; die erste trägt im Nacken eine Locke, die zweite zwei, die dritte drei. Sie besorgen alle Familienangelegenheiten des Sultans. Oft belustigen sie den Monarchen, und ihr größtes Streben ist stets, ihn zufriedenzustellen; sie haben fortwährend das Wort „Ossun!" (so sei es!) auf den Lippen.

*

Im Harem war Abd ul Hamid immer sehr liebenswürdig, wie übrigens mit allen, wenn seine seelische Krankheit, das Mißtrauen, ihn nicht quälte.

Sehr höflich, sehr wortgewandt, war der Sultan außerdem von außer-

---

[1]) Oberhofmeisterin; Erzieherin der künftigen Kaiserinnen.

Digitized by Google

ordentlichem Zartgefühl; geduldig, mäßig und keineswegs hochmütig, wäre er ein musterhafter Herrscher geworden, wenn er in einer andern als der oben angegebenen Art und Weise erzogen worden wäre. Doch er ist leider dem Grundübel nicht entgangen, an dem die Türkei leidet, und durch das sicherlich mein teures, unglückliches Vaterland noch zugrunde gerichtet wird ...

*

Wenn auch in der Stadt die Eunuchen glücklicherweise aus unsern Häusern verschwunden sind und wenn auch im Palast der Großeunuche seinen früheren Einfluß verloren hat, so spielen doch hier die jungen Eunuchen noch eine ziemlich bedeutende Rolle, wie man sehen wird. Tatsächlich sind die Sultane seit der Eroberung von Konstantinopel, d. h. seitdem sie als Halbnomaden, die sie waren, in üppig ausgestattete Paläste einzogen, nur darauf bedacht gewesen, sich der Berührung mit ihrem Volk zu entziehen, und diese hochmütige Scheu ging sogar so weit, daß jeder Beamte, der nicht unmittelbar zum kaiserlichen Gefolge gehörte (Bendegians), niemals vor dem Sultan erscheinen durfte! Die einen verbargen sich aus Furcht vor den Janitscharen, die andern, weil sie sich nicht kriegerisch genug fühlten; andre endlich wollten sich nicht zeigen, weil sie schließlich dahin gekommen waren, sich für Halbgötter zu halten, zu denen die Blicke der gewöhnlichen Sterblichen sich nicht erheben durften ...

Die kaiserliche Umgebung hatte auch ein großes Interesse daran, den Herrscher in den Augen der Menge in diesem halbgöttlichen Lichte erscheinen zu lassen: das bedeutete für sie Glück und Ruhe ... Nun, die Dinge haben sich nicht viel geändert. Abd ul Hamid sah — außer an den Freitagen und wenn er den Vertretern der auswärtigen Mächte Audienz erteilte — niemand als seine Intimen; selbst der erste Minister, der Großwesir, sah ihn fast niemals. Wenn irgendwo in der Welt ein ernster Konflikt entstand, so trat ein großer Rat im Palast zusammen. Der Sultan, der sich stets im Harem aufhielt, nahm nicht daran teil; er ließ sich nur durch Berichte des jungen Eunuchen Nadir oder andrer Eunuchen oder Kämmerer über die Verhandlungen auf dem laufenden halten ... Bisweilen wurde ein Wandschirm in den Beratungssaal gestellt, der Sultan verbarg sich dahinter und hörte mit an, was gesprochen wurde, um sich zu vergewissern, daß es sich nicht darum handelte, ihm etwas Böses zuzufügen! Seit mehr als einem Vierteljahrhundert hatte er seine Brüder und seine nahen Verwandten nur zwei- oder dreimal gesehen ... Von seinen Söhnen und Neffen sah er nur diejenigen, die dem Thron nicht nahe kamen ... Zutritt zu seinen Gemächern gewährte er nur den ganz jungen, denen, die er als nicht gefährlich ansah. Zu politischen Diensten wählte er nur solche Leute aus, die weder ihre Ehre noch ihr Gewissen mehr zu verkaufen hatten und mit denen er sicher war, ein schurkisches Abkommen schließen zu können ... In seinen Augen war ein naher Verwandter oder dergleichen niemals ein Ehrenmann ... Und trotzdem waren alle seine Verwandten ehrliche Leute!

Abd ul Hamid hatte in seinem Harem alle Gewohnheiten seiner Vorgänger.

Digitized by Google

In seiner Kamarilla konnte man keinen Namen finden, der zur gebildeten Klasse oder auch nur zur ehrbaren Bourgeoisie des Landes gehörte. Mit Ausnahme einiger Offiziere, die der Zufall dorthin geworfen hatte, waren alle von gewöhnlicher Herkunft. Abd ul Hamid, der in seinen Händen alle Verwaltungszweige konzentriert, hatte sich vielfältige und komplizierte Pflichten geschaffen, die ihn zwangen, sich im Laufe seines Tages oft in Verbindung mit den führenden Persönlichkeiten seiner Kamarilla zu setzen. Daraus ergab sich für ihn die absolute Notwendigkeit, ein neutrales Wesen bei der Hand zu haben, das ohne Nachteil im Harem ein und aus gehen konnte. So wurde von Anbeginn seiner Regierung wie übrigens aller Regierungen an der Eunuch in seiner ganzen Blüte ein unentbehrliches Werkzeug. Als stets vorsichtiger Potentat jedoch modifizierte Abd ul Hamid die Institution der Eunuchen nach seinen Anschauungen. Alle alten, die ihm nicht mehr ganz richtig im Kopf zu sein schienen, und alle diejenigen, die ihm als gefährlich bezeichnet wurden, machten eine Luftreise in die andre Welt, und dann ließ der Sultan ganz kleine Eunuchen kommen und richtete sie ganz nach seinen Ideen ab. Diese jungen Eunuchen waren keine Araber; sie wurden, wie ich glaube, vollständig verschnitten aus Abessinien und dem Sudan herbeigeschafft. Es waren sehr nette Leute darunter. Nadir war der intelligenteste von allen diesen Eunuchen. Er kannte alle Manieren und Kniffe seines hohen Herrn und noch viele andre Dinge ... Er war ein gebildeter Mensch und hatte nichts von den afrikanischen Affen an sich, wie die meisten seiner Leidensgenossen ...

*

In einem Augenblick, wo in allen Ländern Freunde und Feinde oder Gleichgültige sich fragen, welches die Ursachen sind, die mein teures, unglückliches Vaterland so schrecklich in diesen furchtbaren Abgrund gestürzt haben, ist es wohlangebracht, darauf hinzuweisen, daß die geistige Organisation des Lebens in unsern Herrscherpalästen eine der Hauptursachen der Verluste war, die wir erlitten haben. Man kann sich sogar fragen, wie dieses Reich so lange hat existieren können, das wie ein Schiff ohne Kapitän und ohne Steuer durch die Jahrhunderte getrieben ist. Diese Lebenszähigkeit haben wir leider weit mehr seiner geographischen Gestalt und gewissen Rivalitäten, die durch seine Reize hervorgerufen wurden, als unsrer eignen Kraft zu verdanken! ... Es genügt also, müssen wir zum Schluß sagen, nicht, Länder zu erobern — man muß auch die Kunst lernen, sie festzuhalten ...!

II

Ein tragischer Freitag

Ein Einwohner von Konstantinopel zeigte einem seiner Pariser Freunde, der eben in Stambul eingetroffen war, die Freitagszeremonie (Selamlik).

Die beiden Freunde waren in den Palast gekommen und wurden in den großen Salon geführt, der speziell zum Empfang der vornehmen Fremden be-

Digitized by Google

stimmt ist. Von diesem Pavillon aus sah der Deutsche Kaiser bei seiner ersten Reise nach Konstantinopel die Truppenparade mit an.

In dem Augenblick, wo der Sultan vorüberkam, nahmen die offiziellen Persönlichkeiten ihre Plätze an den verschiedenen Fenstern ein; da aber die neben diesem Pavillon befindliche Terrasse sehr groß ist, bekamen auch unsre beiden Freunde vortreffliche Plätze, von denen aus sie alles sehen konnten. Ein luxuriöses Büfett wird jede Woche in einem anstoßenden Gemach aufgestellt; auch werden den anwesenden Personen vorzügliche Zigaretten angeboten, während man auf den Beginn der Zeremonie wartet.

Der Himmel war strahlend blau, und das einzigartige Schauspiel, das sich dem Pariser darbot, schien ihn zu entzücken; er war davon so gefesselt, daß er lange Zeit nur schaute, ohne ein Wort zu sprechen. Man muß sagen, daß dieser Rahmen, der die Herrlichkeit des Jildis umschließt, dazu angetan ist, auch Menschen von geringer Begeisterungsfähigkeit zu blenden.

Die kokette Moschee Hamidié scheint in einer Orgie von Blau zu schwimmen, und ihr schimmerndes Weiß überstrahlt alle Helle des Himmels. Dolma Baghtsche im Mittelgrund und die Spitze von Stambul gegenüber dem Turm des Leander, weiterhin Haidar-Pascha und die gelben Linien von Selimié mit Kadi-Köj im Hintergrund bilden ein Panorama, das noch nicht gemalt worden ist, und ich weiß nicht, wer so kühn sein könnte, das unternehmen zu wollen. Es gibt Dinge, die man weder malen noch schildern kann, und dazu gehört die Freitagszeremonie im Jildis.

Das Selamlik ist ein sehr alter Brauch der „Al-Osman“ [1]); es gilt als Pflicht für den Sultan, sich jeden Freitag um 12 Uhr mittags in die Moschee zu begeben und, mag das Wetter sein, wie es will, die Revue der Truppen abzunehmen.

Freudige Fanfaren ertönen; die Truppen haben ihre Quartiere verlassen und kommen nacheinander heran, um sich um den Palast und die Moschee des Großherrn der Gläubigen aufzustellen. Nach und nach wird es überall lebendig, Volk und Truppen haben die Plätze eingenommen, die ihnen angewiesen sind. Eine starke Abteilung Infanterie bildet auf dem Weg des Sultans Spalier. Die Kavallerie hat geschlossen auf dem Platz Aufstellung genommen, an den die Moschee Hamidié mit ihrer Westseite stößt.

Plötzlich ertönt aus dem Munde des Generals, der die Truppen der kaiserlichen Garde befehligt, das Kommando: „Achtung!“ Auf dieses militärische Kommando ertönt ein religiöses: „Allah ekber, Allah ekber“, das der Muezzin vom kaiserlichen Minarett herab in die Weite ruft.

Jetzt entsteht eine Stille, die eindrucksvoller ist als aller Tumult und aller Lärm, denn es ist leichter, die Menge zum Schreien als zu einem allgemeinen Schweigen zu bringen.

In dem Augenblick, wo das militärische Kommando: „Achtung!“ und der

[1]) Die ottomanische Dynastie.

Digitized by Google

Ruf des Muezzin ertönt, verläßt der kaiserliche Wagen die Rampe im Innern des Palastes, wohin außer den Intimen des Sultans niemand gelangt.

Der Zug bildet sich um den kaiserlichen Wagen erst, wenn dieser die Umfassungsmauer des Harems verläßt. Hier erwarten den Herrscher unbeweglich die hohen Würdenträger des militärischen und Zivilhofstaates und seine zahlreichen Adjutanten. Niemand, nicht einmal die Geladenen, kann von außen diesen Anfang der Zeremonie sehen. Kurz ehe der Sultan den Palast verläßt, könnte ein aufmerksamer Beobachter einen Diener Seiner Majestät aus dem Innern hervorkommen und mit einem großen weißen Sack, den er mühsam nachschleift, forteilen sehen. Was enthält dieser Sack? — Ja, was enthält er? Ganz einfach Brot, ja Brot, mit dem man den Kopf und den Leib Seiner Majestät berührt hat und das man dann unter die Hunde der Straße verteilt, damit kein Unglück geschehe ... Das ist ein abergläubischer Brauch, an den der Sultan selbst ohne Zweifel nicht glaubt, den er aber duldet, um die Damen des kaiserlichen Harems zufriedenzustellen, dessen ältere Elemente sehr ernsthaft daran glauben. —

Neben dem großen Tor, von dem der Zug ausgeht, sind „Hademés“ [1]) aufgestellt, die die Aufgabe haben, bei der Abfahrt des Sultans die bei den Palastzeremonien üblichen Rufe auszustoßen: „Padischahim, maghrur olma; sendén büjük Allah var!“ („O erlauchter Padischah, sei nicht stolz; über dir ist Gott!“) und während zwei oder drei Pagen diese Worte in die Luft hinausrufen, singen andre zu gleicher Zeit: „Padischahim, schevketinlé ben jascha!“ („O mein Herrscher, lebe ruhmvoll und lange!“) Dieser zweite Satz wird aber lauter gerufen; er ist, wie man sich denken kann, dazu bestimmt, den ersten, so philosophisch und wahr er ist, abzuschwächen.

Sultan Abd ul Hamid hatte es sich zur Gewohnheit gemacht, in einer Kalesche in die Moschee zu fahren. Das war eine Abweichung von den feststehenden Sitten und Gebräuchen; eigentlich hätte er reiten müssen. Diese Tatsache beweist, daß der türkische Monarch selbst die am festesten eingewurzelten Gebräuche ohne jede Schwierigkeit ändern kann.

Osman-Pascha, der Held von Plewna, nahm bis zu seinem Tode in der kaiserlichen Kalesche dem Herrscher gegenüber Platz, um ihn in die Moschee zu begleiten; später wurde diese große Ehre dem dicken Kriegsminister Riza-Pascha zuteil.

Die andern Militärs, die vor dem Wagen und zu dessen beiden Seiten schreiten, gehen bis vor die Freitreppe der Moschee. Zehn herrlich aufgezäumte Pferde folgen dem Wagen; es sind die Reitpferde, die nach altem Brauch den Herrscher begleiten. Alle Personen, die an dem Selamlik teilnehmen, sind Militärs, denn diese Zeremonie ist trotz ihres religiösen Charakters eine ausschließlich militärische. Ursprünglich wurde sie eingeführt, damit der „Befehlshaber der Gläubigen“ sich zum Gebet des „Dschumä“ oder „Dschumä namazi“ begebe,

[1]) Früher Hellebardiere, jetzt die Pagen des Palastes.

Digitized by Google

dem Freitagsgebet, das für den Sultan wichtiger ist als für irgend jemand sonst, denn während dieses Gebetes wird der Name des regierenden Kalifen verherrlicht, und das „Huthbé“ sanktioniert jedesmal die Macht des Oberhauptes der Gläubigen wieder. Es ist die allwöchentliche Erneuerung seiner Macht, und dieselbe Zeremonie findet heute unter Mohammed V. wie unter Abd ul Hamid statt.

Die ottomanischen Kaiser, die dadurch, daß das Kalifat von der Dynastie der Fatimiden in ihre Hände gelegt wurde, die geistlichen Oberhäupter der Muselmanen geworden waren, haben zu diesem religiösen Freitagsbrauch den militärischen Pomp des Selamlik hinzugefügt. Unter keinem Vorwand und bei keinem Wetter darf der Sultan diese Fahrt versäumen. Während der dreiunddreißig Jahre, die Abd ul Hamid regierte, hat er kein einziges Mal dabei gefehlt; das ergibt für ihn ungefähr 1700 Gebete und 1700 Revuen ...

Wenn der Sultan an dem für die Fremden bestimmten Pavillon vorüberfährt, grüßt er mit der Hand, ebenso jedesmal, wenn er an einer Fahne und an den Truppenbefehlshabern vorüberkommt.

Der Pariser, der alles mit angesehen hatte, ohne ein Wort zu sagen, fragte seinen Freund:

„Und das geht so jeden Freitag vor sich?“

„Ja, gewiß.“

„Das muß sehr ermüdend für Seine Majestät sein.“

„Wenn es nur das wäre! ...“

„Wie? Wird sich der Sultan nach der Zeremonie nicht ausruhen? Zieht er sich nicht, wie es heißt, in seinen Harem zurück?“

„Sich ausruhen? Das ist dem armen Abd ul Hamid wohl noch nie passiert. Das Wort ‚Ruhe‘ gibt es in dem kaiserlichen Wörterbuch nicht, und der Sultan ist, wie man behaupten kann, der fleißigste Arbeiter seines Reiches. Nach der Zeremonie werden die auswärtigen Botschafter und Gesandten, die Sie soeben gesehen haben, nacheinander in Privataudienz empfangen, und so ist es jeden Freitag. Während alle Staatsaussauger sich dem köstlichsten Farniente hingeben, läßt sich der Sultan nicht verdrießen, angestrengt tätig zu sein. Doch es sind ziel- und regellose Anstrengungen.

Abd ul Hamid lädt die Diplomaten während der Woche oft zum Diner ein, und wenn die Chefs der auswärtigen Missionen in Staatsgeschäften in den Palast kommen, beauftragt der Herr der Gläubigen nicht einen seiner Minister mit der schwierigen Angelegenheit, sondern schließt sich selbst stundenlang mit ihnen in einen Salon ein und sucht sie für seine Ansichten zu gewinnen — oder tritt schließlich den ihrigen bei.

In der Politik steht Abd ul Hamid auf dem Standpunkt, daß, wenn es einen Sieger geben soll, ein Kampf stattfinden muß ... Er versteht mit den großen Schwierigkeiten fertig zu werden wie niemand, und kein Diplomat hat so wie er beim Beginn eines Konfliktes den Frieden zu sichern verstanden ...“

Die kaiserliche Equipage hält vor einer Freitreppe, die nicht den Haupt-

Digitized by Google

eingang zu der Moschee bildet, denn es ist ein Anbau mit mehreren Zimmern vorhanden, die auf die gemeinsame große Umfassungsmauer gehen.

Durch vergoldete Kafes (Gitter) sieht der Sultan aus der Höhe eines Stockwerkes alles, während ihn niemand sehen kann. Hier verrichtet er selbst seine Andacht, allein in einem Gemach, während das kaiserliche Gefolge in den anstoßenden Gemächern betet oder ... Wache hält. Der Herrscher der Gläubigen wirft sich zu Boden und erhebt sich nach den Kommandos des einzigen Imam, der da ist, und der Gott für die Niedrigsten wie für den erlauchten Herrscher anruft. Wenn das namaz (Gebet) zu Ende ist, ruht sich der Kalif ein wenig aus; oft auch sieht er von einem Balkon aus dem Vorbeimarsch der Truppen zu oder schickt einen Kammerherrn zu dem General, um ihm sagen zu lassen, daß die Truppen entlassen seien. Dann formieren sich, im ersten Falle, die Regimenter für den Vorbeimarsch in geschlossener Kolonne oder sie marschieren ab.

Alle hohen und niederen Militärs, die am Zuge nicht teilnehmen, entfernen sich vor der Abfahrt des Monarchen ... Der Sultan kehrt in kleiner Gala in den Palast zurück, und zwar in einem kleinen Wagen mit schneeweißen Pferden, die er eigenhändig lenkt. Die Truppen bilden nicht mehr Spalier; der Monarch fährt an seinen zahlreichen Adjutanten vorüber, und einige Abteilungen Gendarmen nehmen von der Moschee bis zum großen Tor Aufstellung.

*

Es war Freitag, den 21. Juli des Jahres 19.. Während der kleine Wagen des Beherrschers der Gläubigen vor der Freitreppe der Moschee wartete, hätte man eine Mücke fliegen hören können.

Unser Freund, der Pariser, und sein Freund, der Türke, standen auf der Terrasse und hielten den Atem an, denn dieser Moment wirkt stets in höchstem Grade imposant. Plötzlich erschien der Sultan im Rahmen der Tür, und man hörte das Kommando: „Achtung!", gefolgt von dem kurzen metallischen Laut des Gewehrschulterns.

Die zunächststehenden Höflinge hatten bereits die Augen auf die des größten und letzten Autokraten der modernen Zeiten geheftet, und jeder suchte in diesem Blick etwas andres, der eine eine Gunst, der andre ein Gewitter — als plötzlich eine furchtbare Detonation die tiefe Stille dieses Schlußaktes der Zeremonie unterbrach. Der Erdboden wurde erschüttert, und auf drei Meilen in der Runde bebte alles ... Während Ueberreste von Wagen, von Menschen und Pferden durch die Luft flogen und umherspritzende Gehirnteile auf die Köpfe der Fliehenden niederfielen, während der Boden sich mit zahlreichen Menschen- und Pferdeleichen bedeckte, tat der Sultan ruhig der Panik durch seine Kaltblütigkeit Einhalt; er rief allen eine Ermahnung zu, ihr kaltes Blut zu bewahren, stieg gelassen die wenigen Marmorstufen hinunter, die ihn von dem kleinen Wagen trennten, bestieg ihn, ergriff die Zügel und die Peitsche, die man ihm darreichte, grüßte

Digitized by Google

dem Freitagsgebet, das für den Sultan wichtiger ist als für irgend jemand sonst, denn während dieses Gebetes wird der Name des regierenden Kalifen verherrlicht, und das „Huthbé“ sanktioniert jedesmal die Macht des Oberhauptes der Gläubigen wieder. Es ist die allwöchentliche Erneuerung seiner Macht, und dieselbe Zeremonie findet heute unter Mohammed V. wie unter Abd ul Hamid statt.

Die ottomanischen Kaiser, die dadurch, daß das Kalifat von der Dynastie der Fatimiden in ihre Hände gelegt wurde, die geistlichen Oberhäupter der Muselmanen geworden waren, haben zu diesem religiösen Freitagsbrauch den militärischen Pomp des Selamlik hinzugefügt. Unter keinem Vorwand und bei keinem Wetter darf der Sultan diese Fahrt versäumen. Während der dreiunddreißig Jahre, die Abd ul Hamid regierte, hat er kein einziges Mal dabei gefehlt; das ergibt für ihn ungefähr 1700 Gebete und 1700 Revuen ...

Wenn der Sultan an dem für die Fremden bestimmten Pavillon vorüberfährt, grüßt er mit der Hand, ebenso jedesmal, wenn er an einer Fahne und an den Truppenbefehlshabern vorüberkommt.

Der Pariser, der alles mit angesehen hatte, ohne ein Wort zu sagen, fragte seinen Freund:

„Und das geht so jeden Freitag vor sich?“

„Ja, gewiß.“

„Das muß sehr ermüdend für Seine Majestät sein.“

„Wenn es nur das wäre! ...“

„Wie? Wird sich der Sultan nach der Zeremonie nicht ausruhen? Zieht er sich nicht, wie es heißt, in seinen Harem zurück?“

„Sich ausruhen? Das ist dem armen Abd ul Hamid wohl noch nie passiert. Das Wort ‚Ruhe‘ gibt es in dem kaiserlichen Wörterbuch nicht, und der Sultan ist, wie man behaupten kann, der fleißigste Arbeiter seines Reiches. Nach der Zeremonie werden die auswärtigen Botschafter und Gesandten, die Sie soeben gesehen haben, nacheinander in Privataudienz empfangen, und so ist es jeden Freitag. Während alle Staatsaussauger sich dem köstlichsten Farniente hingeben, läßt sich der Sultan nicht verdrießen, angestrengt tätig zu sein. Doch es sind ziel- und regellose Anstrengungen.

Abd ul Hamid lädt die Diplomaten während der Woche oft zum Diner ein, und wenn die Chefs der auswärtigen Missionen in Staatsgeschäften in den Palast kommen, beauftragt der Herr der Gläubigen nicht einen seiner Minister mit der schwierigen Angelegenheit, sondern schließt sich selbst stundenlang mit ihnen in einen Salon ein und sucht sie für seine Ansichten zu gewinnen — oder tritt schließlich den ihrigen bei.

In der Politik steht Abd ul Hamid auf dem Standpunkt, daß, wenn es einen Sieger geben soll, ein Kampf stattfinden muß ... Er versteht mit den großen Schwierigkeiten fertig zu werden wie niemand, und kein Diplomat hat so wie er beim Beginn eines Konfliktes den Frieden zu sichern verstanden ...“

Die kaiserliche Equipage hält vor einer Freitreppe, die nicht den Haupt-

Digitized by Google

eingang zu der Moschee bildet, denn es ist ein Anbau mit mehreren Zimmern vorhanden, die auf die gemeinsame große Umfassungsmauer gehen.

Durch vergoldete Kafes (Gitter) sieht der Sultan aus der Höhe eines Stockwerkes alles, während ihn niemand sehen kann. Hier verrichtet er selbst seine Andacht, allein in einem Gemach, während das kaiserliche Gefolge in den anstoßenden Gemächern betet oder ... Wache hält. Der Herrscher der Gläubigen wirft sich zu Boden und erhebt sich nach den Kommandos des einzigen Imam, der da ist, und der Gott für die Niedrigsten wie für den erlauchten Herrscher anruft. Wenn das namaz (Gebet) zu Ende ist, ruht sich der Kalif ein wenig aus; oft auch sieht er von einem Balkon aus dem Vorbeimarsch der Truppen zu oder schickt einen Kammerherrn zu dem General, um ihm sagen zu lassen, daß die Truppen entlassen seien. Dann formieren sich, im ersten Falle, die Regimenter für den Vorbeimarsch in geschlossener Kolonne oder sie marschieren ab.

Alle hohen und niederen Militärs, die am Zuge nicht teilnehmen, entfernen sich vor der Abfahrt des Monarchen ... Der Sultan kehrt in kleiner Gala in den Palast zurück, und zwar in einem kleinen Wagen mit schneeweißen Pferden, die er eigenhändig lenkt. Die Truppen bilden nicht mehr Spalier; der Monarch fährt an seinen zahlreichen Adjutanten vorüber, und einige Abteilungen Gendarmen nehmen von der Moschee bis zum großen Tor Aufstellung.

*

Es war Freitag, den 21. Juli des Jahres 19.. Während der kleine Wagen des Beherrschers der Gläubigen vor der Freitreppe der Moschee wartete, hätte man eine Mücke fliegen hören können.

Unser Freund, der Pariser, und sein Freund, der Türke, standen auf der Terrasse und hielten den Atem an, denn dieser Moment wirkt stets in höchstem Grade imposant. Plötzlich erschien der Sultan im Rahmen der Tür, und man hörte das Kommando: „Achtung!“, gefolgt von dem kurzen metallischen Laut des Gewehrschulterns.

Die zunächststehenden Höflinge hatten bereits die Augen auf die des größten und letzten Autokraten der modernen Zeiten geheftet, und jeder suchte in diesem Blick etwas andres, der eine eine Gunst, der andre ein Gewitter — als plötzlich eine furchtbare Detonation die tiefe Stille dieses Schlußaktes der Zeremonie unterbrach. Der Erdboden wurde erschüttert, und auf drei Meilen in der Runde bebte alles ... Während Ueberreste von Wagen, von Menschen und Pferden durch die Luft flogen und umherspritzende Gehirnteile auf die Köpfe der Fliehenden niederfielen, während der Boden sich mit zahlreichen Menschen- und Pferdeleichen bedeckte, tat der Sultan ruhig der Panik durch seine Kaltblütigkeit Einhalt; er rief allen eine Ermahnung zu, ihr kaltes Blut zu bewahren, stieg gelassen die wenigen Marmorstufen hinunter, die ihn von dem kleinen Wagen trennten, bestieg ihn, ergriff die Zügel und die Peitsche, die man ihm darreichte, grüßte

Digitized by Google

seine Umgebung und etwas weiterhin den österreichischen Botschafter, der sich in dem reservierten Pavillon befand, und verschwand wie immer hinter dem großen, geheimnisvollen, furchteinflößendem Tor des koketten Jildispalastes.

Von den beiden Freunden konnte sich der Pariser anfangs gar nicht fassen. Er hatte soeben einem furchtbaren, in seiner Art einzig dastehendem Attentat beigewohnt, und auch der Türke war starr vor Schreck.

Als sie ihre Ruhe wiedergewannen, entspann sich folgendes Gespräch:

„Ich traue meinen Augen und meinen Ohren nicht," sagte der Pariser noch zitternd. „Welches Drama!"

„Was sagen Sie dazu?" erwiderte der Türke. „Das nennt ihr im Westen ein Attentat! Das ist abscheulich! Das ist infam, das ist feig, das ist entsetzlich! Ein Schlachtfeld muß weniger traurig aussehen als dieses Schauspiel, das wir vor Augen haben!... Haben Sie die Kaltblütigkeit Seiner Majestät bemerkt? Danach soll noch jemand sagen — wie viele in Ihren Ländern meinen —, daß unser Herrscher nicht mutig ist! Haben Sie nicht gesehen, wie famos er sich gehalten hat?"

„Ja, er war bewunderungswürdig ... großartig! Aber was konnte er tun? Es war vorüber, er war gerettet! Seine Ruhe war ganz natürlich. Ich meine sogar, daß man das den Mut der Furcht nennen kann!"

„Ja, da sieht man's! Ihr seid doch alle gleich: ihr wollt niemals den andern etwas zugestehen. Was verstehen Sie unter dem Mut der Furcht? Das ist einmal ein sonderbarer Ausdruck!"

„Mein Lieber, der Mut der Furcht besteht in Ruhe und Kaltblütigkeit nach einer überstandenen Gefahr ..."

„Das verstehe ich nicht recht!"

„Sehr einfach: aus einer Panik, einem Tohuwabohu, einer Verwirrung entsteht nur Unglück. Wenn zum Beispiel bei einem Theaterbrand oder während eines Erdbebens jemand, in den meisten Fällen ein Feigling, schreien würde: ‚Ruhe! Ruhe! Keine Uebereilung!' und wenn alle auf ihn hören würden, so würde wahrscheinlich niemand umkommen. — Aber lassen wir diese Auseinandersetzungen und sprechen wir ein wenig vom Attentat selbst. Wer kann, Ihrer Meinung nach, der Elende sein, der diese Niederträchtigkeit zu begehen wagte? Sollte sie das Anzeichen einer Gärung bei euch sein?"

„Nein, das glaube ich ganz und gar nicht."

„Warum?"

„Weil ein Türke niemals so tief sinken wird! Seit dreißig Jahren hat es an Gründen und Gelegenheiten nicht gefehlt, und dennoch hat das Volk lieber alle Opfer gebracht, als daß es sich eines Verbrechens der Majestätsbeleidigung schuldig gemacht hätte! — Es muß das Werk der bulgarischen oder armenischen Komitees sein."

„Wenn es aber doch von den Türken ausginge?"

„Dann allerdings würde das Attentat eine außerordentlich ernste Bedeutung bekommen."

Digitized by Google

Während die beiden Freunde so miteinander sprachen, waren sie im Hotel angelangt. Hier nahmen sie, nachdem sie dejeuniert hatten, ihr Gespräch über das Selamlik wieder auf.

„Nun," begann der Türke, „sagen Sie mir auch Ihre Ansicht über unsre Truppen, die Sie heute gesehen haben. Wir leben nicht mehr in der Zeit, wo der Marschall Marmont nach einer Revue, der er in Konstantinopel beigewohnt hatte, folgende Zeilen schrieb: ‚Es ist schwer, etwas weniger Schönes und weniger Gutes zu sehen; das sind keine Truppen, es ist eine Versammlung von Menschen, in deren Physiognomie ein kläglicher, gedemütigter Ausdruck den Hauptzug bildet . . .'

Was Sie hier gesehen haben, ist weder kläglich noch gedemütigt. Wir besitzen die stolzesten aller Truppen! In einer offenen, in einer Nacht geschaffenen Stellung haben unsre Soldaten sieben Monate lang den Marsch der großen russischen Armee aufgehalten, und wir haben den Selbstherrscher aller Reußen gezwungen, die Rumänen um ihre Hilfe zu bitten, um durch die Ueberzahl, aber nur durch die Ueberzahl, die Löwen, die Plewna verteidigten, zu überwältigen! Soviel über die Soldaten.

Jetzt noch eine Anekdote, die den Unterschied zwischen dem Verhalten der früheren Sultane und dem des jetzigen dartun und Ihnen zeigen wird, wie sehr man damals wie heutigestags bestrebt war, die Wahrheit zu verdunkeln. Ich habe diese Geschichte in den Reiseblättern des Herzogs von Ragusa gefunden. Sie muß ihm in den Kreisen von Pera erzählt worden sein. Der Bericht des Herzogs lautet:

‚Folgendermaßen ging es noch vor einigen Jahren zu.

Der Gesandte ward eingelassen, mußte aber noch im zweiten Hof warten. Dem Sultan wurde gemeldet: ‚Ein armer, nackter und an Hunger sterbender Christ bittet zur Audienz bei Euer Hoheit zugelassen zu werden.' — ‚Man lasse ihn kleiden und gebe ihm zu essen,' antwortete der Sultan. Daraufhin wurde dem armen Christen ein Pelz umgeworfen, und man führte ihn in den Bankettsaal.'

Heute empfängt der Sultan die Gesandten als Freund, als Gentleman und, wenn es eine feierliche Audienz ist, die er gewährt, nicht mehr in einem offenen Hof und auf Schemeln, sondern in einem prunkvollen Palast und mit einem seines Ranges würdigen Gepränge; und wenn Coquelin oder Sarah Bernhardt durch Konstantinopel kommen, so läßt sie der Befehlshaber der Gläubigen liebenswürdig bitten, in seinem kleinen Theater im Palaste zu spielen, und wohnt dort, in einem Fauteuil sitzend, mit Vergnügen den Vorstellungen der großen französischen Künstler bei."

„Sie haben recht: alles, was ich gelesen habe, steht in solchem Gegensatz zu dem, was ich gesehen habe, daß mir ist, als ob ich träumte. Aber einen Vorwurf muß ich Ihnen doch machen: ihr sorgt nicht genug dafür, daß man euch kennt. Man weiß von euch nur das, was ihr Schlimmes habt. Man möchte wahrhaftig meinen, daß ihr ein Vergnügen daran findet, eure guten Seiten zu verbergen und die häßlichen zu zeigen!"

Digitized by Google

„Ich, lieber Freund, ich gehe noch weiter; ich sage: der größte Feind der Türken ist der Türke selbst. Ist es nicht schade, daß für nichts und wieder nichts unsre Fähigkeiten, unsre Kräfte, unsre Reichtümer, unsre Bodenschätze, unsre unbekannten Wälder, unser Volk und unsre Tugenden dem Untergang entgegengehen, während alles das ein ungeheures, wunderbares Werkzeug bilden könnte? Aber leider, das Schlimme, das wir uns selbst antun, hat uns bis jetzt niemand angetan! ... Wir sind unbewußte und unbedachte große Kinder. Es gibt bei uns eine Persönlichkeit — sie hat wirklich existiert — von der man sich die merkwürdigsten Anekdoten erzählt; es war der Hodscha Nasreddin-Efendi. Eines Tages stieg der Hodscha auf einen Baum und schlug, um Holz zu bekommen, mit seiner Axt alle Zweige von dem Baum ab. Schließlich kam er auch an den Ast, auf dem er selber saß.

Jemand kam des Wegs daher; als er den Hodscha in einer so gefährlichen Lage sah, rief er ihm zu: ‚Holla! Hodscha-Efendi, was macht Ihr denn da? ... Noch ein oder zwei Axthiebe, und Ihr werdet den Ast abhauen, auf dem Ihr sitzt.' Der Hodscha zuckte nur mit den Achseln, und der Mann ging weiter. Beim vierten Axthieb, der folgte, krachte der Ast, und der Hodscha stürzte auf die Erde, erhob sich aber gleich wieder und lief in größter Hast hinter dem freundlichen, liebenswürdigen Warner her, den er auch bald einholte. Noch ehe der Mann sich hatte umwenden können, packte ihn der Hodscha am Kragen und sagte zu ihm: ‚Ihr, der Ihr gewußt habt, daß ich fallen würde, sagt mir auch, wann ich sterben werde ...'

Der arme Teufel, der dem Hodscha eine sichere Tatsache vorhergesagt hatte, befand sich angesichts dieser Frage in großer Verlegenheit.

Ich finde in dieser Geschichte von dem Hodscha viel Aehnlichkeit mit dem, was wir tun, nur mit dem Unterschied — das muß man zugeben — daß unser Ast recht fest ist ..."

Die Lage Deutschlands

Die auswärtige Politik ist in erster Linie ein Rechenexempel; sie verlangt Nüchternheit und keine Gefühlsekstasen. In der auswärtigen Politik des Deutschen Reiches finden wir Faktoren, die positiv, und solche, die negativ in Rechnung zu setzen sind. Positiv, weil sie einer aktiven, negativ, weil sie einer defensiven Politik dienen. Der negative Faktor der deutschen Politik ist der Dreibund, er hat lediglich defensiven Charakter, sowohl seiner historischen Entstehung als auch seinem Zwecke nach. Die Dreibundmächte können für die Zwecke der deutschen Politik nur in Rechnung gezogen werden für den Fall, daß das Deutsche Reich einen Defensivkrieg zu führen haben sollte. Die positiven Faktoren der deutschen Politik sind umgekehrt alle diejenigen, die dazu dienen können, eine aktive deutsche Auslandspolitik zu ermöglichen. Für diese wird vor

Digitized by Google

allem das künftige Verhältnis zu den Westmächten in Betracht kommen. Je mehr Deutschland allmählich in die Lage kommt, im Einvernehmen mit diesen zu handeln, um so aktiver wird es offenbar auch seine auswärtige Politik gestalten können. Wer für eine aktive Politik eintritt und es nicht, wie die chauvinistischen Kreise, direkt auf einen Krieg abgesehen hat, der wird daher auch im Anbahnen eines solchen Einvernehmens die Hauptaufgabe der deutschen auswärtigen Politik für die nächsten Jahre erblicken.

Es ist nun charakteristisch dafür, wie schlechte Rechner und Politiker es in Deutschland gibt, daß gerade diejenigen Leute, die von der Regierung immer wieder eine aktivere Politik fordern, dabei lediglich den negativen Faktor, den Dreibund in Rechnung setzen. Als ob dieser dafür auch nur den geringsten Nutzen bringen könnte! Wer eine aktive Politik verlangt, muß dafür selbstverständlich auch positive Faktoren einsetzen können. Entweder — Oder! Entweder man klammert sich mit aller Gewalt, auf Glück und Unglück, am Dreibund fest und verzichtet auf weitere politische Beziehungen. Es ist das der Standpunkt, den die alldeutschen Politiker einnehmen, die gegen die Westmächte ja eine andauernde Hetze zu unterhalten suchen. Nimmt man diesen Standpunkt einmal ein, dann muß man aber auch keine aktive Politik fordern, sondern sich auf die Defensive beschränken. Oder aber man will eine aktive Politik. Dann muß man aber im Dreibund nicht das A und das O der deutschen Auslandspolitik sehen, sondern daneben andre Beziehungen anzuknüpfen suchen, die den Interessen einer Politik der Taten nützlich sein können.

Weil nun viele Leute, die sich heute um unsre auswärtige Politik kümmern, diese Grundwahrheit noch nicht eingesehen haben, sind sie auf einen dritten Weg verfallen, den ihnen die Chauvinisten eingegeben haben. Sie behaupten, Deutschland könne sich nur durch einen Krieg Luft machen. Ein solcher Krieg wäre natürlich ein Angriffskrieg, bei dem die Dreibundmächte gar nicht mit in Betracht kämen. Unter aktiver Politik verstehen diese Rechenkünstler nämlich eine aggressive Politik, so eine Art Raubpolitik, wie sie etwa im Mittelalter betrieben wurde, bei der jeder einfach nimmt, was ihm gefällt. Es ist ohne weiteres klar, daß nur politische Verständnislosigkeit auf einen solchen Abweg geraten konnte, der wie kein andrer geeignet sein würde, das Deutsche Reich in die Tiefe statt in die Höhe zu führen. Die Politik des „Oderint dum metuant“ der alldeutschen Politiker ist in der Tat der Ausdruck einer völligen Unbekanntschaft mit allem, was mit dem politischen Betrieb zusammenhängt. Wer glaubt, es dadurch am weitesten zu bringen, daß er sich überall Feinde statt Freunde schafft, der sollte lieber das politische Rechnen ganz bleiben lassen. Die heute so vielgeschmähte deutsche Diplomatie mag auch ihre Fehler haben, aber derartige politische Rechenfehler wie die Alldeutschen wird sie sicherlich nicht machen.

Der Umstand, daß manche Leute vom Dreibund Dinge erwarten, die er gar nicht leisten kann, ist aber im übrigen auch gar nicht so unbedenklich. Wenn das Publikum sich darüber klar wäre, daß der Dreibund häufig gar nicht in Rechnung zu setzen ist und daß Deutschland unter gewissen Voraussetzungen

Digitized by Google

politisch allein stehen würde, dann würde es auch nicht so einseitig immer nur den Dreibund für das allein Wertvolle halten und die Bemühungen der Reichsregierung, daneben noch andre Fäden anzuknüpfen, herabzusetzen suchen. In diesem Sinne bedeuten unsre Bündnisverträge also zweifellos eine Gefahr. Sie scheinen allerlei zu versprechen, was sie nicht halten können.

Zweifellos ist es besser, wenn das deutsche Volk weiß, daß es unter den jetzigen politischen Verhältnissen unter Umständen allein steht und auf sich selbst angewiesen ist, als daß es Berechnungen anstellt, die im gegebenen Fall nicht stimmen würden. In der Erkenntnis dieser wirklichen Sachlage wurzelt ja im Grunde auch die neueste Heeresvorlage. Man hat sich manchmal darüber gewundert, daß diese Vorlage vor der Oeffentlichkeit nicht näher begründet worden ist. Aber es gab Gründe für dieselbe, die man weder zu sagen brauchte noch sagen konnte. Daß man damit vor allem auch eine Politik „aus eigner Kraft" anbahnen wollte, die das Deutsche Reich vom Dreibund unabhängiger macht, durch die es die Arme für aktives Handeln frei bekommt, das hat man im Reichstage nicht ausdrücklich gesagt, aber das ist doch manchem auch ohne das zum Bewußtsein gekommen. Deutschland muß vor allen Dingen so stark sein, daß es nicht von Oesterreich abhängig ist. Dadurch ebnet es sich erst den Weg, um seine eignen politischen Ziele mit Nachdruck verfolgen zu können. Man kann dabei ganz dahingestellt sein lassen, wie hoch man die österreichische Hilfe für den Fall eines deutschen Defensivkrieges überhaupt einschätzen darf. Es soll hier nicht untersucht werden, inwieweit diejenigen recht haben, die nach dieser Richtung etwas skeptisch sind. Sei dem aber, wie ihm wolle, ein Gewinn bleibt es unter allen Umständen, wenn Deutschland so stark ist, daß es jederzeit selbst seine Politik bestimmen kann.

Wenn somit aus dem Gesagten schon hervorgeht, daß der Wert des Bündnisses mit Oesterreich für Deutschland ganz naturgemäß nur ein relativer sein kann, so kommt nun aber noch ein weiterer Grund hinzu, weshalb dieses Bündnis nicht nur für eine aktive deutsche Politik nicht in Rechnung zu setzen ist, sondern weshalb es in gewissem Sinne geradezu ein Hindernis einer solchen Politik bedeutet. Um dies zu erklären, bedarf es eines kurzen Rundblickes auf die gegenwärtige europäische politische Lage im allgemeinen.

Wenn man das Deutsche Reich in seinen Beziehungen zu den andern Großmächten betrachtet, so muß man zunächst feststellen, daß diese Beziehungen in Wirklichkeit nicht so schlecht sind, wie sie von den zahlreichen politischen Schwarzsehern üblicherweise geschildert werden. Es muß vor allen Dingen, wenn man objektiv ist, anerkannt werden, daß die Tripelentente in ihrer Wirksamkeit tatsächlich ebensosehr ein Faktor für den europäischen Frieden geworden ist, wie der Dreibund. Wer sich hierüber vorher noch nicht klar geworden war, der hat dies während der Balkankrise doch deutlich erkennen müssen. Die Mächte der Tripelentente wünschen heute zweifellos sämtlich nichts sehnlicher als die Aufrechterhaltung des europäischen Friedens. Einen Krieg mit Deutschland wünscht gewiß keiner dieser Staaten. Die Beziehungen zu England sind durchaus zu-

Digitized by Google

friedenstellend. Rußland liegt nichts ferner, als einen Krieg mit Deutschland herbeizusehnen. Der Panslawismus richtet sich im übrigen in keiner Weise gegen das Deutsche Reich; es wäre daher schon aus diesem Grunde töricht, wenn man sich über ihn in Deutschland zu stark aufregen wollte. Aber auch Frankreich hat zweifellos in der letzten Zeit eine Politik des Friedens betrieben, die in keiner Weise als gegensätzlich zu den Interessen des Dreibundes bezeichnet werden kann. Seit Marokko beglichen ist, fehlt es an einem Interessengegensatz zwischen Frankreich und Deutschland. Auch ist es eine offenbar veraltete Anschauung, zu glauben, daß Frankreich heute noch Revanchepolitik treibe. Die französischen Chauvinisten sind nicht Frankreich, so wenig wie die deutschen Chauvinisten Deutschland sind. Der Revanchegedanke ist in Frankreich in allen irgendwie maßgebenden Kreisen längst aufgegeben worden. Die „elsaß-lothringische Frage" hat drüben im allgemeinen nur noch in dem Sinne Interesse, daß man dort eine gute Behandlung der ehemaligen Landsleute wünscht — ein Moment, das wohl für die Völkerpsychologie, nicht aber für die internationale Politik in Betracht kommt. Daß in Frankreich in weiten Kreisen der Wunsch nach einer Verständigung mit Deutschland besteht, hat man anläßlich der Berner Konferenz deutlich beobachten können. Wenn man gerecht ist, muß man sogar zugeben, daß diese Kreise in Frankreich heute zahlreicher sind als in Deutschland, wo der Nationalismus in den letzten Jahren zweifellos gewaltig zugenommen hat. Es ist daher unrichtig und beruht auf ungenügender Kenntnis der gegenwärtigen Zustände in Frankreich, wenn in dem Artikel „Richtlinien deutscher Politik" im Juli-Heft der „Deutschen Revue" behauptet wird, die französische Politik habe die Revancheidee noch nicht abzuschütteln vermocht und die Vorgänge von Nancy und Lüneville hätten die alte Erfahrung bestätigt, daß wir die Franzosen zwar zerstreuen, aber nicht gewinnen können, und daß wir daher nur das erstere, nicht aber das letztere versuchen sollten. Es hat sich doch keinem ernsthaften Beobachter die Tatsache entziehen können, daß die neueste deutsche Heeresvorlage in Frankreich eine große Erregung hervorgerufen hat, daß man infolge davon Deutschland Angriffsabsichten unterlegte und daß gerade diese Befürchtung die Ursache der neuesten chauvinistischen Ausbrüche gewesen ist. Aus Nancy und Lüneville daher irgendwelche Schlüsse auf die Möglichkeiten einer Verständigung mit Frankreich ziehen zu wollen, involviert eine große Ungerechtigkeit. Gerade Bern hat deutlich gezeigt, daß das Entgegenkommen nicht bei den Franzosen fehlt. Jedenfalls ist ein in irgendwelchen Tatsachen begründeter, ernsthafter, politischer Gegensatz zwischen Frankreich und Deutschland heute nicht vorhanden.

Wir sehen also, daß die Lage Deutschlands in der europäischen Politik keineswegs eine ungünstige ist.

Digitized by Google

Die Entwicklung der Naturwissenschaften, insbesondere der Biologie unter der Regierung Kaiser Wilhelms II.

Von

Dr. Willy Kükenthal (Breslau)

Die große Wertschätzung, deren sich die Naturwissenschaften heutzutage in den weitesten Kreisen unsers Volkes zu erfreuen haben, verdanken sie selbstverständlich in erster Linie der Anwendbarkeit ihrer Resultate auf das praktische Leben. Es liegt ja für jedermann klar zutage, daß seine eigne Lebenshaltung tiefgreifende Verbesserungen erfahren hat, die auf Errungenschaften der Naturwissenschaften beruhen. Man denke sich nur, um ein Beispiel herauszugreifen, die Errungenschaften aus unserm Leben hinweg, die auf der Anwendung der Elektrizitätslehre basieren — Telegraph, Telephon, elektrisches Licht, Fernleitung elektrischer Kraft, elektrische Bahnen u. dgl. mehr —, um zu begreifen, wie eng das heutige Leben mit der angewandten Naturwissenschaft verknüpft ist. Ganz das gleiche gilt für die Wärmelehre und andre Disziplinen der Physik, und so gibt es wohl kaum ein Gebiet menschlicher Tätigkeit, welches nicht von den Fortschritten der Naturwissenschaft beeinflußt worden wäre. Ich brauche bloß den Namen Justus Liebig zu nennen, um daran zu erinnern, welche Förderung die Landwirtschaft der Chemie verdankt. Und was bedeutet die Chemie für die heutige Industrie! Die chemische Industrie Deutschlands ist die erste der Welt, und ihr Aufblühen hat unzähligen Tausenden von Menschen lohnende Arbeit gebracht. Und wer da glaubt, daß die Naturwissenschaft sich bereits auf dem Höhepunkte ihrer Entwicklung befinde oder ihn auch nur in absehbarer Zeit erreichen werde, der dürfte sich irren. Mit jeder neuen Entdeckung türmen sich auch neue Probleme auf, deren Lösung neue wirtschaftliche wie Kulturwerte zu schaffen vermag, und das gilt für alle Disziplinen, in welche sich der breite Strom unsrer Wissenschaft geteilt hat. In dieser Hinsicht sind wir dem klassischen Altertum, das uns in so vielem als unerreichbares Vorbild hingestellt wird, unendlich überlegen, und der Satz, daß alles Gescheite schon einmal gedacht worden sei, für den bekanntlich Goethe die Bibel als Urbeleg anführt, hat für die Naturwissenschaften keine Geltung. Auch trete ich den kürzlich gemachten Ausführungen eines namhaften Chemikers bei, die darin gipfeln, daß die Entwicklung der Naturwissenschaften mit immer zunehmender Geschwindigkeit erfolge. Unser Endziel ist kein geringes. Wir wollen uns zu Beherrschern der Naturgewalten machen, und wir hoffen, daß dadurch möglichst vielen Menschen ein möglichst großer Anteil am Glück zuteil werde.

In diesem heißen Ringen steht das deutsche Volk unter der Aegide seines Herrschers schon lange in erster Reihe, aber die neue Zeit hat vor der alten

Digitized by Google

voraus, daß wir Deutsche uns nicht mehr damit begnügen, die wissenschaftlichen Grundlagen zu schaffen, die dann von andern zu praktischen Zwecken ausgenützt werden, sondern gelernt haben, selbst die Nutzanwendung aus unsern naturwissenschaftlichen Entdeckungen zu ziehen. Der unerhörte wirtschaftliche Aufschwung Deutschlands während der Regierung unsers Kaisers ist in erster Linie auf die bewunderungswürdige Entwicklung unsrer technischen Wissenschaften zurückzuführen. Wenn wir an Bord eines jener stolzen Ozeanriesen gehen, die unter der schwarz-weiß-roten Flagge die Meere durchfurchen, deren unendlich komplizierter, von Menschenhand geschaffener Organismus uns mit Staunen und Bewunderung erfüllt, oder wenn wir an die Eroberung der Luft denken, an die schnellen Luftkreuzer unsers Zeppelin, von denen wir nur wünschen, daß sie uns stets den Frieden erhalten mögen, oder wenn wir den Blick erheben zu der neuesten Wunderschöpfung deutscher Technik, der gewaltigen Kuppel unsrer Breslauer Jahrhunderthalle, da schlägt unser Herz höher in berechtigtem patriotischen Stolze.

Und welche Ausblicke eröffnen sich für die Zukunft! Schon hat auch der Laie von den geheimnisvollen Kräften des Radiums gehört und wohl auch davon gelesen, daß die chemischen Elemente vielleicht doch nicht die letzten Einheiten sind, aus denen sich die Stoffe aufbauen, und daß die Möglichkeit nicht ausgeschlossen erscheint, ein Element in ein andres überzuführen. Wer denkt da nicht an den Traum der alten Alchimisten, das Element Gold aus weniger wertvollen Stoffen herzustellen! Sollte das einem modernen Chemiker wirklich gelingen, welche Umwandlung unsers gesamten wirtschaftlichen Lebens würde dann eintreten! Aber auch wenn wir diese Zukunftsphantasien beiseite lassen, so bleibt noch genug bereits Erreichtes übrig, an dem wir uns erfreuen können.

Nur will es mir scheinen, als ob man gegenüber den *realen Fortschritten* unsrer Naturwissenschaft und der mit ihr verbündeten Technik die *ideelle Seite* nicht genügend hoch werte, und doch wird sich schließlich der rein geistige Fortschritt, den wir den Naturwissenschaften verdanken, als der für die menschliche Kultur noch wertvollere erweisen!

Es hat sich in den letzten Dezennien allmählich, aber mit unwiderstehlicher Kraft eine Umwälzung unsers Denkens vollzogen, die nicht nur von Physik und Chemie, sondern auch von Astronomie und Erdgeschichte, vor allem aber von den unter dem Namen der „*Biologie*" zusammengefaßten Wissenschaften von dem Lebendigen, den Pflanzen, den Tieren und dem Menschen, ausgegangen ist. Man denke an die dem Boden unsrer Wissenschaft entsprossene *Abstammungslehre*, die wie keine andre naturwissenschaftliche Theorie die Gemüter erregt und zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Denkweise beigetragen hat. Befaßt sich diese Lehre doch auch mit der Stellung des Menschen in der Natur und sucht diese für die Weltanschauung eines jeden so wichtige Frage in ganz andrer Weise zu lösen, als es bis dahin von andern Wissenschaften versucht worden war. Das erklärt ja auch den mit so leidenschaftlicher Erbitterung geführten

Digitized by Google

Kampf für und wider die Abstammungs- oder Entwicklungslehre, der allerdings heute so ziemlich beendet ist, weil diese Lehre auf der ganzen Linie gesiegt hat. Damit sind wir in eine neue Phase unsrer Forschung eingetreten. Während man früher an die Entwicklungslehre geknüpfte naturphilosophische Spekulationen, die keineswegs mit zwingender Notwendigkeit aus ihr resultieren, in den Vordergrund des Interesses stellte, kümmerte man sich nicht, oder nur mit vereinzelten Ausnahmen, um den tatsächlichen Ausbau und die Vertiefung der rein naturwissenschaftlichen Lehre selbst.

Heute ist das anders geworden. Die stillen Arbeiter in den Laboratorien sind schließlich Sieger geblieben, und der Kampf der Meinungen dreht sich nunmehr um rein naturwissenschaftliche Fragen. Der frühere unerquickliche, nicht immer mit reinen Waffen geführte Streit, der bis in die Tagesblätter hinein sein Echo fand, ist so ziemlich verhallt, und die neue Phase unsrer Forschung ist durch die Anwendung exakter experimenteller Methoden und durch Sachlichkeit und Besonnenheit in den Schlußfolgerungen gekennzeichnet.

Vielleicht wird dadurch die Abstammungslehre und damit die Biologie etwas von ihrer Popularität einbüßen, denn das Studium von Tabellen und in Form von Kurven gehaltenen graphischen Darstellungen ist nicht so amüsant wie die Lektüre der früheren naturphilosophischen Exkurse, besonders wenn sie in fremde Forschungsgebiete übergriffen. Jetzt schon nimmt die Hochflut solcher populärer Abhandlungen mehr schreibgewandter als wissenschaftlich tiefer Schriftsteller ab. Sollen wir das bedauern? Dem Nutzen, den sie durch Ausbreitung naturwissenschaftlichen Denkens in weitere Kreise stiften können, steht die Gefahr der Erzeugung irriger Vorstellungen und einer gefährlichen Halbbildung entgegen! Zweifellos hat das Volk ein Recht darauf, die Fortschritte in der Wissenschaft, soweit das eben möglich ist, kennen zu lernen. Es sollte dies aber ein nobile officium unsrer besten Gelehrten sein, dem Volke die Resultate ihrer Forschung in gemeinverständlicher Form darzubieten, wie dies z. B. ein Alexander v. Humboldt, ein Charles Darwin und ein Thomas Huxley getan haben.

Die Begründung der Abstammungslehre, wie wir sie Darwin verdanken, basiert bekanntlich auf den beiden Grundtatsachen der Variabilität und der Vererbung, zu denen sich dann als dritter Faktor der Kampf ums Dasein gesellt, der aus der Fülle der dargebotenen Variationen die für den Kampf ums Dasein weniger gut ausgerüsteten Individuen ausmerzt, während die übrigbleibenden, besser angepaßten zur Fortpflanzung gelangen. Sind nun diese günstigeren Eigenschaften vererbungsfähig, so wird im Laufe der aufeinanderfolgenden Generationen eine allmähliche Umänderung einzelner Merkmale eintreten, und es wird sich eine neue Art herausbilden. Durch diese „natürliche Zuchtwahl" erklärte Darwin die Umwandlung der Arten. Gleichzeitig aber erhalten wir wenigstens im Prinzip die Lösung einer Frage von fundamentaler Wichtigkeit, nämlich des Ursprungs der Zweckmäßigkeit in der organischen Natur.

Bis in die neueste Zeit hinein ist die Idee von der geschichtlichen Entwicklung der Organismen und nicht einer übernatürlichen Schöpfung konstanter

Digitized by Google

Arten eine Theorie geblieben, die man nur durch zahllose indirekte Beweise stützen konnte. Immerhin besitzt diese Theorie einen so hohen Wahrscheinlichkeitsgrad und solche überzeugende Kraft, daß so gut wie alle Naturforscher auf ihrem Boden stehen. Aber man glaubte direkte Beweise ebensowenig erbringen zu können, wie etwa ein Historiker der Menschheitsgeschichte für die einstige Existenz Julius Cäsars andre als indirekte Beweise, wie Dokumente, Denkmäler usw., erbringen kann. Erst neuerdings ist dieser Bann gebrochen, und von der Erwägung ausgehend, daß der Prozeß der Umformung der Arten durchaus nicht nur der Geschichte angehört, sondern noch heute fortdauern muß, ist man auf experimentellem Wege zu ganz neuen und überraschenden Erfolgen gelangt.

Zu diesen Erfolgen kam man durch Untersuchung der beiden Grundfaktoren der Artbildung: der Variabilität und der Vererbung, die man früher als keiner weiteren Erklärung bedürftig und fähig, also als gegebene Größen hinnahm. Variabilität nennen wir die Erscheinung, daß die Individuen einer Art niemals vollkommen gleich sind, sondern geringfügige Abweichungen voneinander zeigen.

Wenn wir eine bestimmte Eigenschaft herausgreifen, so sehen wir, daß die größte Zahl der Individuen einer Art diese Eigenschaft in einer Ausbildung zeigt, die wir als den Mittelwert bezeichnen. Leichte Abweichungen von diesem Mittelwert kommen relativ häufig vor. Je stärker sie aber werden, um so seltener treten sie auf, und ein gewisses Minimum oder Maximum der Abweichung wird überhaupt nicht überschritten. Man stellt das graphisch in Form einer Kurve dar, deren Gipfel dem Mittelwert der herausgegriffenen Eigenschaft, deren absteigende Aeste den Abweichungen in negativer wie positiver Richtung vom Mittelwerte entsprechen. Die beiden Fußpunkte der Kurve stellen die extremsten und seltensten Minus- und Plusvarianten dar, während der Gipfel gleichzeitig die größte Individuenzahl der zur Untersuchung gelangenden als „Population" bezeichneten Individuengruppe einer Art enthält.

Darwin stützte sich bei der Aufstellung seiner Theorie von der natürlichen Zuchtwahl auf die altbekannte Erscheinung, daß bei der künstlichen Zuchtwahl, wie sie bei Haustieren und Kulturpflanzen geübt wird, der Züchter durch Auslese und Kreuzung von Artindividuen, die ihm geeignet erscheinende Abweichungen vom Mittelwerte zeigen, neue Rassen zu erzielen vermag. Nun haben aber die neuen experimentellen Forschungen erwiesen, daß die Annahme der Erzeugung von etwas wirklich Neuem bei dieser Art der Auslese nicht haltbar ist, daß vielmehr die künstliche Zuchtwahl nur einzelne sog. „reine Linien" herausgreifen und isolieren kann, die schon vorher, mit andern zu einem Gemenge vereinigt, in der der Untersuchung unterworfenen Individuengruppe der Art enthalten waren.

Nach Darwins Auffassung müßte aber die Auslese dahin wirken, daß der Mittelwert der betreffenden Arteigenschaft sich ändert, oder mit andern Worten, daß der Gipfel der Kurve sich bei den gezüchteten Nachkommen verschiebt und dahin zu liegen kommt, wo in der ursprünglichen Kurve der der Züchtung unter-

Digitized by Google

worfene Variant seinen Platz hatte. Da nun aber die Zuchtwahl eine solche Kurvenverschiebung innerhalb der Variationsreihe nicht erzielen kann, kann sie also auch die Art nicht umändern, und die Züchtung anscheinend neuer konstanter Rassen beruht nur auf der Auswahl und Isolierung schon vorher in der Art vorhandener „reinen Linien". Innerhalb der reinen Linie selbst ist die Selektion machtlos, sie produziert nichts Neues. Damit wäre also die Darwinsche Lehre von der natürlichen Zuchtwahl durch die neuen experimentellen Untersuchungen vollkommen widerlegt?

So einfach liegen indessen die Dinge nicht. Nur die gewöhnliche, mit minimalen Abweichungen arbeitende sog. fluktuierende Variabilität ist es, aus der heraus nichts Neues entstehen kann. Außerdem existiert aber noch eine andre, mehr gelegentlich und plötzlich auftretende Variabilität, die wir Mutation nennen und die sich von der gewöhnlichen Variabilität durch das Auftreten mehrerer gleichzeitig und unvermittelt erscheinender Merkmale sowie deren Vererblichkeit unterscheidet. Schon Darwin kannte solche Mutationen, ihre Wichtigkeit für die Artbildung wurde aber erst vor kurzem festgestellt. Heute sind wir so weit, daß wir im Tier- wie im Pflanzenreiche das spontane Auftreten solcher Mutationen sicher beobachtet haben. Damit aber haben wir das Entstehen neuer elementarer Arten direkt wahrnehmen können, von denen der Kampf ums Dasein die ungeeigneten ausmerzt und nur die passendsten übrigläßt, die ihre neuen konstanten Eigenschaften auf die Nachkommen vererben. Während man aber früher der Meinung war, daß die fluktuierende Variation und die Mutation etwas fundamental Verschiedenes seien, gewinnt heute die Ansicht mehr und mehr an Boden, daß die Mutationen ebenfalls in der Richtung der fluktuierenden Variationen liegen und nur über deren normale Grenzen hinausragen. Nur ein einziger wesentlicher Unterschied scheint vorhanden zu sein, indem die Mutation mit vererblichen Eigenschaften ausgestattet ist, nicht aber die gewöhnlich fluktuierende Variation. Die neueste Forschung ist aber im Begriff, auch hier eine Brücke zu schlagen, indem sie Mutationen nachgewiesen hat, die innerhalb der normalen Variationsreihe liegen, mit andern Worten, es können für gewöhnlich nicht erbliche Eigenschaften ausnahmsweise erblich werden. Bestätigt sich das, so betreten wir eine Brücke, die wieder zu Darwins Selektionstheorie führt. Wenn diese Theorie auch durch die modernen exakten Forschungsresultate stark modifiziert worden ist, so werden wir voraussichtlich ihre Fundamente doch beibehalten. Darwins unsterbliches Verdienst wird dadurch nicht geschmälert, daß wir die Wirkungen der natürlichen Zuchtwahl anders einschätzen, als er es tat.

An einer der augenblicklichen Grenzen unsrer Forschung stehen wir auch, wenn wir an die Frage nach der Herkunft der Mutationen herantreten. Höchst wahrscheinlich ist es, daß sie ihren Ursprung der Einwirkung äußerer Faktoren zu verdanken haben, denn es ist auf experimentellem Wege bereits gelungen, durch künstliche Veränderung der Existenzbedingungen Mutationen willkürlich hervorzurufen. Diese neuen Experimente sind auch geeignet, die von

Digitized by Google

Lamarck zuerst hervorgehobene Erscheinung der Anpassung der Organismen an die Umgebung in ein neues Licht zu stellen. Die Lösung dieser und andrer wichtiger Fragen des Artbildungsproblems wird voraussichtlich nicht mehr allzulange auf sich warten lassen.

Gleichzeitig damit ist auch die Frage nach dem Wesen der Vererbung in ein neues Stadium getreten, und die bereits erzielten Resultate sind von so allgemeinem Interesse, daß ich sie hier in diesem Zusammenhange nicht ganz übergehen kann.

Die moderne Erblichkeitslehre ist dem Boden der Biologie entsprossen, und ihre exakten und unanfechtbaren Resultate haben mit den früheren düsteren Vorstellungen über die Macht der Vererbung als tragischen Schicksals des Menschenlebens gründlich aufgeräumt.

Man erinnere sich nur an die bis vor kurzem noch herrschende pessimistische Auffassung der Vererbung in der Medizin. Hier war sie die finstere, unentrinnbare Macht, welche die schlechten Eigenschaften der Eltern in den Nachkommen von Generation zu Generation anzuhäufen vermochte und damit die Familie dem allmählichen, aber sicheren Untergange entgegenführte. Wie tiefe Wurzel diese Auffassung in der Literatur gefaßt hat, davon zeugt Zolas große Romanserie nicht minder wie einzelne Werke Ibsens und Gerhart Hauptmanns.

Heute kann diese Periode dank der exakten biologischen Forschung als überwunden gelten.

Von den drei Wegen, die man zur Erforschung der Vererbung eingeschlagen hat, ist der der reinen Spekulation neuerdings verlassen worden. Dankbar erkennen wir die mannigfachen Anregungen der aufgestellten Vererbungshypothesen, insbesondere der Weismanns, an, aber wir haben eingesehen, daß eine Lösung der Frage auf diesem Wege nicht zu erwarten ist. So hat man in neuerer Zeit begonnen, einmal die tatsächlichen Vorgänge festzustellen, die der Vererbung zugrunde liegen, dann hat man aber dem schon früher angewendeten Experiment erneute Aufmerksamkeit geschenkt.

Mühselig ist der Weg, und nur Schritt für Schritt kommen wir dem noch in weiter Ferne liegenden Ziele näher, aber wir haben wenigstens die feste Zuversicht, uns auf dem rechten Wege zu befinden.

Es liegt tief im Wesen unsrer wie aller wissenschaftlicher Forschung begründet, daß der einzelne im Kampfe um ein fernes Ziel nichts gilt und daß durch Generationen hindurch eine unverdrossene und entsagungsvolle Kleinarbeit zu leisten ist, bis das Ziel erreicht ist. Dieser Idealismus hat einst die deutsche Wissenschaft groß gemacht, und mit Freude kann ich es feststellen, daß er noch heute an den deutschen Hochschulen blüht. Vielleicht wird das von den zahlreichen gestrengen Kritikern der deutschen Professoren auch einmal zu deren Gunsten gebucht.

Die tatsächlichen Vorgänge, welche der Vererbung zugrunde liegen, lassen sich zum Teil direkt unter dem Mikroskop beobachten. Sie spielen sich in bestimmten Vererbungszellen ab, deren Zellkerne streng gesetzmäßig verlaufenden

Digitized by Google

Prozessen unterliegen. Man hat nämlich in den Kernen eine bestimmte, zeitweise besonders geformte Substanz gefunden, die als Träger der Vererbung angesprochen wird. Da sie von Generation zu Generation in gleicher Weise weitergegeben wird, kann man von einer Kontinuität der Vererbungssubstanz durch die Reihenfolge der Geschlechter hindurch sprechen. Die Zahl dieser meist stäbchenförmigen Vererbungsträger, der Chromosomen, ist für jede Pflanzen- wie Tierart konstant und tritt in jeder Körperzelle eines Organismus stets in der gleichen Anzahl auf. Durch sinnreiche Experimente konnte nachgewiesen werden, daß die Chromosomen innerhalb eines Zellkernes qualitativ verschieden, also Träger verschiedener vererbter Eigenschaftsgruppen sind. Indem nun bei der Zellteilung sich jedes Chromosom der Länge nach in zwei Teile spaltet, die auseinander weichen und sich auf die Kerne der beiden sich bildenden Tochterzellen verteilen, erhalten die beiden Tochterzellen die gleichen Eigenschaftsqualitäten. Es geht also die Verteilung der als Erblichkeitsträger angesehenen Kernmasse in durchaus erbgleicher Weise vor sich.

Dieser Zellteilungsmechanismus macht es auch verständlich, daß alle Zellen eines Organismus die gleiche Anzahl von Chromosomen enthalten. Nur bei den Keimzellen tritt eine Ausnahme ein, indem sie in reifem Zustande nur die Hälfte der Normalzahl der Chromosomen besitzen. Das rührt von einer als Reduktionsteilung bezeichneten Reifeerscheinung der weiblichen Keimzellen oder Eizellen her, die ursprünglich die gleiche Anzahl Chromosomen enthalten wie alle andern Zellen des Organismus. Dann aber wird durch eine zweimal aufeinander folgende Zellteilung, bei der einmal die Längsteilung der Chromosomen unterbleibt, die Hälfte der Chromosomen ausgestoßen und geht zugrunde, so daß die nunmehr herangereifte Eizelle nur noch die halbe Anzahl Chromosomen besitzt. Bekanntlich entsteht ein neuer Organismus durch die Vereinigung zweier reifer Keimzellen, einer männlichen und einer weiblichen. Da nun auch die männliche Keimzelle infolge eines ähnlichen Reifeprozesses nur die halbe Chromosomenzahl besitzt, wird durch die Vereinigung beider wieder die volle Chromosomenzahl erzielt. Ohne Reduktionsteilung würde sich in dem befruchteten Ei die Zahl der Chromosomen verdoppeln und in den nächsten Generationen vervielfachen. Die Befruchtung hat also der Eizelle von väterlicher Seite her die gleiche Anzahl von Chromosomen zugeführt, wie sie von mütterlicher Seite her besitzt, und damit ist die materielle Grundlage für die Tatsache gegeben, daß sich in jedem Lebewesen eine Mischung väterlicher und mütterlicher Eigenschaften vorfindet. Die Reduktionsteilung gibt dadurch, daß ein Teil der väterlichen und mütterlichen Chromosomen aus der reifenden Eizelle ausgeschaltet wird, die übrigbleibenden aber in schwankender Gruppierung auftreten, die Erklärung dafür, daß die Eigenschaften der väterlichen und der mütterlichen Familie bei den Nachkommen in wechselnden Kombinationen auftreten und daß insbesondere Geschwister sich niemals vollkommen gleichen.

Ferner verstehen wir nunmehr jene als Atavismus bezeichnete Erscheinung, daß Eigenschaften eines Vorfahren eine oder mehrere Generationen überspringen

Digitized by Google

können, um dann plötzlich wieder zum Vorschein zu kommen. Des weiteren haben wir dadurch eine Vorstellung gewonnen, wie Eigenschaften der Vorfahren, wie zum Beispiel Krankheitsdispositionen, nur bei einem Teil der Geschwister aufzutreten brauchen, ja wir haben dadurch die tröstliche Gewißheit erhalten, daß solche Krankheitsdispositionen einer Familie in späteren Generationen völlig verschwinden können. Schließlich sind wir auch noch der äußerst schwierigen Frage nach der Ursache der Geschlechtsbestimmung durch diese mikroskopischen Zellenuntersuchungen auf die Spur gekommen.

In schönster Uebereinstimmung mit den durch direkte mikroskopische Beobachtung erzielten Resultaten stehen die des biologischen Experimentes. Schon lange hat man auf experimentellem Wege, durch Kreuzung verschiedener Tier- und Pflanzenformen, in das Vererbungsproblem einzudringen versucht, und Großes hat hier der Brünner Augustinerprior Gregor Mendel geleistet, der durch die Lektüre von Darwins Arbeiten zu seinen Untersuchungen angeregt wurde. Diese Mendelschen Forschungen haben zur Aufstellung wichtiger Vererbungsgesetze geführt. Heute werden diese experimentellen Untersuchungen auf breitester Basis, besonders in den Vereinigten Staaten fortgesetzt, und wir werden hoffentlich bald soweit sein, daß wir auf Grund dieser methodisch durchgeführten Forschungen in der Vererbungsfrage künftiges Geschehen mit Sicherheit werden voraussagen können. Was es zum Beispiel für die Landwirtschaft zu bedeuten hat, wenn die noch herrschende rohe Empirie von der sicher zum Ziele führenden wissenschaftlichen Methode abgelöst wird, kann kaum überschätzt werden, denn Vererbung ist die Grundlage aller Tier- und Pflanzenzüchtung, und jetzt schon wissen wir, daß ein einziger, nur geringer Züchtungsfortschritt für unser Land einen nach Millionen zählenden Gewinn ausmachen kann. Höher aber als solche dem praktischen Leben zukommenden Vorteile schätzen wir den rein geistigen Gewinn an vertiefter Naturerkenntnis.

Ob wir die Vererbungsvorgänge einst restlos mechanisch begreifen werden, wer will es voraussagen? Jedenfalls wissen wir Naturforscher sehr wohl, daß wir die absolute Wahrheit nie erreichen, sondern uns ihr nur nähern können, denn alle Wahrheit, mit Ausnahme der mathematisch beweisbaren, ist bekanntlich für uns nur eine Funktion der Zeit, in der wir leben. Der Besitz der absoluten Wahrheit bleibt den Metaphysikern überlassen.

Ich habe aus unserm Forschungsgebiet nur das Artproblem und die Vererbungsfrage als Beispiel herausgreifen und ihren jetzigen Stand in kurzen Andeutungen skizzieren können. Man wird aber wohl schon die Ueberzeugung gewonnen haben, daß ich nicht unrecht hatte, wenn ich am Eingang meiner Ausführungen von einer neuen Epoche biologischer Forschung sprach, die sich besonders durch Einführung der experimentellen Methode kennzeichnet. Aber auch zahlreiche andre Gebiete unsrer ausgedehnten Wissenschaft sind durch diese Methode befruchtet worden und bilden zusammen einen großen Forschungszweig, den man unter dem Namen der „experimentellen Zoologie" zusammenfaßt.

Bei aller Hochschätzung dieser neuen Richtung darf aber doch nicht außer

Digitized by Google

acht gelassen werden, daß es weite Gebiete unsrer Wissenschaft gibt, welche niemals dem Experiment, wohl aber der älteren vergleichenden Methode zugänglich sind. Man muß sich daher vor einer unbilligen Ueberschätzung der experimentellen Methode hüten. Auch die Astronomie kann nicht experimentieren, wenn sie auch der Biologie gegenüber den großen Vorteil mathematischer Behandlungsweise mancher ihrer Probleme hat. Auch sie stützt sich wie die Biologie auf die direkte Beobachtung der Erscheinungen als von der Natur selbst veranstalteter Experimente. In unsrer Wissenschaft kommt zur Beobachtung noch die Vergleichung hinzu. Durch sie wird Gleichartiges vereinigt, Ungleichartiges ausgeschieden und Gesetzmäßigkeit aufgedeckt. Auf Grund dieser Methode ist unsre Wissenschaft schon vor vielen Dezennien aus dem Stadium einer beschreibenden in das einer kausal-forschenden getreten, wenn wir auch sehr wohl wissen, daß der Nachweis solcher organischer Gesetzmäßigkeiten nicht eine kausale Erklärung von gleicher Exaktheit ist, wie wir sie der experimentierenden Methode verdanken. Unter allen Umständen ist aber die Bezeichnung „beschreibende Naturwissenschaften", welche sich Botanik und Zoologie noch heute gelegentlich gefallen lassen müssen, ein Beweis dafür, wie fern manche Kreise den Fortschritten unsrer Wissenschaft stehen.

Eine Weiterentwicklung der vergleichenden Morphologie, die als vergleichende Embryologie auch den werdenden Organismus zum Gegenstand ihres Studiums macht, ist neuerdings dadurch erfolgt, daß wir nicht nur die Form, sondern auch die Funktion eines Organismus und seiner Teile zum Gegenstand der Forschung machen. Die so allmählich heranblühende vergleichende Physiologie ist ein integrierender Teil zoologischer Wissenschaft, untrennbar von ihr auch deswegen, weil Form und Funktion eines Organes aufs innigste zusammenhängen. Sie bilden eine Gleichung, von der keine Seite geändert werden kann, ohne daß auch die andre Seite sich ändert. Das hat uns auf einen Gedanken gebracht, der sich bereits als sehr fruchtbar erwiesen hat. Danach fordern gleiche Existenzbedingungen auch gleiche Funktionen bei Tieren verschiedener Abstammung, die sich diesen Existenzbedingungen angepaßt haben, und dadurch müssen schließlich die als Konvergenzen bezeichneten Aehnlichkeiten der Form resultieren. Der bis dahin herrschende Satz, daß der Grad der Aehnlichkeit zweier Organismen immer dem Grade ihrer Blutsverwandtschaft entspräche, bedarf daher erheblicher Einschränkung. Durch die Würdigung dieser Erscheinungen der Konvergenz hat eine neue Forschungsrichtung eingesetzt, die zur wesentlichen Vertiefung der vergleichenden Morphologie geführt hat.

Als vor mehr als einem halben Jahrhundert die vergleichende Methode ihren Siegeseinzug hielt, glaubte man, daß das letzte Stündlein der bis dahin vorherrschenden zoologischen Systematik geschlagen habe. Die zoologischen Lehrstühle wurden von da an ausschließlich mit vergleichenden Morphologen besetzt, und die Systematik fristete nur noch an den zoologischen Museen ein wenig beachtetes Dasein. Wie anders ist das heute! Die bloße Beschreibung

Digitized by Google

der Arten ist in den Hintergrund getreten, und ihre Unterbringung in ein künstliches System ist einer Gruppierung in ein auf Blutsverwandtschaft beruhendes natürliches System gewichen. So hat der Gedanke der Abstammungslehre ungemein befruchtend auf die Systematik gewirkt, die damit zu neuer Blüte gelangt ist. Die Erforschung der Blutsverwandtschaft der Arten und damit ihrer Stammesgeschichte erfordert ein Eindringen auch in die innere Organisation des fertigen wie des sich entwickelnden Tieres, und in gleicher Weise werden in den Kreis heutiger systematischer Untersuchungen Lebensweise und Existenzbedingungen der Tiere einbezogen. Welchen Aufschwung die moderne zoologische Systematik genommen hat, erhellt nicht nur aus dem mächtigen Aufblühen unsrer zoologischen Museen, sondern auch aus der Tatsache, daß neuerdings systematische Studien auch an den zoologischen Instituten der Universitäten in erheblichem Maße wieder aufgenommen werden. Für diese Forschungsrichtung sind die besten Beobachter und die schärfsten Köpfe gerade gut genug, und vor ihnen liegt ein schier unbegrenztes Arbeitsgebiet. Noch ist nicht einmal der Bestand der Erde an Tierarten aufgenommen, und mit dem Vordringen des Menschen in neue, unbekannte Regionen werden immer neue Tierformen entdeckt. In einer vorläufigen Feststellung der bisher beschriebenen lebenden Gattungen sind allein 200000 Namen aufgeführt worden, und die Zahl der Tierarten mag eine Million weit überschreiten. Die Erforschung der Tierwelt der einzelnen Regionen unsrer Erde verlangt zoologisch geschulte Forscher, die in die Welt hinausziehen, um zu beobachten und um zu sammeln. Auch hier stehen neben englischen deutsche Namen obenan. Die Erforschung einzelner Gebiete erfordert die Ausrüstung großer und kostspieliger Expeditionen, so die der Tiefsee. Zwar sind wir hier im Wettbewerb der Kulturvölker als letzte auf den Plan getreten. Aber doch bedeutet unsre vor 15 Jahren von Karl Chun ins Werk gesetzte deutsche Tiefseeexpedition, deren Zustandekommen wir in erster Linie der tatkräftigen Förderung unsers Kaisers zu verdanken haben, einen Markstein in der Erforschungsgeschichte der Tiefsee. Eine wunderbar reiche Welt bizarrer, nie zuvor geschauter Tierformen ist uns dadurch erschlossen worden. Auch die zoologischen Ergebnisse der bald darauf folgenden deutschen Südpolarexpedition sind rühmend zu erwähnen. Jedenfalls haben sie uns bis jetzt die umfassendsten Kenntnisse von der antarktischen Meerestierwelt verschafft.

Die Zahl der kleineren Forschungsreisen, welche uns faunistisches Material heimgebracht haben, ist Legion, und noch heute sind solche Unternehmungen wissenschaftlich höchst lohnend. Gibt es doch nur wenige Gebiete der Erde, von denen man sagen kann, daß sie zoologisch gut durchforscht sind, dagegen viele, von denen man fast noch gar nichts weiß. Unsern jungen Biologen eröffnet sich da ein weites und fruchtbares Feld ihrer Tätigkeit, denn es gibt nichts Schöneres und für die geistige Entwicklung eines Naturforschers Wertvolleres, als hinauszuziehen in ferne Länder. Eine solche Forschungsreise ist die beste Schule, um den Blick zu weiten und die Beobachtungsgabe zu schärfen, und mit Stolz und mit Freude darf ich daran erinnern, daß vor zwei Jahren,

Digitized by Google

am hundertjährigen Jubelfeste unsrer Breslauer Universität, ein hiesiger Freund unsrer Wissenschaft eine große Stiftung ins Leben gerufen hat, die angehenden Naturforschern unsrer Alma mater Gelegenheit und Mittel zur Ausbildung als Forschungsreisende gibt. Möge dieses hochherzige Beispiel bald auch an andern deutschen Hochschulen Nachahmer finden.

Die Faunistik ist die Grundlage der Tiergeographie, deren Aufgabe es ist, unter Zuhilfenahme von Erdbeschreibung und Erdgeschichte nicht nur die heutige Verbreitung der Tiere auf der Erde festzustellen, sondern auch den Ursachen dieser Verbreitung nachzuspüren. Auch hier können wir die Beobachtung bestätigen, daß gerade die Grenzgebiete einzelner Wissenschaften sich als besonders fruchtbar erweisen.

Das gilt übrigens noch für andre Grenzgebiete der Zoologie. So hat sie von uralten Zeiten her in innigen Beziehungen zur Medizin gestanden, freilich zunächst nur, wie andre Naturwissenschaften auch, als ein Hilfsfach der Heilkunde. Die Abhängigkeit einer Wissenschaft von praktischen Zwecken hat indessen stets lähmend auf ihre Weiterentwicklung gewirkt, denn nur in vollkommenster Freiheit kann eine Wissenschaft gedeihen, und so war es auch mit der Zoologie. Heute hat sich das Verhältnis wesentlich geändert, indem die Biologie zur selbständigen und unabhängigen Wissenschaft herangewachsen ist, die von der heutigen wissenschaftlichen Medizin als einer ihrer wichtigsten Grundpfeiler geschätzt wird. Menschliche Anatomie und Physiologie sind doch auch nur Zweige der biologischen Wissenschaft, und die großen Gesetze organischen Werdens gelten für den Menschen wie für alle tierischen Lebewesen. Die Zellenlehre, die gerade in jetziger Zeit in eine neue Phase ihrer Weiterentwicklung einzutreten scheint, wurde von Virchow zuerst auf die Pathologie angewendet und diese medizinische Disziplin damit als Zellularpathologie in die Gruppe der exakten biologischen Wissenschaften eingereiht. Aber auch in die andern Disziplinen der Medizin ist die biologische Denkweise mehr und mehr eingeführt worden, und je wissenschaftlicher die Medizin arbeitet, um so mehr schließt sie sich in ihren Methoden an die Naturwissenschaften an. Die innigen Beziehungen der Biologie zur Medizin dokumentiert auch die Bakteriologie. Diese jetzt vorwiegend von Medizinern gepflegte Disziplin, die in Deutschland besonders von Robert Koch ausgebaut worden ist, wurzelt in den grundlegenden Studien von Botanikern, wie Ferdinand Cohn, den wir einst mit Stolz den unsern nannten, und die parallel damit von der Zoologie entsprossene Wissenschaft von den einzelligen tierischen Krankheitserregern hat neuerdings für die Medizin die gleiche Wichtigkeit erlangt wie die Bakteriologie, seitdem wir wissen, daß solche parasitische Protozoen zu den furchtbarsten Geißeln der Menschheit gehören. Ich erinnere hier nur an die Malaria, die Schlafkrankheit und die Lues. Wissenschaftliche Erfolge auf diesem ebenso lohnenden als schwierigen Gebiete wird nur der Forscher erzielen, der eine genaue Kenntnis von Bau, Entwicklung und Lebensweise normaler Protozoen hat, also zoologisch gründlich vorgebildet ist. Das lehrt uns höchst eindringlich die Geschichte dieses

Digitized by Google

jungen Zweiges der biologisch-medizinischen Wissenschaft. Diese Hinweise dürften bereits genügen, um die außerordentlich innigen Beziehungen der Biologie zur Medizin klarzulegen. Es ist daher sehr wohl zu begreifen, wenn von einzelnen weitblickenden Männern der medizinischen Wissenschaft eine möglichst gründliche Vorbildung der Medizin Studierenden in Biologie verlangt wird. Gibt sie doch wie keine andre Disziplin die Richtung für naturwissenschaftliches Denken. Wollte man die biologische Vorbildung des angehenden Mediziners, statt sie zu fördern, beschneiden oder gar ausschalten, so würde das ein äußerst folgenschwerer Schritt für die Weiterentwicklung der deutschen medizinischen Wissenschaft sein, die damit ihren Anspruch gefährden würde, als vollwertiges Glied der universitas litterarum zu gelten.

Man hat darauf verwiesen, daß ein Teil der nötigen biologischen Vorbildung bereits auf den Schulen erlangt werden müßte. Das ist auch unser Wunsch! Es dürfen aber die Schwierigkeiten nicht verkannt werden, welche der Einführung eines wirklich ausreichenden biologischen Unterrichts in unsern höheren Schulen heute noch entgegenstehen, denn es würde einen entscheidenden Schritt zur völligen Umwälzung unsers Schulwesens bedeuten. Allerdings geht meine persönliche Meinung dahin, daß einmal diese Umwälzung kommen muß, wenn wir dann auch manches alte Liebgewonnene werden aufgeben müssen. Die Biologie wird dereinst zusammen mit den andern Naturwissenschaften die wichtigste Grundlage des gesamten Schulunterrichts bilden. Dieses Ziel liegt aber noch in weiter Ferne, und bis es erreicht sein wird, werden die Elemente der Biologie nach wie vor an den Universitäten gelehrt werden müssen.

Hier ist der Ort, um vor einer weitverbreiteten irrtümlichen Auffassung zu warnen. Man glaubt, daß außer Zoologie und Botanik noch eine besondere Wissenschaft der „Biologie" existiere, die unter Umgehung der Grundlagen der beiden ersteren Disziplinen gelehrt werden könne. Diese Auffassung ist irrig! Selbstverständlich gibt es eine Anzahl allgemeiner Fragen, wie Zellenlehre, Variabilität, Vererbung, Artbildung usw., die Zoologie und Botanik in gleichem Maße eigentümlich sind. Daneben existieren aber ebenfalls zahlreiche sehr wichtige biologische Probleme rein botanischer oder rein zoologischer Natur. Biologie ist also nicht etwa nur das Grenzgebiet zwischen Botanik und Zoologie, sondern die gesamte Wissenschaft vom Lebendigen, von den Pflanzen, von den Tieren und von dem Menschen, und zwar sowohl der Form wie der Funktion nach. Man kann also weder auf der Schule noch auf der Universität unter Ausschaltung von Botanik und Zoologie nur sog. „Biologie" lehren wollen. Zwar hinkt der Vergleich etwas, doch wäre es nicht viel anders, wenn man statt des Unterrichtes in Physik und Chemie sich auf das Grenzfach der physikalischen Chemie beschränken wollte.

Botanik und Zoologie sind übrigens jede für sich ihre eignen Wege auch in methodologischer Hinsicht gegangen, indem sich in der Botanik eine sehr fruchtbringende physiologische Richtung entwickelt hat, während in der Zoologie noch heute die Morphologie vorherrscht. Auch hat sich jede von ihnen zu einem Um-

Digitized by Google

fange entwickelt, der eine völlige Beherrschung auch nur eines der beiden Fächer ausschließt. Zu Linnés Zeiten war noch ein Ueberblicken beider Disziplinen möglich, da damals der Inhalt von Zoologie und Botanik im wesentlichen nur die Systematik der relativ wenigen damals bekannten Formen war. Aber noch heute ist in Laienkreisen die Vorstellung der Möglichkeit einer Beherrschung beider Disziplinen nicht ganz ausgestorben. Ebenso scheint mir auch die Einrichtung nicht mehr ganz zeitgemäß zu sein, daß bei der Prüfung im Oberlehrerexamen Zoologie und Botanik nur einen einzigen Prüfungsgegenstand bilden, für den nur ein Examinator bestellt wird, und daß der Kandidat nur in einem Gebiete zu Hause zu sein braucht, um auch in dem andern in Stoff und Methodik so grundverschiedenen Unterricht erteilen zu dürfen.

Diese Auffassung von der biologischen Wissenschaft steht in erheblichem Gegensatze zu der verständnisvollen Förderung, die sie von seiten unsrer Universitätsverwaltung erfährt und die sich in der glänzenden Ausstattung der neuen biologischen Institute und Museen äußert. Da, wo die staatlichen Mittel sich als nicht zureichend erweisen, tritt neuerdings auch bei uns, ähnlich wie schon seit vielen Jahren in den Vereinigten Staaten, die Privathilfe begüterter Freunde der Naturwissenschaft ein. Für diese Bestrebungen in der Begründung der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft eine feste Organisation geschaffen zu haben, ist auch ein Verdienst unsers Kaisers, das wir gar nicht hoch genug preisen können. Die Erwerbung der Zoologischen Station in Rovigno durch unsern Breslauer Mäzen und ihre Ueberweisung an die Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft sowie die Gründung eines großen Forschungsinstitutes für experimentelle Zoologie sind die besten Beweise dafür, mit welchem Interesse und welchem Verständnis unsre Wissenschaft von dieser Seite aus gefördert wird.

Der frohe Optimismus, der unter uns Naturforschern vorherrscht, findet nach meinen eignen Erfahrungen als Austauschprofessor an der Harvard-Universität eine Parallele in den Vereinigten Staaten, wo er einen wesentlichen Charakterzug des ganzen großen Volkes ausmacht. Es ist jedenfalls nicht ohne Bedeutung, daß in Amerika der Schulunterricht in viel höherem Maße als bei uns auf die Naturwissenschaften, insbesondere die Biologie, gestellt ist. Ferner ist daran zu erinnern, daß dort für die Weiterentwicklung naturwissenschaftlichen Wissens und Denkens ganz anders gesorgt wird als bei uns, besonders durch die zahlreichen glänzend eingerichteten Museen und Bibliotheken, die in weitherzigster Weise dem Publikum zu jeder Stunde unentgeltlich zugänglich sind und die infolgedessen in viel intensiverer Weise benutzt werden als bei uns.

Eine Wissenschaft, die sich nicht mit dem Blick auf Vergangenes begnügt, sondern vor allem vorwärts schaut wie die rastlos voranstürmende, immer neue und ungeahnte Erfolge erzielende Naturwissenschaft, die das hohe Ziel verfolgt, den Menschen zum wirklichen Herrn der Erde zu machen, und der die gesamte Menschheitskultur bereits so viel zu verdanken hat, eine solche Wissenschaft muß schließlich eine hoffnungsfrohe und tatkräftige Weltauffassung erzeugen, für die unüberwindliche Schwierigkeiten überhaupt nicht existieren. Aus dieser Wurzel

Digitized by Google

entspringt daher, wie ich glaube, die vor den kühnsten Plänen nicht zurückschreckende, unbeugsame Energie des Amerikaners, und ferner auch sein glühender, von Nörgelsucht völlig freier Patriotismus. Wir hegen die Hoffnung, daß auch bei uns mit der Verbreitung naturwissenschaftlicher Denkweise und dem Eindringen unsrer Wissenschaft in die Schulen ein Erstarken dieser Eigenschaften eintreten wird.

In dem großen Ringen der Völker werden nur diejenigen überleben, welche in der Herrschaft über die Naturgewalten am weitesten voran sind. Daß das deutsche Volk dazu ausersehen ist, ist unsre frohe Zuversicht, und wir wissen uns darin eins mit unserm Kaiser.

Graf Alois Karolyi

Ein Beitrag zur Geschichte der österreichisch-ungarischen Diplomatie

Von

Freiherr v. Hengelmüller

(Fortsetzung)

Daß der Beschluß über die Königskrönung in Königsberg nicht ohne Schwierigkeiten zustande gekommen ist und beinahe zu einer Ministerkrise geführt hat, ist bekannt. Fürst Bismarck erwähnt die bezüglichen Vorgänge in seinen „Gedanken und Erinnerungen",[1]) und Sybel erzählt sie in seiner Geschichte der Begründung des Deutschen Reiches.[2]) Karolyi schildert dieselben in seinen Berichten vom Monat Juni 1861, wie sie sich dem außenstehenden, aber wohlinformierten Beobachter von Tag zu Tag darstellten. König Wilhelm wollte die althergebrachte Erbhuldigung der Stände entgegennehmen; die liberalen Minister mit Schwerin an der Spitze fanden, daß diese Feier einen feudal monarchischen Charakter trage und mit den konstitutionellen Verfassungszuständen im prinzipiellen Widerspruch stehe. Roon und Schleinitz standen auf seiten des Königs. Drei Ministerkonseils hatten anfangs Juni stattgefunden, ohne daß eine Einigung erzielt worden wäre, und Gerüchte über Ministerkrisen bildeten das Konversationsthema in den politischen Kreisen Berlins. Auch die liberalen Minister, die sich im Hinblick auf die bevorstehenden Neuwahlen ohnedies in gefährdeter Stellung befanden, sollen dem König damals geraten haben, ihm homogenere Elemente ins Ministerium zu berufen, den Wechsel aber nicht auf Grundlage der Huldigungsfrage zu vollziehen. In den ersten Julitagen erfolgte die Entscheidung zugunsten feierlicher Krönung unter gleichzeitigem Betonen des

[1]) Bd. I, S. 240 bis 245.
[2]) Bd. II, S. 403 bis 405.

Digitized by Google

Festhaltens am Rechte der Erbhuldigung. Vorher war auch noch die Frage diskutiert worden, ob die Krönung in Berlin oder Königsberg stattfinden solle.

Am 13. Juli war Karolyi in dem Falle, nach Wien zu melden, daß Herr v. Schleinitz seine Enthebung vom Ministerium des Aeußern erbeten und erhalten, den Grafen Bernstorff zu seinem Nachfolger vorgeschlagen und dieser die Berufung unter der Bedingung der Reservierung seines bisher innegehabten Londoner Postens angenommen habe. Tatsächlich wurden indessen diese Veränderungen erst im Oktober ausgeführt.

Schleinitz widmete Karolyi bei dieser Gelegenheit den folgenden Nachruf: „Insofern der bevorstehende Ministerwechsel meine persönlichen Beziehungen und überhaupt die des Diplomatischen Korps mit Herrn v. Schleinitz berührt, kann ich bloß aufrichtiges Bedauern über dessen Rücktritt empfinden, denn es ist nicht möglich, der Liebenswürdigkeit und Ehrenhaftigkeit seines Charakters nicht volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Seine inneren Gesinnungen fußen auf einer rechtlichen Grundlage, und mehr als einmal hat er in wichtigen Fragen Ansichten und Entschlüsse gegen seine Ueberzeugung vertreten müssen. Die Lauheit seines Charakters und der Mangel an autoritativem Auftreten haben dieses für ihn oft sehr unangenehme Resultat zur Folge gehabt."

Bezüglich seines Nachfolgers bemerkte Karolyi, daß er allgemein für einen konservativen Politiker betrachtet werde und als fester, ja fast starrer Charakter gelte.

Den Monat September brachte Karolyi in Ostende zu, wo sich damals König Wilhelm befand und eine überaus vornehme Gesellschaft sich um ihn versammelt hatte. Karolyi hatte um diese Zeit in der preußischen Gesellschaft bereits festen Fuß gefaßt und erfreute sich in derselben großen Ansehens und Beliebtheit. Er verbrachte seine Zeit in Ostende auch größtenteils in derselben, begegnete dem König fast täglich, wurde von ihm häufig durch Ansprache beehrt und zur Tafel gezogen. Von preußischen Ministern waren Auerswald, Roon, Schleinitz, Bernstorff in Ostende, auch der Oberstkämmerer Graf Rhedern. Es fanden unter Vorsitz des Königs öftere Ministerkonseils statt, bei denen zumeist die mit der Krönung zusammenhängenden Fragen, speziell diejenige, ob Berlin oder Königsberg, diskutiert wurden, da sonst auf dem Gebiete der Politik momentaner Stillstand herrschte. Fürst Orloff sowie der Herzog von Manchester mit seiner damals in der Blüte ihrer Schönheit strahlenden Gemahlin (nachmaligen Herzogin von Devonshire) befanden sich ebenfalls unter den Badegästen. Das Seebad bekam König Wilhelm sehr gut; sein Befinden wie seine Stimmung waren vortrefflich, und er zeigte sich, wie Karolyi in einem seiner Briefe erwähnt, von bestrickender Liebenswürdigkeit.

Vor der Krönung erwiderte König Wilhelm noch den vorjährigen Besuch Kaiser Napoleons III. Ueber den Ort des Gegenbesuches hatten längere Verhandlungen stattgefunden. Im Juli hatte der französische Kaiser in Berlin den Wunsch aussprechen lassen, König Wilhelms Besuch im Lager von Chalons zu empfangen. Es erfolgte dann die Sendung des Generalleutnants v. Willisen

Digitized by Google

nach Paris, der die Nichterfüllung dieses Wunsches mit der Unrätlichkeit einer Unterbrechung der Brunnen- und Badekur des Königs zu entschuldigen und darauf hinzuweisen hatte, wie der König es überhaupt nicht für angemessen halte, vor seiner Krönung in einem fremden Lande und Lager feierlich zu erscheinen, daher seinem Gegenbesuch einen mehr privaten Charakter zu geben wünsche. Napoleon III. schlug sodann Straßburg vor, und nach weiteren Pourparlers wurde eben in Ostende die Entscheidung dahin vereinbart, daß der Besuch in Compiegne in den ersten Oktobertagen stattfinden solle.

Von dieser Entrevue kehrte König Wilhelm am 10. Oktober nach Babelsberg zurück. Karolyi befand sich bereits wieder in Berlin und meldete seiner Regierung: „Hinsichtlich der Zusammenkunft kann ich erst mit der Zeit — soweit dies überhaupt möglich — Gelegenheit finden, Informationen zu sammeln. Doch ist mir schon von gut unterrichteter Seite die Bestätigung der von mir stets gehegten, dem Charakter des Königs so ganz entsprechenden Vermutung zugegangen, daß in Compiegne wenig Politik gesprochen worden ist. Daß dieses Wenige im allgemeinen Sinne gegenseitige Versicherungen friedlicher Tendenzen und Absichten enthalten haben mag, scheint mir ebensosehr durch die Natur dieser Zusammenkunft bedingt zu sein als die von mir empfundene Ueberzeugung, daß in Compiegne nicht einmal der Keim zu weiteren politischen Abmachungen gelegt worden ist. Von einem Umschwung, einem auf eine Allianz mit Frankreich hinzielenden Frontwechsel kann meiner Ansicht nach gar keine Rede sein . . ." Die hängenden Fragen, hinsichtlich welcher Kaiser Napoleon den König für den französischen Standpunkt zu stimmen versucht haben könnte, dürften folgende sein:

1. Anerkennung Italiens, 2. Union der Donaufürstentümer, 3. Handelsvertrag, 4. deutsch-dänischer Streit.

Eine Woche später schrieb Karolyi aus Königsberg:

„Durch neuere, ganz bestimmte Informationen bin ich in der Lage, die letzthin gemeldeten ersten Eindrücke über den Charakter der Zusammenkunft in Compiegne vollkommen zu bestätigen. Daraus erhellt, daß eine wirklich politische Unterredung zwischen den beiden Herrschern gar nicht stattgefunden hat, nachdem dieselben, wenn ich mich eines englischen Ausdrucks bedienen darf, nicht einen Augenblick ‚closeted' gewesen waren. Das einzigemal, wo dies verhältnismäßig längere Zeit der Fall gewesen, war bei der Tafel. Als der Kaiser dann das Gespräch auf Oesterreich hinüberführte, gab der König seinem kaiserlichen Wirt klar zu verstehen, daß er in diesen Gegenstand nicht einzugehen wünsche."

Ganz im Einklang hiermit berichtete unser Geschäftsträger in Frankreich, dem es allerdings noch schwieriger war, über das, was in Compiegne vorgegangen war, in Paris sichere Informationen zu erhalten. Er schrieb, daß nach dem, was er über die Entrevue erfahren, die Politik kaum gestreift worden sei, und als die Rede auf die Anerkennung Italiens kam, der König ausweichend geantwortet und auf die andern Mächten schuldigen Rücksichten hingewiesen habe. Graf Mülinen bemerkte noch, daß in Compiegne alles vom König scharmiert gewesen sei, und ganz besonders so Ihre Majestät die Kaiserin Eugenie.

Digitized by Google

Zur Krönung in Königsberg wurde Karolyi gleich den andern in Berlin akkreditierten Gesandten geladen. In spezieller Vertretung des Kaisers von Oesterreich wurde dessen Bruder, Erzherzog Karl Ludwig, zu der Feier entsendet, der, von Karolyi begleitet, am 15. Oktober in Königsberg eintraf und dort einen überaus herzlichen und glänzenden Empfang fand. Von Rußland war Großfürst Nikolaus, von Frankreich Marschall Mac Mahon, von England Lord Clarendon, von Italien General della Rocca, von Spanien der Herzog von Ossuna in gleicher Spezialmission entsendet worden.

Die Krönungsfeier und die dabei gehaltenen Reden des Königs finden sich in der damaligen Tagespresse ausführlich geschildert. Karolyi bekannte sich von den erlebten Eindrücken tief ergriffen und schilderte in seinen Berichten mit beredten Worten den glänzenden, würdevollen, ja erschütternden Charakter der einzelnen Momente, speziell derjenigen, da der König unter Glockenläuten, Hurrarufen und Kanonendonner den Kronprinzen in seine Arme schloß, und dann, als er, von den Militärdeputationen der ganzen Armee und flatternden Fahnen von jedem Regiment umgeben, auf seine Throneſtrade hinanschritt.

Nach der Krönung fand in Berlin eine Reihe glänzender Feste statt, unter denen der von Karolyi zu Ehren des Erzherzogs Karl Ludwig gegebene Ball eines der prächtigsten war. Karolyi hatte mittlerweile die österreichische Gesandtschaft in dem schönen Hotel in der Wilhelmstraße installiert, dessen Einrichtung in Paris im vergangenen Sommer beendet, und eröffnete nun sein neues Heim der Berliner Gesellschaft mit diesem Ballfest, auf welchem, da er damals noch nicht verheiratet war, die Gemahlin seines ersten Legationsrates, Gräfin Chotek, als Hausfrau fungierte. Der König und die Königin, Erzherzog Karl Ludwig, alle Prinzen des königlichen Hauses, die Krönungsbotschafter und die ganze vornehme Welt Berlins waren auf diesem Ball erschienen, der vom Erzherzog mit Königin Augusta eröffnet wurde.

Glänzende Feste fanden auch auf der französischen Botschaft statt, und man erzählte in Berlin, daß der Aufwand für die Spezialmission des Marschalls Mac Mahon nicht weniger als 700 000 Franken gekostet hätte.

Die Krönungsfeierlichkeiten waren kaum vorüber, als die seit längerem bestehende latente Spannung zwischen Oesterreich und Preußen akutere Formen annahm. Wir haben in der bisherigen Erzählung die Schwierigkeiten gesehen, mit denen Karolyi in der ihm zu Anfang gestellten Aufgabe zu ringen hatte. Mit dem Scheitern des Allianzprojektes änderte sich die Natur seiner Aufgabe, und vom November 1861 ab wurde Berlin für den österreichischen Vertreter direkt zu einem Kampfposten.

Gleichwie für Erzherzog Ferdinand Maximilian im Januar[1]) wurde auch für Erzherzog Karl Ludwig vor seiner Abreise nach Königsberg ein orientierendes Tableau über die Lage entworfen. Die inzwischen in derselben und in der Stimmung eingetretene Veränderung erhellt aus einem Vergleiche der beiden

[1]) Siehe Juli-Heft der „Deutschen Revue", S. 33.

Digitized by Google

Dokumente. Während das erstere in hoffnungsfrohem Tone gehalten ist, beginnt das zweite mit der Konstatierung der Tatsache, daß die im Januar gehegten Hoffnungen unerfüllt geblieben sind, und geht dann in eine Darlegung der zwischen uns und Preußen in deutschen Fragen eingetretenen Differenzen ein.

Um dieselbe Zeit äußerte sich König Wilhelm einem hochstehenden englischen Staatsmanne gegenüber, der ihm den Wunsch nach Herstellung eines innigen Einvernehmens zwischen Preußen und Oesterreich ausgedrückt hatte, dahin, daß ein solches Resultat auch ihm sehr am Herzen liege, Oesterreichs Haltung dessen Erreichung aber erschwere oder unmöglich mache, weil es sich immer auf dem Wege Preußens befinde, ihm Hindernisse bereite und seinem Einfluß in Deutschland entgegenträte.

Diese Anschauungen wurden unzweifelhaft von der öffentlichen Meinung in Preußen geteilt, ja von deren Organen in noch viel schärferer Weise ausgesprochen. Ebenso war aber in Oesterreich — und zwar von den breitesten Kreisen bis zu den maßgebenden Spitzen hinauf — die Ansicht herrschend, daß Preußen die Erweiterung seiner Machtstellung auf unsre Kosten anstrebe. Beide Anschauungen entsprachen der Wahrheit der Dinge, und eben darum war der Ausgleich zwischen denselben so schwierig, ja unmöglich. Das formelle, auf den bestehenden Verträgen beruhende Recht war hierbei unbestreitbar auf österreichischer Seite, aber dessen Anrufung ließ sich doch nur negativ, d. h. zur Abwehr jedes preußischen Reformwunsches, nicht aber positiv, zur Verwirklichung anderweitiger Vorschläge verwenden.

Anläßlich einer Erörterung dieser Fragen schrieb Karolyi um diese Zeit[1]) nach Wien:

„In dieser Tendenz — der Erringung der militärischen Führerschaft, sei es bloß in Nord-, sei es bei günstiger Gelegenheit in ganz Deutschland — konzentriert sich das Programm des Königs. Politische Annexionsgelüste widerstreben seinem rechtlichen Sinne, und niemals wird er dazu die Hand bieten. Aber wenn auch derselbe rechtliche Sinn ihn abhalten wird, einen wie immer gearteten Zwang zur Anbahnung der militärischen Hegemonie anzuwenden, und er nie zugeben wird, daß die Grenzen moralischer Einflüsse zu diesem Behufe überschritten würden, so erachtet Seine Majestät doch das Verlangen, wonach die deutschen Fürsten freiwillig das prinzipielle Opfer ihrer Kriegsherrlichkeit im Falle eines Kampfes zu bringen hätten, als ein berechtigtes, als ein durch die eignen deutschen Interessen gebotenes. Eine Bundesreform, welche nicht mindestens den Grund zu einem solchen Ziele legte, wird seitens Preußens niemals Unterstützung finden."

Und kurze Zeit später, am 3. Januar 1862:

„Das Recht allein ist nicht mehr der wirksame Hebel des Handelns in Berlin und nicht das entscheidende Moment für das Einnehmen einer ent-

[1]) 30. November 1861.

Digitized by Google

schiedenen politischen Richtung. Die politischen Machtverhältnisse oder die selbst gemachte Vorstellung von denselben sind der ausschlaggebende Faktor."

Was nun den Stein ins Rollen und die Konfliktskeime zwischen Oesterreich und Preußen zum Ausdruck brachte, war der bekannte, von Freiherrn v. Beust den deutschen Regierungen im Oktober vorgelegte Reformvorschlag. Der Text desselben findet sich in den Memoiren des nachmaligen österreichischen Reichskanzlers abgedruckt, und die demselben beigefügte Denkschrift ist für den Historiker heute noch eine interessante Lektüre.[1]) Die zu Eingang der letzteren ausgeführte Behauptung, daß der Deutsche Bund mit allen seinen Mängeln noch immer besser war als die vorher durch Jahrhunderte in Deutschland herrschenden Zustände, ist wohl das beste Plädoyer, welches für die so wenig Befriedigung schaffende Institution gehalten werden konnte. Auch muß man dem sächsischen Staatsmanne die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er für deren Gebrechen und Unpopularität ein offenes Auge hatte, wenn auch seine Reformvorschläge sehr anodyner Natur waren. Es würde über den Rahmen dieser Arbeit hinausfallen, in das Meritum des Beustschen Entwurfes einzugehen, wohl aber muß — als in den vorliegenden Rahmen gehörig — hervorgehoben werden, daß zu jener Zeit niemand das Meisterstück eines Reformprojektes hätte zuwege bringen können, welches in Wien und Berlin Zustimmung und Beifall gefunden hätte.

Der Beustsche Entwurf gefiel aber weder in Wien noch in Berlin. Die österreichische Ablehnung erfolgte schon am 5. November, ward Karolyi zur persönlichen Kenntnisnahme mitgeteilt und fand bald auch ihren Weg in die Presse. Die österreichischen Einwendungen bezogen sich auf das uns zugemutete Opfer des bleibenden Präsidiums ohne Aequivalent auf die Veränderung der Basis des Bundes nach innen sowie auf die seiner völkerrechtlichen Beziehungen und auf die der Delegiertenversammlung in politischen Fragen zugedachte Kompetenz. Uebrigens wünschte die kaiserliche Regierung nicht, in Berlin gegen das befreundete, föderativ gesinnte sächsische Kabinett Stellung zu nehmen und war daher sehr befriedigt, als Beust die Verfolgung seines Projektes fallen ließ.

Mittlerweile hatte Karolyi Gelegenheit gehabt, über die Auffassungen des neuen Ministers, Grafen Bernstorff, in der deutschen Frage sich ein Urteil zu bilden. Was er diesfalls nach Wien berichtete, war geeignet, beim kaiserlichen Kabinett besorgnisschwere Erwägungen hervorzurufen. In historischem Lichte betrachtet, erscheinen seine damaligen Konversationen mit dem Grafen Bernstorff wie die Vorläufer derjenigen, die er ein Jahr später mit dessen großem Nachfolger zu führen hatte.

„Meine Wahrnehmungen," so schrieb damals[2]) Karolyi, „begründet sowohl auf einige das allgemeine deutsche Gebiet betreffende Bemerkungen des Grafen

---

[1]) „Aus drei Vierteljahrhunderten", Bd. I, S. 278 bis 302; vgl. auch Sybels Darstellung, Bd. II, S. 411 bis 419.

[2]) 30. November und 14. Dezember 1861.

Digitized by Google

Bernstorff als auf andre Informationen liefern ein wenig trostvolles Resultat ... und ich muß mich der Besorgnis hingeben, daß die Ideen des Ministers auf diesem Felde von der gefährlichsten Art sind.

Ich bediene mich geflissentlich des Ausdrucks ‚Ideen', indem es mir vorkommt, daß die Preußen bei einer Reform des Deutschen Bundes zufallende Rolle im Geiste des Grafen Bernstorff noch nicht zu einem förmlichen Programm herangereift ist, und ich gelange zu dem Schlusse, daß ihm diesfalls zwei Gesichtspunkte — für uns gleich verwerflich — vorschweben.

Die eine würde sich insofern auf der bestehenden Grundlage bewegen, als sie Oesterreich den Austritt aus dem Bunde nicht zumutet, aber die Reform ausschließlich auf unsre Kosten bewerkstelligt sehen möchte. Die von uns zu verlangenden Konzessionen beständen wesentlich in jenen Punkten, welche in dem preußischen Entwurf zu einem Defensivbündnis aufgestellt waren. Graf Bernstorff hat diesfalls jemand gesagt: ‚Ohne bedeutende Konzessionen Oesterreichs an Preußen ist eine Ordnung der deutschen Verhältnisse und eine wirkliche Verständigung nicht möglich, und eventuelle Kriegsereignisse werden für Deutschland nur eine zweite Auflage vom Jahre 1859 zur Folge haben.'

Die Lösung, mit welcher sich Graf Bernstorff besonders vertraut zu machen scheint, besteht aber in dem bekannten Plane der zwei großen Gruppen, wovon die eine als engerer Bund konstituiert wäre und wobei Preußen der Löwenanteil zufiele, während die andre — Großösterreich — mit dem solcherart gebildeten Deutschland in das Verhältnis einer mehr völkerrechtlichen Allianz träte."

Karolyi erzählt weiter, daß Bernstorff ihm gegenüber seine Vorliebe für die letztere Gedankenrichtung durchblicken ließ und sich hieraus eine akademische Diskussion über Oesterreichs Interessen in Deutschland entspann. Zum Schlusse sagte er sodann:

„Diese Andeutungen des Ministers eröffnen augenblicklich wenig Hoffnung auf bessere Gestaltung unsrer beiderseitigen Beziehungen. Unter solchen Verhältnissen ... bleibt uns in der Tat nichts übrig, als uns — gestützt auf mächtige Sympathien in vielen Gauen Deutschlands — diesen Berliner Bestrebungen gegenüber in der Defensive zu verhalten. Bessere Erwartungen hege ich auf dem Gebiete europäischer Fragen. Bernstorffs Grundsätze bezüglich Frankreichs und Italiens sind keinesfalls gegen unsre Interessen gerichtet. Allerdings ist es problematisch, ob er dieselben zur Geltung bringen können wird. — Als konservatives Element vom König berufen, steht er für die innere Politik im Antagonismus zu den andern Ministern, und es ist wohl möglich, daß sein Verbleiben im Kabinett nicht von großer Dauer sein wird."

Um jene Zeit war auch in Berlin eine Flugschrift, „Preußen vor den Wahlen", erschienen, welche für offiziösen Ursprungs galt und wegen des darin entwickelten Programms bezüglich der deutschen Frage in Wien viel Beachtung fand. Bernstorff erklärte Karolyi, daß die darin entwickelten Bestrebungen hinsichtlich der Militärverhältnisse den ministeriellen Wünschen und Ansichten entsprächen, der übrige Teil der Flugschrift aber Privatsache des Autors sei. Be-

Digitized by Google

züglich der in derselben zugestandenen Garantierung des österreichischen Besitzes mit Ausschluß Venedigs bemerkte der Minister, daß dies mit seiner Anschauung nicht im Einklange stünde, und berief sich auf seine diesfalls in London eingenommene Haltung.

Am 20. Dezember erfolgte die offizielle Antwort Preußens auf den sächsischen Reformvorschlag. Sie war in ihrer Form für Herrn v. Beust äußerst verbindlich, enthielt aber die absolute Ablehnung seines Projektes und führte in ihrer Wesenheit aus, wie die Uebelstände der bestehenden Bundesverfassung aus ihrem Gemenge von Bundesstaat und Staatenbund herrühren, und das Bundesverhältnis jener vier Staaten, welche den Schwer- und Mittelpunkt ihres Organismus außerhalb des Bundes hätten, ein unüberwindliches Hindernis für die Entwicklung des Ganzen in bundesstaatlicher Hinsicht bilde und bilden müsse. Der ganze Bund könne in dieser Richtung nicht reformiert, wohl aber ein engerer und weiterer Bund gebildet werden.[1])

Der Effekt der Bernstorffschen Note war ein großer, größer vielleicht, als ihr Absender erwartet hatte. Die Note enthielt keinen Vorschlag, sprach nur Ansichten aus, war überhaupt eine nach Dresden gerichtete Erwiderung. In Wien aber sah man darin die Rückkehr zu den Radowitzschen Gedanken und Bestrebungen, und als Herr v. Werther dem Grafen Rechberg die Note vorlas, erklärte dieser sofort den darin eingenommenen Standpunkt als für Oesterreich unannehmbar und gefahrdrohend. Dem Grafen Karolyi aber schrieb er: „Wir sind innerhalb Deutschlands, wir wollen darin bleiben und werden uns freiwillig nie danebenstellen lassen."

Es blieb aber nicht bei einer bloß theoretischen Abwehr. Das Gefühl für die Reformbedürftigkeit der deutschen Bundesverhältnisse war auch in Oesterreich lebendig und verbreitet. Die kaiserliche Regierung verschloß sich demselben nicht. Unter dem Eindruck der aus Berlin erhaltenen Berichte und der Bernstorffschen Note trat sie nun auch ihrerseits der Frage in aktiver Weise näher, und damit wurde ihre Politik in eine neue Bahn geleitet.

Die nächste Folge der preußischen Note war die Mission des Grafen Blome an die mittelstaatlichen, der österreichischen Politik zugewandten Höfe. Der Zweck derselben war die Vereinbarung gemeinsamer Einsprache gegen die in jener Note manifestierten Tendenzen sowie die Verabredung gemeinsamen Vorgehens in Sachen der Bundesreform. Das nicht ohne Schwierigkeiten erreichte Resultat war die in Form eines Protokolls erzielte Vereinbarung, daß 1. Oesterreich und die andern Mitunterzeichner nie einer Bundesreform zustimmen werden, welche Oesterreich aus Deutschland ausscheiden und die übrigen Fürsten einem Bundesmitglied unterordnen würde, 2. die Unterzeichner erst dann zu einer Antragsstellung wegen Bundesreform übergehen werden, wenn von andrer Seite ein Projekt in der eben bezeichneten Richtung vorgelegt würde, 3. Oesterreich die andern Bundesstaaten eventuell zu Ministerkonferenzen über Bundesreform ein-

[1]) Vgl. Beust, Bd. I, S. 277, und Sybel, Bd. II, S. 417.

Digitized by Google

laden werde, 4. die Unterzeichner, im Falle es zu einer Spaltung im Bunde kommen sollte, solange als möglich an demselben festhalten, eventuell aber ihre Beziehungen im Geiste der Bundesbestimmungen regeln werden, 5. im Falle eines französischen Eintritts in einen Angriff auf Venetien werden Bayern sowie die andern Mitunterzeichner bemüht sein, einen Bundesbeschluß zur Teilnahme am Kampfe zu erwirken, 6. sollen seitens der Unterzeichner in Berlin identische Noten zur Verwahrung gegen die in der preußischen Antwort an Sachsen zum Ausdruck gebrachten Bestrebungen überreicht werden.

Die praktische Folge dieser Vereinbarungen waren die identischen Noten, welche von Oesterreich, Bayern, Württemberg, Hannover, Hessen-Darmstadt und Nassau am 2. Februar in Berlin übergeben wurden und welchen sich Sachsen durch eine einfache Adhäsionserklärung anschloß. Sie enthielten bekanntlich eine formelle Verwahrung gegen die Ausführungen des Bernstorffschen Dezembererlasses nach Dresden.

War die Aufgabe Karolyis im vorigen Winter eine mühevolle und spannende gewesen, so stand er jetzt vor Schwierigkeiten einer andern, noch heikleren Art. Damals hatte es sich um ein positives Ziel gehandelt, dessen Erreichung unter den gegebenen Umständen sich allerdings als unmöglich erwies. Jetzt standen die beiden Regierungen vor der Erörterung einer ihre Lebensinteressen berührenden Frage, wobei sie beide von entgegengesetzten Gesichtspunkten ausgingen, entgegengesetzte Ziele verfolgten, es aber nicht zum Bruche kommen lassen wollten. Die bezüglichen Diskussionen waren somit von Anfang an zur Unfruchtbarkeit verurteilt.

An solchen gab es allerdings keinen Mangel. Schon nach den ersten Berichten Karolyis über die Anschauungen des Grafen Bernstorff hatte Graf Rechberg die bezügliche Auffassung des kaiserlichen Kabinetts neuerdings in zwei Erlassen[1]) präzisiert und ausgeführt, wie die preußischen Ansprüche in der Frage der Bundeskriegsverfassung wohl die preußische Armee zu vermehren, nicht aber das ganze Deutschland zu stärken geeignet seien, weil sie unter den Verbündeten Mißtrauen und Unzufriedenheit säen müßten. Was in Wien diesfalls am unangenehmsten berührt hatte, waren die Aeußerungen des Grafen Bernstorff, daß ohne bedeutende Konzessionen Oesterreichs an Preußen eine dauernde Verständigung nicht zu erzielen, vielmehr eine Wiederholung der Ereignisse von 1859 zu befürchten sei. Rechberg bedauerte, daß diese Worte nicht direkt an Karolyi gerichtet gewesen wären und ihm dergestalt Gelegenheit geboten hätten, die Diskussion über die Frage aufzunehmen. Er führte aus, wie Preußens Entschluß, sich einem auf Grund des Art. 47 der Wiener Schlußakte gefaßten Bundesbeschlusse zur Teilnahme an einem europäischen Kriege nicht zu fügen, einen offenen Bruch der Bundesverträge bedeuten würde, und Oesterreich das Recht gäbe, sich im Falle eines französischen Angriffs auf Preußen nicht durch illusorische Bundesverpflichtungen, sondern nur durch die Sorge für seine eignen Interessen

[1]) Rechberg an Karolyi 14. und 28. Dezember 1861.

Digitized by Google

leiten zu lassen. Rechberg bemerkte bei dieser Gelegenheit auch, daß wir die vor kurzem geschlossenen Militärkonventionen mit Sachsen-Koburg, Weimar und Altenburg für bundeswidrig ansähen und dieselben, nur um unsre Beziehungen zu Preußen nicht zu verschlechtern, nicht zur Sprache gebracht hätten. Schließlich warf er die Frage auf, wie es sich denn jetzt mit den Teplitzer Verabredungen verhalte, welche Herr v. Schleinitz auch nach dem Abbruch der Militärverhandlungen für fortbestehend erklärt hatte.

Als Karolyi Gelegenheit hatte, mit Bernstorff im Sinne dieser Erlasse zu sprechen, waren die preußische Dezembernote sowie unsre Ablehnung der darin entwickelten Gedanken bereits erfolgt und bildeten den Ausgangspunkt des Gespräches. Bernstorff bemerkte diesfalls, daß er unsrer Verneinung eine ebenso einfache Negation unsrer Ziele bei der deutschen Reformbewegung entgegensetzen müsse, und führte dann den Gedankengang weiter aus, daß bloß ein befriedigtes und erstarktes Preußen für uns ein sicherer Alliierter werden könne. Das gegenwärtige Verhältnis lähme Preußen in seiner Eigenschaft als europäische Macht und habe auch uns nichts geholfen. Die Versicherung müsse er erteilen, daß Preußen niemals von einem andern Standpunkte als von dem freier Machtentschließung seine europäische Politik und seine Entschlüsse wegen eines Kriegsfalls leiten lassen werde.

Karolyi ergriff nun die Gelegenheit, um den österreichischen, in Rechbergs Dezemberdepeschen entwickelten Standpunkt mit offenem Freimut darzulegen, und auf die rechtlichen Folgen preußischer Mißachtung von Bundesbestimmungen wie 1859 hinzuweisen.

Bernstorff erklärte, in Rekriminationen über die Vergangenheit nicht eingehen zu wollen. Preußen habe 1859 Oesterreich nicht verlassen. Er erinnerte daran, daß Fürst Schwarzenberg ihm gelegentlich seiner Wiener Mission im Jahre 1849 volle Parität für Preußen zugestehen wollte und wir jetzt in unsrer Abneigung hierin weitergingen als damals der Fürst. Weiter bemerkte er, daß, was immer für eine Entschließung Oesterreich in der Eventualität eines Angriffs Frankreichs auf Preußen fassen, ob es mitkämpfen oder sich fernhalten würde, Preußen einen Krieg mit Frankreich nicht fürchte. Ein solcher würde mit einem Male ein Nationalkrieg werden, über dessen schließlichen Ausgang kein Zweifel bestehen könne.

Teplitz betreffend wollte Bernstorff die Wirkung der damaligen Verabredungen durch das Fehlschlagen der Allianzverhandlungen als in Frage gestellt ansehen. Von der Erklärung des Herrn v. Schleinitz über das Fortbestehen war er nicht unterrichtet. Nach einer Diskussion über die Gründe des Fehlschlagens jener Verhandlungen bemerkte der Minister, daß, solange Verabredungen nicht in bindende Form eingekleidet wären, sie bloß als Ausdruck von Meinungen und Absichten gelten könnten. Er wies diesfalls auch auf die Beschaffenheit der öffentlichen Meinung in Preußen hin, und schloß mit dem Ausdruck des Wunsches und der Hoffnung, daß, wenn auch jetzt keine Aussicht auf Verständigung über die Hauptpunkte der beiderseitigen Beziehungen vorhanden wäre, es doch ge-

Digitized by Google

lingen möge, ein gutes Einvernehmen zu erhalten und zu befestigen. Polemiken wären fruchtlos, und seine Dezembernote an Herrn v. Beust sei nicht durch preußisches Zutun veröffentlicht worden.

Karolyi formulierte damals — 28. Januar — seine Schlüsse dahin:

1. Bernstorff wäre bereit, ja wünsche eine gegen jeden Angriff gerichtete unbedingte Allianz, jedoch bloß unter Bedingung politischer Konzessionen an preußische Machtstellung.

2. Alle Bundesvertragsbestimmungen, aus welchen Oesterreich bei einem Kriege in Italien eine wie immer geartete Mitwirkung herleiten wolle, sind für immer ein toter Buchstabe. Preußen wird sich nur von Selbstbestimmung leiten lassen.

3. Die Teplitzer Verabredungen haben im besten Falle nur mehr den Wert frommer Wünsche; zu deren Ausführung ohne Beigabe politischer Konzessionen sei in der gegenwärtigen Situation gar keine Aussicht.

Gereizteren Charakter nahmen die Diskussionen nach Uebergabe der identischen Noten vom 2. Februar an.

Ueber die Motive unsers Vorgehens schrieb damals[1]) Rechberg dem Fürsten Metternich nach Paris, daß man in Preußen die Schwierigkeiten unsrer Lage für größer ansehe, als sie wirklich wären, und darum den Moment für günstig erachtet habe, um in Deutschland Terrain zu gewinnen. Es wäre dringend gewesen, diesen Illusionen durch eine bedeutsame Demonstration entgegenzutreten und klarzutun, daß wir noch den Willen und die Macht besäßen, Preußens ehrgeizigen Absichten Widerstand zu leisten. Dies allein wäre der Zweck der identischen Demarche gewesen. Wir wollen nicht den Bruch mit Preußen, vielmehr nach wie vor das Einvernehmen mit demselben. Wir wollen aber auch die Achtung unsrer Würde und Stellung, den Erbstücken einer glorreichen Vergangenheit.

Die kaiserliche Regierung betrachtete eben die preußische Dezembernote als eine Herausforderung. Dieser wollte sie entgegentreten. Der Bruch lag nicht in ihrem Sinne.

In diesem Geiste handelte auch Karolyi. Er kannte die in Berlin durch den identischen Schritt hervorgerufene Stimmung, und vermied es, den Grafen Bernstorff auf Antwort zu drängen oder ihn, wenn er ihn gesellschaftlich traf, diesfalls anzusprechen. Zwei mittelstaatliche Gesandte hatten dies auf einer Soiree getan, und als Antwort die Abfertigung erhalten: „Ihre Regierungen haben geantwortet, ohne daß sie gefragt worden wären."

Die offizielle Antwort Preußens erfolgte am 14. Februar und enthielt, wie bekannt, die Erklärung, daß Preußen auf seinen Ansichten über die Möglichkeiten einer Bundesreform beharre. Wenn Oesterreich bedaure, sich diesen Ansichten nicht anschließen zu können, werde Preußen sich darauf beschränken, ein gleiches zu tun. Wenn aber Oesterreich weiter gehe und vom Gesichtspunkt positiven

[1]) Rechberg an Metternich, 18. Februar 1862.

Digitized by Google

Rechtes wie allgemeiner Interessen Verwahrung einlege, so findet Preußen, daß hierzu weder Anlaß noch Berechtigung vorhanden.

Zu Karolyi äußerte sich Bernstorff damals dahin, wie er die eingetretene Wendung beklage. Der Schritt der identischen Noten habe ja den Anschein einer förmlichen Koalition, und die zutage geförderte Uneinigkeit könne doch nur Frankreich und Dänemark zum Vorteil gereichen. Karolyi wies darauf hin, daß die Aggression von Preußen ausgegangen sei, weil es, wenn auch nur theoretisch, das bestehende Bundesrecht angegriffen habe.

Auf die preußische Antwort erfolgte wieder eine scharfe Replik aus Wien,[1]) worin das preußische Bestreben, die Verantwortung für das Nichtzustandekommen der Reform auf andre zu schieben, bekämpft wurde. Es seien vielmehr Preußens bisherige Erklärungen, welche alle Verhandlungen unmöglich machten, weil Preußen dieselben nicht auf Grundlage des bestehenden Rechtes führen wolle.

Hierauf entgegnete Bernstorff in nicht minder scharfer Weise und erklärte, eine Widerlegung der identischen Noten aus formellen Gründen, nicht aber wegen sachlicher Schwierigkeiten ablehnen zu müssen.

Zu Karolyi hatte Bernstorff mittlerweile in versöhnlicherem Sinne gesprochen und seine Geneigtheit weiter zu verhandeln, zu erkennen gegeben, jedoch mit uns allein, ohne die Mittelstaaten. Die Ansichten des preußischen Ministers des Aeußern über die künftige Gestaltung Deutschlands schwankten in jener Epoche zwischen österreichisch-preußischem Dualismus und dem engeren Bund; es war indessen Karolyis Ueberzeugung,[2]) daß er im Grunde seines Herzens mehr zu der ersteren Lösung neige und nur durch unsre Ablehnung derselben in die zweite Richtung geführt worden sei. Für ganz unannehmbar fand Bernstorff die dritte Lösung, die sog. Trias, welche als pis aller zu akzeptieren Oesterreich wieder eher geneigt war. Unsrer Entgegnung, daß die deutschen Fürsten in die durch den geplanten Dualismus bedingte Aufopferung ihrer militärischen Hoheitsrechte freiwillig nie einwilligen würden, maß Bernstorff kein so starkes Gewicht bei. Etwas douce violence würde wohl angewendet werden müssen, dieser würden sich aber die Mittelstaaten ohne Zweifel fügen. Allerdings wären sie jetzt durch die Mission Blome zum Widerstand aufgestachelt worden.

Der Dualismus, wie man denselben in Preußen verstand, erschien aber dem kaiserlichen Kabinett jetzt nicht annehmbarer als früher.[3]) Uebrigens war dasselbe mit den Mittelstaaten soeben in enge Fühlung getreten. Rechberg antwortete demnach auf diese Ausführungen, daß auch wir zu Verhandlungen mit Preußen bereit seien, vorläufig aber für dieselben keine Grundlage sähen. Wir stünden nach wie vor auf dem Boden des bestehenden Rechtes, und der Unterschied zwischen engerm Bund und Dualismus bestünde nur darin, daß ersterer die

---

[1]) 24. Februar.

[2]) Bestimmt hat er dies in einem späteren Schreiben vom 15. August ausgeführt.

[3]) Siehe Mai-Heft S. 165.

Digitized by Google

deutschen Fürstenrechte ausschließlich zugunsten Preußens, letzterer zugunsten der beiden Vormächte konfisziere.

Neben den Diskussionen über Bundesreform liefen solche über den Art. 47 der Wiener Schlußakte und die Politik der freien Hand. Rechbergs bezügliche Erklärungen waren nicht ohne Eindruck auf Bernstorff geblieben, denn anknüpfend an seine diesfällige Konversation mit Karolyi[1]) hatte er Werther beauftragt, in Wien Verwahrung gegen die Ansicht einzulegen, daß, wenn Preußen den Art. 47 nicht anerkenne, Oesterreich hieraus die Befreiung von der Verpflichtung für Preußens Besitz am Rhein einzustehen folgern könne. Die Pflicht der Verteidigung des deutschen Bundesgebietes könne nicht von der Auslegung einzelner Artikel abhängig gemacht werden. Rechberg führte dem entgegen neuerdings aus, daß es sich nicht um die Auslegung eines Artikels, sondern um die Geltung des in demselben begründeten Majoritätsrechtes handle. Preußens freie Hand als europäische Macht mit uns einen Allianzvertrag nach seiner Konvenienz zu schließen, erkennen wir rückhaltlos an, nicht aber Preußens Berechtigung einem verfassungs- und kompetenzmäßig ausgesprochenen Bundesbeschlusse zur Beteiligung am Kriege mit der Begründung die Folgeleistung zu verweigern, daß es sich nicht majorisieren lasse. Kontroversen über einzelne Fragen lassen sich ausgleichen, durch sie erzeugte Verstimmungen heilen, aber die von Preußen als System aufgestellten Prinzipien drängen auch Oesterreichs Regierung und Volk zu dem Gedanken, die Freiheit der eignen Entschlüsse für alle Fälle zu wahren.

Diese Erörterungen führten zu neuen gereizten Diskussionen. Karolyi hielt deren Fortsetzung für schädlich und riet dringend nach Wien zu deren Einstellung. Die kaiserliche Regierung folgte diesem Rate, und anfangs März erreichte die theoretische Fehde nach zweimonatlicher Dauer ihr Ende.

Bei derselben Gelegenheit schrieb Karolyi an Rechberg, wie es für uns am wünschenswertesten wäre, wenn der Konflikt zwischen Regierung und Kammer in Preußen über die deutsche Frage ausbräche. Dies stand in Sicht, nachdem die betreffende Kommission des Abgeordnetenhauses den Deutschen Bund als nicht zu Recht bestehend erklärt hatte, und hätte unfehlbar eintreten müssen, wenn nicht die Regierung das Abgeordnetenhaus vor der Verhandlung der deutschen Frage aufgelöst hätte.

Die Neuwahlen hatten im Dezember stattgefunden, und wie bekannt, mit dem überwältigenden Siege der beiden liberalen Parteien, der radikalen fortschrittlichen und der gemäßigt liberalen, geendet. Obgleich die letztere dem Namen nach die ministerielle Partei war, so stand sie doch in der entscheidenden — nämlich der Armeefrage: dem die Wünsche der Krone vertretenden Ministerium, feindlich gegenüber. Die Aussicht auf Verständigung hielt Karolyi von Anfang an für eine geringe. Der Landtag wurde am 14. Januar eröffnet, und das Abgeordnetenhaus zog sofort die auswärtigen Fragen in den Kreis seiner Erörterungen. In allen, damals schwebenden Fragen, der deutschen Bundesreform,

[1]) Siehe S. 169.

Digitized by Google

der kurhessischen, der italienischen Frage, ging die herrschende Majorität viel weiter als die Regierung, verlangte die sofortige Anerkennung des neuen Königreiches, energische Schritte zur Wiederherstellung der Verfassung vom Jahre 1831 im Kurfürstentum und zur Aufrichtung des engern Bundes. In der Militärfrage wurde es aber immer klarer, daß ohne die Konzession der zweijährigen Dienstzeit die Mittel zur Aufrechthaltung der neuen Heeresorganisation nicht bewilligt werden würden, und als Herr v. Roon die erstere anfangs März endgültig verweigerte, brach die Krisis aus. Wie bekannt, geschah dies über den Hagenschen Antrag auf Spezialisierung des Budgets schon für das laufende Jahr. Am 10. März reichte das Ministerium infolge der Annahme dieses Antrages seine Demission ein, und tags darauf löste die Krone den Landtag auf. Krone und Land befanden sich sohin vor einer doppelten Krise, einer ministeriellen und einer parlamentarischen.[1])

Wenn auch Karolyis Rolle gegenüber diesen Vorgängen sich auf die eines aufmerksamen, objektiven Beobachters beschränkte, so stellte auch diese an seine Berichterstattung erhöhte Anforderungen. Interessant ist die Charakteristik, die er über die neuen Minister nach Wien meldete. Besonders günstig sprach er sich über Herrn v. Jagow aus, den er als einen hochgebildeten, begabten, ernsten und energischen Mann schilderte. Ueber Herrn v. Mühler schrieb er, daß er fromm, nicht aber, wie vielfach behauptet werde, pietistisch sei.

Karolyi hatte die Absicht gehabt, während der Wintersaison 1862 einige Wochen in Wien zuzubringen. Es gehört zu den Schattenseiten der diplomatischen Laufbahn, daß sie die ihr Angehörigen in manchen Beziehungen der Heimat entfremdet. Es liegt in der Natur der Sache, daß Missionschefs, namentlich auf vielbeschäftigten Posten, ihren Urlaub im Sommer nehmen, und dann je nach Umständen dieselben bei sich am Lande oder in Bädern zubringen. In die Hauptstädte ihres Landes kommen sie zur Zeit, wo die soziale und politische Welt dort versammelt ist, wenig oder gar nicht, und verlieren so den persönlichen Kontakt mit diesen Kreisen. Karolyi begann dies zu empfinden und hatte im Februar einen Urlaub erbeten und erhalten, dessen Antritt aber wegen der auf der Tagesordnung befindlichen wichtigen Fragen bis zum Mai aufgeschoben. Der Zufall wollte es, daß gerade während seiner kurzen Abwesenheit neue Komplikationen infolge der Wendung in der kurhessischen Frage eintraten.

[1]) Siehe hierüber Sybel Bd. II, S. 419 bis 427.

Digitized by Google

Ueber Radium und Thorium in der innern Medizin[1])

Von

Professor Carl v. Noorden

Die Entdeckung der radioaktiven Substanzen fällt in das gleiche Jahr wie die Entdeckung der Röntgenstrahlen. Damals (1895) fand Bequerel bei seinen Untersuchungen über die Natur der Röntgenstrahlen, daß die Salze des altbekannten Elementes Uran unsichtbare Strahlen aussenden, die der Luft elektrische Leitfähigkeit verleihen, die photographische Platte schwärzen und beim Anprall auf gewisse Substanzen Fluoreszenzerscheinungen auslösen. Aber erst nach Darstellung des bis dahin unbekannten Metalls Radium durch Mme. Curie erkannte man, welche Umwälzungen unsre Ansichten über den Aufbau, über das Werden und Vergehen der Materie durch die Entdeckung der radioaktiven Elemente erlitten.

Man hatte alle Elemente, z. B. das Gold, das Silber, die andern Metalle, den Sauerstoff, Wasserstoff usw., bis dahin für unveränderliche Einheiten gehalten, die sich zwar in mannigfachster Weise mit andern Elementen verbinden, ihre charakteristischen Eigenschaften aber niemals verlieren könnten. Gold blieb Gold, Blei blieb Blei von Uranfang an; die einmal vorhandene Gesamtmasse jedes Elementes war eine konstante Größe. Diese seit mehr als einem Jahrhundert gefestigte Meinung der Physiker und Chemiker herrschte nicht zu allen Zeiten. Ich erinnere an die bis in den Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts reichenden Bestrebungen der sog. Alchimisten, die minderwertige Metalle in Gold verwandeln wollten. Die Wege, die die Alchimisten gingen, das Suchen nach dem „Stein der Weisen", der die Umwandlung vollziehen sollte, waren phantastisch, und keine Brücke führt von ihnen zu den heutigen exakten Forschungen der Chemie. Aber die Umwandlung von Element zu Element ist heute für gewisse Stoffe tatsächlich erwiesen. In den Elementen der sog. Uranreihe, auf die ich noch näher einzugehen habe, vollzieht die Natur selbst die allmähliche Umwandlung des Radiums, das einstweilen den halbmillionenfachen Wert des Goldes hat, in gewöhnliches Blei — also einen Umwertungsprozeß, der dem von den Alchimisten angestrebten entgegengesetzt ist.

Die Erkenntnis, daß gewisse Elemente wandelbar sind, deckte zu gleicher Zeit auf, daß in ihnen gewaltige Kräfte schlummern, die nach bestimmten Gesetzen von ihnen abgegeben werden. Auch dies war neu; denn bis dahin glaubte man, daß die Elemente selbst energielos seien und daß nur der Vereinigungsprozeß mit andern Elementen Energie erzeuge. Ich erinnere an den gewöhnlichen Ver-

---

[1]) Vortrag, gehalten im „Deutschen Frauenverein für Krankenpflege in den Kolonien" in Stuttgart am 11. April 1913.

Digitized by Google

brennungsprozeß, die Wärme- und Lichtentwicklung bei der Verbindung von Kohle mit Sauerstoff.

Kaum hatte die physikalische Chemie jene wichtigsten Tatsachen festgelegt, als man erkannte, daß die neugefundenen Kräfte auch biologische Prozesse beeinflussen, und alsbald suchte sich die Therapie diese Eigenschaft nutzbar zu machen.

Die für die Biologie wichtigste Eigenschaft der radioaktiven Elemente ist, daß sie unter Abgabe einer sog. Strahlung in neue, wohlcharakterisierte Elemente mit geringerem Atomgewicht zerfallen. Man hat bisher drei Arten von sog. Strahlen kennen gelernt, die ihrer Natur nach untereinander völlig verschieden sind.

Die sog. Alphastrahlen sind Heliumatome. Sie besitzen eine positive elektrische Ladung.

Die sog. Betastrahlen sind Elektrone, d. h. die kleinsten körperlichen Einheiten der negativen Elektrizität.

Die sog. Gammastrahlen sind keine körperlichen Teilchen. Man deutet sie als einen dem Licht verwandten elektromagnetischen Schwingungsvorgang im Aether. Elektrische Ladung läßt sich an ihnen nicht nachweisen.

Die drei Strahlenarten werden von den einzelnen radioaktiven Substanzen in verschiedener Mischung und in verschiedener Menge ausgestoßen; von jeder Substanz aber in durchaus gesetzmäßiger Weise.

Dieser Vorgang bedeutet einen Zerfall des Elementes. Es bleibt ein ganz neues Element mit ganz andern Eigenschaften zurück. Auch dieses zerfällt wieder unter Strahlenabgabe usw., bis dann schließlich ein Element erreicht ist, das keine Strahlen mehr enthält und aussendet und vom Standpunkt der Radioaktivität gleichsam als tot zu bezeichnen ist.

Wie gesagt, ist die Geschwindigkeit, mit der die einzelnen Elemente zerfallen, äußerst verschieden. Als Maß der Geschwindigkeit des Zerfalls hat man die sog. Halbwertzeit gewählt, d. h. die Zeit, die vergeht, bis ein beliebiges Quantum eines radioaktiven Körpers unter Abgabe der charakteristischen Strahlung zur Hälfte in das nächstfolgende Element umgewandelt ist. Diese Zeiten variieren enorm, zwischen wenigen Sekunden und Milliarden von Jahren.

Man ersieht dies aus den folgenden Tabellen, die das Verhalten der beiden wichtigsten radioaktiven Elementengruppen, der Uran-Radiumgruppe und der Thoriumgruppe, kennzeichnen.

Die Uran-Radiumgruppe

Halbwertzeit	Element	Strahlen Radiumemanation
zirka 5000 Millionen Jahre	Uran	α
24,6 Tage	Uran-X	β, γ
1,5 Tage	Uran-Y	β
200000 Jahre	Jonium	α
1760 Jahre	Radium	α, β

Digitized by Google

Halbwertzeit	Element	Strahlen Radiumemanation
3,85 Tage	Radiumemanation (Gas)	α
3,0 Minuten	Radium-A	α
26,7 Minuten	Radium-B	β, γ
19,5 Minuten	Radium-C	α, β, γ
1,4 Minuten	Radium-C_1	β
16,5 Jahre	Radium-D	β
5 Tage	Radium-E	β
136 Tage	Radium-F (Polonium)	α
?	Blei	

Die Thoriumgruppe

Halbwertzeit	Element	Strahlen Radiumemanation
1000 Millionen Jahre	Thorium	α
5,5 Jahre	Mesothorium 1	—
6,2 Stunden	Mesothorium 2	β, γ
2,0 Jahre	Radiothor	α
3,65 Tage	Thorium-X	α, β
53 Sekunden	Thoriumemanation	α
0,14 Sekunden	Thorium-A	α
10,6 Stunden	Thorium-B	β
60,5 Minuten	Thorium-C	α, β
3,1 Minuten	Thorium-D	β, γ

Die radioaktiven Körper sind, wie schon bemerkt, Energieträger. Im Augenblick des Zerfalls entwickeln sie lebendige Kraft, die sich in Wärmeentwicklung, in Lichterscheinungen, in Elektrizität und in chemischer Beeinflussung der Umgebung äußert. Um eine Vorstellung von den gewaltigen Energiemengen zu geben, sei erwähnt, daß 1 Kubikzentimeter Knallgas bei der Explosion 2 Grammkalorien entwickelt, d. h. soviel Wärme, wie nötig ist, um 1 Gramm Wasser um 2 Grad Celsius zu erwärmen. 1 Kubikzentimeter Radiumemanation liefert dagegen bei ihrem vollständigen Zerfall etwa 20 Millionen Kalorien, also zehnmillionenmal mehr Energie als gleiche Mengen Knallgas.

Die mannigfachen Einwirkungen der radioaktiven Substanzen auf chemische Verbindungen und auf lebendes Gewebe beruhen auf jener Energieentwicklung. Die radioaktiven Substanzen wirken, indem sie zerfallen oder — man kann vielleicht besser sagen — im Augenblick ihrer Explosion, denn der Vorgang, der sich am einzelnen Molekül der radioaktiven Substanz vollzieht, ist in der Tat ein explosiver. Wenn wir nun eine radioaktive Substanz in den Körper bringen und wenn sich diese mittels des Blutstroms in den Geweben verteilt, so durchsetzen wir den Organismus mit Molekülen, die die Tendenz haben, nach einer gewissen — durch ihre Eigenart vorgeschriebenen — Zeit zu explodieren. Das

Digitized by Google

Wort Explosion darf nicht beunruhigen. Die einzelnen Atome sind unmeßbar klein, und so ist auch die vom einzelnen Atom ausgehende Energie unmeßbar klein und nur durch mathematische Berechnung zu werten. Immerhin schleudern die Atome der radioaktiven Substanzen bei ihrem Zerfall eine im Verhältnis zu ihrer Masse ungeheure Menge von Energie in die unmittelbare Umgebung. Wie das Wassermolekül, können andre, anorganische und organische Moleküle und Zellverbände zersprengt werden, und es kann nicht wundernehmen, daß manche Lebensäußerungen der Zellen, namentlich der besonders empfindlichen Nervensubstanz, dadurch wesentlich umgestimmt werden.

Bis jetzt haben wir nur sehr unvollständige Kenntnis von den Abänderungen der biochemischen Prozesse, die sich unter dem Einfluß der strahlenden Energie vollziehen. Doch wissen wir schon, daß die Wirkungen sich nicht über alle Gewebe gleichmäßig erstrecken. Am stärksten sind sie natürlich da, wo die radioaktive Substanz deponiert wird, z. B. auf der Haut oder bei Einspritzungen in der Umgebung des eingespritzten Materials, oder bei Trinkkuren im Magen und Darmkanal usw. Junge Zellen sind besonders empfindlich. Darauf beruhen die günstigen Wirkungen auf Geschwülste (Krebs usw.). Das junge, neugewucherte, krankhafte Gewebe geht durch die Strahlen zugrunde, während bei sachgemäßem Vorgehen das ältere, normale Gewebe erhalten bleibt. Ich gehe auf Anwendung des Radiums bei solchen, früher nur durch chirurgische Eingriffe heilbaren Krankheiten in diesem Vortrag nicht weiter ein, da ich keine persönliche Erfahrung darüber besitze. Ich will nur erwähnen, daß die betreffenden therapeutischen Versuche von der gesamten Aerzteschaft mit der gespanntesten Aufmerksamkeit verfolgt werden. An definitiven Heilerfolgen bei gewissen Formen oberflächlicher bösartiger Geschwülste ist gar nicht mehr zu zweifeln, und manche Mitteilungen — namentlich aus jüngster Zeit — eröffnen auch vielversprechende Ausblicke auf die Heilbarkeit von Geschwülsten innerer Organe durch radioaktive Therapie. Dem Laienpublikum, das natürlich gleichfalls diesen Fragen das lebhafteste Interesse entgegenbringt, kann mit einiger Sicherheit versprochen werden, daß die nächsten Jahre eine endgültige Entscheidung darüber bringen, inwieweit das Messer bei der Behandlung krebsartiger Bildungen ausgeschaltet werden kann. Einstweilen ist aber noch vor überstürztem Optimismus zu warnen, und die enthusiastischen Schilderungen unverantwortlicher Zeitungsreporter sollten nicht den meist sehr vorsichtig gehaltenen Mitteilungen wissenschaftlicher Forscher gleichgesetzt werden.

Wie in bezug auf das ältere Muttergewebe und das jüngere Geschwulstgewebe, machen sich auch nach Aufnahme radioaktiver Substanzen in den Kreislauf lokale, von der chemischen Natur der Gewebe abhängige Unterschiede der Wirkung geltend. Manche Gewebe nehmen die radioaktiven Substanzen begierig auf, andre lassen sie mit dem Blutstrom an sich vorbeiziehen. Mit besonderer Energie scheinen das blutbildende Knochenmark, die bindegewebigen Gelenkkapseln und einzelne Abschnitte des Nervensystems radioaktive Substanzen anzuziehen und festzuhalten. Diese besondere, sich automatisch vollziehende Verteilung der

Digitized by Google

radioaktiven Substanz im Körper ist natürlich auch für die Therapie von größter Bedeutung. Sie muß noch viel genauer erforscht werden, als es bisher geschehen konnte.

Der weitaus größte Teil der bei den Explosionen freiwerdenden Energie begleitet die sog. Alphastrahlen, also die elektrisch positiv geladenen Heliumatome, und die mächtigste Kraft, die bei den Explosionen in Wirksamkeit tritt, ist wahrscheinlich die Elektrizität. Nur wenige von der heute lebenden Generation können sich aus persönlicher Erfahrung noch des Siegeszuges erinnern, mit dem sich in der Mitte des vorigen Jahrhunderts die Elektrotherapie in die Medizin einführte. Was erwartete man damals nicht alles vom elektrischen Strom! Wenn auch inzwischen in Hunderten von Kliniken und Sanatorien und im Sprechzimmer von Tausenden von Aerzten das elektrische Instrumentarium eine wichtige Rolle spielt und nie zur Ruhe kommt, und wenn auch immer neue Apparate und Anwendungsformen der Elektrizität ältere Methoden zu verdrängen suchen, so ist doch die Bewertung der Elektrotherapie als eines spezifischen Heilmittels — selbst bei den eigentlichen Nervenkrankheiten — bei weitem nicht mehr so hoch wie früher. Man hat erkannt, daß ein gutes Teil suggestiver Wirkung dabei im Spiele ist und daß anderseits dem elektrischen Strom nur die Aufgabe und Bedeutung eines fein abstufbaren Hautreizes zukommt.

Bei andern Anwendungsformen der Elektrizität spielt die Umwandlung der elektrischen Energie in Wärme eine große Rolle; es gelingt damit, tief gelegene Organe auf wesentlich höhere Temperatur als ihre Umgebung zu bringen. Diese lokale Erwärmung und nicht die Elektrizität selbst vermittelt die Heilerfolge. Alles dies tut aber der therapeutischen Verwendbarkeit der Elektrizität keinen Abbruch, denn sowohl Suggestion wie Hautreize und lokale Erwärmung sind Kräfte, die sich als brauchbare Hilfsmittel des Arztes erweisen. Aber der Glaube an starke chemische Beeinflussung von Stoffwechselvorgängen im allgemeinen und am Nervensystem im besonderen, und die Meinung, daß es mittels der üblichen Methoden überhaupt möglich sei, starke elektrische Energiemengen in das Innere des Körpers hineinzutragen und dort am Orte der Wahl zur Kraftentfaltung zu bringen, mußte fallen. In der Tat bleibt der weitaus größte Teil der elektrischen Energie, welche von den üblichen Applikationsweisen wir auch wählen, an der Körperoberfläche. Jetzt erst sind uns in den radioaktiven Substanzen Mittel an die Hand gegeben, die Träger der elektrischen Energie im Innern des Körpers zu verteilen, und dort geraten die Säfte und die Zellen in das unmittelbare Bombardement elektrischer Atomexplosionen. Wir können daher die interne Therapie mit radioaktiven Substanzen auch als eine interne Elektrotherapie bezeichnen.

Nach diesen physikalischen Vorbemerkungen müssen wir uns mit der therapeutischen Verwendbarkeit der verschiedenen radioaktiven Substanzen beschäftigen. Wir messen die Wirkungskraft der Präparate nach elektrostatischen Einheiten. Da aber die Berechnung nach elektrostatischen Einheiten zu kleine Zahlen ergibt, wird in der Regel die gefundene Zahl mit 1000 multipliziert, und man erhält

Digitized by Google

dann die sog. Macheeinheit. Also 1000 Macheeinheiten = 1 elektrostatische Einheit. Bis vor kurzem herrschten ganz unerträgliche Zustände auf dem Radiummarkt. Zum Beispiel schwankte der Preis für je 100 Macheeinheiten bei sieben verschiedenen, als Badezusätze empfohlenen Präparaten zwischen zirka 1 Pfennig und 48 Mark, also eine Preisdifferenz von 1 : 4800. Erst in jüngster Zeit ist eine größere Gleichmäßigkeit erzielt, und zwar haben glücklicherweise die billigeren Preise sich den Markt erobert.

Von Spezialzwecken abgesehen, haben sich folgende radioaktive Substanzen praktisch-therapeutisch am besten bewährt:

1. Das Radium in Substanz und seine Salze, teils in fester Form, teils in Lösung.

2. Die Radiumemanation.

3. Lösung von Thorium-X.

Da es meine Absicht ist, mich im wesentlichen auf die Schilderung zu beschränken, welche Bedeutung die radioaktiven Substanzen für die Therapie innerer Krankheiten haben, kann ich über das metallische Radium und seine Salze kurz hinweggehen. Trotz seines langsamen Zerfalls — Halbwertzeit = 1760 Jahre — ist das Radium ein kräftiger Strahler. Man verwendet es hauptsächlich bei Hautkrankheiten und bei oberflächlich sitzenden Geschwülsten, teils bösartiger, teils gutartiger Natur. Die Strahlen dringen in die Haut ein und zerstören — wie schon erwähnt — das Geschwulstgewebe früher und stärker als die gesunden Teile, oft unter lebhafter entzündlicher Reaktion.

Hier nur noch einige Worte über die Anwendungsform. Dieselbe ist höchst mannigfaltig. Teils beschränkt man sich auf rein äußerliche Anwendung, indem Radium oder Radiumsalz in Kästchen oder Glocken untergebracht oder auf Platten verschiedenen Materials fein verteilt und fixiert wird. Diese „Radiumträger" werden dann den erkrankten Körperteilen aufgelegt und senden ihre Strahlen in das Gewebe. Nur bei ganz oberflächlichen Erkrankungen genügt dies. Um in die Tiefe zu wirken, versenkt man radiumhaltige Röhrchen oder Kapseln in die Geschwulst selbst.

Auch in der internen Medizin kann man die die Haut durchdringende elektrische Strahlung erfolgreich benützen, z. B. bei Neuralgien, die sich in oberflächlich gelegenen Nerven abspielen, bei rheumatischen Muskelschmerzen und namentlich auch bei chronischen schmerzhaften Gelenkleiden. Dazu werden die erkrankten Stellen mit Säckchen bedeckt, deren indifferenter Inhalt, wie Moor, Schlamm, Gelatine, Kleie usw., mit Radiumlösung imprägniert ist. Besonders kräftig und namentlich bei Gelenkleiden und Neuralgien wohl erprobt sind die mit Joachimsthaler Pechblenderückständen gefüllten Säckchen und Kompressen. Das sind die Rückstände, die übrigbleiben, nachdem das für die Farbenindustrie wichtige Uran aus der Pechblende abgeschieden ist. Aus 1 Kilogramm dieser Rückstände läßt sich 1 Milligramm Radium gewinnen, also 1 Teil Radium aus 1 Million Teilen des Erzes; in Wirklichkeit ist der Gehalt an radioaktiven Substanzen größer; aber man hat bei der chemischen Verarbeitung mit wesentlichen

Digitized by Google

Materialverlusten zu rechnen. Wenn man aus 1000 Kilogramm Pechblenderückständen je 1 Gramm Radium herstellen kann, so sehen wir, daß in den riesigen Erzlagern der Joachimsthaler Berge sehr viel Radium vorhanden sein muß. Nicht die Spärlichkeit des Vorkommens, sondern die enormen Kosten der Reindarstellung, die lange Zeit, die dieser Prozeß beansprucht, die das Angebot weit übersteigende Nachfrage und die Monopolisierung des Ausgangsmaterials sind die Ursache dafür, daß 1 Gramm Radium heute noch mit fast $^1/_2$ Million Mark bezahlt wird.

Die Erfolge, die mit den Pechblenderückständen im Joachimsthaler „Radiumkurhaus" erzielt wurden, sind höchst beachtenswert. Das wertvolle Präparat ist im Handel jetzt kaum noch erhältlich, da die sämtlichen Pechblenderückstände jetzt zur Reindarstellung des Radiums verwendet werden. Ich konnte zu Versuchszwecken noch rechtzeitig eine größere Menge mir verschaffen und kann den günstigen Berichten, die aus Joachimsthal kommen, nur beipflichten.

Auflegepräparate, nach Art der Joachimsthaler Säckchen, sind im Handel vielfach verbreitet. Wenn sie noch nicht die Wertschätzung gefunden haben, die sie verdienen, so liegt dies wohl daran, daß viele derselben wegen der enormen Preise des Materials doch allzu schwach mit Radium beschickt waren, um wirklich nützen zu können. Erst in neuerer Zeit sind wirklich starke Präparate erhältlich. Sie haben den großen Vorteil, ihre Kraft ungeschwächt zu bewahren. Erst in mehr als tausend Jahren sinkt ihr Energiewert auf die Hälfte.

Ueber den Wert der Radiuminjektionen für die interne Medizin kann man sich noch nicht abschließend äußern, da der hohe Radiumpreis bisher die Verwendung und Ausprobung hemmte. Man zieht sowohl für die Injektionen wie für die Trinkkuren jetzt die später zu erwähnenden Thoriumpräparate den Radiumsalzen vor.

Viel häufiger als Radiummetall und seine Salze wird in der internen Medizin die Radiumemanation verwendet. Die Emanation ist ein Gas, das allen Gesetzen der Gaslehre folgt. Es ist ein merkwürdiger Vorgang, der sich da abspielt. Das feste metallische Radium zerfällt restlos in zwei Gase: erstens das Helium, das weiterhin unverändert bleibt, und zweitens in die sog. Emanation. Indem sich die Emanation weiter zersetzt, wird einerseits ebenfalls Helium abgegeben, anderseits entstehen wieder feste Körper, und zwar in rascher Folge mehrere hintereinander, denen man die Namen Radium A-D gab; erst im Radium D treffen wir wieder ein Element, das sehr langsam zerfällt und dabei nur so wenige Strahlen abgibt, daß es für den Organismus ziemlich indifferent ist. Nach etwa siebzehn Jahren ist dann das Radium D nach Ueberschreiten mehrerer Zwischenstufen zur Hälfte in das inaktive gewöhnliche Blei verwandelt.

Die Emanation findet sich überall da, wo Radium vorkommt. Von besonderer Bedeutung ist nun, daß Wässer, die durch radiumhaltiges Gestein rieseln, sich bis zu einem Grade mit Emanation sättigen, der einerseits von der Masse des vorhandenen Radiums, anderseits von der Berührungsdauer abhängt.

Digitized by Google

Diesen Prozeß, den die Natur im großen vollzieht, ahmt man im kleinen nach, indem man Wasser über radioaktivem Material so lange stehen läßt, bis es den gewünschten Sättigungsgrad erreicht hat. Daß man dies in großer Vollkommenheit jetzt an jeder beliebigen Stelle tun kann, ist ein großer Vorteil; denn die Emanation ist schwer versendbar; sie hat nur eine kurze Lebensdauer, und ihre Lösungen haben schon nach vierundzwanzig Stunden, nachdem sie von der Mutterſubstanz abgehoben sind, ein Drittel des ursprünglichen Wertes eingebüßt.

Die Emanation ist bei weitem die älteste Form der therapeutischen Anwendung radioaktiver Substanzen. Lange, ehe wir von der Existenz radioaktiver Elemente etwas wußten, benutzten wir zu Heilzwecken Bäder, die reich an Emanation sind, und wir begrüßten ihre therapeutischen Leistungen, ohne zu wissen, worauf sie beruhten. Ich gebe hier eine tabellarische Zusammenstellung über einige Quellen, deren altberühmte Heilkraft wir — wenigstens teilweise — mit dem Emanationsgehalt in Zusammenhang bringen dürfen:

Ein Vollbad (200 Liter) enthält an Mache-Einheiten:

Landeck . . .	zirka	40 000
Gastein . . .	„	30 000
Baden-Baden .	„	25 000
Kreuznach . .	„	11 200
Nauheim . .	„	5 720
Münster a. St.	„	4 680
Pistyan . . .	„	4 680
Kudowa . . .	„	4 500
Soden i. T. .	„	4 400
Nenndorf . .	„	4 000

Zu diesen älteren gesellen sich in der Neuzeit vor allem die äußerst kräftigen Bäder von Joachimsthal in Böhmen, das durch seine hochwertigen, das uran- und radiumhaltige Pechblendegestein durchspülenden Wässer als Radiumbad in die erste Stelle gerückt ist. Das dortige, mit allen Hilfsmitteln der modernen Technik ausgestattete Radiumkurhaus garantiert einen Gehalt von 120 000 M.-E. im Vollbad (also vierfach Gastein). Noch erheblich stärker ist das Wasser des Joachimsthaler Barbarastollen (5600 M.-E. im Liter) und eine Quelle in Brambach i. V. (zirka 2000 M.-E. im Liter). Diese beiden Quellen sind aber für Badezwecke nicht ergiebig genug; sie werden einstweilen nur zu Trinkzwecken und zur Verstäubung in Inhalationsräumen benutzt.

Es ist bestritten worden, daß bei den Bädern von der Emanation — sei es durch die Haut, sei es durch Einatmung — genügende Mengen in den Körper gelangen. Doch entschieden sowohl neuere Untersuchungen wie die praktische Erfahrung zugunsten der Bäder. In den wichtigsten Radiumkurorten, Gastein, Joachimsthal, Kreuznach usw., verbindet man die Bäder mit Inhalations- und Trinkkuren, radioaktiven Umschlägen usw. Auch enthält die ganze Luft gewisse kleine

Digitized by Google

Emanationsmengen, ähnlich wie die Luft in der Umgebung von Salinen mit Salzpartikelchen imprägniert ist, die trotz ihrer geringen Menge eine therapeutisch brauchbare Wirkung entfalten.

Die wichtigsten Indikationen für solche kombinierte Behandlung in den Radiumkurorten sind bisher die verschiedensten chronisch-rheumatischen Erkrankungen, mögen sie nun die Nerven, die Muskeln oder die Gelenke betreffen, außerdem die eigentlich gichtischen, auf Harnsäureüberschuß oder Harnsäurestauung beruhenden Krankheitsfälle. Man machte ferner die Beobachtung, daß diese Kuren auf ältere Personen einen merkbar erfrischenden, gleichsam verjüngenden Einfluß ausüben.

Natürlich sind Radiumemanationsbäder und die damit verbundene sonstige radioaktive Therapie nicht die einzigen Hilfsmittel, die uns zur Bekämpfung der genannten Krankheiten zur Verfügung stehen. In sehr zahlreichen Fällen spricht die Diät das entscheidende Wort; in andern hängen die schmerzhaften Leiden von gewissen Grundkrankheiten ab, z. B. von Verdauungsstörungen, von Zuckerkrankheit usw., und es werden keine physikalischen Hilfsmittel, auch die Radiumbehandlung nicht, auf die Dauer helfen, wenn man das Grundübel nicht sachgemäß bekämpft. Anderseits muß auch betont werden, daß viele andre Heilquellen, die nicht radioaktiv sind, vor allem die Wildbäder und Solbäder, sich längst den wohlverdienten Ruhm sicherten, die gleichen Krankheitszustände günstig zu beeinflussen. Wir dürfen diese und andre Erfahrungen nicht einfach über Bord werfen, weil wir eine neue brauchbare therapeutische Kraft entdeckten. Es muß vielmehr Aufgabe der fortschreitenden Erfahrung sein, auszufinden, unter welchen besonderen Umständen diese oder jene Bäderart am zweckmäßigsten ist.

Radioaktive Bäder, die, wie gesagt, die älteste Form der radioaktiven Therapie darstellen, werden wohl noch auf lange Zeit im wesentlichen auf solche Kurorte beschränkt bleiben, wo wirklich hochwertige Quellen sie speisen. Theoretisch könnte man freilich überall, auch in der eignen Wohnung, den Bädern die gleiche Stärke wie in Gastein oder gar in Joachimsthal verleihen. Auch die Kosten würden heute kein wesentliches Hindernis mehr sein. Aber die praktische Erfahrung hat doch gelehrt, daß die Erfolge der häuslichen radioaktiven Bäderbehandlung weit hinter dem zurückbleiben, was in Kurorten tatsächlich geleistet wird.

Als Ersatz griff man zu einer zweiten Art der Einverleibung von Radiumemanation, nämlich zum Inhalationsverfahren. Die in Wasser gelöste gasige Emanation wird in geschlossenen, wohl abgedichteten Räumen (Emanatorien) zerstäubt und mit der Luft eingeatmet. Die Luft mit dem nötigen Sauerstoff zu versorgen und von der ausgeatmeten Kohlensäure zu befreien, macht technisch keine Schwierigkeiten. Die ursprünglichen Emanatorien, wie sie zuerst in Berlin errichtet wurden, waren viel zu schwach mit Emanation beschickt; sie enthielten nur zwei bis vier Macheeinheiten im Liter Luft. Es kann heute, wo wir mit dem Zehn- bis Zweihundertfachen dieser Größen zu arbeiten gewohnt sind, nicht wundernehmen, daß der anfängliche Enthusiasmus für die Emanatoriumbehandlung bald abflaute, weil die Erfolge doch nicht mit den vielen Un-

Digitized by Google

bequemlichkeiten in richtigem Verhältnis standen, die mit dem täglich mehrstündigen Aufenthalt in solchen engen, geschlossenen Räumen verbunden sind. Erst als die Arbeiten aus meiner Klinik zeigten, daß man den Emanationsgehalt der Kammern enorm verstärken müsse, um beachtenswerte Erfolge zu erzielen, hob sich das Vertrauen wieder, und jetzt besitzen manche Kurorte, Krankenhäuser, Sanatorien und sonstige Anstalten Emanatorien, die eine wirkliche und wesentliche Bereicherung der physikalisch-therapeutischen Hilfsmittel darstellen. Leider ist auf diesem Gebiete noch nicht alles so, wie es sein sollte, und ich halte es für notwendig, daß die Emanatorien von Zeit zu Zeit behördlich auf ein gewisses Mindestmaß von Emanation geprüft werden. Sonst ist gewissenlosem Unfug Tür und Tor geöffnet, und die Patienten können leicht in die Lage kommen, mehr suggestiv mit dem Namen Radium als mit Emanationsmengen behandelt zu werden, die oberhalb des Schwellenwertes der Wirksamkeit liegen. Wer mit Radiumemanation behandelt, müßte für die vollwertige Dosierung ebenso verantwortlich sein wie der Apotheker für die Zuteilung andrer Arzneistoffe.

Die Anwendungsbreite der wirklich zuverlässigen und hochwertigen Emanatorien ist ungefähr die gleiche wie die der Radiumkurorte mit ihren Bädern und dergleichen. Für die heimatliche Behandlung sind sie den radioaktiven Bädern sicher weit vorzuziehen. In der ärmeren Bevölkerung Wiens sind rheumatische Ischias und chronisch rheumatische Gelenkleiden ungewöhnlich stark verbreitet. Vielen derselben wurde unser klinisches, vom Staate mit unbegrenzten Emanationsmengen ausgestattetes und den Patienten kostenlos zur Verfügung stehendes Emanatorium zum Ausgangspunkt für Genesung und Wiederherstellung der Arbeitsfähigkeit. Freilich erreichte unser Emanationsverbrauch an den meisten Tagen den Marktwert von 500 bis 600 Kronen. Unsre Wiener Erfahrungen könnten zu dem Wunsche berechtigen, daß ähnlich starke Emanatorien, wie sie dort den klinischen und poliklinischen Patienten des Allgemeinen Krankenhauses — dank dem großen staatlichen Radiumvorrat — zur Verfügung stehen, auch anderswo in größerer Zahl als bisher errichtet werden. Das setzt ein sehr großes Anlagekapital und bedeutende Betriebskosten voraus. Angesichts dessen ist die bisherige Zurückhaltung wohl verständlich. Sie ist um so gerechtfertigter, als man zunächst abwarten muß, ob nicht alles das, was wir von der häuslichen Emanationsbehandlung erwarten, auch von der Thoriumtherapie geleistet werden kann.

Nach unserm vorläufigen Urteil freilich werden sich die wirklich starken Emanatorien eine berechtigte Sonderstellung in der zukünftigen Therapie erringen, während die schwächeren Emanatorien in absehbarer Zeit voraussichtlich wieder verschwinden, da die später zu erwähnenden Thoriumpräparate sie sicher vollwertig ersetzen. Gegen die mit schwachen und mittleren Emanationsmengen beschickten Emanatorien ist nämlich der Einwand zu erheben, daß die Masse der einverleibten elektrischen Energie doch nur gering ist, und vor allem, daß die Dauer ihres Aufenthaltes im Körper allzu kurz ist. Die Emanation ist, wie erwähnt, ein Gas; es verbreitet sich nach der Einatmung mit dem Blut durch

Digitized by Google

den Körper. Es verweilt dort, solange die Außenluft stärker mit ihm gesättigt ist als die Säfte des Körpers. Dies ist während des Aufenthalts in der Inhalationskammer der Fall. Wenn aber, nach längstens zwei Stunden, die Sitzung beendet ist und die Patienten begeben sich wieder in die freie Atmosphäre, diffundiert das Gas mit großer Geschwindigkeit wieder aus dem Blut durch die Lungen nach außen. Nach wenigen Viertelstunden ist nichts mehr von der Emanation im Körper vorhanden. Nur der Teil der Emanation kam zur Wirkung, der während der Verweildauer in der Kammer zerfiel und in die nachfolgenden radioaktiven Elemente umgewandelt wurde. Da die Emanation beinahe vier Tage braucht, um zur Hälfte zersetzt zu werden, ist es klar, daß in dem Zeitraum von zwei Stunden nur ein ganz kleiner Bruchteil ausgenützt werden kann, und daß es gewaltiger Konzentrationen bedarf, um diesen Wert zu einer achtbaren Größe zu gestalten.

In noch höherem Maße treffen diese Einwände die Trinkkuren mit Radiumemanation. Die in Wasser gelöste und getrunkene Emanation gelangt vom Magen aus sehr schnell in das Blut, aber wie aus einem Fasse mit offenem Ausfluß entströmt das Gas durch den das Blut lüftenden Atmungsprozeß der Lungen wieder in die Atmosphäre.

Wir sehen also, daß die Emanationstherapie, weil es sich um ein flüchtiges Gas handelt, mit ganz enormer Materialverschwendung arbeitet. Wir müssen uns eben vergegenwärtigen, daß nicht die Radiumemanation selbst ein Heilfaktor ist, sondern daß dieser ausschließlich in der Strahlenexplosion des Gases wurzelt und nach der schnellen Abdunstung des Gases aufhört.

Angesichts dieser Schwierigkeiten war es von der größten Bedeutung, als man in der Thoriumreihe einen Körper fand, der, mit mindestens gleicher radioaktiver Energie ausgestattet, viel länger im Körper verweilt als die Radiumemanation. Dies ist das Thorium-X. Es ist ein fester Körper, leicht lösliche Salze bildend. Selbst an Strahlen sehr reich, hat es Elemente im Gefolge, die alle ziemlich schnell zerfallen. Zunächst entsteht freilich auch ein Gas, die Thoriumemanation. Aber ihre Lebensdauer ist so kurz (Halbwertzeit nur 53 Sekunden), daß nur ganz wenig von ihr durch die Lungen abdunsten kann. In kürzester Zeit ist schon wieder ein fester Körper, das Thorium-A, daraus geworden, der natürlich nicht durch die Lungen entweichen kann. Die weitaus überwiegende Menge des Thoriums wird durch Darm und Nieren ausgeschieden, aber so langsam, daß die meisten der durch Trinken oder subkutane Injektion einverleibten Moleküle im Körper selbst alle Phasen durchmachen bis zur Erreichung eines letzten, nicht mehr radioaktiven Produkts, dessen Natur einstweilen noch unbekannt ist. Es sind also mindestens fünf elektrische Atomexplosionen, die sich an jedem einzelnen Thorium-X-Molekül im Körper vollziehen. Die für therapeutische Zwecke in Betracht kommenden Mengen sind unwägbar klein, so daß die Abmessung nicht nach Gewicht, sondern nach Kraftäußerungen, d. h. nach elektrostatischen Einheiten erfolgt, ebenso wie bei der Radiumemanation.

Das Indikationsgebiet des Thorium-X ist zunächst das gleiche wie das der

Digitized by Google

Radiumemanationsbäder, der Radiumemanatorien und der Radiumkompressen. Es können also die verschiedensten rheumatischen und gichtischen und neuralgischen Erkrankungen mit Aussicht auf Erfolg mittels Thorium-X behandelt werden. Auf Grund einer sehr breiten Erfahrung haben wir aber den vorläufigen Eindruck gewonnen, daß für gewisse Formen der rheumatischen Leiden sich das Thorium weniger gut eignet als Radiumemanation und Badkuren nach Joachimsthaler Muster, obwohl zweifellos die Wirkung im Prinzip die gleiche ist. Die Unterschiede der Wirkung sind empirisch noch genauer festzustellen, als es bisher möglich war. Sie beruhen wahrscheinlich darauf, daß die Radium- und die Thoriumpräparate doch mit recht verschiedener Geschwindigkeit und höchst verschiedener Energie im Körper zerfallen. Auch ist in Betracht zu ziehen, daß wir mit Radiumemanation, in welcher Form auch immer wir sie anwenden, ebenso mit Radiumkompressen, den Organismus nur vorübergehend den Wirkungen radioaktiver Atomexplosionen aussetzen, während bei täglicher Thoriumeinverleibung sich dieser Prozeß zu einem dauernden gestaltet. Es kann nicht wundernehmen, daß manche krankhafte Vorgänge auf die intermittierende Behandlung durch Radiumemanation, andre auf die Dauerbehandlung durch Thorium-X besser reagieren. Bestimmtere Angaben darüber zu machen wäre jetzt noch verfrüht.

Ein zweites, recht dankbares Gebiet für die Thorium-X-Therapie, und zwar für Trinkkuren, sind die Zustände von Ueberempfindlichkeit des Magens. Sie äußern sich teils in Schmerzen und andern lästigen Gefühlen, teils in abnormen Bewegungen, die zu Erbrechen führen können. Die Zustände gehören in das weite Gebiet der sog. nervösen Dyspepsie und sind oft viel hartnäckiger und schwerer zu vertreiben als echte Magenkrankheiten mit anatomischer Veränderung der Wände. Sie haben oft schwere Ernährungsstörungen im Gefolge, weil die Patienten sich vor den Beschwerden fürchten, die die Nahrungsaufnahme auslöst, und zu wenig essen. Wir haben in den Thorium-X-Trinkkuren ein wertvolles Hilfsmittel zur Bekämpfung dieser Formen von nervöser Dyspepsie gefunden, das die Beschwerden wesentlich vermindert und die Durchführung diätetischer Kuren sehr erleichtert. Daß die äußere Galvanisation der Magengegend und die immerhin lästige Einführung stromtragender Sonden in den Magen bei nervösen Dyspepsien Nutzen bringt, ist lange bekannt. Wir dürfen annehmen, daß auch bei der Thoriumbehandlung die elektrische Beeinflussung des Nervensystems ausschlaggebend ist.

Als drittes Gebiet für die Thoriumbehandlung sind die Krankheiten des Blutes zu erwähnen. Die Berechtigung hierzu stützt sich auf folgende Tatsachen, die bekannt wurden, als man hochwertige Radiumemanation auf Gesunde einwirken ließ.

Es fiel auf, daß der Gehalt des Blutes an roten Blutkörperchen größer wurde. Von diesen Zellen finden sich normalerweise etwa fünf Millionen in einem Kubikmillimeter Blut. Bei den jungen Aerzten, die an meiner Klinik Selbstversuche über die Wirkung der Emanation auf den gesunden Organismus machten,

Digitized by Google

stieg nun allmählich die Zahl der roten Blutkörperchen an und zwar um den ansehnlichen Wert von 10 bis 20 Prozent. Sowohl an meiner Klinik wie auch andernorts wurde nun versucht, ob die gleiche Wirkung bei blutarmen Patienten zu erzielen sei, d. h. also bei Personen, deren Blutkörperchengehalt bedeutend vermindert war. Das Ergebnis enttäuschte. Wir sahen alsbald, daß es ganz zwecklos sei, die blutarmen und luftbedürftigen Patienten stundenlang in die engen Inhalationskammern einzusperren.

Seit etwa einem Jahr bot sich aber die Gelegenheit, diese Versuche mit dem inzwischen entdeckten Thorium-X wieder aufzunehmen, und zwar gleichzeitig an meiner Klinik und an der zweiten medizinischen Klinik in Berlin. Das Resultat war sofort ein andres. Nicht nur bei Gesunden, sondern auch bei Schweranämischen trat jetzt die Wirkung zutage. Mit besonderem Eifer wandte man sich der sog. perniziösen Anämie zu, einer Krankheit, bei der die Zahl der roten Blutkörperchen auf 20 oder gar 15 Prozent der Norm absinken kann und die entsprechend der Blutverschlechterung mit enormem Kräfteverfall einhergeht. Die ersten Mitteilungen lauteten geradezu überraschend. Es gehört zwar zur Natur dieser Krankheit, daß sie mit starken Schwankungen verläuft. Es schieben sich oft monatelange Besserungen und scheinbare Stillstände in ihren Verlauf ein, und auch schon früher waren wir nicht ganz machtlos, solche erfreulichen Wendungen durch geeignete Maßnahmen herbeizuführen, ohne aber den schließlichen ungünstigen Ausgang verhüten zu können. Die schnelle Wiederherstellung einer befriedigenden Blutmischung war aber nie so schnell erfolgt wie in jenen Fällen, die zuerst mit Thorium-X behandelt worden sind. Der Bericht über ihren Verlauf auf dem letzten Kongreß für innere Medizin machte berechtigtes Aufsehen, und weit über die ärztlichen Kreise hinaus reichte die Begeisterung.

Inzwischen hat man sich auch wieder der Radiumtherapie zugewandt — allerdings nicht der Inhalation von Radiumgas, die ja gänzlich versagt hatte, sondern der Einspritzung von Radiumsalzen in das Blut. Die Resultate, die wir erhielten, waren eher noch besser als die mit Thorium. Aber die Zahl dieser Beobachtungen ist angesichts der mit dieser Behandlung verbundenen enormen Kosten noch sehr spärlich. Die weitaus größere Zahl der Fälle wurde mit Thorium behandelt.

Haben sich nun die durch die ersten Erfolge wachgerufenen Hoffnungen erfüllt? Ein endgültiges Urteil abzugeben ist noch zu früh. Die neue Behandlungsmethode ist erst ein Jahr alt. Kaum ein halbes Dutzend Aerzte waren bisher in der Lage, Versuche mit Thorium anzustellen, da die Fabrik, die das Thorium-X nach patentiertem Verfahren anfertigt, klug genug war, es noch nicht zu allgemeiner Verwendung freizugeben, ehe es genügend durchgeprobt ist. Ich erwähnte schon, daß bei der perniziösen Anämie auch ohne unser Zutun öfters vorübergehende, aber immerhin viele Monate dauernde Besserungen vorkommen. Angesichts der kurzen Zeit können wir daher bei den günstigen Erfolgen die Mitwirkung des Zufalls nicht ausschalten, und leider mußte inzwischen schon über manchen Versager berichtet werden.

Digitized by Google

Die Thoriumbehandlung der Blutkrankheiten ist auch keineswegs frei von allen Klippen, wie die in der Presse viel besprochenen Berliner Todesfälle lehren, die auf die Anfänge der Thoriumtherapie trübe Schatten warfen. Wir kennen heute ihre Ursachen und können sie, gestützt auf die inzwischen gewonnenen Erfahrungen, vermeiden. Bei der Thoriumbehandlung der Blutkrankheiten vereinigen sich zwei Wirkungen, eine nützliche und eine schädliche. Die nützliche äußert sich in der oben erwähnten günstigen Beeinflussung der blutbildenden Organe, die schädliche in einem Angriff auf die zirkulierenden Blutkörperchen. Die gesunden Blutkörperchen sind äußerst widerstandsfähig gegen Thorium; in den schweren Blutkrankheiten ist aber die Widerstandskraft der roten Blutkörperchen bedeutend vermindert, und jetzt kommt alles darauf an, ob die Besserung der Blutneubildung und die Versorgung des Bluts mit gesunden, kräftigen neuen Zellen rasch genug einsetzt, um die gleichzeitig eintretende Blutzerstörung wettzumachen bzw. zu überholen. Nach Kenntnis dieser Gefahrpunkte haben wir gelernt, sie zu vermeiden, und es sind üble Folgen der Thoriumbehandlung von Blutkrankheiten seit längerer Zeit nicht mehr vorgekommen.

Immerhin muß ich hier die Frage berühren, ob wir überhaupt berechtigt sind, definitive Heilerfolge von der Thoriumbehandlung bei den perniziösen Anämien zu erwarten. Dies könnte nur der Fall sein, wenn die arzneiliche Thoriumwirkung das Uebel an der Wurzel trifft. Dies stimmt aber nicht. Denn die primäre Störung ist das Zugrundegehen von zirkulierenden roten Blutkörperchen durch gewisse in das Blut übertretende, im Körper selbst entstehende Gifte. Es handelt sich um einen Prozeß, der in das Gebiet der sog. Autointoxikationen hineingehört. Um diesen Vorgang der Blutzerstörung wettzumachen, arbeiten die blutbildenden Organe, insbesondere das Knochenmark, mit fieberhafter Energie und erschöpfen sich allmählich durch die Ueberproduktion. Mit dem Thorium tragen wir nun einen kräftigen Reiz zur Blutneubildung in die blutbildenden Organe. Wir peitschen die erschöpften Organe gleichsam und erzielen dadurch eine vermehrte Kraftanstrengung, eine Besserung der Blutbeschaffenheit und meist auch Hebung der gesamten Kräfte. Aber es ist klar, daß eine Therapie — so wichtig und unter Umständen lebensrettend sie für den Augenblick auch sein kann — nur dann Dauererfolge zeitigen wird, wenn es gelingt, gleichzeitig die krankhaft gesteigerte Blutzerstörung zu hemmen. Das vermag die radioaktive Therapie sicher nicht. Dazu sind andre Maßnahmen nötig, die teils auf diätetischen, teils auf andern Gebieten liegen. Auf diese komplizierten Fragen kann ich hier aber nicht näher eingehen.

Sehr viel günstiger stehen die Aussichten der radioaktiven Therapie bei jenen zahlreichen Fällen von Blutarmut, wo die Ursache der Anämie nicht in vermehrter Blutzerstörung, sondern in schlechter Blutneubildung bestehen. Dahin gehört vor allem die verbreitetste und bekannteste Blutkrankheit, die gewöhnliche Bleichsucht, aber auch viele andre Formen chronischer Blutarmut. Wir wissen, daß bei diesen Krankheiten alles, was die Blutneubildung anregt, günstig und eventuell heilend wirkt. Luft- und Lichtwirkung, diätetische Maßnahmen sind an

Digitized by Google

erster Stelle zu erwähnen. Unter den Medikamenten spielt das Eisen die vornehmste Rolle, dessen ausschlaggebende Wirkung zuerst der berühmte Tübinger Kliniker Niemeyer richtig erkannte. Mit Unrecht sucht man es jetzt vielfach durch das Arsen zu verdrängen. Da man in der Regel mit den bisher bekannten Methoden völlig ausreicht, wird man nur bei ihrem Versagen an die radioaktive Therapie appellieren. Solche Versager kommen aber doch recht häufig vor, und wie es mir nach den eignen, freilich noch nicht abgeschlossenen Beobachtungen scheint, bietet sich uns in dem Thorium-X wirklich ein Mittel dar, das in schweren Fällen von Bleichsucht usw. die die Blutneubildung fördernde Wirkung von Eisen und Arsen überragt und in der Zukunft vielleicht eine große Bedeutung für die Bekämpfung jener Zustände erlangen wird.

Eine andre Wirkung als auf die roten Blutkörperchen haben die radioaktiven Substanzen auf die sog. weißen Zellen des Blutes. Von ihnen finden sich normalerweise nur etwa 7000 bis 9000 im Kubikmillimeter des strömenden Blutes. Radioaktive Substanzen vermindern sie. Schon beim Gesunden ist dies zu konstatieren, ganz auffallend aber bei jenen krankhaften Zuständen, die mit einer Ueberproduktion der weißen Zellen einhergehen und mit dem Namen Leukämie bezeichnet werden. Bedeutende Schwellungen der Milz, der Lymphdrüsen, Wucherungen im Knochenmark begleiten sie. Die Zahl der weißen Zellen kann bei den leukämischen Prozessen um das hundert- bis zweihundertfache ansteigen, also auf ein bis zwei Millionen Zellen im Kubikmillimeter, und sogar darüber hinaus.

Mit Radiumemanation erreicht man hier nichts; aber wie zuerst die aus meiner Klinik veröffentlichten Fälle zeigten, ist die Wirkung von Thorium oft eine erstaunliche. Schon nach wenigen Tagen setzt eine schnelle Verminderung der weißen Zellen ein, die Schwellungen von Milz und Lymphdrüsen gehen rasch zurück, und in kurzer Zeit kann das mikroskopische Blutbild völlig normal geworden sein. Wir stehen da vor einer Erscheinung, die in der Behandlung der Leukämien nicht unbekannt war. Denn das gleiche wird auch durch die Röntgenbestrahlung erreicht. Wir wissen das seit etwa zehn Jahren, und es ist keine Frage, daß seit dieser Zeit die Behandlung der Leukämien eine viel erfreulichere geworden ist, wenn man auch fast stets auf Rückfälle gefaßt sein muß. Die Leukämie erstreckt sich ganz gewöhnlich über fünf bis zehn Jahre hin, manchmal noch länger, und es wird kaum einen Kliniker geben, der heute schon das Urteil wagen würde, daß die Röntgenbehandlung eine wahre Dauerheilung der Krankheit gewährleisten kann. Wird uns die Thoriumtherapie weiter führen? Wir müssen die Beantwortung der Frage der Zukunft überlassen und können uns einstweilen nur darüber freuen, daß wir in dieser Therapie ein neues und mächtiges Rüstzeug zur Behandlung der Leukämie entdeckten.

Wenn ich versuchte, über das Wesen und die Verwendungsmöglichkeiten der radioaktiven Therapie für die innere Medizin eine Vorstellung zu geben, ist es zugleich meine Pflicht, vor übertriebenem Enthusiasmus zu warnen. Man ist anfangs immer geneigt, neue Behandlungsmethoden zu überschätzen.

Digitized by Google

Wir Aerzte sind von dieser allgemein menschlichen Eigenschaft ebensowenig frei wie das hilfesuchende Publikum. Bei einer Methode, die mit unsichtbaren, nur feinen physikalischen Messungen zugänglichen Kräften arbeitet, trübt nur gar zu leicht ein gewisses mystisches Empfinden die Klarheit des Urteils. Daß die ersten Anfänge der radioaktiven Therapie damit belastet waren, ist unleugbar. Gar vieles, was man im Anfang von den gewaltigen biochemischen Einwirkungen der Emanationstherapie erwartet und behauptet hatte, mußte wieder zurückgenommen werden. Wenn daraufhin in der allgemeinen Wertschätzung der radioaktiven Therapie eine rückläufige Welle einsetzte, so schadet das nichts. In der radioaktiven Therapie steckt zweifellos so viel Gutes, daß sie sicher geläutert und vervollkommnet und als Siegerin aus dem Streit der Meinungen hervorgehen wird. Es könnte der jungen Methode nur schaden, wenn sie als ein Allheilmittel betrachtet würde und wenn man alte, bewährte Heilverfahren über ihr vergäße. Ueberall da, wo sie bisher sichere Erfolge brachte — das viele Unsichere habe ich gar nicht berührt —, also bei chronisch rheumatischen und gichtischen Leiden, bei nervösen Erkrankungen des Magens, bei gewissen Blutkrankheiten, sind wir auch im Besitze andrer erprobter Methoden. Nichts wäre verkehrter, als diese über Bord zu werfen und das Neue als des Alten Feind zu betrachten. Wir stehen jetzt erst im Anfang der radioaktiven Therapie, und viele gewissenhafte und kritische Arbeit muß noch getan werden, bis sie zu einem handlichen und vertrauten Werkzeug wird, und bis wir genau wissen, wann wir uns ihrer mit größerem Vorteil als andrer Methoden bedienen. Einstweilen sind wir über das Stadium des Ausprobens und des Lernens noch nicht hinaus.

Briefe des Generalfeldmarschalls Freiherrn Edwin v. Manteuffel an seinen Sohn Hans Karl

Vorbemerkung

Die Verdienste und Taten Edwins v. Manteuffel als General, Heerführer und Staatsmann gehören der Geschichte an. Während heute fast allen Paladinen Wilhelms des Großen biographische Denkmäler gesetzt sind, muß es angesichts der in jeder Hinsicht so markanten Persönlichkeit Manteuffels auffallen, daß noch keine Feder den allerdings nicht leichten Versuch seiner Lebensbeschreibung gewagt hat. Neben manchen andern Gründen hierfür ist sicherlich die Tatsache nicht ohne Einfluß gewesen, daß sein Charakterbild, durch der Parteien Haß und Gunst schon zu seinen Lebzeiten verwirrt, noch heute in der geschichtlichen Beurteilung schwankt. Darum möge die in den nachfolgenden Blättern gebotene Auslese aus Briefen an seinen ältesten Sohn Hans Karl als ein urkundlicher Beitrag zur gerechten Würdigung des vielverkannten und angefeindeten Menschen dienen.

Digitized by Google

Ueber seinen Sohn Hans Karl seien folgende kurze Notizen vorausgeschickt. Geboren am 26. September 1846 in Berlin, genoß er seine Erziehung im elterlichen Hause und auf der Klosterschule in Roßleben, trat am 9. Mai 1866 als Dreijährig-Freiwilliger im Leibgrenadierregiment ein, nahm am böhmischen Feldzug teil, wurde im Oktober 1866 Offizier und am 8. Mai 1869 in das Erste Garderegiment zu Fuß versetzt. In der Schlacht bei St. Privat erlitt er eine schwere Verwundung, deren Folgen ihn als Hauptmann zum Ausscheiden aus dem aktiven Dienst zwangen. Er starb vier Jahre vor dem Vater, am 2. Juni 1881.

Gastein, 29. Juli 1860.

Lieber Hans Karl!

... Du mußt nicht fragen, gleich als wenn Du es als etwas Gutes betrachten würdest, ob ich in Baden[1]) einen Orden vom Kaiser Napoleon bekommen hätte. Für einen Soldaten ist ein Friedensorden schon immer etwas Unnatürliches und daher nicht etwas Wünschenswertes, man kann aber, wenn man in gewissen Stellungen ist, solche Verzierungen nicht immer vermeiden, und deshalb muß ich auch welche tragen. Aber noch etwas ganz andres würde ein französischer Orden sein. Frankreich ist der Nationalfeind, und ist vorübergehend Friede, so hat unsereiner das immer nur als einen Waffenstillstand zu betrachten. Nun aber genug über Orden. Die französischen Generale haben mir gut gefallen. Die Franzosen sind gute Soldaten, und deshalb gibt es viel Ehre und Ruhm, wenn man sie schlägt ...

*

Gastein, 24. August 1862.

Lieber Hans Karl!

... Ich warne Dich vor einer Gefahr, vor der, Deine Gefühle gerade nach dem Eindruck abzumessen, den das Handeln eines andern Dir gegenüber momentan auf Dich macht. Man muß sich in die Personen, mit denen man lebt, hineindenken und von ihren Gedanken, Auffassungen und Motiven aus ihre Handlungen beurteilen, nicht von sich allein von dem Eindruck aus, den sie hervorbringen. Isabellchen[2]) hat Dir weniger geschrieben im Laufe des Winters, als Du gewünscht, hat durch eine Zufälligkeit Dir nicht zum Einsegnungstage selbst geschrieben. Das hat Dir weh getan, und ohne zu prüfen, ob dies Mangel an Liebe von ihrer Seite gewesen, bist Du selbst weniger freundlich und aufmerksam geworden. Wahre Liebe hat Geduld mit den Schwächen andrer.

Wegen Deiner Versetzung habe ich auch an den Herrn Direktor geschrieben. Ich freue mich, wenn Du Deines Fleißes und Deiner Kenntnisse wegen nach Sekunda kommst; ich lege gar keinen Wert darauf, im Gegenteil, ich würde es nicht gerne sehen, wenn Du aus Rücksicht auf Bitten Deiner Mutter, was man

---

[1]) Der Prinzregent von Preußen, in dessen Gefolge General v. Manteuffel sich befand, hatte im Juli 1860 in Baden eine Begegnung mit Napoleon III.

[2]) Tochter des Generals v. Manteuffel.

Digitized by Google

so sagt mit Hängen und Würgen, versetzt würdest. Deine Mitschüler müssen sagen, er hat die Versetzung verdient, sonst ist sie Dir nur nachteilig und mir schmerzlich. Denn ich will, daß meine Söhne ihr Fortkommen in der Welt nur ihrem inneren Wert verdanken ... Sei fleißig, konzentriere die Gedanken, habe Willenskraft und habe immer den lieben Gott vor Augen und im Herzen ...

*

Berlin, 21. Oktober 1862.

Deinen Brief vom Krönungstage und vom 19. d. M. habe ich gestern abend erhalten. Ich bin heute nacht oft darüber aufgewacht und habe den lieben Gott gebeten, mir zu verleihen, so zu antworten, daß Du von der Richtigkeit meiner Entscheidung überzeugt wirst und Ruhe und Frieden in Dein Gemüt bekommst. Ich kann mich nicht damit einverstanden erklären, daß Du jetzt von Roßleben abgehst, und würde dies als ein Unglück für Deine Zukunft ansehen, und Deine Mama und mich würde ein solcher Schritt sehr betrüben. Wir sind beide jetzt schon traurig, da wir Dich in Kampf und Zweifel wissen. Du hast mir aber einen klaren und durchdachten Brief geschrieben, und daß Du Deine Sache so logisch vorgetragen hast und daß Du Dich mit Recht offen und vertrauensvoll an Deine Eltern gewandt hast, hat mich wieder erfreut und gibt mir die Zuversicht, daß der liebe Gott Dir die Kraft geben wird, Dir durchzuhelfen und die ganze Sache zur Stählung und Stärkung Deines Charakters dienen zu lassen. Du hast recht, mein Sohn, daß Du die Wahrung des religiösen und moralischen Standpunktes höher stellst als alle wissenschaftlichen Kenntnisse. Denn nicht nur daß da oben der liebe Gott mit jenem abrechnet, sondern auch schon hier in dieser Welt, so ist und bleibt Charakterenergie und Charakterfestigkeit die Hauptsache für das Fort- und Vorwärtskommen, und Energie und Festigkeit basieren wieder vor allem auf dem religiösen und inneren Standpunkt, den man in seinem Herzen einnimmt. Um einen solchen aber wirklich einnehmen zu können, dazu gehört auch, daß man seine Pflichten, die die speziellen Verhältnisse, in denen man sich befindet, auferlegen, voll und ganz erfüllt. Deine Pflichten im Amt — denn gewissermaßen hat jedes Alter und jeder Stand ein Amt und hat also Amtspflichten —, Deine Pflichten bestehen jetzt vor allem darin, daß Du unbeirrt um rechts und links der moralisch tüchtigste und wissenschaftlich stärkste Tertianer zu werden strebst, um mit voller Reife Ostern nach Sekunda versetzt werden zu können. Daß Dir das unter den gegenwärtigen Verhältnissen, nachdem Du vielleicht durch mich veranlaßt, Dich der Hoffnung hingegeben hattest, versetzt zu werden, und nachdem Du es nun doch nicht worden bist und dagegen Deine Altersgenossen, die im ganzen oder einzelnen Dir vielleicht nicht vorstehen, nach Sekunda gekommen sind, schwerer wie je wird, glaube ich gern. Aber glaube mir, mein Kind, und traue hier meiner Erfahrung: das sind Uebergangsperioden, und die Zeit vergeht, und hast Du diese Zeit dann gut und tüchtig überstanden, so sind die Unannehmlichkeiten vergessen und alles ist ausgeglichen, und Du hast hinterher ein Selbstgefühl, das Dir reichlich Lohn gewährt und das Dir für alle Zukunft Selbstvertrauen, Willenskraft und

Digitized by Google

Charakterenergie stählt. Gehst Du aber der schweren und, da sie Deine persönlichen Gefühle verletzt, um so schwereren Prüfung aus dem Wege und verlässest die Schule, so bist Du dem ersten wirklichen Kampf, den Deine weltlichen Verhältnisse Dir bieten, ausgewichen, und wenn Du noch so fleißig dann arbeitest und noch so tüchtig lernst, so behältst Du doch für Dein ganzes Leben die Erinnerung, Du seiest einer Schwierigkeit aus dem Wege gegangen, weil Du Dir nicht die Kraft zugetraut, sie zu überwinden, und in Deinem Lebenslaufe bleibt stehen: Du habest die Schule verlassen, weil Du nicht hättest nach Sekunda versetzt werden können. Darum frischen Mut, mein Sohn, Kopf hoch und Kopf frei, in den Kampf hinein, und mit Gottes Hilfe siegreich hindurch!

Ich gehe jetzt noch auf einzelne Punkte Deines Briefes ein. Das Wichtigste im Briefe ist wohl, daß Du sagst, Du fühltest Deine Liebe und Ehrfurcht zum lieben Gott abnehmen. Ei, da mache es wie Doktor Martin Luther und wirf dem Teufel das Tintenfaß ins Gesicht und gib Dich Deinem Herrn und Gott ganz und völlig hin und bete in voller Innigkeit zu ihm und bete immer und immer wieder um Kraft und gehe alle Abende streng mit Dir ins Gericht! Diese Versuchungen, mein Kind, treten uns allen und denen, die dem lieben Gott sich hingeben, um so mehr nahe, denn gerade diese will der Teufel ihm abspenstig machen. Das Verlassen von Roßleben würde Dir hierin nichts helfen, denn überall und in allen Verhältnissen wirst Du solchen Anfechtungen ausgesetzt sein. Nicht in den Verhältnissen der Außenwelt, nur in seinem Innern findet man die Kraft, den Versuchungen zu widerstehen. Denn das Reich Gottes ist eben nicht von dieser Welt, und unsre ganze Aufgabe hinieden ist ja eben, daß wir in der Welt lebend und wirkend und fortwährend im Kampf mit dem Fürsten dieser Welt die Pflichten unsers Amtes erfüllen und uns das Reich Gottes im Innern bewahren. Dir nun, lieber Hans Karl, hilft Deine Mutter bitten und beten, und der Herr wird ihr Gebet und Flehen erhören. Außerdem aber hast Du ja gerade in Roßleben einen Beistand in solchen Anfechtungen und Versuchungen in dem trefflichen Prediger Burchardt, zu dem Du Vertrauen hast und der Dich liebhat. Oeffne ihm Dein Herz, wenn Du allein nicht fertig wirst und zur Klarheit kommen kannst.

Ein andrer Punkt ist, daß Du das Vertrauen zu Deinen Lehrern verlierst. Ich glaube, mein Sohn, Du kannst doch nicht vollständig über ihre Gerechtigkeit oder Ungerechtigkeit urteilen, denn Du kannst nicht alle die Gründe, welche sie zu ihrem Handeln bewegen, übersehen. Wenn Du zum Beispiel glaubst, es sei Dir vis-à-vis eines andern Unrecht geschehen, indem dieser versetzt, Du aber in Tertia geblieben seiest, so kann die Sache doch auch ganz anders liegen, und können Deine Lehrer, die Deinen Wert doch vollkommen anerkennen, die Sache auffassen wie ich. Sieh einmal, ich leugne es nicht, ich würde mich freuen, wenn Du in der Klasse, anstatt Deinem Alter nach zurück zu sein, Deinen Mitschülern vorgekommen wärest, aber wenn ich gefragt werde, was mir lieber ist und wofür ich dem lieben Gott dankbar bin, daß Du bist, wie Du bist, oder daß Du moralisch leicht, dagegen wissenschaftlich ausgezeichnet wärest, ich wähle

Digitized by Google

das erstere. Ich denke mir, Deine Lehrer haben Dich gerade nicht versetzt, weil sie Dich Deiner Treue wegen besonders liebhaben und wissen, daß, wenn Du dieses Halbjahr mit dieser Treue fortarbeitest, es Dir reicheren Nutzen bringen wird. Es mag nun Deine Nichtversetzung auf Deinen Ausspruch ohne Einfluß gewesen sein, und Du magst eine Menge andrer spezieller Fälle wissen, die Dich dazu veranlaßt haben, so bleibt es in Deiner Lage oder, wenn ich den Satz allgemeiner fasse, so bleibt es für den Untergebenen immer sehr schwer, aus einzelnen Fällen, bei deren Behandlung ihm die Motive seiner Vorgesetzten unbekannt sind, über Gerechtigkeit oder Ungerechtigkeit zu urteilen. Deine Lehrer sind heute Deine Vorgesetzten. Gib Dir Mühe, Dein gutes Verhältnis zu ihnen zu bewahren, und laß durch mißtrauische Kombinationen nichts Fremdes hineinkommen. Nach allem, was ich von Deinen Lehrern weiß, haben sie Dich lieb und setzen Vertrauen in Deinen Charakter und haben gute Hoffnung auf Deine Fortbildung.

Ein andrer Punkt ist, daß Du Dich isoliert fühlst, keinen Freund hast. Mein Kind, mir ist es bis zu meinem zwanzigsten Jahre eigentlich ebenso ergangen. In der Einsamkeit, im Denken über sich selbst, auf einsamen Spaziergängen bilden sich die Charaktere, nicht im Trubel der Welt und in der Geselligkeit. Nur das ist die Hauptsache, daß man dabei nie den Sonderling spielen, sich isolieren will, daß man sich nicht in eine Rolle hineindenkt und sich in dieser dann gefällt und sich für besser als die andern hält, daß man die Liebe für seine Mitmenschen im Herzen warm erhält, daß man strenge gegen sich, mild gegen alle andern in seinem Urteil ist. Ich weiß nicht, ich habe mich eigentlich gefreut, als Du mir sagtest, Du würdest dieses Halbjahr wohl viel allein spazierengehen, obgleich ich mir sagte, es würde Dir wohl ein bißchen schwer werden. Aber ich dachte eben, Du würdest da viel über Dich selbst nachdenken und an Dir selbst arbeiten können. Ich habe Vertrauen zu Dir, rechtfertige es, mein Sohn, und überwinde die Schwierigkeiten, indem Du Dir selbst treu bleibst und Dein eignes Ich bewahrst.

*

Gastein, 28. August 1863.

... Was nun die Einladung nach Frankfurt a. M.[1]) anlangt, so ist für unsereinen stets das Beste, daß man ohne viel zu grübeln festhält, der König müsse eben gewichtige Gründe für sein Handeln haben. Aber hier liegen sie doch auch ziemlich einfach auf der Hand. Habt ihr in Roßleben denn gar keine Geschichte, habt ihr niemals etwas gelesen von den Schlachten von Warschau, Fehrbellin, von einem Siebenjährigen Kriege, von all dem Blute, das geflossen ist, um Preußen eine selbständige Stellung zu erkämpfen, und nun soll es auf einmal tanzen, wie gepfiffen wird? Schon König Friedrich Wilhelm IV. sagte

[1]) Gemeint ist die vom Kaiser Franz Josef veranlaßte Zusammenkunft der deutschen Fürsten zum Fürstentag in Frankfurt a. M., an der teilzunehmen König Wilhelm I. bekanntlich ablehnte.

Digitized by Google

bei solchen Gelegenheiten: „Ich will nicht subaltern behandelt sein." Also vor allem halte Dich an das, was der König für das Richtige hält, und dann lerne nicht bloß Geschichte, sondern denke beim Lernen derselben und verarbeite die Bedeutung der einzelnen Tatsachen. Die preußische Nation hat den Ruhm ihrer Väter ererbt und muß die Erbschaft aufrechterhalten.

*

Lübbenau, 7. November 1863.

Mein Sohn!

Ich habe Deinen Brief vom 31. Oktober vorgestern abend hier vorgefunden. Du hast recht, sein Inhalt schmerzt und betrübt mich bis in den tiefsten Herzensgrund. Ich habe vielfach darüber hinweggesehen, daß Du in Deinen wissenschaftlichen Fortschritten hinter andern zurückbliebst, ich habe dem lieben Gott aber immer inbrünstig gedankt, daß Du das Vertrauen und die Liebe Deiner Lehrer genossest, daß sie mir sagten, Du seiest zuverlässig, auf Deine Führung könnten sie bauen. Das Vertrauen Deiner Lehrer wirst Du stark erschüttert haben, die Kontinuität Deiner Führung ist zerrissen. Die Konduite ist aber die Grundlage von unendlich vielem. Mir lebt es noch lebendig in meinem Gefühle, daß weiland König Friedrich Wilhelm III. mir 1838 ausgesprochen hat: „Weil Sie eine ausgezeichnete Konduite haben, habe ich Ihnen eine ganz besondere Stellung angewiesen."[1]) Es war der Lohn für elfjährige Konsequenz in meiner Führung im Gardedragonerregiment. Ich habe immer geträumt und gehofft, Du würdest in bezug auf Charakter, Willenskraft und Konduite meine Wege gehen! Kehre auf diese zurück, mein Sohn! Du bist von ihnen abgewichen, wie mir Dein Brief zeigt, in einer falschen Auffassung über das, was Du für Charakter hältst. Der Charakter besteht darin, daß man das, was man für das Rechte erkennt, unerschütterlich festhält. Die erste Aufgabe ist, das Rechte zu suchen, über dasselbe zum klaren Bewußtsein zu kommen. Die Gebote Gottes geben nun da den besten Anhalt. Die Erfüllung der Pflichten, welche jedem seine Stellung auferlegt, ist begründet in den Geboten Gottes. Deine nächste Pflicht ist nun mit, den Vorschriften der Behörde zu folgen, die Dir gesetzt ist. Das sind Deine Lehrer. Wenn Du deren Anordnungen nicht nachkommst, so fehlst Du gegen Deine Pflicht. Erinnere Dich, mein Sohn, wie ich Dir vor mehr als zwei Jahren auf Deine Frage, was Deine Ehre und deren Wahrung erfordere, schrieb: Es war die Erfüllung Deiner Pflichten vor allem. Treue Pflichterfüllung ist eine gute Ehrenbasis. Du bist von ihr abgewichen, weil Du Dich hast *verführen* lassen. Ich unterstreiche das Wort, obgleich Du sagst, Du seiest *nicht* verführt worden. Was ist denn aber Verführtwerden anders, als daß man sich durch irgendeinen äußeren Grund zu dem verleiten läßt, was im Widerspruch damit steht, was man bisher für das Rechte gehalten und wonach man bisher gehandelt hatte? Wenn Dich jemand auf-

[1]) Manteuffel war 1838 zum Adjutanten des Gouverneurs von Berlin, des Generals v. Müffling, ernannt worden.

Digitized by Google

fordert, etwas zu tun, was Du für Unrecht hältst und deshalb nicht tun willst, und wenn Du es dann, weil jener immer wieder auf die Sache zurückkommt und Dich bittet und die Sache Deiner Phantasie plausibel macht, es doch tust, so ist das eine grobe Verführung. Ein äußerer Einfluß hat Dich vermocht, von dem abzugehen, was Du für das Rechte erkannt. Ist es nun nicht dasselbe, wenn Du von Deinen Grundsätzen abweichst, weil jemand der Aufrechterhaltung derselben eine falsche Auslegung gibt? Deine Mitschüler deuten Dir an, Du handeltest aus Furcht vor Strafe, sie trauen Dir gar nicht zu, daß Du aus Charakterstärke Deiner Ueberzeugung, Deiner Ansicht treu bleibst. Der Gedanke, daß man Dir Furcht zutraut, geht Dir über alles. Ansicht, Ueberzeugung, Selbständigkeit opferst Du, nur um den Beweis zu führen, daß Du Dich nicht fürchtest. Es hat Dich also ein äußerer Grund zu einer Handlung verleitet, die mit Deinem früheren Handeln und mit Deiner Ansicht im Widerspruch stand. So bildet sich kein Charakter, mein Sohn. Du hast nicht den Mut gehabt, Deine innere Ueberzeugung einer falschen Meinung über die Motive Deines Handelns entgegenzustellen. Du hast aus Furcht, man könnte glauben, Du fürchtetest Dich, nachgegeben. Warum hast Du nicht den Mut gehabt, Deinen Mitschülern zu sagen: „Ich weiß, was ihr denkt. Das trifft mich nicht, denn ich handle aus Ueberzeugung, und keine Macht der Welt wird mich vermögen, etwas zu tun, was ich nicht für das Rechte halte. Ich fürchte mich nicht vor euch, und wer nur andeutet, daß er meinem Handeln unedle Motive unterzuschieben sich erdreistet, der komme her!" Glaub' mir, mein Sohn, Deine Mitschüler hätten dann gesagt: „Manteuffel ist doch ein Charakter." Jetzt aber sagen sie: „Na, Manteuffel haben wir doch dazu bekommen, daß er jetzt tut, was er früher nicht tun wollte." — Ein Charakter hält an seiner Ueberzeugung fest, bildet sich seine Grundsätze und handelt unbeirrt nach diesen, die Welt mag davon denken, was sie will. Die heutigen Tageshelden ordnen alles der sog. öffentlichen Meinung unter, ihr sind sie dienstbar, nicht den Geboten Gottes und den hiernach sich selbst gebildeten Grundsätzen. Die Stelle, die Du anführst, ist eine der bösesten, die es gibt: „Bei einem Verbrechen hat man Gott und Menschen zum Richter, beim Erscheinen als Tor nur die Menschen." Solche Stellen sich zur Richtschnur dienen zu lassen, ist nicht richtig, und Du zeigst kein gutes Urteil, wenn Du sie anführst. Du stellst dadurch die Meinung andrer über Dein eignes Bewußtsein, und dieses ist es doch allein, was den Mann unabhängig von allen irdischen Gewalten macht.

Sehr recht hast Du, wenn Du unzufrieden mit Dir bist, einen Tertianer in das Dorf geschickt zu haben, wenn dieses verboten ist. Erstens, weil, wie Du sagst, Du Dich nicht hast bezwingen können, dann, weil Du einem jüngeren Mitschüler ein schlechtes Beispiel gegeben hast. Wenn Du Deine alte Energie anwendest und wieder in die Bahn hineinspringst und sie mit Konsequenz verfolgst, welche Dir bisher zu meiner Freude das Vertrauen Deiner Lehrer erworben hatte, so daß ich Dich mit gutem Gewissen einst zu dem Leibgrenadierregiment geben kann, so wirst Du sehen, wie es vor allem zu dem preußischen

Digitized by Google

Offiziertum gehört, seinen Untergebenen ein Beispiel zu geben, das besonders mit darin besteht, selbst nichts zu tun, was man den Untergebenen zu tun verbietet.

Nun, mein Sohn, beherzige, was ich Dir geschrieben habe, ich schelte Dich nicht, ich sage Dir nur, wie es mein Herz betrübt hat, daß Du nicht die Charakterfestigkeit gezeigt, die ich so gern bei Dir gesichert wüßte. Prüfe Dich ernst, mein Sohn, vergleiche Deine heutigen Auffassungen über einzelne Fragen mit denen, die Du vor Jahr und Tag über dieselben gehabt, und prüfe sie dann ernst. Halte aber auch daran fest, daß Du die Offenheit gegen Deinen Vater bewahrst, Du magst getan haben, was Du willst, und wer Dir davon abredet, der ist Dein Feind! Und so segne Dich der liebe Gott.

*

Gastein, 16. September 1864.

Ich danke Dir herzlich für Deinen Brief vom 9. d. M. Der Brief, den Du mir geschrieben, nachdem Du zum zweitenmal bei Dr. Hauck gewesen warst, muß verloren gegangen sein, denn ich habe ihn nie erhalten. Daß Du ihn aber geschrieben, mein Sohn, glaube ich Dir, auch ohne daß Du speziell Dein Wort darauf gibst. Gewöhne Dir ja nicht die schlechte Eigenschaft der heutigen Zeit an, bei jeder Veranlassung das Wort zu geben. Das ist etwas Heiliges und darf nicht mißbraucht werden. Deine moralische Stellung mußt Du so zu nehmen wissen, daß man Dir unbedingt auf Dein einfaches Ja oder Nein glaubt. Ich tue das. Dann entschuldigst Du Dich gegen die Vermutung, daß Du Dr. Hauck veranlaßt habest, wegen Deines frühzeitigeren Eintritts Schritte zu tun. Wo, mein Kind, steht eine solche Anschuldigung in meinem Briefe an Dich? Ich traue Dir das nicht zu und habe die Zuversicht, daß Du Dich direkt und offen und wahr an mich wendest mit Deinen Wünschen und Plänen.

Nicht nur Dr. Hauck, sondern auch ich, Deine Mama und viele andre Leute haben seit langer Zeit etwas Schlaffes, Gedrücktes in Dir gefunden und die frühere Frische und Elastizität in Dir vermißt. Wir schoben es auf Deine Krankheit, das schnelle Wachstum. Dr. Hauck faßte es psychologisch auf und meinte, der Grund davon sei innere Ennui, Du litteſt darunter, daß Du noch auf der Schulbank sitzen müßtest, während Deines Herzens Sehnen nach dem Militärdienst ginge. Dr. Hauck meinte, dieser innere Zustand habe eine solche Höhe erreicht, daß er auf Dein körperliches Befinden influiere, und es sei daher am besten, wenn Du die Schule verließest und in Dein Regiment träteſt. Er übersieht dabei, daß Du dann sehr bald wieder zehn Monate lang unter sehr viel unangenehmeren Verhältnissen auf der Schulbank sitzen würdest, um in dieser langen Zeit zu lernen, was ich in drei Wochen gelernt, denn mehr Zeit habe ich zu meiner Vorbereitung zum Offiziereramen nicht gebraucht. Und Deine Mama empfand all Deine Kopfschmerzen mit und sah Dich schon der Last der Arbeit erliegen. Du weißt, wie lieb sie Dich hat. Sie schickte mir also den Hauckschen Brief, den er schrieb, als er Dich bei Deiner Rückkehr aus Tannen-

Digitized by Google

berg sah. Ich konnte Dr. Haucks Ansicht nicht beistimmen. Ich will einen starken Sohn und kein Milchsöhnchen, das in der Masse verschwindet. Ich schrieb also Deiner Mama, Du müßtest auf der Schule bleiben, und weil ich mich auf der andern Seite doch sehr in Deine Lage hineindenken kann — denn ich habe alle diese Kämpfe selbst durchgemacht und habe es teuer bezahlen müssen, daß ich ihnen erlegen war —, so schrieb ich Dir über die Hauckschе Propositiоn, damit Du selbst zum klaren Bewußtsein und freien Entschluß kämest, und suchte Deine Moral zu heben. Das, mein lieber Sohn, ist der Hergang der Sache, die mich in meiner Kur gar sehr alteriert, denn Deine Zukunft, Dein inneres Leben, Dein gegenwärtiger Gesundheitszustand liegen mir doch tief im Herzen. Inzwischen hat Deine Mama mir zwei andre Briefe von Dr. Hauck geschickt, die an sie gerichtet, nachdem Du in Kösen zum zweitenmal bei ihm gewesen warst. Er bleibt bei seiner Ansicht und schiebt Dein Kopfleiden auf das innere Ennui, das Dich beherrsche, weil Du darunter littest, Lateinisch und Griechisch lernen zu müssen, was Dir zu Deiner Militärlaufbahn doch nicht notwendig sei. Auch diese beiden Briefe, mein Herzens-Hans-Karl, können meine Ansicht nicht umstoßen, und mein Hauptwunsch ist und meine Herzensfreude würde es sein, wenn Du hierin nicht nur aus pflichtschuldigem Gehorsam, sondern auch aus innerer Ueberzeugung mit mir übereinstimmtest und Deinen Schulkursus mit so rechter Lust, Liebe und Freudigkeit durchmachtest.

Sieh, mein Sohn, das ist ja alles nur Mittel zum Zweck. Seitdem ich in meinem Amte bin, kämpfe ich gegen die Verschärfung des Militärexamens, weil ich es für unrichtig halte, daß man Gelehrsamkeit von allen Offizieren verlangt. Die Hauptmasse der Offiziere wird immer nur in tüchtigen Frontoffizieren bestehen können, und dazu ist die wissenschaftliche Bildung nicht in so hohem Grade erforderlich. Zur Formierung von ausgezeichneten Charakteren ist sie es aber, und nichts ist dazu notwendiger als gerade das Studium der lateinischen und griechischen Klassiker, woran sich dann das Studium der Geschichte und der Charaktere des Altertums von selbst knüpft. Glaube mir, daß das, was Du jetzt in der Schule lernst, d. h. nicht das, was Du auswendig lernst, sondern was Du verdaust — und verdauen kann man das zu Lernende nur, wenn man es mit Lust und Liebe und voller Energie lernt —, Dir reiche Früchte in Deiner späteren Militärlaufbahn tragen wird. Den Gesichtspunkt halte immer fest, daß Deine Schullaufbahn ja nur Vorbereitung zu Deiner Militärlaufbahn ist, daß, wenn Du wirklich vorbereitet in diese trittst, Du ein andrer Offizier sein und werden wirst, als wenn Du durch spezielle Abrichtung, sei es durch Privatunterricht oder durch die Kriegsschule, dazu gelangst. Wenn Du Dir das recht klar machst, so kann ich mir gar nicht anders denken, als daß Du mit derselben Freudigkeit jetzt den Homer und Ovid lesen wirst, mit der Du später Deinen Zug zu führen gedenkst. „Ich warte auf meine Zeit" war die Devise des schwarzen Douglas, wie die Leute sagen. Nimm Du sie auch an, sieh Dein jetziges Leben und Lernen als Mittel an, um Deiner Zeit, wenn sie kommt, gewachsen zu sein.

Digitized by Google

Glaube mir ferner, mein Sohn, es ist nicht richtig, wenn die Leute sagen, Du könntest nur langsam lernen, es würde Dir schwer. Du bist nicht ohne Anlagen und Geschick zum Lernen, das Arbeiten wird Dir nur schwer, weil Du nicht mit Leib und Seele dabei bist und es nur aus Pflicht und Gehorsam tust. Sprich Dein inneres „Ich will" und bitte den lieben Gott, daß er Dir Kraft verleiht, und Du wirst sehen, daß Du leisten kannst, was die andern leisten.

Und nun, mein Kind, Deine Kopfschmerzen! Werde nicht zu weichlich, Junge, und beschäftige Dich nicht zuviel mit Deiner lieben Person. Mein seliger Vater hat in seiner Jugend Kopf- und Zahnschmerzen gehabt, meine selige Mutter hat fortwährend an Migräne gelitten, ich habe bis zu meinem dreißigsten Jahre mit Kopfschmerzen zu tun gehabt. Wie oft habe ich mich wenn sie recht tüchtig waren, an Cäsar erinnert und nun erst mit rechter Energie gearbeitet. Läßt man solche chronischen Leiden erst Herr über sich werden, so ist man verloren; bemeistert man sie durch Willenskraft, so übt man Gewalt über seinen Körper aus und wird in künftigen Lebensverhältnissen Herr über ihn bleiben. Also, mein Sohn, hier glaube ich besserer Arzt als Dr. Hauck zu sein. Du hast ebensolche Kopfschmerzen in Deiner Entwicklungszeit, wie Dein Vater und Großvater sie auch gehabt haben.

*

Schloß Gottorp, 17. März 1866.

Lieber Hans Karl!

Ich schicke Dir hier einen Brief des Herrn Direktors. Ich kann es gar nicht aussprechen, wie ich mich gefreut hatte, als ich seinen Ausspruch über Dich las. Bald darauf kam Deine Mama mit einem inzwischen von Dir erhaltenen Brief. Das hat mich betrübt. Bist Du mein Sohn, der weiß, welchen Wert sein Vater auf die Ausbildung des Charakters legt? Das Unterbleiben einer gewünschten Ferienreise macht einen solchen Eindruck auf Dich, daß es Dich in dem Examen stört? Du bist so mit Deinem „Ich" beschäftigt, daß Du an Deine Mutter und deren Gefühle gar nicht denkst, Dich ihr als unglücklich darstellst. Glaubst Du denn nicht, daß es ihr schon schwer geworden ist, Dich diese Ferien nicht zu sehen, mußt Du ihr, anstatt ihr dieses durch freudiges Eingehen auf das Unabänderliche zu erleichtern, das Herz noch schwerer machen? Weißt Du nicht, daß sie ihre Augen schonen soll, und Du schreibst ihr Briefe, die sie weinen machen? Habe Charakter, mein Sohn, denke Dich in andre hinein, beurteile die Dinge nicht bloß von Deinen eignen Gefühlen aus. Glaubst Du denn nicht, daß es mir schwer wird, Edwinchen[1]) nicht selbst zu seinem Regiment zu bringen, glaubst Du nicht, daß es mir schwer geworden ist, nicht zu seiner Einsegnung zu gehen? Habe ich deshalb meinen Dienst vernachlässigt, bin ich deshalb unmutig geworden, klage ich dem Könige vor über die Opfer, die ich meinem Vatergefühl gebracht und bringe? Und nun, mein

[1]) Zweiter Sohn des Generals.

Digitized by Google

Sohn, glaubst Du wirklich, daß ich Dich und Job[1]) nicht lieber bei mir sähe, als Euch in Roßleben zu lassen während der Ferien? Ist es Vertrauen zu Deinem Vater, wenn Du nicht blind glaubst: Wenn er uns nicht kommen läßt, so müssen Gründe sein, die es ihm unmöglich machen? Ich will sie Dir diesmal sagen. Du weißt, daß ich kein Vermögen habe. Dennoch habe ich Dich wohl immer zu den Ferien kommen oder Reisen machen lassen. Ich habe mir das Geld dann mühselig wieder an meinen eignen Bedürfnissen abgeknapst. Jetzt liquidiere ich vorläufig meine Ausgaben, und euer Herkommen würde mir keinen Groschen kosten. Aber ich muß im Dienste des Königs, und um hier würdig zu repräsentieren,[2]) sehr viel Geld ausgeben, und es wird viel darüber gesprochen, daß meine Liquidationen sehr hoch gehen. Ich habe das Bewußtsein, daß ich dabei, was meine persönlichen Ausgaben anbelangt, sparsamer lebe, als ich es je getan. Um mir dies Bewußtsein zu bewahren, kann ich Euch auch jetzt die teure Reise bei der großen Entfernung nicht machen lassen. Willst Du mir nun, damit Du eine Freude hast, dieses Bewußtsein, das bei den vielen Anfeindungen, die ich habe, mir den inneren Frieden gibt, rauben? Willst Du deinen Vater dem bösen Leumund preisgeben, daß man sagt, er verausgabe das Geld des Staates, um sich und seinen Kindern Genuß zu schaffen? Ich denke nein, mein Sohn, und habe das Vertrauen zu Dir, daß Du jetzt die Sache mit meinen Augen ansehen wirst. Der liebe Gott segne und behüte Dich.

*

Berlin, 28. August 1866.[3])

Mein Sohn!

Ich danke dem lieben Gott, daß er Dich und Edwin beschützt und daß Ihr beide Euch tüchtig und gut geführt habt. Bleibt dabei. Dein Vorschlag zum Portepeefähnrich ist noch nicht hier eingegangen. Du hast nun das bittere Gefühl, daß Dir viele vorbeiavancieren. Laß Dich davon nicht umwerfen, es ist nicht Deine Schuld, und Du hast das innere Gefühl für Dich, Deine Pflicht erfüllt zu haben. Solche Dinge stärken den Charakter, wenn man sie richtig trägt und richtig in sich verarbeitet. Du darfst dadurch nicht bitter und nicht kleinmütig werden. Es gleicht sich das alles wieder auch in den äußeren Verhältnissen aus. Empfiehl mich Deinem Kommandeur und den Herren des Regiments, die sich meiner erinnern. Der liebe Gott segne Euch beide.

*

Schwarzburg, 28. Juli 1868.

Lieber Hans Karl!

Ich danke Dir herzlich für Deinen Brief vom 25. und 26. d. M. Gott sei Dank, daß Du bei der wirklich außergewöhnlichen Hitze wohl bist und

---

[1]) Dritter Sohn des Generals.

[2]) General v. Manteuffel war damals preußischer Statthalter in Schleswig.

[3]) Nach Beendigung des böhmischen Feldzugs, in dem Hans Karl v. Manteuffel als Dreijährig-Freiwilliger im Leib-Grenadierregiment besonders an dem Treffen von Gitschin teilgenommen hatte.

Digitized by Google

die Fatigen gut aushältst. Aber geh nur vorsichtig mit Deinem Körper bei der Hitze und den Fatigen um; es ist richtig, daß Du freie Zeit zum Schlafen benutzest, um die Kräfte zu restaurieren, auch halte ich für gut, daß man früh zum Kaffee vor dem Ausmarsch ein Stück kaltes Fleisch oder Schinken mit Brot ißt, damit der Magen etwas zu verdauen und so eine Beschäftigung hat, weil sonst dessen Nerven schlaff werden, was immer auf die Energie zurückwirkt. Die Hauptregel bleibt, bei so außergewöhnlichen Temperaturverhältnissen und dabei großen dienstlichen Fatigen einfach und regelmäßig essen und trinken, nichts darin übertreiben und außer dem Dienst in solchen Zeiten keine andern körperlichen oder gesellschaftlichen Anstrengungen vornehmen, sondern soviel wie möglich schlafen, aber dabei doch auch wieder etwas Ernstes zwischendurch treiben, denn man glaubt nicht, welche Rückwirkung eine Anspannung des Geistes auf den Körper hat. Hierin liegt auch das Geheimnis, die Leute bei solchen Fatigen und Temperaturverhältnissen richtig zu behandeln. Die geistige Anspannung muß erhalten werden, aber herausfühlen muß man, wie weit diese geht, und hiernach muß man wieder herausfühlen, wie lange diese dauern dürfen, um nicht nachteilig auf die beim Wiederbeginn des Dienstes immer zu fordernde geistige Anspannung zu wirken. Die Leute fühlen hier sehr richtig durch, ob ein Offizier das richtig handhabt. Gibt er ihnen zuviel nach, so halten sie ihn für schwach und der Respekt geht weg, nimmt er gar keine Rücksicht auf die Verhältnisse, so schwindet das Vertrauen zu seinem Wohlwollen und damit wieder der Respekt. Eins merke Dir: Es ist, daß Du recht in Deinen Gedanken festhältst, was Du jetzt als Leutnant, wo Du den Leuten näher stehst und als rein Gehorchender die Diensteinteilung schwerer empfindest als es der Anordnende tut, was Du da jetzt über die Art und Betreibung des Dienstes fühlst und denkst. Tust du das, so wirst Du später immer auf der geistigen Höhe stehen, daß Du den Dienstbetrieb nicht rein mechanisch und gewohnheitsmäßig, sondern mit Berücksichtigung aller Verhältnisse anordnen wirst. Ich habe in höheren Stellungen nie einen Befehl gegeben und habe dem König nie einen Vortrag zur Erlassung von Orders gehalten, ohne daß ich mir vorher vergegenwärtigt hatte, was ich wohl als Dragoner und als Leutnant usw. gesagt haben würde, wenn ich zu jener Zeit diesen Befehl oder diese Order erhalten hätte.

(Schluß folgt)

Digitized by Google

Die Türkei vor den beiden letzten Kriegen
1910/1911

(Auszüge aus den Aufzeichnungen und dem Tagebuch eines Diplomaten)

Neue Folge: Staatsmänner und Politiker. — Das Kabinett Hakki-Pascha. — Mahmud Schefket-Pascha

Der Türkei hat es nie an großen Staatsmännern gefehlt. Wenn die herrschende Rasse, die Osmanen, selbst keine hervorbringen konnte, so wußte sie sie unter den unterworfenen Völkern zu entdecken und sich ihrer Talente zu bedienen.

Ist die Türkei in diesem Punkt ihren Traditionen heute noch treu? Darauf läßt sich schwer antworten, denn unser Urteil über Zeitgenossen ist unzuverlässig. Bei allem Streben nach Objektivität sieht man sie nur zu leicht durch einen Schleier von Leidenschaften, Interessen, Gefühlen der Zuneigung oder Abneigung. Man ist immer in Gefahr, sie zu hoch oder zu niedrig einzuschätzen. Trotzdem werde ich mir wohl erlauben dürfen, von den ottomanischen Staatsmännern und Politikern zu erzählen, die ich in mehr oder minder regem Verkehr kennen gelernt habe. Die Zukunft wird entscheiden, ob sie bedeutend waren und auf der Höhe der Ereignisse standen.

*

Von Kiamil-Pascha habe ich schon gesprochen, indem ich eine Unterredung wiedergab, die ich mit ihm über die albanischen Angelegenheiten hatte. Aus Zypern gebürtig, erfreut sich dieser Nestor der lebenden türkischen Staatsmänner, trotzdem er die Achtzig längst überschritten hat, noch heute großer Rüstigkeit. Er gilt in seinem Vaterland als der Vertreter der englischen Einflüsse und Sympathien und eines gemäßigten, konservativ gerichteten Liberalismus. Er ist der erklärte Gegner der Gruppe Einheit und Fortschritt, die seine Feindschaft mit gründlichem Haß erwidert.

Sein Freimut und seine anti-absolutistische Gesinnung erregten mehrmals den Zorn Abd ul Hamids. Er ließ sich dadurch nicht abhalten, den Sultan vor den Gefahren und Unzuträglichkeiten des persönlichen Regiments, der Zentralisierung der Staatsgeschäfte im Jildis-Kiosk zu warnen. Zu wiederholten Malen drängte er ihn, der Hohen Pforte die Machtbefugnisse, die ihr zukommen, wieder anzuvertrauen, dem Reich moderne Einrichtungen zu geben, und namentlich auch die Verfassung wieder in Kraft treten zu lassen und das Parlament einzuberufen.

Er war also bei Anbruch der neuen Aera durchaus der rechte Mann für das Großwesirat, das er auch früher schon innegehabt hatte und nun im Dezember 1908 wieder antrat. Seine großen Erfahrungen, sein hohes Ansehen im Aus-

Digitized by Google

und Inland ließen ihn als die geeignetste, ja als die einzig berufene Persönlichkeit für die Leitung des Reiches erscheinen. Aber als strenger Anhänger des Autoritätsprinzips mußte er in Zwiespalt mit den Leuten von „Einheit und Fortschritt" geraten, die immer mehr die Allüren des Wohlfahrtsausschusses annahmen. Er wurde durch diese Partei, die in der Kammer die große Majorität hatte, gestürzt, weil er den Kriegs- und den Marineminister entlassen und erklärt hatte, er wolle durch diese Entlassung mit den Männern des Komitees brechen, zu dessen Schützlingen jene gehört hatten, und sich von der Diktatur, die sie sich über ihn anmaßten, befreien.

Kiamil blieb der berühmteste Staatsmann der heutigen Türkei. Aber er stand nun abseits der Ereignisse, unzufrieden, verbittert, sich verzehrend in ungestilltem, tatenlosem Ehrgeiz.[1])

Die Ehrenhaftigkeit und Vaterlandsliebe des Mannes sind so unbestritten wie seine Klugheit und Tatkraft. Getadelt wird die Schwäche, die er gegen seine Söhne gezeigt hat, besonders gegen Saïd, der, mit einem Sohne Abd ul Hamids erzogen, der kaiserlichen Gunst ein ebenso schnelles wie unverdientes Emporkommen in der Marine verdankte: er brachte es bis zum Vizeadmiral. Mit seltenen Geistesgaben und bemerkenswerter moderner Bildung ausgestattet, ist Saïd, Kiamils Sohn, als Politiker ein Reaktionär. Das Kriegsgericht entkleidete ihn all seiner Grade, und aus dem Saïd-Pascha wurde wieder ein Saïd-Efendi.[2])

*

Neben Kiamil gilt der nur wenig jüngere Saïd-Pascha, oder wie man ihn wegen seiner kleinen Statur familiär nennt: Kutschuk Saïd (der kleine Saïd) als einer der ersten Staatsmänner des Ottomanischen Reichs. Er ist sechs- oder achtmal Großwesir gewesen. An der Schule von Woolwich herangebildet, stand er nicht minder im Ruf des Anglophilen wie Kiamil; und als er einst, im Jahre 1895, in Ungnade gefallen war und für sein Leben fürchtete, suchte er Zuflucht in der englischen Botschaft. Doch soll er in den letzten Jahren auch deutschen Einflüssen zugänglich gewesen sein. Wohl möglich, daß er im Grunde nichts ist als ein gut patriotischer Türke, der sich, je nach den Umständen, derjenigen Macht zuwendet, von der er die meisten Vorteile für sein Vaterland erhofft.

Gleich Kiamil hatte Saïd gegen den Absolutismus Abd ul Hamids manchen Strauß zu bestehen. Wie jener wünschte er eine weniger persönliche Regierung herbei und riet zur Wiederaufnahme der Verfassung. Man verdankt diesen beiden Männern die Herstellung des konstitutionellen Regimes. Saïd ist jetzt Senats-

---

[1]) Er kehrte 1912 in die Macht zurück und wurde durch die Jungtürken des Komitees nach dem Handstreich, dem Nazim-Pascha zum Opfer fiel, aufs neue gestürzt.

[2]) Ein andrer Sohn Kiamils, Munif, war in das Komplott verwickelt, das die Ermordung Mahmud Schefkets zum Ziel hatte; er wurde jedoch vom Kriegsgericht freigesprochen.

Digitized by Google

präsident. Diese hohe Würde bringt ihn nur wenig in Berührung mit den Diplomaten. Er ist übrigens sowieso nicht sehr mitteilsamer Natur.[1])

*

Mukhtar-Pascha, der glänzende Soldat des Russisch-Türkischen Krieges von 1877/78, hat den Titel „Ghazi" = der Siegreiche. Wie Osman-Pascha in Plewna, bedeckte er sich mit Ruhm in Kars. Von Jugend auf beseelte ihn kriegerischer Ehrgeiz. Beim Verlassen der Kriegsschule wählte er die Devise: „Lorbeeren für meine Stirn oder Raben für meine Leiche." Rechtschaffen und loyal wie er ist, mußte er seinem furchtbaren Herrn mißfallen. Wegen seiner festen und unabhängigen Haltung gegenüber dem Sultan wurde er als ottomanischer Oberkommissar nach Aegypten geschickt, eine Art Verbannung, die lange Jahre über ihn verhängt blieb. Man sagt ihm Sympathie für Deutschland und dementsprechend Abneigung gegen England nach. Man hat ihn sogar einmal bezichtigt, mit gewissen deutschen Staatsmännern in kompromittierendem Briefwechsel zu stehen, und ihn mit Beschlagnahme seiner Papiere bedroht.

Mukhtar Ghazi-Pascha ist Mitglied des Senats.

*

Mit den bisher Geschilderten verglichen, ist Hussein Hilmi-Pascha noch fast ein junger Mann; er steht jetzt im Anfang der Fünfziger.

Wie jene ist er von Haus aus Liberaler und, vielleicht mehr als sie, ein treuer, ja starrer Anhänger der Konstitution und des Parlaments. Er wagte sich offen zu seinen Ideen zu bekennen, als die Kamarilla Abd ul Hamids noch allmächtig war. Da er also unbequem war, ergriff man eine günstige Gelegenheit, ihn kaltzustellen, indem er (1902) zum Generalinspekteur des Wilajets Mazedonien ernannt wurde, wo er die von Europa geforderten Reformen durchführen sollte.

Nach der Wiedereinführung der Verfassung trat er in das Ministerium Kiamil als Minister des Innern ein, was als eine Spitze gegen das Komitee aufgefaßt wurde.

Jedoch Hussein Hilmi ist nicht intransigent. Im Notfall kann er, wie er bewiesen hat, mit der Partei „Einheit und Fortschritt" zusammengehen. Er mißbilligte die Entlassung des Kriegs- und des Marineministers durch Kiamil und besonders die Form der Entlassung. In einem Brief, der in die Oeffentlichkeit kam, machte er es seinem Chef zum Vorwurf, nicht, wie es seine Pflicht gewesen wäre, vorher den Ministerrat befragt zu haben, und nahm seine Entlassung.

Er wurde Kiamils Nachfolger. Als Großwesir wurde er beim Ausbruch der Gegenrevolution vom 13. April von den Ereignissen überrascht. Weil er sie nicht kommen sah, hat man ihm Mangel an Scharfblick, und weil er sie

[1]) Während des Italienisch-Türkischen Krieges wurde Saïd-Pascha wieder Großwesir.

Digitized by Google

nicht unterdrückte, Mangel an Tatkraft und Entschlossenheit vorgeworfen. Er konnte sich damit verteidigen, daß die Gegenrevolution im Palais, im Dunkel des Jildis vorbereitet worden war, und daß er mit einem Unterdrückungsversuch Metzeleien von seiten der Soldaten hätte hervorrufen können, die glücklicherweise vermieden worden sind.

Hussein Hilmi gehört noch zu den „kommenden Männern". Er wartet auf seine Stunde.

*

Auch Ferid-Pascha ist schon Großwesir gewesen. Er könnte, wenn ihm daran läge, es wiederum werden; aber er scheint sich dagegen zu sträuben. Ein Albaner von hoher Abkunft, mit weiten Verbindungen in seiner Heimat, würde er in den albanischen Angelegenheiten wertvolle Dienste leisten können, wenn ihm nicht gerade seine Nationalität im Wege stände. In diesem Lande, wo das Mißtrauen zum System ausgebildet ist, wird er separatistischer Absichten verdächtigt.

Er ist übrigens in Ungnade beim Komitee und bei der Regierung, die ihn schikaniert wegen des Besitzes von Häusern in Nischantasch, von denen Ferid annahm, Abd ul Hamid habe sie ihm als persönliches Eigentum geschenkt, während die Regierung behauptet, sie seien ihm nur als Großwesir, also nur vorübergehend, zugewiesen worden. Er ist Senator, lebt aber meist zurückgezogen auf seinem Sommersitz in Prinkipo. Er unterhält indes Beziehungen zu den Botschaftern, indem er sie manchmal besucht, wenn er in die Stadt kommt, oder indem er sie zu sich einlädt.

*

Ein Schlagwort lautet: „Platz der Jugend!", ein andres: „Die Türkei den Jungtürken!", ein drittes: „Neue Zeiten brauchen neue Männer!"

Und junge Leute, Jungtürken, neue Männer sind es in der Tat, aus denen sich das Kabinet Hakki-Pascha überwiegend zusammensetzt, das im Dezember 1909 und Januar 1910 gebildet wurde.

Man glaubte in Konstantinopel, am nötigsten sei es, eine gute auswärtige Politik zu machen, und hierfür sei Hakki-Pascha der rechte Mann. Aufgefordert, das Großwesirat zu übernehmen, stellte Hakki-Bei, damals Botschafter in Rom, seine Bedingungen, deren erste war, daß die Majorität des Parlaments ihn unterstützen, d. h. daß das Komitee „Einheit und Fortschritt" auf seine Seite treten sollte. In einer außerordentlichen Sitzung, an der Djavid-Bei und Talaat-Bei teilnahmen, beschloß das Komitee nach langer Beratung, auf die Bedingungen Hakkis einzugehen, der nun seinerseits das Großwesirat übernahm.

Uebrigens traten zwei bestimmte Mitglieder des Komitees, von diesem beglaubigt, in das neue Kabinett ein, um als Bindeglieder zwischen diesem und dem Komitee zu dienen: die beiden Männer, die ich soeben genannt habe. Sie waren Unionisten nicht erst von heute, hatten sie doch beide schon unter dem Regime Abd ul Hamids konspiriert, um dessen Sturz herbeizuführen: Talaat-Bei, der als kleiner Postbeamter in Saloniki die Verbindung zwischen den

Digitized by Google

Verschworenen im Inland mit den Emigrierten und Verbannten gefördert hatte; Djavid-Bei als Lehrer der Volkswirtschaft an einer Schule derselben Stadt. Dieser ist Dönmeh (türkischer Jude), woraus es sich erklärt, daß man ihm Begünstigungen des hebräischen Elements vorwirft; jener stammt von Zigeunern ab und läßt dies, wie manche behaupten, noch in gewissen Charakterzügen erkennen.

Wenn Ismail Hakki-Bei, jetzt Hakki-Pascha, dem Komitee auch nicht offiziell angehört, so zählt er doch unter dessen Mitgliedern viele Freunde und Bewunderer. Viele Unionisten, die den gebildeten und leitenden Schichten angehören, verdanken ihm ihre geistige Schulung. Einer von ihnen sagte mir: „Er ist unser aller Lehrer." Tatsächlich hat Ismail Hakki als Lehrer der Rechtsschule zu Konstantinopel sich als einer jener Männer bewährt, deren Unterricht eine tiefe Wirkung bei den Generationen von Hörern zurückläßt, die nacheinander ihnen zu Füßen gesessen haben. Von dem Lehrstuhl für Verfassungsrecht, den er innehatte, hat er reichlich den guten Samen der liberalen Ideen in die jungen Seelen gestreut, die ihn aufzunehmen und fruchtbar zu machen bereit waren. Aus einer angesehenen türkischen Familie stammend (sein Vater bekleidete in Konstantinopel hohe Posten in der Stadtverwaltung), in ernsthaften Studien durchgebildet, raschen, schmiegsamen und vielseitigen Geistes, gründlicher Kenner mehrerer fremder Sprachen und Literaturen, hatte Hakki lange Jahre neben seiner Professur auch das Amt des kaiserlichen Dolmetschers inne und lernte so die Seele seines Herrn bis in ihre innersten Falten, seine verschlagene Politik in all ihren Um- und Abwegen kennen. Der Dragoman des Sultans wurde dann Rechtsbeirat der Hohen Pforte. Diese Rechtsbeiräte, die dem Ministerium des Aeußern attachiert sind, erweisen sich als ebenso nützlich für die türkischen Staatsmänner wie hemmend für die fremden Diplomaten. Es sind Spezialisten, meist sehr tüchtig und gründlich beschlagen in allem, was das angewandte Recht betrifft; und jede fremde Gesandtschaft sollte einen oder mehrere Rechtskundige unter ihrem Personal haben, um ihnen die Spitze bieten zu können. Der Minister liebt es, sich hinter ihre Gutachten zu verschanzen und sich unter dem Schutz ihrer Autorität zu bergen. Aus dieser Stellung kann man ihn dann oft genug nur dadurch hinausdrängen, daß man die juristischen Gründe aufgibt und an die politischen appelliert.

Den Posten des Rechtsbeirats der Hohen Pforte verließ Ismail Hakki-Bei, um als Botschafter nach Rom zu gehen, wo er, dank seiner Klugheit und seiner ganz westlichen Bildung, großen Erfolg hatte. Er wußte sich so beliebt zu machen, daß man in den italienischen Regierungskreisen fest darauf rechnete, er werde, wenn er es zum Großwesir bringe, sich als Freund Italiens bewähren. In Wirklichkeit hatte Hakki-Bei während seines Aufenthalts in Rom die Mittelmeerpläne des italienischen Nationalismus genau genug studiert, um sich darüber klar zu sein, daß diese Ambitionen nur auf Kosten seines Vaterlandes befriedigt werden könnten. Er dachte aber nicht daran, etwas aufzugeben, was der Türkei gehörte; das zeigt die Antwort, die er bei seiner Abreise gab, als er gefragt

Digitized by Google

wurde: „Ist es wahr, daß Euer Exzellenz an eine Liquidation der kretischen Frage denken?“ — „Ganz gewiß,“ erwiderte er, „ich bin bereit, Kreta ebenso teuer herzugeben, wie wir es erworben haben: als Preis eines zweihundertjährigen Kampfes.“ — Dieser kleine Zug verrät nicht nur die Schlagfertigkeit Hakkis, sondern auch seine völlige Abneigung, den Wünschen Italiens, sei es in Albanien, sei es in Tripolis, zu willfahren.

Die Tatsache, daß Talaat und Djavid-Bei Mitglieder des Komitees „Einheit und Fortschritt“ und dessen Sachwalter im Ministerium sind, gibt ihnen eine besondere Bedeutung. Sie sind beide noch jung, Djavid sogar sehr jung, als kaum Dreißigjähriger der jüngste Minister in Europa. Ihre Namen werden oft zusammen genannt; in allem gehen sie einig vor; man lädt sie zusammen ein. Aeußerlich ähneln sie sich wenig. Djavid ist klein, zierlich, von sprühender Lebhaftigkeit; Talaat größer, grobknochig, ziemlich schweigsam und nachdenklich, etwas schwerfällig im Aeußern. Djavid ist ein Mann von gründlichem Wissen, eine Autorität in Finanzsachen. Er ist der Spezialist des Kabinetts für alles, was den Staatshaushalt des Landes betrifft. Er verhandelt mit dem Freiherrn v. Marschall über die Bedingungen für die Konzession zum letzten Stück der Bagdadbahn, mit dem französischen Botschafter Bompard über eine neue Anleihe. Er geht nach Marienbad, um mit Herrn v. Kiderlen-Wächter über die gleiche Anleihe zu verhandeln, und reist in derselben Angelegenheit nach Paris, London und Berlin (1910). Man wirft ihm vor, er sei in der Behandlung öffentlicher Angelegenheiten doktrinär und schroff, in seinem Privatleben lax. Die Alttürken lieben ihn nicht, ja er ist für sie der Ausbund alles Bösen. Gegen ihn hegen vielleicht, neben Achmed Riza, die Reaktionäre vom 13. April den heftigsten Groll. In der Kammer spricht er mit Sachkenntnis und rednerischem Talent. Er demissionierte (am 9. Mai 1911) im Zusammenhang mit der Komiteekrisis und infolge von Meinungsverschiedenheiten mit dem Kriegsminister. Nach seinem Rücktritt vom Finanzministerium hat er die Richtung des „Djenin“ eingeschlagen, des Blattes, das von einem Tag zum andern an die Stelle des vom Kriegsgericht unterdrückten „Tanin“ trat. Sein Nachfolger im Kabinett ist ein Türke von hoher Ehrenhaftigkeit, Nazl-Bei.

Sein Freund Talaat ist nicht so feingebildet und soll von der Verwaltungspraxis wenig verstehen; aber in den Verschwörungen hat er sich als ein starkes organisatorisches Talent bewährt. Er gilt für einen der Hauptführer des Komitees, dessen Hilfsquellen, Verzweigungen und inneres Getriebe er bis ins letzte kennt. Als Minister des Innern (1910) steht er in Beziehung mit den Walis und Mutessarifs; als eines der sieben Mitglieder des Zentralkomitees der Union unterhält er Verbindungen mit den Wilajeträten, den Ausschüssen der Sandschaks, den Klubs der Kazas. Dies ist nämlich die Organisation des Komitees, das dreimalhunderttausend Anhänger zählt, die über das ganze Reich, bis in die entferntesten Gegenden verbreitet sind. Talaat hat aber noch ein andres Mittel, sich zu informieren und zu herrschen; er ist nämlich Großmeister (oder so etwas Aehnliches) der ottomanischen Freimaurer. Er ist arbeitsam, hart-

Digitized by Google

näckig, überzeugt; und das macht ihn stark. Er ist aber auch heftig; er verliert leicht die Besonnenheit, und wenn ihn der Zorn gepackt hat, hat er Worte und Gesten nicht mehr in seiner Gewalt.

Talaat tritt zurück, um Halil-Bei Platz zu machen. Dieser ist einer der besten Köpfe des Komitees und wahrscheinlich einer der Sieben des Zentralausschusses (man denkt an Auguste Comtes Sieben Weise), von dem sich Talaat jetzt offenbar auf einige Zeit zurückziehen wird. Jedermann weiß, daß dies chassez-croisez nichts an der innern Politik des Kabinetts Hakki ändern wird. Man ist ein wenig erstaunt über ein Rundschreiben, in dem Halil-Bei den Walis u. a. mit besonderer Beflissenheit die Respektierung der Kapitulationen ans Herz legt ... Wie! Das Komitee sollte zu der Einsicht gekommen sein, daß die Aufrechterhaltung der Kapitulationen für die Türkei von Wert sein könne? Daß ihre Abschaffung, die man vorzubereiten schien, indem man die Bestimmungen bei jeder möglichen Gelegenheit ignorierte, verfrüht sein würde? ... Aber bald erfährt man, daß ein zweites Rundschreiben — im Gegensatz zum ersten geheim gehalten — dieses abschwächt, wenn nicht ganz annulliert.

Eine der sympathischsten Persönlichkeiten des Kabinetts Hakki-Pascha ist Rifaat-Pascha, der Minister des Auswärtigen. Er war lange Gesandter in Athen und neuerdings Botschafter in London, wo er sich der besonderen Gunst Eduards VII. erfreute. In geistiger und moralischer Hinsicht erinnert er an Hakki-Pascha, mit dem er von den Kinderjahren her befreundet ist. Die Diplomaten pflegten früher bei ihren Visiten auf der Hohen Pforte erst den Minister des Auswärtigen, dann den Großwesir aufzusuchen. Dabei besprachen sie oft mit beiden dieselben Angelegenheiten, um gegebenenfalls die geringste Differenz in den Meinungen der beiden auszunutzen. Hakki-Pascha räumte mit dieser Gepflogenheit auf, die den Großwesir gleichsam zu einer höheren Instanz machte oder machen wollte, an die man appellierte, so oft — und das war recht oft — man mit der untern Instanz, dem Minister des Aeußern, nicht ganz zufrieden war. Dieser Rekurs ist jetzt auf wirklich wichtige Fälle beschränkt. Hakki-Pascha gab uns kund und zu wissen: „Alles, was Rifaat Ihnen sagt, ist so gut, als hätte ich es gesagt; betrachten Sie ihn als mein alter ego. Wir sind wie zwei Brüder." Ebenso gibt Hakki, obgleich er bei der Uebernahme des Großwesirats sich ausdrücklich die Oberleitung der auswärtigen Politik vorbehielt, sich den Anschein, als ob er sie Rifaat überlasse.

Haladjan-Effendi ist Minister der öffentlichen Arbeiten. Er ist jung, feurig, von den besten Absichten beseelt und reich, wie man sagt. Letzteres ist eine Garantie für das Land bei einem Ministerium, von dessen Mitgliedern man annimmt, daß sie leicht reich werden können. Wie sein Name verrät, ist Haladjan Armenier. Es ist feste Tradition, daß ein Armenier der Regierung angehört, da die Armenier allezeit, bis zum Ende des letzten Jahrhunderts, treue Untertanen der Sultane gewesen sind. Man meint, er gehöre dem Komitee an, in dem er aber zahlreiche Gegner hat. Diese Feindschaften werden wohl ihm und seiner Stellung nicht allzu förderlich sein. Er hat in Paris studiert, und es

Digitized by Google

haftet ihm noch heute etwas vom Quartier Latin an. Seine Position im Ministerium ist immer recht unsicher gewesen, und das Komitee wird ihm demnächst seinen Austritt nahelegen. Die Bedeutsamkeit der Konzessionen, die zur Diskussion stehen, verleiht dem Ministerium der öffentlichen Arbeiten in der Türkei eine ganz besondere Wichtigkeit, und der Großwesir selbst übernimmt deshalb seine interimistische Verwaltung.

*

(Aus meinen weiteren Aufzeichnungen über die einzelnen Mitglieder des Kabinetts Hakki-Pascha greife ich für heute nur noch die über Mahmud Schefket-Pascha heraus, der seiner Mission vor kurzem auf so tragische Weise entrissen wurde.)

Das wichtigste aller Mitglieder des Kabinetts Hakki-Pascha ist für uns der Kriegsminister Mahmud Schefket-Pascha. Im Aeußern ein wenig Eisenfresser, ist er ein einfacher und bescheidener Mensch. Seine ganze Pose — wenn man davon überhaupt reden kann — liegt in dem Schnitt seines Bartes und in den aufgesträubten Schnurrbartspitzen. Dadurch erinnert er an jene Männchen mit furchtbarem Bart, die zum Ergötzen oder Entsetzen der Kinder plötzlich, von einer Feder emporgeschnellt, aus einem Kasten aufspringen. Von diesem leicht komischen Zug abgesehen, hat er nichts Geziertes und Gesuchtes, nichts Effekthascherisches. Seine Züge sind fein und regelmäßig; das Gesicht, das gleich dem seines Landsmanns Ismael Hakki Baban Zadé, durch die Narbe einer Aleppobeule ein wenig entstellt ist, hat einen freundlichen, entgegenkommenden Ausdruck. Er ist die Vornehmheit und Höflichkeit selbst.

Mahmud Schefket ist arabischer Abkunft, 1857 geboren. Sein Vater, Kathuda Zadè, war Gouverneur von Bassorah. Er stammt aus einer reichen und vornehmen Familie. 1870 kam er nach Konstantinopel und studierte nacheinander an der Primärschule Atlama-Taschè, an der niederen Militärschule von Kuleli und (1878 bis 1882) an der höheren. Er verließ sie als der Erste seines Jahrgangs, mit dem Rang eines Hauptmanns. Kurz darauf ging er nach Kreta, um an der gegen Arabi-Pascha in Aegypten geplanten Expedition teilzunehmen. Nach einem Jahr, als die Idee dieses Zuges wieder aufgegeben war, kehrte er zurück. Dann wurde er nacheinander zum Generalstab kommandiert, Professor der Algebra an der höheren Militärschule und, nachdem General von der Goltz zu deren Inspektor ernannt worden war, Professor der Schießtheorie.

Von der Goltz zeichnet ihn aus und zählt ihn zu seinen Lieblingsschülern. Auf seine Empfehlung hin wird Mahmud Schefket nach Deutschland geschickt, um hier die Herstellung der für das türkische Heer bestimmten Mausergewehre zu studieren und zu überwachen. Er verbringt neun Jahre im Ausland, teils in Deutschland, teils in Frankreich, mit zahlreichen Aufträgen betraut, die mit dem Ankauf von Kanonen, Gewehren, Panzertürmen, rauchlosem Pulver zu-

Digitized by Google

sammenhängen; gleichzeitig beschäftigt er sich mit dem wissenschaftlichen Studium aller militärischen Fragen.

1896 kam er aus Deutschland zurück, infolge Ueberarbeitung an einer nervösen Depression leidend. Für einige Zeit wurde ihm jede Beschäftigung verboten, und er mußte so auch auf die Teilnahme am Griechisch-Türkischen Krieg verzichten. Er hatte unterdes schon den Rang als Brigadegeneral erreicht.

Im Jahre 1901 wurde er mit einer heikeln Mission betraut. Es handelte sich um die Fortführung der Telegraphenlinie zwischen den heiligen Städten Mekka und Medina, mitten in einer feindselig gesinnten Bevölkerung. Man hoffte, er würde dank seiner arabischen Abkunft eher Erfolg haben als irgendein andrer. Er begibt sich nach dem Hedschas auf dem Seeweg, an Bord des Staatsschiffes „Muriwet", das 500 bis 600 politische Gefangene dorthin brachte, wo sie in verschiedenen Festungen interniert werden sollten. Der Anblick dieser Unglücklichen, die Berührung mit ihnen, ihre Gespräche machen tiefen Eindruck auf ihn und wecken in ihm Haß gegen das despotische Regiment des Padischah. Er verbringt acht oder neun Monate im Hedschas, im Kampf mit all den Widerständen, Hemmnissen und Feindseligkeiten, die ihm der Scherif und der Gouverneur der Provinz, Natib-Pascha, zwei ungebildete fanatische Muselmänner, entgegenstellten. Er kehrte nach Konstantinopel zurück, ohne seine Mission haben erfüllen zu können, aber voll Verachtung für den Fanatismus, den er dort kennen gelernt hatte.

1906 wird er zum Gouverneur von Kossovo ernannt. Während er dieses Amt bekleidete, galt er als wohlgesinnter, aber wenig energischer Mann. Tatsächlich war er entmutigt und politisch ohne feste Ziele: er mißbilligte die Art, wie das Land regiert wurde, und sah doch keinen Weg und keine Möglichkeit zu Reformen. Im August 1908, nach dem Sieg der Revolution, wurde er von der jungtürkischen Regierung an die Spitze des III. Armeekorps in Saloniki gestellt. Als dann im November 1908 Hilmi-Pascha Saloniki verließ, um das Ministerium des Innern zu übernehmen, wurde er an Hilmis Stelle Generalinspekteur von Mazedonien, behielt aber seine Stellung im Heere bei.

Er erwarb sich so Kenntnisse in der Verwaltung, die ihn befähigen sollten, eines Tages Großwesir zu werden.

Am 14. April 1909 erfährt er, daß eine Militärrevolte in Stambul ausgebrochen ist. Sogleich schickt er, im Namen des III. Armeekorps, ein Protesttelegramm in die Hauptstadt; und entschlossen, dorthin zu marschieren, fordert er telegraphisch diejenigen Führer der detachierten Bataillone, auf die er zählen konnte, auf, sich bereitzuhalten. An die Offiziere, die am Abend im Militärischen Klub zu Saloniki versammelt waren, richtete er eine Ansprache, in der er ihnen klipp und klar sagte, falls sich die Nachricht von der Restauration der Autokratie bestätige, betrachte er die neue Regierung nicht als gesetzmäßig, sondern würde, wie er es den Behörden der Hauptstadt schon angekündigt habe, mit dem III. Armeekorps nach Konstantinopel marschieren, um den Makel, mit dem die Meuterei vom 13. April das ottomanische Heer befleckt, zu entfernen und die

Digitized by Google

Verfassung, koste es, was es wolle, wiederherzustellen. Er fügte hinzu, alle Maßregeln seien für diesen Zweck getroffen, und indem er selbst sich mit Leib und Seele dieser Aufgabe widme, fordere er die Offiziere auf, an dem Erfolg mitzuarbeiten, indem sie ihm Gehorsam leisteten. Und in einem wahren Begeisterungstaumel schworen die Offiziere, ihm folgen zu wollen.

Mahmud Schefkets Rede wurde sofort gedruckt und im ganzen Land verbreitet.

War dieser Aufruf ein Pronunziamiento? Ein Pronunziamiento will die Auflösung des gesetzlichen Zustands herbeiführen. Mahmud Schefket und seine Offiziere vom III. Armeekorps verfolgten, nach einem Manifest, das der Kommandeur der mazedonischen Vorhut, General Hussein Hasny-Pascha, an die Bevölkerung von Konstantinopel richtete, den Zweck, zu beweisen, daß es kein Gesetz und keine Macht gibt, die über der Verfassung ständen.

Die Maßnahmen, die Mahmud Schefket-Pascha ergriff, um sich den Rücken zu decken und einem Aufstand der unterworfenen Nationalitäten zuvorzukommen, der nach dem Abmarsch des III. Armeekorps leicht zu entflammen gewesen wäre, zeigten, daß er ein gewandter Heerführer und ein kluger Diplomat war.

Eine andre Gefahr drohte vom II. Armeekorps, das unter dem Oberbefehl Nazim-Paschas, eines Feindes des Komitees, im Wilajet Adrianopel stand. Welche Haltung würde es einnehmen? Würde es sich dem III. Korps bei dem Marsch auf die Hauptstadt in den Weg stellen? Und wenn es das täte, was konnte man dagegen tun? Denn das II. Korps war numerisch stärker als das III. und sein Führer einer der besten türkischen Generale. Glücklicherweise hatte die Ermordung jungtürkischer Offiziere in Konstantinopel die Offiziere des II. Korps gegen den Sultan erbittert, von dem sie wußten, daß er diese Tat angestiftet oder doch begünstigt hatte. Nazim widersetzte sich also dem Vormarsch des III. Armeekorps nicht; im Gegenteil, er schickte ihm eine gemischte Brigade Infanterie und Kavallerie und übernahm die Ueberwachung der Grenze gegen einen stets zu befürchtenden bulgarischen Einfall.

So schien es, als brauche Mahmud Schefket, da ihm Rücken und Flanken gedeckt waren, nur einfach vorwärts zu marschieren. Aber es gab noch eine weitere Gefahr: den Fanatismus in den Reihen des eignen Heeres, der durch ähnliche Bewegungen, wie sie wenige Tage vorher in der hauptstädtischen Garnison ausgebrochen waren, geweckt und jeden Augenblick entfesselt werden konnte. Mahmud Schefket bemühte sich denn auch, jede reaktionäre Propaganda zu verhindern und Erschütterungen der Disziplin unmöglich zu machen. Er verwandte zu diesem Zwecke die jungtürkischen Offiziere, die, dem Massaker des 13. April entronnen, sich dem III. Armeekorps angeschlossen hatten und die er nun als Freiwillige unter seine Soldaten verteilte. In einem Gendarmeriebataillon, das die Vorhut bildete, waren so an die fünfzig Offiziere heimlich untergebracht.

Am 22. April hatte Mahmud Schefket die Tschadaldschalinie erreicht und übernahm persönlich das Oberkommando. Die Vorhut besetzte schon San Stefano.

Was war nun von der Garnison von Konstantinopel zu erwarten? Würde

Digitized by Google

sie Widerstand leisten? Das war in der Tat zu fürchten, denn die Hodschas und andre Emissäre der Reaktion drängten darauf hin. Sie verbreiteten zu diesem Zweck die unsinnigsten aufreizenden Gerüchte unter den Soldaten, z. B. die heranziehenden Truppen seien gar keine Türken, sondern Bulgaren.

So kam es denn wirklich zum Kampf. Aber am 25. April war Konstantinopel genommen.

Mahmud Schefket triumphierte. Seine Armee erhielt den Beinamen „die Befreierin", er selbst war „der Befreier". Ein englischer Publizist nannte ihn den Oliver Cromwell der Türkei. Türken gaben ihm den Beinamen: „Fatih Said", den „zweiten Eroberer" — der erste war Mahomed II., der Byzanz von den Griechen erobert hatte. Aber Mahmud Schefket blieb bescheiden. Einem Schmeichler erwiderte er noch am 25. April: „Nein, nicht ich bin es, der die Verfassung gerettet hat. Diese Ehre gebührt der Armee."

Er war allmächtig. Er konnte Großwesir werden. Aber als man ihm diese Würde anbot, lehnte er sie ab. „Man würde von einer Diktatur sprechen," sagte er, „und ich will nicht Diktator sein. Ich bin Soldat, nichts andres. Meine einzige Aufgabe ist die Reorganisation der Armee. Mit der Politik habe ich nichts zu schaffen."

Als ihm der neue Sultan ein herrliches Araberpferd schenken wollte, weigerte er sich, es anzunehmen, mit der höflichen Begründung: „Ich habe keinen Stall, der eines so edeln Tieres würdig wäre."

1813

Blüchers Aufstieg

Von

Freiherrn von der Goltz, Generalfeldmarschall

Während des Waffenstillstandes änderte sich die Lage der Kriegführenden erheblich. Oesterreich trat dem Bündnis gegen Napoleon bei. Preußen benutzte die Zeit vortrefflich. Sein Volk war erwacht und zeigte sich zu jedem Opfer bereit. Die im Felde stehenden Truppen wurden auf den ursprünglichen Stand gebracht, die Reservebataillone, die freiwilligen Jägerdetachements und die Freikorps vermehrt, die Landwehrbataillone in allen Provinzen aufgestellt. Gneisenau kümmerte sich um diese besonders, und Blücher ermutigte ihn: „Landwehren Sie man immer drauf; ich höre viel Gutes davon!" Mangelhaft ausgerüstet, ausgebildet und geführt, anfangs zum Teil noch mit Piken bewaffnet, gar nicht oder nur ganz ungenügend im Schießen geübt, leisteten sie im Felde zunächst noch keine großen Dienste, waren aber schon brauchbar in und vor Festungen, zu Verteidigungs- und Sicherungszwecken. Der Krieg förderte ihre Tüchtigkeit. Man darf jedoch nicht an unsre heutigen Landwehrbataillone denken,

Digitized by Google

die nur aus gedienten Soldaten bestehen, während sie damals ein einfaches Aufgebot von Bewaffneten darstellten. Auch das Gewicht der Masse bedeutete etwas. Preußen brachte bis zum Ablauf des Waffenstillstandes 271 000 Mann verwendbarer Truppen auf — gegen 6 Prozent seiner Bevölkerung, für die damalige Zeit eine höchst bedeutende Leistung. Sie ist heute freilich überflügelt; denn Serbien hat im Balkankrieg 13 Prozent erreicht, Bulgarien wohl noch etwas mehr.

Auch die Russen verstärkten ihre, bei dem langen Verfolgungsmarsch von Moskau her und im Frühjahrsfeldzug arg zusammengeschmolzenen, Kräfte durch Ersatzleute. Einige frische Truppen rückten nach. In Polen stand eine Reservearmee. Alles in allem bot Rußland 296 000 Mann auf. Oesterreich brachte 221 000 neu hinzu, Schweden, die deutsch-englische Legion und Mecklenburg noch 42 000. Freilich standen diese Streitkräfte nicht alle in erster Linie. Immerhin waren in dieser an 500 000 Mann verfügbar.

Napoleon hatte die Größe der Gefahr, in der er schwebte, nicht verkannt, sondern die außerordentlichsten Anstrengungen gemacht. Bis zur Wiedereröffnung der Feindseligkeiten brachte er allein an Feldtruppen 443 000 Mann zusammen; 80 000 Mann standen im Rücken der Verbündeten in den festen Plätzen Ostdeutschlands und Polens. Eine zweite Linie von 43 000 Mann folgte durch Thüringen. Die Kräfte waren an Zahl also annähernd gleich, an Beschaffenheit allerdings recht verschieden. In den Reihen der Verbündeten fochten die kräftigeren und tüchtigeren, für ihren Beruf auch durchschnittlich besser vorbereiteten Soldaten von reiferem Lebensalter, bei den Franzosen sehr junge Mannschaft mit meist unerfahrenen Offizieren. Sie hatten das Genie ihres Kaisers und den Schrecken seines Namens auf ihrer Seite. Ihre Führer waren die schlachterprobten Marschälle und Generale aus der Glanzzeit der Grande armée. Schwer war vorauszusagen, wie der Riesenkampf enden würde. Alles hing von den in den höchsten Stellungen tätigen Persönlichkeiten ab. Männer sind das Entscheidende im Kriege.

Uns würde es heute als durch die Umstände gegeben erscheinen, daß die Verbündeten, ihrer Ueberlegenheit an Zahl und Eigenschaften sicher, auf die Hauptmasse des französischen Heeres losgingen, um sie zu vernichten. Aber so einfach dachte man damals nicht über Kriegführung. Ohne Aufwand an „Geist der Kombination" ging es nicht ab. Auch gab es im Lager der Verbündeten nur drei Generale, die einen Angriff auf den bisherigen Ueberwinder Europas nicht für eine Ungeheuerlichkeit hielten: Blücher, Gneisenau und Toll. Alle andern stimmten für Vorsicht, Lavieren, Abwarten und Ermüden des großen Gegners. Drei Armeen wurden bekanntlich gebildet: die Hauptarmee in Böhmen unter Schwarzenberg, zu der auch der größere Teil der Truppen aus Schlesien abrückte, die Nordarmee unter Bernadotte und die schlesische unter Blücher. Sie bestand aus den in dieser Provinz verbliebenen Truppen. Die Monarchen begaben sich nach Böhmen. Sie stellten schließlich als Grundsatz auf, daß die Hauptkräfte gegen die Flanken des kaiserlichen Heeres, gegen die Straßen in

Digitized by Google

dessen Rücken zur Unterbrechung seiner Verbindungen vorgehen, aber ausweichen sollten, wenn Napoleon dann mit der vereinigten Masse seiner Kräfte an einer Stelle herankam. Eine Schlacht sollte nur gewagt werden, falls die Ueberlegenheit sicher auf seiten der Verbündeten wäre. Die beiden nicht bedrohten Heere hätten aber jedesmal wieder lebhafter vorzugehen, um das dritte, gegen welches der Kaiser sich gewendet, vor dem Geschlagenwerden zu retten. So gedachte man seine Kräfte allmählich zu erschöpfen. Man ist versucht, das Bild des von den Bracken umstellten Ebers zu brauchen, der sich in vergeblichen Stößen zu Tode müht, während jene sich immer wieder an seinen Rücken und seine Seiten hängen. Sowenig ein solcher Plan, bei gleichen Umständen, unsrer heutigen Auffassung von der Kriegführung entspricht, stellte er doch zwei Umstände klug in Rechnung: des Kaisers große Ueberlegenheit in der Leitung der Schlacht wurde unwirksam gemacht, sein Heer aber bei der geringen inneren Festigkeit, die es besaß, durch Hinundhermärsche auf eine harte Probe gestellt.

Der Kaiser kannte die schwache Seite seiner Truppen vom Frühjahr her. Das war für ihn einer der Gründe, ganz gegen seine Gewohnheit an der Elbe einen Verteidigungskrieg zu führen, gestützt auf das schnell befestigte Dresden, auf Torgau, Wittenberg, Magdeburg und einen starken linken Flügel bei Hamburg. An der Elbe lagerten seine Vorräte; sie sollte seine starke Operationsbasis bilden, von der er sich nicht trennen wollte. Aber die Verteidigung sollte eine tätige, im großen Stile geführte werden, etwa wie sie Friedrich und alle Heerführer ersten Ranges da angewendet hatten, wo sie auf die Abwehr beschränkt waren. Die offensive Ergänzung durfte nicht fehlen, der linke Flügel war bestimmt, auf Berlin vorzugehen. Marschall Oudinot, von dem der Kaiser viel erwartete, war mit einem eignen Heere durch die Lausitz dorthin unterwegs. Davout hatte Auftrag, ihn von Hamburg her zu unterstützen. Ein Zwischenkorps ging von Magdeburg vor. Im stillen rechnete der Kaiser darauf, daß ihm Bernadotte das Spiel auf diesem Teile des Kriegsschauplatzes erleichtern werde.

*

Den ersten Angriff seiner Feinde erwartete der Kaiser von Schlesien her und wollte sich von Sachsen aus gegen sie wenden. Am 16. August lief der Waffenstillstand ab. Am 18. war er in Görlitz, erfuhr dort aber den Abmarsch seiner Gegner nach Böhmen. Das war eine erste Enttäuschung; denn er hatte gehofft, den Feldzug mit einem großen Schlage eröffnen zu können. In Schlesien war nur Blücher mit 87000 Mann vor ihm. Einen Augenblick dachte er daran, die durch Nordböhmen ziehenden Kolonnen auf dem Marsche zu überfallen. Auch das mißriet; sie waren zu weit entfernt — ein übler Anfang, den Blücher büßen sollte. Der Alte war schnell herangekommen; am 19. stand er schon am Bober, wohin er Ney zurückgescheucht hatte. Das war, was der Kaiser wünschte. Die schlesische Armee sollte am 21. früh von 150000 Mann überraschend bei Loewenberg in der Front, von Ney mit 50000 durch Bunzlau umfassend angegriffen und vernichtet werden. Dann war Napoleon einen seiner

Digitized by Google

Gegner los. Das wäre bei manchem der feindlichen Generale, die bisher gegen ihn fochten, sicherlich geglückt. In Blücher täuschte er sich zum erstenmal bitter. Am Auftauchen von Gardeuniformen in den französischen Linien, an dem vielstimmigen Vive l'Empereur, das zu ihm hinüberschallte, merkte jener schnell, was ihm bevorstand, und war ebenso schnell entschlossen. Unter lebhaften Nachhutgefechten wich er hinter die Schnelle Deichsel, am 22. hinter die Katzbach aus und setzte den Rückzug auch am 23. August fort. Unwillig sah der Korse, wie ihm die ersehnte Beute entschlüpfte. Da traf ihn noch dazu St. Cyrs Meldung, daß Dresden bedroht sei. Es blieb nichts andres übrig als die Umkehr. Die Verbündeten waren von Böhmen her im Anmarsche und überschritten schon die sächsische Grenze. Sein Hauptwaffenplatz durfte nicht verloren gehen, weil damit der ganze Aufbau seines Verteidigungssystems zusammenbrach.

Nach unerhörten Marschleistungen stand der Kaiser wieder an der Elbe. Sein erster Gedanke erinnert an seine besten Feldzüge. Er wollte die Verteidigung Dresdens St. Cyr überlassen, selbst aber in der Nacht vom 26. auf den 27. August weiter stromaufwärts beim Königstein die Elbe überschreiten, um am 27. mit 100 000 Mann im Rücken der Verbündeten zu stehen. Von dort aus sollten die weiteren Schläge geschehen. Er wollte vor ihnen in Böhmen sein; das versprach die größten Erfolge! Aber Napoleon war nicht mehr der Napoleon von Ulm, von Jena und Friedland. 1812 lag dazwischen. Er wurde schwankend, als St. Cyr sich wenig zuversichtlich über die Lage bei Dresden äußerte, und wendete sich dorthin. Vandamme allein sollte den Verbündeten in den Rücken — und damit in sein Verderben gehen.

Der umständlich eingeleitete, durch Regen und tief aufgeweichte Wege noch erschwerte Angriff der böhmischen Armee wurde nun freilich in der Schlacht von Dresden am 26. und 27. August unter großen Verlusten für sie abgewiesen, der erwartete entscheidende Erfolg aber auch hier nicht errungen. Das geschlagene Heer konnte sich über das Erzgebirge retten und bereitete dem im Vertrauen auf Napoleons Unterstützung vorgedrungenen Vandamme am 28. und 29. August die Katastrophe von Kulm. Des Kaisers Hauptarmee war nicht gefolgt; man hatte ihn seinem Schicksale überlassen. —

Größeres noch war inzwischen in Schlesien geschehen. Dort war Marschall Macdonald mit einem 100 000 Mann starken Heere — der Bober-Armee — zurückgeblieben, um Blücher weiter zu verfolgen und ihm vorzutäuschen, daß es noch immer der Kaiser sei, der ihm nachsetze. Irrtümer in den Marschbefehlen hemmten seine Bewegungen am 24. August. Blücher gewann Zeit, seine Truppen zum Wiedervorgehen zu ordnen. Die Veränderung beim Gegner war ihm abermals nicht entgangen.

Als er am 26. August gerade die Katzbach zwischen Liegnitz und Goldberg überschreiten wollte, erkannte er, daß die Franzosen ihm entgegenkämen. Sogleich machte er zu beiden Seiten der wütenden Neiße halt, die gerade dort in die Katzbach fällt. Stoßen zwei Heere an einem schwer zu überschreitenden

Digitized by Google

Flußtale aufeinander, so wird dasjenige im Vorteil sein, das den Gegner beim Uebergange anzufallen vermag. Diesen Vorteil beschloß er sich zu sichern.

Mühsam überwanden die Franzosen die Katzbach. Die schlesische Armee sah zu: das russische Korps Langeron links, die Korps Yorck und Sacken nebst starker Kavallerie rechts der wütenden Neiße. Langeron begnügte sich damit, den Feind abzuwehren. Blücher tat mit den andern Truppen, bei denen er sich selbst befand, mehr. Er ließ den Feind auch noch über die Neiße kommen, die hier im Unterlaufe fast parallel in demselben Tale mit der Katzbach fließt. Es dauerte lange, bis genug herüber war. Bei allem Temperament konnte er doch Geduld haben und seinen Augenblick abwarten. Als Sebastianis Kavallerie, das Korps Souham und Teile des Korps Gérard die Hochfläche zwischen dem rechten Neißeufer und der Katzbach erstiegen, brach der Sturm los.

Die Franzosen dachten an diesem Tage an keine Schlacht; sie wähnten Blücher weiter zurück bei Jauer. Um so überraschender kam ihnen der Stoß. Yorck und Sacken fielen auf Blüchers Geheiß über sie her, der erstere in der Front, der andre zugleich in der linken Flanke — und warfen sie über den Haufen. Ein Angriff der gesamten russischen Kavallerie, die bis in ihren Rücken vordrang, vervollständigte den Sieg. In wilder Auflösung stürzten sie den hinter ihnen liegenden Flußläufen zu.

Der Regen strömte seit dem Morgen des Schlachttages ununterbrochen und verwandelte selbst die kleinsten Wasserrinnen in reißende Wildbäche. Schon beim Vorrücken war der Uebergang der französischen Kolonnen höchst schwierig gewesen; der Rückzug wurde ihnen verhängnisvoll. Menschen und Pferde kamen in den Fluten um.

Die Niederlage auf dem Schlachtfelde hatte freilich nur einen Teil von Macdonalds Heer betroffen. Aber die Verfolgung verallgemeinerte sie. Blücher tat, was Napoleon bei Dresden unterließ. Noch am Abend des Schlachttages befahl er, dem Gegner über die Katzbach zu folgen und ihm unerbittlich auf den Fersen zu sein. Das geschieht freilich nach fast jedem siegreichen Kampfe; aber die Ausführung ist selten. Der vorangegangenen hohen Anspannung der Kräfte folgt nach getaner Arbeit die Erschöpfung und vorübergehende Tatenunlust. Hier geschah, was geschehen mußte. Blücher uud Gneisenau setzten sich selbst an die Spitze und trieben die Truppen unabläßig an. „Es ist nicht genug, zu siegen, man muß auch den Sieg zu benutzen wissen. Gehen wir dem Feind nicht auf den Leib, so steht er natürlich wieder, und wir müssen durch eine neue Schlacht erreichen, was wir aus dieser erhalten können, wenn wir mit Energie verfahren." Nur hochgestellte Führer, am besten der Feldherr selbst, können eine tatsächlich wirksame Verfolgung in Bewegung bringen. Die den Franzosen durch die schlesische Armee nach der Katzbachschlacht bereitete ist mustergültig geworden. Sie wird gewöhnlich als Beispiel angeführt. Die angeschwollenen Gewässer wurden allerdings auch für sie hinderlich; für Macdonalds Rückzug aber waren sie geradezu verderblich. Alles, was die vielfach verstopften Brücken nicht rechtzeitig erreichen konnte, fiel dem Feinde in die Hände oder ertrank.

Digitized by Google

Erst am 1. September ließ die Verfolgung nach. Die Marschverluste waren zu groß, die schlesische Armee kaum noch kampffähig. Sie bedurfte eines Ruhetages.

Macdonalds Heer aber war in die traurigste Verfassung versetzt. Die Soldaten begannen die Reihen zu verlassen; sie scheuten die Gefangennahme nicht mehr. Die Mannszucht hörte auf. Eine Division war am 29. August bei Loewenberg vollkommen vernichtet worden. Die übrigen waren nicht mehr verwendungsfähig. Die Bober-Armee wich in Auflösung bis nach Bautzen zurück. Die große Schwierigkeit, mit einer neu aufgestellten, für den Krieg nicht vorbereiteten Heeresmasse unter solchen Umständen wie in den letzten Augusttagen 1813 zu fechten, machte sich deutlich fühlbar. Die Klagen der französischen Generale aus jener Zeit klingen ebenso, wie wir sie vor 42 Jahren an der Loire und bei Le Mans oder im Werderschen Winterfeldzuge in Ostfrankreich hörten.

Blüchers Siegesbeute bestand aus 103 Kanonen, 250 Munitionswagen, 18000 Gefangenen. Jubelnd hatte er gleich nach der Schlacht seiner Frau geschrieben: „Heute wahr der Tag, den ich so sehnlich gewünscht habe, wir haben den Feind völlig geschlagen, ville Canonen erobert und gefangene gemagt." Er hatte recht. Auf taktischem Gebiete hatte er sich zum ersten Male als Heerführer großen Stils gezeigt und der Welt mit 70 Jahren bewiesen, daß ein Größerer in ihm wohne, wie sie es bis dahin vermutet hatte. Zum zweiten Male war es ihm gelungen, dem Kaiser das Spiel zu verderben. —

Die Expedition gegen Berlin war inzwischen kläglich gescheitert. Napoleon hatte Oudinot einen schnellen entschlossenen Vorstoß ohne viel Manöver empfohlen, um die Nordarmee aus dem Felde zu scheuchen. Deren Wert schlug er nur gering an; er hielt sie für ein zahlreiches, aber locker gefügtes Aufgebot. Ueber Bernadotte äußerte er sich wegwerfend: „Il ne fera que piaffer!" Er wußte, daß in der Natur seines ehemaligen Marschalls die politische Seite stark überwog. Ohne das Feuer und die Entschlußkraft der preußischen Generale hätte sein Vorhaben auch glücken können.

Bernadotte vereinigte seine Armee, die hinter Havel und Spree gestanden hatte, nur zögernd südlich Berlin in weitem nach Süden offenen Halbkreise. In diesen hinein ging Oudinot mit seinem, drei Korps und eine Kavalleriedivision starken, Heere vor. Er hatte Zeit verloren und kam erst am 21. August an der, die Hauptstadt im Süden umgebenden Nuthe-Notte-Niederung an, wo Bernadottes Vortruppen standen. Unter lebhaften Gefechten öffnete er sich an diesem und dem folgenden Tage die Uebergänge. Am 23. August ging er weiter vor. Hätte er Napoleons Rat befolgt und wäre geradeswegs und geschlossen auf Berlin marschiert, so würde er einer Katastrophe nicht entgangen sein. Er hätte sich bald von drei Seiten umfaßt gesehen. Doch er war vorsichtiger. Er blieb im getrennten Vormarsche mit drei Kolonnen, die allerdings nicht gemeinsam handelten. Die rechte, Bertrand, ließ sich bei Blankenfelde durch Tauentzien aufhalten, die linke, Oudinots eignes Korps, traf verspätet ein; die mittlere,

Digitized by Google

Reynier, ging vereinzelt bis Groß-Beeren vor, wo sie, dem preußischen Korps nahe gegenüber, sich lagern wollte. Das war für Bülow die geeignete Gelegenheit zum selbständigen Zugreifen. Aus der Mitte der Schlachtlinie der Nordarmee heraus brach er zum Ausfall gegen Reynier vor. Im kurzen Anprall wurde dessen Korps überrannt, und dieser Unfall gab das Signal zum Rückzuge der ganzen französischen Armee. Langsam wich Oudinot erst auf Jüterbog, dann auf Wittenberg zurück, wo er am 3. September eintraf, an demselben Tage, als der geschlagene Macdonald Bautzen erreichte. Die Verluste waren nicht groß; der Tag von Groß-Beeren ist mehr durch seine Folgen als durch seinen Verlauf zu einer Schlacht geworden. Davont konnte nichts zu Oudinots Unterstützung tun. Die Verbindungskolonne Girards wurde beim Heranmarsche am 27. August von der preußischen Division Hirschfeld bei Hagelberg angetroffen und gesprengt.

Vielleicht hätte Napoleon jetzt am besten getan, die große Armee in Böhmen anzugreifen. Ihre Zusammensetzung aus Truppen dreier Staaten, die Anwesenheit der Monarchen, die eigentümliche Verfassung ihres Hauptquartiers machte sie zur verwundbarsten der Verbündeten. Hier konnte ein wirksamer Erfolg errungen werden. Ein Sieg über sie hätte vielleicht die auseinandergehenden politischen Interessen der drei Mächte berührt, jedenfalls Blücher nach Böhmen abberufen, wo er weniger gefährlich war wie in Schlesien.

Aber des Kaisers Gedanken wendeten sich trotzdem zu dem alten ursprünglichen Plane zurück. Er wollte jetzt mit den Hauptkräften nach Berlin vorgehen, um dort die Entscheidung zu suchen. Unzweifelhaft spielte der Haß gegen Preußen eine Rolle dabei. Nur Vandammes und Macdonalds Mißgeschick ließ ihn noch zögern. Als er aber am 2. September von Oudinots Rückzug hörte, traf er seine Anstalten. Er leitete den Vormarsch der Garden über Hoyerswerda ein; Ney übernahm Oudinots Heer und sollte sich ihm anschließen, um mit ihm nach der preußischen Hauptstadt zu ziehen. Die Nachricht: „Napoleon wieder in Berlin!" hätte unzweifelhaft auf alle Kriegführenden einen großen Eindruck gemacht.

Da traf die Kunde von Macdonalds herben Verlusten und Blüchers schnellem Vordringen ein. Wie, wenn dieser sich während des Berliner Zuges im Rücken des kaiserlichen Heeres Dresdens bemächtigte? das durfte nicht geschehen. Wider Willen wendete sich der Kaiser nochmals gegen die Schlesische Armee. Garden, Marmonts Korps und Latours Kavallerie erhielten Marschbefehl nach Bautzen. Dort war die Unterstützung am dringendsten erforderlich. Der Kaiser selbst folgte. Jetzt sollte Blücher die volle Schwere seines Zorns empfinden.

Am 4. September näherte sich dieser Bautzen. Bei Hochkirch traf seine Vorhut auf entschlossenen Widerstand, und die veränderte Haltung der französischen Truppen ließ den Alten treffend auf Napoleons Anwesenheit bei ihnen schließen. Sein Scharfblick hatte ihn nicht getäuscht. Sogleich wich er vor dem sich immer mehr verstärkenden Gegner zurück. Unwillig sah der Kaiser die Aussicht auf einen wirksamen Schlag wiederum schwinden. Am 6. September abends traf er mißmutig in Dresden ein; der Marsch nach Schlesien war noch einmal erfolglos gewesen!

Digitized by Google

Wie gut hatte Blücher daran getan, sich einem Rufe Schwarzenbergs nach Böhmen zu versagen. Er war dadurch Herr seiner Entschlüsse und Handlungen geblieben — zugleich auch Herr der Lage auf dem schlesischen Kriegstheater. Kein einziges Mal hatte er sich geirrt, keinmal auch nur einen Augenblick beim Entschlusse verloren. Sein Stern begann am kriegerischen Horizont emporzusteigen, der seines großen Gegners sich langsam, aber fortschreitend zu neigen.

Der Sandschak Novibazar

Von

Dr. Freiherr v. Jettel

Im österreichischen Herrenhause fand unlängst eine Debatte über die auswärtige Politik Oesterreich-Ungarns während der letzten Ereignisse statt, die sich zu einer scharfen Kritik zuspitzte. Von mehreren Rednern, wie schon vorher in Zeitungsartikeln, wurde bei dieser Gelegenheit das Bedauern darüber ausgesprochen, daß Graf Aehrenthal seinerzeit auf die Oesterreich-Ungarn im Berliner Vertrage eingeräumten Rechte bezüglich des Sandschak Novibazar verzichtet habe; hätte er dies nicht getan, so meinte man, wäre Oesterreich-Ungarn viel eher in der Lage gewesen, in den Gang der Ereignisse einzugreifen und seine Interessen erfolgreich zu wahren. So bestechend diese Argumentation auf den ersten Blick klingen mag, so hält sie doch einer eingehenderen Prüfung nicht Stich.

Der Sandschak Novibazar stellt sich als ein langgestreckter Streifen Landes dar, der in einer durchschnittlichen Breite von 60 Kilometern und einer Länge von etwa 110 Kilometern zwischen Montenegro und Serbien hinläuft. Durch einen Blick auf die Landkarte kann man sich von der militärischen Bedeutung dieses Gebietes leicht überzeugen. Es bildete seinerzeit die einzige Verbindung zu Lande (die Häfen von Klek und Sutorina kamen nicht in Betracht) zwischen Bosnien und der übrigen Türkei; gelang es, diesen Zugang zu sperren, so war Bosnien für die Türkei kaum zu halten. Als nun im Sommer 1875 in der Herzegowina und bald darauf in Bosnien ein zweifellos von außen geschürter Aufstand ausbrach, war man bemüht, auch den Sandschak zu insurgieren, was tatsächlich gelang. Von da an bis zum Abschlusse des Berliner Vertrages bildete das Schicksal Novibazars den Gegenstand lebhafter Kontroversen zwischen Oesterreich-Ungarn, das dessen Neutralisierung verlangte, und Rußland, dem daran gelegen war, den Sandschak Serbien und Montenegro zu sichern. Ungeachtet die beiden Regierungen in der am 18. März 1877 in Wien unterzeichneten geheimen Konvention sich eine spätere Verständigung über Novibazar vorbehalten hatten, verfügte der Präliminarfrieden von San Stefano über den größten Teil dieses Gebietes zugunsten der beiden Nachbarländer, und auf den Einspruch Oesterreich-

Digitized by Google

Ungarns verwies es Fürst Gortschakoff in einem Promemoria vom 8. Mai 1878 auf eine direkte Verständigung mit Serbien und Montenegro. Unter den Bestimmungen des Friedens von San Stefano, welche auf dem Berliner Kongresse einer Korrektur unterzogen wurden, befanden sich auch jene über Bosnien und die Herzegowina, sowie über den Sandschak Novibazar. Während die beiden erstgenannten Länder Oesterreich-Ungarn zur Verwaltung zugewiesen wurden, fand bezüglich Novibazars ein Vorschlag des Grafen Andrássy die Zustimmung des Kongresses, wonach der Monarchie das Recht eingeräumt wurde, „um die Aufrechterhaltung des neuen politischen Zustandes und die Freiheit und Sicherheit der Kommunikationswege zu verbürgen, im ganzen Umfange dieses Teiles des ehemaligen Wilajets von Bosnien Garnisonen zu halten und militärische sowie Handelsstraßen zu besitzen".

Ueber die Ziele, die Graf Andrássy dabei im Auge hatte, gibt ein erst unlängst an die Oeffentlichkeit gelangtes Aktenstück nähere Aufschlüsse, nämlich jene ausführlichen Instruktionen, welche er unterm 6. August 1879 an den damaligen Chef der bosnischen Landesregierung, den Herzog von Württemberg, gelangen ließ (v. Wertheimer, Graf Andrássy, III, 210, 271 ff.). Die österreichischen Garnisonen in Sandschak sollten, so heißt es in dieser Weisung, ein militärisches Vorwerk zur Sicherung des Besitzes von Bosnien gegen jeden Angriff bilden, etwa wie der Bosporus es für das Schwarze Meer ist, und zugleich ein Ausfallstor nach dem Orient, um beim Zusammenbruche der Türkei in unmittelbarster Nähe des Schauplatzes zu sein und für ihre Erhaltung eintreten zu können, jedenfalls aber die Schaffung der Monarchie feindlicher großslawischer Formationen zu verhindern.

In dem Rechte, im Sandschak Garnisonen zu halten und Handelsstraßen zu schaffen, erblickte aber Graf Andrássy vor allem ein geeignetes Mittel zum Schutze der wirtschaftlichen und verkehrspolitischen Interessen Oesterreich-Ungarns, welche durch eine vollständige Slawisierung des westlichen Teiles der Balkanhalbinsel ernstlich gefährdet werden könnten.

Dies waren die weitschauenden, aus einer richtigen Erfassung dessen, was der Donaumonarchie nottut, geschöpften Ansichten und Pläne Andrássys. Was aber wurde daraus?

Nach dem Schlußsatze des Art. XXV des Berliner Vertrages sollten die Regierungen von Oesterreich-Ungarn und der Türkei über die Details der hinsichtlich Novibazars getroffenen Vereinbarungen sich miteinander verständigen. Die zu diesem Zwecke in Konstantinopel eingeleiteten Verhandlungen zogen sich aber in die Länge; teils aus Mißtrauen gegen die Absichten Oesterreich-Ungarns, teils in ihrer gewohnten Verschleppungstaktik legten die Türken dem Fortgange derselben alle möglichen Hindernisse in den Weg. Graf Andrássy wollte jedoch zu einem Abschlusse kommen. Zunächst mit Rücksicht auf die großen finanziellen und militärischen Opfer, welche für den Fall eines Widerstandes der Türkei mit einer bewaffneten Expedition, die unter allen Umständen vermieden werden sollte, verbunden gewesen wären, dann aber aus Besorgnis vor dem Eintritt

Digitized by Google

irgendwelcher auswärtigen Komplikationen, und schließlich wohl auch, weil er schon damals sich mit ernsten Demissionsabsichten trug. So verzichtete er denn auf das im Berliner Vertrage vorgesehene Recht, „im ganzen Umfange“ des Sandschaks Novibazar Garnisonen zu halten und begnügte sich mit der Einräumung des gemeinsamen Besatzungsrechtes an drei im äußersten nördlichen Winkel gelegenen Punkten, nämlich Priboj, Priepolje und Bielopolje, an dessen Stelle später Plevlje trat. Keiner dieser drei Orte lag mehr als 30 Kilometer von der bosnischen Grenze entfernt. An eine Ausdehnung unsrer Rechte „au delà de Mitrovitza“ dachte man also selbst damals nicht.

Wenn man bedenkt, daß erst seit dem Jahre 1906 eine direkte und noch dazu schmalspurige Bahnverbindung zwischen der Monarchie und dem Sandschak besteht, wenn man weiter in Betracht zieht, daß das Limgebiet vermöge seines geringen Flächeninhaltes und der Terrainverhältnisse sich zur Ansammlung bedeutender militärischer Kräfte nicht eignet, schwache Truppenkörper aber in steter Gefahr wären, von ihrer Basis abgeschnitten zu werden, so wird man zugeben müssen, daß der Wert der dortigen Garnisonen für die Geltendmachung von Oesterreich-Ungarns politischen Interessen, ja auch nur für die Verteidigung seines Besitzstandes ein sehr zweifelhafter war.

Nicht besser steht es mit der Sicherung der Verkehrsinteressen. Dem Grafen Andrássy schwebte, als er die Zulassung österreichisch-ungarischer Garnisonen und die Schaffung von Handelsstraßen im Sandschak anstrebte, ein verlockendes Zukunftsbild vor Augen, das aber bis heute auf seine Verwirklichung wartet. Wie sah es damals und wie sieht es heute mit dem Verkehr im Sandschak Novibazar aus? Im Jahre 1868 hatte die türkische Regierung mit dem Brüsseler Bankier Baron Hirsch einen Vertrag wegen Herstellung eines umfangreichen Netzes von Eisenbahnen abgeschlossen, die die Türkei mit den kontinentalen Bahnen verbinden und deren Baukosten durch eine Prämienanleihe, die Türkenlose, gedeckt werden sollten. Allein das Projekt erfuhr bald eine wesentliche Reduktion. Der Beschützer des Unternehmens, Ali-Pascha, starb im Jahre 1871, und sein russenfreundlicher Nachfolger, Mahmud, tat alles, um die Verwirklichung dieser Pläne zu verhindern. Der Bau der Bosnien durchziehenden Strecken, die allerdings die größten technischen Schwierigkeiten aufwiesen, war noch nicht in Angriff genommen und in dem 1872 unterzeichneten neuen Vertrage fanden sie sich nicht mehr vor. Auch mit der Inangriffnahme der andern darin vorgesehenen Linien übereilte man sich keineswegs. Schließlich kam noch der Krieg mit Rußland dazu, in dessen Folge ein großer Teil der in Betracht kommenden Gebiete der unmittelbaren Herrschaft der Türkei entzogen wurde. An ihrer Stelle auferlegte nun der Berliner Vertrag dem neugeschaffenen Bulgarien und dem als unabhängig erklärten Serbien die Verpflichtung zum Ausbaue der ihre Länder durchziehenden Linien. Die Regelung aller dieser Fragen wurde einem unmittelbar nach Abschluß des Friedens zu treffenden Uebereinkommen zwischen Oesterreich-Ungarn, der Pforte, Serbien und Bulgarien vorbehalten. Allein erst nach mühevollen Verhandlungen traten die

Digitized by Google

Delegierten der interessierten Mächte im Jahre 1882 zur sog. Conférence à quatre zusammen. In dem am 9. Mai 1883 unterzeichneten Vertrage war aber von der Bahn durch den Sandschak überhaupt nicht mehr die Rede. Oesterreich-Ungarn glaubte wohl in Anbetracht des guten Einvernehmens, das damals mit Serbien bestand, seine Interessen durch den Anschluß des orientalischen Bahnnetzes an das österreichisch-ungarische in Semlin genügend gewahrt zu haben.

Drei Jahrzehnte vergingen so unbenutzt. Erst dem Grafen Aehrenthal blieb es vorbehalten, im Sinne Andrássys auf den Plan einer Bahnverbindung durch den Sandschak zurückzukommen und bei der Pforte die Konzessionierung dieser Strecke anzuregen. Der Sturm der Entrüstung, den dieses unerhörte Verlangen in Petersburg, dann aber auch bei den andern Mächten der Tripelentente hervorrief und der erkennen ließ, daß Rußland den Gedanken noch keineswegs aufgegeben hatte, dieses Gebiet seinen Schoßkindern zuzuwenden, ist noch in frischer Erinnerung. Die Pforte gestattete wohl die Vornahme technischer Vorarbeiten, aber die Revolution, die bald darauf in der Türkei ausbrach, und die Ereignisse, die ihr folgten, rissen nebst manchem andern nicht nur die mazedonische Reformaktion, sondern auch das Projekt der Sandschakbahn mit sich fort.

Was blieb also von den großen Plänen Andrássys übrig? Die österreichisch-ungarischen Garnisonen im Sandschak waren zu schwach und entbehrten einer Verbindung mit der Operationsbasis, um eine erfolgreiche Aktion unternehmen zu können; ein Handelsverkehr aber, zu dessen Schutz sie dienen sollten, bestand damals nicht und hat sich bis auf den heutigen Tag nicht entwickelt. Nach den von der bosnischen Landesregierung seit 1898 veröffentlichten Ausweisen des auswärtigen Warenverkehres Bosniens betrug der gesamte Import und Export dieses Landes über die Zollgrenze, wobei zunächst die benachbarten Bezirke von Serbien und Montenegro in Betracht kommen, in den letzten Jahren und zwar

1906:	34298	Meterzentner
1907:	43979	„
1908:	31904	„
1909:	25561	„
1910:	27117	„
1911:	31430	„

also kaum 1 Prozent des gesamten Warenverkehrs Bosniens und der Herzegowina. Wie sich zeigt, hat auch die Bahnverbindung bis zur Landesgrenze in Uvac-Vardiste keine Besserung im Handelsverkehre herbeigeführt.

Das war es also, worauf Graf Aehrenthal verzichtete. Man kann einwenden, es sei weder unvermeidlich noch ratsam gewesen, selbst so zweifelhafte Vorrechte ohne Not aufzugeben. Hören wir, wie Graf Aehrenthal selbst diesen Entschluß rechtfertigte. In seinem Exposé vom 8. Oktober 1908 heißt es: „Wir haben unsre Garnisons- und sonstigen Rechte im Sandschak fallen lassen, indem wir uns der Ueberzeugung hingaben, daß das verjüngte ottomanische Reich die Sicherung von Ruhe und Ordnung im Sandschak nunmehr aus eigner Kraft

Digitized by Google

zu verbürgen imstande ist." Diese Voraussetzung hat sich allerdings bald als eine allzu optimistische erwiesen. Ob Graf Aehrenthal selbst daran glaubte, mag dahingestellt bleiben. Jedenfalls war sein Vertrauen in die Zukunft der Türkei nicht das einzige Argument für seinen Entschluß, denn er führt dafür weiter an, der Verzicht auf Novibazar solle sich mit der formellen Annexion der zwei Provinzen kompensieren und dadurch Klarheit in dem Verhältnisse zur Türkei geschaffen werden. Ueberdies würde, heißt es weiter, „die Beibehaltung unsrer Garnisonen im Sandschak nur dazu dienen, der Legende von unserm Vormarsch nach dem Aegäischen Meere immer wieder neue Nahrung zuzuführen". Daß selbst dem Grafen Andrássy, der ja in der Okkupation Bosniens nur ein notwendiges Uebel sah, derartige expansive Tendenzen gänzlich ferne lagen, hat er nicht bloß in diplomatischen Aktenstücken, sondern auch in intimen Gesprächen wiederholt betont, und es ist bekannt, daß er dem auf eine Ausdehnung der Aktion abzielenden Drängen gewisser militärischer Kreise den entschiedensten Widerstand entgegensetzte. Graf Aehrenthal dachte nicht anders. Er betonte in dem erwähnten Exposé ausdrücklich, „daß die österreichisch-ungarische Monarchie über das, was sie besitzt, hinaus keinen Territorialerwerb anstrebe". Er blickte aber noch weiter. Am Schlusse seiner Ausführungen erklärte er: „die Annexion Bosniens und der Herzegowina verfolgt zwei Ziele, den Schutz unsrer Interessen und die Abwendung der Gefahr, in die türkischen Angelegenheiten hineingezogen und von unsrer Politik des freundlichen Wohlwollens und der Beobachtung striktester Nichtintervention abgedrängt zu werden." Er war sich also der Bedenken, die gegen jedes Kondominium sprechen, wohl bewußt, und wollte sich die Freiheit der Entschließung vorbehalten. In der Tat, hätten die Ereignisse des vorigen Herbstes die Dinge in Novibazar noch so gefunden, wie sie Graf Andrássy hinterlassen hatte, wäre Oesterreich-Ungarn nur die Wahl geblieben, entweder unter viel schwierigeren Verhältnissen als vor vier Jahren seine Garnisonen schleunigst zurückzuziehen oder als die natürlichen Verbündeten der Türkei in den Kampf hineingerissen zu werden und dadurch Komplikationen hervorzurufen, deren Ende unabsehbar gewesen wäre. Beabsichtigte aber Oesterreich-Ungarn eine Einmischung in den Krieg der Balkanstaaten gegen die Türkei, so hätte seine geographische Lage ihm gewiß tauglichere Mittel an die Hand gegeben, seine Interessen geltend zu machen, als es die ärmlichen Garnisonen im Sandschak gewesen sind. Und was die Freiheit des Weges nach Saloniki anbelangt, so geht er seit dreißig Jahren unbehindert über serbisches Gebiet, und es wird nur nötig sein, für seine Sicherung und Ausgestaltung Garantien zu schaffen. Die Verhandlungen über alle einschlägigen Fragen sollen ihren Anfang nehmen, sobald auf dem Balkan der Friede eingekehrt sein wird. Möge dieser Augenblick nicht zu lange auf sich warten lassen!

Wien, im Juli 1913.

Digitized by Google

Die ältesten außerchristlichen Berichte über Jesus

Von

Prof. D. Paul W. Schmiedel (Zürich)

In der seit dem Auftreten von Professor Drews so oft erörterten Frage, ob Jesus gelebt habe, würde nichts ausschlaggebender sein als ein Bericht von einem nichtchristlichen Zeitgenossen. Allein einen solchen gibt es nicht. Man muß bis zum Ende des ersten und zum Anfang des zweiten Jahrhunderts hinabgehen, um in den Werken nichtchristlicher Schriftsteller die ersten Angaben über Jesus zu finden; und auch sie unterliegen teils in ihrer Echtheit, teils in ihrer Tragweite mannigfachen Bedenken.

In der Geschichte seines Volkes, die der Jude Flavius Josephus im Jahre 93 oder 94 unter dem nicht sehr zutreffenden Titel „Jüdische Altertümer" verfaßt hat, findet sich (18, 3, 3) folgender Abschnitt:

Zu dieser Zeit trat Jesus auf, ein weiser Mann, wenn anders man ihn einen Mann nennen soll. Er war nämlich ein Täter wunderbarer Werke, ein Lehrer von Menschen, die mit Freuden die Wahrheit annahmen; und viele Juden, aber auch viele aus der griechischen Welt zog er zu sich heran. Der Gesalbte war dieser. Und als ihn auf Anzeige der ersten Männer bei uns Pilatus mit dem Kreuzestode bestraft hatte, ließen die nicht ab, die ihn zuerst geliebt hatten; denn er erschien ihnen am dritten Tage wieder lebendig, nachdem die göttlichen Propheten dies und unzählige andre wunderbare Dinge über ihn gesagt hatten. Und noch bis jetzt hat das Geschlecht derer nicht aufgehört, die nach ihm Christen genannt sind.

Daß ein Jude das nicht alles geschrieben hat, ist so gut wie allgemein anerkannt. Aber nicht alles ist ausgesprochen christlich. Josephus vergab sich nichts, wenn er etwa schrieb:

Zu jener Zeit trat Jesus auf, ein weiser Mann, und viele Juden, aber auch viele aus der griechischen Welt zog er zu sich heran. Und als ihn auf Anzeige der ersten Männer bei uns Pilatus mit dem Kreuzestode bestraft hatte, ließen die nicht ab, die ihn zuerst geliebt hatten.

Sogar den obigen Schlußsatz über das Fortbestehen der Christen konnte Josephus ohne Bedenken noch anfügen; nur müßte dann vermutet werden, daß bei der Einfügung der christlichen Zusätze eine Aussage seines Textes gestrichen worden wäre, die besagte, man habe Jesus mit Unrecht den Gesalbten (griechisch: Christus, hebräisch: Messias) genannt. Dieser Satz würde eine Begründung der Anzeige bei Pilatus bilden und zugleich einer andern Stelle bei Josephus (20, 9, 1) entsprechen, wonach der Hohepriester Ananus im Jahre 62 „den Bruder Jesu, des sog. Gesalbten, mit Namen Jakobus, und einige andre" vor ein Gericht gestellt hat, das sie zur Steinigung verurteilte.

Man sagt allerdings, Josephus, der während des jüdischen Aufstandes der Jahre 66 bis 70 im rechten Augenblick zu den Römern übergegangen war und sich seitdem hoher Protektion erfreute, habe es durchaus vermeiden müssen, die Idee eines solchen jüdischen Messias, die ja stets den Aufruhr gegen die römische

Digitized by Google

Herrſchaft einſchloß, überhaupt zu berühren, und man hält deshalb auch in der zweiten Stelle die betreffenden Worte für eingeſchoben. Allein Joſephus erwähnt genug Volksführer, deren Aufſtände durch das Eingreifen der römiſchen Macht niedergeſchlagen worden ſind. Uebrigens kann man die Bezeichnung Jeſu als Meſſias an beiden Stellen für Einſchub und doch die oben ausgeſonderten Sätze der erſten für echt halten. Daß ſie, wenn ſie nur noch einen Grund für die Anzeige bei Pilatus nannten, zu wenig enthielten, als daß Joſephus ſie geſchrieben haben ſollte, wird man nicht ſagen dürfen. Er berichtet über viele Perſonen ebenſo kurz.

Der wichtigſte Grund, ihm jede Erwähnung Jeſu abzuſprechen, liegt anderswo. Celſus, der ſchneidige Gegner der Chriſten (um 180), hatte den Bericht der Evangelien über die Taufe Jeſu angezweifelt. Origenes macht in ſeiner Schrift gegen ihn (1, 47, um 247) geltend, daß Joſephus mindeſtens das Auftreten des Täufers Johannes gewährleiſte, und fügt hinzu, derſelbe Joſephus bezeichne als Urſache des Falles Jeruſalems vom Jahr 70 — zwar nicht die ungerechte Verurteilung Jeſu, wohl aber — die oben erwähnte ſeines Bruders Jakobus. Von einem ſolchen urſächlichen Zuſammenhang ſteht im heutigen Text des Joſephus nichts. Origenes muß alſo hier wohl einen Einſchub vor ſich gehabt haben, der nicht in alle Abſchriften übergegangen iſt. Das Wichtigſte iſt aber, daß er, wenn er von der Taufe Jeſu nun einmal bis zum Tode des Jakobus abſchweift, nicht auch die Hauptſtelle des Joſephus über Jeſus erwähnt. Sein Ausſpruch, Joſephus ſei kein gläubiger Anhänger Jeſu, beweiſt natürlich nur ſo viel, daß er deren vollen Wortlaut nicht gekannt hat. Aber man kann geltend machen, daß auch unſre obige Verkürzung desſelben ihm hätte dienen können. Daß ſie ihm jedoch in den Sinn kommen mußte, als er von der Taufe Jeſu ſprach, dürfte ſchwer zu beweiſen ſein.

Nach allem wird man ſich auf das Zeugnis des Joſephus nicht ſtützen dürfen. Aber die beſtimmte Behauptung, er habe über Jeſus gar nichts geſagt, geht ebenfalls zu weit. Allein auch wenn man ſich für ſie entſcheiden zu dürfen glaubt, iſt es doch ganz unerlaubt, aus dem Schweigen des Joſephus zu ſchließen, daß Jeſus nicht gelebt habe. Nicht bloß über ihn ſchweigt ja dann Joſephus, ſondern zugleich über die Chriſten, die doch zu ſeinen Zeiten auch den Beſtreitern der Geſchichtlichkeit Jeſu als ſehr verbreitet gelten. Alſo für ſein Schweigen über die Chriſten will dann ein Grund geſucht ſein; das Schweigen über Jeſus iſt nachher einfache Konſequenz und beweiſt gegen deſſen geſchichtliche Exiſtenz gar nichts.

Wenden wir uns nun zu den römiſchen Schriftſtellern. Als Statthalter von Bithynien erbittet ſich um 112 der jüngere Plinius (in ſeinen Briefen: 10, 96) vom Kaiſer Trajan Anweiſung, wie er mit den bei ihm in großer Anzahl angeklagten Chriſten verfahren ſolle. Dabei berichtet er, ſie hätten angegeben, ſie pflegten an einem beſtimmten Tage vor Sonnenaufgang zuſammenzukommen und im Wechſel miteinander einen Hymnus auf Chriſtus als auf einen Gott zu ſprechen. Von andern der Angeſchuldigten erwähnt er, ſie hätten dem Bild des Kaiſers

Digitized by Google

und denen der Götter Verehrung erwiesen und Christus verflucht, wozu nach seinen Informationen kein wahrer Christ zu bringen sei.

Ueber das Leben Jesu findet sich bei ihm keine Notiz. Es wäre aber ganz unerlaubt, hieraus zu schließen, daß für die von ihm verhörten Christen Jesus von jeher ein Gott gewesen sei. Aus den Schriften des Neuen Testaments ist bekannt, daß man denselben Jesus, von dessen irdischem Leben man zu berichten wußte, für ein göttliches, im Himmel befindliches Wesen hielt, seit man an seine Auferstehung glaubte. Und im Verhör handelte es sich natürlich nur um die Frage, warum die Christen die Verehrung der Staatsgötter verweigerten und welche Gottheit sie statt deren verehrten. Uebrigens würde zu beachten sein, daß Plinius gleich den noch zu besprechenden Schriftstellern nicht den Namen Jesus kennt — dieſen soll nach der soeben berührten Ansicht ein schon vor unsrer Zeitrechnung verehrter und erst nachträglich für einen Menschen ausgegebener Gott getragen haben —, sondern nur den Namen Christus. Auf der andern Seite darf daraus aber auch nicht etwa gefolgert werden, es werde dadurch ein geschichtlicher Jesus fraglich. Christus war der Ehrenname für diesen; beide Namen brauchte man, wie das Neue Testament lehrt, längst nebeneinander, und Plinius hielt sich naturgemäß um so mehr an den Namen Christus, weil die Angeklagten ja von ihm ihren Namen Christen hatten.

Ob Sueton den Namen Christus und damit die Person Jesu erwähnt hat, ist durchaus fraglich. Er sagt um 120 in der Biographie des Kaisers Claudius (Kap. 25): „Die Juden, die auf Anstiften von Chrestus andauernd Unruhen verursachten, trieb er aus Rom aus.“ Chrestus kann derselbe Name sein wie Christus, da das griechische Wort chrestos (= gut, gütig) damals wie christus gesprochen wurde. Aber sollten hier Unruhen gemeint sein, die der Streit um Jesus und seine Anerkennung als Christus in der römischen Judenschaft verursacht hätte, so würde doch Sueton schwerlich von dem Vorwurf freizusprechen sein, daß er sich Jesus selbst als in Rom anwesend gedacht habe. Er kann aber leicht einen sonst unbekannten römischen Juden namens Chrestus meinen.

In der Biographie des Kaisers Nero (Kap. 16) sagt Sueton: „Mit dem Tode bestraft wurden die Christen, eine Art Menschen von einem neuen und verbrecherischen Aberglauben.“ Dieser Satz bildet ein Glied in einer Aufzählung verschiedener Maßnahmen Neros, die dem Gemeinwohl dienten. Bemerkenswert ist, daß er in keine Verbindung mit dem großen Brande Roms gebracht wird. Diesen erwähnt Sueton vielmehr erst im 38. Kapitel und sagt mit sichtlichem Abscheu ganz ausdrücklich, Nero habe ihn anlegen lassen.

Es ist Tacitus, der anerkanntermaßen größte Geschichtschreiber Roms, der jene Verbindung vollzieht; und gerade dadurch wird das Verständnis seiner Worte so sehr erschwert. Ob der Brand durch Zufall oder auf Befehl Neros entstanden war, läßt er (in seinen „Annalen“ 15, 44) unentschieden, betont aber nachdrücklich, der Verdacht gegen Nero habe nicht weichen wollen, und fährt dann fort:

Digitized by Google

Um daher das Gerücht zu beseitigen, schob er Angeklagte unter und belegte sie mit den ausgesuchtesten Strafen, die bei ihrem Verhaßtsein wegen Schandtaten das Volk Christen nannte. Der Urheber dieses Namens, Christus, war unter der Regierung des Tiberius durch den Statthalter Pontius Pilatus mit dem Tode bestraft worden. Und der für den Augenblick unterdrückte verderbliche Aberglaube brach wieder aus, nicht nur in Judäa, der Geburtsstätte dieses Uebels, sondern auch in Rom, wo von überallher alles Schreckliche und Schändliche zusammenströmt und Beifall findet. So wurden denn zuerst solche ergriffen, die eingestanden; dann wurde auf deren Anzeige hin eine ungeheure Menge nicht so sehr im Anklagepunkte der Brandstiftung als wegen Hasses gegen das Menschengeschlecht überführt (das Wort „überführt" ist auf Grund einer fast allerseits gebilligten Vermutung eingesetzt; im Text steht: „verbunden", was aber keinen Sinn gibt).

Klarheit ist gewiß nicht das, wodurch sich dieser Bericht auszeichnet. Was gestanden die zuerst Ergriffenen ein? Daß sie Christen waren? So meint man meist. Tacitus hat ja soeben gesagt, sie seien Christen gewesen. Allein was bewies ihr Christentum für die Brandstiftung? Und Nero mußte doch Brandstifter aufweisen; ja, noch die später vor Gericht gestellte Menge stand unter der Anklage der Brandstiftung, nur daß beim Richter (der übrigens der Kaiser selbst oder ein von ihm direkt Beauftragter gewesen sein kann) nicht so sehr die Beweise für diese den Ausschlag zur Verurteilung gaben als die menschenfeindliche Gesamthaltung der Angeklagten. Außerdem: soll man wirklich annehmen, daß Christen eine ungeheure Menge ihrer Glaubensgenossen der Brandstiftung angeschuldigt haben?

Aber man kann Tacitus ja auch noch anders verstehen. Wir dürfen jedoch nur noch eine Auffassung vorbringen. Wie, wenn die zuerst Ergriffenen eingestanden, sich an der Brandstiftung beteiligt zu haben? Freilich: hatten Christen das getan? Und denunzierten Christen eine Menge ihrer Glaubensgenossen des gleichen Verbrechens? Nun könnten sie zu jenem Eingeständnis und zu dieser Anzeige durch die Folter gebracht worden sein, die ja gegen Sklaven anwendbar war; und unter den Christen befanden sich viele Sklaven. Allein es läßt sich auch ohne diese Annahme auskommen, wenn nämlich die zuerst Ergriffenen gar keine Christen waren. Ohnehin wäre es merkwürdig, wenn man auf der Suche nach Brandstiftern nur Christen gepackt hätte. Tacitus hat nach dieser Auffassung das Hauptresultat, die Verurteilung einer großen Menge von Christen, summarisch vorausgenommen und fährt nach Angabe ihrer Herkunft fort: so wurden denn (um genauer zu berichten) zuerst solche (Nichtchristen) ergriffen, die (die Brandstiftung) eingestanden; dann usw. Hierbei kommt wirklich heraus, daß, wie Tacitus angibt, nur bei den später Ergriffenen Haß gegen das Menschengeschlecht sich fand und der eigentliche Anlaß wurde, sie als Brandstifter zu verurteilen.

Vorzüglich aber wird man auf diesen Ausweg durch einen Umstand gedrängt, den wir noch nicht erwähnt haben. Noch im Jahre 95 hat der Kaiser Domitian nach allem, was die Berichte uns an die Hand geben, zwischen Juden und Christen keinen Unterschied gekannt. In der Erinnerung der Christen gilt er schon im zweiten Jahrhundert als ihr heftiger Verfolger. Hätte er sie unangetastet

Digitized by Google

gelassen, so wäre diese Meinung nie aufgekommen. Und doch lauten die Anschuldigungen gegen die Personen, die er verurteilt hat, nur auf Gottlosigkeit, d. h. auf Verweigerung des heidnischen Kultus, und auf jüdische Sitten.

Und das stimmt, so seltsam es an sich ist, gut dazu, daß der Name „Christen" auffallend spät aufgekommen ist. Die Angabe der Apostelgeschichte (11, 26), dies sei schon vor dem Jahre 44 zu Antiochien in Syrien geschehen, ist ein starker Anachronismus. Er fehlt gänzlich bis gegen Ende des ersten Jahrhunderts. Der erste Petrusbrief (4, 16) gebraucht ihn genau zu derselben Zeit wie Plinius (s. o.), und die Apostelgeschichte, wo er außer 11, 26 noch 26, 28 genannt wird, sowie das ihr vorhergegangene Lukasevangelium, wo er 6, 22 vorausgesetzt ist, dürfen wir nicht früher ansetzen als die „Altertümer" des Josephus, wo wir ihn, falls die Worte echt sind, gefunden haben. Ihn aber etwa abzulehnen, wenn Heiden oder Juden ihn aufbrachten, hatten die Christen gar keinen Grund; denn er ist ja dem höchsten Namen entlehnt, den sie ihrem Herrn und Meister beilegten, und daß sie „Christo angehörten", sagten sie mit Stolz schon laut Briefen aus der Mitte des ersten Jahrhunderts (1. Kor. 3, 22; 2. Kor. 10, 7). Die Fabel endlich, daß an einem Hause des schon im Jahre 79 verschütteten Pompeji angeschrieben gewesen sei: hristiani, sollte wirklich einmal verschwinden. Die Schrift ist längst nicht mehr lesbar; vorhanden ist aber noch die Originalaufzeichnung, daß sie ceristirae lautete. Was das heißt, weiß man nicht; man darf aber wohl an eine Weinsorte denken, da den Anfang die Worte bildeten: „Weine des Nervius", und das Haus eine Kneipe war.

Wenn nun aber Domitian, so war erst recht Nero noch nicht in der Lage, Christen und Juden zu unterscheiden. Ein derartiger Einblick wäre in der juristischen Welt Roms sicher nie wieder verloren gegangen. Daß es Christen waren, die beide Kaiser durch ihre Verurteilungen getroffen hatten, muß dann der Obrigkeit, so merkwürdig dies scheint, erst nachträglich bekannt geworden sein. Die Christen wußten es natürlich nur zu gut, und höchstwahrscheinlich fällt unmittelbar nach Domitians Eingreifen der sog. erste Brief des Clemens von Rom, aus dem wir es entnehmen können. Die römische Christengemeinde berichtet hier (1, 1; 5, 1 bis 6, 2; 7, 1) der korinthischen, sie sei soeben von schweren Schicksalsschlägen betroffen gewesen oder noch betroffen, und in einer früheren Zeit habe „eine große Menge von Auserwählten" die schlimmsten Martern erduldet. Gemeint sind ganz offenbar dieselben, die nach Tacitus Nero ersonnen hat, um in seinen Gärten dem Volke ein Schauspiel zu bereiten. Daß der Brief sagt, die Märtyrer hätten dadurch ihren Glauben bewährt, spricht keineswegs gegen unsre Annahme, nominell seien sie wegen Brandstiftung verurteilt worden. Die Christen durchschauten begreiflicherweise die eigentlichen Motive des Richters und hielten sich natürlich an diese.

Wurde nun die römische Staatsgewalt zu Anfang des zweiten Jahrhunderts mit den Christen bekannt (Prozesse gegen sie vor 112 erwähnt Plinius tatsächlich), so fiel von da aus auch ein Licht auf das Ereignis unter Nero, und dies ermöglichte es dem Tacitus wie dem Sueton, zutreffend die Christen als die

Digitized by Google

damals Betroffenen zu nennen. Eine Ungenauigkeit ist bei Tacitus dadurch allerdings entstanden: das Volk habe sie bei ihrem Verhaßtsein wegen Schandtaten Christen genannt. Diese Angabe kann er, wenn alles Vorhergehende richtig ist, in Quellen aus Neros Zeit nicht gefunden haben. Aber man sieht es den Worten ja auch ohne dies an, daß sie unzutreffend sind. Ja, wenn es etwa hieße: Schandbuben habe sie das Volk bei ihrem Verhaßtsein wegen Schandtaten genannt! Aber zu der Benennung Christen konnte doch der Haß wegen Schandtaten nicht führen. Daß es sich um Christen handelte, ist trotzdem richtig, wenn es Tacitus auch erst seinerseits zu den Worten seiner Quelle hinzugefügt hat. Je weniger aber seine beiden Aussagen zusammenpassen, desto eher darf man annehmen, daß die zweite, das Verhaßtsein der Angeklagten wegen Schandtaten, in seiner Quelle berichtet war.

Im ganzen muß nämlich betont werden, daß Tacitus genau nach Vorgängern arbeitete, die er auch öfters nennt; und deren Werke wieder gründeten sich nach dem Nachweise Mommsens auf die Protokolle des römischen Senats. Nun weicht allerdings Sueton, dem als Geheimsekretär des Kaisers Hadrian das kaiserliche Archiv zur Verfügung stand, von Tacitus darin ab, daß er die Verurteilung der Christen mit dem Brande Roms nicht in Verbindung bringt. Allein das erklärt sich genügend aus der verschiedenen Methode beider Schriftsteller: Sueton ordnet die Ereignisse nach sachlichen Gesichtspunkten zusammen, z. B. hier Maßregeln zur allgemeinen Wohlfahrt; Tacitus verfährt chronologisch.

Es liegt also in dieser Differenz wie auch sonst durchaus kein Grund vor, die Stelle bei Tacitus für eingeschoben zu erklären. Hochart in Bordeaux hat dies 1885 getan; zur richtigen Einschätzung seiner Urteilsfähigkeit muß man aber wissen, daß er wenige Jahre nachher die beiden Hauptwerke des Tacitus en bloc für Erzeugnisse der Humanistenzeit erklärt hat. Was unser Kapitel betrifft, so zeigt es den unnachahmlich prägnanten Stil des Tacitus in einer Vollendung, die einem Fälscher zuzutrauen doch zu kühn ist. Und soll dieser, der doch ein Christ gewesen sein müßte, wirklich geschrieben haben, seine Glaubensgenossen seien wegen Schandtaten verhaßt gewesen und repräsentierten in hervorragendem Maße das Schreckliche und Schändliche, das in Rom zusammenströme? Man hat in der Nachfolge Hocharts denn auch behauptet, die Einschaltung sei der Chronik des Kirchenschriftstellers Sulpicius Severus (um 400) entnommen, der sonst den Tacitus sehr genau ausschreibt. Allein die Tacitusstelle bietet weit mehr Detail als Sulpicius; der Einschalter müßte also doch aus seiner eignen Phantasie geschöpft haben, eine Annahme, die man aus guten Gründen durch den Hinweis auf Sulpicius als Quelle gerade überflüssig machen möchte.

Das wichtigste für uns ist nun aber die Angabe des Tacitus über den Stifter des Christentums. Woher stammt sie? In Quellen aus Neros Zeit stand sie nicht, wenn wir mit unsern obigen Ausführungen recht haben. Daß Tacitus, um sie einfügen zu können, sich bei den Christen in Rom eigens erkundigt habe, dürfte den Gepflogenheiten eines so vornehmen Mannes schwerlich entsprechen. Nach der Art seiner Schriftstellerei muß durchaus damit gerechnet

Digitized by Google

werden, daß er auch die Notiz über Jesu Tod in einer seiner schriftlichen Quellen gefunden hat. Eine der wichtigsten von diesen hat Cluvius Rufus verfaßt, der ein Zeitgenosse Jesu war. Es ist also sehr leicht möglich, daß die Notiz auf einem offiziellen Berichte des Pilatus beruht.

Beweisen freilich läßt sich dies nicht. Und wenn Tacitus weder direkt noch indirekt aus einer offiziellen Quelle geschöpft hat, dann wird er sein Wissen über Jesus doch aus Angaben der Christen haben, die vor nicht zu langer Zeit gemacht waren, vielleicht in einem der Prozesse, die sich ausdrücklich gegen sie als Christen richteten. Wer nun aus anderweiten Gründen annehmen zu dürfen glaubt, Jesus habe nie gelebt, und daß er gelebt habe, sei eine Sage, die sich bei seinen Anhängern im ersten Jahrhundert unsrer Zeitrechnung gebildet habe und gegen Ende desselben von ihnen als Tatsache geglaubt worden sei, der hat hier die Möglichkeit, zu behaupten: diesem Irrtum sei naturgemäß auch Tacitus preisgegeben gewesen.

Wir dürfen nicht daran denken, die hiermit berührte Frage jetzt aufzurollen. Der Zweck unsrer ohnehin etwas mühsamen und umständlichen Untersuchung kann nur der sein, festzustellen, was außerchristliche und deshalb von vornherein einwandfreie Berichte zu ihrer Lösung beitragen. Und da müssen wir nun abschließend sagen, daß es weniger ist, als man vielleicht erwartet hat. Ein absolutes Hindernis für die Annahme, daß Jesus nicht gelebt habe, bilden sie nicht.

Anderseits muß aber hinzugefügt werden, daß weder sie noch das Schweigen andrer nichtchristlicher Schriftsteller über Jesus zugunsten dieser Annahme geltend gemacht werden dürfen. Nicht nur, daß Josephus und Tacitus über Jesu Leben vielleicht wirklich aus bester Quelle berichten; auch wenn dies nicht der Fall ist, wird dadurch die Geschichtlichkeit Jesu in keiner Weise in Frage gestellt. Das Schweigen der außerchristlichen Quellen des ersten Jahrhunderts erklärt sich dann völlig ausreichend dadurch, daß das Auftreten Jesu viel zu wenig Aufsehen erregte, um die Federn ihrer Verfasser in Bewegung zu setzen. Was ist denn eigentlich in seinem Leben Auffallendes geschehen? Sogar in Jerusalem hat er, abgesehen von der Vertreibung der Händler und Wechsler aus dem Vorhofe des Tempels, gegen die aber nicht einmal die Tempelpolizei einschritt, mit seinen Gegnern nur Redeschlachten geschlagen, und zwischen seiner Verhaftung und seinem Begräbnis liegen keine vierundzwanzig Stunden. Wie sollte da ein römischer Schriftsteller Notiz von ihm nehmen, außer wenn er, wie Cluvius Rufus, die Protokolle des Senats auszog? Solche Geschichtswerke besitzen wir aber eben nicht mehr.

Es war aber auch sehr unrichtig, die Verwunderung des Patriarchen Photius von Konstantinopel (im neunten Jahrhundert) zu teilen, daß der Jude Justus aus Tiberias am Galiläischen See, der Zeit- und Parteigenosse des Josephus, in seinem uns verlorenen Werke von Jesu Auftreten, Lebensumständen und Wundertaten gar nichts erwähnt habe. Photius selbst führt dies ja auf seinen Unglauben gegenüber Jesus zurück und gibt weiter an, er sei in der Darstellungsweise sehr kurz und übergehe die meisten von den wichtigsten Dingen. Obendrein

Digitized by Google

verspricht der Titel des Werkes weiter nichts als eine Chronik „der in den Stammtafeln verzeichneten jüdischen Könige". Fast noch unrichtiger jedoch war es, bei dem jüdischen Philosophen Philo eine Erwähnung Jesu zu erwarten, der zwanzig bis dreißig Jahre älter als dieser war und sich in seinen Schriften damit beschäftigt, zu beweisen, daß das Alte Testament, wenn tiefsinnig gedeutet, alle wertvollen Gedanken der griechischen Philosophie bereits enthalte.

Auch die ersten Jahrzehnte nach Jesu Tod brachten nichts, was die öffentliche Aufmerksamkeit auf seine Anhänger und dadurch rückwärts auf sein Leben gelenkt hätte. Das Christentum bedurfte eine lange Zeit stiller Entwicklung, bis zum Beispiel in Bithynien eintrat, was Plinius beschreibt, daß die Tempel der Götter beinahe verödeten und Opfertiere nur ganz selten einen Käufer fanden. Damals gingen der römischen Staatsgewalt die Augen auf; früher nicht.

Der Talmud endlich beschäftigt sich in seinen älteren Teilen, die übrigens erst um 200 n. Chr. zu Papier gebracht worden sind, mit der Frage, wie man sich in jeder Lage des täglichen Lebens zu verhalten habe, um das mosaische Gesetz und die von den Schriftgelehrten hinzugefügten Gebote nicht zu verletzen. Eine Erwähnung Jesu wäre hier nur dann zu erwarten, wenn er ein anerkannter Gesetzesausleger gewesen wäre. Mit einem Ketzer aber sich auch nur einzulassen galt den Rabbinen als Sünde. Die ungünstigen Aussprüche über Jesus in den späteren Teilen des Talmuds kommen für unsre Aufgabe schon der Zeit ihrer Aufzeichnung wegen nicht in Betracht. Ja, auch der oben erwähnte Celsus (um 180), der sie bereits erwähnt, lebte zu spät, als daß es für uns einen Wert hätte, uns mit ihm zu beschäftigen.

Marschall Canrobert

Von

C. v. Goßler, General der Infanterie

Germain Bapst hat den sechsten Band seines Werkes über Canrobert herausgegeben. Der Marschall hat schriftliche Erinnerungen nicht hinterlassen, sie sind nach seinen Erzählungen niedergeschrieben. Germain Bapst hat diese Erzählungen zu einer geistreichen Darstellung des Verhaltens der höheren Führer in der Schlacht bei St. Privat und des Benehmens der Truppen erweitert. Mit unendlichem Fleiß sind Berichte noch lebender Mitkämpfer gesammelt und verwendet worden, ohne daß das Gesamtbild verschoben und unklar wurde. Tatsächlich Neues konnte, nachdem der französische Generalstab die Schlacht beschrieben hat, nicht viel gebracht werden, aber die Beweggründe der höheren Führer werden gewissenhaft anschaulich gemacht. Ueber Bazaines Verhalten in der Schlacht hat Germain Bapst schon früher in der „Deutschen Revue" einen längeren Aufsatz geschrieben, worin der Verfasser mit Recht Bazaine gegen den

Digitized by Google

Vorwurf des Ungehorsams und der Hinterlist in Schutz nimmt, jedoch sein Urteil dahin abgibt, daß Bazaine infolge seiner Unfähigkeit als Feldherr nicht allein zu tadeln, sondern im höchsten Grade zu bemitleiden sei, da ihm zu seiner hohen Stellung so ziemlich alles gefehlt hätte.

In dem Vorwort zum sechsten Bande spricht sich Germain Bapst mit Lebhaftigkeit für eine energische Vorbereitung zum Kriege aus. Er wirft Napoleon III. vor, daß er sich durch den Widerstand der Kammern habe abhalten lassen, die Armee auf die erforderliche Höhe zu bringen; er habe dadurch seinen Thron verloren, und dazu hätten noch diejenigen, welche vor dem Kriege die Mittel verweigerten, ihn später „verunglimpft, beschimpft, verleumdet und lächerlich gemacht". Germain Bapst ist der Meinung, daß sich heutzutage Frankreich in einer besonders schwierigen Lage bei einer Kriegserklärung befinde, da hierzu nach der Verfassung die Uebereinstimmung der Regierung und der Kammern gehöre. — Militärisch verwahrt er sich ganz besonders gegen die Einstellung älterer Reservisten; man habe bei Rézonville und St. Privat mit diesen Mannschaften zu schlechte Erfahrungen gemacht. Neuerdings hätten bulgarische Generale ausgesprochen, daß Reserveformationen fünfzehn bis zwanzig Tage brauchten, um in allen Fällen, auch in der Nacht, verwendungsfähig zu sein. — Die höheren Offiziere waren, nach Germain Bapsts Meinung, im Jahre 1870 sämtlich an Lebensjahren zu alt; auch hätten sie die Bewegung großer Truppenmassen nicht verstanden. Aber „seit zweiundvierzig Jahren hat die französische Armee enorm gearbeitet, die höhere Kommandoführung ist in neue Bahnen gelenkt, ein hochgebildeter und pflichttreuer Generalstab ist neu erstanden und hat eine veränderte Kriegslehre angenommen". „Ich glaube," sagt der Verfasser, „unser Generalstab, unsre Offiziere und unsre Soldaten sind denen jedes andern Landes überlegen." Indessen muß der Wille in der Armee erzogen werden, „sich nicht etwa nur zu verteidigen, sondern zu siegen".

Was die Beschreibung der Schlacht bei St. Privat betrifft, so war Bazaine von der Gefahr, in welcher die Armee schwebte, genügend unterrichtet. Marschall Leboeuf hatte ihm des Morgens früh gemeldet, daß die Deutschen sich vor seiner Front verstärkten, und daß sich König Wilhelm bei seiner Armee befände. Trotzdem blieb Bazaine bis 4 Uhr nachmittags in seinem Quartier im Dorfe Plappeville, gab auch keinen Befehl — als Canrobert auf dem rechten Flügel mehrfach dringend um Hilfe bat —, daß die Reserve, die Garde, dorthin abrücken solle. Germain Bapst sagt: „Bei einer solchen Gleichgültigkeit und einer solchen Unfähigkeit des Feldherrn war es gar nicht anders möglich, als daß wir besiegt wurden. Der Feldherr war als solcher nicht vorhanden, er war nur ein Kadaver und die französische Armee ein Körper ohne Kopf." Die öffentliche Meinung hatte sich über Bazaines Begabung vollständig getäuscht, „er gleicht einem faulen Schüler, dessen ganzes Streben dahin geht, so wenig als möglich zu tun". — Seit dem 17. früh war der Marschall entschlossen, am 19. die Armee hinter die Forts zu führen. Es erscheint unerklärlich, warum er trotzdem noch am 18. die blutige Schlacht schlug. Seine Ansicht äußerte er abends einem Adjutanten

Digitized by Google

Leboeufs gegenüber, als dieser um den Rückzugsbefehl bat: „Was geschehen ist, stimmt mit meinem Plane überein. Ich habe die Armee eine Zwischenstellung zwischen dem Schlachtfelde vom 18. und Metz nehmen lassen. Nach Metz wollte ich mich immer zurückziehen. Ich habe den Feind gezwungen, die Mosel zu überschreiten und uns anzugreifen; er hat große Verluste erlitten und wird uns für einige Zeit in Ruhe lassen."

Vor dem Kriegsgericht führte Bazaine später aus, daß er geglaubt habe, die Deutschen würden ihn nicht mehr beachten, sondern weitermarschieren. Das Gefühl, welches die französische Armee beseelte, sprach abends gegenüber Bazaine ein Generalstabsoffizier Canroberts aus:

„Wenn Sie, Herr Marschall, unter allen Umständen nach Metz zurückgehen wollten, so war es nicht nötig, eine Menge tapferer Soldaten töten zu lassen und einem Teil Ihrer Armee eine Niederlage zu bereiten." Bazaine antwortete gegen seine Gewohnheit in lautem Befehlstone nur:

„Sie nehmen sich viel heraus ... Gehen Sie zum Geschäftszimmer des Generalstabes, Sie werden dort die Befehle erhalten."

Canrobert hat sich am 18. August als Führer eines Armeekorps bewährt. Seine persönliche Tapferkeit verführte ihn, sich mehr als nötig der Gefahr auszusetzen, er wollte dadurch die Unfähigkeit einzelner Divisionskommandeure ersetzen. „Er nahm auf seine Person zu wenig Rücksicht, man kann ihm den Vorwurf machen, daß er mehr die Rolle eines Truppenoffiziers als eines kommandierenden Generals übernahm." Indessen am 18. behielt er das Kommando des VI. Korps fest in der Hand. Als nach 4 Uhr nachmittags eine schlecht ausgeführte Attacke seiner Kavalleriedivision gescheitert war, und der Marschall damit die Hoffnung verloren hatte, die preußische Garde durch eine Offensive zurückzuwerfen, blieb er in St. Privat in der Erwartung, daß die versprochene Unterstützung des französischen Gardekorps endlich käme. Als diese nicht kam, und Canrobert nach $6^1/_2$ Uhr nachmittags erfuhr, daß Roncourt von den Sachsen besetzt sei, entschloß er sich, unter Festhaltung von St. Privat bis zum Aeußersten, zum Rückzug; „er hatte außerdem den Brief des Marschalls Bazaine in der Tasche, datiert von $10^1/_2$ Uhr vormittags, wonach er sich auf Metz zurückziehen sollte, sobald der Feind einen ernsten Angriff machte." Um $7^1/_2$ Uhr abends gab Canrobert den Befehl zur Räumung von St. Privat, einen Befehl, der aber nur teilweise ausgeführt werden konnte, da die Verteidiger schon zu nahe den Feind vor sich hatten.

Im Gegensatz zu Canrobert ließ die Führung der Korps durch andre Generale mehrfach zu wünschen übrig. General Ladmirault vom IV. Korps wußte 11 Uhr morgens nicht, daß das französische VI. Korps nicht mehr vor ihm stand, und wurde durch das preußische IX. Korps überfallen; nur infolge der vorzüglichen Stellung gelang es seiner Infanterie, unter Stehenlassen der Zelte und Liegenlassen des Gepäcks, eine Verteidigungslinie zu bilden. Um 7 Uhr abends verließ Ladmirault mit seiner Umgebung das Schlachtfeld, nachdem er von Canrobert eine Mitteilung der Räumung von St. Privat erhalten

Digitized by Google

und den Beginn des eiligen Rückzuges eines Teiles des VI. Korps mitangesehen hatte; er gab die Sache vor der Zeit vollständig auf, obgleich eine seiner Brigaden die ganze Nacht unbehelligt auf dem Schlachtfelde zurückblieb. — Auch Bourbaki vom Gardekorps versagte gänzlich. Zwar hatte ihm Bazaine gleich zu Anfang der Schlacht die Voltigeurdivision ohne Grund fortgenommen, auch erhielt er für die übrigen Teile seines Korps als Armeereserve keine Befehle, aber er hätte doch selbst vorreiten und aus eigner Initiative das VI. Korps unterstützen müssen. Erst lange nach 3 Uhr nachmittags entschließt sich Bourbaki, die Grenadierdivision zum IV. Korps hin in Bewegung zu setzen, wo sie gar nicht nötig war. Wenige Kilometer von der Schlachtlinie entfernt, glaubte er in der Richtung nach Diedenhofen zu starken Staub und Gestalten zu entdecken; schon seit einigen Tagen ging das Gerücht, der General Vogel v. Falkenstein marschiere mit 80000 Mann auf diese Festung; Bourbaki ließ sich bis zum Abend von diesem Gedanken nicht abbringen und blieb halten. Als er endlich nach dem VI. Korps hin aufbrach, kam ihm dieses zum Teil fluchtartig entgegen; höchst aufgebracht ließ er wiederum haltmachen; man hätte ihm ein siegreiches Eingreifen versprochen, und jetzt sähe er sich in eine Niederlage verwickelt. Das Gardekorps fiel am 18. völlig aus. — Der einzige höhere Führer, welcher die Sachlage einigermaßen übersah, war der Kommandeur der Voltigeurdivision der Garde, General Deligny. Er hatte schon am Abend des 16. seiner Entrüstung über die Art der Armeeführung Ausdruck gegeben; seine Division war in kleine Teile zerrissen worden und er selbst ohne Verwendung geblieben. „Man hat mir mein Kommando entziehen wollen, ich bin entehrt und verhindert worden, den entscheidenden Schlag auf die Preußen auszuführen." Er war wirklich ein Führer, „er hatte selbständige Gedanken, drückte sie klar aus, führte sie bis ans Ende durch und verschaffte seinem Willen Geltung. Er war in dieser Armee vielleicht der einzige, welcher sie kommandieren und aus ihrer Lage retten konnte; er wollte über die Mosel zurückgehen, dort die Brücken zerstören, die auf dem rechten Ufer zurückgebliebene Nachhut der Deutschen schlagen und sie von dem Gros der Armee abschneiden". — In der Umgebung des Marschalls Bazaine war der General der Artillerie Soleille körperlich und geistig unfähig. Schon im Jahre 1859 fiel ihm das Reiten schwer, 1870 war er „ein kraftloser Greis, hager, gebückt, mit Augengläsern wenig sehend; er benutzte statt des Reitpferdes stets einen Wagen". Seine Arbeitskraft erschöpfte sich in endlosen Schreibereien; vom 16. nachmittags bis 18. früh lag er, weil er vom Pferde gefallen war, im Bette; ohne sich selbst von der Zahl der Munition überzeugt zu haben, meldete er Bazaine, daß dieselbe fast verschossen sei; er übte hierdurch einen unheilvollen Einfluß aus.

Abgesehen von seinen eignen minderwertigen Eigenschaften, war Bazaine durch die Kavallerie höchst ungenügend mit Nachrichten versorgt. Dieselbe war zur Aufklärung nicht ausgebildet. Als Canrobert am 17. vormittags einzelne Reiter seiner Stabseskadron zur Erkundung aussenden wollte, kehrten die Pferde, sobald sie die Eskadron aus dem Gesicht verloren hatten, zu dieser trotz aller

Digitized by Google

Einwirkung der Reiter zurück. Am 18. früh schickte Marschall Leboeuf seine Kavallerie zur Aufklärung vor, sie erreichte nach Zurücklegung von vier Kilometern nur das Gehölz von Tronville und meldete nichts. Ebenso kehrten die afrikanischen Jäger von einer Erkundung vor der Front des VI. Korps um $9^1/_2$ Uhr morgens zurück, ohne vom Feinde das geringste entdeckt zu haben. Nur die zweiten Jäger zu Pferde meldeten, später abgesandt, starke feindliche Kavallerie bei Auboué und St. Marie. Somit war es erklärlich, daß sich die französischen kommandierenden Generale mehr auf die Meldungen von Einwohnern verließen. Canrobert sandte am 17. abends sechs solcher Leute ab; sie kamen am folgenden Tage in der Frühe zurück und hatten außer einigen feindlichen Reitern nichts bemerkt. Daher wurden das IV. und das VI. französische Korps erst durch feindliches Geschützfeuer auf die Nähe des Feindes aufmerksam gemacht.

Die französische Artillerie war, wie bekannt, der deutschen erheblich unterlegen. Infolge dieser Wahrnehmung glaubte sich ein Teil der französischen Artillerie berechtigt, sich vorzeitig zurückzuziehen. Beim VI. Korps ging am 18. August 2 Uhr nachmittags der größte Teil der Artillerie unter Führung des Oberstleutnants Montluisant in eine Aufnahmestellung zurück und ließ die 4. Infanteriedivision allein, so daß diese, durch die feindliche Artillerie erschüttert, den Angriff der preußischen 4. Garde-Infanteriebrigade nicht aushielt.

Der moralische Zustand der französischen Infanterie war am 18. gut, sie hatte mit Unwillen das Schlachtfeld am 16. geräumt, aber es fehlte ihr der Wille zum Angreifen, die Unterführer besaßen keine Initiative und fragten vor jeder Entschließung an, ob sie ihren Entschluß ausführen dürften.

Germain Bapst spricht sich in wärmster Weise für die Zukunft für den Angriff aus: „Den Feind aufsuchen, über ihn herfallen, ihn soviel wie möglich schädigen, ihm bis zu seiner Ergebung die schrecklichsten Schläge versetzen; niemals vor der Ueberzahl zurückschrecken noch vor Verlusten; dreimal zurückgeworfen, doch wieder angreifen, überzeugt, daß die Beständigkeit den Sieg verbürgt; immer zur Unterstützung des gefährdeten Kameraden herbeieilen und gemeinsam mit ihm den Feind vernichten. Das sind die sicheren Wege zum Siege, diese Wahrheiten müssen unaufhörlich in den Regimentern, in unsern Schulen, müssen den Generalen, den Offizieren, den Soldaten, den Lehrern der Jugend wiederholt werden."

In der Darstellung der Begebenheiten des 18. August sucht Germain Bapst entschieden die Wahrheit, er schenkt dem Selbstgefühl der Franzosen nichts. Der mehrfach fluchtartige Rückzug wird nicht verschleiert. Der Verfassert führt dreimal solche Vorgänge an. Zuerst entwickelte sich beim VI. Korps gegen 6 Uhr nachmittags eine Panik. „Allmählich mischten sich Flüchtlinge, fast nur Reservisten, unter die Verwundeten, und ihre Zahl vermehrte sich von Stunde zu Stunde. Leere Patronenwagen, Fahrzeuge von Landleuten nahmen die Straße ein, das Gedränge wurde immer größer, und gegen 6 Uhr zog ein Strom von Flüchtlingen dahin. Einige Fußsoldaten marschierten gedankenlos, mit gesenktem Kopf, still-

Digitized by Google

schweigend, mit ihren Waffen dahin; andre hatten ihre Gewehre fortgeworfen, desgleichen Tornister und Patronentaschen, um besser laufen zu können; eine kleine Anzahl, die ganz fassungslos war, schrie, daß sie keine Patronen mehr hätten, seit achtundvierzig Stunden nichts gegessen und ihre Vorgesetzten sie verraten hätten." Afrikanische Jäger wurden von einem Lazarettgehilfen und einem Verwaltungssoldaten für Preußen gehalten, als solche laut bezeichnet und vermehrten die Verwirrung. — Eine zweite Panik entstand gegen 7 Uhr abends im Rücken des IV. Korps. In Reserve gehaltene Batterien und Trains gingen im Galopp zurück. „In dieser nicht zu beschreibenden Unordnung hörte man die Rufe: ‚Alles ist verloren! Die Preußen sind da!'" — Eine dritte Panik verursachten hinter dem II. Korps Zuschauer aus Metz, über welche einige Geschosse hinflogen; „sie retteten sich unter lautem Geschrei, daß die Preußen kämen. In einem Augenblick befanden sie sich auf der großen Chaussee, auf welcher sie wie Narren dahinrannten". Die große Bagage und die Feldlazarette der Kavalleriedivisionen wurden mit hineingerissen und bis an die Tore von Metz geführt.

Mit großer Unparteilichkeit schildert Germain Bapst den Angriff der preußischen Garde. „Das Vorgehen der Garde-Infanteriebrigade südlich St. Privat hatte vollen Erfolg. So schlecht vorbereitet der Angriff war, so bewirkte er doch das Zurückweichen zweier französischer Divisionen. Dieser Erfolg, wiederholen wir es, war dem Offensivgeist und der innigen Verbindung zwischen Infanterie und Artillerie zu danken. Die Kühnheit der Deutschen ließ sie zehnmal stärker erscheinen, als sie es in Wirklichkeit waren. Das Erscheinen ihrer Artillerie in der Schützenlinie rief die Meinung hervor, daß dort siebzig Geschütze ständen; tatsächlich waren es zuerst sechs und später achtzehn." Diesen Sieg hatte die 4. Garde-Infanteriebrigade mit Unterstützung eines Teiles des Garde-Feldartillerieregiments errungen.

„Hinter ihr und unter ihrem Schutze hatte sich die 1. Infanteriebrigade der preußischen Garde in Bewegung gesetzt und ging etwas mehr von Norden her gegen St. Privat vor ... Unter der Wirkung der Chassepots lichtet sich die Schützenlinie, hält und fängt an zu schwanken; sie wird durch Unterstützungen verstärkt, welche die Schützenlinie vorwärts reißen. Die ganze Ebene ist mit Soldaten der Garde bedeckt, man glaubt Ameisen kriechen zu sehen. Das höllische Feuer hält das Vorgehen der Anstürmenden plötzlich auf, als wenn sie ein elektrischer Schlag getroffen hätte. An einzelnen Stellen löst sich die Schützenlinie auf, einzelne Abteilungen gehen zurück, dann wieder vor, vereinigen sich, lösen sich wieder auf, halten und weichen von neuem. Man sieht, wie der Feind schwankt, seine Verluste sind enorm. Nur eine Elitetruppe konnte das aushalten, ohne zu fliehen ... Bis auf drei- und vierhundert Meter kommen die Deutschen heran, dann bleiben sie liegen. Mehrmals versuchen sie noch, vorwärts zu kommen, aber es ist unmöglich." Dies war der Moment, als Canrobert die Garde trotz der fürchterlichen Verluste vor St. Privat liegenbleiben und den Angriff seiner Kavallerie scheitern sah — daß er den Entschluß faßte, wenn er

Digitized by Google

nicht bald Unterstützung bekäme, seine Stellung zu räumen; den Entschluß begann er auszuführen, sobald die Sachsen Roncourt besetzt hatten.

Der sechste Band der Erinnerungen Canroberts schließt sich würdig den andern an, er gestattet einen tiefen Blick in den Zustand der damaligen französischen Armee, klärt manche Unklarheit auf und macht mit Recht den Anspruch auf volle Wahrhaftigkeit.

Aus dem Leben des Oberpräsidenten Carl v. Horn

1863 bis 1869

(Fortsetzung)

Dankbar erkannte Horn an, daß die preußische Staatsregierung, besonders seit der Gründung eines eignen Unterrichtsministeriums im Jahre 1817, Außerordentliches auf dem Gebiet des Schulwesens in der Provinz Posen geleistet und sich auch hierdurch große Verdienste um diesen Landesteil erworben hat. Wenn Posen, verglichen mit andern Provinzen, auf dem Gebiet des Schulwesens noch zurücksteht, so fehlte es doch auch zu seiner Zeit nicht an eifriger Arbeit. Insbesondere mühte der Dirigent der Schulabteilung der Regierung in Posen, Oberregierungsrat v. Bünting, den er in diesem Amt vorfand und verlassen hat, mit tüchtigen Schulräten und andern Regierungsmitgliedern sich ab, bessere Zustände herbeizuführen. Bünting war ein wohlmeinender, ernster und religiöser Mann, in der Provinz geboren, also nicht unkundig der Verhältnisse, und auf Empfehlung des Oberpräsidenten v. Puttkamer in die Stelle des Abteilungsdirigenten gebracht.

Wie für die Verbesserung des Unterrichts, so haben beide Regierungen auch für die äußere Entwicklung des Schulwesens, den Bau neuer Schulhäuser und die höhere Ausstattung der Lehrerstellen, redlich gearbeitet, aber mit oft vergeblicher Mühe, weil die Fonds knapp und kärglich zugemessen waren und den armen Schulgemeinden nicht zuviel zugemutet werden durfte. Die Beträge, die in den sechziger Jahren aus Staatsfonds für das Elementarschulwesen flüssig gemacht werden konnten, sind geradezu verschwindend gering im Vergleich zu den jetzt hierfür bereitgestellten reichen Mitteln, und wenn selbst diese dem Bedürfnisse bei weitem nicht genügen, so bedarf es keiner weiteren Erläuterung, wie sehr die Entwicklung des Volksschulwesens in der Provinz vor fünfzig Jahren unter dem Mangel ausreichender finanzieller Unterstützung leiden mußte. Vor allem waren damals die Bemühungen wegen Beseitigung der außerordentlichen Ueberfüllung zahlreicher Klassen von vornherein aussichtslos. Solange diese Ueberfüllung aber anhält, können die Lehrer sich nicht in so eingehender Weise mit jedem einzelnen Schüler beschäftigen, wie es nötig ist, wenn die polnischen Kinder nicht nur eine gewisse äußere Fertigkeit in der deutschen Sprache erlangen, son-

Digitized by Google

dern auch in deren Geist eindringen und damit lernen sollen, deutsch zu denken und zu fühlen.

Die Hauptschuld an den schlechten Leistungen der Volksschule trug aber die mangelhafte Schulaufsicht. Das wurde Horn bald klar, als er sich mit Schulsachen in der Provinz beschäftigte. Er schreibt darüber:

„Die Regierungs- und Schulräte der Regierungen sollen neben ihrer Tätigkeit im Kollegium und der schriftlichen Bearbeitung der internen Schulsachen die einzelnen Schulen ihres Bezirks fleißig besuchen und einer gründlichen Revision unterziehen. Diese Art der Aufsichtsführung ist natürlich die beste, aber de facto kommt sie nur in äußerst geringem Maße in Anwendung. Denn da jedem Regierungs- und Schulrate eine große Zahl von Schulen, einige oder mehrere Hundert unterstellt sind, so ereignet es sich, daß ein Schulrat auch nach langjähriger Amtsführung manche Schule gar nicht, andre einmal und nicht wieder gesehen hat.

Das Schwergewicht liegt also, was die Aufsicht betrifft, auf den Lokal- und Kreisschulinspektoren, das sind die Pfarrer und für den Kreis die Erzpriester bezw. Superintendenten.

Mit dieser Schulaufsicht war es nun in der Provinz Posen äußerst mangelhaft bestellt. Den evangelischen Geistlichen fehlte in der Regel weder die Neigung noch das Geschick, wohl aber die Zeit, neben dem über viele Meilen und Tausende von Parochianen ausgedehnten Pfarrdienst ihre Pflicht als Schulaufseher genügend zu erfüllen; der Konsistorialrat und Superintendent Taube zu Bromberg legte einmal in einem an das Konsistorium gerichteten Berichte in Zahlen dar, daß, wenn er alles das leisten sollte, was die Regierung in Bromberg von ihm als Schulinspektor fordere, er mindestens ein Drittel seiner Zeit dem Schuldienst opfern müsse. Ganz anders verhält es sich mit den katholischen Geistlichen. Mit einzelnen rühmlichen Ausnahmen stehen sie der Schule gleichgültig oder widerwillig gegenüber. Ich habe auf meinen Reisen festgestellt, daß einzelne katholische Geistliche die in ihrem Orte, vielleicht wenige Schritte von ihrer Wohnung, befindliche Schule niemals oder in Jahren einmal betreten, die Erzpriester mehrere der zu ihrem Kreise gehörigen Schulen nie besucht hatten. Noch viel schlimmer aber ist es, daß katholische Geistliche nicht nur indolent und gleichgültig der Schule gegenüber sich verhalten, sondern direkt den Tendenzen der Regierung entgegentreten, indem sie das Deutsche nicht aufkommen lassen, womöglich zu unterdrücken suchen, ergangene Weisungen ignorieren oder geradezu übertreten. So machte ich beim Besuch von Schulen die Wahrnehmung, daß eine allgemeine Verfügung wegen des Gebrauches der deutschen Sprache in Schulen mit polnischer oder gemischter Bevölkerung auf das Mangelhafteste zur Anwendung gebracht, in einzelnen Schulen den Lehrern gar nicht mitgeteilt worden war! Also geradezu unerhörte, unerträgliche Zustände! In einer polnischen Schule ließ ich in der obersten Stufe das deutsche Lesebuch vornehmen und den Satz lesen: „Das Meer ist tief". Sämtliche Kinder der ersten Bank lasen: „Das Meer ist sief". Man kann sich denken, wie es in solcher

Digitized by Google

Schule mit dem Geschichtsunterricht aussah, und was alles in der Religionsstunde gelehrt worden sein mag.

Ein paar katholische Geistliche wurden auf meinen Antrag, weil sie sich geradezu illoyal benommen hatten, ihrer Funktion als Schulaufseher enthoben. Es machte aber große Mühe, das bei dem Minister Mühler durchzusetzen.

Dem schädlichen Einflusse der katholischen Geistlichkeit, gelegentlich auch der Konnivenz katholischer Schulräte und der Unachtsamkeit oder Schwäche der Regierungen ist es zu danken, daß das Deutsche in den polnischen Schulen so wenig Fortschritte gemacht, ja daß deutsche Schulen allmählich zu polnischen umgewandelt und daß mit Hilfe dieses Mittels ursprünglich deutsche Ortschaften allmählich polonisiert worden sind.

Ich konnte es mir nicht verhehlen, daß, wenn es mit dem Schulwesen besser werden solle, die Schulaufsicht geändert werden müsse und zwar in der Weise, daß mit derselben besondere Beamte beauftragt werden müßten. Ich machte es mir zur Aufgabe, dieses Ziel zu erreichen, und trug meine Ansichten und Anträge dem Ministerium in wiederholten Vorstellungen mündlich und schriftlich vor. Ich verfolgte die Sache dann weiter von Königsberg aus und darf wohl annehmen, daß ich der erste Oberpräsident gewesen bin, der die Sache in Angriff genommen, beharrlich verfolgt und zu dem Gesetze vom Jahre 1872 das meiste beigetragen hat."

Der Erfolg hängt seines Erachtens von einer glücklichen Wahl der zu Schulaufsehern zu ernennenden Persönlichkeiten ab, und hier böten sich allerdings Schwierigkeiten dar; sie könnten und müßten aber überwunden werden, da es die unabweisliche Pflicht der Staatsregierung sei, in der Provinz Posen nicht nur für eine weitere Verbesserung des Unterrichts zu sorgen, sondern vor allem die Schulen gegen polonisierende Bestrebungen zu sichern. Diese fänden in der Jugend den wichtigsten Angriffspunkt, den geringsten Widerstand und zugleich die beste Stütze. Die Schule dürfe nicht mehr den polnischen Kindern Feindseligkeit gegen die Deutschen einflößen und auf Polonisierung deutscher Kinder hinwirken.

Seine amtlichen Beziehungen zu den Gymnasien und Realschulen der Provinz gewährten ihm große Befriedigung. Er besuchte sie alle nacheinander persönlich, wohnte häufig den Unterrichtsstunden bei und stand mit den Direktoren der Anstalten in einem auf gegenseitigem Vertrauen beruhenden angenehmen Verkehr. Die Anstalten gaben seines Erachtens denen in andern Provinzen nichts nach; einige erfreuten sich eines ausgezeichneten Rufes, so das in Bromberg unter dem würdigen originellen Dr. Deinhardt, der deutsche Literatur und Geschichte lehrte, und das Friedrich-Wilhelms-Gymnasium in Posen.

Von großer Bedeutung für die Klärung vieler Fragen auf dem Gebiete des höheren Unterrichtswesens schienen ihm die alle drei Jahre stattfindenden Zusammenkünfte der Direktoren zu sein. Deshalb wohnte er auch der Direktorenkonferenz bei, die in den Tagen vom 12. bis 14. Juni 1867 in Posen stattfand. Es war die erste Versammlung dieser Art, die in der Provinz abgehalten

Digitized by Google

wurde. Er eröffnete sie nicht nur mit einer längeren Ansprache, sondern beteiligte sich auch rege an den Debatten.

Wenn er auf dem Gebiet des Volksschulwesens keinen zwingenden Anlaß hatte, hinsichtlich der Einrichtung der Schulen als konfessionelle oder paritätische einzugreifen, sich vielmehr darauf beschränken konnte, in einzelnen Fällen seine Ansicht geltend zu machen, so bot sich ihm als Vorsitzenden des Provinzialschulkollegiums hierzu reiche Gelegenheit in bezug auf die Gymnasien. Er hat zwar an dem katholischen Charakter des Mariengymnasiums in Posen und des Gymnasiums in Ostrowo nicht gerüttelt, bei einigen evangelischen Anstalten, deren konfessioneller Charakter nicht zweifellos feststand, nur dahin gewirkt, daß gelegentlich auch ein katholischer Lehrer bei ihnen angestellt wurde, seine Mitwirkung zur Gründung eines katholischen Gymnasiums in Wongrowitz aber versagt und bei mehreren zu seiner Zeit neugegründeten oder zu wirklichen Gymnasien umgebildeten Anstalten — Gnesen, Inowrazlaw, Rogasen, Schneidemühl und Schrimm — und zwar auf den eignen Antrag der Magistrate dahin gewirkt, daß sie als Simultananstalten eingerichtet wurden. Er blickte darauf mit um so größerer Genugtuung, als katholische Unterrichtsanstalten in der Provinz Posen nach den dortigen Verhältnissen einen überwiegend polnischen Charakter an sich trugen und den Polonismus stärkten, was die Magistrate sehr wohl einsahen und verhindern wollten.

Seine Auffassung wurde zwar nicht von dem Minister Mühler, aber von andren hohen Persönlichkeiten in Berlin geteilt, z. B. von Bismarck, dem Minister des Innern Grafen Eulenburg und dem Direktor im Kultusministerium Lehnert. Nach Besprechungen mit Mühler und Bismarck schrieb der Landtagsmarschall Freiherr Hiller v. Gärtringen am 17. März 1866 an Horn: „Herr von Mühler wollte von Simultanschulen und Gymnasien nichts wissen, wohingegen Graf Bismarck die Wichtigkeit derselben gerade für unsre Provinz richtig würdigt"; und Lehnert bemerkte in einem Briefe an Horn vom 1. Januar 1868: „Die Eigentümlichkeit Ihrer Provinz, mein hochverehrter Freund, rechtfertigt vollkommen die Einrichtung von Simultangymnasien."

„Die Ueberzeugung, daß katholische Gymnasien in der Provinz nicht mehr gegründet werden dürfen, teilen hier" — so schrieb Horn einmal in Posen — „alle unbefangenen, preußisch gesinnten Männer, gleichviel welches sonst ihre politischen Ansichten sind. Niemand wird hier in dem Beschlusse, daß in dieser Provinz fernerhin nur Simultangymnasien gegründet werden sollen, einen Akt sehen, der nur im Entferntesten als eine Feindseligkeit gegen den Katholizismus gedeutet werden könnte. Was mich selbst betrifft, so brauche ich kaum zu versichern, daß ich religiöser Gleichgültigkeit ebenso fern stehe als religiöser Unduldsamkeit. Ich bin davon durchdrungen, daß der Katholizismus in seiner Reinheit wahre und tiefe Religiosität zu erzeugen geeignet, also Schutz und Pflege des Staates zu fordern berechtigt ist. Allein hier haben die Dinge eine andre Gestalt. Man vergesse nicht, daß der polnisch-katholische Klerus dieser Provinz, der hohe und der niedere, natürlich mit gewissen Ausnahmen, nicht

Digitized by Google

sowohl wahre Frömmigkeit zu befördern sucht, als vielmehr, befangen in krassem politischem Fanatismus, darauf ausgeht, die Religion als Vorwand und Deckmantel für politische Agitation zu mißbrauchen, Unwissenheit und Aberglauben zu erhalten, die Leidenschaften zu erregen. Wenn es aber so hier steht, wäre es ebenso verfehlt, als den Zielen einer verständigen Politik entgegen, Unterrichtsanstalten zu gründen und zu unterhalten, in denen ganz sicher das Gegenteil von dem gelehrt und gepflegt werden würde, was man erstreben will, nämlich eine endliche Verschmelzung dieser Provinz mit der Gesamtmonarchie."

Große Erregung verursachte seinerzeit die Schließung der von einem gewissen Kozmian unterhaltenen Erziehungsanstalt für polnische Knaben. „Kozmian war 1831 Soldat im polnischen Insurrektionsheere gewesen und hatte später eine Tochter des Generals Chlapowski geheiratet. Die Ehe war unglücklich; die junge Frau ertränkte sich; der Mann wurde Jesuit und gründete in einem Hause ganz in der Nähe des Regierungsgebäudes die gedachte Anstalt. Sie fand bei dem polnischen Adel vielen Beifall und war sehr besucht. Im Jahre 1865 wurden Klagen bei mir eingebracht, daß sie in einem ganz jesuitischen und polnischen, dem Deutschtum feindlichen Sinne geleitet werde. Ich wandte der Sache meine Aufmerksamkeit zu und stellte fest, daß die Regierung von dem Bestehen der Anstalt kaum Kenntnis, um dieselbe sich gar nicht bekümmert und zu ihrer Errichtung keine Genehmigung erteilt hatte. Dies war der Kabinettsorder von 1834 und dem dieselbe ergänzenden Staatsministerialbeschlusse von 1839 entgegen. Durch diese Bestimmungen ist die durch die Gesetzgebung von 1811 geschaffene sog. Unterrichtsfreiheit wieder beseitigt und der durch das allgemeine Landrecht geschaffene Zustand, wonach Unterrichts- und Erziehungsanstalten der Genehmigung des Staates bedürfen, wiederhergestellt worden. Ich veranlaßte also eine Erörterung der Frage, ob der Kozmianschen Anstalt nachträglich die Genehmigung zu erteilen sei. Es gelang mir, einen verneinenden Beschluß der Regierung herbeizuführen, und die Anstalt mußte daher aufgelöst werden, was jedoch in möglichst schonender Form und in gewisser geräumiger Frist geschah. Die Sache machte natürlich viel Aufsehen und zog mir viel Widersacher zu. Selbst aus dem Kabinett der Königin bekam ich ein, für das Fortbestehen der Anstalt sich verwendendes Schreiben; die Familie Radziwill und verschiedene Edelleute bestürmten mich, von meinem Vorhaben abzulassen. Ich blieb aber fest, weil ich von der Schädlichkeit des Instituts überzeugt war und die beteiligten Familien keine Schwierigkeit hatten, die Pensionäre bei Professoren usw. anderweitig unterzubringen, denn den Unterricht empfingen sie im Mariengymnasium. Hätte Graf Ledochowski schon im Jahre 1865 auf dem erzbischöflichen Stuhle gesessen, so wäre mir die Sache bei seinem großen Einflusse schwerlich gelungen. Daß mein Verfahren in dieser Angelegenheit mich bei ihm nicht empfohlen hat und für ihn auch ein Anlaß gewesen ist, mich wegzuwünschen, glaube ich allerdings. Meine äußere Stellung zu dem polnischen Adel und Klerus wurde dadurch nicht geändert. Ich empfing nach wie vor

Digitized by Google

und unausgesetzt in verschiedenen Anlässen zahlreiche Besuche von Edelleuten und katholischen Geistlichen."

Auch mit der jetzt viel erörterten Frage der Gründung einer Universität in der Stadt Posen hat Horn sich bereits beschäftigt. Der Gedanke hatte für ihn viel Anziehendes. Eine Hochschule in der Hauptstadt der Provinz würde seines Erachtens auf die wissenschaftlichen Neigungen und Bestrebungen in der Stadt und der Provinz einen günstigen Einfluß ausüben. Er glaubte aber nicht, daß man der Staatsregierung das kostspielige Unternehmen anraten dürfe. Für die Monarchie im ganzen bestehe ein Bedürfnis nach einer weiteren Universität nicht, und auch für die Provinz sei ein solches nicht anzuerkennen. Die jungen Leute aus der Provinz, die sich einem wissenschaftlichen Studium widmeten, gingen nach Breslau, Berlin und Greifswald, zum kleinen Teil auch nach Königsberg und Halle. Klagen hierüber höre man nicht. Anderseits seien Universitäten nach deutschem Muster mit den zahlreichen Anstalten für die medizinische Fakultät und einzelne Zweige der philosophischen sehr teure Einrichtungen.

Wenn man aber auch über diese Bedenken hinweggehe, so frage es sich doch, ob in nationalpolitischer Hinsicht die Erwartungen, die sich an die Gründung einer Universität in Posen knüpften, in Erfüllung gehen würden. Sie würde eine große Zugkraft ausüben, wenn sie einen polnischen Charakter erhielte. Damit wäre aber auch ihr Zweck verfehlt. Wäre und bliebe sie überwiegend deutsch, so würde ihr Besuch wahrscheinlich gering und auch ihr Einfluß in nationalpolitischer Hinsicht nicht hoch zu veranschlagen sein.

Freudig nahm er sich der Sache der evangelischen Kirche in der Provinz an. „Kurze Zeit nach meiner Ernennung zum Oberpräsidenten von Posen wurde ich auf Antrag des evangelischen Oberkirchenrats und des Kultusministers im Jahre 1863 auch zum Präsidenten des dortigen Konsistoriums ernannt. Es gewährte mir das eine große Genugtuung, da ich den evangelischen Kirchenangelegenheiten immer eine lebhafte Teilnahme zugewendet hatte. Seit dem Jahre 1845 sind die Oberpräsidenten nicht mehr eo ipso Vorsitzende der evangelischen Konsistorien; aber in den Provinzen Posen und Preußen war es zur Bestellung besonderer Konsistorialpräsidenten noch nicht gekommen. Ich übernahm also und behielt bis zu meinem Abgange von Posen die Leitung des dortigen Konsistoriums.

Seine Geschäfte sind lange nicht so umfangreich, als die mehrerer andrer Konsistorien in größeren Provinzen, aber deshalb so interessant, wichtig und schwierig, weil die Evangelischen in der Provinz Posen in der Diaspora leben. Bekanntlich hatte die Reformation im Königreich Polen die größte Verbreitung gefunden; mit dem Eintritt der Jesuiten aber in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts war der Protestantismus in Polen fast überall unterdrückt worden. Nur einige wenige polnische Edelleute waren dem evangelischen Glaubensbekenntnisse treu geblieben, z. B. die Potworowskis und die Kurnatowskis und einige polnische Landgemeinden.

Digitized by Google

Das Kontingent der evangelischen Kirche bildeten also wesentlich Deutsche, in früherer oder späterer Zeit eingewandert. Die evangelischen Gemeinden hatten in polnischer Zeit unter mehr oder weniger großem Druck gelebt. Meistens arm, hatten sie nicht die Mittel, sich Gotteshäuser in entsprechender Zahl zu erbauen. Elende Schulstuben oder noch jämmerlichere Gebäude mußten zu gottesdienstlichen Versammlungen benutzt werden, und zu diesen hatten manche Gemeinden oft meilenweite Wege. Erst unter preußischer Herrschaft, insbesondere seit der Wiedererwerbung des Landes im Jahre 1815, wurde der Zustand der evangelischen Kirche in Posen ein besserer. Aber es ging doch sehr langsam damit. Ein großes Verdienst um die Bildung neuer evangelischer Parochien und die Erbauung von evangelischen Kirchen in Posen hat sich der Gustav-Adolf-Verein erworben, dessen Wirksamkeit überhaupt nicht hoch genug veranschlagt werden kann. Von seiten des Staates wurde pekuniär nur wenig geleistet. Wo der Staat nicht Patron einer Kirche war, konnte eine Geldbeihilfe nur im Wege der Gnade aus dem Allerhöchsten Dispositionsfonds bei der Generalstaatskasse vom Könige erbeten werden. Dieser Fonds, der unter der Verwaltung des Finanzministeriums stand, diente zu Gnadenbewilligungen aller Art, u. a. zur Unterstützung von Kunst und Wissenschaft, sowie zu Kirchen- und Schulbauten in armen Gemeinden. Eine sehr wohltätige und dankenswerte Einrichtung traf Friedrich Wilhelm IV., indem er alljährlich 12000 Taler aus dem Dispositionsfonds zur Unterstützung armer evangelischer Pfarrgemeinden bestimmte, wovon denn auch einiges nach der Provinz Posen kam. Im wesentlichen fiel die Last bei Gründung neuer Parochien, bei Erbauung von Kirchen und Pfarrhäusern, soweit nicht der evangelische Oberkirchenrat aus seinen Kollektenfonds eine Beisteuer gewährte, auf die Schultern der Gemeindemitglieder und war meistens sehr drückend. Dabei zeigte sich oft, namentlich in ganz armen Gemeinden, eine rührende Opferwilligkeit, hier und da auch eine anerkennenswerte Freigebigkeit bemittelter Gutsbesitzer — ich erwähne beispielsweise den Rittergutsbesitzer Kennemann auf Klenka —, hin und wieder aber auch große Widerwilligkeit, namentlich in den mehr deutschen Gegenden, z. B. bei der evangelischen Pfarrei Bromberg. Zu ihr gehörten etwa 50000 Seelen oder mehr; sie sollte deshalb geteilt werden. Darüber wurde viele Jahre verhandelt. Endlich war ein Projekt festgestellt, wonach zunächst zwei neue Landpfarreien ausgesondert wurden. Es stieß dies aber auf den größten Widerspruch. Die neuen Parochianen drohten mit Abfall von der Kirche, und als ich die Provinz verließ, war das Projekt noch in der Schwebe.

Die Tätigkeit des Posener Konsistoriums war auf diesem Gebiet der Neugründung von Pfarreien während meiner Amtszeit sehr rege. Der Justitiarius Rödenbeck, ein durch Kenntnisse und Fähigkeiten hervorragender Mann, war von großem Eifer für die Sache beseelt und förderte sie mit vielem Geschick. Sein Nachfolger, Graf Unruh, stand ihm darin nur wenig nach. Vielleicht wurde etwas zu viel geleistet, den armen Gemeinden etwas zuviel zugemutet. Ich bedaure hier in Ermangelung von Notizen nicht Einzelheiten angeben zu können,

Digitized by Google

erinnere mich aber mit Freude, daß ich der Einweihung einer ganz ansehnlichen Zahl neuer evangelischer Kirchen in verschiedenen Teilen der Provinz beigewohnt habe. Das waren immer herzerhebende Feste, und man sah es den einfachen Leuten in der kleinen Stadt oder auf dem Dorfe an, mit welcher innigen, rührenden Teilnahme sie das Ereignis begleiteten.

Auch auf geistlichem Gebiet entfaltete das Konsistorium zu Posen zu meiner Zeit eine rege Tätigkeit. Eines der ersten Erzeugnisse nach meinem Amtsantritte war die Herausgabe eines neuen Gesangbuches, welches aber fast fertiggestellt war, als ich mein Amt übernahm. Das Hauptverdienst um dasselbe hatte der Konsistorialrat, spätere Generalsuperintendent von Ost- und Westpreußen Carus.

Er wurde im Jahre 1864 nach Stettin versetzt, und da wegen seines Ersatzes nicht sofort Verfügung getroffen wurde, benutzte ich eine gelegentliche Anwesenheit in Berlin, mich ins Mittel zu legen. Auf Empfehlung des von mir hochverehrten Predigers Müllensiefen in Berlin, dem ich unbedingtes Vertrauen schenken konnte, brachte ich dem Kultusminister den Pfarrer Leopold Schulze in Barmen zum Nachfolger von Carus in Vorschlag. Der Minister gab dem Folge, und Schulze wurde Konsistorialrat in Posen, in welcher Stellung er segensreich gewirkt und allen Erwartungen entsprochen hat. Ich habe wenig Geistliche von so reicher Begabung, von so herzgewinnendem Wesen, als er besaß, kennen gelernt. Vermöge des ihm eignen Schwunges, großer Innigkeit, Beredsamkeit und Herzlichkeit übte er einen sehr wohltätigen Einfluß in Posen aus. Er wußte alle zu gewinnen und sowohl bei Geistlichen als Laien Vertrauen und Liebe zu erringen. Seine Predigten waren geist- und gemütvoll, sein Verkehr mit Geistlichen, Gemeindekirchenräten usw. geschickt und taktvoll; die von ihm verfaßten Visitationsbescheide nach Form und Inhalt ausgezeichnet. Am Krankenbett, in der Strafanstalt zu Rawitsch wirkte er erhebend, so daß man dort stets die Wiederholung seines Besuches wünschte.

Eine ausgeprägte Konfessionalität u. dgl. habe ich damals bei Schulze nicht wahrgenommen. Sonst wäre meine Stellung im Konsistorium noch schwieriger geworden, als sie es in der Tat in bezug auf die in demselben herrschende, wesentlich von dem Generalsuperintendenten Cranz gegebene Richtung war. Da der Oberpräsident v. Bonin, ein aufgeweckter Kopf, aber ziemlich gleichgültig in den Geschäften, sich wenig um die kirchlichen Angelegenheiten gekümmert hatte, v. Puttkamer aber, obwohl über vieles sehr freidenkend, sich einer strengen Richtung angeschlossen hatte, so war es Cranz möglich geworden, ziemlich selbständig zu herrschen. Diese seine Herrschaft aber benutzte er, um eine streng konfessionelle Richtung zu fördern, was dann unter den Geistlichen der Provinz eine beklagenswerte Spaltung zur Folge hatte." Horns Bestreben war es, in dieser Hinsicht versöhnend zu wirken und die Union zu fördern. In seiner Eigenschaft als Präsident des Konsistoriums wohnte er auch verschiedenen Pastoralkonferenzen, der Provinzialsynode und Versammlungen des Gustav-Adolf-Vereins bei und fand an den Verhandlungen dieser Körperschaften großes Interesse. Er

Digitized by Google

trat dadurch auch mit einer großen Zahl evangelischer Geistlicher in Berührung und lernte manchen tüchtigen Mann näher kennen.

In den evangelischen Elementen der Provinz fand seines Erachtens die Staatsregierung ihren wichtigsten Stützpunkt. Er war deshalb der Ansicht, daß die Regierung sich im Interesse des Deutschtums in stärkerem Maße der evangelischen Kirche in der Provinz annehmen sollte. „Denn viele Kirchspiele sind noch viel zu ausgedehnt, es müssen viele neue Kirchen und Pfarrhäuser gebaut, die Pfarrstellen besser dotiert werden. Werden hierauf Staatsmittel mehr als bisher verwendet, so kann dies der katholischen Kirche keinen Grund zu Klagen über Imparität geben, vielmehr würde damit erst dem Verlangen nach Parität seitens der Evangelischen genügt. Denn nicht nur sind die beiden Bistümer der Provinz in ihrer oberen Behörde, und was dazu gehört, reichlich ausgestattet, sondern es gibt auch eine genügende Zahl gut oder ausreichend dotierter Pfarreien und Kaplaneien."

Bei allem Wohlwollen für die Polen und bei vollem Verständnis für ihre nationalen Empfindungen sah Horn seine Hauptaufgabe in einer zielbewußten, kräftigen Förderung des Deutschtums. Er hielt sich immer vor Augen, daß die Statthalterschaft des an sich vortrefflichen, der allgemeinen Anerkennung werten Fürsten Anton Radziwill den Polen ein Uebergewicht gegeben und zu peinlicher Zurücksetzung der Deutschen geführt hatte. Die den Deutschen damals und in späterer Zeit zugefügten Kränkungen verletzten sein Gefühl auf das tiefste und bestärkten ihn in dem Bestreben, die Deutschen vor ähnlichen Erfahrungen zu bewahren.

In der Ueberzeugung, daß dem Polentum gegenüber vor allem Einigkeit unter den Deutschen not tue, beklagte er, daß hin und wieder der Gedanke auftauchte und von Berlin unterstützt wurde, es sei besser, einen Polen als einen Liberalen zu wählen. Er ließ dies nicht gelten und blickte später mit großer Genugtuung auf die Tatsache zurück, daß in der zweiten Hälfte der sechziger Jahre in mehreren Fällen bei Wahlen zum Abgeordnetenhause und zum Reichstage mehr Deutsche als früher gewählt worden waren und die deutschen Abgeordneten die Mehrheit gebildet hatten. Denn wie immer er auch mit den Polen sympathisierte und wie sehr er manche Persönlichkeiten unter ihnen schätzte, sein Streben als Staatsmann ging doch dahin, sie politisch nicht zur Herrschaft gelangen zu lassen und die polnische Fraktion in den Parlamenten nicht zu vergrößern. Nachher sind zu seinem Bedauern andre Ansichten geltend geworden.

Aber auch sonst suchte er Frieden und Eintracht in der deutschen Bevölkerung zu fördern und zu allen Teilen derselben gute Beziehungen anzuknüpfen. In diesem Streben war er bemüht, weitgehende gesellige Verbindungen zu unterhalten und sein Haus zum Mittelpunkt eines zwanglosen Verkehrs unter Deutschen der verschiedensten Berufskreise zu machen. Hierin wurde er durch seine liebenswürdige, geistig ungemein rege Gattin unterstützt. Als er nach Königsberg übersiedelte, schrieb eine Posener Zeitung: „Die Provinz sieht ungern Herrn v. Horn

Digitized by Google

scheiden; sie scheidet — wir glauben, unbefangen zur Sache zu stehen — ebenso ungern von seinem Hause. Dank einem edlen, echt deutschen, von Gemeinsinn und der schönen Neigung des Wohltuns getragenen Frauenwalten hat sich allmählich ein gemütliches, verwandtschaftliches Band zwischen seinem Hause und der ihm anvertrauten Provinz geknüpft, welches seine amtlichen Beziehungen zu ihr überdauern wird."

Weit über den Kreis seiner persönlichen Beziehungen hinaus wirkte sein deutscher Stolz, seine nationale Zuversicht und Selbstsicherheit günstig auf die Stimmung der deutschen Bevölkerung. Mutlosigkeit und Verärgerung, die jetzt weite, und nicht die schlechtesten, Kreise ergriffen haben, traten zu seiner Zeit nicht hervor. —

Wie er alles begünstigte, was das Deutschtum zu fördern geeignet war, wie er in der alten Einrichtung der Schützengilden in den Städten ein der Berücksichtigung wertes Element des Deutschtums erblickte, so suchte er sich auch mit den Juden in der Provinz auf guten Fuß zu stellen. Wo sie nicht zurückgestoßen wurden, hielten sie es mit den Deutschen. Sie leisteten nicht allein viel für ihre Kultusbedürfnisse und für die Unterstützung ihrer Armen, sondern waren auch für allgemeine Zwecke opferwillig. Niemals wurden sie vergeblich von ihm in Anspruch genommen. Besonders einige reiche und geistig hochstehende Juden in der Stadt Posen zeichneten sich durch großen Wohltätigkeitssinn und Freigebigkeit in Notfällen aus. Mit ihren großen Geldmitteln waren damals die Juden in der Provinz fast die einzigen Bankiers und Kreditgeber für die Gutsbesitzer und Bauern auf dem Lande und für die Handwerker in den Städten. Aber auch wegen ihrer großen Zahl und Regsamkeit spielten sie in der Provinz eine Rolle, namentlich bei politischen Wahlen.

Seiner Stellung zu den Polen ist schon oben gedacht. Hier seien noch einige dies betreffende Aeußerungen von ihm nachgetragen. „Mag der polnischen Nation im ganzen ein gewisser Leichtsinn nachzusagen sein, so nimmt doch die Gutmütigkeit und Freundlichkeit des niederen Volkes, die gesellschaftliche Bildung, das ritterliche Wesen, ein gewisser Schwung und große Freigebigkeit der gebildeten Klassen für sie ein. Innerhalb der letzteren habe ich auch manchen sehr ernsthaften und gewissenhaften Mann kennen gelernt. Nur mit einzelnen, ganz verbissenen Naturen, die ich aber mehr in der Mittelklasse als beim Adel gefunden habe, war nicht zu verkehren. Mit der Mehrzahl der vornehmen und gebildeten Polen dagegen, mit welchen ich in Berührung gekommen, habe ich in angenehmen Beziehungen gestanden, während ein geselliger Umgang allerdings nur mit wenigen Familien möglich war, weil die Frauen, neben den Priestern das treibende Element, sich nicht entschließen konnten, die bisherige Zurückhaltung aufzugeben."

Wenn Horn aber auch glaubte, daß die Mehrheit der Polen sich mit den bestehenden politischen Verhältnissen abgefunden habe, so hielt er doch stetige Wachsamkeit für geboten. „Es hat unter den verschiedenen Oberpräsidenten der Provinz einen gegeben, der in dem feindlichen Verhalten der Polen gegen die

Digitized by Google

preußische Regierung und das Deutschtum keine Gefahr sah. Das ist falsch. Solange die Polen in ihrer bisherigen Haltung und Tendenz beharren, muß die Regierung unausgesetzt wachsam und beflissen bleiben, nicht nur jeder Gewalttat vorzubeugen, sondern auch allen polnischen Umtrieben mit allen gesetzlichen Mitteln entgegenzutreten, das deutsche Element soviel als möglich zu kräftigen und den endlichen Frieden beider Nationalitäten herbeizuführen. Mit der Zeit, d. h. in einer langen Zeit, wird dies gelingen und das geschehen, was man direkt nicht erreichen kann und mit Gewalt nicht erstreben soll: die Provinz wird germanisiert werden in dem Sinne, daß sie überwiegend deutsch geworden ist und die sie bewohnenden Polen, wenn sie auch ihre Nationalität und Sprache bewahren, gerade wie es den Litauern und Masuren in Ostpreußen gestattet ist, doch an Auflehnung und Lostrennung nicht weiter denken. Es heißt also Geduld üben und das Talleyrandsche Wort beherzigen: Surtout pas de zèle."

Große Vorsicht empfiehlt er bei Anstellung von Polen in der Provinz. „Es ist der Staatsregierung verdacht worden, daß sie Polen, welche sich der richterlichen Laufbahn, dem Gymnasial- oder sonstigen Staatsdienst widmen, nicht gern in der Provinz anstellt, ihnen vielmehr einen Wirkungskreis in andern Provinzen anweist. Man kann der Regierung nur dringend anraten, bei dieser Tendenz zu beharren. Es mag das für den einzelnen Härten herbeiführen, ist aber zur Bekämpfung des nach Herrschaft strebenden Polonismus unerläßlich. Es hat kein Aspirant des Staatsdienstes ein Recht darauf, in seiner Heimatprovinz angestellt zu werden. Dem öffentlichen Wesen ist es nur nützlich, wenn in dieser Beziehung jeder Partikularismus gebannt, die Monarchie als ein einheitliches Ganzes betrachtet wird. Bezüglich der Provinz Posen ist es aber geradezu Pflicht der Regierung, von amtlichen Stellen Leute fernzuhalten, von denen man nicht ganz sicher ist, daß sie polnische Tendenzen nicht fördern. Es ist im allgemeinen Interesse gewiß zu bedauern, daß gebildete Polen des Adels und des Mittelstandes jetzt so wenig dem Verwaltungsdienst sich widmen. Denn es gibt unter ihnen überaus tüchtige Kräfte. Aber in ihrer heimatlichen Provinz dürfte man sie allerdings nicht anstellen; wenigstens solange nicht, als sie nicht ihren feindlichen Tendenzen offen, entschieden und ehrlich absagen. Das Gegenteil von der preußischen Regierung verlangen, heißt, bei ihr eine wirklich zu große Naivität voraussetzen. Selbst in untergeordneten Stellen dürfen Polen nicht angestellt werden. Man hat in dieser Beziehung 1863 traurige Erfahrungen gemacht, als einzelne Polizeibeamte, Distriktskommissare, sonst sehr tüchtig, ihres Postens enthoben werden mußten, weil sie sich der polnischen Insurrektion gegenüber konnivent oder geradezu untreu bewiesen. Wird einst die polnische Frage in dem Sinne einer immer drohenden Gefahr ganz abgetan sein, dann wird man sich freuen, tüchtige Männer polnischer Nationalität in den Verwaltungsdienst, in die Armee, in die Diplomatie eintreten zu sehen und an ihnen einen erfreulichen Gewinn machen."

Waren seine Beziehungen zu der polnischen Bevölkerung im allgemeinen

Digitized by Google

freundlich, so stieß er, wie nicht anders zu erwarten war, bei einem großen Teil des polnischen Klerus von vornherein auf eine dem Deutschtum und der preußischen Regierung entschieden feindselige Stimmung. Sie trat besonders bei der Insurrektion des Jahres 1863 hervor.

„Auf dem erzbischöflichen Stuhle von Gnesen und Posen saß damals Przyluski. In seiner Jugend ein munterer Student von mäßigen Gaben und Kenntnissen, aber nicht aszetisch und zu heiterem Lebensgenuß geneigt, hatte er, nachdem die Nationalideen die Herrschaft gewonnen, schon längst den Polen herausgekehrt und von den immer sanguinischen Landsleuten sich die Meinung beibringen lassen, daß der für alle Einsichtigen aussichtslose polnische Aufstand Erfolg haben und auch die Lage des Großherzogtums verändern könne. Er nahm daher mir gegenüber eine durchaus zurückhaltende Stellung ein, erwiderte zwar alsbald meinen ihm beim Antritt meines Amtes gemachten Besuch, war dann aber für mich verschwunden. Als ich ihn im Laufe des Sommers eines Abends $7\frac{1}{2}$ Uhr in Geschäften sprechen wollte, wurde mir gesagt, daß er bereits zu Bett gegangen sei. Ich habe ihn erst auf der Totenbahre wiedergesehen; denn im Jahre 1865 starb er nach kurzem Krankenlager infolge einer Indigestion nach Einnahme eines kopiösen Abendessens.

... Auf seinem Sterbelager soll er, von Angst gequält, wiederholt die Aeußerung getan haben: „Es kommt auf den Glauben an!"

Gleich dem Erzbischofe waren auch die meisten Prälaten und die Pfarrgeistlichkeit in der Stadt Posen fanatisch polnisch gesinnt.

Zu dem Domkapitel in Posen stand das zu Gnesen in einem gewissen Gegensatz. Gnesen ist älteren Datums und höheren Ranges. Der Erzbischof hatte in Gnesen ein Palais, hielt sich aber meistens in Posen auf. Dies verstärkte die Spannung zwischen den beiden Domkapiteln. Obwohl kleiner als das in Posen und fast nur aus Polen bestehend, neigte das Domkapitel in Gnesen mehr zur Regierung. Der an der Spitze desselben stehende Dompropst Zienkiewicz kam Horn von Anfang an freundlich entgegen, blieb ihm stets wohlgesinnt und sandte ihm später nach Königsberg als Geschenk einige Flaschen Ungarwein aus seinem berühmten Weinkeller mit einem niedlichen Gedicht in deutscher Sprache. Ein andres polnisches Mitglied des Gnesener Domkapitels, Dulinski, ein Mann von würdiger Haltung und großem Ernste, brachte Horn ebenfalls freundliche Gesinnung entgegen und bewahrte sie ihm auch nach seiner Versetzung von Posen, indem er sich ihm von Zeit zu Zeit mit Grüßen in Erinnerung bringen ließ. Die würdigste Persönlichkeit unter den Domgeistlichen in Gnesen war ein durch seine Frömmigkeit ausgezeichneter Greis in den Achtzigern, der, aller Politik fremd, nur den Studien und der Wohltätigkeit lebte. Als Horn ihn bei seiner ersten Anwesenheit in Gnesen unangemeldet an einem heißen Sommernachmittage aufsuchte, fand er ihn in einen großen Folianten, einen Kirchenvater, vertieft.

Auch sonst waren von der polnischen Geistlichkeit mehrere der preußischen Regierung aufrichtig zugetan und bemüht, sich dem Oberpräsidenten zu nähern.

Digitized by Google

„Als ich eines Tages im Jahre 1863" — so schreibt Horn — „auf einer Dienstreise die Chaussee entlang fuhr und eben eine Art Triumphbogen mit der Aufschrift ‚Willkommen' passiert hatte, kam ein alter geistlicher Herr von dem zur Seite gelegenen Dorf mir atemlos nachgelaufen. Er hatte mich zum Mittagessen erwartet, dasselbe, da ich mich verspätet, allein verzehrt und nötigte mich nun, bei ihm Kaffee zu trinken. Ich glaube, er hieß Gorski. Ein andrer alter polnischer Geistlicher hatte in seiner Jugend den Insurrektionskrieg 1831 in Polen mitgemacht, war zu einer schweren Freiheitsstrafe verurteilt, demnächst aber von Friedrich Wilhelm IV. begnadigt worden. Dies hatte ihn dermaßen mit Dankbarkeit erfüllt, daß er dem Könige von Preußen und seiner Regierung von Herzen zugetan war. Sein politisches Glaubensbekenntnis war, Südpreußen und Neuostpreußen hätten mit der preußischen Monarchie vereinigt bleiben müssen; dann wäre alles gut. Er machte mir eines Tages unaufgefordert in Posen seinen Besuch, den ich später an seinem Wohnort erwidert habe."

Der Einfluß des Oberpräsidenten bei der Besetzung von Domherrnstellen und die ihm zustehende Ausübung des Patronats über verschiedene katholische Pfarreien sicherte ihm ein gewisses Obsequium bei polnischen Priestern. Allerdings war durch einen von dem Direktor der katholischen Abteilung im Kultusministerium Aulicke der erzbischöflichen Kurie gegenüber ausgesprochenen Verzicht das Patronat über verschiedene katholische Pfarreien, weil es angeblich streitig gewesen, preisgegeben worden, und Herr v. Puttkamer hatte, als er von dem Abkommen Kenntnis erhielt, vergeblich dagegen protestiert; aber es waren doch noch viele Kirchenpatronate dem Oberpräsidenten verblieben.

Von den deutschen Geistlichen hielten eine große Zahl zum Oberpräsidenten, u. a. Rudal, Amman I und II und vor allem der Domherr Richter. Von gelehrter Bildung, umfassenden Kenntnissen und großer Klugheit, früher eine Zeitlang Direktor des katholischen Gymnasiums in Culm und eine hervorragende Persönlichkeit im Abgeordnetenhause, war er geraume Zeit hindurch persona gratissima bei dem Erzbischof Przyluski, sein Vertrauensmann und seine rechte Hand für schwierige und wichtige Arbeiten, später aber, besonders nach dem Ausbruch der polnischen Insurrektion, beiseite gedrängt."

Daß deutsche katholische Geistliche auch in unruhiger Zeit offen für die Regierung eingetreten sind, ergibt der nachstehende Auszug aus einem Schreiben des Regierungspräsidenten in Bromberg, v. Schleinitz, an Horn vom 27. September 1863:

„Der Propst Kalisch in Gniewkowo war im Jahre 1848 Pfarrer in P. und hat schon damals offen für die Regierung Partei genommen. Er wurde mit dem Roten Adlerorden dekoriert, seit dieser Zeit aber unausgesetzt von dem Erzbischof verfolgt. Dessen ungeachtet blieb er seiner Gesinnung treu und erhielt zur Belohnung die sehr gute Pfarrstelle zu Gniewkowo, welche königlichen Patronates ist. Auch in Gniewkowo ist er vom Erzbischof in jeder Weise beunruhigt und erst in neuerer Zeit sind die Verfolgungen eingestellt. Der Kalisch ist ein würdiger, ruhiger und besonnener Mann, der in all-

Digitized by Google

gemeiner Achtung steht und bis zur neuesten Zeit ein Anhänger der Regierung geblieben ist.

Der zweite Geistliche ist der Dekan und Ehrendomherr Gebek zu Uszcz, welcher, soviel mir bekannt, aus Schlesien gebürtig ist. Derselbe war früher ein ganz entschiedener Anhänger der Regierung und hatte hauptsächlich Umgang mit Deutschen. Nachdem der Erzbischof ihm dies verboten und er sah, wie andre Geistliche seiner Gesinnung unausgesetzt verfolgt wurden, trat er viel vorsichtiger auf, hat jedoch niemals das geringste gegen die Regierung unternommen. In seinem Dekanat herrscht noch heute die vollkommenste Ruhe, und die Polizeibeamten erkennen rühmend an, daß die in seiner Parochie lebenden Polen sich bis auf den heutigen Tag fast ohne Ausnahme als gute Preußen gezeigt und sich vollkommen ruhig verhalten haben. Die betreffenden Gendarmen, die ich befragte, sagten mir, daß, wie sie sich ausdrückten, die Leute in den Dorfschaften, die zur Parochie Uszcz gehören, stets sehr artig gewesen seien und auch bei ihnen keine Spur von Aufregung vorhanden sei."

Horns Stellung dem Erzbischof gegenüber war dadurch gefestigt, daß er damals des Vertrauens und des Einverständnisses des Königs und des Staatsministeriums mit seiner Haltung sicher war. Selbst der Kultusminister v. Mühler zeigte sich sehr geneigt, auf alle seine Wünsche einzugehen. Danach sollte u. a. in der Dotationsfrage der erzbischöflichen Behörden das bisherige Verfahren beibehalten werden: keine Nörgelei in Kleinigkeiten, aber keinenfalls eine Nachgiebigkeit gegen den erzbischöflichen Stuhl in solchen Punkten, in denen die Regierung ein Interesse hatte, ihre Wünsche berücksichtigt zu finden, also keine Remunerationen an solche Beamte, die dem Oberpräsidium als personae ingratae erschienen; ein definitives Abkommen auch hier in suspenso zu erhalten.

Der Minister wünschte alles und jedes zu erfahren, was auf die Depravation der Zustände in der Diözesanverwaltung hindeutete, um es in Rom benützen zu können, damit auf diesem Wege erlangt werde, daß der Heilige Stuhl sich damit einverstanden erkläre, die Zustände der Diözese einer kommissarischen Untersuchung zu unterwerfen, um dann das weitere darauf zu bauen.

In einem persönlichen Schreiben vom 2. August 1863 nahm dann Minister v. Mühler Veranlassung, die Haltung des Oberpräsidenten ausdrücklich zu billigen.

„Ich bin mit Ihnen ganz darin einverstanden, daß im Wege der Verhandlung weder in dieser noch in irgendeiner andern Sache von dem zeitigen Erzbischof etwas zu erreichen ist und daß die Regierung, wo sie in ihrem guten Rechte ist, auch von den ihr zuständigen Exekutivmitteln ernstlichen Gebrauch machen muß. Ich lasse die Sachlage noch einmal nach der rechtlichen Seite hin genau prüfen, und werde ich, falls in dieser Hinsicht nicht noch ein andres, bisher nicht ersichtlich gewordenes Moment sich ergeben sollte, die von Ihnen vorgeschlagenen Wege betreten ... Ich habe aber geglaubt, daß es Ihnen angenehm sein werde, einmal auf diesem Wege vertraulicher Mitteilung von meinen Ansichten in betreff der katholisch-kirchlichen und Schulangelegenheiten in der Provinz unterrichtet zu werden, und kann ich nur wünschen, daß

Digitized by Google

Sie in der ernsten, aber vorsichtigen Behandlung dieser Angelegenheiten, welche wir bisher wahrzunehmen die Freude gehabt haben, unbeirrt beharren mögen.

Mit der ausgezeichnetsten Hochachtung

Ew. Hochwohlgeboren ganz ergebener

v. Mühler."

(Schluß folgt)

Berichte aus allen Wissenschaften

Kolonialwesen

Ueber den Wert von Französisch-Kongo

Ueber den Wert unsres neuesten kolonialen Zuwachses in Afrika, der aus Teilen des französischen Kongo besteht, sind die Meinungen in Deutschland sehr geteilt; da ich die Verhältnisse im Kongobecken in fast allen seinen Teilen aus eigner Erfahrung kenne, ist es mir vielleicht erlaubt, meine Anschauung hierüber weiteren Kreisen bekanntzumachen.

Schon vor acht Jahren, als die erste Marokkokrise eintrat, äußerte ich meine Ansicht dahin, daß wir auf alle Ansprüche in Marokko verzichten, die Franzosen sich dort verbeißen lassen und ihnen dafür den französischen Kongo abhandeln sollten; wir bekämen damit im Anschluß an unser Kamerun eine schöne und wertvolle Kolonie, die wir wohl gebrauchen könnten, und hätten auf Jahrzehnte hinaus vor den Franzosen Ruhe. Allerdings dachte ich dabei nicht an ein paar Lappen des französischen Kongo, sondern an die ganze Kolonie und im Anschluß daran an die Uebernahme der Strompolizei durch Deutschland. Die vorläufig projektierten Grenzen halte ich überhaupt für unhaltbar und glaube, daß deren Beibehaltung die Reibungsflächen nicht nur nicht vermindern, sondern in hohem Grade vermehren würden. Wir müssen unbedingt eine größere Uferstrecke am Kongo selbst oder doch wenigstens am unteren Ubangi haben, wo man einen Hafen, Werfte und Werkstätten anlegen kann. Am geeignetsten dazu wäre freilich das rechte Ufer des Stanleypool, das wir aber jetzt kaum bekommen werden.

Ueber die Fruchtbarkeit im Kongolande wird ja viel gestritten; Tatsache ist, daß der vielfach vorhandene Lateritboden dem Ackerbau nicht besonders günstig ist; aber ohne Zweifel gibt es auch Gegenden von hervorragender Fruchtbarkeit, namentlich im Alluvialgebiet des mittleren Kongo, und eine Quelle reicher Ausbeute liegt in den Urwäldern des mittleren Kongobeckens. Freilich kann an eine Verwertung der vorhandenen Reichtümer erst dann gedacht werden, wenn ausreichend große Verkehrswege geschaffen sind. Gute Wege oder Landstraßen existieren im Kongolande überhaupt nicht; die physischen Verhältnisse des Landes, dessen sämtliche Flußläufe durch Fälle und Schnellen durchschnitten sind, der rohe Zustand der seit undenklichen Zeiten benützten Karawanenwege, der gänzliche Mangel an Last- oder Zugtieren sind Umstände, die dazu zwingen, auf den Menschen als Transportmittel zurückzugreifen. Darin liegt auch das größte Uebel, aus dem dann noch die andern Unzuträglichkeiten entstehen, und darin müßte auch vor allem Abhilfe geschaffen werden. Man könnte sich da an der belgischen Nachbarkolonie ein Beispiel nehmen; man ist dort von dem Trägerdienst fast vollständig abgekommen, indem man die zahlreich vorhandenen Wasserstraßen dem Verkehrsdienste nutzbar gemacht hat. Es stehen dort heute über 15 000 Kilometer der Schiffahrt zur Verfügung; man hat außerdem Eisenbahnen gebaut und verschiedene Trägerpfade in Automobilstraßen umgewandelt. Das alles hat Geld, viel Geld gekostet, hat sich aber

Digitized by Google

glänzend bezahlt gemacht; es konnte jedoch nur durchgeführt werden, weil damals der Kongostaat noch Privateigentum des Königs war und die Regierung bei ihren gesetzgeberischen und Verwaltungsmaßregeln keinerlei Rücksicht auf ein Parlament und die in ihm herrschenden politischen Strömungen zu nehmen brauchte. Gewiß kann auch ein weitsichtiges Parlament einen fördernden Einfluß auf koloniale Verhältnisse ausüben, wenn in seinem Schoße sich Männer finden, die das richtige Verständnis für koloniale Dinge haben, und wenn das Parlament in seiner Mehrheit — namentlich bei Bahnbauten — von der Ueberzeugung durchdrungen ist, daß von den Kolonien erst nach längerer Zeit und nach entsprechenden Aufwendungen Vorteile zu erwarten sind, und daß man der Regierung in Verwaltung der Kolonien möglichst freie Hand lassen muß. Die Zeiten sind vorbei und kehren nicht wieder, wo man wie die Engländer in Indien mühelos Reichtümer zusammenscharren kann.

Unter den einheimischen oder im Kongolande heimisch gewordenen Pflanzen müssen die Kautschukbäume an erster Stelle angeführt werden; sie sind in vielen Gegenden im Ueberfluß vorhanden, werden regelmäßig ausgebeutet und im belgischen Kongo zugleich in intensiver Weise kultiviert, indem der Staat schon seit 1900 die Wiederanpflanzungen im großen angeordnet hat. Für jede geerntete Tonne Kautschuks müssen 500 neue Pflanzen eingesetzt werden, und auf die Ausführung wird von der Verwaltung streng gesehen. Die bis heute teils vom Staat, teils von Privaten vorgenommenen Neuanpflanzungen beziffern sich auf rund 15 Millionen Pflanzen, die vortrefflich gedeihen. Die Kautschukerzeugung hat in den letzten Jahren eine hohe Ziffer erreicht. Die Ausfuhr aus dem belgischen Kongo allein beträgt heute jährlich etwa 5 Millionen Kilo im Werte von 45 Millionen Franken.

Außer diesen Pflanzungen hat der Staat die Errichtung von drei großen Kautschukkulturzentren angeordnet, auf denen je 100000 Hektar Bäume und Pflanzen kultiviert werden können — 800 Bäume oder 660 Lianen auf einen Hektar. Wenn die angeordneten Pflanzungen durchgeführt sein werden, so werden diese allein nach sechs Jahren etwa 10 Millionen Kilo Kautschuk produzieren, also ungefähr das Doppelte der heutigen Ausfuhr.

Die bedeutende Menge Kautschuk, die aus dem Kongo auf den Antwerpener Markt kommt, hat diesen zu einem der ersten Kautschukmärkte der Welt gemacht. Der Kautschuk ist somit ein Hauptausfuhrartikel und berechtigt vollauf die Bemühungen des Staates, diese reiche Wohlfahrtsquelle zu schützen und auf dem ganzen Gebiete möglichst zu verbreiten. Was im belgischen Kongo möglich ist, kann auch im deutschen Gebiet durchgeführt werden; die französischen Konzessionsgesellschaften, die bisher nur Raubbau getrieben haben, können wohl auf dem Verordnungswege zu Wiederanpflanzungen gezwungen werden.

Von Baumwollbäumen existieren mehrere einheimische Arten, die gutes Produkt liefern; die Kongoregierung hat aber schon seit 1893 mit der Einführung ägyptischer Arten die ersten Versuche gemacht, die sich am untern Kongo sehr gut bewährt haben; dagegen ist die Aequatorgegend als ungeeignet für alle Arten befunden worden, weil die Feuchtigkeit der Luft und der anhaltende Regen die Reife sehr erschweren. Später hat die Regierung einen fachkundigen amerikanischen Baumwollpflanzer in ihre Dienste genommen, der die Eingebornen zum Baumwollbau anspornen soll, wozu die Regierung mit Rat und Tat beisteuert, indem sie die Sämereien unentgeltlich liefert und im voraus den Ankauf der Ernte zu lohnendem Preise zusagt.

Der Kopalbaum wächst wild und liefert ein von der Industrie sehr beliebtes Harz. Der weiße und der rote Kopalgummi, der aus alten Ablagerungen gewonnen wird, ist seit etwa zehn Jahren Ausfuhrartikel und beträgt etwa eine Million Kilo jährlich; der Preis schwankt zwischen 110 bis 300 Franken für den Doppelzentner.

Die Oelpalme (Elaïs guineensis) gedeiht in der ganzen Ausdehnung des Kongobeckens in außerordentlichen Mengen. Die Früchte liefern ein vorzügliches Speiseöl, das auch eine der Grundlagen zur Ernährung der Eingebornen bildet; es wird an Ort und Stelle auch zu Brenn- und Schmierzwecken benutzt. Die Nüsse und das Oel sind Ausfuhrartikel.

Digitized by Google

Die Kokospalme gedeiht nur am Meeresrande und in den Gegenden des untern Kongolandes.

Der Kola trägt eine Nuß, deren tonische Eigenschaften bekannt sind.

Die Orseille liefert Farbstoffe.

Tabak und Kaffee wachsen wild auf dem ganzen Gebiet. Die staatlichen Kaffeepflanzungen im belgischen Kongo bestehen ausschließlich aus der Gattung „Coffea liberica", gedeihen vortrefflich und liefern jährlich eine Ernte von etwa 500 000 Kilo. Für die Kultur des Kaffees ist die Aequatorgegend am geeignetsten befunden worden.

Die sumpfigen Niederungen, mit denen ja unser neues Gebiet reichlich gesegnet ist, würden sich vorzugsweise zum Anbau von Reis im großen eignen. Reis ist für die Ernährung der Schwarzen das praktischste, beste, bequemste und ergiebigste Produkt; eine Aufbesserung der Ernährungsweise ist unbedingt erforderlich zur Bekämpfung der Schlafkrankheit und sonstiger Mißstände. Solange der Neger sonst nichts zu tun hat, als seine Faulheit zu pflegen, von einem Palawer zum andern zu laufen und Malafu (Palmwein) zu saufen, mögen Maniok und Bananen zu seiner Nahrung genügen; wenn man aber Arbeit von ihm verlangt, so muß seine Lebensweise entschieden verbessert werden, sonst klappt er in ganz kurzer Zeit zusammen.

Der Handel hat sich im ganzen Kongobecken bedeutend entwickelt und ist immer noch einer weitern Ausdehnung fähig. Während im Jahre 1891 nur sechs belgische Gesellschaften am Kongo tätig waren, sind es heute deren siebenundfünfzig mit einem Kapital von zusammen 150 Millionen Franken. Außerdem bestehen noch achtundzwanzig fremde Gesellschaften mit einem Kapital von 40 Millionen Franken.

Was vom belgischen Kongo gesagt ist, trifft auf das ganze Kongobecken zu; klimatische, Terrain- und Nahrungsverhältnisse sind ganz die gleichen.

Vom geologischen Standpunkt aus kann man sich das ganze Kongobecken als einen riesigen Teller vorstellen, dessen mittlerer Teil von Gestein in horizontaler Lage gebildet wird, das aus verschiedenen Tonarten besteht, die man auf die permotriasische Periode zurückführt, der auch die Kohlenlager Transvaals angehören. Dieses Gestein lehnt sich im gesamten Umkreis gegen stark eingeschnittene Lagerungen, deren Richtung bestimmt wird durch das Vorhandensein auf dem ganzen Tellerrande von Granitfelsen und archäischen Formationen, die von Eruptivgestein unterbrochen sind. Auf diese Lagerungen an der Peripherie des Kongobeckens müßten vor allem die Nachforschungen nach mineralischen und metallischen Lagern gerichtet worden; denn dort sind bisher die Entdeckungen von Minen einander gefolgt. Für Deutschland kämen da die an Majumbe angrenzenden Gebiete und der obere Ubangi in Betracht. Das Eisen zeigt sich dort in fabelhaften Mengen, die man mit den riesigsten Lagern der Welt vergleichen kann; auch Zinn ist reichlich vorhanden. Kupfer muß ebenfalls gefunden werden können, da die Eingebornen es besitzen.

Es sieht also gar nicht so schlimm aus mit unserm neuesten Erwerb, besonders in Anbetracht dessen, daß wir das Gebiet im Austausch von Ländereien bekommen haben, die wir selbst ja gar nicht besaßen, und daß wir mit den Eingebornen leichter und besser fertig werden können als die Franzosen mit Marokko, das ihnen wohl noch Jahrzehnte zu schaffen machen wird, bis sie einen Nutzen daraus ziehen werden, und die schwarze Armee werden sie wohl gegen sich selbst ausbilden. Oberst z. D. August Boshart.

Digitized by Google

Literarische Berichte

Aus meinem Leben. Erinnerungen und Fragmente. Von Géza Graf Zichy. Zweiter Band. Geh. M. 5.—, in Leinen geb. M. 6.50. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Man ist gewohnt, Autobiographien von Musikern und Schauspielern mit einem gewissen Vorurteil in die Hand zu nehmen, weil sie oft mehr von den äußeren Erfolgen als von dem inneren Werden und Erleben der Verfasser berichten und manchmal auch in der literarischen Form einiges zu wünschen übrig lassen. Hier aber hat ein geborener Erzähler die Feder ergriffen, um seinen Landsleuten und seinen vielen Verehrern außerhalb seines engeren Vaterlandes von seiner Kindheit und Jugend, von all den guten, oft auch wunderlichen Menschen, die ihm nahestanden, von dem schweren Unglück, das ihm den rechten Arm raubte, ohne seine Lebenskraft und -frische brechen zu können, von seinem Hinübertreten und Festwurzeln im Gebiet der Kunst etwas vorzuplaudern. Und er plaudert mit derselben Verve, derselben spielenden Meisterschaft, wie seine linke Hand das Klavier beherrscht. Das Buch, dessen zweiter Band soeben erschienen ist — sehnsüchtig erwartet von allen, die den ersten schon kannten —, unterhält und fesselt wie ein spannend geschriebener Roman; wenn wir uns eben an seinem anspruchslosen und vielleicht eben darum unwiderstehlichen Humor ergötzt haben, so ergreift es uns durch die schlichte, aus tiefem Herzen hervorbrechende Empfindung, mit der auch die meisten, zum Teil tragischen Episoden berichtet werden. Der „Liszt der linken Hand" ist, wie sein von ihm über alles verehrter Meister, nicht nur ein großer Künstler, sondern auch ein edler, hinreißend liebenswürdiger Mensch. Ihn als solchen kennen zu lernen, bedeutet einen besonderen Gewinn, den wir der Lektüre seiner Selbstbiographie verdanken. Nur den einen Fehler hat sie: sie bricht für das teilnahmsvolle Interesse des Lesers zu früh ab. Aber erscheint dieser Fehler nicht als ein Vorzug, wenn wir der vielen Bücher denken, die viel zu spät aufhören?

—y—

Le Réalisme du Romantisme. Par Georges Pellissier. Paris, Hachette et Cie. 313 Seiten. Fr. 3.50.

Daß dies Buch einen so klaren und übersichtlichen Eindruck macht, verdankt es nicht nur stilistischen Vorzügen im allgemeinen, sondern ganz besonders auch dem Umstand, daß es von einem großen Gedanken beherrscht wird. Der Verfasser will den Satz beweisen: Die Romantik — d. h. die französische Romantik — enthält einen sehr kräftigen realistischen Bestandteil; sie ist, verglichen mit der klassischen Dichtung Frankreichs, realistische Kunst. Gewiß, sie ist nicht nur dies; und es wäre zu wünschen, daß Pellissier auch andre Seiten der Romantik zu ihrem Rechte kommen ließe; aber trotzdem ist es gut und nützlich, auch einmal die von ihm gewählte, nicht immer voll gewürdigte Seite so vollständig zu durchforschen und so scharf zu beleuchten, wie es hier geschieht. Er betrachtet, indem er zahlreiche Beispiele anführt, immer unter dem Gesichtspunkt des Realismus die Sprache, den Versbau und die einzelnen Gattungen des romantischen Schrifttums; er untersucht endlich die wesentlichen Züge der realistischen und der naturalistischen Schule in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts und weist nach, daß sie alle im Grunde schon durch die Romantik gegeben sind. Br.

Die Entstehung der Speisesakramente. Von Edgar Reuterskiöld. Heidelberg 1912, C. Winter (VIII, 141). M. 3,80.

Der Ausdruck „Totemismus" fängt allmählich an, ein guter Bekannter der Gebildeten zu werden. Man weiß im allgemeinen, daß er nach einem indianischen Worte Totem „Familie, Stamm" die religiöse Anschauung bezeichnet, wonach eine Klasse von Tieren oder auch Pflanzen als die Verwandtschaft und daher das Kultusobjekt eines Stammes angesehen wird. Ist dieser Totemismus schon an sich überaus interessant, so noch spezieller die Fragen, ob er bei den ältesten Hebräern geherrscht hat, und ob auch die sog. Exogamie eine Konsequenz desselben ist, was neuestens angezweifelt wird. Das wichtigste Problem aber ist, ob zum Beispiel das Verzehren des Stieres im Dionysoskult als das sakramentale Verspeisen dieses Gottes aufzufassen ist. Dies würde dann schließlich als eine Vorstufe zum katholisch aufgefaßten Abendmahl angesehen werden können. Wer sich über diese Dinge gründlich unterrichten will, greife zu dem klar geschriebenen Buch von Reuterskiöld über die Frage der Speisesakramente.

Ed. König.

Franz von Assisi. Schauspiel in fünf Akten von Johannes Lepsius. Potsdam, Tempelverlag. Brosch. M. 3.—.

Das vorliegende Drama ruht zwar auf historischem Grund, doch hat der Dichter sich erlaubt, in einzelnem davon abzuweichen; freilich nicht immer ganz glücklich. Zur Kenntnis des Stifters des Franziskanerordens

Digitized by Google

trägt das Schauspiel entschieden bei; darum dürfte es wohl auch in katholischen Theaterkreisen besonders freundliche Aufnahme finden. Das eigentlich dramatische Leben vermißt man öfters darin, was ja bekanntlich bei solchen Sujets häufig der Fall ist. Doch fehlt es auch nicht an einzelnen wohlgelungenen dramatischen Szenen. Druck und Ausstattung sind sehr zu loben. E. M.

Rahel. Ein Buch des Andenkens für ihre Freunde. Bearbeitet und eingeleitet von Hans Landsberg. Berlin, L. Simion Nachf. 244 Seiten. Geb. M. 4.50.

Rahel. Eine biographische Skizze von Ellen Key. Einzig autorisierte Uebertragung aus dem schwedischen Manuskript von Marie Franzos. Zweite, durchgesehene Auflage. Halle, E. Thamm. 171 Seiten.

Diese beiden Bücher ergänzen sich in glücklicher Weise. Das eine bietet eine gute Auswahl aus Rahel Varnhagens Briefen und Tagebüchern, das andre eine knappe, zuverlässige Lebensbeschreibung und eine umfassende liebevolle Würdigung ihrer Persönlichkeit. Landsberg hat aus dem dreibändigen Werke Varnhagens, das denselben Titel wie diese Auswahl führte, mit sicherem Griff eine Sammlung besonders schöner oder bezeichnender Aeußerungen zusammengestellt, die weiteren Kreisen ein ausreichendes Bild der merkwürdigen, geist- und gemütvollen Frau geben werden. Zu bedauern ist nur, daß der Herausgeber nicht in Rücksicht auf einen größeren Leserkreis mehr Erläuterungen hinzugefügt hat.

Ellen Key hat wie kaum jemand vor ihr den Schlüssel zu Rahels Wesen gefunden. Alles, was sie in wohlgegliederten und inhaltsreichen Kapiteln über die verschiedenen Seiten ihrer Persönlichkeit sagt, über ihr Liebesleben, ihre Religion, ihr Gemeingefühl, ihren Geselligkeits- und Schönheitssinn, beruht zugleich auf gründlichem Studium und mitfühlendem Erleben. Auch die allgemeineren Bemerkungen, die mehr nur aus Anlaß der Beschäftigung mit Rahel geschrieben sind, sind zwar nicht einwandfrei, doch immer lesenswert und zeigen wie das ganze Buch die Aehnlichkeit der Verfasserin und ihrer Heldin in den Grundzügen ihrer Anschauung, nur daß Rahel mehr kindliche Gefühlstiefe, Ellen Key mehr Verstandesklugheit besitzt. Br.

Wilhelm v. Hartel. Sein Leben und Wirken. Von S. Frankfurter. Wien und Leipzig. Carl Fromme.

S. Frankfurters ansprechende Biographie des österreichischen Philologen Wilhelm v. Hartel, in pietätvoller Wärme, aber ohne jede panegyrische Note geschrieben, ist ein vielfach erweiterter und verbesserter Abdruck des Nekrologs, den der Verfasser in Bettelheims „Biographischem Jahrbuch" über Hartel veröffentlicht hat. Sie ist wertvoll, weil Frankfurter außer eignen Erinnerungen alle wichtigen Originalquellen benutzen konnte, Mitteilungen des Sohnes von Hartel u. a., die Akten des Ministeriums usw. Mit besonderem Dank zu begrüßen sind die im zweiten Teil des vorzüglich gedruckten, mit einem Jugendbildnis und einer Wiedergabe des Hartelreliefs in der Wiener Universität ausgestatteten Werkes veröffentlichten Jugendbriefe und Dokumente. Solche unmittelbare Einblicke in das wirkliche Erleben und Sichaussprechen bedeutender Männer werden stets einen besonderen Reiz der Gelehrtengeschichte bilden.

Leipzig. Dr. Hans Zimmer.

Anselm Feuerbach. Des Meister Gemälde in 200 Abbildungen. Herausgegeben von Dr. Hermann Uhde-Bernays. In Leinen gebunden M. 8.—. (Klassiker der Kunst in Gesamtausgaben, Bd. 23, Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt).

Feuerbachs berühmtes Wort, daß in fünfzig Jahren seine Bilder Zungen bekommen und aussprechen würden, was er war und wollte, ist in Erfüllung gegangen, noch ehe die fünfzig Jahre herum waren. Schon zwei Jahrzehnte nach seinem Tod — das „schon" hat hier freilich einen tragisch bittern Klang — ist er als einer unsrer großen Meister allgemein anerkannt worden. Wenn einer der deutschen Maler des neunzehnten Jahrhunderts, hat er das Anrecht auf den Namen „Klassiker", und sein Werk verdiente die Zusammenfassung zur Gesamtausgabe, wie sie jetzt in dem neuesten Band der „Klassiker der Kunst" vorliegt. Erstaunlich ist immer wieder die Geschlossenheit, Vornehmheit und statuarische Ruhe dieser menschlich doch so leidenschaftlich bewegten Künstlerpersönlichkeit, wie sie uns auch in dieser Gesamtausgabe entgegentritt; aber kaum minder fesselnd und anregend ist es, an der chronologischen Reihenfolge der Bilder und aus Hermann Uhde-Bernays', eines unsrer ersten Feuerbach-Kenner, Einleitung das Werden und die historischen Zusammenhänge der einzigartigen Erscheinung sich klarmachen zu können. Nach dem Inhalt und der Gesamtwirkung gehört so dieser Feuerbach-Band der „Klassiker der Kunst" zu den schönsten, eindrucksvollsten der ganzen Serie; er wird nicht wenig dazu beitragen, dem lange verkannten Genius neue Verehrer zu werben, die alten in ihrer Bewunderung zu festigen. r.

Digitized by Google

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten)

Anthes, Otto, Heinz Hauser. Ein Schulmeisterleben. Leipzig, R. Voigtländer's Verlag. Geb. M. 4.—.

Böthlingk, Dr. Arthur, England und Deutschland oder der europäische Friede. Historisch-politische Abhandlung. Berlin, Puttkammer & Mühlbrecht. 80 Pf.

Brentano, Clemens, Nachtwachen von Bonaventura. Herausgegeben von Erich Frank. Heidelberg, Carl Winter's Universitätsbuchhandlung. M. 3.70.

Christensen, A., Politik und Massenmoral. Zum Verständnis psychologisch-historischer Grundfragen der modernen Politik. Leipzig, B. G. Teubner. M. 3.60.

Dove, Prof. Dr. K., Die Deutschen Kolonien. III. Ostafrika (Sammlung Göschen). Leipzig, Göschen'sche Verlagsbuchh. Geb. 80 Pf.

Ehrencron-Kidde, A., Mieze Monbergs große Tage. Erzählung. Leipzig, Georg Merseburger. Geb. M. 3.—.

Fischer, W. A., Herzog Liudolf. Historischer Roman. Wolfenbüttel, Julius Zwißler. Geb. M. 6.50.

Flake, Otto, Der französische Roman und die Novelle. Ihre Geschichte von den Anfängen bis zur Gegenwart. Leipzig, B. G. Teubner. Geb. M. 1.25.

Gottschalk, Wilhelm, Der Polizei- und Grenzbeamtenhund. Neudamm, J. Neumann. M. 3.—.

Grabowsky, Dr. Norbert, Die Bestimmung und Vorbereitung des Menschen für das Leben nach dem Tode. Leipzig, Max Spohr. M. 2.50.

Greiner, Leo, Arbaces und Panthea oder Die Geschwister. Schauspiel nach Francis Beaumont. Berlin, Erich Reiß. M. 3.—.

Haake, August, Die Freundschaft als sittliches Problem. Eine Sammlung von Maximen. Leipzig, Fritz Eckardt Verlag. Geb. M. 3.50.

Hambruch, Dr. Paul, Landeskunde von Schleswig-Holstein, Helgoland und der Freien und Hansestadt Hamburg (Sammlung Göschen). Leipzig, Göschen'sche Verlagsbuchh. Gebunden 80 Pf.

Jacob, Heinrich Eduard, Das Leichenbegängnis der Gemma Ebria. Novellen. Berlin, Erich Reiß. M. 3.—.

Kapp, Dr. Julius, Arthur Schnitzler. Leipzig, Xenien-Verlag. M. 2.50.

Kaskel, Dr. Walter, und **Dr. Fritz Sitzler**, Grundriß des sozialen Versicherungsrechts. Berlin, Julius Springer. M. 9.—.

Kaus Otto, Der Fall Gogol. München, Ernst Reinhardt. M. 2.—.

Legband, Dr. Hans, Deutsche Literaturdenkmäler des 17. und 18. Jahrhunderts bis Klopstock. Leipzig, G. J. Göschen. 80 Pf.

Lie, Jonas, Maisa Jons. Roman. Leipzig, Georg Merseburger. Geb. M. 3.50.

Mollwo, Prof. Dr Carl, Einige Grundfragen der heutigen deutschen Politik und Wirtschaftspolitik. Berlin, J. Guttentag. M. 2.—.

Moriggl, Dr. Josef, Von Hütte zu Hütte. Führer zu den Schutzhütten der deutschen und österreichischen Alpen. 2. Bändchen. Leipzig, S. Hirzel. Geb. M. 3.—.

Most, Dr. Otto, Die deutsche Stadt und ihre Verwaltung (Sammlung Göschen). Leipzig, Göschen'sche Verlagsbuchh. Geb. 80 Pf.

Scheerbart, Paul, Das große Licht. Ein Münchhausen-Brevier. Leipzig, Dr. Sally Rabinowitz.

Scherer, Valentin, Deutsche Museen. Entstehung und kulturgeschichtliche Bedeutung unserer öffentlichen Kunstsammlungen. Jena, Eugen Diederichs. M. 10.—.

Verein für Geschichte und Altertumskunde, dem Verein für das historische Museum und der Numismatischen Gesellschaft. „Alt-Frankfurt." Vierteljahrsschrift für seine Geschichte und Kunst. Frankfurt a. M., Hermann Minjon. Einzelheft M. 1.20.

Voß, Otto, Zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden. Gedichte und Uebersetzungen. Berlin, Wilhelm Süsserott. M. 2.—.

Wanderer, Robert, Glück. Eine Begleiterscheinung des Wachsens. Fünf philosophische Gespräche. München, Ernst Reinhardt. M. 1.80.

Weber, Leo, Im Banne Homers. Eindrücke und Erlebnisse einer Hellasfahrt. Leipzig, Dieterich'sche Verlagsbuchh. Theodor Weicher. Geb. M. 7.—.

Wehberg, Dr. Hans, Das Problem eines internationalen Staatengerichtshofes. (Das Werk vom Haag. 2. Band.) München und Leipzig, Duncker & Humblot. M. 6.50.

Wiegershaus, Friedrich, Segel im Winde. Gedichte. Leipzig, Xenien-Verlag. M. 2.—.

Wunder, L., Drahtlose Telegraphie. Leipzig, Theod. Thomas Verlag. 20 Pf.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Justizrat Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart — Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg

Digitized by Google

Das europäiſche Konzert

Von

Arthur Ponſonby, M. P.

Der in Bukareſt von den Balkanſtaaten getroffene Ausgleich hat, wenigſtens für den Augenblick, den Erfolg gehabt, den beklagenswerten Feindſeligkeiten zwiſchen Ländern, die vorher gegen einen gemeinſamen Feind verbündet waren, ein Ende zu ſetzen. Obwohl ſich Bulgarien bei dieſen ſoeben abgeſchloſſenen Verhandlungen zu beträchtlichen Zugeſtändniſſen gezwungen ſah, ſo wäre es doch ſchnell bereit geweſen, dieſe Beilegung als endgültig zu erklären.

Die ſtändige Aenderung der Lage macht es tatſächlich unmöglich, ſich mit einiger Zuverſicht über die künftigen Entwicklungen auf der Balkanhalbinſel zu äußern. Die öffentliche Sympathie in Weſteuropa hat ebenfalls manchen Wechſel erfahren, und der gewöhnliche Bürger, der die verſchiedenen Verwicklungen der damit verbundenen Probleme nicht aus nächſter Nähe verfolgen kann, befindet ſich in einiger Verlegenheit, wenn er zu einem gerechten Urteil über die verſchiedenen von den kriegführenden Staaten vorgebrachten Anſprüche gelangen will. Die Völker Weſteuropas ſind allerdings nicht ſehr ſtark daran intereſſiert; ſie wiſſen, daß internationale Erwägungen von vielleicht weitreichendem, aber nicht ſehr augenfälligem Charakter hereinſpielen, und ſie ſind bereit, ſich auf ihre Regierungen zu verlaſſen. Sie ſind gewiſſermaßen in der Lage von Leuten, die in großen Häuſern in dem einen Viertel einer Stadt wohnen und kleinere Häuſer eines andern Viertels in Flammen ſtehen ſehen. Sie möchten natürlich gern, daß das Feuer gelöſcht würde, und haben ihre Feuerwehr hingeſchickt. Nun iſt die Feuerwehr, mit andern Worten das europäiſche Konzert, nicht ſehr erfolgreich im Löſchen geweſen. Allerdings iſt es nicht ſicher, ob ihre Bemühungen, dem Feuer in einer Richtung Einhalt zu tun, nicht die Wirkung hatte, es in einer andern Richtung in demſelben Bezirk aufflammen zu laſſen. Es iſt daher eine Neigung vorhanden, die Regierungen zu tadeln. Man ſollte aber bedenken, daß ein Feuer an einem Punkt auszulöſchen, wo ſich eine ſolche Anhäufung von feuergefährlichem Material befand, praktiſch ein ausſichtsloſes Bemühen war. Es war auch nicht ihre einzige Aufgabe. Es war ihre Pflicht, zu verhüten, daß das Feuer ſich ausbreitete und zu einer allgemeinen Feuersbrunſt wurde, durch die die größeren Häuſer in den andern Bezirken ebenſo in Gefahr kommen mußten. Das war wiederum keine

Digitized by Google

leichte Aufgabe, aber es ist ihnen vollkommen gelungen. Daher gebührt dem europäischen Konzert große Anerkennung dafür, daß es einen europäischen Krieg verhindert hat, der in seiner Ausdehnung und in seinen Folgen für die Zivilisation und die Menschheit weit verhängnisvoller und verheerender gewesen wäre als der Kampf, der das Land und die Bevölkerung der Balkanstaaten so schwer geschädigt hat.

Vor weniger als zwei Jahren existierte das europäische Konzert, d. h. die kooperative Vereinigung der sechs europäischen Großmächte, noch nicht. Europa war in zwei Lager geteilt, bestehend aus dem Dreibund und der Tripelentente. Der Dreibund hatte schon viele Jahre vorher bestanden und war ohne jede aggressive Pläne begründet worden. Die Tripelentente bildete sich in der mißverstandenen Absicht, das Gleichgewicht der Kräfte zu erhalten. Diese Gleichgewichtsidee ist rein theoretisch und ungeeignet zu jeder praktischen Definition. Wir können jetzt sehen, daß dies eine verderbliche und gefährliche Politik war. Sie bedingte die scharfe Scheidung Europas in zwei Teile, von denen jeder nach und nach den andern mit Argwohn zu betrachten begann, und dieser Argwohn war immer auf dem Punkt, in wirkliche Feindseligkeit umzuschlagen. Eine Bewegung auf einer Seite wurde mit einer Gegenbewegung auf der andern beantwortet. Eine Aktion einer Macht von derselben Gruppe wurde geduldet und entschuldigt, die einer Macht von der gegnerischen Gruppe wurde denunziert und verurteilt. Es herrschte eine fortwährende Spannung. Die Zustände wurden kritisch, als die führenden Mächte in beiden Gruppen, Deutschland auf der einen, England auf der andern Seite, sich in ihren Beziehungen zueinander so entfremdeten, daß jeden Augenblick der kleinste Anlaß zu einem Krieg hätte führen können. Es war dem gesunden Verstand des Volkes in den beiden Ländern zu verdanken, daß die Regierungen davon zurückgehalten wurden, den verhängnisvollen Schritt zu tun. Aber die Fortdauer einer solchen Politik hätte leicht zu einer Situation von solchem Ernst führen können, daß es über die Kraft der Staatsmänner gegangen wäre, eine Katastrophe zu vermeiden. Selbst als die Wirren auf der Balkanhalbinsel das europäische Konzert zustande brachten, hätten sich die sechs Mächte, die erst vor kurzem in Eifersucht und Mißtrauen einander gegenübergestanden hatten, auch nicht auf kurze Zeit einigen lassen, wenn nicht eine sehr bemerkenswerte Tatsache gewesen wäre. Diese Tatsache war die große Besserung in den Beziehungen zwischen Deutschland und England. Diese machte das Konzert erst möglich und hielt es zusammen. Der zurückhaltende und mäßigende Einfluß dieser beiden im Einklang miteinander wirkenden Mächte kann nicht überschätzt werden. Er bildet tatsächlich die beste Garantie für den europäischen Frieden. Es sollte deshalb das erste Ziel unsrer Staatsmänner sein, die gute Stimmung, die gegenwärtig besteht, zu erhalten und zu stärken. Die große Masse des Volkes auf beiden Seiten, ganz besonders die Arbeiterklasse, hat keine Ursache zu einem Zwist und wird niemals darauf ausgehen, einen Streit vom Zaun zu brechen. Sie ist mehr denn je überzeugt, daß ein Krieg, mag er auch von einem beschränkten nationalen Standpunkt aus noch so erfolgreich sein, vom wirtschaft-

Digitized by Google

lichen Gesichtspunkt aus eine vernichtende Katastrophe sein muß. Auch die leitenden Staatsmänner verschließen sich in keiner Weise der Notwendigkeit, die internationale Politik in versöhnendem Geist zu führen und die kleineren Differenzen durch taktvolles diplomatisches Vorgehen zu regeln. Dennoch besteht in beiden Ländern immer eine latente Gefahr, zum Teil infolge der aggressiven Anmaßung der unwissenden Chauvinisten, denen ein gewisser Teil der Presse zu Gebote steht, zum Teil wegen materielle Interessen. Hier ist der wahre Feind für uns beide und ebenso für andre Nationen. Je besser wir die Tatsachen kennen, um so besser werden die Völker imstande sein, sich ein eignes Urteil zu bilden, schlimmen Einflüssen entgegenzuwirken und zu betonen, daß die brüderliche Sympathie der Massen die leitende Kraft sein muß und nicht künstlich hervorgebrachte Feindseligkeit. Das ist eine Frage nicht für England und Deutschland allein, sondern für alle Großmächte, die gegen ihre besseren Neigungen in diesen ungesunden Rüstungswettbewerb hineingetrieben werden, der in allen Fällen eine Hintansetzung der Wohlfahrt der eignen Nation bedeutet.

Doch trotz aller schlechten Einflüsse, trotz des Krieges im nahen Osten und trotz der Gefahr, die die Interessen einiger Großmächte bedroht, ist in dem europäischen Konzert kein Anzeichen internationaler Uneinigkeit zu bemerken. Das ist sicherlich ein Triumph für einen vernünftigen Pazifismus. Diejenigen, die das Konzert wegen seiner Untätigkeit und Unfähigkeit tadeln, sollten einmal einen Augenblick innehalten und sich klarzumachen versuchen, was es heißt, sechs Regierungen in völliger Uebereinstimmung zusammenzuhalten. Jeder Schritt, jede Anregung, jeder Plan zum Handeln muß von jedem Botschafter an seine Regierung zurückberichtet werden. Die Lage wechselt täglich, beinahe stündlich. Neue unvorhergesehene Umstände und neue Schwierigkeiten entstehen in einer Lage, die in ihrer Kompliziertheit ohnehin schon verwirrend wirkt. Niemand kann erwarten, daß eine so gewaltige und schwerfällige Macht wie die vereinigte Meinung von sechs Regierungen schnell oder mit raschem Entschluß handelt. Es muß ständig beraten und es muß vertagt werden. Aber trotzdem bleibt die Verantwortung für den künftigen Zustand der Balkanhalbinsel auf ihnen ruhen. Sie haben in der Vergangenheit Fehler gemacht, und sie können mit Recht getadelt werden, daß sie durch den Berliner Vertrag eine Situation geschaffen haben, die die direkte Ursache des Blutvergießens der letzten Monate war. Kein außerhalb stehender Beobachter würde es wagen, auch nur vorzuschlagen, wie die Grenzen der verschiedenen Staaten gezogen werden, ob autonome Provinzen geschaffen oder wie die verwickelten Rassenprobleme behandelt werden sollen. Doch Europa muß sehen, daß die Verhältnisse eine endgültige Regelung erfahren. Keine Bevölkerungsgruppe sollte einer Regierung unterstellt werden, die ihr verhaßt ist und gegen die sie sich gegebenenfalls empören wird, andernfalls wird die Zukunft wieder neue Unruhen bringen. In dem gegenwärtigen Chaos bietet sich eine Gelegenheit, eine Abgrenzung zu schaffen, die mehr oder weniger lang bestehen wird; anderseits kann ein Druck von vielen Seiten zu einer interimistischen Regelung führen, die nicht vorhalten kann. Man braucht

Digitized by Google

keine Zeit zu verlieren mit dem Versuch, dem einen oder dem andern Staat Tadel zuzumessen. Es ist allerseits überreichliches Material vorhanden für jeden, der die Politik oder die Methoden irgendeines beteiligten Landes verdammen möchte. In England ist man stark geneigt, den von dem verstorbenen Lord-Salisbury aufgestellten Grundsatz aufrechtzuerhalten, daß kein den Türken abgenommenes Gebiet den Türken wiedergegeben werden sollte. Man findet, daß die Mächte in den letzten zwanzig Jahren übergeduldig mit der ottomanischen Regierung waren. Während dieser Zeit hat sich die Türkei so unfähig wie je gezeigt, die Christenvölker in ihrem Reich zu regieren. Während man mit vollem Recht sich in jeder Weise bemühen kann, ihr bei der Konsolidierung ihrer asiatischen Besitzungen zu helfen, wäre es ein verhängnisvoller Fehler, wenn man ihr gestatten wollte, ihre Grenze wieder weit nach Europa hinein auszudehnen. Auch die armenische Frage ist in den Vordergrund getreten, und auch hier haben die Mächte eine unmittelbare Verantwortung. Ein vernünftiger Plan zu einer Verwaltungsreform für diese entfernten Provinzen, deren Christen in der Vergangenheit unaussprechliche Grausamkeiten zu erdulden gehabt haben, ist eine dringende Notwendigkeit. Die Forderungen der Armenier selbst sind in keiner Weise extrem. Sie verlangen keine Autonomie; sie wünschen aber auch nicht das Versprechen von Reformen auf dem Papier, sondern die Ausführung eines von den europäischen Mächten sanktionierten und durchgesetzten Planes.

Der Zusammenbruch des Türkischen Reiches mag vielleicht unvermeidlich sein, aber die Zeit dazu ist noch nicht da, und die Pläne ehrgeiziger Staatsmänner, die von einer Aufteilung träumen, müssen beiseite geschoben werden. Rußland hat eine armenische und eine rumänische Grenze, und ein besonderes Interesse an der Durchfahrt seiner Schiffe durch die Dardanellen. Oesterreich hat eine serbische Grenze und überwacht scharf die Westküste des Adriatischen Meeres. Italien, das unlängst mit der Türkei Krieg geführt und sie eines Gebietes beraubt hat, ist ebenfalls an der Adriatischen Küste interessiert. Frankreich ist eine Mittelmeermacht mit Einfluß in Syrien. Deutschland hat in letzter Zeit seine Handelsinteressen in Kleinasien entwickelt und ist das Hauptagens bei der Förderung der Bagdadbahn. Großbritannien, das sich in Aegypten festgesetzt hat, das eine Flotte im Mittelmeer und viele Interessen in der Türkei hat, spielte bei den jüngsten Verhandlungen über den Abschluß des Friedens eine führende Rolle.

Doch in allen diesen Fällen, selbst in denen Rußlands und Oesterreichs, steht kein großes Prinzip auf dem Spiel, keine Rücksicht von vitaler Bedeutung für eine Nation und ihre nationale Ehre; deshalb sind die Probleme, so schwierig sie auch sein mögen, Material für diplomatische Unterhandlung, ob sie erfolgreich oder erfolglos sein mag, und in keinem Falle sollten die Regierungen eine nationale Animosität aufkommen lassen. Wenn auch die Regierungen dem alten Aberglauben huldigen mögen, daß die Gewalt ein entscheidender Faktor in internationalen Streitigkeiten bleibt, so hat doch der besonnenere und rationalistischere Glaube an friedliche Methoden zur Einigung zwischen zivilisierten Nationen im zwanzigsten Jahrhundert genug Boden gewonnen, um uns Vertrauen einzuflößen

Digitized by Google

zu den aufrichtigen Bemühungen unsrer modernen Staatsmänner und ihrem uneigennützigen Wunsch, alle Streitigkeiten friedlich zu schlichten und ihre Länder vor dem entsetzlichen Unheil und Gemetzel des Krieges zu bewahren.

Ueber die Zukunft der Türkei und die Beziehungen der Großmächte zu diesem Staate

Von

Karl Freiherr v. Richthofen

Der Marquis René Louis d'Argenson (1694—1757), Minister des Auswärtigen unter dem Könige Ludwig XV., sagt in seinen Memoiren: „Die erste große Umwälzung, die wahrscheinlich in Europa sich ereignen wird, wird die Eroberung der Türkei sein. Dieses Reich wird zu schwach und zu kraftlos durch seine schlechte Regierung, durch die Unmöglichkeit, daß sie besser werde, durch die Gewißheit, daß sie noch schlimmer sich gestalten wird. Alles lehnt sich auf in dem Ottomanischen Reiche. Jeden Tag wird ihm eine Feder aus dem Flügel genommen."

Wie viele andre seit Argenson haben das gleiche prophezeit! Ich will nur zwei eminente Persönlichkeiten erwähnen: der Zar Nikolaus I. von Rußland im Jahre 1853 wollte nicht, daß die Türkei ferner fortbestehe, und hätte, da ihr Verfall wie ihre Unterwerfung notwendigerweise einen europäischen Krieg herbeiführen mußte, am liebsten in Verständigung mit den Briten die Türkei friedlich geteilt, die orientalischen Verhältnisse in Frieden geordnet, dies war sein Steckenpferd, wie der Botschafter Freiherr Peter v. Meyendorf gesagt hat. Nach Nikolaus I. Meinung war die Türkei ein „schwerkranker Mann", man mußte sie anders behandeln wie andre Mächte, mußte sie einschüchtern, um sie gefügig zu machen. Er besprach sich mit dem britischen Gesandten Sir George Hamilton Seymour und glaubte fest, der Sultan werde sich seinen autokratischen Wünschen fügen. Alle Kabinette aber waren voll Neid auf Nikolaus Macht, die Briten wollten dieselbe schwächen, Napoleon III. wollte Frankreichs Ueberlegenheit wieder zu Ehren bringen, Oesterreich vergaß die Dankbarkeit für die Rettung von 1849 und schürte an den Westmächten, nur die leitenden Kreise in Preußen erklärten in erhabenster Tonart: „Wir können nicht anders, wir müssen mit Rußland gehen," um dann später nichts zu tun. Wir wissen, daß der Irrtum über das Befinden des kranken Mannes dem stolzen Besiegten schon 1855 das Leben kostete. Der Marquis Robert Arthur von Salisbury hat während der armenischen Krisis 1895 den schnellen Untergang der Türkei verkündet. Alle sind schlechte Propheten gewesen, und doch beinahe bei jedem entscheidenden, gefahrvollen Augenblick „wurde der Türkei eine Feder aus dem

Digitized by Google

Flügel genommen", so daß man jetzt fragen könnte, wenn man das Bild beibehalten will, bei welcher Feder sind wir heute angelangt.

Die gegenwärtige Krise, in der die Großmächte und die Balkanstaaten der Türkei in Europa nur knapp 38000 qkm und mit einschließlich Konstantinopel kaum 1,6 Millionen Einwohner belassen wollen, ist ein Entscheidungs- und Wendepunkt, der sich auf das ganze Ottomanische Reich erstreckt und dessen Folgen in ganz Europa sich fühlbar machen werden. Man muß zuerst die allgemeine Entwicklung der türkischen Politik der letzten Jahre und dann die Maßnahmen der Großmächte in bezug auf diese türkische Politik in Betracht ziehen. Dies ist in Wahrheit keine leichte Aufgabe, denn die natürlichen und bleibenden Zustände und Beschaffenheiten, die die Bedeutung der türkischen Angelegenheiten in der Weltpolitik ausmachen, ergeben gleichzeitig ihre außerordentliche Zusammengesetztheit und Verwicklung. Die Lösungen sind im Orient niemals einfach, wenn sie auch manchmal noch so leicht erscheinen könnten und diejenigen, welche einfache Lösungen zu entdecken glauben, wiegen sich in Trugbilder der Phantasie ein. Von London nach Bombay befindet man sich in dem Bereich der türkischen Angelegenheiten, und man kann sagen, daß es keine politischen Kombinationen, keine große Bündnispläne gibt, die Europa seit einem Jahrhundert beschlossen hat, in denen die türkischen Angelegenheiten nicht als hauptsächlicher Faktor eingetreten wären. Ueber diese in Uebereinstimmung zu sein, über die auf der Balkanhalbinsel zu befolgende Politik oder wenigstens über diesen Punkt einen Modus vivendi zu finden, ist stets die notwendige, unerläßliche Bedingung zu jedem festen und dauerhaften Bündnis oder zu jedem aufrichtigen Einverständnis gewesen.

Die weitausschauende Politik des Sultans Abd ul Hamid II. hat seit 1876 bis zu seiner Absetzung 1909 niemals auf die Anwendung der Maxime „Divide et impera" verzichtet und es niemals als ein erfreuliches Ereignis hinnehmen können, wenn sich die Reibungsflächen zwischen andern Staaten verminderten. Mit dieser Politik, zu der sich Freundschaftsbezeigungen, Gefälligkeiten, Höflichkeiten, große Gastfreundschaft und wertvolle Geschenke gesellten, hat er zwar nicht den unglücklichen, ihm zu Anfang seiner Regierung aufgebürdeten Krieg mit Rußland und den glücklichen Krieg mit Griechenland, wohl aber z. B. einen Krieg mit Italien und die Einmischung andrer Mächte in türkische Verhältnisse vermeiden können.

Als im April 1909 der Sultan Abd ul Hamid die Nationalversammlung ob ihrer wohl erklärlichen, gänzlich negativen Arbeit im Einverständnis der Würdenträger und der Truppen in Konstantinopel auflösen, aber keineswegs die Verfassung abschaffen wollte, unternahm es der General Mahmud Schefket Pascha, die Offiziere und Soldaten seines Armeekorps unter dem Vorwande, die Verfassung sei in Gefahr, gegen ihren Sultan und Kalifen und ihre Kameraden in der Hauptstadt aufzuhetzen, und dorthin zu marschieren. Am 25. April wurde Konstantinopel genommen. Der Sultan Abd ul Hamid, der bis dahin den General Schefket mit Gnadenbeweisen überhäuft hatte, geriet in Gefangen-

Digitized by Google

schaft, an seine Stelle wurde ein Werkzeug der nunmehrigen Machthaber, der jüngere Bruder Abd ul Hamids, auf den Thron erhoben. Welches waren die Beweggründe zum endlichen Sturze Abd ul Hamids? Die sogenannten Jungtürken hatten in jahrelanger Arbeit den Thron unterminiert, um zur Macht und an die Krippe des Staates zu gelangen und die gutbesoldeten Staatsämter zu erhalten. Vaterlandsliebe, wie vorgegaukelt wird, hat mit der ganzen Sache nichts zu tun. Ich habe als türkischer Diplomat in der Schweiz auf Befehl des Sultans Abd ul Hamid Jahre hindurch mit vielen Jungtürken verhandeln müssen. Ich bin der einzige Deutsche, dem somit Gelegenheit gegeben worden ist, diese gründlich kennen zu lernen. Und wenn ich den schweren Vorwurf erhebe, daß Patriotismus nicht die Triebfeder ihrer Handlungen war und noch heute nicht ist, so habe ich dafür zahlreiche, nicht wegzuleugnende Beweise. Ich habe aus dieser leider gewonnenen Ansicht nie ein Hehl gemacht. Bereits im Jahre 1901 in einem meiner Berichte an Seine Majestät den Sultan findet sich der Satz: „Wenn es das Unglück wollte, daß diese Leute, die die in der Schweiz und Frankreich üblichen hohlen Phrasen über Freiheit, Brüderlichkeit und Gleichheit eingesogen haben und die nur die Gier nach dem Gelde treibt, je in ihrem Vaterlande zur Macht gelangen, so werden sie in kurzer Zeit den Staat an den Rand des Abgrundes bringen." Ich bedaure sehr, daß ich mich nicht getäuscht habe. Schon nach der Revolution vom Juli 1908 und noch viel mehr nach der von 1909 ist das jungtürkische Komitee „Einheit und Fortschritt" die maßgebende politische Macht in der Türkei, es überwacht, leitet, beherrscht den Sultan, die Regierung und sämtliche Militär- und Zivilbehörden und ist somit die allmächtige, unverantwortliche Nebenregierung. Zunächst möchte ich einer Meinung entgegentreten, als ob der jetzige Sultan den Umtrieben der Jungtürken gegen seinen erlauchten Bruder vollkommen fern gestanden habe. Im Jahre 1900 hat bereits der damalige Mehmed Reschid-Bei den in Genf weilenden Jungtürken ein in verschiedenen Artikeln ausgearbeitetes Programm übermittelt, das wohldurchdachte Anleitungen zur Herbeiführung des Sturzes des Sultans Abd ul Hamid enthält. Die Jungtürken an die Herrschaft gelangt, unternahmen nun ganze Arbeit. Von den vielen Fehlern, die sie bis heute begangen haben, will ich nur einige charakterisieren. Die Armee wurde vollständig zerrüttet. Die Regimenter, die ihren Herrscher und Kalifen gegen die Rebellen Mahmud Schefket Paschas treu verteidigt hatten, wurden aufgelöst, ein Teil der Mannschaften gehängt, ein andrer in Ketten gelegt und zum Wegebau verwendet. Die dem Sultan Abd ul Hamid treugebliebenen Offiziere teils gehenkt, teils in die Verbannung mit keiner oder geradezu kläglicher Pension meist nach Kleinasien gesendet. Die jungtürkischen Offiziere konnten daher außergewöhnlich schnell zu den höheren Posten befördert werden. Bis zur Bekanntmachung der Verfassung, von der seit langer Zeit kein Mensch mehr spricht, waren Christen und Juden vom Militärdienst befreit. Nun wurden auch diese gemäß dem Gleichheitsgrundsatze in die Armee eingereiht. Ein großer Fehler. In den Schlachten bei Kirkilisse und auf der Linie Bunar Hissar-Lüle Burgas Ende

Digitized by Google

Oktober 1912 waren es die christlichen und jüdischen Soldaten im türkischen Heere, die die Unordnung, die plötzliche Bestürzung und Panik veranlaßten. Für Ausbildung der Artillerie, dann für Verpflegung und Ausrüstung der Truppe während des Krieges ist von den Jungtürken so gut wie nichts geschehen.

Und ihre äußere Politik! Der Krieg mit Italien und der Verlust von Tripolis kommt ganz allein auf das Konto der Jungtürken. Sie ließen sich betören, daß Italien keinen Handstreich auf Tripolitanien wagen und weder ein Schiff noch ein Bataillon nach Tripolis senden werde, sie zogen 4000 Mann Truppen aus Tripolis zurück und vernachlässigten die Senussi gänzlich, jene mohammedanischen Fanatiker, deren Einfluß sich von der Siwah Oase bis zum Senegal und nach Jemen erstreckt. Der deutsche Reisende Gerhard Rohlfs hat im Jahre 1880 Italien energisch angeraten nach Tripolis zu gehen. Ihm wurde, wie er berichtet, von den maßgebenden Persönlichkeiten in Rom geantwortet: „Italien werde sich hüten, zu einer militärischen Besetzung von Tripolis zu schreiten, solange der Sultan Abd ul Hamid regiere." Die Italiener wußten sehr wohl, daß Abd ul Hamid bei den Araberstämmen in Tripolitanien, namentlich bei den mächtigen Senussi, die alljährlich mit reichlichen Geschenken und Waffensendungen bedacht wurden, großes Ansehen und unbedingten Gehorsam genoß. Nach der Absetzung Abd ul Hamids erfuhr Rom, daß die Senussi den Sultan Mehmed V. für einen Thronräuber und die Jungtürken für verabscheuungswürdige Rebellen halten, und so glaubte es den richtigen Moment gekommen, um diese alte Provinz Afrikas, die ehemals ebenso wie Sizilien seine „Kornkammer" war, wieder zu erobern. Die Jungtürken begriffen nicht, daß dieser nordafrikanische Zankapfel für die Türkei Lebens-, Einfluß- und Ansehensfrage, und eine Niederlage gleichbedeutend mit der Vogelfreierklärung türkischen Besitzrechts war, begriffen nicht, daß der Verlust der letzten afrikanischen Besitzung geradezu ein tödlicher Schlag für den Nimbus des türkischen Kalifats von Stambul in der ganzen arabisch-islamitischen Welt werden mußte.

Der größte Fehler der jungtürkischen Regierung ist und bleibt ihre Abkehr von der bereits erwähnten, meisterhaft geübten Politik Abd ul Hamids, einen Staat gegen den andern auszuspielen und so ein Bündnis der Staaten gegen die Türkei zu verhindern. Bei den Balkanstaaten hätte diese Taktik Abd ul Hamids infolge des glühenden Hasses, den diese christlichen Staaten untereinander hegen, noch lange Jahre erfolgreich betrieben werden können. Statt einem Balkanbunde mit allen erdenklichen Mitteln entgegenzuarbeiten, beförderte die neue ottomanische Regierung ein Einverständnis unter den Balkanmächten, weil sie glaubte in dem Bunde mit aufgenommen und dadurch aller Angriffe und Belästigungen von dieser Seite enthoben zu werden. Dieser Fehler führte hauptsächlich den Verlust großer Länderstrecken in der europäischen Türkei herbei. Die Jungtürken haben ihrem Lande nichts Neues gegeben, als einen Wulst der in Genfer und Pariser Cafés gesammelten Phrasen. Sie haben dem türkischen Volke aber auch das letzte genommen: die religiösen Ueberzeugungen, die berufen waren, das Türkenreich noch einmal zu kräftigen.

Digitized by Google

Die Schlußworte des mexikanischen Ministers der auswärtigen Angelegenheiten Don Lucas Alaman in seiner berühmten „Historia de Mexiko“ (1852) lauten: „Mexiko wird jedenfalls ein glückliches Land werden, weil seine natürliche Beschaffenheit dies bedingt, aber niemals durch die Rassen, die heute es bewohnen.“ Don Lucas Alaman hat recht und ich desgleichen, wenn ich sage: „Die Türkei wird jedenfalls ein glückliches Land werden, weil seine natürliche Beschaffenheit dies bedingt, aber niemals durch die Leute, die heute es regieren.“ Die Hauptbedingung für eine glückliche Zukunft des Osmanischen Reiches, das noch eine große Lebenskraft besitzt, ist, die Regierung des Landes in die Hände ehrenwerter kluger Männer, an denen es nicht fehlt, zu bringen.

Wie waren seit Anfang dieses Jahrhunderts und wie sind jetzt die Beziehungen Deutschlands zu der Türkei? Der Sultan Abd ul Hamid war ein Freund und Verehrer des Deutschen Kaisers, und dadurch wurde es der deutschen Diplomatie nicht schwer, zwar keinen dominierenden Einfluß, aber doch ein sehr freundschaftliches Verhältnis mit dem Osmanischen Reiche aufrechtzuhalten. Merkwürdigerweise glaubten selbst solche, die als genaue Kenner der türkischen Verhältnisse galten, nicht an die von mir behaupteten Gefahren. So schrieb der bekannte, jetzige Generalfeldmarschall Freiherr C. von der Goltz noch am 20. Oktober 1906 in einem in der Nummer 42 der Zeitschrift „Die Woche“ erschienenen und „Sultan Abd ul Hamids Lebensarbeit“ betitelten Artikel in völliger Verkennung der wirklichen Verhältnisse wörtlich folgendes: „Es gibt kein revolutionsunfähigeres Volk als die Türken. Auch der fortgeschrittenste Türke ist immer noch weit davon entfernt, antimonarchisch zu denken. Die „jungtürkische Partei“, die umsturzlüstern sein soll, existiert überhaupt nur in den Köpfen europäischer Journalisten, nicht aber in Wirklichkeit.“

Anscheinend kam der Umschwung in der Türkei 1908 und 1909 dem Berliner Auswärtigen Amt unerwartet. Und nun geschah leider ein sofortiges Umsatteln. Fast in der ganzen deutschen Presse wurden die Jungtürken als Befreier ihres Vaterlandes von absolutistischem Joche, als glückverheißende Reformatoren, als Urheber und Organisatoren einer neuen, verjüngten, freien Türkei begeistert gefeiert. Persönlichkeiten, die in der Revolution und bei der Absetzung des Sultans eine hervorragende Rolle gespielt hatten und die tatsächlich nichts andres waren als egoistische Rebellen und Eidbrüchige gegen ihren Kaiser und obersten Kriegsherrn, wurden umschmeichelt. Es kann daher nicht wundernehmen, wenn unser Einfluß und unser Ansehen in der Türkei sehr gelitten hat. Eine Gelegenheit, etwas Vertrauen wieder herzustellen, ist jetzt gegeben, wenn unsre Regierung endlich etwas Selbständigkeit zeigt und sich jeglichen Druckes auf die Türkei zwecks Herausgabe der wiedereroberten zweiten Hauptstadt Adrianopel enthält. Das würde auch dem Willen des deutschen Volkes entsprechen, und bekanntlich ist der schlechteste Diplomat immer derjenige, der sich am weitesten von dem Willen des Volkes entfernt. Und wir Deutsche brauchen wahrlich dieses Vertrauen, denn unser politisches und noch weit mehr unser wirtschaftliches Interesse ist mit der Türkei verknüpft, das politische wegen des Mittelmeers und der Zu-

Digitized by Google

fahrtstraße nach Kleinasien, das wirtschaftliche wegen Kleinasien. Man kann diese wirtschaftlichen Interessen nach drei Geschäftskreisen einteilen, die natürlich in der Praxis eng miteinander verbunden sind: Erstens die Handelsinteressen, zweitens die Finanzinteressen, drittens die Unternehmungsinteressen. Bemerken will ich gleich, daß Frankreich der Hauptgläubiger der Türkei ist, wo die Kleinigkeit von 2 Milliarden 263 Millionen wohlgezählter französischer Franken liegen; Deutschland ist „nur" mit 1500 Millionen und England mit 900 Millionen interessiert. Der Handelsverkehr Deutschlands mit der Türkei hat in den letzten zwölf Jahren einen bedeutenden Aufschwung genommen, den die folgenden Ziffern zeigen:

	in Millionen Mark	
	1900	1912
Einfuhr aus der europäischen Türkei . . .	8,3	23,2
„ „ „ asiatischen „ . . .	22,1	46,3
Ausfuhr nach der europäischen „ . . .	23,1	74,8
„ „ „ asiatischen „ . . .	11,1	33,5

In der Einfuhr spielen Südfrüchte, Tabak, Rohseide, Baumwolle, Kaffee, Häute und Felle, Sämereien, Teppiche, in der Ausfuhr Eisenwaren, Eisenbahnmaterial, Maschinen, Waffen, Kurzwaren, Kleidungsstücke, Tuche, Papier die Hauptrolle. Den Schiffahrtsverkehr mit der Türkei vermittelt zum größten Teil die mit vieler Rührigkeit und Umsicht von dem Geheimen Legationsrat a. D. v. Jakobs geleitete Deutsche Levante-Linie.

An den türkischen Finanzen ist Deutschland, wie gesagt, durch eine starke Beteiligung an Anleihen interessiert. In bedeutendem Maße ist ferner deutsches Kapital an der Finanzierung türkischer Unternehmungen, besonders Bahnbauten, beteiligt. So ist die Anatolische Eisenbahn-Gesellschaft seitens deutscher Kapitalisten mit einem Aktienkapital von 108 Millionen Mark und ein Obligationenkapital von 124 Millionen Mark belehnt. Sowohl diese Anatolische wie die Bagdadbahn-Gesellschaft, die über ein Kapital von 12 Millionen Mark verfügt, und deren Bau vom ottomanischen Staate mit Geldbeihilfen unterstützt wird, ist unter Führung der Deutschen Bank zum großen Teil mit deutschem Kapital ausgerüstet worden. Zu dem Finanzierungs- und Beteiligungsbereich der Deutschen Bank gehören ferner die Mazedonische Bahn, die Betriebsgesellschaft der orientalischen Eisenbahnen, die Gesellschaft für elektrische Unternehmungen in der Türkei. Unter dem Einfluß der Deutschen Orientbank steht die Metropolitain-Tunnel-Gesellschaft in Konstantinopel. Durch die Fertigstellung der Bagdadbahn wird ein großes Getreideausfuhrgebiet erschlossen, während sich dagegen hier für die Einfuhr industrieller Artikel ein neues Absatzgebiet eröffnet. Für unsern deutschen Handel ist es daher von größter Wichtigkeit, daß die Tarifsätze der neuen türkischen Bahnen seine Interessen nicht verletzen.

Entsprechend der großen Beteiligung deutschen Kapitals werden auch die Bauten in der Türkei vorwiegend von deutschen Firmen ausgeführt.

Unsre Bankwelt, die gleichermaßen den Finanzinteressen, dem Handel und

Digitized by Google

den Unternehmerfirmen dient, ist in der Hauptsache durch drei Banken in der Türkei — sowohl in der Hauptstadt wie in einigen andern türkischen Städten — und zwar durch die Deutsche Bank, die Deutsche Orientbank und die Deutsche Palästina-Bank, letztere zu dem sog. Fürstenkonzern gehörend, vertreten.

Diese kurzgefaßte Darstellung zeigt zur Genüge, wie bedeutend die wirtschaftlichen Interessen sind, die für Deutschland in der Türkei auf dem Spiele stehen.

Trotz der Verkleinerung der europäischen Türkei muß die deutsche Diplomatie aus politischen und wirtschaftlichen Gründen die Freundschaft mit der Türkei wieder erobern; die christlichen Balkanstaaten werden Deutschland meist nur Ungelegenheiten und Unannehmlichkeiten und recht geringen Nutzen und Vorteil bringen.

Frankreich hat zunächst moralische Interessen in der Türkei, die aus der Zeit der Kapitulationen (völkerrechtliche Verträge, die in früheren Zeiten zwischen der Türkei und den fremden Mächten abgeschlossen wurden und zumeist die Stellung der dort lebenden sog. Franken betrafen) und des katholischen Protektorats herstammen. Dank der abgeschlossenen Verträge und der Gebräuche hat Frankreich im Orient seit dem sechzehnten Jahrhundert (die erste Kapitulation wurde 1535 vereinbart), man kann sogar sagen seit dem dreizehnten, eine Rolle gespielt, die die neuzeitigen Stellungen und Verpflichtungen der Politik neugestaltet und eingeschränkt haben, aber die für Frankreich ein Beistand kostbaren Einflusses bleibt. Infolge dieser Verträge und Gebräuche besitzt es im Ottomanischen Reiche nicht allein das Recht, selbst alle Franzosen, sondern auch den größten Teil der fremden Klosterbrüder zu beschützen, sowie die von ihnen geleiteten Unterrichts- und Versorgungsanstalten und auch verschiedene Kategorien türkischer Untertanen, wie Maroniten, Melchiten, Chaldäer, Armenier und Mirditen.

Die Bedeutung der unter dem Schutze Frankreichs stehenden Anstalten kann man aus einigen Zahlen entnehmen. Die von den Franzosen beschützten geistlichen Orden, die Jesuiten und Lazaristen in Syrien, die Brüder, die sich dem Elementarunterrichte in Smyrna und Konstantinopel widmen, die Kapuziner in Mesopotamien und Arabien, die Assumptionisten in Jerusalem — ich führe nur die bedeutendsten an — bestehen nach der jüngsten Statistik aus 110000 Mann, die die französische Sprache erlernen und im Geiste französischer Ansichten sich heranbilden. Diesen Schülern der Klosterbrüder gesellen sich seit einigen Jahren bei diejenigen der weltlichen oder Laienwerke, der Alliance française, des israelitischen Weltbundes und des Laien-Missionshauses. Ueber den Elementarschulen, die natürlich in der Mehrzahl sind, stehen die Mittelschulen, nämlich die Gymnasiums von Konstantinopel und Port Said, die Lyzeums von Kairo, Saloniki, Galata-Serai und Alexandrien, die für das französische Bakkalaureat vorbereiten; dann kommen die höheren Bürger- oder Stadtschulen (die Seminarien von Beirut, Jerusalem, Konstantinopel, Mossul, die Schule Jules Ferry, die Schule des Israelitenbundes), die die Lehrer für die Elementarschulen ausbilden; endlich die

Digitized by Google

Hochschulen: die medizinische und orientalische Fakultät in Beirut, die Fakultät für biblische Studien in Jerusalem, die juristische Fakultät in Kairo. Diese Hochschulen sind mächtige Faktoren französischer Wirksamkeit. Neben allen diesen Schulen entfalten französische Versorgungsanstalten vornehmlich durch Frauen eine rührige Tätigkeit. Die Jungfrauen des St. Vinzenz von Paula, die Damen von Nazareth, die Schwestern des heiligen Joseph, die Kleinen Schwestern der Armen, Dominikanerinnen, Franziskanerinnen, Karmeliterinnen (auch hier kann man nicht alle nennen) leiten mehr als 300 Hospitale, Waisenhäuser und Kinderschulen.

Das ist das moralische Interesse, das Frankreich an die Türkei knüpft, das materielle Interesse ist nicht weniger schätzbar und nennenswert. Im Handel sind die Franzosen seit langer Zeit durch die Engländer und seit kurzem auch durch die Deutschen überflügelt. Aber die in der Türkei verwendeten französischen Kapitalien sind sehr bedeutend. Zu den Anleihen und Konvertierungen von 1855, 1868, 1890, 1891, 1893, 1894, 1896, 1905, 1906, die eine Gesamtsumme von 1204 Millionen ausmachen, hat Frankreich allein 846 Millionen Franken hergegeben. Dazu kommen die Hälfte des Kapitals der Ottomanbank mit 63 Millionen Franken, die Eisenbahnen Smyrna—Cassaba mit 71 Millionen, Jaffa—Jerusalem mit 18 Millionen, Damas—Hamah mit 121 Millionen, Saloniki—Junktion mit 127 Millionen, Bagdad mit 5 Millionen; dann die Minen von Heraklea 20 Millionen, von Selenitza 600000 Franken, die Kais von Smyrna 11 Millionen, von Beirut 14 Millionen, von Konstantinopel 37 Millionen, die Wasserleitung von Konstantinopel 17 Millionen, die Tabakregie 16 Millionen. Diese Aufzählung ist keineswegs vollständig, aber die Gesamtsumme erreicht zwei Milliarden zweihundertdreiundsechzig Millionen Franken. Man sieht, daß auch Frankreich an dem Bestande der Türkei das regste Interesse haben und eine Schwächung des Ottomanischen Reiches einen unermeßlichen Schaden Frankreichs herbeiführen muß.

Seit dem Raube von Tripolitanien sind die Beziehungen zwischen Italien und der Türkei zwar äußerlich korrekt, doch natürlich sehr getrübt. Doch ist das politische Interesse Italiens und Oesterreichs in noch verstärkterem Maße mit der Türkei verknüpft wie Deutschland und Frankreich, weil Italien eine fast ausschließliche Mittelmeermacht ist und weil Oesterreich nur vom Mittelmeer bespülte Küsten besitzt, dort also sein Zugang zur Welt liegt. Wir Deutsche haben kein Interesse daran, daß die ganze Osthälfte des Mittelländischen Meeres von rein slawischen Händen besetzt wird. Wir müssen verlangen, daß der uns verbündete halbdeutsche Staat Oesterreich an dem Mittelländischen Meere Fuß faßt, daß wir nicht durch eine Mauer von slawischen Staaten, die immer unsre Feinde bleiben werden, abgeschlossen werden vom Zugang zum Orient. Das soll der Grundgedanke unsrer Orientpolitik sein. Ein Mittel dazu ist, daß wir Deutsche gute Freunde der Türkei sein müssen, denn die Türkei ist der einzige Damm, der sich dem Ausdehnen der slawischen Länder entgegenstreckt.

Italien und Oesterreich sind in der Türkei mit verhältnismäßig geringen

Digitized by Google

Summen engagiert, Italien mit 56 Millionen, Oesterreich mit 72 Millionen Mark, doch haben beide eine große Anzahl ihrer Staatsangehörigen, die in der Türkei lohnende Beschäftigung gefunden haben. In der Gesamttürkei befinden sich nach Schätzung der türkischen Regierung über eine Million Italiener und eine halbe Million Oesterreicher. Dies allein müßte die beiden Staaten veranlassen, einer Schwächung der Türkei entgegenzuarbeiten. Die Oesterreicher sind durchweg in der Türkei beliebt; wer wollte leugnen, daß auch unter den in der Türkei weilenden Italienern viele davon anständige, ehrliche, brave Leute sind. Wenn aber die Zeitung „Tribuna" meint, daß die Italiener „christliche Kultur, Gesittung und Bildung" im Orient verbreiten, wenn man die Tausende von Italienern, die als Erdarbeiter und Maurer unersetzlich sind, und fünf Sechstel ihres Verdienstes in die Heimat senden, in den verschiedenen Orten der Türkei gesehen hat, so wird man wohl den Ausspruch der „Tribuna" kaum ernst nehmen können.

Großbritannien ist mit 720 Millionen Mark in der Türkei interessiert. Trotzdem hat es sich seit langer Zeit der Türkei gegenüber nicht freundlich gezeigt. Großbritannien will die Hohe Pforte möglichst dominieren, möchte, da die türkische Herrschaft in Arabien auf sehr schwachen Füßen steht, das türkische Arabien an Aegypten angliedern und somit der tatsächliche Herrscher über die heiligen Stätten von Mekka und Medina werden. Großbritannien weiß, daß der Sultan dort zwar seine nominelle Oberhoheit anerkannt sieht, er aber dies nur durch die Geschenke und hohen Gehalte erreicht, welche er dem Großscherif, seiner Familie und andern religiösen Beamten in Mekka und Medina gibt. Auf die vom Euphrat und Tigris durchflossene Gegend, den „Garten der Alten Welt", will Großbritannien seine mächtige Hand legen. Eine Schwächung der Türkei wird von Großbritannien nicht ungern gesehen, eine völlige Zertrümmerung der Türkei bietet dagegen eine außerordentliche Gefahr für das britische Weltreich. Eine aus fanatisch-religiösen Gründen in Britisch-Indien hervorgerufene Bewegung kann die Erhaltung dieses Besitzes in Frage stellen. Hindus und Mohammedaner treten auf das entschiedenste für eine Verständigung beider Gruppen ein und machen aus dem gemeinsamen Gegensatz gegen das britische Regiment kein Hehl. Dies hat auch seinen Grund unzweifelhaft in der stark antitürkischen Haltung der britischen Regierung während der letzten Monate. Was die letzten Ziele der britischen Vielgeschäftigkeit in der Türkei sind, das ist schwer zu verstehen. Das britische Staatswesen ist sehr verwickelter Natur, und die Interessen kreuzen sich vielfältig, auch ist die Bewunderung für den jetzigen Kurs in England keineswegs einstimmig. Britanniens Herrschaft erstreckt sich über die gesamte Erde, wo es nicht unmittelbar gebietet, da ist es mit seinem Kapital ansässig. Aus diesem unermeßlichen Besitz zieht es den Hauptteil seines Reichtums wohl mehr als aus seiner Industrie und selbst seinem Handel. Es hat zweifellos von allen Nationen das größte Interesse an der Aufrechthaltung des Weltfriedens. Von dem britischen Weltreich ist die britische Insel der wichtigste Teil, doch das Schwergewicht des bestimmenden Einflusses verschiebt sich mehr und mehr zugunsten der großen Kolonien.

Digitized by Google

Kanada, Südafrika und Australien verlangen ihren Anteil an der allgemeinen Führung der Reichsgeschäfte; sie sind bereit, für das Britische Reich einzustehen, doch die Politik kriegerischer Abenteuer weisen sie aus naheliegenden Gründen zurück. Es ergibt sich hieraus, daß die türkische Regierung die an ihre Adresse seitens des britischen Staatssekretärs Grey von Zeit zu Zeit gerichtete Drohungen, so namentlich die, Adrianopel zu räumen, ruhig unberücksichtigt lassen kann. Eine militärische Aktion Großbritanniens gegen die Türkei ist nicht zu erwarten.

Anders liegen die Dinge in den Beziehungen Rußlands zur Türkei. Ganz wie Nikolaus I. im Jahre 1853 denkt auch jetzt Nikolaus II., man müsse die Türkei anders behandeln wie andre Mächte, man müsse sie einschüchtern, um sie gefügig zu machen. Wie Nikolaus I. schiebt er sein angemaßtes Schutzrecht über die orthodoxen Untertanen des Sultans vor und „montiert" — wie Edwin v. Manteuffel 1853 sagte — sein Volk für diese religiöse Frage. Zu einer bewaffneten Intervention wegen Adrianopel könnte Nikolaus II. — ganz wie 1853 Nikolaus I. — durch den Wunsch bewogen werden, seine deutsche Abstammung vergessen zu machen. Bei der 300jährigen Jubelfeier der Romanows sind trotz allen Schaugepränges, trotz allen Festlichkeiten viele Stimmen in Rußland laut geworden, daß ihr Zar tatsächlich kein Romanow sei. Mit der Kaiserin Elisabeth erloschen am 5. Januar 1762 die Romanow, worauf die deutsche Linie Holstein-Gottorp auf den russischen Thron gelangte. Und dann möchte man in Rußland nach der Niederlage gegen Japan das militärische Prestige durch eine glückliche, kriegerische Aktion in den Augen Rußlands und der Welt heben. Vielleicht auch, daß man in Rußland die Gelegenheit für günstig hält, die Dardanellenfrage aufzurollen. Da aber der Bundesgenosse Frankreich sich zu diesen russischen Anwandlungen sehr reserviert, ja abwehrend verhält, da ferner alle andern Mächte eine russische bewaffnete Intervention und namentlich England das Aufrollen der Dardanellenfrage keineswegs gern sehen, gutheißen oder unterstützen würden, so braucht auch hier die Türkei sich nicht zu beeilen, den Wünschen Rußlands nachzugeben und kann abwarten, wie sich die Dinge entwickeln.

Um die Zukunft der Türkei glücklich und dauernd zu gestalten, muß die türkische Regierung zunächst auf die Verteidigung ihrer Hauptstadt, der Dardanellen und des Landteils bedacht sein, der ihr in Europa verbleibt. Hoffentlich erweist sich der traditionelle Drang nach Konstantinopel bei den gänzlich veränderten Machtverhältnissen und Interessengruppierungen als veraltet. Aber nicht allein aus politischen Gründen wäre die Vernichtung dieses letzten Teils der europäischen Türkei, der hoffentlich auch Adrianopel in sich schließen wird, ein großer Fehler. Konstantinopel muß ein reserviertes Terrain, ein allgemeiner Stapelplatz des Handels, ein allen Flaggen geöffneter Hafen, soll des Sultans bleiben. Jede andre Macht würde hier, wo sich der vernünftige Ungläubige wohler als in irgendeinem geeichten Kulturzentrum fühlt, Reformen einführen und den Reiz der einzigen Stadt vernichten. Den Reiz, der im veilchenblauen

Digitized by Google

Aether Allahs, in den sonnenbestrahlten Straßen, in der Fülle der Buntheit der Erscheinungen und dem aufgeregt geschäftigen Müßiggang der Menschen liegt. Fällt Stambul in die Hand der Ungläubigen, dann ist Europa entgöttert, weil dann die heilige Ordnung offiziell überall gesiegt hat.

Deutschlands Interesse in der Türkei muß offenbar verhüten, daß dieses Reich der Raub und die Beute andrer großen Staaten wird und dadurch ein oder mehrere europäische Reiche einen Zuwachs an Macht erhalten, welcher die Statik der Kräfte und das nötige Gleichgewicht stören würde. Dieses Interesse muß uns veranlassen, eine Politik zu verfolgen, die zwei Dinge betreibt: einerseits die Türkei in seinem jetzigen Besitzstande und seinen gegenwärtigen Grenzen aufrechtzuerhalten und für die Einführung unentbehrlicher Reformen Sorge zu tragen.

Ich weiß wohl, daß die Reform, die verbessernde Umgestaltung der Türkei, in Politik, die Quadratur des Kreises ist. Generationen von Staatsmännern haben sich damit hartnäckig abgemüht, haben sich abgenutzt als unbewußte oder manchmal freiwillige Phantasten. Trotzdem gibt das Beispiel von wirklich erzielten guten Resultaten den Mut, die nachstehenden Reformen anzustreben. Bei diesem Werke kann Deutschland eine um so ersprießlichere Mitwirkung ausüben, als man sich überzeugen wird, daß sie unparteiisch und uneigennützig ist. Es wäre zu wünschen, daß unsre Diplomatie ihre Mithilfe hierzu mit möglichster Sicherheit und Festigkeit und großem Verständnis bringen möchte.

Diese wichtigen Reformen sind:

Die Türkei muß von den europäischen Nationen, gemäß der Spezialität jedes derselben, die Einrichtungen entnehmen, die sich am besten eignen, um die verschiedenen Zweige der türkischen Verwaltung zu reorganisieren.

Jede Einmischung in die Politik muß jedem Beamten und jedem Offizier streng untersagt sein.

Die Befugnisse der Behörden der türkischen Provinzen müssen erweitert werden.

Der Schulunterricht, Bildung und Wissen müssen auf die praktischste Art verbreitet werden.

Die kommerziellen und industriellen Unternehmungen müssen erleichtert und begünstigt und der Landwirtschaft ein Aufschwung und rasche Entwicklung dadurch gegeben werden, daß man ihr durch besondere und finanzielle Gesetze Beistand gewährt und landwirtschaftliche Kassen und Hauptmagazine und Speicher in allen Teilen des Reiches einrichtet. Man muß von den durch diese Mittel geschaffenen neuen Quellen Vorteil ziehen, um die Lage von Tausenden Familien zu verbessern, deren Häupter oder Stützen nach dem Siege der Jungtürken entlassen und fortgejagt worden sind, und um auch vielen Beamten und Offizieren zu Hilfe zu kommen, die heute durch die Machenschaften der Jungtürken tatsächlich brotlos sind.

Wer die Türkei kennt, wird zugestehen müssen, daß die Bureaukratie dort eine soziale Frage ist, die man keineswegs leicht behandeln dürfte.

Digitized by Google

Der Staatshaushalt muß in seinen Einnahmen und Ausgaben unbedingt ins Gleichgewicht gebracht werden, nicht durch neue Steuern, sondern durch kluge Ausnutzung der natürlichen Schätze des Landes.

Alle Zöpfe, alle Kleinigkeitskrämereien, die einer veralteten, kurzsichtigen, engherzigen Beamtenwirtschaft anhaften, welcher namentlich in der Türkei das Verständnis für die praktischen Bedürfnisse des Volkes gebricht, müssen ausgerottet und das Räderwerk der Verwaltung muß in jeder Hinsicht vereinfacht werden. Folglich müssen die Gesetze abgeändert oder aufgehoben werden, die der Verwirklichung der Fortschritte in der Verwaltung hemmend entgegenstehen.

Auf gerechte Weise soll die Beförderung aller Beamten und Angestellten geregelt und gehandhabt werden.

Die Regierung, die es sich angelegen sein läßt, dieses Programm gebührend auszuführen, indem sie die Grenzen desselben bei sich ergebender Notwendigkeit erweitert, müßte als Devise „Gleichheit und Gesetzmäßigkeit" haben und in ihrer Mitte einige Personen in sich schließen, die eine genaue Kenntnis europäischer Verhältnisse besitzen und imstande sind, mit fortschrittlichem und methodischem europäischen Verständnis zu arbeiten.

Um die Ausführung eines solchen Programms zu erleichtern, müßten die Großmächte gewisse wirtschaftliche Beschränkungen der Kapitulationen, so die fremden Postämter, abschaffen, welche ernsthafte Hindernisse zur finanziellen Verbesserung und zur Verwirklichung des Programms bilden. Deutschland muß rührig bestrebt sein, gleichzeitig mit seinen materiellen und wirtschaftlichen Interessen in der Türkei, jenes Unwägbare und doch so Reelle, so Lichtvolle und Glänzende zu schützen und zu bewahren, was der Sultan Abd ul Hamid II. so richtig die „Größe Deutschlands im Orient" genannt hat.

Ueber ritterliche Kriegführung

Nach den Greueltaten in den Balkankriegen beabsichtigen wir einige Aeußerungen hervorragender Generale über obiges Thema zu veröffentlichen. Wir beginnen mit nachstehendem Schreiben eines österreichischen Generals und früheren Ministers.

Redaktion der „Deutschen Revue".

*

Bad Gastein, 8. August 1913.

Ich hatte mein Leben dem Kriegerstande gewidmet, indem dieser an alle geistigen, moralischen und physischen Kräfte die höchsten Anforderungen stellt. Gewiß soll ein General ritterlich denken und handeln, soweit es auf ihn ankommt, aber auch nüchtern mit den Dingen rechnen, wie sie eben sind.

Im jüngsten Kriege haben die Türken zurückbekommen, was sie bei ihrem

Digitized by Google

Vordringen vor Jahrhunderten den ansässigen Bevölkerungen angetan — und was sie unter ihrer Herrschaft aus ihnen gemacht haben.

Unter allen jenen eine besonders „ritterliche" Kriegführung zu erwarten, wäre wohl zuviel. Ich weiß nicht, ob selbst zur Ritterzeit unsre bepanzerten Vorfahren allseits so „ritterlich" verfahren sind, als wir jetzt unter dieser Bezeichnung verstehen, seit keine wirklichen Ritter mehr hausen. Anderseits brauchte man nur aus dem nächsten Zeitungsblatte die Nachrichten aus den verschiedenen Parteilagern abzuwägen, um sowohl die geschilderten Helden- als die Greueltaten der diversen Gegner nicht allzu wörtlich aufzufassen.

Es wäre zu wünschen, daß nicht noch andre Greuel vorkämen in Kämpfen von Nationen, die sich gerne an die Spitze der Zivilisation setzen, gegen „zu zivilisierende" Bevölkerungen!

In den Kriegen zivilisierter Staaten gegeneinander haben die Greuel allerdings weitaus abgenommen; gesprochen und geschrieben wird über dieses Thema noch viel mehr. Allgemein wird jetzt Humanität, in allen zivilisierten Heeren Zucht und Ordnung betrieben. Wir haben schon internationale Konventionen und arbeiten fortschrittlich weiter.

Aber selbst wenn all das auch immer eingehalten würde, so bleibt doch vom ethischen Standpunkte der Krieg an und für sich etwas, an dessen Vermeidung mehr noch als an dessen „Zivilisierung" weiter zu arbeiten wäre. Einstweilen sichern die Staaten Europas den Frieden, indem sie sich im Wetteifer der Bewaffnung bis an die Zähne erschöpfen. Heutzutage sind es übrigens selten die Regierenden, sondern weit öfter die Regierten, die zu Kriegen treiben, indem sie dem Auswuchse unsrer Zeit: der Nationalitätenhetze folgen, die Grundlehre des Christentums verkehrend: du sollst dich selbst lieben über alles, und den Nächsten hassen wie er dich — in einer Zeit, wo die ungeheuren Fortschritte der Verkehrsmittel die Erdbewohner zur Verständigung führen sollten über höhere und lohnendere Ziele, als solche gegenseitiger Bekämpfung!

Allein die Natur hat nicht umsonst dem menschlichen Gebisse Raubtierzähne beigemengt. Ganz ohne Gewalttätigkeiten wird es unter Menschen kaum je abgehen, und wenn Völkerschaften keine Ruhe geben wollen, wird immer nur durch Gewalt — je aufreibender, desto nachhaltiger — Ruhe geschaffen.

Z. G. W.

Digitized by Google

Fürst Bismarck und Nikolaus Kretzulesku

Das Lebenswerk eines rumänischen Patrioten

Von

A. D. Xenopol

I

Die Größe eines Menschen ist nicht durch diejenige seines Vaterlandes oder durch die Seelenzahl des Volkes, dem er angehört, bedingt, und es können bedeutende Persönlichkeiten auch in kleineren Nationen auftreten. Solch eine Persönlichkeit war sicherlich Nikolaus Kretzulesku, der sein langes Leben ganz dem Wohl und dem Fortschritte Rumäniens widmete in einer Zeit, da das Land, im Aufschwunge begriffen, das Mitwirken aller seiner besseren Kräfte in Anspruch nahm.

Kretzulesku stammte aus einer alten, adligen Bojarenfamilie, aus einer Klasse also, die damals mit Vorrechten überhäuft war und sich mit nichts anderm als mit der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten zu befassen pflegte. Die geistigen Berufe, wie Rechtsanwaltschaft, Medizin, Ingenieurberuf oder Architektur, ganz zu schweigen von den rein künstlerischen Tätigkeiten, wie Malerei, Musik, Bildhauerei oder Schauspielkunst, waren von den Bojaren vollständig mißachtet, und der ganze Stand fühlte sich ziemlich unangenehm berührt, als Kretzulesku im Jahre 1834 sich nach Paris begab, um daselbst Medizin zu studieren.

Als er im Jahre 1839 nach Bukarest zurückkam, suchten alle seine Bekannten und selbst der Fürst der Walachei, Alexander Ghyka, den jungen Arzt seinem Beruf zu entfremden und ihn zu überreden, daß er die einzige Laufbahn, die für einen Adligen zustehe, den Staatsdienst, verbunden mit politischer Tätigkeit, ergriffe. Kretzulesku dachte aber ganz anders. Er erkannte den Umschwung im Zeitgeist und sah die Zukunft seines Landes nicht in dem Fortbestehen der Privilegien, sondern in der Pflege der Wissenschaften und Künste. Er bat den Fürsten, ihm den Posten eines Bezirksarztes anzuvertrauen, was ihm sofort bewilligt wurde.

Zu jener Zeit, 1839, gab es in der Walachei und in deren Hauptstadt Bukarest gar keine medizinische Lehranstalt, sondern nur eine Barbierschule, wo außer der Rasierkunst auch noch das Herausreißen der Zähne, das Ansetzen der Blutegel und der Schröpfköpfe nebst einigen leichten chirurgischen Operationen gelehrt wurde. Alle Aerzte ohne Ausnahme waren Ausländer, besonders Deutsche und Griechen, einige auch Italiener und Franzosen. Kretzulesku war der erste Arzt rumänischer Herkunft in der Walachei. Tief entrüstet über die Mißachtung einer so wichtigen und notwendigen Wissenschaft, wie es die Medizin ist, schlug er dem Fürsten vor, ihm die Eröffnung einer kleinen medizinischen Schule zu gestatten. Er war hier der einzige Professor und trug die Anatomie nach einem

Digitized by Google

eigens in rumänischer Sprache verfaßten Lehrbuch (das erste medizinische Werk in dieser Sprache) vor (1840 bis 1842).

Obgleich Kretzulesku viel Wert auf seine wissenschaftliche Laufbahn legte und sie nie vollständig aufgab, wie dies die zweite, auf drei Bände angewachsene Ausgabe seines Lehrbuchs (erschienen 1878) zur Genüge beweist, so konnte er doch dem überwältigenden Drucke der sozialen Verhältnisse nicht widerstehen und mußte mit der Zeit auch ins politische Leben eingreifen.

Sein wissenschaftliches Streben hatte nur die Folge, daß es als Beispiel für andre wirkte, und die Pflege der Wissenschaften und Künste beim rumänischen Volke in Ehre brachte. Kretzuleskus bedeutende Tätigkeit bewegt sich nicht nur auf dem medizinischen, sondern vielmehr auf dem den adligen Familien von altersher vorbehaltenen Gebiete, auf dem des Staatsdienstes. Hierin hat er Tüchtiges geleistet, und er lebt in der Geschichte Rumäniens nicht als bedeutender Arzt, sondern als namhafter Staatsmann fort.

Wir wollen uns aber von der wissenschaftlichen Tätigkeit Kretzuleskus nicht abwenden, ohne ihrer Wirkung auch auf andre Lebensgebiete des rumänischen Volkes zu gedenken. Er hat die Gründung der rumänischen Akademie und des Bukarester Athenäums veranlaßt. Er eröffnete die erste Ausstellung von Werken rumänischer Künstler; gründete in Bukarest die Naturforschergesellschaft und unterstützte als Minister des Innern mit aller Kraft den Arzt Charles Davila bei der Einrichtung einer vollständigen medizinischen Schule, deren Anfänge, wie wir gesehen haben, auf ihn zurückreichen.

II

Kretzulesku begann seine politische Tätigkeit während der Revolution von 1848. Auch die rumänischen Fürstentümer wurden in den allgemeinen europäischen Wirbel hineingerissen, und zwar war ihre Bewegung gegen Rußland und gegen das von diesem Reich 1832 der Moldau und Walachei aufgedrungene Gesetz, das organische Reglement, gerichtet, welches eine für das neunzehnte Jahrhundert gänzlich unpassende Verfassung mit Klassenprivilegien, Steuervorrechten des Adels, Frondienst des niedern Volks, Zigeunersklaverei, Preß- und Buchzensur u. dgl. mehr eingeführt hatte.

Kretzulesku schloß sich der liberalen, revolutionären Partei an, die allerdings etwas in Angriff genommen hatte, was ihre Kräfte weit überschritt. So wurde denn Kretzulesku samt allen seinen Genossen nach der völligen Unterdrückung der Revolution genötigt, die Walachei zu verlassen und zuerst nach Paris, dann nach Konstantinopel zu fliehen. Hier wurde er von der türkischen Regierung, die die Revolutionäre als Gegner der Russen sympathisch aufgenommen hatte, zum Leiter des Militärspitals von Kulili auf der asiatischen Küste ernannt. Er verblieb aber nur sehr kurze Zeit in dieser Anstellung, da die Wiederherstellung der Ordnung in den Fürstentümern die Rückkehr der Ausgewanderten ermöglichte. Der neue Fürst der Walachei, Barbu Stirbey, gab Kretzulesku zuerst einen medizinischen Posten; er machte ihn zum leitenden Arzt des Kranken-

Digitized by Google

hauses von Coltza, wo er drei Jahre lang verblieb, 1851 bis 1854. Dann wurde er zum Sekretär des Ministeriums des Innern ernannt, wo er, nach dem Tode des Ministers, als Ministerstellvertreter weiter fungierte. Da aber der Fürst seinen Antrag, mehrere unehrliche Beamte auszuweisen, nicht bewilligte, so reichte Kretzulesku, der als einen seiner Hauptzwecke in der Leitung der Geschäfte die Einführung der Ehrenhaftigkeit an Stelle der bis dahin grassierenden Unredlichkeit ansah, seine Entlassung ein. Der Fürst, der durch den Druck der Gesellschaft genötigt wurde, das Entlassungsgesuch Kretzuleskus nicht anzunehmen, wollte ihn zur Entschädigung zum Mitglied des Appellations- und dann des Kassationshofes ernennen. Kretzulesku lehnte aber diese beiden Aemter ab mit der Bemerkung, daß er nicht wisse, ob er nicht dieselben Fehler begehen werde, deren er sich in der Leitung des Ministeriums schuldig gemacht hatte.

Nach dem Rücktritte des Fürsten Stirbey wurde Kretzulesku unter der provisorischen Regierung, die der Wiedereinrichtung der beiden Fürstentümer durch den Pariser Traktat von 1856 voranging, im Jahre 1857 zum Finanzminister ernannt.

Als Alexander Joan I. Cuza, der alleinige Fürst der beiden rumänischen Länder, den Thron bestieg, gab Kretzulesku seine wissenschaftliche Laufbahn vollständig auf, um sich ganz der Politik zu widmen, und erreichte den Höhepunkt seiner Wirksamkeit unter der Regierung des genannten Fürsten.

III

Ehe wir an diese bedeutsamste Periode seines Lebens herantreten, müssen wir auf die Ideen, die sich bis dahin im Geiste Kretzuleskus gebildet hatten, einen Blick werfen.

Kretzulesku war immer ein Anhänger der Prinzipien der Freiheit und Gleichheit gewesen, und seine Teilnahme an der Revolution von 1848 ist nicht auf eine Aufwallung seiner Jugendjahre zurückzuführen; finden wir doch Kretzulesku im Jahre 1896, als er das vierundachtzigste Lebensjahr erreicht hatte, als Lobredner der vor fünfzig Jahren ausgebrochenen Revolution wieder. Allein von jenen beiden Ideen war doch die der Gleichheit diejenige, die ihm am meisten zusagte, während er immer die Uebertreibungen des Freiheitsprinzips und seine Entartung in Gesetzlosigkeit und Anarchie mißbilligte. Deswegen war er immer der entschiedenste Gegner der radikal liberalen Partei, die unter der Leitung Bratianus und Rosettis stand. In dieser Beziehung stimmte er mit der Gesinnung und Haltung des Fürsten Cuza völlig überein. Er war trotzdem ein überzeugter Anhänger der konstitutionellen Verfassung, und zwar nach englischem Muster, in der der König herrscht, aber nicht regiert. Anderseits war Kretzulesku ein ausgesprochener Gegner der Ausschreitungen der Presse, so daß man in seiner ganzen Haltung einen gewissen Widerspruch nicht leugnen kann, da Gleichheit ohne Freiheit nicht zu erlangen und zu verteidigen ist, Freiheit aber ohne ihre natürlichen Auswüchse nicht gedacht werden kann. Aber so war eben der Mann, und sein ganzes politisches Wirken ist von diesen beiden Tendenzen durchdrungen.

Digitized by Google

Die eine aber wie die andre sind nur der Ausfluß seiner begeisterten Liebe für Volk und Vaterland, in der sich alle Widersprüche auflösten.

Während der kurzen, nur siebenjährigen Regierung des Fürsten Cuza bekleidete Kretzulesku viermal das Ministerium, sowohl als Fachminister wie in der Eigenschaft eines Ministerpräsidenten. Zum erstenmal finden wir ihn als Minister des Innern, gleich im Anfangsjahre der Regierung Cuzos, 1859, kurz nachher aber als Ministerpräsidenten in demselben Ministerium.

In dieser Periode hatte Kretzulesku viel mit der Konsularjurisdiktion zu kämpfen. Die rumänischen Fürstentümer, obgleich christlicher Religion, wurden damals infolge einer falschen Auffassung der suzeränen Rechte der Pforte als integrierende Teile des Osmanischen Reichs angesehen und denselben Vorschriften über die Gerichtsbarkeit der fremden christlichen Untertanen unterworfen.

Mehrere Maßregeln wurden von Kretzulesku getroffen, welche diese Gerichtsbarkeit, besonders was die Hoheitsrechte des Staates anbelangt, einschränkten. Ebenso gibt sich Kretzulesku viel Mühe, um den österreichischen Postdienst durch einen rumänischen zu ersetzen. Er schreitet während der ganzen Zeit mit der größten Energie gegen die Verderbtheit der Beamten ein, von denen er mehrere ausweist und in Anklagezustand versetzt.

Die bedeutsamste Tätigkeit entfaltete Kretzulesku aber während seiner zweiten Ministerpräsidentschaft, 1862 bis 1863, als er die Säkularisierung der von den Griechen gegen alle Gerechtigkeit in Rumänien besessenen Klöster vornimmt, wodurch er dem rumänischen, im Jahre 1862 vereinigten Staate eine Einkunft von 20 Millionen Franken sicherte, was samt den Wäldern der Klostergüter einem Kapital von beinahe einer Milliarde entspricht.

Die griechischen Mönche hatten sich seit alten Zeiten in den rumänischen Ländern eingenistet infolge der Religionseinheit dieser beiden Völker. Ja, die Griechen beanspruchten eine höhere Heiligkeit, als der Zeit und dem Orte nach dem Grabe Christi näher gelegen. Sie hatten allmählich die größten und reichsten Klöster der rumänischen Länder an sich gerissen; hatten die heiligen Anstalten und die Kirchen ganz ausgeplündert und veröden lassen, und sich nur um die reichen Einkünfte, die aus den Gütern dieser Klöster flossen, gekümmert. Sie suchten nur sämtliche Reichtümer aus den Ländern herauszuziehen und damit die in Griechenland und in der Türkei befindlichen griechischen Klöster, denen die rumänischen unterstellt waren, zu versorgen.

Obgleich die von den Gründern der rumänischen Klöster hinterlassenen Vermächtnisse den Hauptteil der Einkünfte für wohltätige Zwecke bestimmten, setzten sich die Griechen über diese Bestimmungen hinweg und plünderten und raubten ohne alle Zurückhaltung die Klostereinkünfte, die sie nur zu ihrem eignen Vorteil verwendeten. Umsonst verlangten die Regierungen der beiden Fürstentümer wenigstens einen Teil dieser Einkünfte. Die griechischen Mönche, frech und unbeugsam gegenüber Staaten von so geringem Maß von Unabhängigkeit, wollten davon nichts hören und verwarfen mit der größten Anmaßung alle Forderungen der rumänischen Regierungen. So vergingen volle vierzig Jahre (1821 bis 1862)

Digitized by Google

ohne daß die rumänischen Länder den geringsten Schritt in der Angelegenheit der griechischen Klostergüter getan hätten.

Mit der Vereinigung der Moldau und der Walachei und mit der Erhebung eines energischen Mannes, des Fürsten Cuza, zum Lenker des neuen Staates sollte diese Angelegenheit einen andern Gang nehmen, und der Minister, der den Gedanken des Fürsten durchführte, war Nikolaus Kretzulesku. Er packte den Stier an den Hörnern und fing an, gegen die Griechen aufs energischste vorzugehen. Er verordnete zuerst die Beschlagnahme sämtlicher Klostereinkünfte aus Anlaß einer Klage des Patriarchen von Konstantinopel gegen einige räuberische Mönche. Dann verwies er die griechische Sprache aus dem Gottesdienst aller in Rumänien befindlichen Kirchen, und als sich ein griechischer Abt dieser Maßregel widersetzte, wurde er über die Grenze geschafft. Die Vertreter der griechischen Klöster durften nicht mehr vor Gericht erscheinen ohne den Beistand rumänischer Staatsanwälte. Allein den Hauptschlag, neben der Konfiskation der Einkünfte, erhielten die Griechen durch die Verordnung, daß jedes Kloster ein Budget seiner Ausgaben aufzustellen habe, damit das Ministerium wisse, welche Summen es aus den vom Staate in Beschlag genommenen Einkünften jedem Kloster auszufolgen habe.

Diese zwei Maßregeln, die Beschlagnahme der Einkünfte und die Ueberwachung der Ausgaben seitens des Staates, waren mit einer Säkularisierung beinahe gleichbedeutend, so daß man sagen kann, daß Kretzulesku die Säkularisierung faktisch durchgeführt hatte, und daß, als Kogalnischanu das Säkularisierungsgesetz Ende 1867 einbrachte, er nur den durch Kretzulesku herbeigeführten Tatbestand rechtlich besiegelte.

Allein die griechischen Mönche hatten nicht nur die rumänischen Länder ausgesogen, sie hatten auch lange Jahre den Staat verhöhnt, sich wie ein griechischer Staat im Schoße des rumänischen gebärdet, und es galt jetzt, ihnen Spott und Mißachtung zu vergelten. Das verstand Kretzulesku wohl, und er ließ keine Gelegenheit vorbeigehen, ohne die griechischen Mönche die erneuerte Kraft des rumänischen Staates fühlen zu lassen. Er suchte allerlei mehr oder minder gerechtfertigte Vorwände, um sie aus ihren Stellungen auszuweisen, und bei der geringsten Widersetzlichkeit gegen die Regierungsverordnungen entfernte er sie mit Gewalt aus dem Lande, so daß, als Kretzulesku vom Ministerium zurücktrat, fast kein rumänisches Kloster mehr im griechischen Besitze geblieben war.

Cuza hatte aber nicht nur gegen diese Ueberbleibsel der Phanariotenwirtschaft zu kämpfen. Einen noch härteren Kampf mußte er gegen den größten Teil der privilegierten Bojarenklasse bestehen. Alle Vorrechte waren zwar durch die Pariser Konvention vom Jahre 1858 abgeschafft, aber nur auf dem Papier; und es handelte sich nun darum, das Gleichheitsprinzip in Fleisch und Blut des Volkes übergehen zu lassen. Die Aufgabe war um so schwieriger, als der Pariser Kongreß den argen Fehler begangen hatte, die Volksvertretung der Fürstentümer in den Händen der Großgrundbesitzer, also der privilegierten Klasse, zu lassen, so daß die Abschaffung der Privilegien durch diejenigen Personen, die an ihrem

Digitized by Google

Fortbestand das größte Interesse hatten, erfolgen sollte. Man versteht wohl, daß sich ein solches Parlament gar nicht beeilte, den faktischen Zustand des Landes zum Nachteil der von ihm repräsentierten Klasse zu ändern. Der Fürst, der Schwierigkeiten wohl bewußt, wollte das Wahlrecht erweitern, damit auch unvermögende gebildete Elemente in die Volksvertretung eintreten könnten. Davon wollten die Privilegierten nichts hören. Die Sache war um so heikler, da Fürst Cuza das Bauernrobot aufheben und den Bauern einen Teil der Grundstücke ihrer Herren unter Entschädigung der letzteren übergeben wollte. Da aber der betreffende Gesetzentwurf von der Kammer verworfen wurde und diese nachher auch die Abänderung des Wahlgesetzes nicht annahm, so entschloß sich Fürst Cuza, durch einen Staatsstreich den gordischen Knoten zu zerhauen. Der Politiker, der den Fürsten zu dieser Gewaltmaßregel aufmunterte, war Nikolaus Kretzulesku, der auch bei dieser Gelegenheit bewies, daß ihm die Gleichheit viel mehr als die Freiheit am Herzen lag.

IV

Nach der unfreiwilligen Abdankung des Begründers des neuen rumänischen Staates, 1866, kämpfte Kretzulesku zuerst mit der Feder, um das gefallene Regime, in dem er eine so bedeutende Rolle gespielt hatte, zu verteidigen, was ihm um so leichter wurde, als die Männer der Verschwörung, die an das Ruder kamen, genötigt wurden, die Ergebnisse der Regierung Cuzas im allgemeinen und die des Staatsstreiches insbesondere zu verwerten und darauf weiter zu bauen. So behielten sie das neue Wahlgesetz, das das Wahlrecht so sehr erweitert und das politische Leben des Landes demokratisiert hatte — das Zweikammersystem, statt der früheren alleinigen Kammer; und was noch viel mehr bedeutete, sie gebrauchten für die Wahl des fremden Fürsten das von Cuza für die Durchführung des Staatsstreichs angewendete und von ihnen so verlästerte Plebiszit.

Die provisorische Regierung verfolgte Kretzulesku ziemlich scharf, obgleich er sich auf sein Gut zurückgezogen und mit dem neuen Stand der Dinge alle Beziehungen abgebrochen hatte.

Nachdem Fürst Karl von Hohenzollern zum Haupt des rumänischen Staates gewählt worden war, hatte Kretzulesku, der immer ein Anhänger der Einführung einer europäischen Dynastie in Rumänien gewesen war, keinen Grund mehr, dem Wechsel der Dinge zu zürnen, und knüpfte bald mit dem neuen Hofe freundliche Beziehungen an.

Fürst Carol I. überzeugte sich bald, daß er in Kretzulesku einen ebenso angesehenen wie treuen Gehilfen haben werde, und nahm seine Dienste in Anspruch; dies um so mehr, als er den bedeutenden Mann bei einer sehr ernsten Gelegenheit näher kennen gelernt hatte.

Die deutsche Kolonie zu Bukarest, die sehr zahlreich ist (jetzt ungefähr 30000 Seelen) wollte im Jahre 1871 den Einzug der deutschen Truppen in Paris und die Proklamierung des Königs von Preußen zum Deutschen Kaiser durch ein Gastmahl feiern, an dem auch der damalige preußische Konsul in

Digitized by Google

Bukarest teilnehmen sollte. Dies sollte üble Folgen haben, da der bis dahin sehr starke französische Einfluß in Rumänien die Niederlage Frankreichs vielen wie ein nationales Unglück der Rumänen erscheinen ließ. Das deutsche Fest wurde gewaltsam gestört, die Fenster eingebrochen, und der deutsche Konsul mußte von dem Polizeipräfekten in seinem Wagen gerettet werden. Dieser Ausbruch des Hasses gegen die Deutschen war aber auch gegen den fremden Fürsten deutscher Herkunft gerichtet, da eben damals die Eisenbahnfrage in Rumänien eine schlimme Wendung genommen hatte. Der Bau der Eisenbahnnetze, den der junge Fürst als eine der Hauptaufgaben seiner Regierung ansah, wurde einem preußischen Untertanen, dem bekannten Strousberg, konzessioniert, der aber infolge des Deutsch-Französischen Krieges seine Zahlungen einstellen mußte. Man gab dem Fürsten die Schuld an dem Verlust, der in dieser mißlichen Lage dem rumänischen Staat drohte. Fürst Carol, tief erregt durch jene feindselige Kundgebung, die besonders gegen das deutsche Volk, dem er angehörte, gerichtet war, entschloß sich, Land und Regierung zu verlassen und in seine Heimat zurückzukehren. Er berief daher die Mitglieder der gewesenen provisorischen Regierung, die ihm den Thron angeboten hatte, um die Zügel der Regierung wieder in ihre Hände zu legen.

Durch diesen Schritt des Fürsten Carol sah sich Rumänien vor eine große Gefahr gestellt, denn Fürst Bismarck, tief entrüstet über die bekannte antideutsche Kundgebung, konnte Rumänien schweren Schaden zufügen, um so mehr, als Bismarck ein großes Interesse daran hatte, sich mit Rußland und Oesterreich auf guten Fuß zu stellen. Eine Teilung Rumäniens oder wenigstens die Auflösung der Vereinigung der beiden Fürstentümer hätte leicht erfolgen können.

Die politische Welt in Rumänien fühlte sofort, welche Gefahr die Abdankung des Fürsten Carol bedeutete, der dem in dem eben beendigten Weltkrieg siegreich gebliebenen Volke angehörte, und eine große Bewegung entstand im ganzen Lande, um den Fürsten von seinem Entschluß abzubringen. Die Männer, die sich an die Spitze dieser Bewegung stellten und das Wort ergriffen, um Fürst Carol zurückzuhalten, waren Laskar Katargin, der frühere Leiter der provisorischen Regierung, und Nikolaus Kretzulesku. Es gelang den beiden, Fürst Carol von seinem Vorhaben abzubringen, indem sie ihm die Erhaltung der Ordnung im Lande verbürgten. Die Folge war, daß der Fürst ein Ministerium Katargin ans Ruder rief, in welches auch Kretzulesku als Minister der öffentlichen Arbeiten eintrat.

Katargin war das Haupt der konservativen Partei, und es könnte auffallend erscheinen, daß Kretzulesku, der mit seinen Ideen eher zur liberalen Partei neigte, ein konservatives Ministerium mit seinem Namen und seinen Fähigkeiten unterstützte. Allein wir haben gesehen, daß Kretzulesku ein sehr gemäßigter Liberaler war. Man könnte ihn eher einen Mann des Landes als den einer Partei nennen. Er liebte sein Volk und sein Vaterland innig, und ließ sich nie bitten, wenn es galt, sie aus einer Gefahr zu retten, trat aber sobald wie möglich zurück ins Privatleben, sobald die Gefahr vorüber war. Fürst Carol sagt von ihm: „Ein

Digitized by Google

sehr ehrenwerter Mann ist unser jetziger Minister der Justiz und ad interim der öffentlichen Arbeiten, N. Kretzulesku, der als Ministerpräsident Cuzas in der Nacht vom 11. Februar 1866 festgenommen wurde; seit jener Zeit hat er sich ganz vom politischen Leben zurückgezogen. Als er jedoch sah, daß es mit meiner Abdankung ernst werden könnte, eilte er zu mir, um mich zu beschwören, diesen Gedanken aufzugeben, und stellte sich vollständig zu meiner Disposition. Ein Portefeuille hat er nur für so lange angenommen, als Gefahr vorhanden wäre, und er überreichte mir seine Demission, sowie dieselbe beseitigt war; auf mein Zureden ist er aber vorläufig im Ministerium geblieben." [1])

Als Minister der öffentlichen Arbeiten hatte Kretzulesku eine ebenso wichtige wie schwierige Frage zu lösen, diejenige des Eisenbahnbaues. Die Konzession Strousberg war aufgelöst worden und die Inhaber der Eisenbahnobligationen wurden aufgefordert, sich in eine Baugesellschaft zum Zweck der Herstellung der Eisenbahnen zu vereinigen. Die Gesellschaft mußte eine große Anleihe aufnehmen, welche die Kosten des Unternehmens sehr belastete. Preußen-Deutschland fing an, sich für die Eisenbahnfrage zu interessieren, und so wuchs sie sich bald zu einer politischen Angelegenheit aus, die mit vielen Gefahren für das Land verbunden war. Eine dieser Gefahren, und nicht die geringste, war, daß Fürst Bismarck mit der türkischen Intervention drohte, wenn die Erledigung dieser Frage durch die rumänische Regierung nicht erfolgen sollte. Kretzulesku hatte während der ganzen Krise sein möglichstes getan, um der Sache eine gute Wendung zu geben. Er bestand ganz besonders darauf, daß die von der Gesellschaft geforderte Anleihe von 80 000 000 Franken bewilligt und zugleich hypothekarisch auf die schon gebauten Linien eingeschrieben werde. Bevor aber diese Frage gelöst wurde, trat Kretzulesku, infolge einer in der Kammer gegen ihn in der Frage des Tabakmonopols erhobenen Anklage, vom Ministerium zurück. Der Fürst, der die ausgezeichneten Dienste seines treuen Ministers nicht entbehren konnte, beauftragte ihn mit einer andern, ebenso schwierigen Aufgabe, nämlich mit der Umwandlung der bis jetzt rein offiziösen Vertretung Rumäniens am Berliner Hofe in eine diplomatisch anerkannte Agentur. Zu diesem Zweck wurde Kretzulesku Ende Dezember 1873 nach Berlin entsendet.

Die Schwierigkeit lag darin, daß Rumänien zu dieser Zeit noch ein Vasallenstaat des türkischen Reiches war und folglich auf keine politisch-diplomatische Vertretung Anspruch erheben konnte. Die politischen und internationalen Interessen des Vasallenstaates wurden als türkische Interessen angesehen. Historisch verhielt sich die Sache ganz anders; allein wer kümmert sich in Machtfragen um die historische Wahrheit? Die gefährlichere Seite dieser Frage war aber, daß Rumänien nicht einmal Handelskonventionen zu schließen befugt war, was für

[1]) „Aus dem Leben König Karls von Rumänien" von einem Augenzeugen, II, S. 199, vgl. S. 195: In einem Briefe Kretzuleskus an Fürst Carol, worin er ihn um seine Entlassung bittet, sagt er: „L'idée de l'abdication de votre Altesse avait rempli d'effroi le cœur de tous les hommes de bien; j'y vis l'abîme dans lequel mon pays allait être précipité."

Digitized by Google

seine ökonomischen Interessen, die doch von denjenigen des Osmanischen Reiches gänzlich abwichen, höchst nachteilig war. Was bedeutete unter diesen Umständen die Autonomie Rumäniens, die doch im Pariser Traktat anerkannt worden war; denn die Handelskonventionen bezogen sich doch auf rein innere Interessen. Rumänien zielte allerdings höher als es seine Ansprüche bekundete. Es handelte sich im ganzen darum für das Land, eine politische Stellung zu gewinnen, trotz des Abhängigkeitsverhältnisses, in dem es zur Türkei stand, und dies machte die Aufgabe, die Kretzulesku zu lösen hatte, so heikel.

Der Fürst hatte Kretzulesku einen Brief an Fürst Bismarck mitgegeben, in dem es u. a. hieß: „Was mich bei der Besetzung des Postens in Berlin auf die Person meines bisherigen Ministers der öffentlichen Arbeiten gelenkt hat, ist vor allem der Eifer und das Verständnis, mit dem dieser die Eisenbahnangelegenheit geregelt hat. Ich darf wohl annehmen, daß er sich dadurch auch in Deutschland Zutrauen erworben hat. Herr Kretzulesku gehört einer der ältesten Familien des Landes an, hat schon oft hohe Stellungen ehrenvoll bekleidet und kennt die orientalischen Verhältnisse seit langem sehr genau. Wenn Euer Durchlaucht inmitten des Arbeitsstromes, durch den Sie steuern, ihm gütigst einen freien Moment schenken wollten, so wird er imstande sein, klaren Aufschluß zu geben über die Schwierigkeiten, die uns hier umringen. Auch wird er bestätigen können, daß sich in der letzten Zeit eine ganz wunderbare Rückkehr zu gesunden Anschauungen vollzieht." [1])

Kretzulesku, der Ende Dezember 1873 in Berlin angekommen war, berichtet dem auswärtigen Minister Rumäniens, Basil Boeresku, am 4. Januar 1874, daß er bald nach seinem Eintreffen in der preußischen Hauptstadt Herrn v. Radowitz und den Minister des Aeußern v. Bülow gesehen habe; letzterer die zweitwichtigste Persönlichkeit nach dem Reichskanzler Fürst Bismarck. „Ich benutzte," sagt Kretzulesku, „die Frage des Ministers nach der Gesundheit des Fürsten Carol, um sofort das Gespräch auf das politische Gebiet zu lenken; indem ich ihm antwortete, daß der Fürst sich wohl befinde, allein viele Unannehmlichkeiten von seiten der Türken auszustehen hätte, da diese unsre heiligsten Rechte in einem fort verletzten. Unter anderm berührte ich die Frage der Handelskonventionen, an deren Abschluß mit den verschiedensten Staaten die Pforte Rumänien verhindert; diejenige der Schiffahrt auf der Donau; die Behauptung der Pforte, daß unser Land keine eignen Interessen zu vertreten hätte und folglich keiner diplomatischen Agenten bedürfte. Dies alles erniedrigt unser Land, welches sich in einer ganz andern Lage befindet als die Türkei, da ihm die ganze Zukunft offen steht, während die uns als Suzeränin übergeordnete Türkei nur ein morscher Bau ist. Bülow gab zu, daß die Türkei sich im Zersetzungsprozeß befinde und daß ihre Ansprüche, was die Donauschiffahrt betrifft, ungerechtfertigt seien. Ueber die diplomatische Vertretung sprach sich der Minister nicht deutlich aus. Er versprach mir nur, sein möglichstes zu tun, um meine Situation zu erleichtern. Von

[1]) „Aus dem Leben König Karls von Rumänien", II, S. 349.

Digitized by Google

den Handelskonventionen sagte er kein Wort. Um uns gewissermaßen zu trösten, gab der Minister zu, daß unser Land viel unter der gegenwärtigen Regierung gewonnen habe u. a. mehr. Ich erhielt das Versprechen, vom Fürsten Bismarck empfangen zu werden." [1])

In einem andern Brief unterrichtet Kretzulesku Boeresku über die Betrachtungen, zu denen ihn das Gespräch mit Bülow angeregt hatte, und macht Boeresku auf die Schwierigkeiten aufmerksam, die ihm seine Sendung in Berlin bereiten würde, insofern, als er bemerkt hatte, daß jedesmal, so oft er die politische Frage berühren wollte, der preußische Minister ihr auszuweichen suchte.

Noch größer wurden die Besorgnisse Kretzuleskus nach seiner Unterredung mit dem Reichskanzler. Seinen Brief vom 7. Januar, in dem er über seine interessante Audienz Bericht erstattet, wollen wir ganz wiedergeben, denn er kann zur Kenntnis des großen Mannes einiges beitragen. „Gestern," erzählt Kretzulesku, „um 5 Uhr bekam ich eine Einladung vom Fürsten Bismarck, der die verlangte Audienz für denselben Tag um 9 Uhr ansetzte. Der Fürst empfing mich mit der größten Freundlichkeit; allein den Brief, den ich ihm von seiten Fürsten Carols übergab, legte er auf den Tisch, ohne ihn zu eröffnen. Er begann das Gespräch mit der Bemerkung, daß man sich in Rumänien im allgemeinen zuviel mit der auswärtigen Politik befasse; daß er für die Armee, wenn er Minister des Fürsten Carol wäre, nur soviel ausgeben würde, als nötig für den Unterhalt der zur inneren Ordnung notwendigen Truppen; daß alle Einkünfte des Staates zum Unterricht und zur Erziehung des Volkes sowie zur Entwicklung der Reichtümer des Landes verwertet werden sollten; daß nur durch diese zwei kräftigen Mittel wir uns erheben und unser Ziel erreichen könnten. Indem er die politische Frage berührte, sagte Fürst Bismarck, daß er die ununterbrochene feindliche Gesinnung, die wir den Türken gegenüber an den Tag legen, nicht für eine gesunde Politik ansehe; so daß wir ihre Empfindlichkeit schonen müßten, um durch freundliche Haltung von ihnen alles zu erwirken, was unsern Wünschen entspräche; daß ihre Suzeränität uns noch nützlich wäre, etwa — setzte er lächelnd hinzu — wie die Auster zum Schutz einer Schale bedürfte; daß unsre geographische Lage zwischen zwei Großmächten, Oesterreich-Ungarn und Rußland, uns Gefahren aussetze, denen wir Rechnung tragen sollten, wenn wir vorzeitig die Oberlehnsherrlichkeit der Türkei loswerden wollten; daß wir Geduld haben und die Begebenheiten nicht beschleunigen müßten, die sich sonst leicht gegen uns wenden könnten. Ich antwortete auf alle diese Aeußerungen, indem ich dem Fürsten darlegte, wie schwer es dem Fürsten Carol fallen müßte, das Land zu regieren, da die türkischen Bestrebungen unsre Rechte fortwährend verkennten, die doch vertragsmäßig geschützt wären. Dann brachte ich das Gespräch auf die Vertretung Rumäniens an den verschiedenen Höfen und besonders beim

[1]) Die Korrespondenz Kretzuleskus wird in der Originalsprache, der französischen, in den Beilagen zu meiner vollständigen Biographie Kretzuleskus, die demnächst in rumänischer Sprache erscheinen wird, enthalten sein.

Digitized by Google

Deutschen Reiche; denn — setzt Kretzulesku hinzu — ich wollte die Frage ins klare bringen, indem ich mich nicht entschließen konnte, mich mit einer sozusagen heimlichen Stellung zu begnügen, denn wie anders könnte man jetzt die Stellung eines rumänischen Agenten bezeichnen? Fürst Bismarck antwortete mir, daß er in dieser Beziehung ganz offenherzig und ohne jedwede Zurückhaltung sich erklären wollte. Er sagte nun, daß die Stellung eines diplomatisch anerkannten Agenten gewisse Folgen nach sich zöge in bezug auf Festlichkeiten, offizielle Empfänge, Mitteilungen, die er nicht zulassen könnte, da er das Recht dazu nicht hätte. Denn wenn man auch die Türkei dabei außer acht ließe, so könnten Einsprüche von seiten Englands, ja auch andrer Mächte erfolgen, auf die schwer zu antworten wäre; „ja sogar Deutschland gegenüber", sagte der Fürst, „sehe ich nicht, wie ich solchen Schritt rechtfertigen könnte, da es mehr als bekannt ist, daß Deutschland sich nicht der rumänischen Sympathien erfreut" (Anspielung auf den Bukarester Krawall). „Ich suchte sofort," schreibt Kretzulesku, „diese Beschuldigung zu parieren, indem ich entgegnete, daß dieser Mißgriff nicht dem Lande zuzuschreiben sei, sondern nur der demagogischen Partei, die seit einiger Zeit viel von ihrem Ansehen eingebüßt habe. Ohne meine Antwort weiter zu beachten, fuhr Fürst Bismarck fort mit der Bemerkung, daß, wenn Frankreich zurzeit den Rumänen viel Gutes erwiesen habe, dies nur geschehen sei infolge der Sympathien, die die Rumänen diesem Lande entgegengebracht hätten. Er setzte hinzu, daß, da ihm meine Stellung im Lande bekannt sei, ihn meine Sendung nach Berlin nicht wenig verwundere, da es bei der Stellung, die der Agent Rumäniens in Berlin einnehmen müsse, bisher angezeigt gewesen sei, eine Persönlichkeit zu schicken, die mit der Position, die man ihr geben müsse und die nun einmal zurzeit nicht zu ändern sei, einverstanden wäre. Fürst Bismarck wollte mir den Kreditbrief des Fürsten Carol zurückgeben. Er besann sich jedoch eines andern, erklärte aber, daß er das Schreiben behalte als ein bloßes Papier, ohne alle Bedeutung."

Dies der Bericht über die Unterredung mit Fürst Bismarck. Kretzulesku erkennt weiter die Richtigkeit der Bemerkungen Bismarcks über die innere Politik an, setzt aber hinzu, daß er unter solchen Bedingungen, wie sie ihm der Fürst auseinandergesetzt hatte, unmöglich länger als Agent am Berliner Hofe fungieren könne, da seine Stellung demütigend wäre.

Nach der Audienz bei Bismarck sprach Kretzulesku nochmals bei Bülow vor, der ihm sagte, daß er ihn eben habe besuchen wollen und daß sein Zuvorkommen ihn sehr erfreue. „Er sagte mir," fährt Kretzulesku fort, „der Generalkonsul zu Bukarest, Pfuel, habe ihn davon unterrichtet, daß die Sachen in Rumänien jetzt gut gingen." Kretzulesku benutzte sofort die Gelegenheit zu der Erwiderung, daß sie noch viel besser gehen würden, wenn eine Großmacht wie Deutschland Rumänien Beistand gegen die unsinnigen Anmaßungen der Türkei geben wollte. Der Staatssekretär entgegnete, daß das Deutsche Reich allezeit bereit sei, Rumänien in allen Dingen, die nicht gegen die Verträge verstießen, zu unterstützen. Kretzulesku erwiderte, daß sein Land nie versucht

Digitized by Google

hätte, den Verträgen zuwiderzuhandeln und daß wir stets nur von den Türken die Respektierung der Verträge verlangten.

Im weiteren Verlauf der Dinge besuchte Herr v. Radowitz den rumänischen Agenten und bat ihn, den Minister v. Bülow aufzusuchen, der ihm etwas mitzuteilen habe. Bülow sagte Kretzulesku, daß Fürst Bismarck für ihn eine Audienz beim Kaiser verlangt habe, welche ihm bewilligt worden sei und deren Tag ihm bekannt gemacht sein würde. Kretzulesku kam noch einmal auf die Handelskonventionsfrage zurück. Diesmal antwortete ihm der Minister, daß er die Ansprüche der Pforte in dieser Beziehung als unbegründet ansehe und daß, wenn die Gelegenheit sich darbieten sollte, Deutschland sich nicht sträuben werde, mit Rumänien eine solche Konvention zu schließen. Kretzulesku wollte aber diese wohlwollendere Gesinnung des Ministers benutzen und bat um eine Notiz im offiziellen Regierungsorgan über die Aufnahme des rumänischen Agenten in Berlin. Diese Bitte brachte Bülow in Verlegenheit und er suchte der Antwort auszuweichen, indem er Kretzulesku erwiderte, daß solche Mitteilungen in Preußen nicht üblich seien; übrigens werde er sich die Sache noch überlegen.

Von Bülow ging der rumänische Agent zu Radowitz, mit dem er dasselbe Gespräch führte. Radowitz gab ihm den Rat, ein Rundschreiben an die Mitglieder des Diplomatischen Korps zu richten, in dem er ihnen seine Ernennung zum diplomatischen Agenten Rumäniens mitteile und von ihnen Audienz verlange, um ihre Bekanntschaft zu machen und mit ihnen in Verbindung zu treten.

Boeresku schreibt am 16. Januar 1874 an Kretzulesku, um ihn zum Weiterführen des Kampfes aufzumuntern; er solle über die zweideutige Stellung, die er in Berlin einnehmen mußte, hinwegsehen, denn der Triumph Kretzuleskus werde um so größer sein, je gewaltiger die zu überwindenden Hindernisse wären; Fürst Carol habe ihm (Boeresku) gesagt, daß Herr Kretzulesku selbst seine Position erringen müsse; dies wäre sein schönster Erfolg. Nur ein Mann von seiner Bedeutung und Ausdauer könne das durchsetzen. Nach ihm würden wir den ersten besten dahin schicken können, der dann eine schön geregelte Situation finden werde. Boeresku fügte zu diesen Worten des Fürsten hinzu, daß sie den Tatsachen entsprächen, und daß man gerade ihn mit der Aufgabe betraut habe, weil sie so schwierig sei. „Nicht als Agent können Sie große Dienste leisten, sondern vielmehr als Persönlichkeit, die Ihr Gewicht und Ihre Bedeutung besitzt. Wir suchen ganz besonders uns Deutschland zu nähern, damit wir auf seinen Beistand rechnen können, und nur ein Mann Ihres Schlages kann ein so großes Ziel erreichen. Die so reservierten Worte des Fürsten Bismarck dürfen Sie nicht entmutigen; denn die Verwandtschaft des deutschen Hofes mit unserm Fürsten erklärt bis zu einem gewissen Punkt diese Zurückhaltung. Man sucht durch Vorsicht alles zu entfernen, was wie eine Ermunterung zu einem Friedensbruche im Orient wirken könnte. Es war nicht richtig von Ihnen, von Ihren Visitenkarten den Titel eines diplomatischen Agenten zu entfernen, Sie müssen ihn beibehalten; diese Herrschaften können nach Belieben Gesichter schneiden. Sie werden allmählich diese Ihre Eigenschaft Ihrer Umgebung aufdringen. Schon

Digitized by Google

jetzt haben wir mehr Terrain gewonnen als wir glaubten. Sie werden sofort vom Fürsten Bismarck empfangen, während Ihr Vorgänger (Th. Rosetti) sich dieser Gunst nicht erfreut hat. Sie werden eine Audienz beim Kaiser erhalten, und Herr v. Radowitz hat Ihnen angegeben, was Sie tun sollen, um in Verbindung mit dem Diplomatischen Korps zu treten. Dadurch hat er Sie im voraus als dessen Mitglied anerkannt. Es versteht sich, daß Sie den Herren in Berlin recht unbequem sind; ich wußte es, bevor Sie sich dahin begeben hatten. Sie sind in Berlin genau so unbequem, wie Costaforu es in Wien ist. Die Diplomaten dieser zwei Hauptstädte hätten es vorgezogen, daß wir durch Personen vertreten wären, deren geringere Bedeutung weniger Schonung erforderte. In Wien hat man schon unserm Agenten diese Eigenschaft zuerkannt, nur mit einem kleinen Vorbehalt. Man gibt nun den Papieren, die man ihm zuschickt, keine Nummer; ein gar zu klägliches Mittel! Wenn Sie nur Geduld und viel Takt haben, werden Sie es noch weiter bringen als Costaforu. Boeresku informiert Kretzulesku auch über die Eisenbahnfrage, die noch nicht erledigt war.

Die größte Schwierigkeit sah Kretzulesku darin, wie sich seine Beziehungen zum türkischen Minister gestalten würden. Die Vertreter Belgiens und Portugals hatten ihm mitgeteilt, daß der Gesandte der Pforte ihn als ein Mitglied der türkischen Legation betrachte. Kretzulesku versicherte den beiden Diplomaten, er werde trotzdem den türkischen Gesandten aufsuchen, um ihm genau und klar den rumänischen Gesichtspunkt darzulegen. Alle Botschafter, die Kretzulesku besuchten, erkundigten sich über den Eindruck, den Fürst Bismarck auf ihn gemacht habe. „Ich sah," bemerkt Kretzulesku, „daß der große Staatsmann ihnen allen gewaltig imponierte, um so mehr, als er sich fast vor niemand sehen ließ."

Entgegen seinen Befürchtungen empfing der türkische Resident, Aristarchi-Bei, Kretzulesku mit dem größten Wohlwollen. Dies hatte sich schon dadurch angekündigt, daß auf dem Einladungsbrief dem Namen Kretzuleskus der Titel eines rumänischen diplomatischen Vertreters beigefügt war. Aristarchi-Bei erklärte Kretzulesku, daß er die im vorigen Jahre eingetretene Spannung zwischen der Türkei und Rumänien sehr bedauert habe, daß sie aber nur aus einem Mißverständnis hervorgegangen sei; daß die türkische Oberlehnsherrlichkeit mehr eine Sache der Form und daß Rumänien im Grunde beinahe völlig unabhängig sei; daß man mit etwas Geduld von der Pforte alles erlangen könnte; daß sie nie daran gedacht hätte, Rumänien am Abschluß von Handelskonventionen zu hindern, sondern nur politische Konventionen nicht zulassen könne. Kretzulesku entnahm aus dem ganzen Betragen des türkischen Ministers ihm gegenüber den Wunsch, mit ihm in ein freundlicheres Verhältnis zu treten. Obgleich er sich über diese Haltung nicht genaue Rechenschaft geben konnte, so entschloß er sich doch, sie zugunsten seiner Heimat auszunutzen.

Wie man aus allen diesen Aeußerungen ersehen kann, war Kretzulesku infolge seiner hohen Stellung und seines persönlichen Ansehens überall ehrenhaft aufgenommen worden; allein was seinen diplomatischen Charakter betrifft, so konnten die Botschafter und vor allem die Berliner Regierung ihn nicht aner-

Digitized by Google

kennen, da Rumänien kein selbständiger politischer Organismus war. Charakteristisch für seine Sachlage ist folgender Vorfall. Kretzulesku wurde zu einer Galavorstellung eingeladen; aus Versehen hatte ihm die Kanzlei den Einladungsbrief mit der Aufschrift „diplomatischer Vertreter Rumäniens" zugeschickt. Als der Fehler bemerkt wurde, kam zu Kretzulesku ein Beamter des Auswärtigen Ministeriums, verlangte den Einladungsbrief zurück und ersetzte ihn durch einen andern, auf welchem sich der Titel nicht mehr vorfand. Kretzulesku fühlte sich zuerst durch das Verfahren gekränkt und wollte der Einladung nicht Folge leisten; allein mehrere Politiker rieten ihm, dies nicht zu tun, sondern der Vorstellung beizuwohnen. Im Theater wies man ihm seinen Platz unter den hohen Staatswürdenträgern, aber nicht beim Diplomatischen Korps an.

Zur Entschädigung für die diplomatische Zurücksetzung wurde Kretzulesku von seiten des Hofes mit Ehrenbezeugungen überhäuft. Die Kaiserin ganz besonders hatte für Kretzulesku unaufhörliche Aufmerksamkeiten, die er aufs höchste pries. So z. B. als er einmal für einige Zeit aus Berlin sich entfernen wollte, bat ihn die Kaiserin Augusta, seine Abreise zu verschieben, bis er die unter höchste Protektion gestellte Mädchenschule in Charlottenburg unter Führung der Hofdame Hacke besucht habe, bei welcher Gelegenheit ihm die Kaiserin empfahl, seine Tochter Anna daselbst unterzubringen.[1]) Ein andermal bei einer Vorstellung im Opernhause, als die hohen Herrschaften sich im Foyer im Zwischenakt befanden, kam Kaiserin Augusta auf Kretzulesku zu, nahm ihn bei der Hand und führte ihn durch mehrere Reihen von Personen, um ihn der Gräfin von Flandern vorzustellen. Kretzulesku war gewissermaßen ein Stammgast bei allen Gastmählern und Abendgesellschaften, die am Hof stattfanden. In den „Erinnerungen König Karls von Rumänien" lesen wir unterm Datum 25. März 1874: „Kretzulesku wird vom Berliner Hof und namentlich von der Kaiserin verwöhnt; man ist sehr liebenswürdig und aufmerksam gegen ihn. Die Diplomaten dagegen sind sehr zurückhaltend; Radowitz vermeidet meinen Agenten oder begegnet ihm mit Kälte, was ich wenig freundlich von ihm finde." Der Fürst bemerkt ein andermal, daß Kretzulesku in Berlin nur als „Étranger de distinction" behandelt werde.[2])

Bei einer Abendgesellschaft hatte Kretzulesku eine längere Unterredung mit dem Fürsten Gortschakow gehabt, der ihm mitteilte, daß der türkische Botschafter in Petersburg das Mißfallen des Zaren erregt habe durch seine Kritisierung der guten Aufnahme, die Philippesku, der rumänische Agent am russischen Hofe, gefunden hatte. Außerdem sprach Fürst Gortschakow die Ansicht aus, daß in den Verträgen die Sicherheit Rumäniens liege und daß an sie das Land sich strikt zu halten habe.[3])

---

[1]) Gegenwärtige Frau Alexander Lahovary, Gemahlin des rumänischen Vertreters in Paris.

[2]) „Aus dem Leben", II, S. 361 und 415.

[3]) Ibidem, II, S. 374.

Digitized by Google

Mit dem englischen Botschafter ging es Kretzulesku schlechter als selbst mit dem türkischen, denn er erklärte ihm, daß die englische Regierung auch vor der geringsten Aenderung in der Stellung Rumäniens gegenüber der Türkei zurückschrecke. Dennoch konnte keine so scharfe Demarkationslinie gezogen werden zwischen dem „Étranger de distinction", als welcher Kretzulesku von der politischen Welt Berlins betrachtet wurde, und dem Vertreter Rumäniens, der er wirklich war, und der außerdem noch mit der für Deutschland so wichtigen Angelegenheit des Rückkaufs der Eisenbahnlinien Rumäniens beauftragt war. „Fehler", wie sie die Kanzlei zu jener Galavorstellung begangen hatte, wurden auch von andern sehr hochgestellten Persönlichkeiten gemacht. So z. B. als der Kronprinz dem Herzog von Edinburg die Mitglieder des Diplomatischen Korps Berlins vorstellte, wurde der rumänische Agent in denselben mit inbegriffen. Außerdem stellte ihn auch der belgische Resident in derselben Eigenschaft dem Herzog von Flandern vor.

So bahnte sich allmählich die Anerkennung Rumäniens als eines selbständigen Organismus an. So konnten die Handelskonventionen 1875 mit Oesterreich, 1876 mit Rußland und Deutschland geschlossen werden. Als der Berliner Traktat 1878 die Unabhängigkeit Rumäniens aussprach, war dieser Staat faktisch als solcher schon von früher her anerkannt, so daß nur ein schon tatsächlich feststehendes Faktum proklamiert wurde. An diesem für Rumänien so großen und wichtigen Erfolg hat auch Kretzulesku seinen Anteil, und wahrlich nicht den wenigst bedeutenden.

Kretzulesku wurde 1875 mit der bedeutsamen Frage des Rückkaufs der rumänischen Eisenbahnen von der Berliner Aktiengesellschaft beauftragt, eine Angelegenheit, die ihm viel Kopfzerbrechen verursachte und die er zwar nicht zu Ende führen konnte, aber doch ins rechte Geleise brachte, so daß der Rückkauf später tatsächlich erfolgte. Kretzulesku gab seine Entlassung von dem Berliner Posten wegen eines scharfen Angriffes, der in der rumänischen Kammer gegen ihn unternommen wurde. Er trat aber wieder in das politische Leben bei Gelegenheit des Russisch-Türkischen Krieges vom Jahre 1877.

V

Dieser Krieg endete für Rumänien mit dem Verlust eines bedeutenden Landstriches; die drei Bezirke Südbessarabiens, die der Moldau durch den Pariser Vertrag zurückgegeben worden waren, und die von Rußland jetzt wieder genommen wurden. Die Geschichte dieser Abtretung ist ein neuer Beweis, daß zwischen den Völkern Macht vor Recht geht, denn die Einverleibung der drei Bezirke Bessarabiens durch Rußland ist eine der größten Ungerechtigkeiten, die von einem großen Reiche einem kleinen Lande zugefügt werden können.

Rumänien hatte Rußland einen bedeutenden Dienst erwiesen durch seinen bewaffneten Beistand in einem sehr kritischen Moment der Feindseligkeiten, als der Großfürst Nikolaus dem Fürsten Carol telegraphierte: „Les Turcs, ayant amassé les plus grandes masses à Plewna, nous abîment. Prie de faire fusion, démonstration et, si possible, passage du Danube que tu désires

Digitized by Google

faire."[1]) Fürst Carol leistete diesem Rufe Folge und eilte den Russen zur Hilfe; er wurde zum obersten Anführer der russisch-rumänischen Truppen vor Plewna ernannt und wirkte in dieser Eigenschaft in der erfolgreichsten Weise bei der Einnahme der Festung Plewna, die als das größte Hindernis auf dem Wege der Russen stand.

Es ist nicht zu leugnen, daß Rumänien und besonders sein Regent, Fürst Carol von Hohenzollern, viel zum raschen Siege der Russen über die Türken beitrug und den Russen viel Blut ersparte, das noch hätte fließen müssen, um den hartnäckigen Widerstand der Türken zu brechen.

Als es aber zum Friedensschlusse kam, da zeigte sich, daß Rußland Rumänien ein Stück Land entreißen wollte, indem es ihm als Entschädigung eine von der Türkei an Rußland abgetretene Provinz, die Dobrudscha, anbot. Für Rumänien bedeutete dieses Verfahren Rußlands eine bittere Ungerechtigkeit, indem sich der starke Verbündete auf Kosten des schwächeren bereicherte. Die allgemeine Entrüstung, die im Lande aufbrauste, versteht sich zur Genüge. Die gegen Rußland gerichtete Bewegung wuchs um so mehr, als das Spiel der Parteien das Feuer noch ärger schürte. Die Konservativen, die in der Opposition waren, beschuldigten die Liberalen, die sich am Ruder befanden, sie hätten Bessarabien an Rußland verräterisch abgetreten. Die Liberalen, die eine solche Beschuldigung nicht auf sich sitzen lassen wollten, machten gleichfalls Front gegen Rußland und protestierten mit der größten Energie in der Kammer und im Senat gegen diese Beraubung des Landes von seiten einer verbündeten Macht, der Rumänien so wertvollen Beistand geleistet hatte. Fürst Carol selbst suchte auf alle erdenkliche Weise das Unglück vom Land abzuwenden, so daß ganz Rumänien wie ein einziger Mann dastand, um der Abtretung zu widerstehen. Fürst Carol sagt in seinen Erinnerungen: „Die feindliche Stimmung gegen Rußland nimmt derart zu, daß eine akute Gefahr daraus entstehen kann; selbst erfahrene Staatsmänner raten der Regierung zum energischen Widerstande."[2]) Trotz allen diesen Bemühungen war Bessarabien so gut wie verloren. Die Russen hatten noch vor dem Ausbruch der Feindseligkeiten ihre Absicht kundgegeben, so daß, als die Rumänen mit ihrem gewaltigen Nachbarn die Konvention über den Durchgang der russischen Truppen durch Rumänien schlossen, sie die Bedingung einfügten, die Russen sollten die Integrität des rumänischen Gebietes gewährleisten.

Den Russen fiel es nicht leicht, diese Bedingung zu übertreten, um so mehr, als sie ja selbst die Rumänen gegen die Türken zur Hilfe gerufen hatten. Sie hatten das größte Interesse, Rumänien zu einer freiwilligen Abtretung Bessarabiens zu bewegen, um nicht genötigt zu sein, zu Gewaltmaßregeln zu greifen, denn die Besitznahme Bessarabiens wurde nun einmal von den Russen als eine Ehrensache angesehen. Es handelte sich nämlich darum, den sichtbaren Rest des für

[1]) „Aus dem Leben", III, S. 212.
[2]) Ibidem III, S. 465.

Digitized by Google

Rußland so unrühmlichen Pariser Vertrags des Jahres 1856 zu vertilgen. Deswegen boten die Russen Rumänien nicht nur die Dobrudscha, sondern eine Gebietserweiterung bis Warna, und außerdem einige hundert Millionen Geldentschädigung. Das überreizte patriotische Gefühl, noch durch das oben angedeutete Parteispiel aufgehetzt, verwarf aber jede gutwillige Abtretung, um so mehr, als die Rumänen von der leeren Hoffnung sich täuschen ließen, daß der große Kongreß, der in Berlin zusammentreten sollte, ihnen Gerechtigkeit widerfahren lassen werde. Dennoch war es schon ziemlich bekannt, wie Fürst Karl Anton von Hohenzollern in einem Brief an seinen Sohn, Fürsten Carol von Rumänien, schrieb, daß, „wie die politischen Verhältnisse jetzt liegen, für Rumänien nirgends Aussicht auf Unterstützung vorhanden sei." [1])

Ratsam und vernünftig wäre es gewesen, Bessarabien freiwillig an Rußland abzutreten, da die Sache doch von den Mächten gutgeheißen werden sollte und Rumänien durch seinen Widerstand zu einem Uebel nur noch ein andres, die Feindschaft Rußlands, hinzufügen konnte. Die russische Regierung hatte ausdrücklich dem rumänischen Bevollmächtigten in Petersburg erklärt: „Jeder Widerstand gegen die Abtretung Bessarabiens sei ein gefährliches Spiel, weil es den Rumänen die Sympathien des Kaisers entfremde." [2])

Es fand sich in Rumänien ein Mann — ein einziger —, der es wagte, diese vernünftige Ansicht auszusprechen und zu verteidigen. Dies war Nikolaus Kretzulesku. Es gehörte dazu viel Mut und Selbstverleugnung; denn derjenige, der sich so äußerte, war sicher, als russenfreundlicher Verräter angesehen zu werden, und für Kretzulesku war dies um so schwerer, als er, im sechsundsechzigsten Jahre seines Lebens stehend, seine ganze politische Vergangenheit aufs Spiel setzte und jetzt, vielleicht am Rande des Grabes, seinen ganzen Ruf und seine patriotische Laufbahn verscherzte.

Nikolaus Kretzulesku veröffentlichte im März 1878 eine Broschüre: „Reflexions sur la rétrocession des trois districts de la Bessarabie", worin er sich für die freiwillige Abtretung Bessarabiens an Rußland unumwunden aussprach. Die Gründe, die er anführte, waren folgende: daß die im Lande geschürte Aufregung gegen Rußland keine andern Folgen haben werde, als diese Macht, der wir doch auch etwas Dankbarkeit schuldeten, gegen uns aufzureizen. Dann, daß Rumänien von einem nationalen Interesse nur in dem Falle hätte sprechen können, wenn es sich um ganz Bessarabien gehandelt hätte, keineswegs aber wegen eines Gebietswinkels, der als ökonomischer Wert weit unter der im Tausch angebotenen Dobrudscha stände. Außerdem wäre es zu erwägen, daß, wenn wir die Russen für uns gehabt hätten, wir in der jüdischen Frage viel leichter davongekommen wären, und daß wir daran denken müssen, daß es nicht ratsam sei, Rußland zu kränken, das doch auch seine eignen Interessen zu verteidigen hätte. Endlich führt Kretzulesku an, daß die bessarabische

[1]) „Aus dem Leben", III, S. 485.
[2]) Ibidem III, S. 454.

Digitized by Google

Frage, trotz unsern Protesten, von Europa zugunsten Rußlands entschieden werde und unser ganzes Betragen nur dahin führen würde, uns die Entschädigung zu vermindern und Rußland gegen uns zu erbittern.

Die Broschüre Kretzuleskus wurde in Rumänien mit großer Entrüstung aufgenommen. Alle Welt sah in ihrem Verfasser einen Russenfreund und Landesverräter, während sie im Auslande einen guten Eindruck machte und besonders in Berlin, wo die zusammengetroffenen Diplomaten sich quälten, den Frieden herzustellen, was allerdings eine schwere Arbeit war, angesichts der Ansprüche, die die verschiedenen Mächte um die Wette erhoben. Es versteht sich, daß die bessarabische Frage in den Hintergrund treten mußte; allein die diplomatische Welt sah doch mit Vergnügen, daß auch in Rumänien eine gesunde Auffassung der Dinge sich Bahn gebrochen hatte. Fürst Anton von Hohenzollern schreibt dem rumänischen Herrscher am 22. April 1878: „Kretzuleskus Broschüre macht hier einen guten Eindruck, weil sie nur reelle Verhältnisse ins Auge faßt; Steigerung des nationalen Fanatismus würde nur zu einem Ridikül ausarten. Protestieren und zulassen, das dürfte die einzige vernünftige Parole sein.“ [1])

Kretzulesku hatte allerdings die Notwendigkeit der politischen Verhältnisse sehr richtig erfaßt. Was er vorhergesehen hatte, traf völlig zu. Der Berliner Kongreß bestätigte die Einverleibung Südbessarabiens durch Rußland, trotz dem Protest, den die rumänischen Minister Bratianu und Kogalniceanu, welche die Depesche des Großfürsten Nikolaus, welche die Rumänen zur Hilfe herbeirief, wie auch die Konvention über den Durchzug der russischen Truppen durch Rumänien, in der die Integrität des Landes durch die russische Regierung verbürgt worden war, dem Kongresse unterbreiteten.

Der Berliner Kongreß zeigte, daß Kretzulesku die einzige vernünftige Ansicht vertreten hatte. Rußland blieb lange Zeit in einem sehr zurückhaltenden Verhältnis zu Rumänien. Nachdem die Unabhängigkeit Rumäniens von den Mächten anerkannt war, übernahm Kretzulesku als Persona grata die Vertretung des Landes in Petersburg, und mit der Zeit gelang es ihm, freundlichere Verhältnisse zwischen den beiden ehemaligen Verbündeten herzustellen.

Kretzulesku vertrat Rumänien auch noch in Rom, und endlich in seinem achtzigsten Lebensjahre in Paris, wo er seine politische Laufbahn beschloß. In die Heimat zurückgekommen, lebte er noch einige Jahre auf seinem Gut Leurdeni, bis ihn 1900 der Tod erreichte.

*

Aus den von uns geschilderten Tatsachen hebt sich die Persönlichkeit Kretzuleskus klar und deutlich hervor. Er war einer der Hauptmitwirkenden bei dem Aufschwung seines Vaterlandes, in dem er zuerst die Wissenschaft vertrat und sie zu einer den Fortschritt bewirkenden Kraft zu erheben suchte. Gegen

[1]) „Aus dem Leben“, IV, S. 32.

Digitized by Google

seinen Willen in die politische Laufbahn übergetreten, trachtete er immer die Ehrenhaftigkeit und die Wahrheit zu verteidigen. Von einer glühenden Liebe für Volk und Land beseelt, bemühte er sich, alle seine Fähigkeiten zu ihrem Wohl zu gebrauchen. Er hatte das Glück, in mehreren Fällen Rumänien bedeutende Dienste zu leisten, so in der Säkularisierung und in der Eisenbahnfrage und außerdem in der Anbahnung der diplomatischen Vertretung Rumäniens, zu einer Zeit, wo das Land der Unabhängigkeit zusteuerte, ohne noch den richtigen Weg dazu gefunden zu haben. In der großen Krisis von 1878 opferte er gern seine ganze Vergangenheit, um dem Lande künftige Gefahren fernzuhalten.

Ein so langes und ein so gut ausgefülltes Leben findet man selten vereinigt.

1813

Napoleons Bedrängnis und Unschlüssigkeit

Von

Freiherr von der Goltz, Generalfeldmarschall

Im Volksbewußtsein spielt Großbeeren eine weit bedeutendere Rolle als Dennewitz. Das erklärt sich leicht. Groß-Beeren war die erste Schlacht nach dem langen Waffenstillstande. Der Frühjahrsfeldzug war nur ein Vorspiel gewesen; jetzt sollte die Entscheidung kommen. Die Verbündeten hatten alle verfügbaren Kräfte aufgestellt, Napoleon die neue „große Armee" herangebracht, die den Untergang der alten rächen sollte. Mit begreiflicher Spannung sah man dem nächsten größeren Zusammentreffen entgegen. Nun kam Berlin sogleich durch Oudinots Vorstoß in Gefahr. Napoleons Haß gegen Preußen war bekannt; man wußte wohl, daß er alles daransetzen werde, zunächst diesen Gegner zu vernichten. Solche Umstände erhöhten das Dramatische der Kriegslage. Es folgte der 23. August und die glückliche Abwehr, die viel leichter ausfiel, als irgend jemand es erwartet hatte. In der Landeshauptstadt atmete man auf; Berlin war befreit, der erfochtene Sieg außerdem von guter Vorbedeutung für das Kommende. „Es war ein Tag der Freude und der Hoffnung auf wiederkehrendes Glück, wie wir noch keinen erlebt hatten." Der geschichtliche Ruf von Personen und Ereignissen hängt oft von Zufälligkeiten ab, die sich dem Auge der Menge besonders deutlich machen.

Der Kampf war nur unbedeutend gewesen, die Zahl der Toten und Verwundeten gering, das ganze Unternehmen, zumal das Eingreifen Girards und Davouts von Magdeburg und Hamburg her, so wenig geregelt und vorbereitet, daß man nur annehmen kann, Napoleon habe den Gegner — die Nordarmee — völlig unterschätzt, oder von ihr gar eine zweideutige Haltung erwartet. Freilich

Digitized by Google

sind auffallende Fehler in der Technik der Truppenführung zu jener Zeit keine Seltenheit. Eine Probe davon werden wir sogleich kennen lernen. Auch diese Technik hat wie jede andre seither große Fortschritte gemacht.

Am Abend nach Großbeeren hatte Oudinot noch gar nicht das Gefühl der Niederlage. Er wollte seinen Angriff mit besserer Uebereinstimmung der getrennten Kolonnen wiederholen und suchte Reynier in Wietstock auf, um mit ihm Abrede zu treffen. Erst als er von diesem erfuhr, daß dessen Korps nicht imstande sei, sofort an einer Erneuerung teilzunehmen, begriff er, daß der erlittene Unfall doch ernstere Bedeutung gehabt habe, als er glaubte, und verzichtete.

König Friedrich Wilhelm III. hatte also recht, wenn er später aus dem Sieger einen Bülow von Dennewitz, nicht einen Bülow von Großbeeren machte.

Dennewitz nimmt in der Periode zwischen Dresden und Leipzig einen besonderen Platz ein. Selten aber wird beachtet, in welchem Zusammenhange dies wichtige Ereignis mit Blüchers Auftreten in Schlesien und Sachsen steht. Ja, es ist sogar nur wenig bekannt, daß dieser Zusammenhang überhaupt existiert.

Wir wissen, daß Napoleon sich auf die Nachricht von Oudinots Zurückweichen entschlossen hatte, selbst gegen Berlin vorzustoßen. Ney reiste am 2. September zu Oudinots Heer nach Wittenberg ab und war am 5. bereit, zur Straße von Baruth hinüber abzumarschieren, wo er sich dem auf Luckau vorrückenden Kaiser anschließen sollte.

An den Flankenmarsch, den er dazu machen mußte, dachten die ihm gegenüberstehenden Verbündeten — die Nordarmee — nicht. Sie erwarteten wohl den neuen Vormarsch, aber auf den direkten Wegen von Wittenberg nach der Hauptstadt, sei es über Belzig, über Treuenbrietzen oder über Jüterbog. Bernadotte hatte seine Kräfte so verteilt, daß er diese drei Straßen sicherte, und außerdem eine starke Vorhut gegen Wittenberg bis nach Zahna vorgeschoben.

Als Ney sich nun am 5. September gegen Jüterbog in Bewegung setzte, begab er sich in eine Gefahr, von der er selbst sich keine Vorstellung machte. Er ging schräg auf den äußersten linken Flügel der Nordarmee los, die unterdes ganz nahe in seiner linken Flanke stand. Ohne den Kaiser war er ihr mit seinen 60 000 Mann, die er von Oudinots Heer noch beisammen hatte, nicht gewachsen. Den Kaiser aber hatte Blüchers unerbittliche Verfolgung hinter Macdonald her inzwischen schon nach Bautzen abberufen. Auf sein Kommen war nicht zu rechnen und dieser Umstand Ney völlig unbekannt — ein Mangel in der Handhabung des Nachrichten- und Verbindungsdienstes innerhalb der eignen Armee, den wir heute kaum zu begreifen vermögen. Er erklärt sich durch Napoleons Unschlüssigkeit. Am 6. September, dem Schlachttage von Dennewitz, saß dieser mißgestimmt im Dresdener Schloß. Noch hatte er den Berliner Zug nicht aufgegeben, noch wollte er sich gegen Norden in Bewegung setzen — nur nicht gleich, sondern erst in einigen Tagen. Ney gab er deshalb keine Nachricht, und der Generalstab füllte diese Lücke in der Führerarbeit nicht aus.

Digitized by Google

Man hat Ney getadelt, daß er die ihm zugewiesene Marschstraße nach Berlin nicht auf einem Umwege über Herzberg zu erreichen suchte, um die Berührung mit dem überlegenen Gegner zu vermeiden. Aber das heißt für ihn und seine Zeit zu viel verlangen. Er dachte sich ja auch den Kaiser im Vormarsch und die Verbündeten im Begriff, vor diesem auszuweichen, bis die Bedrohung Berlins sie zwang, haltzumachen und sich zur Schlacht zu stellen. Er besaß nicht den nötigen Ueberblick über die großen Verhältnisse des Krieges, um den Fall des Nichterscheinens seines Kaisers als eine Möglichkeit in Betracht zu ziehen.

Freilich hätte den erfahrenen Soldaten der Umstand warnen sollen, daß er bereits am 5. unfern von Wittenberg bei Zahna auf starke feindliche Kräfte stieß. Allein er blieb Sieger, drängte die Vorhut der Verbündeten auf der Straße nach Jüterbog zurück und war nicht der Mann, ein Unternehmen schon beim ersten Zusammentreffen mit dem Gegner aufzugeben. Der Marsch ging also am 6. September weiter.

Er besaß jedoch wachsame Feinde. Die ausweichenden Truppen gehörten zum preußischen Korps Tauentzien, das bei Jüterbog den linken Flügel der Verbündeten bildete; neben ihm zur Rechten stand Bülow an der Treuenbrietzener Straße, weiter westlich noch an der nach Belzig der Kronprinz Bernadotte mit Schweden und Russen.

Der Kanonendonner von Zahna hatte am 5. September Bülow herbeigelockt; dieser erkannte die Lage schnell, sah die zurückgehende Tauentzienſche Vorhut und die nachfolgenden starken französischen Truppenmassen. Sofort ordnete er die Vereinigung seiner Kräfte nach links an, um Tauentzien beispringen zu können, wenn er am andern Morgen angegriffen würde, und benachrichtigte auch den Kronprinzen. Geräuschlos marschierte das Korps nach Eckmannsdorf; kein Lagerfeuer durfte in der folgenden Nacht angezündet werden. Die ganze Bewegung blieb verborgen.

Tauentzien war am Tage vor der Schlacht in das Hauptquartier der Armee zu einer Besprechung gefahren, wäre bei der Rückkehr am Abend fast in Feindeshand gefallen, da er im Dunkeln unter sächsische Reiter geriet, und fand zu seiner Ueberraschung die Franzosen bei Jüterbog nahe gegenüber.

Sogleich war er entschlossen, den Kampf aufzunehmen, sich aber vorher Bülow etwas zu nähern. Gerade als er am 6. September vormittags im Begriff war, dies auszuführen, erfolgte bereits der Angriff. Er mußte einschwenken, die Front nach Süden gegen das eben beim Dorfe Dennewitz angekommene französische Korps Bertrand nehmen, und bald stand er im heftigsten Kampfe. Mit Bülow hatte er sich in Verbindung gesetzt. Dieser war bereit, die Franzosen in der linken Flanke anzufallen. Es war also auf baldige und kräftige Unterstützung zu rechnen. Die beginnende Schlacht kann einem großartigen Theaterstücke ähnlich gewesen sein; denn die Gegend ist wellig, kahl und übersichtlich. Es muß zu Ende August dort weniger geregnet haben, als in der Gegend weiter südlich. Dicke Staubwolken verrieten die heranziehenden Marsch-

Digitized by Google

kolonnen dem Blicke der Späher. Alle Bewegungen ließen sich von weit her verfolgen.

Ney war auf dem Schlachtfelde eingetroffen und zuerst unzufrieden mit Bertrands Engagement, das ihn in dem vermeintlichen Marsche zu seinem Kaiser aufhielt. Bald aber ließ er sich durch die Erregung des Kampfes fortreißen und blieb, während er allenfalls noch hätte östlich ausweichen können. Damit war sein Verderben besiegelt.

Während er sich abmühte, Tauentziens Truppen über den Haufen zu werfen und das Ringen um Dennewitz noch hin und her wogte, traf Bülow mit seinen vordersten Truppen bei dem nur zwei Kilometer westlich davon gelegenen Nieder-Görsdorf ein. Er war mit dem ersten Gegner noch lange nicht fertig, als schon der zweite auf dem Plane erschien.

Hinter Bertrand folgte Reynier mit seinem Korps. Er mußte bereits nach links aufmarschieren, um Bülows sich von Minute zu Minute mehrende Kräfte abzuwehren. Aber er war bald gegen die Uebermacht in Bedrängnis. Da erschien das dritte Korps der „Berliner Armee", Oudinot, auf dem Kampfplatze. Dringend ließ er diesen bitten, sich gleichfalls nach links gegen Bülow zu wenden. Der erfahrene Reynier erkannte richtig, wo die größte Gefahr lag. Sein Unglück aber wollte, daß in demselben Augenblicke ein Befehl Neys bei Oudinot eintraf und diesen nach dem anderen Schlachtflügel zu Bertrands Unterstützung heranrief. Ney, der sich bei diesem befand, wollte noch immer vorwärts nach Jüterbog durchdringen, wozu es längst zu spät war. Oudinot gehorchte wörtlich und marschierte nach rechts ab. Bei Bertrand kam er zu spät; von Reynier war er zu früh fortgezogen. Beide Flanken der Armee wurden umfaßt und eingedrückt. Es glückt in der modernen Schlacht selten, ein einmal auf irgendeinem Punkte der Schlachtlinie wirksam gewordenes Korps dort heraus- und nach einem andern zu ziehen, um ihm eine zweite Aufgabe zu übertragen. Besser tut man meist, dort, wo man am Feinde ist, zu bleiben und nur durch kräftigeres Zugreifen sein Gewicht mittelbar auch da fühlbar werden zu lassen, wo die Hilfe gewünscht wird. Der Hin- und Hermarsch des Korps Erlon zwischen Ligny und Quatrebras ist das klassische warnende Beispiel, das uns der große Kriegsmeister Napoleon wider Willen selbst gegeben hat.

Nach und nach kam das ganze Bülowsche Korps zum Eingreifen; selbst eine schwedische Batterie als äußerste Spitze der übrigen Nordarmee eilte herbei. Neys Heer ballte sich zum wirren Knäuel zusammen und flutete über die sandigen Felder auf Oehna zurück. Um 5 Uhr nachmittags war das Schicksal des in doppeltem Sinne glühendheißen Tages entschieden. Dennewitz war eine der entscheidendsten Schlachten des Feldzuges. Ney hatte eine totale Niederlage erlitten. Er selbst versuchte noch mit einem Teil der Truppen weiter östlich „dem Kaiser entgegen" zu entkommen. Aber die Masse folgte ihm nicht. So mußte er sich in sein Geschick ergeben und sich, wie sie, nach Torgau retten. In den drei verhängnisvollen Tagen des 5., 6. und 7. September hatte er nicht weniger als 22000 Mann, 53 Geschütze, 420 Fahrzeuge und 4 Fahnen verloren.

Digitized by Google

Als er an der Elbe wieder Fuß faßte, zählte seine ganze Macht, die Berlin hatte erobern sollen, nur noch 36000 Mann — sie war keine Armee mehr. „Ich bin gänzlich geschlagen und weiß noch nicht, ob mein Heer sich wieder gesammelt hat," meldet er ehrlich an den Kaiser und riet ihm, die Elbe zu verlassen, um den Widerstand an die Saale zu verlegen. Seine Katastrophe war erschütternder als die Macdonalds an der Katzbach. Der linke Flügel der großen Armee war eingedrückt, an die Offensive gegen Berlin nicht mehr zu denken, die eigne Sicherheit nach Norden hin gefährdet. Wäre Bernadotte energisch gefolgt, so würde die Veränderung der Kriegslage sich den Franzosen schon jetzt empfindlich fühlbar gemacht haben. Aber noch einmal rettete sie der Name ihres Kaisers. In einem der aufgefangenen Befehle Neys standen die Worte: „Die Armee marschiert nach Luckau, dem Kaiser entgegen." Das genügte, um Bernadotte zur äußersten Vorsicht zu veranlassen. Wie alle Generale — außer Blücher — scheute er die Begegnung mit dem Gewaltigen. Erst um die Mitte des Monats, als sich herausgestellt hatte, daß Napoleon sich nicht nordwärts gewendet, erschien er mit seinem Heere an der Elbe. Dort fand er die Verteidigung jetzt schon wieder festen Fußes vor. Ney, der bereits an die Mulde zurückgewichen war, hatte auf einen kaiserlichen Befehl hin von neuem vorrücken müssen.

Die preußischen Verluste bei Dennewitz waren zehnfach so groß, wie bei Großbeeren gewesen. Man hatte mit besonderer Erbitterung gefochten, aber auch mit Begeisterung und Zuversicht. Alle Gemüter waren durch die eben eingetroffene Nachricht von Blüchers glänzendem Siege an der Katzbach besonders entflammt gewesen. Leider wendete sich ihr Kriegerzorn meist gegen Deutsche. Sachsen und Württemberger hatten auf französischer Seite die Hauptlast des Kampfes getragen.

Napoleons unerschütterlicher Wille sträubte sich noch dagegen, den Rat seines geschlagenen Unterfeldherrn zu befolgen. Er blieb an der Elbe, der so sorgfältig vorbereiteten Basis für alle seine Operationen in Deutschland. An ihrer Behauptung hielt er so fest, daß er die Möglichkeit eines österreichischen Vormarsches nach Westen, um ihn vom Rheine zu trennen, mit der Bemerkung abfertigte, er sei entschlossen, ihnen in diesem Falle glückliche Reise zu wünschen. Alles, worauf es ihm jetzt ankäme, sei, daß man ihn nicht von der Elbe trenne. Dort lagen im Augenblick die Quellen seiner Kraft. Auch jetzt noch dachte er ebenso.

Seine Lage aber hatte sich bereits erheblich verschlimmert.

Blücher regte sich von neuem. Am 8. September war er wieder gegen Görlitz vorgegangen, hatte Macdonald, der mit dem Alten keinen Waffengang mehr wagte, von dort gegen die Elbe zurückgetrieben, machte aber wieder Halt, als er erfuhr, daß der Kaiser bedeutende Streitkräfte bei Großenhayn versammelt habe, und stellte sich bei Bautzen auf.

Schwarzenberg hatte — nach Dresden und Kulm — am Südfuße des Erzgebirges im Bielatale stehen bleiben wollen, bis Bennigsen mit der Reservearmee

Digitized by Google

der Verbündeten aus Polen herankam. Als er aber erfuhr, daß der Kaiser sich nach Schlesien gewendet — es war, als dieser zu Macdonalds Aufnahme nach der Katzbachschlacht dorthin marschierte —, beschloß er jedoch, sich zu regen. Mit einem Teil der österreichischen Truppen überschritt er die Elbe nach Osten, während Barclay in seiner Abwesenheit Dresden bedrohen sollte, um die dortigen französischen Kräfte zu fesseln.

Das geschah; die Avantgarden der böhmischen Armee gingen vor, wurden aber abgewiesen; denn schon war der Kaiser wieder in Dresden. Er ordnete sogar den allgemeinen Vormarsch an. Schwarzenberg drehte wieder um und stellte sich auf den Höhen von Aussig in Schlachtordnung zum Empfange bereit. Drohend erschien der Kaiser auf der Höhe des Erzgebirges bei Nollendorf. Durch sein Glas vermochte er die Stellung der Oesterreicher zu erkennen. Aber er entschloß sich nicht zum Angriff; Neys Niederlage machte es bedenklich, sich nach Böhmen hineinziehen zu lassen. Am 12. war er wieder in Dresden.

Aber auch die Verbündeten waren jetzt über Dennewitz unterrichtet; die Russen gingen über Nollendorf vor, um zu erfahren, ob Napoleon vielleicht schon auf dem Wege zur Saale sei. Als der Kaiser am 15. September schnell wieder umkehrte und sie nach Kulm hinabtrieb, begriffen sie ihren Irrtum. Schwarzenberg zog dort sofort sein Heer zusammen. Am 18. standen die beiden Gegner sich Auge in Auge gegenüber. Der Kaiser erkundete aufmerksam. Längere Zeit beobachtete er die böhmische Armee, sah, daß sie sich noch verstärke und nahm abermals vom Angriffe Abstand. Das Mißgeschick seiner Unterfeldherrn lähmte augenscheinlich seine Entschlußkraft. Abends schlug er sein Hauptquartier in Pirna auf und zog die Armee nach Dresden zurück.

So wogten seine Truppen unter kleineren Gefechten und großen Anstrengungen hin und her, ohne daß es zur Entscheidung mit allen Kräften, zu einem der gewaltigen Schläge kam, wie er sie früher geführt. „Mein Schachspiel kommt in Verwirrung," schrieb er zu Ende des Monats an Marmont.

Seine schwankende Haltung hatte tiefliegende Ursachen. Die Armee begann den Dienst zu versagen. Auch er, der große Verächter der Masse und des Stoffs, den er für seine Zwecke gebrauchte, konnte sich das nicht länger verhehlen. Auch er begann zu begreifen, daß es Imponderabilien gäbe, mit denen selbst der stärkste Wille rechnen müsse. Ein Heer, das des Krieges überdrüssig wird, hat die Aussicht auf den Sieg verloren. Wohl steigerte er noch seine Anforderungen; seine Paladine, reich an Titeln, Ehren, Gold und Erfolgen, hatten genug der Taten und sehnten sich nach Ruhe und Genuß. „Generale und Offiziere, vom Kriege ermüdet, haben nicht mehr den Schwung, der sie große Dinge vollbringen ließe" — so gebot er seinem Kriegsminister zu schreiben. — „Der Kaiser ist überall dort Sieger, wo er anwesend ist; aber er kann nicht überall sein, und die Führer, die selbständig kommandiren, entsprechen selten seinen Erwartungen." Die locker zusammengefügten Truppen begannen sich aufzulösen. Ganz Mittel- und Westdeutschland bedeckte sich mit französischen Marodeuren.

Digitized by Google

Auf den rückwärtigen Verbindungslinien der großen Armee trieben die Parteigänger der Verbündeten immer verwegener und erfolgreicher ihr Wesen. Kein Transport kam mehr ungefährdet durch. Das sächsische Kriegstheater aber gab nichts mehr her. Es war völlig erschöpft. Seit dem Beginn des Frühlings hatte es unausgesetzt starke Heere beherbergt. Auch das reichste Land hält das auf die Dauer nicht aus. Die Armeeverwaltung vermochte nichts mehr zu beschaffen. „Die Armee ist nicht mehr ernährt. Es wäre eine Täuschung, die Dinge anders sehen zu wollen," klagte er. Lange genug hatte er selbst die Blicke dem kommenden Unheil verschlossen.

Ganz anders sah es bei den Verbündeten, zumal im preußischen Lager, aus. Mit jedem Tage steigerten sich dort Kraft und Zuversicht. Die jungen Truppen, von denen manche, ohne hinreichende soldatische Schulung, anfänglich bei jedem Zusammenstoß mit dem Feinde der Auflösung nahe gewesen waren, gewannen im kriegerischen Leben an innerem Halt und mit den Erfolgen an Zuversicht. Ihre Führer aber, die, soweit sie die höheren Stellen einnahmen, alle die brennende Schmach der Unglückszeit erlebt und zu tilgen hatten, waren in frischer Spannkraft, beseelt von dem glühenden Wunsche, den alten Ruhm des preußischen Heeres und deutscher Waffentüchtigkeit wieder aufzurichten. Die theoretische Vorbildung, welche sie aus der Aufklärungsperiode in die neue Zeit der eisernen Praxis mit hinübergebracht hatten, kam ihnen reichlich zugute. Sie zeigten sich jetzt den meist nur aus eigner Erfahrung schöpfenden französischen Befehlshabern überlegen.

Dennoch hätte der Krieg sich noch lange entscheidungslos hinziehen können, wenn nicht Blüchers urwüchsige Tatkraft die Entscheidung herbeiführte. Ihm kam ein gut Teil Verdienst am Glückstage von Dennewitz zu; denn er war es gewesen, der Napoleon gehindert hatte, Ney sein Wort zu halten. Bald stand er im Begriff, Größeres zu vollbringen. Noch war Napoleons Ansehen so bedeutend, daß keiner der andern verbündeten Feldherren sich an den verwundeten Löwen heranwagte. Auch das Große Hauptquartier der Monarchen fand diesen Entschluß nicht. Dort wünschte man die schlesische Armee zur böhmischen heranzuziehen. Mancherlei militärische Gründe sprachen für die Vereinigung. Aber im Kriege spielen, selbst in den ernstesten Augenblicken, persönliche Beweggründe ihre Rolle; sie sind berechtigt, wenn sie sich nicht auf den eignen Vorteil, sondern auf den großen gemeinsamen Zweck richten. Blücher kannte genau die endlosen Rücksichten und Bedenken, von denen jede Entscheidung abhängen würde, wenn er sich einmal dem großen Haufen angeschlossen habe. Geradezu leidenschaftlich bat er, ihm seine Freiheit und Selbständigkeit zu lassen. „Um des allgemeinen wohl und Besten bewahren sie mich vor einer Vereinigung mit der großen armeh!" schrieb er an Knesebeck, den Vertrauten des Königs.

Und er setzte sein Stück durch. So konnte er zunächst Napoleon noch einmal zu vergeblicher Kraftanstrengung zwingen. Am 21. September abends war der Kaiser wieder in Dresden; er wollte seinen Truppen dort und bei Meißen die dringend erforderliche längere Ruhe gewähren. Aber Blücher stand schon

Digitized by Google

wieder zu nahe, als daß dies möglich gewesen wäre. Seine Vortruppen hatten Bischofswerda besetzt. Er mußte vorerst abermals zurückgescheucht werden. Noch in der Nacht ergingen die Befehle dazu. Am 22. und 23. September wich Blücher bis hinter die Spree bei Bautzen aus. Dort stellte er sich am 24. auf. Diesmal war er entschlossen, die Schlacht auch gegen Napoleon zu wagen, der sie vordem ersehnt hatte, jetzt aber die ihm dargebotene Gelegenheit nicht mehr ergriff. Er war unsicher geworden. Schon dachte er daran, das rechte Elbufer aufzugeben und sich am linken auf die Lauer zu legen.

Daher kehrte er nach Dresden um, und Blücher gewann die Freiheit der Bewegung, deren er zur Ausführung der großen Entschlüsse bedurfte, welche sein Herz bewegten. Der Kaiser fand sich mehr und mehr in die Rolle des abwartenden Verteidigers hinein, dem der Feind das Gesetz des Handelns gibt.

Graf Alois Karolyi

Ein Beitrag zur Geschichte der österreichisch-ungarischen Diplomatie

Von

Freiherr v. Hengelmüller

(Fortsetzung)

Die kurhessische Frage war seit 1860 nicht mehr zur Ruhe gekommen. Der damalige Bundesbeschluß vom März[1]) hatte zu keinerlei Beruhigung geführt, denn die auf Grund desselben zwei Monate später von der kurfürstlichen Regierung ausgearbeitete Verfassung war von den Ständen des Landes nie akzeptiert worden. Ueber die Herstellung des Friedens im Fürstentum fanden zwischen Wien und Berlin während der nächsten zwei Jahre fortwährende Verhandlungen statt, die von dem Bestreben des Ausgleiches der beiderseitigen Gegensätze geleitet waren. Die preußische Regierung hatte sich bekanntlich schon 1860 auf den Standpunkt des rechtlichen Fortbestehens der Verfassung vom Jahre 1831 gestellt, während die österreichische zuerst auf dem der Gültigkeit der Bundesbeschlüsse von 1852 beharrt war.[2]) Unter dem Einfluß der Teplitzer Zusammenkunft und der Allianzbestrebungen wie auch im Hinblick auf die Stimmung in Deutschland hatte sich die kaiserliche Regierung der preußischen Anschauung genähert und dem Kurfürsten zur Einberufung einer Ständeversammlung auf Grund des Wahlgesetzes von 1831 geraten, welche in den neu zu beratenden Verfassungsentwurf alle nicht bundeswidrigen Bestimmungen der 1831er Verfassung aufnehmen sollte. Prinzipiell bestand somit zwischen den beiden Vormächten kein Gegensatz mehr, aber die Uebereinstimmung war doch nur eine äußerliche, denn in Wirk-

[1]) Siehe Mai-Heft, S. 164

[2]) Ebendort.

Digitized by Google

lichkeit wünschte die kaiserliche Regierung die Wahrung des Ansehens des Kurfürsten und der Macht des Bundes, die preußische die Geltendmachung ihres Einflusses. Hinter dem Verfassungsstreit stand die Frage, ob Kurhessen im österreichischen Lager verbleiben oder in das preußische hinübergezogen werden solle.

Im Januar 1862 wurde die Krise neuerdings akut, nachdem der Kurfürst einen neuen Landtag auf Grund der 1860er Verfassung einberufen und dieser sich wie die frühern für ungesetzlich erklärt hatte. Die badische Regierung hatte mittlerweile am Bundestag einen Antrag auf Wiederherstellung der alten Verfassung eingebracht, und die Abstimmung über denselben mußte zum offenen Zwiespalt zwischen Oesterreich und Preußen führen, falls es nicht gelang, vorher eine Verständigung zuwege zu bringen. Ungeachtet der eben damals herrschenden Spannung einigten sich die beiden Regierungen, die Sache am Bunde gemeinsam in die Hand zu nehmen, und stellten am 8. März ihrerseits einen im wesentlichen mit dem badischen übereinstimmenden Antrag. Rechberg schrieb aus diesem Anlasse, wie die kaiserliche Regierung ihre erheblichen Bedenken gegen diesen Schritt nur darum unterdrückt habe, um die Gefahren ungünstiger Einwirkungen der hessischen Frage auf ihre Beziehungen zu Preußen ein für allemal zu beseitigen, nun aber hoffe, daß Preußen auch seinerseits der schwierigen Lage des Kurfürsten Rechnung tragen und auf die Bewegung in dessen Lande mäßigend einwirken werde.

Bernstorff erklärte sich Karolyi gegenüber von der erzielten Einigung sehr befriedigt, sprach ihm aber zugleich von der Notwendigkeit weiterer Schritte in der eingeschlagenen Richtung, namentlich der Herbeiführung eines Ministerwechsels in Kassel. Es bestehe die Absicht, einen preußischen General mit einem königlichen Handschreiben an den Kurfürsten zu entsenden, um diesen auf die Opportunität eines solchen Schrittes hinzuweisen und zur gänzlichen Umkehr zu bewegen. Auch diesfalls wäre ein gemeinschaftliches Vorgehen mit uns sehr erwünscht, speziell auch eine Verständigung über die Auswahl der neuen Minister.

Mit einem hessischen Ministerwechsel wie auch mit der vorgeschlagenen gemeinsamen Sendung von Generälen wäre man in Wien einverstanden gewesen, aber über Ziel und Art des weitern Vorgehens bestanden erhebliche Differenzen. In Wirklichkeit war der verabredete gemeinsame Bundesantrag eines jener Kompromisse, welche auf das Umgehen nicht ausgleichbarer Meinungsverschiedenheiten berechnet sind. Ueber die Fragen, ob die Verfassung von 1831 sofort oder erst nach vorhergegangener Epuration in Wirksamkeit treten, die Aufhebung des Wahlgesetzes vom Jahre 1849 in den Bundesbeschluß aufgenommen oder dem Fürstentum überlassen werden solle, endlich ob der Ministerwechsel vom Kurfürsten verlangt oder ihm nur angeraten werden könne, entspannen sich Diskussionen, welche durch die ganzen Monate März und April dauerten.

Bekanntlich brachte der Kurfürst selbst die Sache zum Klappen, indem er mit seinen Verordnungen vom 26. April und 3. Mai die neuen Wahlen auf Grund der Verfassung von 1860 ausschrieb. Die Folge war von österreichischer

Digitized by Google

Seite die Beantragung und Erwirkung des Bundesinhibitoriums, von preußischer die Sendung des Generalleutnants von Willisen nach Kassel.

Verlauf und Effekt dieser Sendung sind bekannt.[1]) Was hier hervorgehoben werden muß, ist die durch sie bewirkte neue Gereiztheit zwischen Wien und Berlin. Soweit die Sistierung der arbiträren Verordnungen des Kurfürsten in Betracht kam, hatte die kaiserliche Regierung die Sendung des preußischen Generals für überflüssig gefunden, weil das Bundesinhibitorium bevorstand und mit Sicherheit zu erwarten war, daß der Kurfürst demselben Folge leisten werde. Das Mißtrauen stieg, als dann infolge des beleidigenden Empfanges des Generals und der Satisfaktionsbegehren die preußischen Militärmaßnahmen erfolgten. Wie Sybel erzählt, erklärte auch Herr v. Bismarck den Umstand, daß der Kurfürst den königlichen Brief auf den Tisch geworfen, für einen wenig geschickten Casus belli. In Wien fand man damals die preußische Selbsthilfe bundeswidrig, sah in der Gewaltdrohung eine bisher noch nicht vorgekommene Verletzung des Bundesfriedens, war überhaupt der Meinung, daß Preußen sich in der kurhessischen Frage nicht zufrieden geben wolle, und verlangte die Einstellung der ergriffenen militärischen Maßnahmen, sobald die Ernennung des neuen hessischen Ministeriums auf Grundlage des Bundesbeschlusses erfolgt sein werde. Graf Bernstorff erklärte wieder — den Inzidenzpunkt betreffend —, daß Preußen der alleinige Richter seiner Ehre sei, und ließ in Wien Klage führen, daß in Kassel gegen die Bildung eines für die Verhältnisse geeigneten Ministeriums schädliche Einflüsse sich geltend machten. Die Diskussion über diese Punkte nahm während der Monate Mai und Juni den Charakter bedenklicher Spannung an.

Als Karolyi am 27. Juni nach Berlin zurückkehrte, hatte die Krisis soeben ihre Beendigung gefunden. Der Kurfürst hatte die Verfassung von 1831 wie auch das Wahlgesetz von 1849 wiederhergestellt, ein neues Ministerium ernannt, die entschuldigende Sendung des Herrn v. Bardeleben nach Berlin verfügt. Wie Karolyi hervorhob, hatte Preußen in allen sachlichen Forderungen voll gesiegt, in den persönlichen aber nicht, denn die neuen hessischen Minister waren nicht die Männer, die man in Berlin gewünscht hatte. In der Umgebung des Königs hatten sich auch Einflüsse geltend zu machen versucht, welche auf weiteres Vorgehen und einen kühnen Coup drängten, Bernstorff aber hatte sich für das Zufriedengeben ausgesprochen.

*

Im Mai war die Ernennung Herrn v. Bismarcks zum Botschafter in Paris erfolgt. In Wien erregte dieselbe weiteres Mißtrauen und Besorgnis. Dort galt zu jener Zeit Bismarck für den gefährlichsten Feind, und — wie die späteren Ereignisse bewiesen haben — mit Recht, soweit die damalige Stellung der Monarchie in Deutschland in Betracht kam. An dieser hing man aber in Oesterreich wie an dem Apfel seines Auges und war entschlossen, sie zu be-

[1]) Siehe diesfalls Sybel, Bd. II, S. 431—438.

Digitized by Google

haupten, friedlich wenn man konnte, mit den Waffen, wenn man mußte. Als preußischer Minister konnte uns Bismarck zu deren freiwilliger Aufgabe raten, ob er es getan hätte, wenn er statt im Rate König Wilhelms in dem des Kaiser Franz Josefs gesessen wäre, ist eine andre Frage.

Die kaiserliche Regierung hatte auch die Nachricht erhalten, daß Bismarck den Pariser Posten nur unter der Bedingung angenommen habe, dort für das Zustandebringen eines franko-russisch-preußischen Bündnisses wirken zu dürfen. Auf sicherer Grundlage beruhte diese Information nicht, aber sie stand im Einklang mit der Ansicht des Kaiserlichen Kabinettes über Bismarcks bisherige Tätigkeit in St. Petersburg, und die dadurch erregte Beunruhigung erhielt weitere Nahrung durch den damals viel bemerkten Umstand, daß gleichzeitig mit ihm der russische Gesandte in Berlin, Baron Budberg, in Paris eingetroffen war.

*

Unter dem Eindruck der so erzeugten Besorgnisse schrieb Graf Rechberg dem Fürsten Metternich,[1]) um ihm die Notwendigkeit größter Wachsamkeit ans Herz zu legen. Er begann mit dem Hinweis auf alle seit dem Amtsantritt des Grafen Bernstorff zwischen den beiden deutschen Mächten entstandenen Schwierigkeiten — das Aufwerfen des engeren Bundes in der Dezembernote, den Abschluß des preußisch-französischen Handelsvertrages, den Konflikt mit Kurhessen —, bezeichnete die Ernennung Herrn v. Bismarcks nach Paris als ein Symptom für die Fortsetzung dieser übergreifenden Politik, eventuell für das Signal einer in Frankreich gegen uns einzuleitenden Aktion, erklärte aber, jetzt keine positiven Instruktionen erteilen zu können, weil wir nichts Sicheres wüßten und es sich darum handle, solches zu erfahren und den eventuell gesponnenen Intrigen entgegenzuwirken. Diese Aufgabe werde dem Takt und der Geschicklichkeit des Fürsten anvertraut. Rechberg schloß mit den Worten: „Sobald Sie die Ueberzeugung erlangt haben werden, daß man in Paris zu unserm Schaden Komplikationen hervorrufen will, werden Sie alle Energie anwenden, um solche Absichten zu vereiteln und sich hierbei nur von dem Wunsche leiten lassen, die Verwirklichung einer gegen uns gerichteten Allianz zu verhindern ... Es versteht sich von selbst, daß sobald wir die Gewißheit hätten, daß das Berliner Kabinett eine intime Allianz mit Frankreich zum Zwecke der Herabminderung unsers legitimen Einflusses verhandle, auch wir uns von keiner Erwägung zurückhalten und uns allein von der Wahrung unsers guten Rechtes leiten lassen würden."

Metternichs Antworten waren beruhigend. Für ein Zusammenwirken Bismarcks und Budbergs im Sinne einer gegen uns gerichteten Allianz mit Frankreich hatte er gar keinen positiven Anhaltspunkt gefunden. Mit Napoleon III. hatte er eine lange Unterredung gehabt, und dieser hatte ihm allerdings gesagt, daß Bismarck nicht unser Freund sei, zugleich aber die Beruhigung gegeben, wie die Umstände nicht danach seien, um nach irgendeiner Seite Verbindungen

[1]) 30. Mai 1862.

Digitized by Google

einzugehen. Aus dem persönlichen Verkehr mit Bismarck habe er den Eindruck empfangen, daß er jetzt keine aktive Politik machen, höchstens sich bei Napoleon für seine eventuelle Mission in der innern Politik Preußens den Rücken zu decken suchen werde. Was Budberg betrifft, so aspiriere derselbe auf den Pariser Posten.[1]) Bismarcks Kommen sei von Herrn de Thouvenel sehr gewunschen worden, da er in ihm einen Mithelfer in seiner italienischen, Oesterreich feindlichen Politik sah. Alles in allem resümierte Metternich seine Eindrücke damals[2]) dahin: „Tout me porte à croire que nous n'avons pour le moment rien à craindre directement ou indirectement de la presence des deux personnages dont l'arrivée préoccupe si vivement la diplomatie."

In eben demselben Sinne sprach sich der Fürst einen Monat später aus, nachdem er Ende Juni und anfangs Juli zehn Tage hindurch bei Napoleon III. in Fontainebleau zu Gast gewesen war. Er wiederholte seine Ansicht, daß Bismark jetzt in Paris keine aggressive Aktion entwickeln werde. Er sei mit Bernstorffs Politik nicht einverstanden, erwarte eine Wendung in der innern Krise, die entweder zu einer Art von Staatsstreich oder zur Ernennung eines progressiven Ministeriums führen, in beiden Fällen mit seiner Berufung enden werde. In diesem Sinne habe sich auch Kaiser Napoleon ausgesprochen. Im übrigen hatte die italienische Frage das Hauptthema der Konversationen Metternichs mit dem Kaiser gebildet.

Im Lichte dieser Tatsachen erscheinen Napoleons III. gleichzeitige Mitteilungen an Bismarck in Fontainebleau über österreichische Anerbietungen ersichtlich gefärbt. Wie Bismarck erzählt,[3]) hatte ihm der französische Kaiser gesagt, daß er soeben von Oesterreich die seltsamsten Anerbietungen (ouvertures singulières) erhalten habe. In Wien habe Bismarcks Ernennung und Budbergs Besuch panischen Schrecken erzeugt und infolgedessen Metternich unbegrenzte Vollmachten zur Herbeiführung einer Verständigung um jeden Preis bekommen. Tatsache ist, daß die erwähnten beiden Fakta — Ernennung und Besuch — in Wien, wenn auch nicht panischen Schrecken, so doch Besorgnis hervorgerufen und Metternich die eben geschilderten Weisungen erhalten hatte. Dieselben enthielten aber keinen Auftrag zu Allianzanerbietungen, sondern nur die Ermächtigung, im Falle erlangter Gewißheit über preußische Stellung von solchen nach eignem Ermessen auf dieser Linie vorzugehen. Gerade diese Gewißheit hatte aber Metternich nicht erhalten, war vielmehr zur gegenteiligen Ansicht geführt worden. Seine Eröffnungen hatten daher nur den Charakter einer Sondierung, wie übrigens Napoleons Mitteilungen an Bismarck wohl der gleichen Intention entsprungen waren, da er sie anknüpfend an seine Anfühlung wegen einer diplomatischen Allianz mit Preußen gemacht hatte.

---

[1]) Bekanntlich hat er denselben einige Monate später auch tatsächlich erhalten. Budberg hat sich während seines Pariser Besuches im Mai auch für die Erwirkung der Anerkennung Italiens seitens seiner Regierung bemüht.

[2]) 9. Juni.

[3]) Gedanken und Erinnerungen, Bd. I, S. 256 bis 258.

Digitized by Google

Ganz ähnliche Anfühlungen hatte Kaiser Napoleon schon früher an uns gemacht und mit dem Fürsten Metternich die Idee einer „franche et intime entente avec l'Autriche" im Januar erörtert. Rechberg, der Napoleons Gesinnungen gegen Oesterreich persönlich nicht traute,[1]) antwortete hierauf, daß eine Allianz mit Frankreich die Komplikationen der europäischen Politik zwar nicht verhindern, deren Lösung aber erleichtern würde. Die Voraussetzung für eine Verständigung wäre aber die Gemeinsamkeit der Interessen, und die erste Bedingung für eine solche Napoleons Bruch mit dem revolutionären Geiste. Immerhin werde es sich empfehlen, den Gedankenaustausch mit dem Kaiser fortzuspinnen, schon um Herrn von Thouvenels wenig freundlichen Dispositionen ein Gegengewicht entgegenzusetzen.

Im März sagte dann Kaiser Napoleon Metternich anläßlich einer ähnlichen akademischen Konversation, daß in Deutschland etwas Gutes im friedlichen Wege nur durch ein Einvernehmen zwischen Oesterreich und Preußen geschaffen werden könne, was doch wohl wieder eine Sondierung war.

In Wahrheit war es Napoleon III. und seinen Ministern darum zu tun, aus dem Zwiespalt der beiden deutschen Vormächte für die eigne Stellung Vorteil zu ziehen und eventuell für Frankreich die „Grenzberichtigung" am linken Rheinufer zu gewinnen. Die beiden Mächte wieder beargwöhnten eine die andre, daß sie sich diesfalls zu Konzessionen bereit finden lassen könnten.

Den Grundgedanken unsrer Politik hat Rechberg Metternich gegenüber im Herbste, nach Bismarcks Ernennung zum Ministerpräsidenten, nochmals erörtert und ihm geschrieben,[2]) daß das, was wir wirklich wollen, die Allianz mit Preußen sei, aber nicht auf Kosten unsrer deutschen Stellung, die für uns eine Lebensfrage wäre. Wir wollten kein Weitergreifen französischer Uebermacht, aber vor die Wahl gestellt, zu töten oder getötet zu werden, werden wir das erstere vorziehen. Wir wollen Deutschlands Größe, aber freiwillig werden wir uns aus demselben nicht hinauswerfen lassen. Diese Gesichtspunkte seien allein dafür maßgebend, daß wir die Fäden mit Frankreich nicht ganz reißen zu lassen wünschten.

Inzwischen mehrten sich die Reibungen zwischen Wien und Berlin. Am 29. März waren die Punktationen über den preußisch-französischen Handelsvertrag fertiggestellt worden. Die dadurch in Deutschland hervorgerufene Bewegung, welche zur Sprengung des Zollvereins zu führen drohte, ist bekannt.[3]) Oesterreich sah in dem neuen Vertrage die Vereitlung seiner Bestrebungen auf Zolleinigung mit Deutschland, die durch den Vertrag von 1853 in Aussicht gestellt worden war.

Am 10. Juli erhielt Karolyi den Auftrag, der preußischen Regierung Oester-

[1]) Siehe diesfalls Rechbergs Mitteilungen an Friedjung, „Kampf um die Vorherrschaft, Bd. 55, S. 525, 526.

[2]) 15. November 1862.

[3]) Siehe diesfalls Sybel, Bd. II S. 438 bis 445, und Beust, „Aus drei Viertel Jahrhunderten", Bd. I, S. 303 bis 306.

Digitized by Google

reichs Wunsch nach Eintritt in den Zollverein und der Gründung eines gemeinsamen Handels- und Zollbündnisses auszusprechen. Dies würde die Aufhebung oder Modifizierung der bereits mit Frankreich getroffenen Vereinbarungen impliziert haben, da Oesterreichs Eintritt in den Zollverein auf Grund des bestehenden Tarifes erfolgen und die Verhandlungen dann mit Frankreich gemeinsam aufgenommen werden sollten. Bernstorff lehnte ab, bezeichnete unsern Vorschlag als für die beiderseitigen Beziehungen bedauerlich, erklärte aber auch bei dieser Gelegenheit, daß Preußen zu direkter Verständigung mit uns bereit gewesen wäre.

Direkte Verständigung hieß Dualismus, d. h. konnte nur im Falle unsres Eingehens auf diesen erreicht werden. Am 1. August erfolgte dann die Unterzeichnung des preußischen Handelsvertrages mit Frankreich.

Am 21. Juli erfolgte die preußische Anerkennung des Königreiches Italien. Rußland war hierin schon vorangegangen, Preußen hatte erst in Turin Erklärungen verlangt, daß keine Aggression auf Venetien oder Rom beabsichtigt werde. Diese hatte es erhalten. In Wien hielt man dieselben für wertlos[1]) und war von dem neuen preußischen Schritte, in dem man eine gegen uns gerichtete Feindseligkeit sah, tief verletzt. Eine kurze Note Rechbergs gab diesem Gefühle scharfen Ausdruck und rief ihrerseits wieder gereizte Gegenbemerkungen Bernstorffs hervor.

Karolyi neigte diesfalls zu einer versöhnlicheren Auffassung. Er schrieb über die Motive des preußischen Schrittes: „Bei der unleugbar herrschenden Spannung unsrer Beziehungen ist es begreiflich, daß der Eindruck der Anerkennung auf das Publikum der einer feindseligen Absicht gegen uns ist. Gewissenhafte und unparteiische Prüfung führt mich aber zu der Ansicht, daß dies nicht das entscheidende Motiv war. Dieses lag vielmehr in der inneren Natur der Sache und in den Verlegenheiten einer Situation, welche die Folge der Fiktion von Ignorierung offenkundiger Tatsachen war." Karolyi wies dann auf die aus der Umgehung der Titelsfrage bei den Sendungen Lamarmora,[2]) Bonin, Launay

---

[1]) Vgl. Sybel, Bd. II, S. 445.

[2]) Lamarmora war anläßlich des Todes König Friedrich Wilhelms nach Berlin entsendet worden, Bonins Sendung war die Erwiderung auf diesen Courtoisieakt. Die Mission Launays nach Baden erfolgte anläßlich des Attentates auf König Wilhelm, Juli 1861. Della Rocca war Krönungsbotschafter in Königsberg, und eben während seiner Sendung ereignete sich ein wenn auch geringfügiger, Inzidenzfall, der die Unzukömmlichkeiten der Fortführung der Beziehungen ohne Titel und Anerkennung ins Licht zu stellen geeignet war. Sowohl in seinen Kreditiven wie auch anläßlich des königlichen Briefwechsels nach dem Attentat war König Wilhelm nur mit seinem Namen, d. h. „Sa Majesté Roi Guillaume" adressiert worden, eben weil von preußischer Seite König Viktor Emanuel auch nur mit dem Namen genannt wurde. Schleinitz hatte dies akzeptiert. Als aber General della Rocca bei dem von ihm in Berlin gegebenen Diner den Toast auf König Wilhelm ausbringen wollte, ersuchte ihn Graf Bernstorff, dies auf den König von Preußen zu tun. Da die preußische Erwiderung nicht in der gleichen Weise erfolgt wäre, unterblieb die Toastierung.

Digitized by Google

und della Rocca entstandenen Schwierigkeiten wie auf das Beispiel Rußlands hin und kam zu dem Schlusse, daß Preußen vor der Alternative der vollen Regelung seiner Beziehungen zu Italien oder deren Abbruches stand, wobei es auch Gefahr lief, daß der letztere von Turin aus erfolgen könne.

Hierauf erklärte dann Rechberg, daß die erfolgte Anerkennung für unsre Beziehungen zu Preußen keine praktische Bedeutung haben werde.

Nicht das gleiche ließ sich von der Aufnahme der Verhandlungen über die Bundesreform in Wien sagen. Ursprünglich war es die Absicht der kaiserlichen Regierung gewesen, diesfalls erst dann mit positiven Vorschlägen hervorzutreten, wenn von Preußen ein auf Verwirklichung seiner Hegemoniepläne im Sinne von Bernstorffs Dezembernote gerichteter Schritt gemacht würde.[1]) Dies geschah nicht. Die Stimmung im eignen Lande, die Anschauungen der verbündeten, föderativ[2]) gesinnten Regierungen, wie anderseits die Agitation des Nationalvereins reiften beim kaiserlichen Kabinette den Entschluß, mit der Inangriffnahme der Frage nicht länger zu zögern. Daß ohne Preußens Zustimmung und Mitwirkung eine wirkliche Verbesserung der deutschen Zustände nicht zu erreichen war, darüber war sich das kaiserliche Kabinett klar, aber es fühlte sich getrieben, den Beweis zu erbringen, daß die Schuld an dem Nichtzustandekommen einer solchen Verbesserung nicht an ihm lag. Rechberg hob diesfalls Werther gegenüber hervor, daß es zweifelhaft sein möge, ob ohne die Dezembernote und die Februarerwiderung die Reformfrage jetzt schon ins Rollen gekommen wäre, wir aber, nachdem dies einmal geschehen, auf der betretenen Bahn nicht stehenbleiben könnten, vielmehr von theoretischen Andeutungen zu praktischen Vorschlägen übergehen müßten.

Am 7. Juli begannen in Wien unter Rechbergs Vorsitz die Konferenzen über die Reformfrage mit den Gesandten der zu uns haltenden deutschen Regierungen. Bekanntlich handelte es sich bei denselben 1. um die Einführung eines repräsentativen Elementes am Bundestage in Form einer Delegiertenversammlung, welche zuerst eine allgemeine Zivilprozeßordnung und ein gemeinsames Obligationenrecht ausarbeiten sollte, 2. um Einführung einer Bundesexekutive, und 3. um Einsetzung eines Bundesgerichtes. Es war der lebhafte Wunsch der kaiserlichen Regierung, daß Freiherr v. Werther an denselben teilzunehmen oder wenigstens anwesend zu sein ermächtigt würde.

Dies war aber nicht zu erreichen. Bernstorff erklärte Karolyi, wie die Beratungen im jetzigen Augenblick unzeitgemäß wären, und lächelte über die Hoffnung, daß dieselben zu einem Resultat im Sinne allgemeiner Annäherung führen könnten.

Die Wiener Konferenzen dauerten einen Monat und endigten mit der Ver-

[1]) Dies war in den Instruktionen an den Grafen Blome ausdrücklich gesagt und erhellt auch aus Punkt 2 des von den Regierungen der identischen Note vom 2. Februar vereinbarten Protokolles. Siehe Augustheft der „Deutschen Revue" S. 168.

[2]) So wurden damals die Regierungen genannt, welche die identische Note vom 2. Februar unterzeichnet hatten.

Digitized by Google

einbarung von am Bundestag zu stellenden Anträgen wegen Delegiertenversammlung und Bundesgericht. Karolyi hatte dies in Berlin mitzuteilen und Preußen zur Annahme einzuladen, begegnete aber derselben entschiedenen Ablehnung. Bernstorff setzte allen auf föderativer, großdeutscher Grundlage beruhenden Anträgen und Argumenten den preußischen bundesstaatlichen Standpunkt gegenüber, bekannte sich aber in der folgenden akademischen Konversation als Anhänger des Dualismus.[1])

Unterdessen hatte die innere Krise in Preußen weitere Verschärfungen erfahren. Die Wahlen im Mai hatten mit voller Niederlage des Ministeriums geendet, die fortschrittliche Partei und das linke Zentrum waren mit erdrückenden Majoritäten in das Abgeordnetenhaus eingezogen,[2]) zur Bewilligung der Kosten für die Heeresreform ohne Konzession der zweijährigen Dienstzeit war weniger Aussicht als je zuvor. Karolyi schrieb über diese Lage am 12. Juli:

„Ein Urteil über den Ausgang der gespannten Situation abzugeben wäre gewagt. Die Regierungspolitik geht einen unsicheren, schwankenden Gang, im demokratischen Lager herrscht Zurückhaltung. Aber einige Symptome erscheinen schon jetzt als Vorläufer gegenseitiger Stimmungen, und bleiben sich diese konsequent, so ist ein neuer Konflikt unabwendbar.

An eine wirkliche Einigung ist nicht zu denken. Es wird entweder zu einem vollständigen Bruch oder zu einem Kompromisse kommen.

Die Majorität besteht auf Verringerung des Militäretats. Auf Grund hiervon ist sie gewählt. Das Ministerium ist mehr noch als das vorige mit der Durchführung der neuen Organisation identifiziert und wird den König nicht verlassen.

Kabinett und Abgeordnetenhaus stehen sich schroff gegenüber, beide sind überzeugt, daß es sich um einen Kardinalpunkt der Verfassung handelt."

Karolyi erörtert dann die Kontroverse über die Artikel 99 und 100 der Verfassung einerseits, wonach das Budget durch ein jährliches Votum bewilligt werden müsse, und Artikel 109 anderseits, wonach bestehende Steuern forterhoben werden sollen, weist weiter auf die Vexationen der Fortschrittspartei hin, welche soeben einen Beschluß eingebracht hatte, daß Orden in Zukunft nicht mehr in natura verliehen werden dürfen, und geht zum Ende auf die schwierige Lage des Königs über, der gegen die Volksvertretung tief erbittert sei, vor einer Oktroyierung mäßigerer Verfassungszustände nicht zurückschrecken würde, aber auf den auch gegenteilige Einflüsse einwirkten, um ihm einen solchen Entschluß als gewagt erscheinen zu lassen. Anknüpfend hieran schloß Karolyi mit den Worten:

„Außerdem bedarf es zu einem solchen Vorhaben im hohen Grade entschlossener Minister, und man darf wohl die Vermutung aussprechen, daß das gegenwärtige Ministerium doch zu keinem offenen Verfassungsbruche die Hand

[1]) Siehe Augustheft S. 172.

[2]) Siehe Sybel, Bd. II, S. 449 bis 451.

Digitized by Google

wird bieten wollen. Wenn es zu dieser Eventualität kommen sollte, so würde unter allen mir bekannten preußischen Staatsmännern Herr v. Bismarck allein mit jener rücksichtslosen Entschlossenheit auftreten, ohne welche ähnliche Gewaltmaßregeln bloß neue Wirrungen und Katastrophen übers Land bringen."

Zwei Monate später erfolgte die Entscheidung. Am 23. September traf Bismarck in Berlin ein, drei Tage später übernahm er die Leitung der Regierung, am 8. Oktober veröffentlichte der „Staatsanzeiger" seine Ernennung zum Ministerpräsidenten und Minister des Auswärtigen. (Fortsetzung folgt)

Wege der modernen Naturphilosophie

Von

Dr. Max B. Weinstein

Für jede Wissenschaft kommt eine Zeit, da es verdienstlicher ist, ihre Geschichte zu schreiben, als sie an Umfang zu vermehren. Für die Naturphilosophie ist eine Darstellung ihrer Entwicklung und eine kritische Durchsicht ihres Bestands nunmehr eine dringende Notwendigkeit, denn die Tätigkeit auf ihrem Gebiete ist in den letzten Jahrzehnten eine so extensive und intensive gewesen, daß selbst der Fachmann sich in der Unzahl von Theorien und Meinungen kaum noch zurechtzufinden vermag. Zu einer eignen Disziplin hat es die Naturphilosophie freilich noch nicht gebracht, wie etwa die Psychologie, die sich fast ganz von der Philosophie abzutrennen vermochte. Das kann ihr aber nur zum Ruhme gesagt werden, denn sie ist eine Doppelwissenschaft und sollte nur vom Standpunkte der Naturlehre und der Erkenntnistheorie behandelt werden. Und an sich ist bei der Psychologie die Abtrennung von der Philosophie doch sehr zu bedauern. Die Angreifenden sind gegenwärtig die Naturforscher, die Philosophen befinden sich in Verteidigungsstellung gedrängt; kaum gibt es noch einen Abschnitt der Philosophie, in der die ersteren allein das Entscheidende zu sagen sich nicht getrauten. Nachdem die Naturwissenschaft früher aus den üblen Erfahrungen mit den konstruierten Naturphilosophien von Schelling, Hegel u. a. die Beschäftigung mit der Naturphilosophie fast verpönen mußte, hat sie sich ihr seit etwa zwei Jahrzehnten mit besonderer Vorliebe zugewandt, und kann in der Tat in ihrer Fortbildung schon so bedeutende Leistungen verzeichnen, daß man die Usurpation gutheißen darf. Die außerordentlichen Fortschritte auf allen Gebieten des Wissens von der Natur, dazu die Schaffung von umfassenden Theorien auf diesen Gebieten hat ihr die Erfolge ermöglicht. Die moderne Philosophie als solche hat ihren Besitzstand nur sehr wenig vergrößern können, das Beste hat sie aus der Naturwissenschaft selbst entnommen. Und darüber darf man sich gar nicht wundern, denn da die innere Welt des Menschen die einzige ist, in der er wahrhaft herrscht, hat man in dieser allmählich das Wesentlichste

Digitized by Google

erkundet und erkannt und darf viel und entscheidendes Neues nunmehr wesentlich nur noch aus einem erfahrungsmäßigen Studium der Welt erwarten und aus dem des Zusammenhangs zwischen äußerer und innerer Welt. Dieses Studium ist aber wesentlich naturwissenschaftlich. So wird man alles von der empirischen Philosophie und ihrer Verbindung mit der rationalen Philosophie zu erhoffen haben. Fanatiker auf der einen oder auf der andern Seite erkennen nur eine empirische oder nur eine rationale Philosophie an. Außerdem haben wir Herren, die Philosophie in keiner Form wollen, und es ist mit dem Machschen Schlagwort von der Oekonomie der Wissenschaft schon so viel Unfug getrieben worden, daß selbst überzeugte neuere Naturforscher sich energisch gegen die Uebertreibung wenden mußten.

Aber freilich kann man sagen, daß die Naturwissenschaft in die Naturphilosophie mehr hineingetrieben ist, als daß sie sich aus innerem Drange ihr zugewandt hätte. Sie lernte aus der Fülle der Erfahrungen eine Reihe Regeln kennen, welche die Welt des Vorhandenen und Geschehenden beherrschen, und suchte sie, nach der von ihr überall angewandten Methode, zu einem Allgemeinen zu verknüpfen, was sie dann zu einer Anschauung von Welt und Leben führen mußte. Erst hat sie sich in dem alten Irrgarten des materialistischen Mechanismus ergangen; Massen und Bewegungen sind das Grundlegende, alles ist Masse in Bewegung und alles geht maschinell vor sich. Eine Zwangsmaschine ist das All; selbst das Leben mit allen seinen Erscheinungen, selbst das Denken, Fühlen usw. sind nur Teile dieser Maschine, bedeuten Körper, Moleküle, Atome in Bewegung innerhalb der ungeheuren einzigen Weltmaschine, die von je war und ins Unbegrenzte bleibt. Dann kam der Energismus, durch den Wilhelm Ostwald den Materialismus überwunden zu haben glaubt. In meinem Buche „Welt und Lebensanschauungen" habe ich nachgewiesen, daß der Energismus sich im wesentlichen von dem materialistischen Mechanismus nicht unterscheidet; er setzt quantitative und qualitative Umwandlungen von Energien für Bewegungen, und Kapazitäten für Massen. Nur weil wir Energien nicht so zu greifen vermögen wie Körper, scheint der Energismus sich in luftigeren Höhen zu bewegen, nicht so „grob" zu sein wie der Materialismus, sein Materielles tritt als „Faktor" auf und gebärdet sich so mehr mathematisch. Aber für die tiefere Anschauung bildet das keinen Unterschied. Weil aber die neuere Naturwissenschaft den engen Zusammenhang zwischen Materie und Energie nachgewiesen hat, derartig, daß manche überhaupt von Materie als von Energie sprechen (freilich ungenau), konnte der Energismus ein so großes Uebergewicht über den Materialismus erhalten. Mechanisch ist jedoch der Energismus genau so wie der Materialismus; und es vermehrt im Grunde unsre Einsicht nicht, wenn man die Weltmaschine als Energieumwandlungen betrachtet, statt als Materie in Bewegung. Soll man aber ohne Rücksicht auf Einsichtvermehrung zwischen beiden entscheiden, so wird man freilich als moderner Naturforscher sich dem Energismus zuneigen, trotz des Widerstrebens der Sinne, die für Materie eine Art Verständnis besitzen, für Energie, oder gar für einen mathematischen Faktor, aber nicht. Wilhelm

Digitized by Google

Ostwald hat nicht unrecht, wenn er meint, die Menschen werden sich allmählich daran gewöhnen, das sinnlich Wahrnehmbare auf die Energie und ihre Kapazität zu übertragen. Einstweilen ist freilich auf keinem Gebiete von Uebereifrigen und nicht hinlänglich Unterrichteten so viel Törichtes geredet worden als auf dem des Energismus. Eine Erleuchtung bedeutet der Energismus in keinem Falle, und da, wo er sich neuerdings besonders kund tut, auf dem Gebiet des praktischen Lebens, arbeitet er doch kaum mit etwas anderm als mit neuen Namen für alte Dinge. Und was er sich hier als Vorzug vorwegnimmt, nämlich die Sicherheit der Behauptungen als naturwissenschaftlicher Beweise, ist eben noch eine Vorwegnahme. Wie fast kläglich dürr aber das ist, was der Energismus auf dem Gebiete des inneren Lebens zu sagen weiß, sieht man am besten an dem im übrigen wundervollen Buche „Die Energie" des geistreichsten und tiefsten Energetikers, Wilhelm Ostwalds. Es ist kennzeichnend, daß der größte Monist, Haeckel, selbst sich gezwungen gesehen hat, die Energetik des inneren Lebens von der physischen Energetik absolut abzutrennen und an Stelle des Zwangsenergismus einen Zwangspantheismus in Spinozas Sinne, aber erweitert auf den jetzt erkannten Weltinhalt, zu setzen. Und in der Tat, schon die Biologie, die sich doch nur mit der körperlichen Entwicklung der Lebewesen beschäftigt, muß den Energismus als allgemeine einzige Weltmaschine ablehnen, wie sie es mit jedem rein physischen Mechanismus tun muß. Gleiches gilt meines Erachtens auch von der Physiologie, soweit sie sich nicht mit den Ergebnissen der Lebensvorgänge, sondern mit diesen Vorgängen selbst und ihren Urhebungen beschäftigt, wenn sie zum Beispiel beantworten soll, warum und auf welche Weise im Leben die als Nahrung zugeführten Eiweißstoffe erst zerlegt und dann zu dem für den betreffenden Körper allein tauglichen Baumaterial wieder zusammengesetzt werden.

Materialistischer Mechanismus und energetischer Mechanismus sollten also zwei Schemata für die gesamte Natureinrichtung sein, vom Standpunkte des naturwissenschaftlichen Naturphilosophen. Es geht in der Wissenschaft zu wie in der Kunst, jeder Tag bringt eine neue Richtung und jedesmal die alleinseligmachende. So haben wir denn auch eine modernste Naturphilosophie. Und hier tritt das Eigenartige ein, daß gerade auf dem schwierigsten Gebiete, dem des Lebens, diese Philosophie das Sicherste geschaffen zu haben scheint; auf dem anscheinend so viel einfacheren Gebiete der unbelebten Natur, das selbst starre Dualisten dem einen oder andern Mechanismus auszuliefern kaum zögern würden, das Unsicherste. Nun sind die naturwissenschaftlichen Naturphilosophen durchaus Futuristen, sie meinen, die Zukunft gehöre ihnen. Relativität und Vitalismus sind die Kennworte, nach denen sich die Naturphilosophie mehr und mehr zu richten scheint. In dem schweren Kampf, den der Vitalismus mit dem physischen Mechanismus geführt hat und noch führt, ist ihm ein gewaltiger Helfer in der Biologie erwachsen. Die jetzt bekannten biologischen Tatsachen lassen sich in keiner Weise mehr maschinell erklären, ja schließen jede maschinelle Erklärung schon gedanklich aus. Wenn die Biologie uns jetzt nachweist, daß jeder Teil eines lebenden Wesens sich zu dem ganzen lebenden Wesen entwickeln könne und in vielen

Digitized by Google

Fällen sich tatsächlich dazu entwickelt, so würde eine maschinelle Erklärung voraussetzen, daß eine Maschine in jedem ihrer Teile dieselbe Maschine ist, was schon gedanklich eine Absurdität bedeutet. Nun ist freilich in höchst eigenartiger Weise die Entwicklungsmöglichkeit um so beschränkter, je höher wir in der Reihe der Wesen hinaufgehen. Einen Polypen, einen Wurm usw. können wir zerteilen und unter günstigen Umständen aus den Teilen wieder vollständige, gleiche Tiere erhalten. Bekannt ist auch, daß bei manchen Pflanzen aus einem Blatt allein schon eine vollständig gleiche Pflanze sich zu entwickeln vermag, und daß es also auch blattständige Blüten gibt, die nicht durch Stränge mit dem Stamm oder Zweig verbunden, also wirklich ein Erzeugnis des Blattes sind. Allein beim Menschen zum Beispiel ist die Entwicklungsmöglichkeit außerordentlich beschränkt; es wachsen vielfach Teile zusammen, die gewaltsam getrennt waren, und es können unter Umständen auch neue Bahnen, zum Beispiel für das venöse Blut, entstehen. Aus Muskelzellen gehen hier aber keine Knochen- oder Nervenzellen hervor; im Grunde ist es nur die Haut, die sich bis zu einem gewissen Grade aus vorhandenen Zellen neu bilden kann; wie unvollkommen oft selbst dieses geschieht, sieht man an jeder Narbe. Der Mensch gleicht also einer Zwangsmaschine in dieser Hinsicht bei weitem mehr als ein Wurm, eine Pflanze. Das ist aber nicht entscheidend. Ein einziger Fall, in dem der Mechanismus undenkbar ist, genügt für alle Fälle. So rückt denn allein schon aus biologischen Rücksichten der Vitalismus mehr und mehr in den Vordergrund und bildet eine immer stärker werdende Stütze für den Psychismus. Ich empfehle dem Leser das schöne Buch von Driesch, durch dessen nicht ganz zutreffenden Titel „Philosophie des Organischen" er sich nicht stören lassen darf; er wird dort Tatsachen auf Tatsachen verzeichnet finden, die auf mechanischer Grundlage — ob Materie und Bewegung angenommen wird oder Energie und Energieumwandlung, ist gleich — absolut unverständlich sind. Ich selbst habe in meinem genannten Buche aus ganz andern Tatsachen einen, ich glaube ebenso zwingenden Beweis für das Vorhandensein eines Etwas gegeben — Driesch, der das Wort Seele vermeiden will, nennt es aristotelisch Entelechie — das nicht allein in der unbelebten Natur nicht vorhanden ist, sondern das in seinem Wirken den Gesetzen dieser Natur geradezu widerstreitet. Hier sei darauf aufmerksam gemacht, wie sehr sich die modernen Untersuchungen von den früheren unterscheiden. Den Beweis für die Besonderheit des Seelischen hat man früher aus der Betrachtung des rein Seelischen, aus der inneren Welt des Denkens, Empfindens usw. entnehmen zu können geglaubt. Darauf hatten die Mechanisten immer die gleiche Erwiderung: nur andre Namen für das Gleiche in der unbelebten Natur. Und man konnte ihnen keine handgreiflichen Beweise geben, daß es nicht bloß andre Namen seien, sondern andre Dinge. Die Gedanken, Empfindungen usw. sind eben nicht handgreiflich, es hat sie jeder nur für sich und kann sie als solche keinem vorführen und aufzeigen. Darum wird der Psychismus aus rein inneren Gründen immer nur Ueberzeugung sein können und nie sich für den Andern genügend beweisen lassen, ich kann eben keinem andern sagen, wie Denken, Empfinden usw. ist, damit er sich zu überführen ver-

Digitized by Google

möchte, es sei keine Bewegung, keine Energieumwandlung. Die moderne Wissenschaft benutzt Tatsachen, die unmittelbar aufzuzeigen sind, wie die Entwicklung der Lebewesen, ihre Ergänzung, die Vorgänge im lebenden Körper usw. Darum sind ihre Beweise für den Vitalismus Beweise, keine Meinungen oder Ueberzeugungen; der energischste Mechanist wird nicht behaupten, daß eine Maschine in den kleinsten Teilen aus der gleichen Maschine bestehen kann, z. B. eine Lokomotive aus unzählig vielen gleichen Lokomotiven, oder daß, wenn man Maschinen gleicher Art in beliebiger Ordnung zusammenstellt, man eine einheitlich wirkende und gleiche Maschine erhält; und ferner, daß, wenn man von einer Maschine beliebige Teile fortnimmt, sie trotzdem die gleiche Maschine bleibt.

Hand in Hand mit dem Ausbau des Vitalismus geht ein Abbau des Darwinismus. Es haben sich allmählich zu viele Widersprüche und Unverständlichkeiten eingestellt. Einige Zeit hat man gehofft, den Darwinismus durch den Lamarckismus ersetzen zu können, aber diese Hoffnung scheint zu täuschen. Hier ist die Lage der jetzigen Naturphilosophie noch äußerst ungünstig. Man möchte und kann auch noch nicht die Abstammungslehre entbehren, und weiß doch nicht recht, wie sie zu stützen sei, da die alten Erläuterungen für sie sich als hinfällig erweisen. Es ist der Versuch gemacht worden, auch hier den Vitalismus oder die Entelechie wirken zu lassen, gewissermaßen vorschauend, teleologisch. Allein was für den betreffenden Körper verständlich ist, das ist noch nicht klar für die Nachfolge, zumal die Entwicklung der äußeren Natur als selbständiger Faktor gegenübersteht. Es wird aber schon stimmen, daß wir im „Leben" etwas haben, das mit keiner der Kategorien der äußeren Welt begriffen werden kann.

Auch die Relativität ist an sich nichts Neues, nur ihre Ausbildung ins Aeußerste und ihre schärfere Fassung verdankt man der Moderne. Unter den Griechen ging das Wort: Der Mensch ist das Maß aller Dinge. Naturphilosophisch ins höchste Geistige geführt, entspricht es Kants transzendentalem Idealismus. Der Welt liegt etwas zugrunde. Was, wissen wir nicht und können es nicht wissen, wir fassen die Welt allein auf nach dem Schema unsrer Stammbegriffe (Kategorien) und können sie nicht anders auffassen, also räumlich, zeitlich, ursächlich, substantiell usw. Die Wirklichkeitsphilosophie hat gegen diesen Idealismus, der in seiner weiteren Ausbildung zum Relativismus führen mußte, aufs heftigste angekämpft, mit wie derben Waffen auch, kann man in den Werken Eugen Dührings sehen, nach Schopenhauer wohl einer der größten Philosophen unsrer Zeit und außerdem ein sehr großer Physiker. Von der Relativitätslehre würde man zunächst erwarten, daß sie jenen Ausspruch in allen Einzelheiten aufs äußerste treibt: es gibt für uns nichts Absolutes, sondern nur Relatives, das heißt, nichts was für sich steht, sondern nur im Verhältnis zum andern. So allgemein ausgesprochen ist der Satz gewiß unrichtig; alle unsre Empfindungen sind absolut, doch kann ich darauf an dieser Stelle nicht eingehen. Nun hat aber die Relativitätslehre in unsrer Zeit noch eine höchst überraschende Wendung genommen. Die Relativität ist wiederum relativ zu verstehen, sie hängt noch davon ab, ob die Dinge im Verhältnis zu uns ruhen oder sich bewegen, im

Digitized by Google

letzteren Falle sogar noch von der Dauer der Bewegung. Ein Mensch, der sich mir naht, erscheint mir perspektivisch immer größer zu werden, einer, der sich von mir entfernt, perspektivisch immer kleiner. Das ist bekannt und erklärt. Aber nach der neuen Lehre würde der Mensch, wenn er sich von mir entfernt, auch größer werden können; ja er könnte, wenn er nur mit hinlänglich großer Geschwindigkeit sich von mir entfernt, ins Unendliche groß werden (indem er zugleich von vorn nach hinten immer flacher wird, zuletzt zu einer Fläche zusammenschlägt). Und dabei bliebe er doch für sich und für einen, der sich mit ihm mitbewegt, ganz unverändert. Eine Uhr, die man mir nähert oder entfernt, würde für mich immer mehr nachgehen, zuletzt könnte sie mir stehen bleiben, während sie für sich und für den, der sie trägt, immer gleich geht. Menschen, die sich mir nähern oder entfernen, werden für mich immer wärmer, zuletzt so warm, daß sie für mich in Flammen aufgehen sollten. Das und ähnliches sind Folgerungen aus der sogenannten Einsteinschen Relativitätslehre. Die Physiker haben sich mit diesen Folgerungen abzufinden, und ich brauchte diese Lehre nicht hier zu erwähnen, wenn sie nicht von naturphilosophischer Bedeutung wäre. Hat nämlich die frühere Relativitätslehre entsprechend dem angeführten griechischen Satz die Relativität in unsre Beurteilung verlegt, was uns ganz verständlich ist, so muß die moderne Relativitätslehre sie in den Dingen selbst suchen, wenn sie nicht etwas längst Abgedroschenes nur wiederholen und nur mit an sich nebensächlichen neuen Kennzeichen versehen will. Nicht nur wissen wir nicht, was hinter den Dingen steckt, sondern selbst das, was wir von ihnen zu wissen meinen, wird von den Dingen selbst — das ist das Wesentliche — je nach ihrer Stellung zu uns verändert. Ein Mensch, den ich jetzt sehe, zeigt sich mir aus sich selbst so, und wenn er sich mir naht oder sich von mir entfernt, zeigt er sich mir aus sich selbst anders, und einem andern, wiederum aus sich selbst, anders als mir. So hat jedes Ding aus sich selbst tausend Gesichte, für jeden ein Gesicht und nicht für zwei das gleiche Gesicht! Und ganz so verhält es sich mit allen Eigenheiten, die wir an Menschen, überhaupt an Dingen erkennen und feststellen, nur wenige Eigenheiten zeigen sich immer gleich (wie z. B. der Druck eines Gases oder Dampfes). Das ist transzendentalster Idealismus. Die Dinge verstecken sich nicht bloß, sondern, soviel sie von sich sehen lassen müssen, können sie aus sich selbst den Verschiedenen durchaus verschieden zeigen. Und wenn sie es auch nicht in willkürlicher Weise zu tun vermögen, sondern bestimmten Regeln folgend, so geht uns doch die Welt dabei in die Täuschung einer Täuschung über, indem eine Täuschung uns eine Täuschung vortäuscht, und jedem eine andre. Eine solche Naturphilosophie würde lehren, daß ein Schema für die Welt nur noch in den wenigen Gesetzen vorhanden ist, welche die nimmer rastende Metamorphose der Dinge und Vorgänge beherrschen.

Die moderne Relativitätslehre hat bei ihrem Erscheinen einen Sturm der Begeisterung erregt, und selbst besonnenste Naturforscher konnten sich dem Zauber der Ungewöhnlichkeit ihrer Anschauungen nicht entziehen. Gegenwärtig wird sie wohl nicht mehr so hoch bewertet, und hat es den Anschein, als sollte sie

Digitized by Google

bald das Schicksal so vieler interessanter, aber etwas unbesonnen in die Welt gesetzter Lehren teilen. Viel wichtiger ist eine Anschauung, zu deren Entstehung und Ausbildung sie Anlaß gegeben hat, die Minkowskische Anschauung von der Vierdimensionalität unsrer Welt. Diese bietet an sich wiederum nichts Neues, denn daß außer den drei Abmessungen des Raumes auch die Abmessung der Zeit noch vorhanden ist, war der Menschheit von je bewußt. Aber sie besagt, daß Raum und Zeit nicht getrennte Dinge sind, sondern zusammen ein einheitliches Ding ausmachen, in dem die Zeit keine andre Rolle spielt als jede der drei Dimensionen des Raumes, sie ist eine der vier Dimensionen des Raum-Zeit-Gebildes. Naturgesetze, die man früher als unveränderlich (der Kunstausdruck lautet: invariant) im Raume gehalten hat, sind es tatsächlich in Raum-Zeit; Größen, die sich gleich verändern sollten im Raum (kovariante Größen), verändern sich tatsächlich gleich in Raum-Zeit. Also ist auch jedes Naturschema ein Raum-Zeit-Schema und kann weder ein Raumschema noch ein Zeitschema für sich bilden. Die Bedeutung dieser Anschauung für die Naturphilosophie ist ganz außerordentlich, sie läßt sich in einem raum-zeitbeengten Aufsatz nicht darlegen. Aber unwillkürlich fragt man: Warum mußte eine solche Anschauung erst entdeckt werden? Bedeutet sie das unausweichliche Schema der Natur, warum ist sie nicht kategorisch, so wie uns bisher die Raumanschauung und die Zeitanschauung kategorisch waren? Wie kamen wir denn überhaupt dazu, Raum und Zeit zu trennen, gesondert aufzufassen, während wir doch bisher nur die drei Raumabmessungen immer kategorisch als eine Einheit, als Vergegenständlichung der Räumlichkeit aufgefaßt haben?

Die moderne Wissenschaft zeichnet sich wie die moderne Kunst durch hohe Verwegenheit aus, der man ganz gerne zusieht.

Briefe des Generalfeldmarschalls Freiherrn Edwin v. Manteuffel an seinen Sohn Hans Karl

(Schluß)

Königsberg, 25. April 1870.

Ich habe die Pferde zum Reiten bestellt, will aber Dir doch noch zwei Worte rasch schreiben, weil ich mir denke, daß Du durch meinen Brief, der Dich endlich zu einer Antwort vermocht hat, doch in gewisser Aufregung bist. Ich danke Dir also herzlich für Deinen Brief vom 24. d. M. Mir ist die Hauptsache, daß Du einig mit oder in Dir bist, aber nicht bloß im passiven Verharren, sondern auch im Handeln, wo es geboten ist. Ich bitte Dich also, laß die Sache nicht im Sande verlaufen und laß nie auf Dir herumtreten, es seien Frauen oder Männer. Ersteren antworte geistreich und ironisch, letzteren ernst.

Digitized by Google

Was Du mir über den theoretischen Unterricht und das Urteil des Obersten schreibst, über das Sichfernhalten des Generalmajors v. K., so bitte ich Dich auch hier wieder, Dich recht zu prüfen, ob Du doch nicht selbst Veranlassung dazu gegeben hast. Erinnere Dich, wie freundlich mir beide geschrieben, wie General K. Dich selbst besucht, Dir selbst eine wissenschaftliche Arbeit gegeben, was doch auch ein Beweis, daß er sich für Dich interessiert. Hast Du Dir da doch nicht vielleicht die Stellung selbst dadurch verdorben, daß Du zu sehr in Deiner eignen Ideenwelt lebst, verlangst, die andern sollen genau verstehen, wie Du es meinst, während Du dagegen Dir nicht die Mühe gibst, Dich in sie hineinzudenken und demnach Dein Verhalten gegen sie einzurichten? Nur auf Gegenseitigkeit beruhen alle persönlichen Verhältnisse in der Welt. Den Fonds von Liebe, den Deine Eltern und Geschwister für Dich haben, kannst Du bei Fremden nicht verlangen. Auf wieviel Briefe Deiner Mutter und Deiner Schwester hast Du nicht geantwortet, wie oft hast Du mir versprochen, Du wolltest regelmäßig schreiben, wie Du lebtest, wie es Dir im Dienst ginge, und wie hast Du das gehalten? Können da nicht auch eine Menge Kleinigkeiten sein, die General K. und Oberst R. als notwendige Rücksichtnahme auf sich von Dir erwartet haben und auf die sie Wert, Du aber nicht, gelegt, und kann so nicht nach und nach ein verschobenes Verhältnis entstanden sein? Ist es das, so bist Du der jüngste und mußt nachgeben durch Frische, Unbefangenheit und Eifer im Dienste. Ich habe immer die Angst, daß Du bei vielem fürchtest, Du vergäbest Dir etwas. Hat man so sein rechtes Selbstgefühl, so vergibt man sich nie etwas durch solche Aeußerlichkeiten, und heiterer kehre ich, wenn ich es geäußert, zu meinem schönen Eigentum zurück. Aber in der Welt muß man in der Welt leben. Dann habe ich Dir schon neulich gesagt, Du seiest zu sehr mit Deiner Person beschäftigt. Tue das nicht. „Ich habe schon aufgehört zu leben, wenn ich ans Leben denke," sagt Egmont, und darin liegt viel Wahres. Frisch, tätig und eingreifend, nicht zusehend im Dienst und im Umgang mit den Kameraden, und kein Oberst und General können Dir etwas antun. Noch eins. Erinnere Dich, wie oft ich Dir schon als Kind gesagt, Ihr solltet nie Anerkennung der Dienste Eures Vaters verlangen, am wenigsten von denen, die ihm den meisten Dank schuldig sind. Laß doch die Generale A. und T. mit Dir sprechen oder nicht, das ist ganz gleichgültig. Nun, mein Sohn, springe frisch in die Verhältnisse. Im Widerspruch des Lebens stärken sich die Charaktere. Fasse es so auf und laß Dich durch sie nicht unterbuttern.

*

Königsberg, 10. Mai 1870.

Lieber Hans Karl!

Die Herren werden gleich zum Vortrag kommen, ich habe daher nur kurze Zeit zum Schreiben und hätte doch gern recht ausführlich auf Deinen Brief vom 8. d. M. geantwortet. Zuvörderst danke ich Dir herzlich für denselben, dann bitte ich Dich, in Deinen Selbstbetrachtungen fortzufahren. Du sagst, Du lebtest zu sehr in Dir selbst und in Deiner Ideenwelt und nähmest dabei zu

Digitized by Google

wenig Rücksicht auf die andern Menschen und seiest oft sehr schroff und abstoßend, um vor Dir selbst gerechtfertigt zu sein vor dem Vorwurf, den Leuten gegenüber zu untertänig zu sein. Ueber den Vordersatz sind wir einig, aber bist Du über die Motive ganz im klaren mit Dir? Tust Du es Deiner inneren Rechtfertigung wegen, um mit Deiner Ideenwelt im Einklang zu bleiben, oder fürchtest Du, daß die Leute, wenn Du höflich und zuvorkommend wärst, dies so und so und so auslegen und Dir Absichten, die Du nicht hast, unterschieben könnten? Prüfe Dich einmal selbst hieraufhin recht genau. Ist letzteres mit der Fall, dann hängst Du ja gar nicht von Dir und Deiner Ideenwelt ab, sondern von der Außenwelt, bist abhängig von fremden Leuten. Sieh, mein Sohn, wie kommt der Argwohn in Deine reine Seele? Du siehst in der Freundlichkeit, die General K. Dir jetzt gezeigt hat, ich weiß nicht, was alles — und doch ist nichts natürlicher: Wenn ich einen jungen Menschen am Ort habe, dessen Vater ich kenne, und ich habe ihn mehrere Monate nicht gesprochen, weiß aber, daß ich in der nächsten Zeit mit dem Vater zusammentreffe, so suche ich ihn wahrscheinlich auf und spreche mit ihm. Das tue ich dann nicht, um dem Vater die Cour zu machen, sondern ihm eine Freude dadurch zu machen, daß ich ihm frische Nachrichten von dem Sohne geben kann. Ich habe das in meinem Leben öfter getan, aber wahrhaftig, nur ein rein menschliches Gefühl hat mich dabei geleitet. Prüfe Dich hierin recht, mein Sohn, ob Du nicht zu leicht den Handlungen andrer Absichten unterlegst, die sie gar nicht zu haben brauchen, und nun denkst, alle Leute grübeln ebenfalls bei allem, was Du tust, und legen Dir Gott weiß was für böse Motive unter. Frisch und unbefangen, mein Hans Karl, und nicht zu sehr sich mit dem eignen Ich beschäftigen und nie etwas unterlassen fremder Auslegungen wegen. Du weißt, ich gehe, wie es mein seliger Vater tat, alle Sonntage in die Kirche. Nun kam Friedrich Wilhelm IV. auf den Thron und legte Wert auf Kirchengehen. Viele gingen in die Kirche, um ihm zu gefallen. Der Gedanke, daß man mein Kirchengehen auch so auslegen könne, war mir schrecklich — ich ließ es, aber bald wurde mir klar, daß ich ja der öffentlichen Meinung wegen meinen Gott verleugnete und daß ich ja gar kein selbständiger Charakter wäre, wenn ich mein Handeln davon abhängig machte, wie die Leute es auslegen könnten. Ich bin wieder in die Kirche gegangen, und wenn die Leute sagen, ich habe einen gewissen Charakter, so hat dies ihn eben gebildet, daß ich mir früh klargemacht habe, man dürfe sein Handeln nicht davon abhängig machen, was die Leute sagen könnten, sondern davon, was man selbst als das Rechte erkennt. Nun, mein Sohn, wer mit den Menschen lebt, der muß eben mit den Menschen leben. Und dabei kann man doch sein Ich bewahren! Und nun noch eins, mein Kind. Kommt bei Deinem Handeln oder auch Nichthandeln nicht auch ein bißchen Indolenz, Trägheit, Bequemlichkeit, „Morgen, morgen, nur nicht heute" ins Spiel? Denke in alledem recht über Dich nach.

*

Digitized by Google

Königsberg, 29. Juli 1870.[1])

Mein Hans Karl!

Du bist wohl schon ausmarschiert, ich tue es morgen. Nun, so segne Dich der liebe Gott. Stehe im Glauben, halte an im Gebet, sei stark und sei männlich, und das nicht nur, wenn's hübsch und gut und so geht, wie es einem recht ist, sondern, wenn's mal nicht gut geht, wenn man hungert und dürstet und müde ist und der Körper versagen will, dann erst recht stehe im Glauben, bete, sei stark, sei männlich. Man nennt das auch moralische Kraft, und das ist die Hauptgabe, die der Mann vom lieben Gott bekommt. Habe die!

*

Pouilly, 21. August 1870.

Gott sei Dank, mein Hans Karl, daß Du noch so gnädig fortgekommen.[2]) Nun habe nur frischen Mut und Humor und sei vernünftig in Befolgung der Vorschriften, damit Du bald wieder gesund wirst. Dein Bruder ist wohl. Als ich ihm gestern, wie er von Feldwacht kam, von Deiner Verwundung sprach, wollten ihm die Tränen in die Augen treten, aber ich sagte ihm, dazu hätte ich Euch erzogen, daß Ihr das Blut für den König und für das Vaterland hergäbet, und da war er gleich wieder fest.

*

St. Barbe, 2. September 1870.

Mit Gottes Hilfe geht es Dir gut. Dein Bruder war gestern noch stark im Feuer, hat sich gut benommen und ist gesund ... Am 31. August und gestern hat mich Bazaine mit seiner ganzen Macht angegriffen und ist beide Male überall zurückgeschlagen worden.[3]) Die Franzosen haben dabei mit solcher Zähigkeit gekämpft, daß sie sogar des Nachts auf dem Bauche an meine Position heranschlichen und die Dorflisieren mit dem Bajonett angriffen. Meine Ostpreußen konnten das aber auch gebrauchen. Kurz, wir haben sie überall zurückgeschlagen. Prinz Friedrich Karl hat mir an beiden Tagen telegraphisch gratuliert.

*

St. Barbe, 3. September 1870.

... Die zweitägige Schlacht bei Servigny am 31. August und 1. September kostet mir doch viel, viel. Noch am Abend bin ich auf dem Schlachtfelde gewesen und habe die Hurras gehört, von heute an will ich die Lazarette besuchen, und das ist das Schwerste, auch nach dem besten Siege. Bei jedem

---

[1]) Unmittelbar vor dem Ausmarsch in den Französischen Krieg, an dem General v. Manteuffel zunächst als kommandierender General des I. Armeekorps, später als Oberbefehlshaber der Ersten, dann der Südarmee teilnahm.

[2]) Hans Karl v. Manteuffel war als Leutnant im Ersten Garderegiment beim Sturm auf St. Privat am 18. August schwer verwundet worden.

[3]) Schlacht bei Noisseville, 31. August und 1. September 1870.

Digitized by Google

Verwundeten denke ich an Dich, mein Junge. Aber der liebe Gott wird mit Dir sein, und Du wirst auch Humor behalten, denn das ist die beste Medizin ...

*

St. Barbe, 27. Oktober 1870.

... Ich danke mit Dir vor allem dem lieben Gott, daß Du soweit hergestellt bist, und ich bitte Dich recht herzlich, durch Ungeduld Dir nicht Dein ganzes künftiges Leben zu verderben. Es hängt jetzt alles davon ab, daß Deine Rekonvaleszenz in Ruhe und unter derselben ärztlichen Behandlung geschieht. Ich bin vielleicht zwei Tage zu früh aufgestanden oder habe beim Fahren oder Reiten einen Druck am Knöchelgelenk bekommen und liege nun schon wieder seit dem 19., ohne an Gottes frische Luft zu kommen. Und bei mir hat das zuletzt nichts zu bedeuten als frühere oder spätere Genesung, bei Dir kann es sich aber um ein steifes oder bewegliches Knie handeln. Wenn Du momentan verstimmt bist über Aeußerlichkeiten, so sei mein starker Sohn, dessen Charakter für zukünftige Zeiten sich stählt durch Widerwärtigkeiten in der Jugend. Ich denke, Du wirst inzwischen meine Briefe bekommen haben, wo ich Dir über das Eiserne Kreuz schrieb, denn ich dachte mir wohl, daß es Dich doppelt berühren würde, wenn Du jetzt zwischen und neben zwei Verwundeten ruhst, die beide das Kreuz bekommen haben, und aus diesem Grunde schrieb ich Dir zweimal, damit Du sähest, daß ich mit Dir fühle. Wirf doch das alles über Bord, habe Dein Selbstgefühl, die Conscientia recti. Hast Du das Bewußtsein, daß Du ebenso tapfer und kaltblütig vor dem Feinde warst als die andern, ei, so trage den Kopf so hoch und gerade wie nur irgend jemand. Wie ich schon elf Jahre Sekondeleutnant war, wurde ich beim Avancement durch sechs bis sieben Offiziere, die mit mir Prinzen-Adjutanten waren und alle extraordinär befördert wurden, übergangen, durch zwei von ihnen sogar insofern direkt, als sie, jüngere Sekondeleutnants, zu Premierleutnants avancierten. Als mich jemand bedauern wollte, antwortete ich: „Nicht mich, diejenigen bedauern Sie, die solche Dinge berühren!" Kurz, Junge, habe und bewahre Dir Dein Selbstgefühl und mache es nicht abhängig von äußeren Dingen, obgleich ich sehr wohl einräume, daß es viel leichter ist, mit als gegen den Strom zu schwimmen. Aber die Muskeln stärkt das letztere mehr. Außerdem ist ja die Verausgabung der Eisernen Kreuze noch gar nicht abgeschlossen, und die für die bisherigen Schlachten werden in einzelnen Lieferungen — viel anders kann ich es nicht nennen — an die Armeekorps gesandt, und soviel ich weiß, wird nächstens wieder eine Verteilung stattfinden, und ich mag klug sprechen, soviel ich will, so freue ich mich doch für Euch beide, wenn Ihr das Kreuz bekommt, nur sollst Du nicht denken, daß irgend jemand schlechter von Euch denkt, wenn Ihr es nicht bekommt. Wer sich das unterstände, dem müßte geantwortet werden.

Dann noch eins, mein Hans Karl. Du schreibst, daß L. R. Dich fatigiere wegen seiner Lobhudeleien über General Falckenstein. Laß ihm doch das Vergnügen und lache über ihn, wenn er von Sachen spricht, die er nicht wissen kann, denn er hat ja die Mainkampagne nicht mitgemacht, sondern die in

Digitized by Google

Böhmen. Außerdem muß man nie verlangen, daß alle Leute dieselbe Ansicht über andre haben, die man selbst hat, und ist bei Dir und L. hier etwas Persönliches mit im Spiel, weil Dein Vater in der Oeffentlichkeit einmal dem General Falckenstein gegenübergestellt worden ist.[1]) Fange Du doch nicht an, von ihm zu sprechen, und tut er es, so laß Dich mit ihm über die Sache nicht ein, sondern sage ihm, es sei nicht rücksichtsvoll, daß er in Deiner Gegenwart immer davon spreche, da es Dir der Verhältnisse Deines Vaters wegen nicht angenehm sein könne. Aber laß doch die alten Geschichten. Vor vier Jahren hob man General Falckenstein auf den Schild, und jetzt stehen Spottlieder auf ihn in den „Wespen", und die Bürger sammeln Adressen, um gegen ihn einzuschreiten. Das erstere war nach meiner Ansicht übertrieben, das letztere ist ein Skandal gegen einen alten General, der dem König und Vaterland über fünfzig Jahre dient. Das sind Symptome der Zeit.

Zum Schluß wiederhole ich eine Bitte: Sprich mit Dr. St., ob Du nicht eine Stube für Dich im Lazarett erhalten oder mieten kannst, um Sprachunterricht nehmen zu können.

*

Jouy aux Arches, 3. November 1870.

... Damit Du für die Zukunft genau weißt, worin die Beschäftigung eines Oberbefehlshabers besteht, so teile ich Dir mit, daß die Hauptnot mir durch das Nichterscheinen einer Kalbskeule und eines Hammels entstanden ist. Seine Königliche Hoheit der Prinz Friedrich Karl hatte sich vor einigen Tagen zum Diner angesagt, ich hatte ihm außer dem Armeestabe die kommandierenden Generale und die Divisionskommandeure der Armee eingeladen, kurz es waren fünfzig Personen, und ich habe allein über 50 Taler für Champagner bezahlen müssen, was ich meinen Söhnen nun nach und nach von der Zulage abziehen muß. Aus der Kalbskeule sollten nun Klopse und aus dem Hammel ein Braten gemacht werden, es fielen also zwei Gerichte aus, Du kannst Dir die Verzweiflung vom Koch denken. Es wurden Boten über Boten geschickt, es half nichts. Endlich zeigten sich ein paar unglückliche Nachkommen der Retter des Kapitols, und so war wenigstens ein Braten da!

Edwinchen sagt, alle Welt wäre gegen Euch als gegen meine Söhne sehr freundlich, wenn's aber an eine Auszeichnung ginge, so glaubte wieder alle Welt, daß das als Courmacherei gegen mich ausgelegt werden könne, und so ginget Ihr leer aus. Nun, ich denke, das kommt noch, aber Edwinchen ist wirklich sehr selbstlos und sagte, als bei der letzten Verteilung sein Hintermann in der Kompagnie das Kreuz bekommen, der nicht verwundet sei, da habe ihm

[1]) Bekanntlich war Manteuffel 1866 der Nachfolger des Generals Vogel v. Falckenstein als Oberbefehlshaber der Mainarmee gewesen und hatte den Feldzug gegen die Süddeutschen zu schnellem, siegreichem Ende geführt. Die ihm aus früherer Zeit wenig wohlwollende Presse hatte nach Friedensschluß seine Verdienste gegenüber denen seines Vorgängers nicht genügend anerkannt.

Digitized by Google

das zwar Eindruck gemacht, doch sei er dessen gleich Herr geworden. Kurz, der Junge war frisch und hat mir gefallen. Der liebe Gott behüte ihn, er ist jetzt auf dem Marsch nach Paris, wohin das II. Korps von der Zweiten Armee detachiert. Der Ersten Armee hat man den Transport der Gefangenen aufgebürdet, ich habe aber doch schon Truppen marschieren lassen und mache das Ganze schneller, als man glaubt.

Der liebe Gott helfe gnädig weiter und gebe Dir auch Geduld und Willenskraft, daß Du diese Zeit zu Deiner Charakterstärkung und Ausbildung zu benutzen verstehst.

*

Nancy, 13. April 1872.

... Professor Erb schreibt, daß Du die Kur mit großer Energie durchführtest. Das freut mich sehr. Ich bitte Dich nur, festzuhalten, daß, wenn man die Energie nicht bis zum letzten Moment behält, alle vorher gezeigte unnütz gewesen ist. Auch bei der Nachkur zeige sie und entsage allem, was die ernste Kur selbst gefährden könnte. Hast Du in Deiner Einsamkeit aber doch nicht schon manchmal daran gedacht, was ich Dir über geistige Diät schrieb? Eine ernste wissenschaftliche Beschäftigung und geregelte Zeiteinteilung dabei ist das einzige, was gegen Ennui und geistige Abspannung schützt. Findest Du nicht auch, daß dann die Zeit schneller vergeht? Es freut mich, daß Du fleißig Französisch treibst, denn lebende Sprachen sind Dir für die Zukunft nützlicher als vieles andre. Jetzt bist Du noch jung genug, sie erlernen zu können, in späteren Jahren wird das schwerer, aber in diesen kannst Du die spezifisch militärischen Wissenschaften noch ganz gut lernen. Das ist auch ein Grund, warum ich gegenwärtig Sprachen und allgemein-wissenschaftliche Studien für Dich für nützlicher halte als den Besuch der Kriegsakademie. Dazu hast Du Zeit, wenn Du gesund bist. Aber vergiß nicht, auch wieder ein lateinisches oder griechisches Buch in die Hand zu nehmen. Mein seliger Vater bat mich in meiner Jugend soviel darum, es zu tun. Ich habe es nicht getan und später oft bitter bereut. Erspare Dir das und höre auf die Bitte Deines Vaters. Jedenfalls lasse Dir Deine Bücher und Papiere aus Potsdam gleich kommen. Ich hätte die meinigen gar gern auch hier. So etwas erleichtert das Arbeiten, hat allerdings auch die Gefahr in der ersten Zeit, die Zeit zu zerstückeln, weil man von einem Buche zum andern geht und stückweise liest.

Was die Zeiteinteilung anlangt, so ist das beste, früh am Tage anfangen. Mir ist immer von Eindruck gewesen, daß Friedrich Wilhelm III. bis früh 11 Uhr seine eigentlichen Geschäfte abgemacht hatte und von nun an Herr seiner Zeit war und das betrieb, was nicht in die eigentlichen Geschäfte gehörte. Aber der Herr fing früh auf die Minute an, und während dieser Zeit durfte ihn niemand unterbrechen.

*

Nancy, 2. Juni 1873.

Was Du mir an Details über Deine Vorlesungen schreibst, interessiert mich sehr. Fahre so fort, suche aber auch persönlich mit den Professoren, die

Digitized by Google

Du hörst, bekannt zu werden. Von dem Augenblick an interessiert ein Vortrag noch viel mehr. Es freut mich, daß Du Bluntschli mit Interesse hörst. Daß er manchmal sehr konservativ, manchmal doktrinär ist, zeichnet den Zustand, in dem sich alle Staatsmänner seit 1789 befinden: ein Schwanken in den Grundsätzen, das Neue anerkennend und doch vor seinen destruktiven Konsequenzen zurückschreckend, wenn einem diese wirklich klar werden, oder das Alte festhalten wollend und dann doch einsehen, daß es dem Neuen gegenüber nicht durchführbar. Wir stecken immer noch in einer revolutionären Zeit.

Ich schreibe jetzt gerade etwas über Vergangenheit und sehe, welchen Unterschied es macht im scharfen Denken über sich, ob man seine Gedanken zu Papier bringen muß oder ob man nur in allgemeinen Gefühlen verschwimmt. Das mußt Du auch tun zur Beruhigung Deines Vaters, damit er sieht, daß, wenn er die Augen schließt, nicht bloß gesetzliche Bestimmungen, sondern Pietät, Zuverlässigkeit und Selbständigkeit im Charakter seines Aeltesten die Existenz seiner Witwe und Tochter sicherstellen. Gehe Dein Leben durch und bringe Deine Gedanken zu Papier. Nur so kommt man zur wahren Selbsterkenntnis. Diese ist aber notwendig, nicht um nun schwach zusammenzusinken, zu jammern, „wenn ich das und das nicht getan hätte, so wäre das und das nicht", sondern um sich aus dieser Selbsterkenntnis klarzumachen, was man in Zukunft tun und was man nicht tun muß, und sich so innerlich zu regenerieren. Als Du schwer verwundet lagst, schriebst Du, Du könntest nicht geheilt werden, Deine Säfte wären nicht gesund. Das war das Hinsinken unter dem Eindruck eigner Schuld. Als der liebe Gott Dich nun gesunden ließ an der Wunde, so schwand mit dem Besserwerden auch der Eindruck. Hättest Du Dir damals recht klar zu Papier gebracht: „In welcher Stimmung war ich, als ich das tat? War die Stimmung begründet oder beruhte sie nur in subjektivem Empfinden? Hat das, was ich in der Stimmung getan, dem wirklich abgeholfen, was mich in die Stimmung versetzte? Ist nicht nur eine momentane Uebertäubung der Erfolg gewesen usw.?" — glaube mir, all solches Durchgehen der einzelnen Fälle würde Dich zu dem „In Deiner Brust sind Deines Schicksals Sterne" führen und zu dem „Den Menschen macht sein Wille groß und klein". Ordnet man den Willen physischen Eindrücken unter, so hat man eben keinen. Darum nur den Kopf obenauf und ihn nicht sinken lassen und, wenn etwas schwer wird, ein Vaterunser beten, das hilft gar wunderbar.

*

Verdun, 2. August 1873.

... Ich habe, solange ich diene, noch niemals Staatsgelder verteilt, in Schleswig hatte ich Schleswigsche Fonds und in Frankreich habe ich französische Fonds. Ich habe gar nichts dagegen, wenn die Verwendung dieses Fonds recht in die Oeffentlichkeit kommt, da wird sich herausstellen, daß ich durch persönliche Verhandlungen ihn erworben und daß ich allein von allen aus ihm mit Genehmigung des Königs gegebenen Benefizien nichts gehabt habe ... Lies doch die „Tribüne", da wirst Du gedruckt finden, wie schlecht ich die Okkupationszeit

Digitized by Google

gemacht hätte und daß deswegen ich auch ohne weitere Anstellung verbleiben würde. Die Belforter Rede (die ich natürlich niemals gehalten) habe den Ausschlag gegeben.

Ganz kann ich Deinem Räsonnement nicht folgen, daß ich begreifen müßte, daß meine Söhne lesen wollen, was die Zeitungen über mich drucken. Warum Schmutz — was diese Presse ist — angreifen? Meine Söhne haben, da mein ganzer Charakter von meinen Gegnern in der Tagespresse verunglimpft wird, nur die große Sohnespflicht zu erfüllen, durch ihre Führung zu zeigen, daß ich dem Vaterlande tüchtige Männer herangebildet habe. Mein Kommando hier dauert, wenn, was anzunehmen, die Franzosen pünktlich zahlen, wie ich glaube, bis 10. oder 12. September. Dann gedenke ich nach Berlin zu gehen, wo ich demobil gemacht werde, mich beim König zu melden und dann Urlaub nach Gastein zu nehmen.

*

Verdun, 4. August 1873.

... Du bist empfindlich gegen Deinen Vater und rechtest mit ihm. Das ist unrecht, mein Sohn. Dein Vater wird gerade jetzt wieder in den Zeitungen in ungemessener Art angegriffen, weil sein Kommando zu Ende geht und man fürchtet, der König könne ihn in seine Nähe ziehen, es daher für notwendig hält, diesem die Ueberzeugung beizubringen, das sei eine Unmöglichkeit, weil der König selbst dadurch in der öffentlichen Meinung verlieren müßte, wenn er sich mit einem vom ganzen Volke gehaßten und nicht geachteten Manne einlasse. Da willst Du der Welt zeigen, daß Vater und Sohn nicht nebeneinander leben können? Wenn Dein Vater gegen Dich oder Deine Geschwister zu streng oder zu hart oder zu schroff oder nenne es, wie Du willst, ist, so hat er dies einst bei Gott zu verantworten, niemals aber dürfen die Kinder da selbst Kritik üben und sich dem Vater gegenüber auf den Rechtsstandpunkt stellen, die Pflichten, die in ihren Augen der Vater hat, abwägen gegen die, die sie nach ihrer Ansicht zu üben haben, und nun den Vergleich ziehen, wer seine Pflicht erschöpft hat, wer in ihr zurücksteht. Wer, mein Kind, soll offen gegen Dich sein, wer die Dinge beim Namen nennen, wenn ich es nicht bin? Der liebe Gott wird es mir in Gnaden vergeben, wenn ich in vielleicht zu regem Dienstgefühl mich zuviel mit den Dienstgeschäften und zuwenig mit der geistigen Entwicklung meiner Kinder beschäftigt habe. Ich suche es nachzuholen, ich kann Euch jetzt geistig nicht schonen und nicht verzärteln, wie ich in Euren Kinderjahren keinem von Euch einen Schlag gegeben habe, weil ich selbst so erzogen worden bin.

Glaubst Du, daß ich Lehren gebe, ohne sie selbst auszuführen? Es wird mir in meinem fünfundsechzigsten Jahre manchmal schwer genug, früh morgens meine gymnastischen Uebungen zu machen, ich tue es eisern, bloß zur Stählung meiner Willenskraft, damit die Energie im Alter nicht nachläßt. Habe ich dann den trägen Körper und das Unbequemlichkeitsgefühl überwunden, so freue ich mich hinterher. Glaube mir, so ist es mit allem im Leben, was einem schwer

Digitized by Google

wird und was man durch Gottes Willenskraft überwindet, bis sich Geist und Körper daran gewöhnt und die Trägheit und Unentschlossenheit fliehen. Glaube doch, mein Sohn, daß ich mit Dir in Deinem körperlichen Leiden das Schwere, das der liebe Gott Dir auferlegt, voll und ganz fühle. Aber darin zeigt sich ja eben der Charakter, das Geistige, Gottähnliche im Menschen, daß man Herr über Körper und äußere Verhältnisse bleibt. Hier auf Erden ist es ja nur, als wenn man eine Patrouille macht. Denkt man bei dieser an sich, seine Bequemlichkeit und verliert nur einen Augenblick seinen Auftrag aus dem Auge, so hat man seine Patrouille schlecht gemacht und kann vor ein Kriegsgericht gestellt werden. Vollzieht man seinen Auftrag trotz Hunger, Durst, Kälte, Regen und Fatigen, so hat man Ruhm, Ehre und Stellung. Sterben wir, so müssen wir Rechenschaft geben, wie wir unsern Auftrag hier auf Erden — Ausbildung des Geistes und Herrschaft dieses über den Körper und über äußere Verhältnisse — durchgeführt haben. Der Preis ist dann dort oben und doch auch schon hier unten der Frieden, mit dem man Paul Gerhardts „Befiehl Du Deine Wege" lesen kann. Sei mein kräftiger Sohn.

*

Straßburg, 16. November 1880.

... Morgen ist der Geburtstag meiner Mutter. Gestern war der Begräbnistag Deiner seligen Mutter.[1]) Da habe ich eine Staatsratssitzung von vier Stunden gehabt und ein Diner für vierundzwanzig Staatsräte gegeben. Ja, es gibt Tage und hat Tage gegeben, wo ich an meine Eltern nicht gedacht habe, aber ihre Erinnerungstage habe ich immer festgehalten und so auch heute wieder an meine Schwestern zu morgen geschrieben. Aber einen Tag und eine Stunde, wo ich bei allen Geschäften und bei allem, was ich tun und unternehmen mußte, nicht an Deine selige Mutter gedacht, hat es noch nicht gegeben, und deshalb habe ich auf ihre Erinnerungstage wenig Wert gelegt. Mein ganzes Leben ist eben Erinnerung. Aber Deine Briefe und Telegramme in diesen Tagen haben mich doch erfreut, und bedauert habe ich es Deinet- und Deiner Geschwister wegen, daß gerade in diesen Tagen sich Dienst auf Dienst häufte, so daß ich Dir nicht schreiben, mit ihnen nur wenig sprechen konnte. Den Fonds von Liebe, der für Euch im Herzen Eurer Mutter war, kann ich Euch nie ersetzen. Mein Gebet ist, daß ich es tue, soweit es mir möglich und über meine Individualität hinaus, aber vollen Ersatz bieten kann ich Euch für die Liebe Eurer Mutter nie, und deshalb haltet sie heilig, solange Ihr Atem habt ...

*

Straßburg, 25. Dezember 1880.

... Der Kaiser hat mir geschrieben, er habe meine Rede mit Genugtuung gelesen: „Die Offenheit und Gemütlichkeit, ohne Scheu vor Antagonisten muß Ehrfurcht und Vertrauen erwecken." Zum Fest hat er mir eine Uhr, die von

---

[1]) Manteuffels Gattin war im November 1879 gestorben.

Digitized by Google

einer nicht erkennbaren Dame gehalten wird, geschenkt. Ich habe ihm soeben geschrieben: „Ew. Majestät lege ich meinen alleruntertänigsten Dank für das huldreiche Weihnachtsgeschenk ehrfurchtsvollst zu Füßen. Ew. Majestät haben eine Uhr gewählt. Bedeutet sie den Tellschen Spruch, und soll ich meine Rechnung mit dem Himmel machen? Daß dies mehr und mehr mir nahetritt, fühle ich an vielen Zeichen meines Körpers. Dem sei, wie ihm wolle, die Stunden, die die Uhr mir noch schlägt, werde ich mit Gottes Hilfe Ew. Majestät aus allen Kräften dienen. Ew. Majestät habe ich auch ehrfurchtsvoll auszusprechen, wie glücklich ich bin, daß Ew. Majestät mit meiner jüngsten Rede zufrieden gewesen sind. Verhehlt habe ich mir nicht, daß dieselbe hier im Lande Schwierigkeiten veranlassen wird. Aber ich will den Kampf, das ist ja der Gedanke meiner Politik, die Kirchhofsruhe des Landes aufrütteln, damit die Geister aufeinanderplatzen und Wirkliches geboren wird. Deshalb habe ich im vorigen Winter die Presse freigegeben, deshalb habe ich jetzt ‚die Zusammengehörigkeit von Elsaß-Lothringen mit Deutschland' in den Landesausschuß geworfen. Ich hoffe auf guten Ausgang. Kämpfen aber sehe ich entgegen, doch ohne diese gibt's ja keinen Sieg. Die Uhr Ew. Majestät ist mir ein neuer Sporn, daß ich die Zeit benutzen muß. Ich ersterbe usw." ...

*

Straßburg, 21. Februar 1881.

... Glaube mir, Fürst Bismarck hat recht. Es ist sehr schwer, einen so hochstehenden Mann zu beurteilen, aber die Erfahrung habe ich in meinen kleineren Verhältnissen schon gemacht, daß es das Furchtbarste ist, wenn man bei seinen Plänen passiven Widerstand bei seinen Organen findet. In der Lage ist Bismarck seit Jahren, und wenn ihm da die Geduld reißt, so ist das menschlich. Ich stehe zu ihm ... Halte fest, daß nichts leichter ist, als in der Kritik Schärfe des Verstandes zu zeigen, und denke an Richelieu, der da sagte, wenn er jemand verderben wolle, könne er es tun, wenn dieser nur zwei Worte sage ... Meine Rede hat guten Effekt gemacht, überhaupt haben wir alle Regierungsvorlagen bis auf kleine, von der Regierung akzeptierte Aenderungen durchgesetzt, und ich bin mit dem Resultat der Session zufrieden. Auch ist es von großer Bedeutung, daß ich vom Papst das Gebet für den Kaiser erlangt habe, was zehn Jahre hindurch nicht durchzusetzen gewesen. Der hiesige Bischof hat, was er stets verweigerte, die Erlaubnis dazu vom Papst erbeten ...

*

Straßburg, 26. März 1881.

... Hier habe ich jetzt die französischen Versicherungsgesellschaften, die vier- bis fünftausend Agenten im Lande haben, verboten. Das wird Lärmen geben. Ein zweiter Schlag folgt auch bald. Ganz ohne Energie bin ich noch nicht. Der liebe Gott erhalte sie mir noch ein bißchen. Aber dem Kaiser habe ich doch gemeldet, daß ich nicht mehr felddienstfähig sei und ihn bäte, mich in der Liste der im Kriege Kommandierenden zu streichen, hier bäte ich ihn indes, mich noch

Digitized by Google

einige Zeit zu lassen, da durch meine Maßnahmen in den Sprachengesetzen und der Feuerversicherungsgesellschaft das Land in einer Krise sei und ich nicht gern fahnenflüchtig in meinen alten Tagen würde und die Krise noch durchmachen wollte. An Generalfeldmarschall Moltke habe ich ersteres auch angezeigt. Man muß über sich selbst klar sein ...

*

Straßburg, 2. Mai 1881.

... Ich möchte gern Truppen sehen, kann es aber wirklich nicht, da ich dann zu fatigiert bin, um arbeiten zu können, und das muß ich. Die Richter-Forckenbeckschen Reden ärgern mich doch, sie sind Symptome der Zeitzustände, obgleich sie den Reichskanzler wahrhaftig nicht treffen können, denn sie verdrehen die ganze Prinzipienfrage. Ich habe jetzt einen entscheidenden Schritt getan, um die Seminarien und Präparandenschulen konfessionell zu machen. In den Schulen sollen die Geschlechter wieder getrennt sein, und dann möchte ich auch die Vorschrift, daß der Katechismus in der Schule erst gelehrt werden darf, wenn die Kinder zehn Jahre alt sind, aus der Welt schaffen, und so noch zehn bis zwölf Punkte, die alle komplette Feinde einer religiösen Erziehung sind. Anstatt daß die Leute nun einsehen sollten, daß alles das einfach geboten ist, um Glauben in die Kinder zu bringen, wird es ausgelegt als Devotion gegen die katholische Kirche. Darin liegt die Schwierigkeit. Aber man muß durch. Die Presse fällt tüchtig über mich her. Das „Journal d'Alsace" läßt mich hier, wie in der Sprachengesetz- und Versicherungsgesellschaftenfrage, im Stich, und mir sind die reinen Oppositionsblätter fast lieber als dieses Mantelträgerblatt.

Der Kampf um die Autonomie Mongoliens

Eine friedliche Kultureroberung Rußlands

Von

Dr. A. Polly (St. Petersburg)

Eigen in Kultur und Geschichte, Sprache und Verfassung, Gesittung und Religion, Arbeits- und Lebensbedingungen, hat das mongolische Volk seit jeher — selbst nach dem Zerfall des großen mongolischen Reiches, aus dem China emporwuchs — eine Sonderstellung gegenüber dem chinesischen Reiche behauptet. Die mongolischen Fürstenhäuser — über achtzig an der Zahl bloß in der sog. äußeren Mongolei — dünkten sich selbst als zu mächtige und große Herren, um sich in einem Vasallenverhältnis zur mandschurischen Dynastie wohlzufühlen. Solange diese am Ruder war, bestanden zwischen den führenden Stämmen und dem Kaiserhofe immerhin so vielfache persönliche und überlieferte Beziehungen, daß der Gedanke an Auflehnung gegen die herrschende Macht oder

Digitized by Google

gar an Loslösung von der chinesischen Staatengemeinschaft höchstens als geheime Wünsche bei den aufgeklärtesten und fortgeschrittensten unter den Häuptlingen zum Durchbruch kam, von welchen so manche hohe Stellungen im Hof-, Diplomaten- oder Militärdienst einnahmen. Umgekehrt wurden ihre Privilegien und eine gewisse innere Unabhängigkeit von den chinesischen Machthabern unangetastet respektiert.

Mit der Zunahme des russischen Einflusses in der Mandschurei steigerte sich auch das Mißtrauen des eigentlichen Chinas gegen die Mongolei, in der naheliegenden Befürchtung, der große slawische Nachbar könne über kurz oder lang seinen weitreichenden Arm auch nach dem nie als besonders chinazuverlässig betrachteten Mongolien ausstrecken. Die russische Diplomatie in Peking war schon vor ungefähr einem Jahrzehnt in der Lage, ihrer Regierung von einem chinesischen Vorhaben Kenntnis zu geben, das dahin zielte, in der Mongolei durch verstärkte Truppenentsendung, Niederlassung von Mandarinen und erhöhte Kolonisation dem Vordringen des russischen wirtschaftlichen Einflusses Einhalt zu gebieten, zugleich aber die Mongolei als regelrechte Provinz dem Vierhundertmillionenreiche einzugliedern.

Mit der Revolutionsbewegung im Süden Chinas und in Peking im November 1911 breiteten sich aber auch die Selbständigkeitswünsche in der Mongolei immer offensichtlicher zur Rückerlangung der ursprünglichen historischen Verwaltung aus. Bis schließlich als Gegenschlag zu der von den Aufständischen angestrebten Erlangung einer Verfassung das Signal zum Aufstande des gesamten mongolischen Volkes gegeben wurde, die chinesischen Truppen und Behörden aus dem mongolischen Gebiete zu verdrängen, gleichzeitig aber das bisherige geistliche Oberhaupt, Tschebzun-Damba-Chutuchta, auch zur politischen Leitung des Landes zu berufen und Urga zur Residenz des neuen Gemeinwesens zu bestimmen. Damit war das Tischtuch zwischen der Mongolei und China endgültig zerschnitten; die gegenseitigen Beziehungen auch trotz eifrigsten Liebeswerbens, zuweilen durch energische Drohungen verstärkt, auch nicht wieder aufgenommen. Dagegen suchte die neugebildete mongolische Regierung Annäherung an Rußland und verlangte das Protektorat des Zarenreiches.

Rußland befand sich um dieselbe Zeit bekanntlich in Verhandlungen mit China wegen Erneuerung des überfälligen politischen und Handelsvertrages von 1881, zu dessen Festsetzung eine Sondermission unter Führung des nachmaligen Gesandten und späteren Ministerpräsidenten und Ministers des Aeußern Lou-Tseng-Tsiang nach Petersburg im Sommer 1911 entsendet wurde, während man von russischer Seite gleichfalls eine eigne Vertragskommission einsetzte, als deren Vorsitzender der russische Botschafter in Tokio, Senator Malewski-Malewitsch, einen Ruf hierher erhielt. Die Erörterungen gerieten indes nicht über den ersten Höflichkeitsaustausch hinaus. Denn der immer wütender ausbrechende Kampf zwischen den Aufständischen und den kaiserlichen Truppen, der schließlich im Frühjahr 1912 zum Zusammenbruch des Kaisertums und Ausrufung Yuan-Schikais zum einstweiligen Präsidenten der Republik führte, hatte

Digitized by Google

auch die Auflösung der chinesischen Vertragskommission vor Zweckerfüllung zur Folge.

Rußland sah sich später genötigt, angesichts der Schwierigkeit, mit einer legitimierten chinesischen Landesvertretung zu unterhandeln oder bis zur Einkehr geordneter Verhältnisse im Reiche der Mitte in vertragslosem Zustand zu verbleiben, trotz der Mängel und Lücken des alten Vertrages von 1881, dessen unveränderte Verlängerung auf weitere zehn Jahre, wie er ging und stand, mit den einstweiligen chinesischen Nachbarn zu vereinbaren. Diese lehnten indes alle Anregungen Rußlands auf Klarstellung des Verhältnisses zur Mongolei durch chinesische Vermittlung kategorisch ab. Sie betrachteten die Mongolen einfach als ihre Vasallen, die gar kein Recht hätten, auf den Abschluß internationaler Verträge irgendwelchen Einfluß zu nehmen. Vielmehr erstrecke sich jeder von der Pekinger Zentralregierung abgeschlossene Vertrag ohne weiteres auch auf das Gesamtgebiet der Mongolei. Die inzwischen losgelöste Mongolei erklärte dagegen diese Vertragsabmachung für sich als nicht bindend, verlangte vielmehr von Rußland zur Wahrung seiner und der wirtschaftlichen Interessen seiner auf den mongolischen Gebietsteilen angesessenen Untertanen den Abschluß eines eignen Handels- und politischen Vertrages mit der Regierung des Chutuchta.

Diese Zwangslage — und nicht etwa territoriale Erwerbungslust — gab der russischen Regierung erst Veranlassung, die eigentlich selbstverständliche Wahl auf den gründlichen Kenner des fernen Ostens und Chinas, den vormaligen Gesandten und Minister in Peking, **Korostevetz**, dem auch in der gescheiterten russisch-chinesischen Vertragskommission die Rolle des stellvertretenden Präsidenten zugedacht war, als Bevollmächtigten an den Sitz der mongolischen Regierung zu entsenden. Volle acht Monate verweilte der Sondergesandte in Urga, von wo er nach harter, unsäglich mühevoller Arbeit, unter Entsagung jeglichen Lebenskomforts in dem eisumstarrten unwirtlichen Gebirgslande, aber auch nach erfüllter vielseitiger, erfolgreicher Tätigkeit dieser Tage nach St. Petersburg zurückgekehrt ist. Die nachstehend in den Hauptzügen wiedergegebenen Darlegungen über Land und Leute, über die politischen, wirtschaftlichen, gesellschaftlichen und allgemeinen Zustände nach persönlichen Wahrnehmungen und Erfahrungen, wie auch über das unmittelbar erreichte und in Erfüllung seiner Aufgabe staatsvertraglich hergestellte Verhältnis der Mongolei zu Rußland, verdanke ich den eignen, daher völlige Authentizität ansprechenden Erzählungen des mir aus meinem Pekinger Aufenthalt bekannten Staatsmannes.

Die Mongolen haben — wie eingangs bemerkt — eine vom Chinesischen in Schriftzeichen und Wortbildung durchaus besondere Sprache und Literatur, gemeinsam mit den Buräten. Mit Hilfe eines gebildeten, auch das Russische beherrschenden burätischen Redakteurs begründete Kammerherr v. Korostevetz die erste mongolische Zeitung, eine Halbmonatschrift, sowie eine eigne Druckerei. In dieser wurde auch der russisch-mongolische Vertrag — von dem noch weiter unten die Rede sein wird — nebst Erläuterungen des Verfassers hergestellt.

Digitized by Google

Wie ich mich aus einem mir gewidmeten Exemplar durch den Augenschein überzeugen durfte, in tadelsfreier typographischer Ausführung. Ihre Religionsübung bringt die Mongolen in Abhängigkeit von Tibet. Der Dalai-Lama in Lhassa ist ihr oberster Kirchenfürst. Bedürfnislos fast bis zur Askese, kennt der Mongole bis heute keinen Alkohol, was sich wohl mit dem Eindringen der russischen „Kultur", wie so manches im Dasein des Volkes, demnächst ändern wird.

Das Hauptgetränk, da es auch an gesundem Trinkwasser fehlt — leider ist auch Waschwasser eine Seltenheit, weshalb die Reinlichkeit der Bewohnerschaft so ziemlich alles zu wünschen übrig läßt —, ist Ziegen- oder Pferdemilch, auch gepreßter Brikettee, der zugleich als Nährmittel, gekocht mit Butter und Kuhmilch, dient; beides aus Kalgan durch Kamelkarawanen hingebracht. Brot und Gemüse kennt man dortzulande nicht. Nur eine Art gebackener Teig aus Pferdemilch bildet den Broterſatz; etwas Schaf- oder Hammelfleisch, seltener getrocknete Fische, sind die Kernbestandteile ihrer kärglichen Mahlzeiten für arm und reich, höchstens daß der letztere mehr und besseres Fleisch genießt.

Der Reichtum der Fürsten und andrer Häuptlinge besteht in Land, Weiden, Viehtriften, Silberwaren und Perlen, letztere als begehrtester Schmuck der Schönen in der Mongolei. Neben Viehzucht — Getreidebau ist unbekannt — beschäftigt sich der Mongole, namentlich der bessergestellte, mit Raubtierjagd, die äußerst ergiebig, wenn auch recht gefährlich ist — vorwiegend auf Wölfe und Tiger —, wie dem Handel mit Pelzen und Häuten. Der Mongole — auch der reichste und vornehmste, sogar der regierende Chutuchta — wohnt in sog. Jurten, die nichts andres als größere oder kleinere zeltartige Holzbauten sind, zumeist mit Filz ausgekleidet und bedacht, die gegen die meist äußerst harte und langdauernde Winterkälte unzureichenden Schutz gewähren; für den Nichteinheimischen im höchsten Grade ungemütlich. Wer sich's leisten kann, baut sich mehrere, durch Gänge miteinander verbundene Jurten. Der Aermere teilt das Innere in mehrere Räume und abgesonderte Frauengemächer ein. Die niedere Bevölkerung kauert in einem Raum zusammen, der Männlein und Weiblein, aber auch das liebe häusliche Kleinvieh Tag und Nacht friedlich beherbergt. Leider züchtet diese enge Zusammengepferchtheit von Mensch und Tier wie der jeder Beschreibung spottende schmutzstarrende Zustand in diesen Armeleutejurten auch schwere ansteckende Hautkrankheiten, Pocken und Syphilis, von welchen die Bevölkerung der Mongolei endemisch heimgesucht ist. Europäisch oder amerikanisch geschulte Aerzte gibt es in der Mongolei nicht. Nur tibetanische Aerzte quacksalbern mit ihrer Kräutermedizin an den unglücklichen Kranken herum.

Zur tiefsten Unsauberkeit gesellt sich als zweite angeborene Untugend der Mongolen die ebenso fabelhafte Trägheit und Geistesstumpfheit. Faul wie die Sünde, scheut der Eingeborene selbst den kleinsten zu Fuß zurückzulegenden Gang. Um zur hundert Schritte von der seinigen belegenen Nachbarjurte zu gelangen, setzt er sich aufs Pferd, um im Zuckeltrab die kurze Wegstrecke zurückzulegen. Das Pferd hat keinen Preis, folglich ist auch der ärmste Mongole

Digitized by Google

von Kindheit auf von seinem Rößlein unzertrennlich. Freilich verkommen auch alljährlich Tausende und Tausende der armen Tiere am Hungertode, im klaftertiefen Schnee der Gebirgsmulden oder im Baikalsee, in den sie, von Krankheiten und Hunger gepeinigt, instinktiv hineinrasen.

Ein geradezu entsetzlicher Barbarismus des Landes wird mit den Leichen von Mensch und Tier getrieben. Die Körper der Verstorbenen werden nicht begraben — mit alleiniger Ausnahme derjenigen der höheren Geistlichkeit, der Lamas —, sondern einfach auf den die bewohnten Orte umgebenden Hügeln unverscharrt hingeworfen, wo sie Hunden und Aasgeiern zum Fraße dienen. Jedem Leichenzug — der Tote wird auf offener Tragbahre von vier Männern zu den Hügeln getragen — folgt eine ganze Meute wilder Hunde, die sich sofort auf den eben auf den Boden gelagerten Leichnam stürzen, um ihn zu zerfleischen. Alsbald fliegen die Raubvögel heran, die mit ihren Stoßschnäbeln den toten Körper mit einem Ruck durchschneiden und im Kampfe mit den Hunden durchwühlen. Wo immer man im Freien hintritt, stößt man auf menschliche Ueberreste, vorwiegend auf abgenagte Knochen und halbzerfressene Schädel.

Die auf Menschenfleisch als Lieblingsspeise eingerichteten Hunde sind deshalb für den Wanderer, ja sogar für den Reiter eine ernste Gefahr. Niemand wagt sich ohne schußbereiten Revolver auf die Straße, jeden Augenblick gewärtig, von wilden Hunden angegriffen zu werden. Die Annäherung an einen Leichenplatz nach Ablagerung einer frischen Leiche bringt fast sicheren Tod durch Hunderte beutegieriger Hunde mit sich, die sich auf den Eindringling stürzen.

Doch stehen den angeführten nationaleigentümlichen Gebrechen auch wieder hervorragende moralische Eigenschaften gegenüber. Außer der bereits erwähnten außerordentlichen Genügsamkeit in den persönlichen Bedürfnissen ist der Mongole gutmütig, gastlich, zuverlässig, ehrlich und von gewissem nationalem Stolze erfüllt. Oberflächliche oder gar geringschätzige Behandlung verträgt er nicht. Wer den Mongolen gewinnen will, darf sich nicht scheuen, mit ihm engen Verkehr zu pflegen, an seiner Lebensweise teilzunehmen, seinen Wünschen und seinen Nöten Verständnis entgegenzubringen und sein aufrichtiger Berater Lehrer zu sein.

Nur auf diesem Wege gelang es dem russischen Bevollmächtigten Korostevetz, das anfänglich auch ihm gegenüber stark zutage getretene Mißtrauen und die vielfältige Opposition der Stammeshäupter allmählich zu besiegen. Der Chinese, der auf den Mongolen als auf eine minderwertige Rasse hochmütig herabsieht und ihn mit den Spottworten „Schmutziger Mongole", „Vasall" usw. bewirft, hat sich gerade dadurch dem Mongolen entfremdet und wird von ihm gehaßt. Mit barbarischer Grausamkeit werden Gesetzesverletzer oder sonstige Missetäter bestraft. Prügelstrafen, unter deren Wucht der Armesünder zuweilen mit Stöcken erbarmungslos totgeschlagen wird, sind die von den Chinesen übernommenen, in der Mongolei noch verschärft durchgeführten Zuchtmittel. Zudem werden die Sträflinge an Händen und Füßen angekettet, in sargartige Einzelkäfige gesteckt, die so eng gebaut sind, daß der Verbrecher darin entweder nur sitzen und nicht

Digitized by Google

liegen kann oder in ausgestreckter Lage bleiben muß, ohne sich erheben zu können. Nur eine winzige Oeffnung in dem Kasten ermöglicht die täglich einmalige Verabreichung des Teebriketts als einzige Nahrungszufuhr. Dieses schauerliche Gefängnis, in welchem der Unglückliche oft Jahre zu verbringen hat und in welchem er alsbald zum verwilderten Tiere herabsinkt, wird nur selten gereinigt, nie geheizt. Die Kleidung fault am Leibe, bis sie abfällt.

Die Frau spielt im Leben des Mongolen lediglich die Rolle einer käuflichen Ware: geht doch selbst das mit priesterlicher Weihe erheiratete Mädchen mittels Kaufvertrages in den Besitz des Mannes über. Körperliche Unberührtheit vor der Hochzeit wird von der Braut keineswegs verlangt, wiewohl diese oft schon im zwölften oder dreizehnten Lebensjahr einen Mann bekommt. Im Gegenteil gilt Vielbegehrtheit des Mädchens als Auszeichnung in den Augen des Mannes. Und es ist der Fall bekannt, wo ein mongolischer Prinz sein vierzehnjähriges Bräutchen sitzen ließ, nur weil er erfuhr, daß diese sich noch ihre Reinheit bewahrt. Für billiges Geld wird Mädchengunst deshalb zumeist von den Müttern auch an Fremde verschachert. Die Frauen sind durchwegs schön gebaut, von schlankem Wuchs, viel ansehnlicher als ihre chinesischen Schwestern.

Das mongolische Weib ist aber auch viel freier in seinem Tun und Lassen als die Chinesin. Aber sie schafft auch dem Manne gleich in allen Arbeiten, die sie mit ihm teilt, zuweilen mit viel größerer Fertigkeit und Körperkraft. Bedenklich ist aber die schwache Fruchtbarkeit der Mongolin. Die meisten Ehen sind kinderlos oder bringen höchstens ein Kind hervor. Die Angst vor der Mutterschaft führt unaufhaltsam zum Aussterben der Bevölkerung. In ursächlichem Zusammenhang mit der Frauensterilität steht das Grassieren der Geschlechtskrankheiten unter den Mongolen.

Nach der Nationalität teilt sich die Bevölkerung Urgas in 20000 Chinesen, 30000 bis 60000 Mongolen — die Ziffer schwankt je nach der Stärke der Nomadenzüge — und nur 1000 Russen. Seit der Vertreibung der chinesischen Soldaten und Behörden aus der Nordmongolei ist die chinesische Bewohnerschaft eigentlich keiner Behörde unterstellt. Sie hat nur unter sich eine Art freiwillig amtierenden Handelsrat gewählt, dem sich die Kaufleute in verwickelten Auseinandersetzungen ebenso freiwillig unterwerfen. Und es ist für die kolonisatorische Kraft, für die aus Vaterlandsliebe mit charakterfester Willensstärke ausgeübte Selbstzucht der Chinesen durchaus bezeichnend, daß diese 20000 Köpfe seit Jahresfrist ohne alle Gerichtsbarkeit, Polizei und Soldaten friedlich und einig miteinander leben, frei von Verbrechenstaten und Umtrieben; während die 1000 Russen, von ihrem Konsul geleitet, selbst den wohlgemeintesten Ratschlägen inneren Widerstand und Zweifelsucht entgegenstellen. Im übrigen leben die drei Völkerschaften ohne gegenseitige Befehdung einträchtig nebeneinander.

Als Geldeinheit gilt noch immer der chinesische Dollar, der einem russischen Rubel gleich gerechnet wird. Doch kommt fast kein Silber, nur der Papierdollar vor, der bislang von der chinesischen Staatsbank für die Mongolei hergestellt

Digitized by Google

worden und dort mit Zwangskurs in den Verkehr gesetzt ist. Außerhalb der Mongolei und besonders in China wird dieses Papiergeld nicht angenommen. Doch soll das chinesische Geld, wie alle Herkünfte aus dem Stammlande, mehr und mehr zurückgedrängt werden.

Das Bestreben der Mongolei zur Errichtung einer eignen Emissionsbank hat trotz tatkräftiger Unterstützung seitens des russischen bevollmächtigten Diplomaten und des Konsuls in Urga vorderhand zu keinem greifbar praktischen Ergebnis geführt. Eine Bankkonzession, welche die mongolische Regierung an ein russisches Konsortium erteilte, fand nicht die Zustimmung des russischen Finanzministeriums. Das neue mongolische Reich hat sich gegen chinesische Einfuhren mit Zollschranken umgeben — fünfprozentiger Einfuhrzoll —, will aber für alle andern Länder den Grundsatz der „offenen Tür" gelten lassen.

Der durch russisches Gebiet an der mongolischen Grenze früher sehr lebhaft entwickelte Karawanenteehandel, für welchen Kjachta ehedem den Hauptstapelplatz abgab, hat seit Eröffnung der mandschurischen Bahn fast gänzlich aufgehört, was natürlich auch für die wirtschaftlichen Verhältnisse wie für die Bevölkerungszahl Kjachtas einen schwer empfundenen Rückgang im Gefolge hatte. Die spärlichen noch gegenwärtig aufrechterhaltenen Karawanendurchzüge dienen bloß für die Einfuhr chinesischer Waren in die Mongolei.

Die Zufuhr des chinesischen Tees — wovon der „grüne" oder Brikettee in der östlichen und westlichen Mongolei verblieb, während der schwarze Tee nach Rußland weitergebracht wurde — geschah in früheren Zeiten von Kalgan durch die Mongolei nach Rußland. Das hat sich nun durchaus geändert. Wohl wird der Brikettee nach wie vor zumeist im fernen Osten verbraucht', doch verschickt man den für Europa bestimmten Tee auf dem Seeweg durch den Suezkanal oder über Wladiwostok. Natürlich hat Rußland davon wenig Vorteil, strebt daher an, den Teehandel aus China direkt in russische Hände auf dem Schienenwege Wladiwostok—Charbin—Kjachta übergeleitet zu sehen.

Mit noch weniger freundlichen Augen verfolgt Rußland den an Wert und Umfang zunehmenden Einfuhrhandel mit Baumwollsachen (chinesisch: Dalemba) auf dem Karawanenwege zur Mongolei, da Rußland selbst Baumwollerzeuger in beträchtlichem Maßstabe ist und den Markt im fernen Osten für sich gewinnen will.

Wie weit China sich die vom Chutuchta und seinen durch ihn ernannten Ministern die beharrlich verfolgte Selbstherrlichkeit gefallen lassen wird oder muß, kann niemand voraussagen. Jedenfalls ist Rußland — zum herbsten Kummer der gegenwärtigen mongolischen Machthaber — für die Aufhebung der chinesischen Souveränität über die äußere Mongolei — das sog. Halhagebiet — und für deren politische Unabhängigkeit nicht zu haben. Rußland unterstützt nur die innere Autonomie der Mongolei unter Aufrechterhaltung des Suzeränitätsverhältnisses zu China. Doch sind die schwebenden Verhandlungen zwischen Rußland und China über die staatsrechtliche Stellung der Mongolei noch nicht zum Abschluß gelangt. Die russische Regierung gewährt der mongolischen auch

Digitized by Google

gegen das Vordringen der Chinesen kräftigen Schutz, einfach aus dem Grunde, weil das Einkreisen der Mongolei durch China zugleich eine Gefahr für die wirtschaftliche und militärische Ausbreitung an der russischen Grenze bedeutet.

Rußland will daher zwischen dem eignen Reiche und China durch die Mongolei einen Puffer schaffen, denkt aber nicht daran, den Fehler einer Aneignung zu begehen, die nur zu einer unerwünschten Erweiterung der Grenznachbarschaft mit China führen würde. Natürlich strebt dabei Rußland die Förderung seiner eignen Handelsinteressen in der Mongolei in erster Reihe an. Diese Gesichtspunkte beherrschen auch den Geist des Vertrages, den als Bevollmächtigter Rußlands Wirklicher Staatsrat J. N. Korostevetz mit den Vertretern des Herrschers über das mongolische Volk, Tschebzun-Damba-Chutuchta, dem Präsidenten des Ministerrates, „Beschirmer der 10000 Lehren", Serin-Noin-Chan, Naninan-Surun, bevollmächtigten Minister des Innern Tschin-Susuktu, Zin-Wan-Lalma-Zerin-Tschimit, dem Minister des Aeußern im Range eines Chans Erdeni, Daizim-Wan, Chan-Dortschi, dem Kriegsminister Erdeni-Dalai-Tsjun-Wan-Gombo-Surun, dem Finanzminister Tuschetu-Tsjun-Wan-Tschak-Dortschab und dem bevollmächtigten Justizminister Erdeni-Tsjun-Wan-Namsa-Rei zu Urga am 21. Oktober a. St. nach unausdenkbar langwierigen Verhandlungen glücklich unter Dach und Fach gebracht.

Seinem wesentlichen Inhalte nach verpflichtet sich Rußland in diesem Staatsvertrage: Schutz der autonomen Landesverfassung und des nationalen Heeres, zur Fernhaltung chinesischer Truppen wie der Kolonisatoren vom mongolischen Gebiete der Mongolei die erforderliche Hilfe zu gewährleisten, wogegen die Beherrscher Mongoliens und seine Regierung den russischen Untertanen und dem russischen Handel eine Reihe von protokollarisch festgelegten Rechten und Vorzügen einräumen. Hauptsächlich: völlig freie Handelsbewegung, zollfreie Ein- und Ausfuhr, steuerfreien Handel sowie freies Operationsrecht der russischen Kreditunternehmungen, offene Schiffahrt, Brückenbau, mit dem Rechte, Ueberfahrtsgebühren zu erheben, Jagd und Fischfang, freies Besitzrecht auf Immobilien, Ausnutzungsrecht von Bergwerken, Waldflächen und Gewässern in der ganzen Mongolei. Die russische Regierung hat das Recht, im Einvernehmen mit der mongolischen: Konsulate, auch Postanstalten, nach Erfordernis innerhalb der Mongolei; letztere darf umgekehrt Regierungsagenten in den Grenzorten des russischen Reiches unterhalten, was aber Rußland nicht hindert, unmittelbar hinter den mongolischen Grenzen strengste Zollsperre zu verhängen. Selbst das Gepäck des diplomatischen Bevollmächtigten des russischen Reiches, Korostevetz, wurde auf seiner Heimkehr rücksichtsloser Untersuchung unterzogen. Und der Gesandte mußte sich's gefallen lassen, daß sogar die ihm vom Chutuchta zuteil gewordenen Geschenke wegen verweigerter Zollzahlung trotz lebhaften Protestes an der Zollstation Kjachta zurückbehalten wurden.

Die Vorteile dieses Vertrages sind in die Augen springend und bei geschickter, standharrender Ausnutzung durchaus hinreichend, um mit der Zeit die Mongolei, zwar nicht in politisch-geographischem Sinne, doch wirtschaftlich voll-

Digitized by Google

ständig für Rußland zu erobern, in erster Reihe aber allen Ländern, trotz der verkündeten Politik der „offenen Tür", einen kaum wieder einzuholenden Vorsprung abzuringen. Der Grundstein zum russischen Ausbau in der Mongolei ist als verheißungsvolle Erstlingsarbeit gelegt. Russische Truppen, unter Führung eines Obersten mit 15 Offizieren und 40 Unteroffizieren, wurden aus dem Militärbezirk Irkutsk herangezogen, zur Ausbildung des mongolischen Nationalheeres und zur gemeinsamen Bewachung der Landesgrenze gegen die bis zum vollendeten Barackenbau vorbereitet gewesene chinesische Ueberrumpelung. Die chinesischen Grenzbaracken bezogen nunmehr die gemischten russisch-mongolischen Soldaten. Die russische Regierung gewährte ein Darlehen in der Höhe von 2 Millionen Rubel zur Bestreitung der dringendsten Reformen und Organisationsarbeiten des jungen Staatengebildes. Der Gesandte gab Ratschläge und Anweisungen für Errichtung von Schulen, gewerblichen und landwirtschaftlichen Anlagen und richtete die erste mongolisch-russische Druckerei ein mit Herausgabe einer Halbmonatschrift zur Aufklärung und Belehrung der lesekundigen Volksschichten.

Der letzte den europäischen Reisenden noch umgebende zivilisatorische Hauch verschwindet, sobald man die äußerste Station der ab Irkutsk beginnenden Transbaikalbahn Werchne—Udinsk, zugleich die vorgeschobenste russische Kreis-, Garnison-, Handels- und Teemarktstadt im Osten, hinter sich hat. Von hier führt der Weg in zweitägiger Wagenreise längs der alten Poststraße über Kjachta nach der an der Wüste Gobi angrenzenden, auf einem hohen Plateau von 1200 Metern gelegenen Residenzstadt Urga.

Jenseits der Mongolei, längs der Höhenzüge des die Wüste Gobi umgebenden Altaigebirges befindet sich noch als „herrenloses Gut" — res nullius — das sog. Uranchaiterritorium, infolge ungenauer Grenzmessung zwischen Rußland und China im Jahre 1832 strittiges Gebiet. Dereinst den Russen gehörend, wurde das Land später von China widerrechtlich für sich in Anspruch genommen. „Wer den Jassak" (eine Art Tribut) „bezahlt, dem gehört das Land!" ist uralter Uranjer Volksgesetz. Mehrere Tausende Russenfamilien haben inzwischen das noch immer von Uranjer Häuptlingen befehligte Gebiet besiedelt, deren Interessen ein russischer Grenzkommissar beschützt.

Achtmonatiges Verweilen in den asiatischen Bergen, fern vom Weltgetriebe, dem Umgang mit Gleichgebildeten und von jeder unmittelbaren Verbindung mit dem allgemeinen Verkehrsleben, kommt der Abgeschiedenheit einer Verbannung so ziemlich gleich, mindestens in der Verzichtleistung auf alle und jede Daseinsannehmlichkeit unsrer verwöhnten und üppigen Zeitkinder.

Doch brachte vielleicht gerade dieser Mangel an besserem gesellschaftlichem Anschluß neben dem durch Pflichtbewußtsein gesteigerten Willen den russischen Bevollmächtigten in engere Berührung mit der mongolischen Bewohnerschaft, hoch und niedrig. Im täglichen Zusammenleben mit ihr, auf Jagdausflügen, als einziger „standeswürdiger" Zerstreuung, bei bescheidenen gesellschaftlichen Empfängen in der eignen dürftigen Behausung, wie beim Aufsuchen der schneedurchwehten Jurten der Einheimischen, bei Erteilung von Rat und Hilfe, lernte

Digitized by Google

der russische Staatsmann den Pulsschlag des mongolischen Volkes kennen. Als gefürchteter Fremdling empfangen, verließ Herr v. Korostevetz die Stätte seines achtmonatigen Wirkens als vertrauter Freund des mongolischen Volkes, mit der höchsten Würde geschmückt, die das neue Regierungshaupt zu vergeben hat: als Fürst erster Klasse — Zin-Wan — der Mongolei.

Die Türkei vor den beiden letzten Kriegen

1910/1911

(Auszüge aus den Aufzeichnungen und dem Tagebuch eines Diplomaten)

(Schluß)

Bei der Revidierung der Armeechargen setzt sich Mahmud Schefket selbst vom Range eines Feldmarschalls auf den eines Generalleutnants zurück.

Die ganze politische und militärische Tätigkeit, die er anläßlich der Gegenrevolution entfaltete, hatte nur den einen Zweck, Ordnung und Gesetzmäßigkeit wiederherzustellen. Als dies erreicht war, tritt er bescheiden in die Front zurück und nimmt seine stille und oft undankbare Arbeit wieder auf. Er hat sich die Aufgabe gestellt, das ottomanische Heer zu reformieren und eine wirklich musterhafte Armee daraus zu machen; seine ganze Gewissenhaftigkeit, sein ganzes Können und Wissen stellt er in den Dienst dieser Aufgabe.

Da Mahmud Schefket mit dem Niederwerfen des Aufstands, mit der Wiederherstellung der Ordnung und der Neueinsetzung der Verfassung das Komitee, das die Gegenrevolution hatte stürzen wollen, sowohl gerächt, als ihm die Macht wiedergegeben hatte, schlossen viele daraus, daß Mahmud Schefket ihm angehöre. Schon bei der Revolution hatte er aus Haß gegen den Despotismus mit demselben Komitee gemeinsame Sache gemacht; die liberale Bewegung und die Wiederherstellung der Verfassung hatte er, damals Kommandant eines Armeekorps, freudig begrüßt. Aber, was zu beachten ist, in jenem Falle handelte es sich um die Rückkehr zur verletzten Gesetzlichkeit. In Wahrheit hat Mahmud Schefket zu keiner Zeit dem Komitee angehört. Er ist unabhängig. Er bekennt, daß sich ein Soldat völlig seinen Pflichten aufopfern, seinem Lande dienen und keiner Partei angehören soll. Es kam sogar ziemlich häufig zu Mißhelligkeiten mit dem Komitee, dessen Befehlen er nicht nachkommt. Es gab einen Zeitpunkt, wo er sogar dessen Auflösung gewünscht hätte, da er es als verfassungswidrig ansah. Später noch gab es zwischen dem Komitee und Mahmud Schefket offene Meinungsverschiedenheit auf Grund der Tatsache, daß das Komitee unter den Offizieren Anhänger zu gewinnen suchte, während sich Mahmud Schefket, der Kriegsminister, dagegen wandte, daß sich die Offiziere mit Politik befaßten und an den Klubs, den Sektionen oder den Unterkomitees beteiligten. Die Zeit

Digitized by Google

kam, wo das Komitee ihm recht geben sollte: das war, als (April 1911) eine im Herzen des Komitees selbst durch den Kavallerieoberst Sadik-Bei provozierte und durch eine Anzahl Offiziere vom Korps in Adrianopel unterstützte Spaltung das Komitee mit dem Tod oder mindestens mit Auflösung bedrohte. Da erkannten die den Grundsätzen der ersten Stunde treugebliebenen Mitglieder von „Einheit und Fortschritt", daß der Widerstand Mahmud Schefkets, die Politik in das Heer eindringen zu lassen, sein Gutes hatte; jetzt fand sich das Komitee eins mit ihm, jeden Offizier mit dem Abschied zu bedrohen, der sich noch mit Politik befassen und sich nicht ausschließlich seinen militärischen Pflichten widmen würde.

Obwohl also Mahmud Schefket, der Verfassung getreu, keine Politik treibt, glaube ich zu wissen, daß von den beiden Richtungen, die das Komitee trennen und die die Spaltung vom April 1911 offenkundig gemacht hat, der radikalen und der konservativen, Mahmud Schefket mehr mit der letzteren als der ersten sympathisiert. Zur konservativen Gruppe gehört der Oberst Sadik, gegen den er Maßregeln ergreifen mußte; zur radikalen Gruppe Djavid-Bei und Talaat-Bei, mit denen er regiert hat, aber bisweilen ohne mit ihnen übereinzustimmen. Als Djavid aus dem Ministerium austrat, hat er erklärt, er demissioniere des Kriegsministers wegen, dessen Forderungen er sich nicht unterwerfen könne.

Ebenso wie er stets die Offiziere verurteilte, die sich mit Politik befaßten, verdammte Mahmud Schefket die, welche sich in die Freimaurerei aufnehmen ließen. Man kann nicht zwei Herren dienen und sein Gewissen Konflikten aussetzen, in denen die Ehre notgedrungen zugrunde gehen muß, da, sei es auf diese oder jene Weise, eingegangene Verpflichtungen verletzt werden müssen. Zu einer gewissen Zeit hat er den Offizieren ausdrücklich verboten, die Logen zu besuchen. In Konstantinopel gab es ausschließlich aus Offizieren zusammengesetzte Logen: sie mußten sich schließen.

*

Die Fremden und die ottomanischen Christen, welche die beängstigenden Tage des April 1909 erlebt haben, als die ersteren in ihren Botschafts- und Gesandtschaftshäusern Zuflucht suchten und die letzteren von den Dächern der hochgelegenen Viertel aus über die dürren Hügel der Umgebung hinweg nach der Ankunft des Heeres ausspähten, wissen, was sie der befreienden Armee und besonders ihrem Führer schulden.

Man hat keine tatsächlichen Beweise dafür, daß Abd ul Hamid in jenem Augenblick die Niedermetzlung der Fremden und der christlichen Untertanen wünschte; aber man hat gute Gründe, ihn dessen zu verdächtigen. Das wäre bewiesen worden durch die Tat, daß die Türkei für das Regime, dem sie eine untergeordnete Minorität Ueberspannter hatte unterwerfen wollen, nicht reif war, und daß sie eines Autokraten bedürfe. Gewiß ist, daß dreizehn Tage lang, vom 13. bis 26. April, die Ulemas und die Soldateska mit Willen des Sultans die Herren von Konstantinopel waren, die Minister und die Angehörigen der liberalen

Digitized by Google

Parteien sich versteckten, um ihr Leben zu retten; von den Offizieren waren die einen tot, die andern gefangen, andre auf der Flucht. Die Geschichte der Türkei lehrt, daß die schlimmsten Tragödien, deren Schauplatz das Reich gewesen war, die zu gemeinsamer Verschwörung und Aufwiegelung verbundenen Soldaten und Priester zu Urhebern hatten, d. h. brutale Unwissenheit und Fanatismus zum selben Zweck verbunden, wie man es in jenen Unglückstagen sah. Mahmud Schefket erkannte die Gefahr, als er mit Gewaltmärschen vor der Hauptstadt eintraf und, auf dem Freiheitshügel angelangt, sich beeilte, Truppenteile und Soldaten im Laufschritt sowohl zur Besetzung der Zugänge der Botschaften und Gesandtschaften als auch zu den großen Banken und, aus andern Gründen, an die strategischen Punkte der Stadt zu schicken. Dank den Vorsichtsmaßregeln, die er traf, wurden die mit gutem Recht zu befürchtenden Niedermetzlungen und Plünderungen vermieden.

*

Ich habe manchmal Mahmud Schefket meine Ueberraschung ausgesprochen, daß er das Großwesirat nicht angenommen habe. Die Zustände der Türkei verlangten, so scheine es, daß eine energische und sichere Hand die Ruder der Regierung in die Hand nähme und festhielte; ein wenig ehrliche und gemäßigte Diktatur hätte dem Reiche nichts geschadet. Mahmud Schefket hat, wie immer, geantwortet: „Ich bin Soldat und kein Politiker."

Man kann es nicht oft genug wiederholen: er ist nicht ehrgeizig oder wenigstens ist er es nicht in der gewöhnlichen Weise. Hat er einen Ehrgeiz, so ist er von hoher und edler Art. Es ist nicht der Ehrgeiz, der die hohen, sichtbaren Stellen einnehmen oder auf dem ersten Platz glänzen will. Er hat sich eine Aufgabe gestellt, die er erfüllen will. Er betrachtet sich als Diener einer Pflicht, und er bemüht sich ausschließlich, diese gut zu erfüllen.

Zweifellos besitzt er nicht die Geschmeidigkeit, die der parlamentarische Politiker braucht. Er erscheint nur in der Kammer zur Zeit der Verhandlungen über das Kriegsbudget oder einzelner, das Heer und seine Organisation berührenden Fragen. Aber dann, wenn er spricht, spricht er als Chef oder zum mindesten als ein Mann, der nicht nur große Worte macht oder an seine Akten gefesselt ist. Er gebraucht keinerlei oratorische Geschicklichkeit. Seine Sprache ist die des Soldaten, mit dem Stempel einer gewissen, tatsächlichen oder angenommenen Verachtung, die ich aber für echt halte, für die Politiker und Laien, die ihm zuhören. Er setzt die Dinge klar auseinander, aber mit einer Miene, als wollte er sagen: entweder oder; die Kammer muß sich fügen, im andern Fall geh' ich. Er läßt nicht zu, daß Leute, die der Mehrzahl nach nichts von der Sache verstehen, Entscheidungen abändern, die er lange erwogen und nur mit bestem Wissen und Gewissen gefaßt hat. Er erkauft auch nicht das Vertrauen der Kammer und duldet keine Bestimmungen über die Verwendung der zur Reorganisation des Heeres geforderten Gelder. Er fordert ganzes Vertrauen. Hierin geht er fast zu weit, denn er verweigert die Kontrolle der

Digitized by Google

bewilligten Fonds unter dem Vorgeben, daß ein Soldat und türkischer General kein Gegenstand von Verdächtigungen sein dürfe.

Man muß sehr stark und seiner selbst sicher sein, um so viel zu wagen. Einige Feinde Mahmud Schefkets benutzen dies auch und sagen, er wolle keine Kontrolle, um nach seinem Belieben über die vom Parlament zur Verfügung gestellten Gelder verfügen zu können. Auch insinuieren sie, daß man nicht neun Jahre bei der Ueberwachung der ausländischen Lieferungen gewesen sei, ohne hierbei das Sichbereichern gelernt zu haben. Jedermann weiß, daß in Konstantinopel die Verdächtigungen in der Luft herumschwirren und niemand verschonen, weiß aber auch, daß hinsichtlich Mahmud Schefkets solche Aeußerungen reine Verleumdungen sind. Niemals wurde ihm etwas Bestimmtes zur Last gelegt, weder früher noch heute. Ueber die Verwendung der Fonds legt Mahmud Schefket jedoch vor seinen Kabinettskollegen Rechenschaft ab, auch wenn er es ablehnt, sich von einer nichtkompetenten Kammer kontrollieren zu lassen und damit Geheimzuhaltendes in die Oeffentlichkeit zu bringen. Und seine persönliche Nichtverantwortung wird durch die gemeinsame Verantwortlichkeit gedeckt. Uebrigens ist Mahmud Schefket von Hause aus reich und bedürfnislos. Man kennt bei ihm keinen Luxus. Seine Neigungen sind die denkbar einfachsten und bescheidensten. Sein Leben ist ein Leben voll Arbeit. In seinem Gesicht, in seiner Lebensweise, in seinen Gewohnheiten steckt etwas Aszetenhaftes. Selbst sein Gesundheitszustand nötigt ihn zu mönchischer Lebensweise. Er hat Zeiten gehabt, in denen er nur von Milch lebte.

Die Türken betrachten im allgemeinen die muselmanischen Araber als rückständige Fanatiker. Ihrerseits sehen die Araber in den Türken neuerungssüchtige und unsichere Gläubige. Ich sagte, daß Mahmud Schefket, als aufgeklärter Araber, im Hedschas mit der Intransigenz seiner Landsleute im Kampf gelegen und ohne Erfolg, aber mit tiefem Haß gegen Fanatismus im Herzen zurückkehrte. Obwohl strenger Mohammedaner, hat er doch einen weiten Gesichtskreis. Man sieht ihn beim Selamlik in andächtigster Haltung und mit Ernst und Zerknirschung die rituellen Gebräuche ausführen, und auf seinem Tisch würde man sicherlich niemals Wein oder ein andres geistiges Getränk finden. An einem europäischen Tisch aber wird er seine Lippen in Bordeaux oder Champagner tauchen. Gelegentlich eines Frühstücks beim Kammerpräsidenten, wo ich neben ihm saß, wurden zu Ehren der abendländischen Gäste mehrere Weine gereicht. Da er sich enthielt, fragte ich ihn, ob er dies zur Erfüllung des Gebots des Korans tue, worauf er antwortete: „Nein. Der Koran soll weise ausgelegt werden. Wäre es angebracht, würde ich Wein trinken. Aber ich muß heute nachmittag arbeiten, und der Wein beeinträchtigt dies."

*

Obwohl Mahmud Schefket erklärt, nur Soldat zu sein und sich nicht mit Politik zu befassen — ich sagte schon, daß er Anhänger der Verfassung war —, sah ich bei einer Gelegenheit ihn zu einer konstitutionellen Frage leidenschaftlich

Digitized by Google

Stellung nehmen. Eine in die Verfassung aufgenommene Modifikation setzte fest, daß die Regierung zur Auflösung der Kammer der vorherigen Zustimmung des Senats bedürfe. Die ursprüngliche Verfassung Midhats übertrug dieses Recht unbeschränkt dem Sultan mit Verantwortlichkeit seines Ministeriums. Mahmud Schefket fordert die Wiedereinsetzung der Midhatschen Verfassung in ihrer ursprünglichen Form, da er es für die Regierung als wesentliches Erfordernis ansieht, daß sie, sobald sie es für angebracht hält, die gewählte Kammer auflösen und ans Land appellieren kann. Ich schalte eine Notiz meines Tagebuches ein.

29. Mai 1911. Ich erhalte in der Frühe den Besuch Mahmud Schefkets. Liebenswürdig und umgänglich wie immer, aber schlechtgelaunt und seiner Unzufriedenheit freien Lauf lassend.

Er spricht sehr offen zu mir. Das Parlament wird geschlossen, Gott sei Dank![1]) So geht es nicht. Die Kammer hat sechseinhalb Monate getagt und nichts zustande gebracht.

Man hätte sie auflösen und um tauglichere Vertreter ans Land appellieren müssen. Unglücklicherweise ist zur Auflösung die vorherige Zustimmung des Senats erforderlich. Man weiß nicht, ob der Senat sie genehmigt hätte. Die Regierung hat nicht gewagt, ihn darum anzugehen.

Die Regierung war schwach gewesen. Mahmud Schefket sieht es ein und beklagt es. Hakki-Pascha hätte die Verfassungsänderung beantragen müssen.

Die Verfassung Midhat-Paschas war ausgezeichnet.[2]) Man hat sie geändert. Aber unter welchen Umständen? In Revolutionszeiten. Eine solche Reform erfordert aber ruhige Gemüter. In Revolutionszeiten unterliegt man zu leicht den Einflüssen des Augenblicks.[3])

„Die abgeänderte Verfassung leidet an zu großem Liberalismus. Sie ist liberaler als die französische Verfassung. Der Präsident Fallières hat mehr Autorität als Seine Majestät der Sultan."

„Für die Türkei eignet sich dies aber nicht. Unser Land will regiert werden und will sich regiert fühlen."

„Unsre erste Arbeit bei der Wiederaufnahme der parlamentarischen Tätigkeit muß die Aenderung der Verfassung sein."

„Zögert man noch länger, so mache ich nicht mehr mit und ziehe mich zurück."

*

---

[1]) Die Sitzungen der Kammer wurden am 5. Juni um ½5 Uhr morgens nach einer außerordentlich stürmischen Sitzung geschlossen.

[2]) Die Verfassung Midhats sagt: „... Er (der Sultan) löst, wenn er es für nötig erachtet, die Kammer der Abgeordneten auf, mit dem Vorbehalt, die Neuwahl der Abgeordneten vornehmen zu lassen." (Art. 7.)

[3]) Art. 116 der Verfassung sagt, daß die Verfassung in einigen Punkten abgeändert werden kann, sofern die Notwendigkeit einwandfrei festgestellt ist, und zählt die Bedingungen auf, denen diese Abänderung unterliegt.

Digitized by Google

Mahmud Schefket drückt sich sehr korrekt, wenngleich nicht sehr geläufig und mit einem leichten Lispeln, auf französisch aus. Er spricht korrekter und sicherer Deutsch.

Da er der Lieblingsschüler des Generals von der Goltz war und mehrere Jahre nach Deutschland zur Ueberwachung der von der Regierung bei den großen deutschen Waffenfabriken bestellten Lieferungen abkommandiert war, gilt er beim Heer als Vertreter des deutschen Einflusses. Im Gegensatz dazu wird Nazim-Pascha, der aus der Schule von Saint-Cyr hervorgegangen ist, als Vertreter des französischen Einflusses angesehen.

Zwischen diesen beiden großen Führern herrscht ohne Zweifel eine Rivalität, die schon als Feindschaft bezeichnet wurde. Sie genießen beide beim Heer gleiche Beliebtheit, und jeder hat seine Anhänger.

Nazim-Pascha war durch eine jener glänzenden Versetzungen, die in der Türkei eine Art Verbannung sind, entfernt worden. Man hatte ihn zum Generalgouverneur in Bagdad mit ausgedehnten Vollmachten ernannt, die vielleicht nur eine Falle waren, denn man berief ihn soeben ab unter der Beschuldigung des Amtsmißbrauches (Frühjahr 1911), und zur Untersuchung der gegen ihn vorgebrachten Anklagen wurde eine Kommission ernannt. Die Anhänger Nazims schreiben alles Mahmud Schefket und seinen Freunden zu: die weite Versetzung des Nebenbuhlers, die Beschuldigungen, die Abberufung, die Einsetzung einer Untersuchungskommission ...[1]) Was glauben machen konnte, daß etwas Wahres

---

[1]) Die Zeitungen vom 15. Juni 1913 meldeten die Ermordung Mahmud Schefkets. Beim Sturze Kiamil-Paschas, nach dem Handstreich, bei dem Nazim-Pascha den Tod fand, war er zum Großwesir ernannt worden. Diesem Tod, der auf übertriebenen und fanatischen Eifer Subalterner zurückzuführen ist, stand unsers Erachtens Mahmud Schefket fern. Er beklagte ihn aufrichtig, schon im eignen Interesse, denn er setzte ihn der Rache von Nazims Anhängern aus. Man kann sagen, daß vom Tode Nazims an die Tage Mahmud Schefkets gezählt waren. Wie immer wurde die Anklage ob des an Mahmud Schefket begangenen Mordes auf die nur immer erreichbaren Feinde der herrschenden Partei ausgedehnt, als deren Mitglied man Mahmud Schefket ausgab, da er mit ihr in der Regierung war. Sechsunddreißig Schuldige wurden vor Gericht gestellt, von einem Damad (Schwiegersohn des Sultans) an bis zu niederen Meuchelmördern herab. Außerdem vertrieb die Militärbehörde auf Grund des geltenden Kriegsrechts 450 Personen, Freunde der Angeklagten, die unter der Beschuldigung, die öffentliche Ordnung zu stören, nach Sinope verbannt wurden. Der Prozeß endete mit 12 Hinrichtungen und 22 Todesurteilen in contumaciam.

Ich teile die beglaubigte Fassung der näheren Umstände des Verbrechens mit. Als sich der Großwesir, von zwei Ordonnanzoffizieren begleitet, am 14. Juni gegen Mittag aus dem Serasklerat zur Hohen Pforte begab, wurde sein Automobil auf dem Platz vor der Moschee des Sultans Bajazid durch eine Verkehrsstörung aufgehalten. Auf einer Seite der Straße verbesserte man das Pflaster; die andre war durch einen Leichenzug versperrt, von dem später behauptet wurde, er sei inszeniert gewesen. In diesem Augenblick gaben einige Personen von einem aus entgegengesetzter Richtung kommenden Automobil in den Fond des Automobils des Großwesirs zahlreiche Revolverschüsse ab, worauf sie, mit Ausnahme des Hauptmörders, sofort die Flucht ergriffen. Um besser zielen zu können, war dieser ausgestiegen, konnte aber nicht mehr rechtzeitig wieder einsteigen. Der tödlich verwundete Großwesir Mahmud Schefket gab seinen Geist während des Transportes zum Serasklerat auf. Einer seiner Offiziere war sofort getötet worden; der andre war schwer verwundet.

Digitized by Google

daran sei, ist, daß ein Schwager Mahmud Schefkets zum Nachfolger Nazims ernannt wurde.

*

Mahmud Schefket sieht, und wahrscheinlich mit Recht, in der Reform des Heeres eine der dringendsten Sorgen der jungen Türkei, welche die höchste Leistung ihrer Finanzen beansprucht. Die militärische Reorganisation muß der Reform der Zivilverwaltung vorangehen. Er denkt wie der General von der Goltz, daß ohne Zweifel noch eine Generation nötig ist, bis die Türkei fähige Verwaltungsbeamte erhält, daß Ausbau des Unterrichtswesens, Schulen, öffentliche Arbeiten, Steigerung der Leistungen zwar ausgezeichnete Dinge sind, deren Früchte aber langsam wachsen und reifen. Vor allem brauche man ein Heer, um die Einheit und den Bestand des Reiches aufrechtzuerhalten gegenüber hinterlistigen und raubgierigen äußeren und nicht weniger gefährlichen inneren Feinden, die die Gefahr des Zerfalls brachten. Das Volk liefere ausgezeichnetes Menschenmaterial, die unverwüstliche Brauchbarkeit als Soldat müsse sich durch eine kräftige Organisation mit dem modernen Wissen verbinden, und so würde das Heer des Sultans wieder zu dem, was es im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert gewesen war, zum ersten Europas: dies war der Gedankengang Mahmud Schefkets.

Unter den hauptsächlichen von Mahmud Schefket ausgeführten Reformen sind folgende bemerkenswert:

Die alte Organisation des Heeres bestand in Friedenszeiten aus sieben Ordus (militärische Abteilungen), aus einer selbständigen Division im Hedschas und einer in Tripolitanien. Die Befehlshaber (Muchir) der Ordus hatten ihren Sitz in Konstantinopel, Adrianopel, Saloniki, Erzingjan, Damaskus, Bagdad, Sana (Jemen). Jeder Ordu setzte sich in Kriegszeiten zusammen aus einem Linientruppenkorps oder Nizamkorps (ungefähr demselben wie im Frieden), aus 2 Redifkorps (Territorialarmeen) und einer Division Mustahfiz (Reserven der Territorialarmee), im ganzen also aus 3 Armeekorps (Kol Ordu) und einer Division.

Mahmud Schefket teilte die Linientruppen in 14 Armeekorps und 5 selbständige Divisionen und errichtete 4 Armeeinspektionen (Konstantinopel, Saloniki, Erzerum, Bagdad). Die Befehlshaber (Muchirs) der Armeekorps (Ordu) haben ihren Sitz in Konstantinopel, Zehfur Dagh, Kirkkilisse, Adrianopel, Saloniki, Monastir, Uesküb, Kars, Erzerum, Erzingjan, Wan, Mosul, Bagdad, Sana. Eine der fünf selbständigen Divisionen liegt in Tripolis, eine andre im Hedschas.

Die Territorial- oder Redifarmee hat er in 6 Inspektionen geteilt. Die 1. und 6. entsprechen der 1. des aktiven Heeres, die 2. und 5. der 2., die 3. und 4. entsprechen einer gleichgroßen des aktiven Heeres.

Diese Reform zielt darauf ab, die türkischen Streitkräfte beweglicher zu machen und besser zu verteilen. Sie scheint insbesondere die Verwendung

Digitized by Google

der Armee an den europäischen und asiatischen Grenzen des Reiches vorzusehen.[1])

Die Reorganisation ist im Ausbau, und ihre Vollendung wird in der Türkei mehr Zeit erfordern als anderwärts. Mahmud Schefket ist zu wünschen, daß seine Reformen nicht vor Ablauf einiger Jahre durch die Ereignisse aufgehalten werden, und besonders kein Krieg das Reich überrasche.[2])

Nicht die Organisation der Armee, die, in ihre alten Ordus oder in Armeekorps eingeteilt, gut oder schlecht sein kann, ist in erster Linie zu reformieren, denn die Brauchbarkeit des Heeres hängt mit dem Geist zusammen, der bei Offizieren und Soldaten herrscht. Die letzteren behalten wahrscheinlich alle ihre Eigenschaften: Ausdauer, Mut, körperliche Kraft und Energie. Aber die Disziplin läßt zu wünschen übrig. Es wurden Soldaten erschossen, die sich weigerten, nach dem Jemen zu gehen; ein albanesischer Soldat hat (1911) in Saloniki einen Offizier getötet; ein andrer Albanese hat (1911) auf dem Exerzierplatz einer Kaserne des Yildis einen deutschen Instrukteur erschossen. Die Offiziere sind gut, sie mögen aus der Front hervorgehen, wobei sie ihre Soldatentugenden behalten, oder aus den Militärschulen kommen, wo sie eine gründliche militärische

---

[1]) Nach der Kriegserklärung Italiens warf man Mahmud Schefket vor, Tripolitanien und die Cyrenaika von Truppen entblößt zu haben. Der Effektivbestand der Garnisonen blieb in der Tat hinter der Höhe zurück, die er hätte haben müssen; ein Teil der afrikanischen Provinztruppen war nach dem Jemen geschickt worden. Die Armut des Landes, das kaum seine Bevölkerung ernährte und keinerlei Hilfsquellen liefern konnte, hätte die Unterhaltung eines zahlreicheren Heeres außerordentlich schwierig gemacht. Mangels einer Unterstützungs- und Proviantflotte wäre es auf sich selbst angewiesen gewesen und einer an und für sich sehr armen Bevölkerung zur Last gefallen, so daß es sich wahrscheinlich entweder hätte ergeben oder nach Tunesien oder nach Aegypten übertreten müssen. Die 3000 oder 4000 Türken in Tripolitanien und der Cyrenaika haben zusammen mit den Arabern einer weit überlegenen Armee widerstanden, und ihr Widerstand wäre wohl noch nicht zu Ende gewesen, hätte der Balkanbund die Türkei nicht gezwungen, mit Italien den Frieden von Lausanne zu schließen.

Zu einer wirksameren Verteidigung ihrer vom Reiche völlig getrennten afrikanischen Besitzungen, von denen Aegypten nur nominell tributpflichtig ist, hätte die Türkei eine Flotte besitzen müssen. Was für Anstrengungen sie auch hierzu machte, so blieb diese doch stets ein Embryo.

[2]) Dies traf aber unglücklicherweise ein. Der Italienisch-Türkische und der Balkankrieg haben die Türkei überrascht, bevor die Reform ihre Früchte gezeitigt hatte. Die alte Militärorganisation war zerstört; die neue noch unvollendet. Und unglücklicherweise haben Politik und persönliche Rankünen die Verwirrung auch in das Kriegsministerium getragen. Das Komitee hat Nazim-Pascha, der im Kabinett Kiamil-Pascha Kriegsminister geworden war (Oktober 1912), vorgeworfen, die chronische Unordnung in der Verwaltung noch vermehrt zu haben. Die Mitarbeiter Mahmud Schefkets stieße er aus den Büros und liefere die Verwaltung an Unfähigere aus, die weder Zeit noch Lust hatten, sich auf dem laufenden zu halten und mit dem Stand der Dinge vertraut zu machen. Daher käme es, daß die Lebensmittelproviante, die Waffen- und Munitionsvorräte, die geordnet in den Magazinen und Arsenalen lagen, vergeudet oder falsch befördert wurden; die Soldaten, kaum ins Feld gestellt, vor Hunger umfielen, und die Batterien, deren Geschosse nicht das Kaliber der Kanonen hatten, verstummen mußten!

Digitized by Google

Ausbildung genießen. Aber sie befassen sich zu viel mit Politik. Sie erinnern sich zu genau, daß die Revolution des Jahres 1908 im wesentlichen ihr Werk ist. Sie wissen zu gut, daß nur sie über die Gegenrevolution von 1909 triumphiert haben. Die Politik reizt und berauscht sie. Umsonst bemüht sich Mahmud Schefket, sie zur ausschließlichen Erfüllung ihrer Pflichten zurückzubringen. Da erheben sich (April 1911) im Herzen des Komitees der Oberst Sadik-Bei mit zwanzig Offizieren des Adrianopeler Korps gegen die radikale Herrschaft des Komitees für Einigkeit und Fortschritt! ...

Das ist das Zeichen einer moralischen Entartung, die schlimmer ist als jede andre! ...

Hellas einst und jetzt

Von

Graf Vay de Vaya E. A. S. M. — A. P.

I

Erste Bilder

Keines der alten Reiche lebt klarer im Gedächtnis der Nachwelt fort als das klassische Griechenland. Die Größe und Poesie seines Volkes hat zu allen Zeiten jede Phantasie bezaubert.

So konnte auch der erste Anblick der Akropolis nicht verfehlen, tiefen Eindruck auf mich auszuüben. Das stolze, von den herrlichen Ruinen gekrönte Gestein bleibt dem Beschauer unvergeßlich in seiner vollkommenen Schönheit. Sie erfüllt alle Bedingungen, um wundervoll zu wirken. Die unvergleichliche, außergewöhnliche Landschaft, der majestätische Felsen, die reine Harmonie der Linien des einzigartigen Denkmals, alles ist hier vereinigt, um uns in längst vergangene ruhmreiche Zeiten zurückzuversetzen.

Athen bildet zweifellos einen der schönsten Reiseeindrücke. Meist erscheint es in wunderbarer Beleuchtung; sei es im zitternden Flimmern des Tageslichtes oder in der Abenddämmerung, wenn alles rosa und veilchenblau überhaucht wird. Immer ist das Bild gleich blendend und feenhaft. Sogar der sonst oft so lästige Staub des Kalkbodens trägt zur Vermehrung der Schönheit bei, indem er alles in einen goldigen Schleier hüllt. Wer zu Schiff ankommt, wird schon von weither einen bezaubernden Anblick genießen. Alle Linien und Umrisse verschmelzen sich zu einer entzückenden Erscheinung. Auch die Leute in ihrer malerischen „Fustanella" stimmen zu all der Schönheit.

Dies erste, das „Titelbild", ist des klassischen Hellas würdig — die Enttäuschungen bleiben dem Orte selbst vorbehalten. Wie anders sind da alle Dinge, als sie erscheinen! Ebenso wenn wir das Land durchqueren, werden wir peinliche Tatsachen festzustellen haben. Die Verhältnisse lassen in vieler Beziehung sehr zu wünschen übrig. Vor allem herrscht überall die größte Unsicherheit.

Digitized by Google

Gegenwärtig findet der Reisende im Innern ebensowenig gute Verbindungen als behagliches Unterkommen. Alles ist gänzlich zurückgeblieben. Die Gegenden von großer szenischer Schönheit sind beinahe unerreichbar, die Eisenbahnen beschränkt, die Straßen oft nicht zu benutzen. Durch die meist noch recht wilde Bevölkerung werden die Reisenden nach Kräften ausgeplündert.

Als angenehmer Aufenthalt kann Griechenland zurzeit keinem Vergnügungsreisenden empfohlen werden, wenigstens nicht das Innere. Die ganze Begeisterung eines Forschers gehört dazu, um alle Schwierigkeiten zu überwinden und mit Gleichmut die Entbehrungen zu ertragen, die seiner daselbst warten. Leidenschaft für die Kunst und Liebe zu der Antike allein können für alles Ungemach entschädigen.

Ein Besuch des leicht zu erreichenden Athens, der benachbarten Inseln, auch Delphis oder andrer Ausgrabungsorte gibt schon einen Begriff von der glorreichen Vergangenheit. Wenn es auch nahezu unmöglich ist, sich nach dem heutigen Griechenland die Größe des einstigen vorzustellen, so vermag man sich doch den Schauplatz, auf dem die ergreifendsten Dramen eines Volkes sich abspielten, zu vergegenwärtigen. Die berühmten Darsteller derselben sind zwar auf immer entschwunden, jedoch der Ort ihrer Handlungen ist uns erhalten geblieben. Allerdings in Trümmern, zerstört, öde und stumm, wie eine Bühne nach der Vorstellung.

Was ist von dem heutigen Athen zu sagen? Wie die Hauptstadt des gegenwärtigen Griechenlands näher zu kennzeichnen? Niemand, der hinkommt, legt ihr Bedeutung bei. Niemand gibt sich die Mühe, sie zu betrachten. Man sucht sie im Gegenteil zu übersehen; schließt sozusagen das Auge, um sich das wunderbare Gesamtbild der Akropolis und der andern Ueberreste ehemaligen Glanzes nicht zu sehr stören zu lassen.

Vom Augenblick der Ankunft ab steht man im Banne des Genius der Antike. Der Parthenon mit seiner ganzen Größe überwältigt in einem Grade, daß alles andre davor zurückweicht. Alles andre verschwindet in dieser erdrückenden Nachbarschaft. Neben der Vollkommenheit des Erechtheions, den reinen Verhältnissen des Theseions ist alles übrige nichtssagend, eine Umgebung, die man bedauert und sich bemüht, nicht zu bemerken. Die Blicke werden immer wieder auf die herrlichen Monumente gezogen. Je länger man sie betrachtet, je mehr bewundert man sie nach allen Richtungen, von nah wie von fern. Vom frühen Morgen, wenn sie von den Strahlen der aufgehenden Sonne überflutet sind, bis zum Abend, wenn der Mond seinen silbernen Schein über die schlanken Säulen wirft. Die vollkommenste Schönheit feiert hier Triumphe, die reinste Aesthetik findet ihren Ausdruck. Eine Formenvollendung ohnegleichen bietet sich dem Beschauer. Die mächtige Gesamtwirkung der Gebäude wie ihre feinen Einzelheiten sind gleich wert, studiert zu werden.

Die Vergeistigung dieser Kunst, wenn man sich so ausdrücken darf, ist einer ihrer wunderbarsten Züge. Die Tiefe der Gedanken, die aus allen ihren Werken spricht, ergreift uns. Wie vor einem Rätsel stehen wir unter ihrem Einfluß,

Digitized by Google

im Banne ihres hohen, idealen Fluges. Harmonie, wenigstens vollkommene Harmonie, übt stets ihre Wirkung aus. Ob in der Musik, in der bildenden Kunst oder einfach in der Natur geäußert, immer wird sie tiefen und unmittelbaren Eindruck hervorrufen.

Ein richtiges Gefühl für Harmonie war eine der seltenen Eigenschaften des empfindsamen Griechenvolkes. Sein Fassungsvermögen für das Schöne erstreckte sich nicht nur auf äußere Formen, es begriff seinen inneren Wert. Dadurch kam bei ihm die Schönheit gleichsam auf eine moralische Höhe. Die Reinheit im Ausdruck spiegelte in höchster Vollkommenheit eine hehre Eingebung wider.

Da ihre Religion in Ermanglung der göttlichen Wahrheit eine recht unklare war, suchten die Griechen ihr Sehnen nach geistiger Schönheit in körperlicher zu befriedigen. Eine spirituelle Harmonie war für sie unerreichbar, so schufen sie eine materielle. In der Bemühung, ihre Umgebung zu vervollkommnen, ihr äußeres Dasein angenehm zu gestalten, trachteten sie Ersatz für ihren wenig befriedigenden Glauben zu finden.

Nie wurde Schönheit zu einem höheren Grade entwickelt. Das künstlerische Gefühl, die kostbare Gabe der orientalischen Völker, erreichte zweifellos bei den Aegyptern, den Persern, den Indern oder in den Kaiserreichen Ostasiens seine höchste Blüte. Bei gewissen Völkern nahm die Kunst auch wohl eine poetischere und gefühlsreichere Gestalt an, aber nirgends und niemals hat sie eine annähernde Reinheit und Vollendung erreicht wie in Hellas.

Noch heute, als Ruine, bedeutet die Akropolis die Schönheit in ihrer ganzen Majestät. Auch in dem traurig zerfallenen Zustand ruft das einzigartige, herrliche Bauwerk noch Bewunderung hervor. Welch große Künstler, die ein solches Werk zu vollführen vermochten! Welches Volk, das diese Höhe der Kultur erreichte!

Das Geistesleben dieser Menschen ist sicherlich von außerordentlichster Bedeutung gewesen. Das klassische Griechenland zeigt uns eine ebenso nie übertroffene Gedankentiefe wie Verfeinerung.

Die überwältigende Größe auf diesem Gebiet ergreift uns. Das Abstrakte bei dieser herrlichen Kunst ist es, was uns bezaubert. Die Auffassung, die aus den Denkmälern ringsum spricht, fesselt vor allem. Der Gedanke, der in der vollkommenen Form seinen Ausdruck findet, ist von höchstem Interesse.

Die Akropolis enthüllt uns gleichsam die Grundbegriffe des antiken Griechenlands. Sie stellt weit mehr dar als eine wundervolle Sammlung von Monumenten. In ihren Schattentiefen scheint sie selbst die Atmosphäre der großen Epoche bewahrt zu haben... Das seltsame Labyrinth ist nicht nur ein einzigartiges Museum, es ist zugleich eine Apotheose der klassischen Seele.

Auch der Parthenon in seinem verstümmelten, zerstörten und verwüsteten Zustand bleibt einer der bewundernswürdigsten Orte der ganzen Welt. Diese Denkmäler können wohl durch die Zeit angegriffen und durch rohe Zerstörungswut der Menschen geschändet werden, an mächtiger Wirkung verlieren sie dadurch

Digitized by Google

nichts. Der Parthenon übt noch, seiner Reichtümer beraubt, durch seine gigantischen Verhältnisse gewaltigen Eindruck aus. Das Erechtheion bezaubert uns schon durch seine schlichten, edlen Außenlinien. Die Propyläen, obgleich in einer beklagenswerten Verfassung, lassen doch ihre einstige Größe erkennen. Ueberlieferungen sind es nur, die uns bei Betrachtung der Trümmer überkommen, keine neuen Gedanken werden erweckt. Unter dem Einfluß der herrlichen, ringsumher liegenden Ueberreste träumen wir uns zurück in die vergangenen Heldenzeiten. Die Ruinen nehmen ihre ursprüngliche Gestalt wieder an, die Umgebung belebt sich, unsre Einbildungskraft ersetzt alles Fehlende, und die durch den bezwingenden Zauber angeregte Phantasie überläßt sich ihrem unbeschränkten Flug.

II

Athen

Aus solchen Höhen in das moderne Athen niederzusteigen, ist peinvoll. Aber welche Stadt immer, jede würde mit ihren Alltäglichkeiten nach der Akropolis einen kläglichen Eindruck machen. Alles, was unsre Kultur bietet, scheint gering und gewöhnlich im Vergleich zu der klassischen. Unsre Errungenschaften so materiell, die Zwecke unsrer mühevollen Arbeit kleinlich, unsre ganze Tätigkeit auf Unbedeutendes gerichtet.

Dennoch ist die Hauptstadt wohl eines Besuches wert. Von weitem gesehen ist sie der stattlichste Ort auf der ganzen Balkanhalbinsel. Weder ländlich noch zurückgeblieben wirkt ihr Anblick. Die Straßen sind breit und gut gepflastert. Die meisten Gebäude in Stein, oft auch in Marmor ausgeführt. Der Plan der Stadt ist gut angelegt. Manche Punkte bieten schöne Aussichten, ferne Berge geben einen entzückenden Hintergrund.

Vor kaum einem Jahrhundert bestand das heutige Athen eigentlich noch nicht; seit der Bildung der neuen Monarchie entwickelt es sich rasch. Der erste König aus dem Hause Wittelsbach besaß die künstlerische Begabung seiner Familie.

Der Anfang gestaltete sich ausgezeichnet. In richtiger Erkenntnis der natürlichen Vorteile für die Anlage der Stadt wurde unter Berücksichtigung der Ueberreste seiner antiken Größe der neue Ort, von der Akropolis entfernt, in der Ebene gebaut.

Man ging sogar weiter, indem man versuchte, den klassischen Stil wieder zu erwecken. Das Baumaterial ist vortrefflich. Marmor wird im Ueberfluß gefunden. Viele der neuen Gebäude verdienen größte Anerkennung. Privathäuser, öffentliche Aemter, vor allem das neue Museum, passen vorzüglich in ihren Rahmen. Unglücklicherweise hat die sezessionistische Richtung wie überall, so auch hier, begonnen, die reinen gemäßigten Linien des guten Geschmackes zu verderben.

König Otto kam nach Athen, als kaum einige hundert Häuser erstanden waren. Alles mußte erst begonnen werden, und darin lag der große Vorzug vor den benachbarten Hauptstädten. Alle Beschlüsse eines kunstsinnigen Mon-

Digitized by Google

archen konnten ohne Hindernis ausgeführt werden. Die hervorragendsten Gelehrten und Künstler wurden zu Rate gezogen und haben zu der Wiedererstehung von Athen beigetragen.

Ebenso günstig wirkt die kaufmännische Begabung des Volkes. Zu allen Zeiten waren die Griechen außerordentliche Geschäftsleute. Unermüdlich, vor keiner Mühe zurückscheuend, ergreifen sie jedes Handwerk mit dem gleichen Eifer. Vom bescheidenen umherziehenden Handelsmann bis zum reichsten Bankier begegnen wir sie bei allen Möglichkeiten des Geldgewinnens und in allen Teilen der Welt.

Die lange türkische Oberherrschaft hat sicherlich noch dazu beigetragen, diesen Drang bei ihnen zu entwickeln. Jeder andre Beruf war ihnen gleichsam versperrt, nur der Handel verblieb, nicht nur, um Geld zu machen, auch um Einfluß auszuüben. Durch die Macht des Reichtums verstanden sie stets bei der Hohen Pforte eine besondere Stellung einzunehmen. In Konstantinopel, Saloniki, Smyrna, in Alexandrien oder welchem Teil des Ottomanischen Reiches immer, finden wir ihre blühenden Kolonien.

Wie einst die Phönizier und dann die Juden, haben sich die Griechen über die ganze Welt verbreitet. Es gibt keinen wichtigen Hafen, in dem nicht einige ihrer bekannten Firmen vertreten wären. Häuser wie Ralli, Rodochonachi, Maurocordato, Skilizi usw. sind überall beteiligt. In Odessa wie in Marseille, in Livorno oder London. Nach den verschiedensten Ländern haben sie Verbindungen und häufen große Reichtümer an. Sie spenden jedoch gerne für jede National- und Wohltätigkeitssache. Die große Anzahl der seit langen Jahren außerhalb ihres Vaterlandes lebenden Kaufleute und Bankunternehmer sind ihrer Nation treu zugetan geblieben. Sie halten fest zusammen, wo sie sich niedergelassen haben. Den Mittelpunkt aller der kleinen und großen Kolonien bildet unverändert die griechische Kirche. Wo sie auch sind, ist ihre erste Sorge darauf gerichtet, eine Kirchengemeinde zu gründen oder eine Kapelle zu erbauen, in der sie sich alle, arm und reich, vor dem Altar des Herrn vereinigen.

Nirgends äußert sich die Macht der orthodoxen Kirche stärker als auf fremdem Boden. Inmitten der verlorenen Täler des wilden Balkangebirges wie auf den großen internationalen Handelsstraßen wurde vor allem durch ihre Mission Glaube und Patriotismus wachgehalten. Wenn auch viele unter ihnen in der Fremde ihre Muttersprache kaum mehr reden und nie den heimatlichen Boden betreten haben, im Herzen bleiben sie doch treue Griechen.

Diese in der Fremde gefestigten Elemente, die die Vorteile von Vermögen und Kultur erlangt haben, sind von größtem Nutzen für die Bildung des neuen Griechenlands. Einen ergreifenden Beweis von Patriotismus hatten wir Gelegenheit bei dem Ausbruch des gegenwärtigen Balkankrieges zu beobachten. Kaum waren die Feindseligkeiten eröffnet, strömten von allen Seiten die jungen Griechen aus der Fremde nach der Heimat. Von Amerika kommende Schiffe waren erfüllt von kampfbegieriger Jugend. Weder Befehl noch Zwang rief sie.

Digitized by Google

Sie verließen ohne Zögern aus freiem Willen ihre Beschäftigung und ihre Interessen. Ohne Rücksicht auf Verlust noch auf die Gefahr, ihr Leben auszusetzen, stellten sie sich in die Kampfesreihen. Athen macht denn auch einen vollständig zivilisierten Eindruck und weist alle Merkmale einer westeuropäischen Metropole auf. Der zahlreiche Fremdenverkehr, der lebhafte Handel tragen dazu bei, ihr das Aussehen einer Hauptstadt in kleiner Ausgabe zu verleihen.

Die Einwohnerzahl wächst ziemlich schnell an, wenn man bedenkt, daß sie vor vierzig Jahren noch kaum fünfzigtausend erreichte. Heute hat sie sich mehr als verdoppelt. Neue Stadtteile entstehen nach allen Seiten hin. Außer der natürlichen raschen Zunahme der Bevölkerung kommt dabei mehr und mehr die Rückwanderung aus entfernten Zonen in Betracht.

IV

Geschichtliche Reminiszenzen

Das Leben bietet vielerlei Annehmlichkeiten, vor allem die unerschöpflichen geschichtlichen Erinnerungen. Alle Zeiten haben ihren Stempel auf diesem bevorzugten Boden zurückgelassen. Er bildet gewissermaßen die natürliche Landungsbrücke für den Orient; das Tor, durch welches die alte Kultur von Aegypten und Asien nach Europa kam.

Jeder Zeitabschnitt ließ einige Erinnerungen in den Ruinen zurück. Merkwürdige Mauergrotten stammen von den Pelasgen. Das Olympieion, der Tempel der Athena, der Apollotempel, das Lyzeum, der Tholos, der Phytion wurden unter den Pisistraten errichtet. Nach den Zerstörungen und Feuersbrünsten durch die Perser mußte die Stadt teilweise wieder aufgebaut werden. Die Akropolis wurde mit neuen Mauern umgeben. In jene Zeit fällt auch die Errichtung der malerischen Mauer, welche die Stadt mit dem Hafen verband. Cimon begann die Wiederherstellung des Parthenon und des Theseion. Zugleich wurden in vielen andern Orten bedeutende Arbeiten ausgeführt.

Perikles kann nach den Ueberlieferungen als der wahre Gründer Athens gelten. Der Parthenon in seiner ganzen Pracht, die edeln Propyläen und das herrliche Odeon sind Meisterwerke, die ihre Entstehung diesem großen Genie verdanken. Nie war eine Bildung vollendeter und geläuterter geoffenbart als die durch ihn ausgedrückte. Aus den geringsten Trümmerresten spricht seltene ästhetische Erhabenheit.

Die beiden Wunder an Architekturschöpfungen, der Tempel der Nike und das Erechtheion, bieten das Höchste an Reinheit des Stiles aus dem fünften Jahrhundert, der geschätztesten Epoche. Auch die darauffolgenden Zeiten haben noch zahlreiche Zeichen einer hochstehenden Kultur hinterlassen. Das Gymnasium, die Säulenhalle von Attala und viele andre Ueberreste vergegenwärtigen uns den letzten Zeitabschnitt des Altertums.

Die Römer waren so kunstsinnig, nicht allein die alten Denkmäler zu schonen, sondern ihnen auch weitere beizufügen. Infolgedessen wuchs die Zahl der

Digitized by Google

archen konnten ohne Hindernis ausgeführt werden. Die hervorragendsten Gelehrten und Künstler wurden zu Rate gezogen und haben zu der Wiedererstehung von Athen beigetragen.

Ebenso günstig wirkt die kaufmännische Begabung des Volkes. Zu allen Zeiten waren die Griechen außerordentliche Geschäftsleute. Unermüdlich, vor keiner Mühe zurückscheuend, ergreifen sie jedes Handwerk mit dem gleichen Eifer. Vom bescheidenen umherziehenden Handelsmann bis zum reichsten Bankier begegnen wir sie bei allen Möglichkeiten des Geldgewinnens und in allen Teilen der Welt.

Die lange türkische Oberherrschaft hat sicherlich noch dazu beigetragen, diesen Drang bei ihnen zu entwickeln. Jeder andre Beruf war ihnen gleichsam versperrt, nur der Handel verblieb, nicht nur, um Geld zu machen, auch um Einfluß auszuüben. Durch die Macht des Reichtums verstanden sie stets bei der Hohen Pforte eine besondere Stellung einzunehmen. In Konstantinopel, Saloniki, Smyrna, in Alexandrien oder welchem Teil des Ottomanischen Reiches immer, finden wir ihre blühenden Kolonien.

Wie einst die Phönizier und dann die Juden, haben sich die Griechen über die ganze Welt verbreitet. Es gibt keinen wichtigen Hafen, in dem nicht einige ihrer bekannten Firmen vertreten wären. Häuser wie Ralli, Rodochonachi, Maurocordato, Skilizi usw. sind überall beteiligt. In Odessa wie in Marseille, in Livorno oder London. Nach den verschiedensten Ländern haben sie Verbindungen und häufen große Reichtümer an. Sie spenden jedoch gerne für jede National- und Wohltätigkeitssache. Die große Anzahl der seit langen Jahren außerhalb ihres Vaterlandes lebenden Kaufleute und Bankunternehmer sind ihrer Nation treu zugetan geblieben. Sie halten fest zusammen, wo sie sich niedergelassen haben. Den Mittelpunkt aller der kleinen und großen Kolonien bildet unverändert die griechische Kirche. Wo sie auch sind, ist ihre erste Sorge darauf gerichtet, eine Kirchengemeinde zu gründen oder eine Kapelle zu erbauen, in der sie sich alle, arm und reich, vor dem Altar des Herrn vereinigen.

Nirgends äußert sich die Macht der orthodoxen Kirche stärker als auf fremdem Boden. Inmitten der verlorenen Täler des wilden Balkangebirges wie auf den großen internationalen Handelsstraßen wurde vor allem durch ihre Mission Glaube und Patriotismus wachgehalten. Wenn auch viele unter ihnen in der Fremde ihre Muttersprache kaum mehr reden und nie den heimatlichen Boden betreten haben, im Herzen bleiben sie doch treue Griechen.

Diese in der Fremde gefestigten Elemente, die die Vorteile von Vermögen und Kultur erlangt haben, sind von größtem Nutzen für die Bildung des neuen Griechenlands. Einen ergreifenden Beweis von Patriotismus hatten wir Gelegenheit bei dem Ausbruch des gegenwärtigen Balkankrieges zu beobachten. Kaum waren die Feindseligkeiten eröffnet, strömten von allen Seiten die jungen Griechen aus der Fremde nach der Heimat. Von Amerika kommende Schiffe waren erfüllt von kampfbegieriger Jugend. Weder Befehl noch Zwang rief sie.

Digitized by Google

Sie verließen ohne Zögern aus freiem Willen ihre Beschäftigung und ihre Interessen. Ohne Rücksicht auf Verlust noch auf die Gefahr, ihr Leben auszusetzen, stellten sie sich in die Kampfesreihen. Athen macht denn auch einen vollständig zivilisierten Eindruck und weist alle Merkmale einer westeuropäischen Metropole auf. Der zahlreiche Fremdenverkehr, der lebhafte Handel tragen dazu bei, ihr das Aussehen einer Hauptstadt in kleiner Ausgabe zu verleihen.

Die Einwohnerzahl wächst ziemlich schnell an, wenn man bedenkt, daß sie vor vierzig Jahren noch kaum fünfzigtausend erreichte. Heute hat sie sich mehr als verdoppelt. Neue Stadtteile entstehen nach allen Seiten hin. Außer der natürlichen raschen Zunahme der Bevölkerung kommt dabei mehr und mehr die Rückwanderung aus entfernten Zonen in Betracht.

IV

Geschichtliche Reminiszenzen

Das Leben bietet vielerlei Annehmlichkeiten, vor allem die unerschöpflichen geschichtlichen Erinnerungen. Alle Zeiten haben ihren Stempel auf diesem bevorzugten Boden zurückgelassen. Er bildet gewissermaßen die natürliche Landungsbrücke für den Orient; das Tor, durch welches die alte Kultur von Aegypten und Asien nach Europa kam.

Jeder Zeitabschnitt ließ einige Erinnerungen in den Ruinen zurück. Merkwürdige Mauergrotten stammen von den Pelasgen. Das Olympieion, der Tempel der Athena, der Apollotempel, das Lyzeum, der Tholos, der Phytion wurden unter den Pisistraten errichtet. Nach den Zerstörungen und Feuersbrünsten durch die Perser mußte die Stadt teilweise wieder aufgebaut werden. Die Akropolis wurde mit neuen Mauern umgeben. In jene Zeit fällt auch die Errichtung der malerischen Mauer, welche die Stadt mit dem Hafen verband. Cimon begann die Wiederherstellung des Parthenon und des Theseion. Zugleich wurden in vielen andern Orten bedeutende Arbeiten ausgeführt.

Perikles kann nach den Ueberlieferungen als der wahre Gründer Athens gelten. Der Parthenon in seiner ganzen Pracht, die edeln Propyläen und das herrliche Odeon sind Meisterwerke, die ihre Entstehung diesem großen Genie verdanken. Nie war eine Bildung vollendeter und geläuterter geoffenbart als die durch ihn ausgedrückte. Aus den geringsten Trümmerresten spricht seltene ästhetische Erhabenheit.

Die beiden Wunder an Architekturschöpfungen, der Tempel der Nike und das Erechtheion, bieten das Höchste an Reinheit des Stiles aus dem fünften Jahrhundert, der geschätztesten Epoche. Auch die darauffolgenden Zeiten haben noch zahlreiche Zeichen einer hochstehenden Kultur hinterlassen. Das Gymnasium, die Säulenhalle von Attala und viele andre Ueberreste vergegenwärtigen uns den letzten Zeitabschnitt des Altertums.

Die Römer waren so kunstsinnig, nicht allein die alten Denkmäler zu schonen, sondern ihnen auch weitere beizufügen. Infolgedessen wuchs die Zahl der

Digitized by Google

hervorragenden Bauten noch bedeutend an. Der Tempel der Roma Augusta auf der Akropolis, der Tempel des Zeus, das Odeon des Herodes Atticus sind römische Erinnerungen. Die Kaiser selbst bezeugten lebhaftes Interesse für alles, was in Hellas geschaffen wurde.

Zur Zeit der Blüte Roms galt Athen als eine Art geistigen Hochsitzes. Jeder wohlerzogene Römer mußte des Griechischen mächtig sein. Auch die höheren Studien wurden in dieser Sprache betrieben. Vom Ufer des Tiber bis in die entferntesten Kolonien strömte die Jugend in großer Anzahl den Gymnasien in Athen wie den olympischen Spielen zu. Körper- und Geistespflege erreichten bei den Griechen, wie bekannt, die höchste Stufe.

Hadrian, der Schöngeist, machte seinen Wohnsitz zu einer Hochburg derselben, und wie es scheint, blieb seine Villa nicht hinter derjenigen von Tivoli zurück. Er gründete unter der Benennung Hadrianopolis eine ganz neue Stadt, die er mit prächtigen Säulengängen und Statuen ausschmückte. Griechenland war es, das die Ueberlieferungen der Kunst und Wissenschaft bewahrte. Athen bildete das Heim der Künstler. Von dort aus zogen sie nach Rom und Byzanz, um zu wirken.

Wenn wir die Plätze mit den Ueberresten vergangener Größe durchwandern, erstehen alle jene verschiedenen Zeitabschnitte wieder vor uns. Die dramatischen Ereignisse leben eines nach dem andern auf.

Die Oberherrschaft von Byzanz dauerte jahrhundertelang an. Ist es danach nicht begreiflich, daß sie tiefe Merkmale eingrub? Justinian bemühte sich, die letzten Spuren des Heidentums zu vertilgen. Er ließ selbst die alten Philosophenschulen schließen. Viele Tempel wurden zu Basiliken umgewandelt. Die neuen Herren verfolgten neue Gewohnheiten und neue Gedanken. Alles änderte sich, bis von der alten Welt nur noch die Steintrümmer übrig waren.

Während des Mittelalters gestaltete sich Athens Schicksal ebenso bewegt wie wechselvoll. Die wilden Horden aus dem Norden kamen bis vor seine Mauern, Goten und Herulen erschienen nacheinander. Alarich selbst verschonte es nicht. Die ganze Flut der Eroberer landete hier. Später war die Stadt eine Zeitlang der Sitz eines durch die Kreuzzügler gegründeten Herzogtums. Danach kam sie unter das Zepter der Könige von Sizilien. Endlich nahm sie die mächtige florentinische Familie Acciajuoli in Besitz, bis sie mit der übrigen Balkanhalbinsel unter die Gewalt von Mohammed II. fiel.

Im Jahre 1821 begann dann die Erhebung der Griechen gegen die Türken. Von Morea ging die Bewegung nach den Inseln des Archipels. Am 7. April 1821 bemächtigten sie sich Athens. Den 13. Januar 1822 erklärte eine Nationalversammlung, die zuerst in Argos, dann in Piadha tagte, die Unabhängigkeit und setzte durch das grundlegende Gesetz von Epidaurus eine Regierung, aus fünf Mitgliedern bestehend, ein. Unter ihnen wurde Maurocordato der Vorsitz anvertraut. In der Nacht des 18. Juni 1822 zerstörte Canaris die türkische Flotte in der Meerenge von Chios. Jedoch gelang es Ibrahim-Pascha, das Land nach und nach wieder zu erobern, und

Digitized by Google

Reschid-Pascha nahm Athen wieder ein. Danach entschlossen sich die Mächte, einzugreifen. Im Jahre 1827 zerstörten die Flotten von Rußland, England und Frankreich bei Navarin die türkischen Schiffe. Der darauffolgende Russisch-Türkische Krieg war der Sache der Aufrührer günstig. Nachdem sie durch die fremden Mächte aller Nationen unterstützt wurden, sah sich Ibrahim-Pascha im Jahre 1828 genötigt, Griechenland zu räumen. Graf Capo d'Istria berief durch eigne Vollmacht die Nationalversammlung wieder ein und veranlaßte die Bildung eines Staatsrates. Ein Jahr später wurde durch das Protokoll von London die Gründung einer erblichen Monarchie beschlossen. Aber erst nachdem wieder ein Jahr vergangen, stimmte die Türkei dem Vertrag von Adrianopel bei und erkannte schließlich durch denjenigen von 1830 die Unabhängigkeit des Landes an. Endlich, durch die Uebereinkunft von 1832 zwischen Griechenland, Bayern und den Schutzmächten, ward Prinz Otto König von Griechenland ...

V

Leben und Treiben der Hauptstadt

Keine Spur in Athen erinnert an die lange türkische Gewaltherrschaft. Die wenigen aus der ottomanischen Zeit stammenden Gebäude sind verschwunden oder vollständig umgestaltet. Die heutige Stadt macht trotz der alten Ueberreste einen sehr neuen Eindruck. Obgleich klein, wirkt sie doch großstädtisch. Wie schon erwähnt, könnte man, wäre nicht die strahlende südliche Beleuchtung und die milde Luft, sich in eine bescheidene deutsche Hauptstadt versetzt glauben. Etwa nach Altenburg, Weimar, Koburg, wo das Schloß im Mittelpunkt steht und alles sich um den Hof dreht.

Der königliche Palast von Athen ist ein mächtiger Bau von gewaltigen Verhältnissen. In der Einfachheit besteht sein Vorzug. Er erinnert an das Münchner Schloß von der Seite des Hofgartens aus oder an jenes von Kristiania. Unter dem Einfluß des Neuklassizismus des vergangenen Jahrhunderts wurde er errichtet. Allerdings zieht er die Blicke nicht durch Schönheit auf sich, aber wenigstens fällt er auch nicht durch Disharmonie auf, was immerhin erwähnenswert ist. Von der Inneneinrichtung könnte man nicht das gleiche sagen. Zum großen Teil gehören die Möbel der schlechtesten Periode des neunzehnten Jahrhunderts an. Gegenstände aller Länder und aller Stile sind darunter, ein wahlloses Durcheinander.

Das soziale Leben entfaltet sich so ziemlich in der Art und Weise von jedem diminutiven Ort. Die Jämmerlichkeiten desselben sind unter jedem Himmelsstrich die gleichen. Jedermann hat stets reichlich Zeit zur Verfügung. Welcher Klasse immer der Mensch angehört, um sich vor Schaden zu bewahren, muß er stets mehr auszuführen haben, als er fähig ist, in den vierundzwanzig Stunden des Tages zu tun. Dabei bleibt so ziemlich gleichgültig, welcher Art seine Beschäftigung sei, ob ein Amt, auf dem Exerzierfeld oder ob sie sich nur auf soziale Unterhaltungen erstrecke, wenn er nur überhaupt tätig ist. In allen kleinen Städten

Digitized by Google

besteht ein Hauptmißstand in dem Mangel an Beschäftigung. Infolge zu reichlicher Muße gibt man sich sowohl mit seiner eignen Person wie mit derjenigen seines Nachbarn zu viel ab. Die Verhältnisse verlieren ihren richtigen Maßstab. Unbemerkt gewinnen Kleinigkeiten eine lächerliche Wichtigkeit. Jeder dünkt sich zu leicht selbst bedeutend und hält sich für einen Mittelpunkt in der Welt. Nichtssagende Ereignisse und Handlungen können nicht genug besprochen werden. Bei solchem Ueberfluß an Zeit ist es kaum erstaunlich, wenn in der Gesellschaft und bei Hof unbedeutende Tagesereignisse den Hauptinhalt der Gespräche bilden. Gewiß, in Athen wie in jeder kleinen Residenz wird mehr geredet als gehandelt.

Wie in allen Balkanländern herrscht auch hier ein äußerst reges politisches Leben. Stets gibt es Fragen zu erörtern, welche die Leidenschaften entfachen. Wenn auch nicht die nationalen Interessen, so lassen doch die persönlichen die Gemüter in Wallung kommen. Ob mit oder ohne Grund. Die Abgeordneten erregen sich, und die Kammer erdröhnt unter erbitterten Szenen. Die verschiedenen Fraktionen, die entgegengesetzten Parteien bekämpfen sich unaufhörlich. Sobald ein Ministerium gebildet ist, beginnen die Angriffe, und alsogleich suchen die Gegner es zu stürzen. Welcher Richtung auch der Ministerpräsident angehöre, und ob er Trikupis, Delliannys, Ralli, Theodochi oder wie immer heiße, er wird mit der gleichen Heftigkeit angegriffen. Man kämpft, um zu kämpfen. Das Parlament ist eine Art Tummelplatz geworden.

Daß der verstorbene König unter solchen Verhältnissen Herr der Lage blieb, damit gab er den offenkundigen Beweis seines bemerkenswerten diplomatischen Geschickes. Er bedurfte der vollendetsten Staatskunst, um seinen Thron zu erhalten. Einen Thron, der übrigens oft schwankte und auf einem Vulkan errichtet schien. Häufig glaubte man, daß er gestürzt, und daß Georg, wie sein Vorgänger, gezwungen werde, darauf zu verzichten.

Nur durch seine diplomatische Begabung vermochte der König die beständigen Krisen zu überwinden und sich immer wieder zu behaupten. Oft waren die Angriffe nicht nur gegen das Kabinett, sondern gegen die Krone selbst gerichtet. Dennoch fand er stets Mittel und Wege, wenn auch die Gefahr nicht ganz zu ersticken, so doch sie abzulenken.

Sehr jung und vollkommen fremd kam er in die unsichersten Verhältnisse, wo seiner eine äußerst schwierige Aufgabe harrte. Vor allem mußte er heimisch werden und seine neue Umgebung kennen lernen, sich über die öffentliche Meinung und die Neigungen des Volkes unterrichten. Für einen Neuling ist das schwer, besonders peinlich jedoch für einen durch die unübersteiglichen Schutzwälle der Formen eingeschlossenen und von Schmeichlern umgebenen Prinzen.

Das außergewöhnliche Wohlwollen des Königs, verbunden mit großer Einfachheit, überwand ziemlich schnell diese Hindernisse. Nachdem das Eis einmal gebrochen war, wußte er sich mit bewunderungswürdigem Geschick in seine neue Existenz zu finden. Von feinem Taktgefühl geleitet und mit gesundem Urteilsvermögen ausgestattet, bezeichnete er mit fester Hand den Weg, den er selbst und sein Volk einzuschlagen hatte.

Digitized by Google

Allgemein fanden übrigens die seltenen Eigenschaften des Herrschers Anerkennung. Selbst die erbittertsten Gegner machten gerne Gebrauch von seiner hervorragenden diplomatischen Begabung. Da er zudem nahe verwandt mit den einflußreichsten Höfen war, verschwägert mit dem Deutschen Kaiser, Bruder der Gemahlin des Königs Eduard und Alexanders III., des Herrschers aller Reußen, gelang es ihm, manche dunkle Wolke von dem leuchtenden Firmament des Archipels fernzuhalten.

Georg leistete tatsächlich unvergeßliche Dienste. Er verstand mit außerordentlicher Feinheit Gefahren zu vermeiden, die unausbleiblich schienen. Und selbst wenn eine Heimsuchung über das Land hereinbrach, wußte er doch irgendeinen Nutzen daraus zu ziehen. So wurde ihm durch den Russisch-Türkischen Krieg von 1876, obwohl seine nach Thessalien gesandten Truppen wenig Lorbeeren ernteten, doch durch Zuerkennung eines Teils des südlichen Albaniens eine beträchtliche Ausdehnung der Landesgrenzen nach Norden hin gewährt: ganz Thessalien mit einer Bevölkerung von nahezu vierhunderttausend Seelen.

Die traurigste Erinnerung für die griechische Armee bildet der Krieg von 1897. Nachdem die türkischen Truppen Thessalien besetzt hatten, drohten sie gegen Athen vorzurücken, als ein plötzlicher Waffenstillstand die Gefahr abwendete. Durch den Vertrag, der schließlich demselben folgte, wurden nicht allein die besetzten nördlichen Provinzen wieder freigegeben, sondern auch ganz Kreta unter die Hegemonie von Griechenland gebracht.

Das persönliche Verdienst des Königs bei allen diesen Abkommen ist zweifellos. Obgleich er ein konstitutioneller Herrscher war, wußte er doch seinen Willen zur Geltung zu bringen. Während der letzten heftigen Krisis, deren Spitze gegen die Mitglieder der königlichen Familie gekehrt war, verstand er es, die Leidenschaften zu beruhigen und die Gefahr zu zerstreuen. Kurz, König Georg I. verdankte seine lange, erfolgreiche Regierung während der Dauer eines halben Jahrhunderts vor allem sich selbst.

VI

Im Herzen des Landes

Welcher Gegensatz zwischen der Hauptstadt und dem Lande! Man kann sich keinen schärferen Widerspruch vorstellen als den zwischen dem neuerstandenen Athen und dem veralteten Griechenland. Hinter dem modernen Ort finden wir ein noch ganz archaisch gebliebenes Gebiet. Nachdem wir die Marmorpaläste und die schönen Straßen zurückgelassen haben, begegnen wir in den Provinzen zu unsrer Ueberraschung nur armseligen Hütten.

Ich frage mich verwundert, ob das schöne und reiche Athen wirklich die Hauptstadt dieses zurückgebliebenen Reiches ist. Je mehr ich ins Innere vordringe, je mehr scheint jede Spur von Zivilisation aufzuhören. Es gibt Ortschaften, die offenbar in ihrem Urzustand geblieben sind. Auch die Natur ringsum hat sich ihre majestätische wilde Größe aus dem goldenen Zeitalter bewahrt.

Digitized by Google

Griechenlands Boden besteht zumeist aus einem Gewirr von Felsen. Kaum der fünfzigste Teil der Oberfläche kann als Ebene bezeichnet werden. Im Norden erstrecken sich die Ketten von Tsonmerka, der Zygos, die Ausläufer der Albaner Berge. Sie erheben sich mehr als zweitausend Fuß hoch und dehnen sich nach allen Richtungen hin aus. Oft bilden sie vorzügliche natürliche Schutzwälle. An den herrlich bewaldeten Küsten gedeiht eine üppige Vegetation, während in andern Gegenden die Felsen schroff und kahl emporsteigen. Der Gebirgsstock von Veluchi erreicht 400 und der hohe Gipfel des Olta 2500 Meter. Alle diese Berge, wie der Erymantha, der Khelmas, der Taygete und vor allem der klassische, aus der Mythologie wohlbekannte Olymp, überschreiten zweitausend Meter. Gegen das Aegäische Meer zu sind die Spitzen häufig schroff und felsig, zahlreiche Schluchten und beinahe unzugängliche steile Abhänge bildend. Daher kommt es, daß oft die malerischsten Punkte unbekannt bleiben.

Noch unerreichbarer indessen als durch die Natur selbst sind die schönen Plätze durch den Mangel an Straßen und Verkehrsmitteln. Daher blieb die Bevölkerung in allem noch sehr zurück. Ihr mangelndes Entgegenkommen für die Fremden macht den Aufenthalt recht schwierig. Sogar die Sicherheit läßt häufig viel zu wünschen übrig. Das Räuberwesen konnte nie vollständig unterdrückt werden. Wer glücklich einer Verschleppung in die Wildnis durch Banditen entgeht, kann doch sicher sein, wenn auch auf eine angenehmere Weise, durch seinen Wirt, seinen Führer und jedenfalls durch alle, deren Dienste er bedarf, geschröpft zu werden.

In jenen wilden Gegenden sind die Bewohner die würdigen Kinder der strengen Berge. Unverändert blieben auch sie verwildert und rauh. Der Lauf der Zeiten scheint keinen Einfluß auf sie ausgeübt zu haben. Ebensowenig ist offenbar je eine Zivilisation bis hierher durchgedrungen. Wie wir die ungeschlachten Bergbewohner und Hirten in den Klassikern beschrieben lesen, denen alle niederen Instinkte noch innewohnen, so sind diese Leute bis heute geblieben.

Die Bevölkerung im Norden zeigt infolge ihrer Blutmischung mit zahlreichen Eindringlingen viele slawische Züge. Deren überflutende Einfälle fanden im sechsten und siebten Jahrhundert statt. Dieser zähe und starke Stamm drang weit vor, überall seine Spuren zurücklassend. Ueber die ganze Balkanhalbinsel breitete er sich aus und gab ihr ihren gegenwärtigen Charakter.

Das alte Mazedonien, Illyrien sind, wie übrigens auch Bulgarien, größtenteils von Slawen bevölkert. Ihre Sprache ist die vorherrschende, ihre Kirche die Seele des Landes. Ueberhaupt sind sie die vorwiegende Kraft und gelangen zweifellos zu immer größerer Ueberlegenheit.

Die eigentlichen Griechen sind weder Ackerbauer noch arbeitsam. Sie wohnten stets mit Vorliebe in Städten, der Küste entlang oder auf den weit zerstreuten Inseln. Von Natur aufgeweckt, zogen sie, gleich den Phöniziern und den semitischen Rassen, den Handel der Feldarbeit vor. An ihrer schönen Gestalt, den regelmäßigen Gesichtszügen, der vornehmen Art des Benehmens sind sie

Digitized by Google

leicht zu erkennen. Noch nach so langen Jahrhunderten und wechselvollen Schicksalen sind ihnen manche Abzeichen aus ihrer großen Vergangenheit eigen.

Auch im Charakter weist der heutige Sohn Griechenlands viele Züge seiner Vorfahren auf. Hauptsächlich unter der Bevölkerung des Archipels erinnern uns alle Augenblicke Gestalten an jene, wie sie in den alten Schriftstellern geschildert sind. Leider haben die Fehler jedoch die nationalen Tugenden überlebt, so daß die Nachbarvölker noch oft den Schmerzensschrei des Aeneas wiederholen: „Timeo danaos!“

VII

Auf den Aegäischen Inseln

Die reichen geschichtlichen Erinnerungen sind es, die dem Aufenthalt in Griechenland einen außergewöhnlichen Zauber verleihen. Keinen Schritt können wir tun, ohne daß uns irgendein Ereignis aus der Vergangenheit vorschwebt. Mythologische Ueberlieferungen beherrschen mit merkwürdiger Macht unser Einbildungsvermögen während der Wanderung durch die uns aus der Schulzeit wohlbekannten Stätten. Die einst gelernten herrlichen Verse der unsterblichen Klassiker, die sich dem Gedächtnis fürs ganze Dasein eingeprägt haben, lassen hier das ehemalige Leben und Treiben wieder entstehen.

Wenig Dinge werden so lebhaft in unsrer Erinnerung haften wie die Erzählungen von Kämpfen aus großer Vergangenheit. Virgil und Homer, die ewig Lebenden, weil durchaus menschlichen, werden immer begeistern. Wie einst, so werden in allen Zeiten ihre wundervollen Berichte die Aufmerksamkeit der Jugend fesseln. Wenn auch über die Art und Weise ihrer Dichtung verschiedene Epochen und verschiedene Kulturen abweichend urteilen mögen, so wird sie doch auf die Leser unverändert ihren Reiz ausüben. Was ihr ein immer gleichbleibendes Interesse und damit ewige Jugend sichert, ist das hinreißend bewegt und menschlich wahr geschilderte Leben ihrer Gestalten.

Während wir durch die Wogen der Argonauten schiffen und Kreta, Rhodus, Cythere, diese Inseln des ewigen Frühlings, besuchen, tauchen die naiven Sagen aus jener Zeit vor uns auf. Aufs unmittelbarste äußert sich hier die Poesie des Volkes. An Ort und Stelle lernen wir die seltsamen Persönlichkeiten und ihr Märchendasein besser verstehen. Die mythologischen Ereignisse nehmen beinahe die Form der Wirklichkeit an.

Dichtung und Wahrheit vermengen sich auf diesen Eilanden in merkwürdiger Weise. Das jugendkräftige Volk konnte sich, mit reichem poetischem Sinn begabt, nicht enthalten, der Phantasie freien Lauf zu lassen. Als ob seine bewegte Geschichte nicht genügt hätte, es zu befriedigen. Um die Wirklichkeit dramatischer zu gestalten, mußte sie ausgeschmückt werden.

Wir verstehen das, je länger wir unter dem Zauber des Archipels segeln, wo alles so anders als auf der übrigen Welt erscheint. Die einzigartige Landschaft und die kindlichen Bewohner, alles ist außergewöhnlich. Jede der kleinen Inseln eine Welt für sich. Jede unterscheidet sich von der andern, hat ein

Digitized by Google

andres Gepräge, verschiedene Färbung. Jede hat ihr Volk, ihre Eigenheiten, ihre Ziele, ihre besonderen Bestrebungen.

Der Archipel ist das Kleinod Griechenlands geblieben. Im Altertum bildete er den Schauplatz ergreifender Ereignisse und erzeugte die lebensprühenden Gestalten, welche die Nachwelt verherrlichen sollte — heute noch liegt auf ihm all der Sagenzauber vergangener Tage. Gewiegt von den sanften Wellen des rauschenden Meeres, haben die von der übrigen Welt abgeschiedenen Inseln sich ihre alten Ueberlieferungen bewahrt.

Lange ruhten sie unbesucht, besonders die kleinsten unter ihnen blieben vereinsamt. Niemand gab sich die Mühe, sie aufzusuchen, sie schienen begraben, vergessen. Wie im Märchen konnten die Rosen emporklettern, ohne je berührt zu werden. Die Natur wucherte in ihrer vollen Ueppigkeit, keine menschliche Hand hielt sie zurück. Berge und Täler zeigten die Ueberfülle der Urwelt.

Man würde tatsächlich kaum erstaunt sein, dem Dickicht einige mythologische Figuren entsteigen zu sehen. Die Hirten in ihren zottigen Fellen, alte Lieder auf der Rohrflöte spielend, könnten den Künstlern als prächtige Modelle für Faune dienen. Wer die Fischer sieht, die im Wasser wie auf dem Lande daheim scheinen, fragt sich, ob sie nicht, gleich den Tritonen, Flossen haben.

Anders als die ganze übrige Welt ist dieser Archipel; verschieden von allem, was wir kennen, von allem Herkömmlichen abweichend. Die Bewohner, voll Eigenliebe und stolz auf ihre kleinen Gebiete, sehen auf den Rest des Weltalls mit erhabener Verachtung herab. Außer ihnen mag es wohl große und mächtige Nationen geben, aber jedenfalls stets geringere als ihre eigne.

Wie das alte Hellas aus einer Menge von kleinen Reichen, Republiken und Gemeinden bestand, so ist das gegenwärtige aus nicht weniger mannigfaltigen Elementen gefügt. Stets bildete Griechenland eine Art farbenreicher Mosaik. Diese seltsame Zusammenstellung, die gegensätzlichen Werte waren mit eine der Ursachen seiner Lebensfähigkeit. Sie sind es auch heute, die das Volk zum Kampfe wachhalten.

Aus dem Leben des Oberpräsidenten Carl v. Horn

1863 bis 1869

(Schluß)

Auch die Stimmung in Rom war nicht ungünstig. Unmittelbar nachdem der Erzbischof sich geweigert hatte, den 18. Oktober zu feiern, war vom König der Feldpropst der Armee Dr. Pelldram dorthin gesandt worden, was großen Eindruck auf Przyluski gemacht haben soll. Später, kurz vor seinem Tode, erfolgte zwar seine Ernennung zum Kardinal; dabei wurde ihm aber, nach einem späteren Briefe des Ministers Grafen Eulenburg an Horn, zur Bedingung gestellt, daß er sich einen Koadjutor gefallen lasse, „und für die Stelle des Koad-

Digitized by Google

jutors war — wie es in dem Briefe heißt — eine Persönlichkeit in Aussicht genommen, die den Polen in höchstem Grade unbequem gewesen wäre. Deshalb war auch von Rom aus aufs dringendste gebeten worden, das ganze Arrangement ganz geheim zu halten, weil man befürchten müsse, daß, falls man in Posen Wind davon bekäme, die Polen nicht davor zurückschrecken würden, den Erzbischof zu beseitigen."

Hätte Przyluski noch einige Zeit gelebt, so wäre es der Regierung bei weiterer fester Haltung wohl gelungen, den nationalpolitischen Einfluß des großpolnisch gesinnten Klerus, wenn auch nicht völlig zu beseitigen, so doch erheblich einzuschränken. Przyluski hatte keine ultramontane Ader in sich und würde nach seiner natürlichen Veranlagung gewiß eingelenkt und mit der preußischen Regierung sich auszusöhnen gesucht haben, wenn das deutsche Element im Domkapitel zu Posen gestärkt und er von der Aussichtslosigkeit der großpolnischen Bestrebungen überzeugt worden wäre.

Aber auch nach dem plötzlichen Tode Przyluskis blieb die Lage der preußischen Regierung zunächst noch günstig. Innerhalb der Domkapitel hatte sich bei den Verhandlungen über die Wahl eines Nachfolgers eine Mehrheit für niemand ergeben, und der Papst hatte unter Verlängerung der Wahlfrist dem Posener Domkapitel noch besonders eröffnen lassen, daß auf die Kandidatenliste nur personae gratae, keine politisch Kompromittierten zu bringen seien.

Die preußische Regierung selbst war es, die den Grafen Ledochowski für die Wiederbesetzung des so überaus wichtigen Bischofssitzes aussuchte, und der superkluge, ursprünglich von dem Fürsten Bismarck begünstigte Graf Harry Arnim, damals Gesandter in Rom, soll es gewesen sein, der Ledochowski dringend empfohlen hat, weil er Antirevolutionär sei und den polnischen Adel samt Priesterschaft niederhalten werde.

Ledochowski entstammte einer polnischen Familie, war in Gorki geboren, im Lazaristenkollegium zu Warschau erzogen und im Jesuitenkollegium zu Rom fortgebildet. Von Pius IX. zum Hausprälaten und Protonotar ernannt, fungierte er alsdann als diplomatischer Vertreter des Papstes in Lissabon, Rio de Janeiro, Santiago de Chile und Brüssel. Deutschland hatte er nicht kennen gelernt; deutsches Wesen war ihm völlig fremd; die deutsche Sprache konnte er nur radebrechen. In erster Linie war er ultramontan, Jesuit, — als solchen und als abhold allen deutschen Studien hat er sich später Horn gegenüber oft bekannt —, in zweiter Linie Pole, in keiner Hinsicht Preuße oder Deutscher.

Als das Gerücht auftauchte, daß Ledochowski zum Nachfolger von Przyluski ausersehn sei, zog Horn Erkundigungen über ihn ein, und nachdem er vermöge seiner guten Verbindungen nähere Kenntnis von dem Lebensgange und dem Charakter des Mannes erhalten hatte, wandte er sich mündlich und schriftlich an den König und den Kultusminister, von der Wahl des Grafen Ledochowski dringend abratend. Leider ohne Erfolg.

Die Domkapitel von Gnesen und Posen waren mit der Designation von Ledochowski nicht einverstanden. Ein Mitglied der päpstlichen Kurie wurde

Digitized by Google

deshalb nach Deutschland geschickt, um für seine Wahl zu wirken, und traf mit einem der einflußreichsten Geistlichen der Diözese Posen, Janiszewski, in Dresden zusammen. Natürlich kehrte Janiszewski, für die Wahl Ledochowskis gewonnen, nach Posen zurück. Trotzdem wurde Horn noch der ihm in hohem Grade unangenehme Auftrag, für diese Wahl bei dem Domkapitel in Gnesen und durch den Prälaten Brzezinski auf das Domkapitel in Posen zu wirken, was natürlich vollen Erfolg hatte; denn die beiden Domkapitel konnten gegen den Papst keine Opposition machen, wenn die preußische Regierung mit ihm einverstanden war. Vor der Wahl erhielt Horn noch folgendes Schreiben des Ministers v. Mühler vom 18. Oktober 1865:

„Aus der Mitteilung des Regierungsrats v. Lebbin vom 14. d. M. habe ich mit großer Befriedigung ersehen, daß die ersten Einleitungen zu der Erzbischofswahl, unter Mitwirkung der Staatsregierung, ein sehr bereitwilliges Entgegenkommen auf seiten des Posener Kapitelverwesers gefunden haben. Unter dem Einflusse der Stimmung, wie v. Lebbin sie als gegenwärtig vorherrschend bezeichnet, und wie sie auch mir aus andern Anzeichen hervorgetreten ist, wird es Ew. Hochwohlgeboren nicht schwer fallen, die weitere Entwicklung der Sache in den von mir bezeichneten Wegen zu leiten. Je sicherer wir des Erfolges sein können und sind, um so konzilianter werden Ew. Hochwohlgeboren in allen Formen sein dürfen und dadurch den Kapiteln die Unterwerfung (!) in der Sache erleichtern.

Einer Mitteilung, wann die Wahl statthaben kann, sehe ich baldigst entgegen. Ich bitte mir deshalb zu telegraphieren, sobald eine Abrede getroffen sein wird.

Des Königs Majestät nehmen, wie aus mehreren in diesen Tagen mir zugegangenen Allerhöchsteigenhändigen Zu- und Randschriften ersichtlich ist, an der raschen und glücklichen Erledigung der Posener Wahl ein sehr lebhaftes Interesse. Der König setzt voraus, daß Sie von den Gründen, welche ihn bestimmt haben, auf die Wahl des Ledochowski einzugehen, unterrichtet und überzeugt worden seien. Nach dem, was zwischen Ihnen und mir mündlich besprochen worden, habe ich annehmen zu dürfen geglaubt, daß die von Ihnen in Ansehung des p. Ledochowski früher geäußerten Bedenken Sie nicht abhalten werden, den Ihnen gewordenen Allerhöchsten Auftrag in loyalster Weise zu erfüllen. Ich habe daher Seiner Majestät berichtet, daß Allerhöchstdieselben versichert sein könnten, Sie würden den Ihnen gewordenen Auftrag als Wahlkommissarius mit aller Gewissenhaftigkeit und Treue gegen den Willen Seiner Majestät ausführen, und hoffe ich, damit ganz in Ihrem Sinne gehandelt zu haben.

Daß übrigens die Erhebung des Ledochowski auf den erzbischöflichen Stuhl von der polnischen Nationalpartei nicht als Sieg, sondern als eine Niederlage empfunden wird, scheint mir nach den Mitteilungen Lebbins außer Zweifel zu sein. Auch bin ich neuerdings davon authentisch unterrichtet worden, daß der Graf Ledochowski in Brüssel nicht der Verfasser des von Ew. Hochwohlgeboren erwähnten Nationalhymnus ist. Es liegt daher die dringendste Veranlassung

Digitized by Google

vor, die wegen dieser Wahl auftauchenden Beunruhigungen Wohlgesinnter in der Provinz nicht etwa durch eine zweifelhafte Haltung zu vermehren, sondern bestimmt zu manifestieren, daß die Regierung aus freier Entschließung (!) und mit genauer Sach- und Personalkenntnis (!?) auf diese Wahl eingegangen ist und nur Grund hat, sich von ihr Gutes zu versprechen. Auch in dieser Beziehung glaube ich auf Ew. Hochwohlgeboren Ergebenheit gegen die Intentionen Seiner Majestät des Königs mit Bestimmtheit rechnen zu dürfen."

Hierauf erwiderte Horn mit wendender Post, daß er zwar seiner Pflicht gemäß mit aller Treue, Sorgfalt und Hingebung nach der Willensmeinung Seiner Majestät des Königs verfahren, dabei auch — wie schon bisher und stets — an konzilianten Formen es nicht fehlen lassen und seiner persönlichen Ansicht nicht den leisesten Ausdruck geben werde, daß er sich aber von der Heilsamkeit des seitens der Staatsregierung wegen der Bischofswahl gefaßten Beschlusses nicht zu überzeugen vermöge, vielmehr seine ernsten Bedenken gegen die Person des Grafen Ledochowski, auch wenn er nicht Verfasser des qu. Volkshymnus sei, leider in nichts gehoben finde. Er bemerkte dann noch: „Anlangend die von Ew. Exzellenz mir mitgeteilten Aeußerungen des Regierungsrates v. Lebbin muß ich bekennen, sie nicht vollständig zu verstehen, und er selbst glaubt, nicht ganz richtig aufgefaßt worden zu sein."

Die bald darauf in Gnesen vorgenommene Wahl war nach dem Vorangegangenen eine reine Formsache. Das von Horn als Wahlkommissar zu gebende Diner war abgelehnt worden, und so kehrte er „mit leichtem Magen, aber schweren Herzens" nach Posen zurück.

Mit Ledochowskis Wahl wurde seine und die allgemeine Lage mit einem Schlage verändert. Hatte bis zu Przyluskis Tode das gesamte Staatsministerium einschließlich des Kultusministers v. Mühler hinter ihm gestanden, war er bis dahin vor allem sicher, daß der König und der Ministerpräsident seine Geschäftsführung billigten, so sah er sich plötzlich auf sich allein angewiesen, den neuen Erzbischof dagegen von allen Seiten auf das freundlichste empfangen und unterstützt. Graf Ledochowski, der sich auf dem Wege nach Posen eine Reihe von Tagen in Berlin aufhielt, nahm dort durch sein angenehmes Aeußere und sein geschmeidiges Wesen alle maßgebenden Persönlichkeiten für sich ein und wußte, bevor er noch in dienstliche oder persönliche Berührung mit dem Oberpräsidenten gekommen war, mit Erfolg die Rolle der verfolgten Unschuld zu spielen.

Außer andern interessanten Schreiben, deren Veröffentlichung ich mir versagen muß, erhielt Horn nachstehende Briefe des Ministers des Innern und des Kultusministers:

„Erzbischof Ledochowski ist seit einigen Tagen hier, und hat nicht bloß auf mich, sondern auf alle, die mit ihm in Berührung gekommen sind, den besten Eindruck gemacht. Er ist, unter den angenehmsten Formen, strenger Katholik, aber ich traue ihm nicht zu, daß er die Religion zum Deckmantel nationaler Bestrebungen machen werde. Offen und gesprächig, hat er den großen Wunsch, mit Eurer Hochwohlgeboren in lebhaften persönlichen Verkehr

Digitized by Google

zu treten: er fürchtet nur, daß die dortigen Zivil- und Militärbehörden ihm von vornherein mit Mißtrauen entgegenkommen, und sich auch in der Folge bureaukratisch gegen ihn verschließen werden. In bezug auf Euer Hochwohlgeboren habe ich ihn beruhigt: ich habe ihm gesagt, daß ich nicht leicht jemand kennte, der auf mündliche Verständigung so viel Wert lege als Sie, und daß es lediglich seinem Amtsvorgänger zuzuschreiben sei, wenn das Verhältnis zwischen Erzbischof und Oberpräsident in der letzten Zeit nicht nur gespannt, sondern unerträglich geworden sei. Er war sehr erfreut, so von Ihnen sprechen zu hören."

gez. Eulenburg.

*

„Berlin, den 23. April 1866.

Der Erzbischof Graf Ledochowski verläßt morgen früh Berlin und trifft nachmittags in Posen ein. Sein persönliches Erscheinen hat hier einen vorteilhaften Eindruck hervorgebracht und zurückgelassen. Er ist ein Mann von feinem Benehmen, umfassender Bildung und entschiedenem Charakter. Den Interessen seiner Kirche treu ergeben, wird er dieselben überall mit Umsicht und Festigkeit wahrnehmen. Sittlichen Störungen des Klerus wird er mit Ernst entgegentreten. In politischer Beziehung wird er die von ihm eidlich gelobten Pflichten mit Gewissenhaftigkeit erfüllen, revolutionären Bestrebungen Widerstand leisten, die Gemüter dem Gouvernement wieder näher zu bringen suchen. Den Katholiken deutscher Abkunft will er mit gleicher Liebe und Fürsorge zugewendet sein, wie den polnischen. Er erkennt, daß seine Aufgabe eine schwierige ist, und daß sie Zeit, Geduld und nachhaltige Festigkeit fordert. In eine Abhängigkeit von der Polnischen Nationalpartei wird er nicht geraten. Einem wohlwollenden Entgegenkommen seitens der Regierung, sachlicher Information, gutem Rate wird er sich zugänglich erweisen. Das System, welches die Regierung ihm gegenüber zu befolgen hat, ist bereits in dem eigenhändigen Marginale Seiner Majestät aus Baden vom vorigen Herbste, dessen Inhalt ich Euer Hochwohlgeboren mitgeteilt habe, klar und bestimmt vorgezeichnet. Die hiesige Begegnung mit dem Erzbischof hat keine Veranlassung gegeben, hierin etwas zu ändern. Es wird ihm Zeit gelassen werden müssen, sich in der Provinz zu orientieren, Personen und Sachen kennen zu lernen. Die einzelnen Fragen, in denen seine Einwirkung erforderlich ist, werden dann ohne vorzeitiges Drängen (!) sich von selbst entwickeln.

Euer Hochwohlgeboren wollen aus diesen Mitteilungen in der Kürze die Auffassung entnehmen, welche sich hier über die Lage der Sache und über die Behandlung derselben gebildet hat.

Mit der vorzüglichsten Hochachtung

Euer Hochwohlgeboren ganz ergebener

v. Mühler."

Trotz dringender Warnungen hielt also der Kultusminister alle schönen Versprechungen Ledochowskis für bare Münze, und von vornherein nahm er

Digitized by Google

für ihn entschieden Partei gegen denselben Oberpräsidenten, dessen „ernste und vorsichtige Behandlung" der katholisch-kirchlichen und Schulangelegenheiten er noch kurz vorher aus freien Stücken gelobt hatte. Wohin das führen mußte, konnte ein Blinder mit Händen greifen, zumal Ledochowski von der ihm günstigen Auffassung des Ministers, wenn nicht durch diesen selbst, so durch die katholische Abteilung im Kultusministerium Kenntnis erhielt.

Und so kam es noch vor der Ankunft des neuen Erzbischofs in Posen zwischen ihm und dem Oberpräsidenten zu einem Konflikt, der zwar bei oberflächlicher Betrachtung unbedeutend erscheinen konnte, aber doch schon erkennen ließ, wie Ledochowski seinen Willen dem ersten Beamten der Provinz gegenüber durchzusetzen verstand.

Wegen der Trinksprüche, die bei dem von den Domkapiteln zu Ehren des neuen Erzbischofs zu veranstaltenden Diner ausgebracht werden sollten, hatte der Oberpräsident sich persönlich mit einem der Domherren in Verbindung gesetzt, worauf ihm nachstehender Brief zuging:

„Posen, 23. April 1866.

Hochwohlgeborener Herr Oberpräsident!

Mit Bezugnahme auf den am vorigen Donnerstag dem Domherrn Grandke mündlich geäußerten Wunsch beehre Ew. Hochwohlgeboren ich mich ganz ergebenst mitzuteilen, daß ich in Betreff der Toaste bei dem am 26. d. M. stattfindenden Diner mich mit dem Herrn Erzbischof ins Einvernehmen gesetzt habe, und daß hiernach der erste Toast auf den Heiligen Vater und Seine Majestät von mir im Namen der Domkapitel als der Gastgeber ausgebracht werden wird; den zweiten wird Seine Exzellenz der kommandierende General auf den Herrn Erzbischof, den dritten aber und letzten Toast der Herr Erzbischof auf das Wohl des Domkapitels ausbringen.

Mit vorzüglichster Hochachtung habe ich die Ehre mich zu zeichnen

Ew. Hochwohlgeboren ganz ergebenster

Brzezinski."

Nachdem Brzezinski dann noch mündlich erklärt hatte, daß die vorerwähnte Toastordnung durch Graf Ledochowski selbst getroffen worden sei, und daß er deshalb über die ihm namens des Oberpräsidenten mitgeteilten Bedenken nicht eigenmächtig befinden könne, trug Horn die Sache in Berlin vor. Minister v. Mühler teilte seine Bedenken, vermied es aber, sich entschlossen auf seine Seite zu stellen.

„Berlin, 25. April 1866.

Ueber die Ordnung der Trinksprüche bei dem morgen stattfindenden Festmahle des Domkapitels ist hier nichts besprochen und festgesetzt worden. Nach unsrer Landesgewohnheit würden wir es für das richtigere halten, wenn zunächst das Domkapitel, als der Festgeber, das Wohl des Königs, dem alle Anwesende, Wirte und Gäste, untertan sind, und unter dessen Schutz und Schirm sie leben und wirken, ausbrächte; dann der Ehrengast, der Erzbischof, das Wohl

Digitized by Google

des Papstes, aus dessen unmittelbarer Nähe er kommt, und zu welchem er und das Domkapitel in dem besonderen Verhältnisse geistlicher Unterordnung stehen, danach der Oberpräsident das des Erzbischofs. Das Wohl des Domkapitels ließe sich vielleicht an den Spruch für den Papst angemessen anschließen oder auch als besonderer, vierter Trinkspruch ausbringen.

Dieses wäre mein Rat. Will der Festgeber, das Domkapitel, denselben nicht annehmen, sondern den Trinkspruch für den König und den Papst kombinieren, so wird es ihm schwer werden, den Anstoß zu vermeiden, daß nicht entweder der König hinter den Papst oder der Papst hinter den König zurückgestellt erscheine, während in der von mir vorgeschlagenen Ordnung nur eine aus den gegebenen Verhältnissen sich natürlich entwickelnde Aufeinanderfolge, ohne jedes Präjudiz für Würde und Ansehen gefunden werden könnte. Es würde mir angenehm sein, wenn das Domkapitel und der Herr Erzbischof sich von der Richtigkeit dieser meiner Ansicht zu überzeugen vermöchten.

Ebenso würde ich es für das richtige gehalten haben, wenn der Trinkspruch zu Ehren des Erzbischofs Euer Hochwohlgeboren zugeteilt worden wäre, da Sie als Oberpräsident und königlicher Wahlkommissarius zu dem Erzbischof in unmittelbarer amtlicher Beziehung stehen und ihm gegenüber die königliche Staatsregierung zunächst vertreten. Wenn aber, wie ich aus den wieder zurückerfolgenden Schreiben ersehe, der kommandierende General bereits die Aufforderung erhalten hat, das Wohl des Erzbischofs auszubringen, so wird es dabei sein Bewenden behalten müssen ...

v. Mühler."

Daß bei dieser wenig entschiedenen Haltung des Ministers der Erzbischof die von ihm selbst getroffene Anordnung kurz vor dem Essen abändern werde, war ausgeschlossen und wohl auch von dem Minister kaum im Ernst erwartet. Brzezinski übernahm also den Trinkspruch auf den Papst und den König. General v. Steinmetz brachte das Wohl des Erzbischofs aus, und dieser las in polnischer und deutscher Sprache einen Toast auf die beiden Domkapitel und alle Anwesenden ab.

„Im übrigen" — so schreibt Horn — „ging zunächst alles glatt ab zwischen dem Erzbischof und mir. Er war sehr höflich, von feinen Manieren. Einladungen lehnte er nicht ab, auch zu einer Abendgesellschaft, obschon er versicherte, sonst abends nicht auszugehen. Er suchte mich in Geschäften persönlich auf, gab kleine Diners und verkehrte auch mit andern angesehenen Personen der Stadt. Sein feines Benehmen, seine stattliche Erscheinung machten einen guten Eindruck. Dem scharfen Beobachter konnte es aber nicht entgehen, daß hinter der angenommenen Miene von Sanftmut und Frömmigkeit sich viel Eitelkeit und Selbstsucht verbarg. Den evangelischen Generalsuperintendenten, noch mehr aber andre evangelische Geistliche, behandelte er, wenn er mit ihnen in großer Gesellschaft zusammentraf, mit völliger Nichtachtung. Er ging beständig in einem langen, bis auf die Knöchel reichenden roten Rock nach dem Privilegium, welches einstmals den Erzbischöfen von Gnesen von einem Papste

Digitized by Google

verliehen worden war; dazu der breitkrämpige Hut mit grüner Schnur. Was seine sonst anziehende Persönlichkeit weniger angenehm machte, war unmäßiges Schnupfen; er führte stets zwei Taschentücher bei sich, ein großes seidenes zum Gebrauch in der Tasche, ein weißes zum Ansehen. Seine Diners waren sehr einfach; es gab als Getränk nur Ungarwein und Grätzer Bier. Er lebte überhaupt sehr einfach und sparsam, was darauf zurückgeführt wurde, daß er in seinen früheren Stellungen bei der Unzulänglichkeit des päpstlichen Gehalts habe Schulden eingehen müssen. Von irgendeinem Interesse für Wissenschaft oder Kunst war bei ihm nicht die Rede.

Seine neue Stellung wurde ihm sehr leicht gemacht. Die polnische Aristokratie fiel ihm von selbst zu, die Kapitel und Priester fügten sich, und in Berlin wurde ein förmlicher Kultus mit ihm getrieben. Er reiste alljährlich zu Neujahr nach Berlin, um dem Könige seine Gratulation darzubringen, machte mir regelmäßig nach seiner Rückkehr einen Besuch und konnte nicht genug erzählen, mit welcher Auszeichnung er dort vom Könige, insbesondere aber von der Königin behandelt worden sei.

Inzwischen aber hatte er längst den Jesuiten herausgekehrt. Erklärter Gegner akademischer Studien, untersagte oder widerriet er den im Klerikalseminar sich vorbereitenden Priesteramtskandidaten den Besuch der Universität Breslau, wohin katholische Theologen auch polnischer Nationalität aus dem Großherzogtum sich zu begeben pflegten. Im Priesterseminar zu Posen wurden die Andachtsübungen vermehrt, neue Unterrichtsgegenstände nicht eingeführt. Eine staatliche Aufsicht über das Seminar gab es damals nicht. Der Besuch desselben durch mich oder andre Laien oder Extranei wurde nicht gewünscht. Aus zuverlässiger Quelle aber erfuhr ich, daß, wenn früher schon, wenigstens in den letzten Jahren, in dem Priesterseminar der Polonismus gepflegt wurde, mit Ledochowski auch jesuitischer Geist dort einkehrte.

Ein andres Streben von ihm ging auf rasche und erhebliche Vermehrung der Klöster. An weiblichen Kongregationen hatte es bis dahin nur Vinzentinerinnen (graue Schwestern) von der Regel des heiligen Vinzens de Paula gegeben, die ihr Provinzialhaus in Culm, ihr Mutterhaus in Paris hatten und mit Krankenpflege sowie mit der Pflege und dem Unterricht kleiner Kinder sich beschäftigten, und Ursulinerinnen, die in der Stadt Posen ein großes Mädchenpensionat unterhielten. Ledochowski schwärmte für Nonnen, welche sich lediglich einem beschaulichen Leben hingaben und brachte es bald fertig, in Posen ein Kloster des dames du sacré cœur und eines der unbeschuhten Karmeliterinnen zu gründen, welches mit jungen Mädchen aus vornehmen polnischen und, wie ich glaube, auch belgischen Familien, bevölkert wurde. Die Mannesklöster der Provinz waren in den dreißiger Jahren säkularisiert worden. Nachmals hatten sich wieder Kapuziner eingeschlichen, die in kleinen Niederlassungen sich ziemlich verborgen hielten, hin und wieder beim Kollektieren betroffen, auch wohl wegen Bettelns bestraft wurden. Außerdem gab es ein großes Kloster von Philippinern, mit schöner Kirche in Gostyn. Ledochowski zog Dominikaner herbei und ver-

Digitized by Google

schaffte ihnen ein Kloster. Wäre er in Posen verblieben und der Kulturkampf nicht eingetreten, so wäre die Provinz in einem weiteren Jahrzehnt mit Klöstern übersät worden.

Eine der schlimmsten Seiten von Ledochowski war sein Polonismus. Sehr bald wurden katholische Geistliche deutscher Nationalität beiseite geschoben und zurückgesetzt. Sie suchten bei mir Schutz, den ich nicht gewähren konnte, so bitter auch die Klagen waren, und so sehr sie auch meine Teilnahme erregten. Darunter befanden sich sehr eifrige Katholiken, bei denen jedoch das Nationalgefühl nicht ganz abhanden gekommen war, während andre deutsche Priester ihre Nationalität preisgaben, um sich bei dem Erzbischof in Gunst zu setzen und Beförderung zu erlangen.

An Deutschen katholischer Konfession gab es zu meiner Zeit fast 100 000. Auf ihre Sprache aber wurde wenig Rücksicht genommen. Es liefen bei dem Oberpräsidium vielfach Klagen ein, daß in überwiegend deutschen Gemeinden die Predigt ausschließlich oder doch meistens in polnischer Sprache gehalten werde. Mein Amtsvorgänger glaubte, offiziell Remedur schaffen zu können. Er hatte sorgfältige statistische Nachrichten sammeln lassen und war dann mit dem Erzbischof Przyluski in Schriftwechsel getreten, natürlich ohne Erfolg, indem entweder erzbischöflicherseits die Tatsache und das Bedürfnis bestritten, oder zwar Abhilfe versprochen, aber in Wirklichkeit nicht gewährt wurde. Ich bin in mündlicher Verhandlung mit Ledochowski für die Wünsche der deutschen Katholiken eingetreten, solange er noch von mir ein Entgegenkommen auf seine Pläne hoffen zu dürfen glaubte. Auf die Dauer war natürlich von ihm nicht mehr zu erwarten als von Przyluski, da er gleich diesem Pole war und auf die Predigt überhaupt nicht viel gab, es sei denn bei den reichlich auftretenden Jesuitenmissionen. Die Vernachlässigung der deutschen Katholiken war namentlich in der Stadt Posen schreiend. Sie hielten sich sämtlich zu der dortigen Franziskanerkirche; die Bildung einer eignen deutschen Parochie war allerdings nach kanonischem Rechte ausgeschlossen, da dieses nur Pfarreien nach territorialer Begrenzung kennt; ich mußte mich deshalb darauf beschränken, sie wegen des Gebrauches der deutschen Sprache dem Erzbischof dringend zu empfehlen. Und damit wurde auch einiges erreicht, wenn auch vielleicht nur vorübergehend.

Auf einem andern Gebiet war natürlich noch weniger zu erreichen, nämlich in bezug auf die Vereinigung der vielen katholischen Festtage. Darüber ist unendlich viel geschrieben worden. In Posen werden neben den allgemeinen katholischen Festtagen noch die Gedenktage der Provinzialpatrone, und in den einzelnen Gemeinden wieder die Festtage besonderer Heiliger gefeiert. Dies gereicht namentlich der Landwirtschaft zu großem Nachteil. Deshalb kommt der Gegenstand auf landwirtschaftlichen Versammlungen oder Provinziallandtagen immer wieder zur Sprache. Als ich mit Ledochowski hierüber verhandelte, erklärte er mir, daß gar nicht zuviel Feiertage sein könnten, daß Beten besser sei als Arbeiten. Da sonach seine Einwirkung in der gewünschten Richtung gar nicht zu erlangen war, so habe ich sowohl in landwirtschaftlichen Versammlungen

Digitized by Google

als auch in Bescheiden auf Petitionen mich darauf beschränken müssen, die Lage der Sache und die Schwierigkeit, Abhilfe zu schaffen, auseinanderzusetzen, ohne gerade von weiteren Schritten abzuraten, und bin deshalb in den Verdacht geraten, daß ich den Uebelstand nicht würdige oder unterschätze."

War Horn auch von der Schädlichkeit des Treibens Ledochowskis auf das tiefste überzeugt, so mußte er ihm doch auf kirchlichem Gebiet freie Hand lassen, teils weil dieses dem Erzbischof nach der Verfassungsurkunde preisgegeben war, teils weil nach der damaligen Haltung und Stimmung der Staatsregierung irgendeine Einwirkung nach einer freien Richtung hin oder eine Abwehr jesuitischer Tendenzen nicht zu erwarten war. Horn erhielt sogar einmal, als er im Jahr 1867 an einem Sommerabende bei dem Ministerpräsidenten Grafen Bismarck Audienz hatte und mit ihm in seinem Garten promenierte, die Anweisung oder den Rat, Ledochowski gegenüber sich immer gefügig zu zeigen, und seine abweichende Meinung nur dem Ministerium vorzutragen. Dieser Rat war, weil er Horns Stellung vor Erschütterungen bewahren wollte, gut gemeint, trug aber seiner Aufrichtigkeit nicht Rechnung und ließ außer acht, daß der Erzbischof aus der katholischen Abteilung im Kultusministerium nichtamtliche Mitteilungen über wichtige Berichte des Oberpräsidenten erhielt.

Auf diesem Wege, und da Horn in der ihm eignen Offenheit kein Hehl aus seiner Auffassung zu machen pflegte, ward Ledochowski auch darüber unterrichtet, welche Stellung er in bezug auf die Zulassung neuer Klöster und die Ausbildung der katholischen Geistlichen einnahm. Als fanatischer Pole vermerkte Ledochowski es ferner übel, daß Horn für politische Wahlen den Zusammenschluß der Deutschen gegenüber den polnischen Kandidaten empfahl, und daß bei Besetzung von Stellen königlichen Patronats nur der Regierung ergebene Geistliche berücksichtigt wurden.

Besonders scharf machte sich der Gegensatz zwischen den Auffassungen der beiden Männer auf dem Gebiete des Schulwesens geltend. Horns Streben nach Förderung des Unterrichts in der deutschen Sprache und nach Verbesserung der Schulaufsicht stieß begreiflicherweise bei Ledochowski auf entschiedenen Widerspruch, und in hohem Maße erregte sich der Erzbischof über die Haltung des Oberpräsidenten zu der Gründung katholischer Gymnasien. Vergeblich versuchte er Horn für seine Auffassung und seine Pläne zu gewinnen. In einer längeren Unterredung sprach er direkt den Wunsch aus, daß das Oberpräsidium gewisse Anordnungen zurücknehmen und seine Ansicht nicht weiter verfolgen solle. Horn war nicht rechthaberisch, vielmehr leicht zu belehren, aber nie zu bewegen, etwas zu tun, was er für ungesetzlich oder unvereinbar mit dem Staatswohl hielt. Er lehnte es deshalb ab, auf das Ansinnen des Erzbischofs einzugehen, worauf dessen heimliches Spiel gegen ihn begann.

Sein Ziel, die Entfernung Horns aus der Provinz zu erreichen, fiel Ledochowski nicht schwer, da er die ihm von Anfang an sehr günstige Stimmung in Berlin bei wiederholtem Besuch daselbst zu befestigen und auszunutzen verstand. Gleichzeitig wirkten einige ihm ergebene vornehme Polen und Polinnen,

Digitized by Google

die bei Hof verkehrten, eifrig in seinem Sinne. Hierauf wurde Horn auch von Personen aufmerksam gemacht, die ihm nicht nahe standen, z. B. von dem kommandierenden General v. Steinmetz. Der alte General, der in seinem geraden soldatischen Empfinden durch die geheimen Wühlereien gegen den Oberpräsidenten unangenehm berührt war, warnte ihn schon im Mai 1868 von Berlin aus in einem langen Schreiben, in welchem er zugleich bekannte, wie er in bezug auf die Vertretung „spezifisch preußischer und evangelischer Interessen" ganz den Standpunkt des Oberpräsidenten einnehme.

Trotz solcher Warnungen wurde Horn durch die Nachricht von seiner am 5. März 1869 erfolgten Versetzung überrascht, weil er das volle Vertrauen des Königs und des Grafen Bismarck besaß, bis dahin auch ihres Einverständnisses mit seinem Verhalten dem Erzbischof gegenüber sicher zu sein glaubte und deshalb den gegen ihn gesponnenen Intrigen keine Bedeutung beimaß.

Der Staatsregierung aber wurde die Erfüllung des Wunsches Ledochowskis dadurch erleichtert, daß das Oberpräsidium in Königsberg nach der im September 1868 erfolgten Verabschiedung des Oberpräsidenten v. Eichmann neu zu besetzen war und das Staatsministerium Horn als den geeignetsten Mann für die damals noch ungeteilte Provinz Preußen ansah. Mit Rücksicht hierauf durfte er, wie ihm von Berlin aus bedeutet wurde, in seiner Versetzung nach Königsberg ein Zeichen besonderer Anerkennung erblicken. Dies ändert aber an der Tatsache nichts, daß er in Posen den Machenschaften Ledochowskis hat weichen müssen.

Als seine Versetzung bekannt wurde, sprachen ihm unzählige, den verschiedensten Kreisen angehörende Personen mündlich oder schriftlich ihr Bedauern über sein Scheiden aus, darunter auch eine Reihe vornehmer, der preußischen Regierung ergebener Polen. Einer von diesen, an dessen Aufrichtigkeit zu zweifeln er keinen Anlaß hatte, erklärte, daß auch der Erzbischof sich die Sache sehr zu Herzen genommen habe. (!)

Besonders lebhaft kam die Teilnahme der Deutschen zum Ausdruck. Vor allem schmeichelhaft für ihn waren die Aussprüche zweier alter Männer, die von Geburt an der Provinz angehört hatten und verschiedene politische, wirtschaftliche und gesellschaftliche Kreise vertraten. Der alte Major v. Massenbach auf Bialokosch, Kommendator des Johanniterordens, bemerkte, nie habe ein Oberpräsident der Provinz soviel geleistet als er, und der alte Kommerzienrat Bielefeld erklärte, er habe acht Oberpräsidenten erlebt, aber keinen wie ihn.

Eine größere Anzahl Deutscher unter Führung von Kennemann-Klenka sandten ihm nach Königsberg als „Ausdruck ihrer persönlichen Hochachtung und der Anerkennung seiner Verdienste um die Provinz" ein künstlerisch schönes und wertvolles Ehrengeschenk. Kennemann, dessen hervorragende wirtschaftliche Begabung von seinem vaterländischen Sinn noch übertroffen wurde, hätte sich nicht an ihre Spitze gestellt, wenn nicht nach seiner festen Ueberzeugung das Deutschtum in dem von Ledochowski verdrängten Oberpräsidenten den treuesten Beschützer gefunden hätte.

Digitized by Google

Nach Horns Fortgang zeigte sich Ledochowski immer offener und kühner als Vertreter polnischer und ultramontaner Bestrebungen. Bekannt ist, daß er im November 1870 in Versailles persönlich das Verlangen stellte, Deutschland solle für den Papst intervenieren, und daß er, als dies abgelehnt wurde, an die Spitze der ultramontanen Opposition gegen Preußen trat. Als es dann hauptsächlich infolge seiner herausfordernden Haltung zum sog. Kulturkampfe gekommen war, erhielt Horn nachstehenden Brief des Ministers des Innern vom 27. Januar 1873:

„Ich stelle Ihnen, unter Zustimmung des Staatsministeriums, die Frage: Läuft es Ihren Wünschen entgegen, wenn wir Seine Majestät bitten, Ihnen wiederum das Oberpräsidium in Posen zu übertragen. Der Königlichen Genehmigung eines solchen Antrages sind wir gewiß. Es kommt nur darauf an, ob Ihnen eine solche Rückversetzung unerwünscht ist, oder nicht.

Das Zeitungsgeklatsch über die verschiedenen Oberpräsidialkombinationen hat Eurer Exzellenz voraussichtlich schon Veranlassung gegeben, über die Frage nachzudenken. Wir werden nichts veranlassen, was Ihren Wünschen direkt entgegensteht. Mein dringender Wunsch ist, daß Sie nach Posen zurückgehen. Sie erlassen mir die Auseinandersetzung der sachlichen Gründe.

Als persönliche, aus dem Standpunkt Ihrer Person, hebe ich hervor:

Sehnsucht nach Ihrer Rückkehr seitens der deutschen Gutsbesitzerbevölkerung der Provinz Posen, wie mein Bruder, der vor einigen Wochen längere Zeit sich in derselben umhergetrieben hat, sie mir berichtet,

sehr gut eingerichtete Wohnung in Posen, mit obligater Aussicht einer Aenderung der scheußlichen Königsberger Wohnungsverhältnisse erst binnen vier bis fünf Jahren,

voraussichtlich in nicht zu langer Frist eintretende Trennung der Provinz Preußen in zwei Oberpräsidialbezirke.

Ueberlegen Sie die Frage gefälligst, ziehen Sie Ihre liebenswürdige, von mir hochverehrte Frau Gemahlin zu Rate und antworten Sie recht bald

Ihrem aufrichtig ergebensten

Eulenburg."

Horn trug Bedenken, dem Rufe nach Posen bedingungslos zu folgen, knüpfte vielmehr seine Zustimmung an die Erfüllung mehrerer Voraussetzungen.

Vor allem wünschte er, daß die anderweitige Verfügung über ihn in einer Form oder mit einer Kundgebung erfolge, die ersehen lasse, daß die mit ihm eingetretene Veränderung nicht von ihm erstrebt, sondern höheren und Allerhöchsten Ortes ohne sein Zutun beschlossen worden sei.

Ferner machte er sein Einverständnis davon abhängig, daß gleichzeitig mit seiner Versetzung nach Posen ein Beamter der Provinz anderweitig verwendet werde, weil er nach den Erfahrungen, die er mit ihm in der Provinz Preußen gemacht, auf eine offene und ehrliche Unterstützung seitens desselben nicht rechnen könne. Es handelte sich um einen Beamten, dessen Verbleiben im Amte von

Digitized by Google

einem gut unterrichteten Vertrauensmann des Fürsten Bismarck „als eine Kalamität für den Bezirk und die Provinz" betrachtet wurde.

Horn setzte weiter voraus, daß bei Ergänzung des dem Oberpräsidenten in Posen zur Seite zu stellenden Personals seine Anträge wohlwollende Berücksichtigung fänden, und legte endlich Wert darauf, daß er in Posen eine Entschädigung für den Verlust der Nebeneinnahme erhalte, die er in Königsberg als Kurator der Universität bezog.

Der damalige Ministerpräsident Graf Roon und der Minister des Innern erkannten seine Wünsche als berücksichtigungswert an, ebenso Fürst Bismarck, der „ganz bestimmt" versprach, für seine Versetzung nach Posen wirken zu wollen. Fürst Bismarck sagte ihm unter anderm, welche größere Satisfaktion er verlangen könne, als daß man das geschehene Unrecht einsehe und es wieder gut machen wolle, und der Kaiser äußerte gegen ihn, daß, wenn er nach Posen ginge, er von dort um Ledochowskis willen nicht wieder versetzt werden würde.

Horns Wünsche, die er bei seiner Anwesenheit in Berlin ausdrücklich „als Bedingungen" bezeichnete, stießen aber schließlich doch auf Widerspruch, und auf einen Vortrag des Geheimen Kabinettsrats beschloß der Kaiser, von seinen auf die Zurückversetzung Horns gerichteten Intentionen Abstand zu nehmen, nachdem inzwischen noch der Kronprinz an Allerhöchster Stelle für ihn eingetreten war.

Als Fürst Bismarck in Begleitung des Kaisers bald darauf nach Königsberg kam, war sein erstes Wort an Horn auf dem Bahnhofe, er sei nicht schuld an der Sache.

So kehrte er nicht zurück in die Provinz, in der ihn die Deutschen mit Vertrauen und Wohlwollen, die Polen mit Achtung empfangen hätten. Er blieb vielmehr in Königsberg, bis er am 1. April 1882 in den Ruhestand trat.

Bei seinem Scheiden von dort wurde er von Felix Dahn, der sich wie kein andrer in deutsches Wesen und Empfinden vertieft hat, als „echt deutscher" Mann gefeiert, der Eiche gleich,

„In der Schlichtheit schön, in der Wahrheit stark, in der Treue der Pflicht unbezwingbar."

So bewährte er sich in fast zwanzigjähriger unermüdlicher Sorge und Arbeit für die Ostmark. Die ihm unterstellten Provinzen waren ihm aber nicht nur ein Dienstbezirk, den er pflichtgemäß verwaltete, sie wurden ihm eine zweite Heimat, an der er mit allen Fasern seines warmen Herzens hing.

Bei der Beurteilung seiner dienstlichen Tätigkeit in der Provinz Posen ist zu berücksichtigen, daß in die Jahre 1863 bis 1869 eine ganze Reihe von Ereignissen fielen, welche die auf eine schnelle Entwicklung der Provinz gerichteten Bemühungen nicht voll zur Geltung kommen ließen: die polnische Insurrektion, der Konflikt zwischen der Staatsregierung und dem Abgeordnetenhause, der Krieg mit Dänemark, die Auseinandersetzung mit Oesterreich, die zunehmende Spannung in unserm Verhältnis zu Frankreich, ferner die Cholera und der mittelmäßige, zum Teil schlechte Ausfall mehrerer Ernten. Die Zeitumstände nahmen die Gedanken der leitenden Personen in Berlin so in Anspruch, daß

Digitized by Google

die für die Provinz wichtigen Fragen in den Hintergrund traten, und manche von dem Oberpräsidium überreichte Denkschrift zu nichts anderem diente als zu schätzbarem Material. In allen Verwaltungszweigen trat ferner die durch die Finanzlage des Staates gebotene Sparsamkeit einer schnelleren und reicheren Befriedigung der Bedürfnisse entgegen. Besonders machte sich dies auf dem Gebiete des Schulwesens und der Landwirtschaft geltend. Selbst der eifrige Landwirtschaftsminister v. Selchow mußte auf Horns vielseitige Anregungen und Anträge erwidern, daß er „nur langsam" zum Besten der Provinz wirken könne. Seitens der Staatsverwaltung wurde noch nicht wie seit 1871 aus dem Vollen gewirtschaftet, und noch größere Beschränkung mußten sich die Städte, die Kreisverbände und der Provinzialverband auferlegen. Um die damalige finanzielle Einschränkung zu ermessen, genügt ein Blick auf die seither aus öffentlichen Mitteln ausgeführten Prachtbauten und sonstigen Anlagen. Und endlich von 1866 ab hatte Horn mit dem offenen und geheimen Widerstande des neuen Erzbischofs zu kämpfen.

Trotz allem sind ihm schöne Erfolge nicht versagt geblieben, wie die Anerkennung beweist, die ihm seitens des Königs und des Fürsten Bismarck zuteil geworden ist. Eine tragische Fügung aber war es, daß er das Amt, in dem er je länger je mehr nützlich hätte wirken können, aufzugeben gezwungen wurde, ehe er die Früchte seines rastlosen Schaffens reifen sah und Pläne, mit denen er sich noch trug, selbst zur Ausführung bringen konnte, — tragisch vor allem deshalb, weil er aus Posen von einem Manne verdrängt wurde, vor dem er die Staatsregierung dringend gewarnt hatte, der dann das ihm an Allerhöchster Stelle entgegengebrachte Vertrauen mit schnödem Undank vergolten und mehr als irgendein andrer dazu beigetragen hat, daß die Gegensätze zwischen den beiden Nationalitäten sich nicht, wie nach der Niederwerfung des polnischen Aufstandes erhofft werden durfte, gemildert, sondern wesentlich verschärft haben.

Die Aussichten des Frauenstimmrechtes in England

Von

Lady Robert Cecil

Das politische Wetter ist bekanntlich unsicher, und politische Propheten sind, noch mehr als die andrer Sehern, immer sehr gewagt, aber es kann ohne großes Risiko behauptet werden, daß binnen weniger Jahre die englischen Frauen das parlamentarische Wahlrecht besitzen werden. Angesichts des Beispiels, das die englischsprechenden Frauen von Australien und Neuseeland und vollends die von Amerika gegeben haben, wo jedes Jahr die Frauen in irgendeinem neuen Staate das Wahlrecht erhalten — der letzte dieser Staaten, Illinois, umschließt die gewaltigen industriellen Interessen von Chikago —, ist es kaum

Digitized by Google

möglich, daß das Mutterland England auf seinem Standpunkt glatter Ablehnung noch länger stehen bleibt. Tatsächlich wird von den Gegnern des Frauenwahlrechtes zugegeben, daß die Frage jetzt lediglich eine Frage der Zeit geworden ist; ein Aufschub ist das äußerste, was sie erwarten. Der sofortigen Verwirklichung unsrer Hoffnungen indessen stehen noch bedeutende Hindernisse im Wege, deren hauptsächlichste das Parteisystem und die „Militancy" sind.

Infolge der Tatsache, daß in England alle politischen Fragen mit Hilfe der Parteimaschinerie organisiert und entschieden werden und daß das Frauenwahlrecht bis jetzt noch von keiner der beiden großen Parteien, der liberalen und der konservativen, angenommen worden ist, nimmt die Frage des Frauenstimmrechtes eine ganz besondere Stellung ein und ist es möglich gewesen, sie im Hause der Gemeinen in einer Weise zu behandeln, die mehr für eine komische Oper paßt, als für eine große staatliche Körperschaft. Seit dem Jahre 1886 ist eine Majorität im Hause der Gemeinen für manche Schritte auf dem Wege zum Frauenwahlrecht vorhanden. Während der letzten vierzig Jahre haben sieben Gesetzentwürfe über das Frauenwahlrecht die zweite Lesung durchlaufen, aber nicht einen von diesen sieben ließ man weitergelangen. Im kritischen Augenblick kommt etwas dazwischen, was die Befürchtungen der Konservativen oder die Eifersucht der Liberalen erregt, und diesen Parteirücksichten oder vielleicht sogar den privaten Vorurteilen der Kabinettsminister werden die Frauen von beiden Parteien mit leichtem Herzen geopfert. So leicht ist es, eine Reform, so wünschenswert und so lange schon fällig sie auch sein mag, aufzuschieben, wenn sie der höchsten Triebkraft des Parteiinteresses ermangelt. Wenn ein Frauenbill im Haus der Gemeinen scheitert, so hat das keine tatsächliche Ungelegenheit zur Folge. Es fallen keine Regierungen, die Minister treten nicht zurück, die privaten Parlamentsmitglieder', welche die den Frauen in ihren Wahlkreisen gegebenen Versprechungen gebrochen haben, sind in keiner Gefahr, ihre Sitze bei der nächsten Wahl zu verlieren. Die Frauen mögen aufgebracht sein, aber ohne Stimmrecht haben sie kein Mittel, ihr Mißvergnügen fühlbar zu machen. Der Unterschied zwischen der Unzufriedenheit eines männlichen Wählers und der einer in dem Wahlkreis lediglich wohnhaften Frau ist derselbe wie der zwischen einer scharfen Patrone und einer Platzpatrone. Der praktische Nachteil, der dem Mangel politischer Rechte anhaftet, ist deutlich durch die Vertagung des Hauses der Gemeinen bei den Verhandlungen über die Frauenfrage bewiesen worden, und dessen ausweichendes Verhalten, das an und für sich schimpflich war und besonders seine Opfer erbittern mußte, ist eng verbunden mit dem unter dem Namen „Militancy" bekannten bedauerlichen Ausbruch weiblichen Unwillens.

Als Mitglied einer streng konstitutionellen Gesellschaft, der „Conservative and Unionist Women's Franchise Association", und als eine Frau, die glaubt, daß die Bewegung für das Frauenstimmrecht auf dem Streben beruht, die geistige Kraft an die Stelle der physischen, das Recht an die Stelle der Macht zu setzen, hat die Verfasserin dieses Artikels nicht die Absicht, gewalttätige Handlungen zu entschuldigen. Indessen erzeugt langanhaltende Ungerechtigkeit beinahe unver-

Digitized by Google

meidlich Gewalttätigkeit, und es ist nur billig, daran zu erinnern, daß, als Mrs. Pankhurst zu ihrer kriegerischen Taktik überging, die friedlichen Methoden und die Arbeit von vierzig Jahren im Parlament mit einem vollständigen legislativen Fiasko und außerhalb des Parlamentes mit einem beinahe über die ganze englische Presse sich erstreckenden Boykott vergolten worden waren. Der Gipfelpunkt wurde erreicht, als der liberale Premierminister, Herr Asquith, nachdem er sich wiederholt geweigert hatte, friedliche Wahlrechtsdeputationen zu empfangen, und in den Jahren 1910 und 1911 ein weiteres Entgegenkommen gegen die mit großer Majorität in zweiter Lesung angenommenen Frauenwahlrechtsbills abgelehnt hatte, seinem beleidigenden Verhalten die Krone aufsetzte, indem er im Herbste des Jahres 1911 den Vorschlag machte, jedem Jüngling von einundzwanzig Jahren das Wahlrecht zu verleihen, ohne dieses einer einzigen Frau zu geben.

Es ist bedauerlich, daß auf diese extreme, mutwillige Herausforderung hin ein kleiner Teil der Stimmrechtlerinnen die Selbstbeherrschung verlor und jene gewalttätigen und zügellosen Akte beging, die das Wort „Suffragette" in der ganzen zivilisierten Welt zu einem Spottnamen gemacht haben. Es ist bedauerlich, aber kaum überraschend. Unter derselben Behandlung und in dieselbe Lage versetzt, würden Männer ohne Zweifel noch viel weiter gegangen sein und viel schlimmere Verbrechen begangen haben. Im allgemeinen ist das Ueberraschende nicht, daß eine Anzahl von Frauen ihrem Unwillen freien Lauf gelassen, sondern daß verhältnismäßig nur wenige es getan haben. Die „streitbaren" Suffragetten haben eine Notorietät erlangt, die nicht ganz im richtigen Verhältnis zu der Verbreitung ihres Einflusses und ihrer Zahl steht. Die letztere läßt sich unmöglich zuverlässig schätzen, da die „Women's Social & Political Union", die einzige bedeutende streitbare Gesellschaft, aus Gründen, die sie selbst am besten kennt, es ablehnt, Ziffern anzugeben, aber ihre Mitglieder werden glaubwürdig auf zwischen 6000 und 7000 geschätzt, von denen sich vielleicht 150 Personen in tätlichem Kampf mit dem Gesetz befinden. Auf der andern Seite veröffentlicht die „National Union of Women Suffrage Societies", die älteste und größte der konstitutionellen Gesellschaften, die Mrs. Fawcett zur Präsidentin hat und eine streng gesetzliche Politik verfolgt, eine Liste von 45000 jährlich subskribierenden Mitgliedern. Zu den nicht streitbaren können auch solche politische Körperschaften wie die „Women's Liberal Federation" mit ihren 130000 offiziell auf das Frauenwahlrecht verpflichteten Mitgliedern und die „Women's Co-operative Guild", die aus 29000 der Arbeiterklasse angehörenden verheirateten Frauen besteht, gerechnet werden. Die Gesamtzahl der mit gesetzlichen Mitteln arbeitenden Stimmrechtlerinnen läßt sich auch nicht annähernd feststellen, aber es ist unbestreitbar, daß sie in ungeheurer Ueberzahl sind.

Der wirkliche Stand der Dinge wird überhaupt vom großen Publikum verkannt, hauptsächlich infolge der unaufrichtigen Politik der gegnerischen Presse, die es sich zur Gewohnheit gemacht hat, jede von der streitbaren Minorität herrührende kleine Nachricht, mag sie noch so trivial und ihre Authentizität noch

Digitized by Google

so zweifelhaft sein, zu veröffentlichen und dagegen die Berichte über die sich im Rahmen des Gesetzes haltende Tätigkeit der Stimmrechtlerinnen, mag sie noch so bedeutungsvoll sein, unterdrückt. Die Wirkung ist doppelt verderblich gewesen. Die Oeffentlichkeit ist gehindert worden, zu erkennen, daß das ernstliche Verlangen nach dieser Reform sich über das ganze Land erstreckt, und viele Frauen haben den Schluß gezogen: Da unsre Sache nur anerkannt wird, wenn sie in das Gewand der Gewalttätigkeit gekleidet ist, so laßt uns gewalttätig sein! Die Verantwortlichkeit jener, die einen Preis auf die Gewalttätigkeit gesetzt haben, indem sie sie nach besten Kräften bekannt machten, ist sehr groß. Mrs. Pankhursts Anhängerinnen haben sich aus denen rekrutiert, die sich durch Sensation und Publizität angezogen fühlen, aus Gefühlsmenschen, deren Herzen stärker sind als ihre Köpfe, aus hochherzigen Naturen, die sich durch Ungerechtigkeiten und Mißbräuche leicht aufbringen lassen, und schließlich aus den romantischen Geistern, für die Gefahr in jeder Gestalt fast unwiderstehlich ist. Denn was auch alles gegen die Suffragetten gesagt worden ist, das Zeugnis des Heldenmuts kann ihnen nicht versagt werden. Unzählige Beispiele ließen sich anführen, um ihren unbezähmbaren Mut und ihre Ausdauer zu beweisen — Eigenschaften, denen immer der Tribut der Bewunderung gezollt werden wird. Leider ist ihr Heldenmut, um mit dem liberalen Suffragistenblatt „The Nation" zu sprechen, nicht immer „unschuldiger Heldenmut" gewesen. Ihr Mut ist durch Verbrechen befleckt worden — zuerst triviale, aber zunehmend ernstliche Verbrechen. Die Folge davon ist eine Auflehnung gegen ihre Politik in allen Klassen gewesen. Ihre Angriffe auf das Eigentum haben die Reichen erbittert und ihnen dabei in der Arbeiterwelt keine Sympathien gewonnen. Der Durchschnittsarbeiter ist geneigt, zuzugeben, daß Frauen, die Häuser besitzen und Steuern zahlen, berechtigt sind, zu wählen. Aber das Argument zerbrochener Fenster verfängt bei ihm nicht und noch weniger bei seiner Frau. Die Mißbilligung einer kriegerischen Taktik ist bei den Frauen sogar noch stärker als bei den Männern zutage getreten. So tief ist ihre Abneigung gegen alle Gesetzwidrigkeit, daß in vielen Landbezirken das Wirken für das Frauenwahlrecht gehindert ist, weil die Stimmrechtlerinnen es ablehnen, einer Sache öffentliche Unterstützung zu gewähren, auf der auch nur der Schatten der Ordnungswidrigkeit liegt. Das heißt die moralische Vorsicht zu weit treiben, aber es beweist wenigstens die von Achtung vor dem Gesetz durchdrungene friedliebende Natur des weiblichen Instinkts und die Ungerechtigkeit jener, die ein ganzes Geschlecht vom Bürgerrecht ausschließen möchten, weil ein paar Dutzend erbitterter Frauen sich gegen die Staatsgewalt aufgelehnt haben.

Die ungeheure Majorität der englischen Stimmrechtlerinnen denkt nicht daran und hat nie daran gedacht, sich gegen das Gesetz zu vergehen. Im Gegenteil, die Frauen können behaupten, daß nie zuvor eine große soziale Reform mit so geringen Störungen für das ganze politische Leben in die Wege geleitet worden ist. Nach einem halben Jahrhundert des Kampfes unter allen denkbaren Herausforderungen können die Frauen sich stolz rühmen, daß die einzigen für ihre Sache geopferten Menschenleben ihre eignen gewesen sind. Ganz

Digitized by Google

anders liegt der Fall bei den männlichen Wählern. Um nicht weiter als auf die letzten Jahre zurückzugreifen, haben wir die ungeheuren und leichtfertigen Kohlenarbeiter- und Eisenbahnerstreiks von 1911/12 mit ihren Begleiterscheinungen von Aufruhr, Blutvergießen und unermeßlichen Verlusten für die ganze Allgemeinheit, und den letzten Grubenarbeiteraufstand in Johannesburg mit seinen vielen Opfern an Toten und Verwundeten. Hier ist eine Gelegenheit, die Aufrichtigkeit unsrer Kritiker und Richter auf die Probe zu stellen; wir finden, daß, wenn es sich um männliche Störer des öffentlichen Friedens handelt, leicht Entschuldigungen für ihr Verhalten gefunden, Mittel zur Abhilfe gegen ihre Beschwerden rasch angeboten, Konzessionen gemacht und ihre Ausschreitungen von Ministern und Parlamentsmitgliedern verziehen werden. Wir sehen da wieder einmal, welch große praktische Unterschiede zwischen Bürgern, die das Wahlrecht besitzen, und solchen, die keines haben, gemacht werden.

Die Männer können sich selbst täuschen, aber die Frauen können sie nicht so leicht täuschen. Die Frauen wissen, daß sie auf politischem Gebiet nicht gewalttätiger und unzuverlässiger sind als die Männer, sondern weit weniger gewalttätig und weit korrekter. Sie wissen, daß die Leute, die behaupten, die krampfartigen Ausbrüche der streitbaren Stimmrechtlerinnen seien ein Beweis für die Untauglichkeit aller Frauen, das Wahlrecht auszuüben, bewußt oder unbewußt die Rolle von Heuchlern spielen, denn sie wagen es nicht, ihre Lehre auf sich selbst anzuwenden. In der Tat ist der Schluß, daß die Vielen für die Wenigen gestraft werden sollten, so offenkundig ungerecht, daß wir nicht weit fehlgehen werden, wenn wir dahinter nicht Vernunft, sondern Vorurteil, den blinden Instinkt ausschließlichen Besitzes entdecken. Das Argument, das unter dem Deckmantel der „Militancy" gegen uns vorgebracht wird, hat in Wirklichkeit nichts mit politischer Ethik zu tun. Es ist ein einfacheres, das der Sprecher in der Kinderstube gelernt hat, als er an *meinem* Spielzeug, *meinem* Stock festhielt. Jetzt in seinen reiferen Jahren schreit er, weniger verändert, als er weiß: „*Mein* Wahlrecht, Hände weg!"

Indessen wird es unter den modernen wirtschaftlichen Verhältnissen, unter denen große Mengen von Frauen für ihren Lebensunterhalt auf ihre eignen Kräfte angewiesen sind, immer schwerer, auf dem rein selbstischen oder eifersüchtigen Standpunkt stehenzubleiben. Nach Herrn Lloyd Georges National Insurance Act sind dreieinhalb Millionen Frauen als Lohnempfängerinnen verpflichtet, ihren wöchentlichen Beitrag zu bezahlen. Es gehört für einen Mann viel Kühnheit dazu, hinzugehen und dieser großen Armee von Frauen zu sagen, daß sie keinen Anteil an der Wahl der Gesetzgeber haben sollen, die ihre Löhne besteuern, die Stunden und Bedingungen ihrer Arbeit festsetzen, die Inspektoren ihrer Fabriken und Arbeitsräume anstellen und auf zahllose andre Arten ihre Lebensverhältnisse regeln. Die Unabhängige Arbeiterpartei hat die Sache der Frauen rückhaltlos zu der ihrigen gemacht, und es ist nicht zu bezweifeln, daß ihr die Liberale Partei binnen kurzem wird folgen müssen. Die Konservativen werden, wenn die Einführung eines Frauenwahlrechts auf ausgesprochen demokratischer

Digitized by Google

Basis in Aussicht steht, gezwungen sein, zur Selbstverteidigung irgendeinen eignen Antrag von gemäßigterem Charakter einzubringen, und diesen wird, wie man allen Grund hat zu glauben, das ganze Volk bereit sein zu akzeptieren.

Indessen besteht, trotz dem vielen törichten Gerede in manchen Kreisen, in England kein Frauenkrieg. Wie könnte es auch einen geben, wenn Männer auf allen Stufen des Lebens, von dem obskuren Arbeiter bis zu Sir Edward Grey, dem Leiter der auswärtigen Politik der Nation, den Frauen in ihrem Kampf für die politische Freiheit helfen? Es besteht kein Frauenkrieg, aber es ist ein gewisses Maß von Erbitterung bei den Frauen vorhanden, die mit der Beseitigung ihrer Ursache verschwinden würde. In andern Ländern, wo sie das Wahlrecht errungen haben, hat die Frauenfrage aufgehört, eine besondere Existenz zu führen, und Männer und Frauen arbeiten Seite an Seite für das allgemeine Wohl. Und so wird es in England auch werden!

Zur Entwicklung der Luftschiffe

Von

Dr. v. Sanden

Sich in die Lüfte zu erheben und es im Fluge den Vögeln gleichzutun, ist ein uralter Wunsch der Menschheit, und mit Stolz sehen wir, daß unsre Tage die Erfüllung dieses Sehnens bringen.

Wieso reifte die Frucht gerade in unsrer Zeit? Was hat ihr heute den Boden so günstig bereitet?

Bald nachdem im Jahre 1783 die erste Mongolfiere aufgestiegen war, wurden Vorschläge laut, wie ein Ballon sich lenken ließe, unabhängig vom Winde, dessen Launen er preisgegeben war. Es lag nahe, ein Prinzip auf den Antrieb eines Ballons zu übertragen, das sich in der Schiffahrt wohl bewährt hatte: einen Schraubenpropeller am Ballon oder der Gondel anzubringen und diesen durch eine Maschine treiben zu lassen. War diese nur hinreichend stark, so mußte es sich ermöglichen lassen, auch gegen den schwersten Sturm anzukämpfen und so der Fahrt ein beliebiges Ziel zu stecken. Die Ausführung dieser Idee stieß aber auf unüberwindliche Schwierigkeiten: Denken wir uns einen gewöhnlichen Kugelballon mit einer Maschine ausgerüstet, so wird eine ganz bestimmte Kraftleistung derselben erforderlich sein, um diesen Ballon mit genügender Geschwindigkeit durch die Luft zu treiben. Die Maschine, von der man diese Leistung verlangt, muß aber vom Ballon getragen werden, und sein Volumen muß groß genug sein, um den erforderlichen Auftrieb zu liefern. Nun ist der Widerstand, den die Luft der Bewegung des Ballons entgegensetzt, aber wiederum durch die Größe des Ballons bestimmt, und die sich hieraus ergebende Schwierigkeit war nun die: Ein Ballon konnte die Maschine, deren

Digitized by Google

Kraft ausreichen sollte, um ihn gegen einen halbwegs kräftigen Wind vorwärts zu bringen, nicht tragen. Solange nun zum Antrieb nur Dampfmaschinen oder durch Akkumulatoren gespeiste Elektromotoren in Frage kamen, war an eine Lösung des Problems nicht zu denken.

Aber der Weg war vorgezeichnet, auf dem man versuchen mußte, vorwärts zu kommen. Einerseits galt es, dem Ballon eine Form zu geben, die der Luft einen möglichst geringen Widerstand bietet. Daß die Kugelgestalt des Freiballons verlassen werden mußte, war einleuchtend, aber viel schwieriger war es, eine geeignete Form (Zigarrenform) zu finden.

Anderseits mußte man Umschau halten nach „leichteren" Antriebsmotoren für den Propeller.

Die Gewichte zweier Maschinen, etwa zweier Dampfmaschinen, brauchen nämlich ihren Leistungen durchaus nicht proportional zu sein. Die Gewichte zweier gleichstarker Maschinen können je nach ihrem Verwendungszweck wohl verschieden sein. Eine Schnellzugslokomotive leistet ungefähr 1000 P. S. Ein Torpedoboot verfügt über eine Maschinenleistung von 16000 P. S. Wollte man dies mit Maschinen antreiben, die dasselbe Gewicht pro Pferdestärke haben, wie eine Lokomotive, so müßte das Boot also ein Gewicht von 16 Lokomotiven tragen, eine Last, die es ohne Zweifel auf den Grund des Meeres brächte!

Um eine Maschine zu bauen, die im Verhältnis zu ihrer Leistung möglichst wenig wiegt, wird man zunächst für den Bau solche Materialien verwenden, die bei geringem Gewicht eine hohe Festigkeit aufweisen. Ein Maschinenteil, der eine bestimmte Kraft zu übertragen hat, kann leichter sein, wenn er aus Nickelstahl besteht, als wenn man Gußeisen für ihn verwendet.

Ferner wird man darauf ausgehen, die Kräfte selbst, die in der Maschine wirksam sind, möglichst zu verringern, wodurch natürlich das Gewicht der sie übertragenden Maschinenteile auch vermindert werden kann.

Nun ist die Leistung einer Kraft gleich dem Produkt aus Kraft mal Geschwindigkeit. Ein einfaches Beispiel mag diesen Satz erläutern: Um in einer Stunde 10 Zentner Kohlen auf eine bestimmte Höhe zu befördern, muß ein Lastträger diese Höhe zehnmal ersteigen, wenn er sich bei jedem Aufstieg 1 Zentner aufladet. Will er jedesmal nur einen halben Zentner tragen, so hat er zwanzigmal auf und ab zu steigen, er muß sich in diesem Falle doppelt so schnell bewegen wie im ersten, hat aber auch nur den halben Druck auf seinen Schultern auszuhalten. Die Leistung, die er in der Stunde bewältigt, ist in beiden Fällen gleich, und sie ist in der Tat gleich dem Produkt aus der Kraft, die auf seine Schultern drückt, und der Anzahl der Aufstiege in der Stunde, d. i. der Geschwindigkeit der Arbeit.

Die Anwendung dieses Satzes auf die Maschinentechnik führt also dazu, möglichst schnellaufende Maschinen zu bauen, wenn es auf Gewichtsersparnis ankommt. Die Kraft, mit der jeder Maschinenteil beansprucht wird, kann dann gering sein und damit auch das Gewicht desselben.

Durch Verwendung hochwertigen Materials und schnellaufender Maschinen

Digitized by Google

galt es also vorwärts zu kommen, um dem Luftballon einen genügend leichten Motor zur Verfügung zu stellen.

Solange als solcher nur die Dampfmaschine in Betracht kam (an den Elektromotor war wegen der mitzuführenden Akkumulatorenbatterie kaum zu denken!), schien die Lösung des Problems wenig aussichtsreich.

Zwar gelang es der Technik, sehr schnellaufende und dementsprechend leichte Maschinen zu bauen, da auch im Schiffbau die Frage nach einer leichten Maschine brennend ist. (Man denke an die modernen Turbinen mit ihren enormen Drehgeschwindigkeiten!) Bei der Dampfmaschine ist jedoch neben der eigentlichen Maschine auch das Gewicht des dampferzeugenden Kessels in Rechnung zu setzen. Auch hier gilt allerdings das Prinzip: Gewichtsersparnis durch Geschwindigkeitssteigerung. Je schneller nämlich das Wasser den Kessel, in dem es in Dampf verwandelt wird, passiert, je intensiver die Uebertragung der Wärme auf das Wasser stattfindet, desto geringer braucht der Wasservorrat im Kessel zu sein, desto leichter kann dieser gebaut werden.

Zwar brachte die Einführung der Wasserrohrkessel hier einen entscheidenden Fortschritt, aber eine in der Luft brauchbare Gewichtsersparnis war auch damit noch nicht gewonnen. — Erst die Ausbildung des Benzinmotors brachte die Lösung der Frage, und die Automobiltechnik war es, deren Aufblühen der Luftfahrt zugute kam.

Beim Auto bedeutet ein schwerer Motor eine Vergrößerung der nutzlosen, energieverzehrenden Last, und die schwerfälligen Dampfwagen sind daher bald von der Bildfläche verschwunden. Erst der rasch laufende, leichte Benzinmotor verhalf dem Kraftwagen zu seinem Siegeszuge, und wiederum war die wachsende Verbreitung des Autos ein mächtiger Ansporn zu immer präziserer Konstruktion des Antriebmotors. Dieser moderne Benzinmotor wurde die langersehnte Triebkraft des Luftschiffes: der Ballon kann jetzt die Kraftmaschine tragen, die nötig ist, um ihn vorwärts zu treiben.

Aber es galt noch ein andres Problem zu lösen: Welche Form muß der Ballon erhalten, um der Bewegung durch die Luft einen möglichst geringen Widerstand entgegenzusetzen? Lieferte die Technik der Luftfahrt den leichten Motor, so war dies eine Frage, die die Physik zu beantworten hatte.

Zunächst war zu untersuchen, wo der Widerstand überhaupt herrührt, den ein Körper erfährt, wenn er durch Luft oder Wasser bewegt wird. Man machte nun, auf dem Satze der Erhaltung der Energie fußend, folgenden Schluß: Gehört eine Kraft dazu, einen Gegenstand mit gleichförmiger Geschwindigkeit durch eine Flüssigkeit hindurchzutreiben, so muß der Zustand der Flüssigkeit, nachdem der Körper sie passiert hat, ein andrer sein als vorher, denn an dem Körper wird nichts geändert, es wird aber Arbeit geleistet, diese muß sich also in der Flüssigkeit wiederfinden. Das galt es also zu beobachten.

Fahren wir auf einem Dampfer ziemlich rasch durch ruhiges Wasser, so sehen wir in genügender Entfernung vor dem Bug die ruhige, ungestörte Wasseroberfläche. Hinter dem Schiff ist das Wasser jedoch in lebhafter Bewegung.

Digitized by Google

Man sieht vom Heck sich Wellenzüge ausbreiten, die dem Schiffe folgen. Bei genauerem Hinblicken gewahrt man, daß hinter dem Schiff das Wasser außerdem in wirbelnde Bewegung versetzt wird, eine Erscheinung, die als Kielwasser bezeichnet wird. Das vorher ruhige Wasser ist durch das Passieren des Schiffes in Bewegung versetzt: Die Arbeit, die zur Fortbewegung geleistet werden mußte, finden wir also in der kinetischen Energie der Wellen an der Wasseroberfläche und in derjenigen der Wirbel im Kielwasser wieder. Diese Erkenntnis weist nun auch den Weg, wie man zu einer Verminderung der Kraft gelangen kann, die zur Fortbewegung vonnöten ist: Offenbar wird Wellen- und Wirbelbildung ganz wesentlich von der Form des Schiffskörpers abhängen, und diese gilt es so zu wählen, daß möglichst kleine Wellen und Wirbel hinter dem Schiff im Wasser zurückbleiben. Dies Prinzip hat in gleicher Weise für den Luftschiffbau wie für Wasserfahrzeuge Geltung. Beim Ballon (und übrigens auch beim Unterseeboot) liegen die Verhältnisse insofern einfacher als beim Schiff, da die Wellenbildung hier fortfällt. Wellen treten nur an der Grenzfläche zweier Medien verschiedener Dichte auf, wie es ja an der Wasseroberfläche der Fall ist. Muß man also bei der Schiffsform auch auf eine möglichst geringe Wellenbildung achten (wozu zum Beispiel ein scharfer Bug des Schiffes günstig ist), so hat man beim Ballon nur darauf zu sehen, die Wirbelbildung hinter demselben möglichst zu verringern. Ist beim Schiff die Form des Buges ausschlaggebend für die Wellenbildung, so wird beim Ballon gerade das hintere Ende maßgebend sein für die mehr oder weniger starke Wirbelbildung in dem Kielwasser (eigentlich „Kielluft"), und so findet der paradoxe Satz seine Erklärung, daß das Heck des Luftschiffes seinen Widerstand bestimmt. Es leuchtet auch ein, daß die nach hinten sich verjüngende Form der modernen Luftschiffe günstig ist. Je ruhiger die Luft den Ballon umströmt, je glatter sie um ihn herum und hinten abfließen kann, um so weniger Unruhe wird man im „Kielwasser" zu erwarten haben, um so weniger Energie wird an die Luft abgegeben, um so geringer braucht die Kraft des Motors zu sein.

Ist die heutige Wissenschaft auch noch weit entfernt von einer rechnerischen Behandlung des Problems der Ballonform mit möglichst geringem Widerstand, so hat die qualitative Erkenntnis der Gesetze des Widerstandes doch die Möglichkeit einer konsequenten experimentellen Untersuchung der Frage gegeben, die in der Praxis auch reiche Früchte getragen hat.

Denn auch für die Weiterentwicklung der Lenkballons stehen die oben berührten Fragen nach Verminderung des Widerstandes und des Motorgewichtes im Vordergrunde des Interesses, da sie ausschlaggebend sind für die Erzielung einer möglichst hohen Geschwindigkeit.

Durch diese wird aber der Wert eines Luftschiffes in erster Linie bestimmt.

Ganz ähnlich liegen übrigens die Verhältnisse auch bei der Konstruktion der Aeroplane. Auch hier gab der leichte Explosionsmotor den Anstoß zu der staunenerregenden Entwicklung der Flugzeuge, nachdem in der Frage nach der Verminderung des Widerstandes Lilienthal durch Einführung gekrümmter Trag-

Digitized by Google

flächen den entscheidenden Schritt getan hatte. Beim Flugzeug bietet sich jedoch in dem Problem der Stabilisierung dem Theoretiker wie dem Praktiker eine schwer zu lösende Aufgabe.

Während diese beim Lenkballon leicht zu erledigen war, steht sie hier noch im Vordergrunde des Interesses, wohingegen eine Erhöhung der Geschwindigkeit beim Aeroplan keine prinzipielle Schwierigkeit bedeutet. Nun kann man allerdings annehmen, und theoretische Ueberlegungen bestätigen es, daß mit steigender Geschwindigkeit eines Flugzeugs auch seine Stabilität wächst und daß man auf diesem Wege zu befriedigender Stabilität gelangen kann.

Die Schwierigkeit verschiebt sich dann aber dahin, die Landung und den Ablauf eines Aeroplans, der über eine solche „stabile" Geschwindigkeit verfügt, gefahrlos zu ermöglichen.

Doch unterliegt es keinem Zweifel, daß auch diese Frage ihre Lösung finden wird.

Berichte aus allen Wissenschaften

Völkerrecht

Aufgaben der Völkerrechtswissenschaft

Durch die Haager Völkerrechtskonferenzen der Jahre 1899 und 1907 ist die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf eine Rechtsdisziplin gelenkt worden, die früher in Deutschland vielfach als „unjuristisch" ganz beiseite geschoben oder doch arg stiefmütterlich behandelt wurde. Seitdem hat sich in immer steigendem Maße das Interesse namentlich jüngerer Juristen der Völkerrechtswissenschaft zugewandt. 1910 konnte Professor Franz v. Liszt in der Vorbemerkung zur sechsten Auflage seines bekannten Völkerrechtslehrbuchs die Tatsache feststellen, daß mehr und mehr völkerrechtliche Probleme in Doktordissertationen behandelt werden. Und mit Recht schrieb er: „Diese Tatsache ist vom politischen Standpunkte aus nicht minder erfreulich als vom wissenschaftlichen. Das Deutsche Reich ist heute kein Kontinentalstaat mehr, sondern ein Weltstaat. Will es diese durch den Entwicklungsgang ihm vorgezeichnete Machtstellung behaupten und befestigen, dann muß auch das deutsche Volk mit gereiftem Verständnis und voraussehendem Blick der Entwicklung der Beziehungen folgen, die heute mehr denn je Völkerrecht und Staatenpolitik miteinander verknüpfen. Für unsre akademische Jugend eröffnet sich hier ein überreiches Feld wissenschaftlicher Betätigung und politischer Erkenntnis."

Mit besonderem Eifer hat man sich der Behandlung der schiedsgerichtlichen und kriegsrechtlichen Probleme gewidmet, die Gegenstand der Beratungen im Haag gewesen sind. So dankenswert mehrere Einzelleistungen gerade über die Materien erscheinen, welche durch die Haager Völkerrechtskonferenzen in den Vordergrund geschoben worden sind: es bleibt noch unendlich viel zu tun. Noch immer ist die Zahl der Völkerrechtsautoren eine viel zu geringe. Die deutsche Wissenschaft darf hier nicht in ihrer bisherigen Zurückhaltung bleiben. Unsre deutschen Universitäten müssen in der Pflege des Völkerrechts miteinander wetteifern. Die Völkerrechtswissenschaft sollte in den juristischen Fakultäten durch eigne Professuren, und nicht nur in einer, sondern in mehreren Vorlesungen und Uebungen vertreten sein.

Die große Bedeutung der Pflege der internationalen Beziehungen und ihrer recht-

Digitized by Google

lichen Ordnung für unser ganzes politisches Leben liegt auf der Hand. Daher muß die Pflege des Völkerrechts an den deutschen Universitäten viel eifriger betrieben werden als bisher. Ihr würde auch die Gründung einer deutschen Akademie für den Auslanddienst zugute kommen, die unsern angehenden Diplomaten und Konsuln neben anderm eine gründliche Kenntnis des geltenden internationalen Rechts zu vermitteln hätte.

Was die Ziele und die Methode der Völkerrechtswissenschaft angeht, so können sie keine andern sein als die allgemeinen der Rechtswissenschaft überhaupt.

Es ist eine unabweisbare Forderung, daß die juristisch-konstruktive Bearbeitung in allen Rechtsdisziplinen zu Ehren gebracht werde. Auch in der Völkerrechtswissenschaft besteht die Aufgabe der Dogmatik, dieser wesentlichen Seite aller Rechtswissenschaft, in der Zurückführung der einzelnen Rechtssätze auf allgemeinere Begriffe und der Ableitung der aus diesen Begriffen sich ergebenden Folgerungen. Dabei ist wie in allen Rechtsdisziplinen so auch in der Völkerrechtswissenschaft auszugehen von dem einzelnen Staat und seinem Recht. Unter internationalem Recht verstehe ich den Inbegriff aller geltenden Rechtssätze, durch welche Tatbestände geregelt werden, in denen irgendein Moment zwischenstaatlich ist, d. h. von einem Staat in einen andern hinübergreift. An einen solchen Tatbestand kann jeder einzelne Staat verschiedene Rechtsfolgen knüpfen, je nachdem der Tatbestand eine Beziehung zwischen ihm und dem fremden Staat A oder dem fremden Staat B enthält. Das deutsche internationale Recht ist also die Summe aller derartige Tatbestände regelnden Rechtssätze, welche das Deutsche Reich als für sich verbindlich anerkennt. Sie sind Recht, weil und solange unser Staat sich an sie bindet. Nur für jeden einzelnen Staat läßt sich ein Satz des positiven internationalen Rechts nachweisen. Es ist unerläßlich, daß die Wissenschaft des internationalen Rechts anknüpft an einen konkreten Staat und von ihm aus die zwischenstaatlichen Beziehungen beurteilt. Jeder Internationalrechtssatz des einzelnen Staates ist in erster Linie im Zusammenhang seiner gesamten Rechtsordnung zu betrachten, welche die Selbsterhaltung des Staates als ihren obersten Zweck verfolgt. Das allgemeine internationale Recht bilden für jeden einzelnen Staat diejenigen Rechtssätze, an die er sich bindet, gleichviel, welchem von den andern Staaten „das Auswärtige" angehört, worauf der diesen Rechtssätzen zugrunde liegende Tatbestand Beziehung hat. Allgemeines deutsches internationales Recht sind demnach diejenigen Rechtssätze, welche das Deutsche Reich für die zwischenstaatlichen Tatbestände, ohne Unterschied, welcher fremde Staat dabei mit in Frage steht, anerkennt. Diese Sätze des allgemeinen deutschen internationalen Rechts sind entweder die vom Deutschen Reich generell einseitig gesetzten oder die von ihm mit allen Staaten vereinbarten Rechtsregeln.

Man kann jedoch auch in einem andern Sinne von allgemeinem deutschen internationalen Recht sprechen. Man kann damit nicht nur das durch einheitlichen deutschen Rechtssetzungsakt erzeugte Recht bezeichnen, sondern darunter auch die übereinstimmend im deutschen internationalen Recht sich wiederfindenden Züge verstehen; man denke an Sätze, die sich aus sämtlichen vom Deutschen Reiche mit andern Staaten abgeschlossenen Verträgen herausdestillieren lassen.

Ist in dieser Weise für jeden einzelnen Staat sein allgemeines internationales Recht ermittelt, so läßt sich durch Rechtsvergleichung das Völkerrecht feststellen, d. h. der Komplex der Sätze, nach denen in allen Staaten die Tatbestände normiert sind, die etwas „Auswärtiges" enthalten. Damit ist aber noch kein Weltrecht gewonnen. Die auf wissenschaftlichem Wege ermittelte, noch so weit reichende Rechtsübereinstimmung ist keine überstaatliche Rechtsordnung. Das Völkerrecht ist vielmehr ein wissenschaftliches System wie etwa die Disziplin des deutschen Privatrechts, soweit diese kein unmittelbar anwendbares Recht lehrt. Es ist Recht nur aus dem Grunde, weil seine einzelnen Sätze in den einzelnen Staaten kraft des souveränen Willens dieser einzelnen Staaten gelten. Der Bestand völkerrechtlicher Sätze ist verhältnismäßig gering, vergrößert sich aber unverkennbar von Jahr zu Jahr.

Digitized by Google

Die einzig zuverlässige Methode, für eine bestimmte Materie das Völkerrecht darzustellen, ist nach alledem die folgende. Zunächst ist das Detail der Rechtssätze eines jeden einzelnen Staates über die Materie festzustellen und das allgemeine internationale Recht dieses Staates herauszuschälen; diese Arbeit haben für das deutsche Recht naturgemäß in erster Linie die deutschen Völkerrechtsautoren zu leisten. Dann ergibt sich durch Vergleichung der allgemeinen internationalen Rechte der einzelnen Staaten das für die Materie in Betracht kommende Völkerrecht. Diese Methode ist, wenn man will, eine bedächtige, umständliche, in langen Jahrzehnten nicht vollkommen durchführbare, aber sie hat unleugbar den großen Vorzug der Zuverlässigkeit. Sie verzichtet vorerst auf endgültige Ergebnisse für das Völkerrecht und sucht des Stoffes Herr zu werden durch weitgehendste Arbeitsteilung. Dem schönen Ziele, einem zuverlässigen großen System, kann unsre Methode nur langsam näherkommen. Und doch möchte so mancher schon jetzt das Ganze erfassen. Obwohl er nur wenige Züge erkennt, vervollständigt er das Wenige mit rascher Hand zu einem großen einheitlichen Bilde. Unverkennbar hat auch die einzelne Erscheinung schnell verallgemeinernde Methode, die mit kühnem Griff nach dem Ganzen faßt, ihr Gutes; auch sie ist unentbehrlich. Aber nicht jedem sind zu solch hohem Flug die Flügel gewachsen. Mancher, der nichts weiter hat als ein paar humane Gedanken und viel Lust zu fabulieren, wähnt ihn wagen zu dürfen. Beide Methoden müssen zusammenwirken, einander berichtigen und befruchten. Aber jede dieser Methoden hat ihre Zeit. Mir scheint in der Völkerrechtswissenschaft die bedächtigere heute den Vorzug zu verdienen; jedenfalls muß sie mehr als bisher zu Ehren gebracht werden. Die Losung wird für lange Zeit sein müssen: Zurück zu Georg Friedrich v. Martens, der schon vor mehr als 120 Jahren in der Hauptsache die von mir vertretene Auffassung von der Aufgabe der Völkerrechtswissenschaft in programmatischer Kürze entwickelt hat.[1])

Meine Verweisung auf Georg Friedrich v. Martens' rein positivistische Methode bezeichnet der Marburger Professor Dr. Walther Schücking in seinem Buche „Der Staatenverband der Haager Konferenzen" (1912) als einen „Rückschlag". Er schreibt: „Es ist schmerzlich, wenn gerade ein so junger, fleißiger und gründlicher Autor wieder an dem alten Strang zieht" (S. 6). „Wer dem Völkerrechtsjuristen von heute einen bedächtigen Positivismus empfiehlt, der hat die Aufgaben nicht begriffen, die gerade unsre Zeit der Völkerrechtswissenschaft setzt" (S. 7). „Die Entwicklung ist eben heute eine so schleunige, daß die Delegierten der Haager Konferenz selbst nach ihren eignen Worten immer wieder von ihr überrascht werden" (S. 8). „Die wichtigste Aufgabe für uns Völkerrechtsjuristen ist aber die, an dieser Entwicklung mitzuarbeiten" (S. 8). „Und diese Aufgabe der indirekten Mitarbeit an der völkerrechtlichen Gesetzgebung ist doch auch unendlich reizvoll. Von jeher ist das Problem des werdenden Rechtes für den Juristen viel interessanter gewesen wie die Dogmatik des gewordenen Rechtes. Freilich gehört zur Mitarbeit am werdenden Recht in besonderem Maße Weltanschauung, und zwar eine fortschrittliche Weltanschauung. Gerade die aber fehlt dem nationalen Deutschen von heute" (S. 9).

Es liegt mir fern, mit Schücking in eine Diskussion über das einzutreten, was er „fortschrittliche Weltanschauung" nennt. Wenn ich auf den Schückingschen Angriff antworte, so geschieht dies nur aus dem Grunde, um der Entstehung eines Irrtums vorzubeugen. Nach seinen polemischen Bemerkungen gegen mich könnte es scheinen, als ob ich ausschließlich und allein einen bedächtigen Positivismus empfohlen und nicht auch die Notwendigkeit der Mitarbeit an der Fortbildung des internationalen Rechts betont habe. Mein Buch „Deutsche Prisengerichtsbarkeit" ist vielmehr fast ganz dem Recht, das werden soll, gewidmet. Und ich habe wiederholt auf die Berechtigung und die Notwendigkeit rechtspolitischer Betrachtung hingewiesen: „Es wäre verfehlt, wollte man die Aufgabe der Rechtswissenschaft als nur auf die

[1]) Pohl, Deutsche Prisengerichtsbarkeit. Ihre Reform durch das Haager Abkommen vom 18. Oktober 1907. Tübingen 1911. S. 4 ff.

Digitized by Google

Vermittlung der Kenntnis und Erkenntnis des geltenden Rechts beschränkt bezeichnen. Sie soll den heutigen Rechtszustand zu erfassen suchen im Zusammenhang der gesamten Rechtsentwicklung. Aus dem Gestern und Heute soll sie das Rüstzeug für das Morgen bereiten helfen. Aber sie muß ihre Kritik und ihre Verbesserungsvorschläge als das dahinstellen, was sie sind." — „In einer internationalrechtlichen Untersuchung wird neben der rein juristischen Methode eine politische Betrachtung der behandelten Materie nicht absolut ausgeschlossen sein müssen. Nur darf beides nicht durcheinandergewürfelt, die Grenze zwischen Recht und Politik nicht verwischt werden. Der politischen Betrachtungsweise wird insbesondere überall da die Berechtigung nicht abgesprochen werden dürfen, wo ein Rechtsinstitut im Werden ist, wo um Reformen gekämpft wird. Alle Gesetzgebungsarbeit ist Politik. Warum soll der Jurist hier schweigen? Allerdings muß er den sicheren Boden des positiven Rechts verlassen; hier ist das Reich des subjektiven Dafürhaltens, wo die ganze Lebensanschauung, insbesondere die Stellung zu den Grundfragen von Staat und Recht, seinen Ausführungen ein stark persönliches Gepräge gibt. Vor allem wirken naturgemäß die einzelstaatlichen materiellen Interessen, die im internationalen Leben der mächtigste Regulator aller Rechtsbildung sind, stark ein auf die Stellungnahme der verschiedenen Autoren zur Reform, je nachdem sie diese Interessen erfassen und werten."

Nach meiner Ueberzeugung ist die gründliche Durcharbeitung des vorhandenen Rechtsstoffes eine notwendige Voraussetzung jeder gedeihlichen rechtspolitischen Erörterung und jedes Reformwerkes. Bevor der erste Hammerschlag geschieht, muß der Grundriß scharf gezeichnet, muß bis zum obersten Giebel alles wohl bedacht, berechnet und ausgemessen sein. Wo es sich um Reformierung des geltenden Rechtes handelt, da darf jene Berechnung den bestehenden Rechtszustand nicht nur nicht außer acht lassen, sondern sie muß ihn als einen sehr wesentlichen Faktor in Betracht ziehen. Wer das Ziel erreichen will, muß über den Ausgangspunkt völlig im klaren sein. Ueber die Notwendigkeit einer Reform und die Zweckmäßigkeit des zu ihrer Verwirklichung in Aussicht genommenen Mittels läßt sich nur in der Weise ein sicheres Urteil gewinnen, daß der bisherige Rechtszustand vollständig und klar erfaßt, das Funktionieren der bestehenden Rechtsordnung untersucht und so die Erkenntnis etwaiger Unzweckmäßigkeit und Reformbedürftigkeit ermöglicht wird. Wer sich den rechtspolitischen Aufgaben der lex ferenda zuwendet, läuft Gefahr, sich zu verirren, wenn er nicht auch dem von Schücking für die heutige Zeit verworfenen „bedächtigen Positivismus" huldigt. —

Die Meinungsverschiedenheit über die gegenwärtig empfehlenswerteste Methode bei der Behandlung völkerrechtlicher Fragen und Probleme erscheint mir nicht so bedeutsam, daß dadurch die wissenschaftliche Bearbeitung des gewaltigen Rechtsstoffs irgendwie gehemmt und geschädigt werden dürfte. Auch über das Wesen des Völkerrechts mag der einzelne denken wie er will, er mag auf das Dogma von der internationalen Gemeinschaft als Rechtsquelle eingeschworen sein, er mag zu den „Leugnern des Völkerrechts" gezählt werden, weil er jenes Dogma ablehnt: wenn nur jeder seinem juristischen Gewissen folgt und von seinem Standpunkt aus ernstlich zum Fortschritt der Völkerrechtswissenschaft beizutragen bemüht ist. Durch gegenseitige Verketzerung ist ihr nicht gedient. Nur gründliche und ruhige wissenschaftliche Leistungen fördern unsre Disziplin und damit zugleich die Erreichung des großen Zieles: des Ausbaues der internationalen Rechtsbeziehungen und der Festigung des Weltfriedens.

Professor Dr. jur. Heinrich Pohl (Greifswald).

Digitized by Google

Literarische Berichte

Hausbuch deutscher Kunst. Von Eduard Engels. Neue Ausgabe, besorgt von Gustav Keyßner. Vornehm gebunden M. 10.—. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Als ein Familienbuch im schönster Sinne des Wortes hat sich Eduard Engels' Hausbuch erwiesen, seit es vor mehr als sechs Jahren zum erstenmal in die Oeffentlichkeit trat. Eine neue Ausgabe durfte an dem Grundcharakter des vornehm-volkstümlichen Werkes, an dem Hauptbestand der in ihm vereinigten Bilder — nahezu 400 an der Zahl — nichts ändern; aber mancherlei in Auswahl und Zusammenstellung der Bilder erschien doch einer Aenderung bedürftig; so hat die neue Ausgabe vor allem aus den Schätzen altdeutscher Kunst und aus dem uns heute wieder so liebgewordenen Schaffen der Künstler der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts viel Schönes und Liebenswertes herbeigeholt, auch bei der Anordnung der Bilder für ein möglichst harmonisches Zusammenstimmen gesorgt. — Neben den beim gleichen Verlag erscheinenden „Klassikern der Kunst in Gesamtausgaben" steht Engels' Hausbuch als eine Anthologie der deutschen Kunst, bestimmt, die unbefangene Freude an guten Kunstwerken wecken, den Laien zu liebevollem Betrachten und verständnisvollem Genießen echter Kunst erziehen zu helfen. —y—

Alexander Kochs Handbuch neuzeitlicher Wohnungskultur. Band Herrenzimmer. Verlag Alexander Koch, Darmstadt. Preis gebunden M. 10.—, in Geschenkband M. 12.—.

Die verdienstvolle Arbeit des Herausgebers und Verlegers, durch sein Handbuch den künstlerischen Geschmack des Publikums auch in bezug auf die Wohnungsausstattung zu läutern, erfährt nach dem vortrefflichen Band über Schlafzimmer in diesem dem Herrenzimmer gewidmeten Band eine würdige Fortsetzung. Je länger je mehr spielt das Herrenzimmer heutzutage im Organismus der modernen Wohnung eine hervorragende Rolle, und allen denen, die die Bedeutung erkannt haben, welche gerade diesem Raume innewohnt, dürfte darum die imponierende Fülle des Materials manch wertvollen Fingerzeig geben, die hier als Ganzes sich darbietet. Wundervolle Einzelstücke und noch mehr mustergültige Raumorganisationen nach Entwürfen hervorragender Kunstgewerbler. Architekten und Raumkunstspezialisten sind hier in unzähligen Abbildungen zur Freude, zum ästhetischen Genuß und — zur Nachahmung für den Beschauer zusammengetragen und wirken geradezu verlockend auch auf den, dem der Götter Gunst es nicht beschied, sich solch behaglich-idyllisches Eigenheim schaffen zu können. Immerhin dürfte der immense erzieherische Wert, der in dieser Publikation steckt, sich sowohl in Fach- wie in unsern guten Bürgerkreisen bald in weitestem Umfang bemerkbar machen und recht viel zur völligen Ausrottung der vielfach noch anzutreffenden altväterischen Anschauungen in bezug auf die Gestaltung auch des Herrenzimmers, der Domäne des Hausherrn, beitragen. —z.—

W. v. Humboldts Sonettdichtung. Von Albert Leitzmann. Bonn, A. Markus und E. Weber.

A. Leitzmann, der im Auftrag der preußischen Akademie der Wissenschaften W. v. Humboldts Werke herausgibt, hat in vorliegender Schrift Humboldts Sonette kritisch untersucht. Deren poetischer Wert ist an und für sich gering, aber für die Erkenntnis der Denk- und Empfindungsweise Humboldts sind sie sehr wichtig. Das zeigt uns L. mit großem Scharfsinn und großer Gelehrsamkeit. Seine Schrift, zumal auch die darin abgedruckten, noch nicht sicher gedeuteten Sonette seien den Fachgenossen aufs angelegentlichste empfohlen. E. M.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Justizrat Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart — Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg

Digitized by Google

Deutsche Revue

Eine Monatschrift

Herausgegeben von

Richard Fleischer

Achtunddreißigster Jahrgang. Vierter Band

Oktober bis Dezember 1913

Stuttgart und Leipzig 1913 Deutsche Verlags-Anstalt

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalt

des

Vierten Quartal-Bandes des Jahrgangs XXXVIII

(Oktober bis Dezember 1913)

Seite

General **Izzet Fuad-Pascha**: Die Kriege von heute 1

Demeter A. Sturdza, Königlich rumänischer Ministerpräsident a. D.: Die Entwicklung Rumäniens unter König Carol und der Balkankrieg 4. 136. 265

Freiherr **von der Goltz**, Generalfeldmarschall: 1813. Die Entscheidung — Nachklänge 25. 193

Freiherr **v. Hengelmüller**: Graf Alois Karolyi. Ein Beitrag zur Geschichte der österreichisch-ungarischen Diplomatie 33

Vizeadmiral a. D. **v. Ahlefeld**: Ritterlichkeit bei der Kriegführung zur See 41

F. v. Bernhardi, General der Kavallerie z. D.: Ueber ritterliche Kriegführung 44

Vor hundert Jahren. Ungedruckte Briefe Wilhelm v. Burgsdorffs an Wilhelm und Karoline v. Humboldt 46

Georg Perthes, Professor und Direktor der chirurgischen Universitätsklinik in Tübingen: Ueber die Schmerzempfindung und die Verhütung des Operationsschmerzes 59

Conrad Bornhak, Professor an der Universität Berlin: Eugen Richter. Ein politisches Charakterbild 77

Konteradmiral z. D. **Witschel**: Politische Ausblicke in den fernen Osten 86

K. Th. Zingeler (Sigmaringen): Briefe des Fürsten Karl Anton von Hohenzollern an seine Gemahlin Josephine, geb. Prinzessin von Baden 94. 217. 310

Vor und nach dem Friedensschluß von Bukarest. Aufklärungen über die Stellung Oesterreich-Ungarns zur Türkei und zu den Balkanstaaten. Von einem österreichischen Staatsmann a. D. . . . 104

General der Infanterie **v. Goßler**: Ueber die Ansprüche an höhere Führer 109

F. Hoffmann, Konteradmiral z. D.: Deutschlands maritime Auslandsvertretung 116

Prof. Dr. **Konrad Lange** (Tübingen): Bühne und Lichtspiel 119

Internationale Verständigungspolitik 129

Digitized by Google

Seite

Generalleutnant z. D. **Litzmann**: Ueber ritterliche Kriegführung . . . 132
Kurd v. Schlözer: Mexikanische Briefe 152
Luigi Rava, Minister a. D. und Deputierter (Rom): **Der letzte Sproß Virgils** 157
Robert Kohlrausch: Wo ein deutscher Kaiser starb 170
Generalmajor v. **Wenninger**: Wert oder Unwert der Kavallerie? . . 178
Geh. Rat Prof. Dr. **W. Branca** (Berlin): Hypothesen über die Herkunft des Lebens 199. 332
Mißhandlung Gefangener und Verwundeter im Kriege 211
K. Dove: Die Neutralisierung Afrikas 214
Generalarzt z. D. Dr. **Georg Körting**: Verwundetenfürsorge im Kriege. — Lehren des Balkankrieges 226. 347
Prof. Dr. **K. B. Lehmann**, Vorstand des Hygienischen Instituts Würzburg: Die Konservierung der Nahrungsmittel vom Standpunkt der Gesundheitspflege 236
Therese v. Helldorf: Aus Kuno Fischers letzter Heidelberger Zeit . . . 248
Dr. Freiherr **v. Jettel**: Neue Gruppierungen auf dem Balkan . . . 257
Sir **Alfred Turner**, Generalmajor: Die Kriege von heute 263
T. Galimberti, Mitglied der italienischen Kammer: Die Lage des Papsttums in Italien 281
Graf **Posadowsky-Wehner**, Kapitän z. S. a. D.: Der Einfluß der Staatsformen auf die Entwicklung der Kriegsflotten 295
Fredrik Bajer, Ehrenpräsident des Internationalen Friedensbureaus in Bern: Ueber das Ideal des ewigen Friedens und des Krieges 300
Prof. Dr. **Hugo Ribbert** (Bonn): Die Bevölkerungsfrage 302
Professor **v. Meß**: Die humanistische Bildung, ihre Gegenwart und ihre Zukunft 318
Adalbert Wahl: Ein Frankfurter Kaiserkrönungsprojekt im Dezember 1870 328
Generalleutnant Freiherr v. Loë und General Salamanca 342
A. v. Kirchenheim (Heidelberg): Die Neutralisierung Jerusalems . . . 359
Dr. **Otto von der Pfordten**, Universitätsprofessor in Straßburg i. E.: Enthaltsamkeit und Freiheit 363
Justus v. Gruner: Neues zur Verhaftungsgeschichte des Staatsrats Justus Gruner 374

Kleine Revuen

Literarische Berichte 125. 252. 377
Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes 127. 255. 380

Digitized by Google

Die Kriege von heute

Von

General Izzet Fuad-Pascha

„Krieg, aber nicht Vernichtung."

Wenn es eine heilige, gebieterische, absolute Pflicht für die Zivilisation gibt, deren sich unsre gegenwärtige Epoche rühmt, so ist es die, danach zu streben, daß der Krieg unter den Völkern so wenig grausam wie möglich gemacht werde. Nun haben sich seit einem Jahr auf der Balkanhalbinsel Dinge zugetragen, die uns dem erträumten Ideal vom humanitären Standpunkte aus nicht näher bringen — diese häßlichen Dinge entfernen uns vielmehr so bedeutend davon, daß man daran verzweifeln könnte, die Menschen eines Tages zu der Erkenntnis gelangen zu sehen, daß, wenn man den Krieg nicht vermeiden kann, man ihn wenigstens in edler, menschlicher Weise führen soll! ... Es ist bei dieser Gelegenheit sogar merkwürdigerweise festzustellen, daß sich die Alten viel ritterlicher schlugen als die Modernen: der persönliche Mut galt etwas, und die Waffe war nur ein Instrument, das den Menschen zur Verfügung stand, um gemeinschaftlich oder für sich allein die angegriffene Ehre zu verteidigen.

So wird denn eine großartige, gemeinschaftliche Maßregel, ein internationales humanitäres Werk zur Notwendigkeit ... Es soll der höchste Wille der modernen Zivilisation sein, ein Wille, der stärker, gebieterischer und unantastbarer ist als jeder andre bisher bekannte.

Wie könnte man heutzutage grausamer sein als im Mittelalter? Wie sollten die Menschen der Gegenwart nicht humaner sein als die von gestern? Wie sollten die Menschen von 1913 nicht ebenso edel denken wie jene, die die Genfer Konvention unterzeichnet haben? Es wäre eine Erniedrigung, die allen Evolutionsgesetzen vollständig widersprechen würde.

*

Prächtige Städte zu erbauen, herrliche Denkmäler zu errichten, zu produzieren, zu sparen, dem Armen zum Wohlstand zu verhelfen, die Kunst in allen ihren schönsten Kundgebungen zu fördern, es beinahe bis zur Vollkommenheit zu bringen ... und dann das alles wegen oft unrechtmäßiger und ungerechter Forderungen durch die Kanonen von Menschen, die sich zivilisiert nennen, be-

Digitized by Google

schädigt, durchlöchert, zerstört, eingeäschert, vernichtet zu sehen — nein, das geht wirklich gegen alle Logik und widerstrebt dem Gewissen unsers Jahrhunderts!

Zwei Gesichtspunkte sind ins Auge zu fassen: die Menschen und die Dinge. Was die Menschen betrifft, so ist das erste, was unverzüglich zu geschehen hätte, die Abschaffung jenes infamen Projektils, das man „Schrapnell“ [1]) nennt und das über den Köpfen der unglücklichen Soldaten platzt, um sie auf die grausamste Weise zu verstümmeln. Nein, wirklich, man kann, man darf nicht mehr den Menschen jagen wie jene reichen Jäger, die nach Afrika oder andern Ländern reisen und Treibjagden auf die wilden Tiere des fernen Westens, der Dschungeln und des Busches abhalten!

Wenn wir jetzt nicht in der Zeit leben, wo man einen Unterschied zwischen dem Menschen und dem Tiger oder dem Rhinozeros machen muß, wann werden wir sie dann haben? Es wäre zum Verzweifeln. Wir müssen so weit kommen . . .

Das zweite Ziel muß die Verhinderung der Zerstörung aller Dinge sein, die nicht militärischen Zwecken dienen: Wohnstätten, Dörfer, Städte, Denkmäler usw.[2])

Man könnte das alles erreichen, wenn man die kriegführenden Armeen von internationalen Kommissionen begleiten ließe, die für die Vergehen Strafen von entsprechender Schärfe festsetzen würden.

Anderseits müssen die Befehlshaber kleiner oder großer militärischer Einheiten endlich bedenken, daß die Soldaten, die ihnen anvertraut werden, Menschen sind. Sie müssen sich völlig auf der Höhe der humanitären Pflichten fühlen, die ihnen obliegen, und jeder Führer — besonders ein Armeeführer — muß, wo es sich um die Verhinderung von Grausamkeiten oder um die Schonung von Menschenleben handelt, außerordentlich energische und gewichtige Maßregeln ergreifen!

Ereignisse wie der Angriff der Franzosen (am 6. August 1870) in den Straßen des Dorfes Morsbronn und die bewunderungswürdige Reiterattacke der Division Margueritte bei Sedan dürfen nicht mehr vorkommen, während der Angriff der französischen Kürassiere an demselben 6. August bei Reichshofen und der der preußischen Brigade von Bredow am 16. August desselben Jahres, so blutig sie verliefen, einen heiligen Zweck verfolgten, eine natürliche Kriegsnotwendigkeit darstellten. Man muß sich vor solchen Taten wie vor der großartigen Aufopferung der preußischen Garde am 18. August 1870 bei St. Privat verneigen!

In solchen Taten offenbart sich die Begeisterung einer ganzen Nation, die

---

[1]) Wir sprechen nicht von den „Dumdum“geschossen und andern Mordwerkzeugen, gegen die es Gesetze gibt. Man kann ohne Schrapnells Krieg führen!

[2]) Bei unserm prächtigen Vormarsch auf Adrianopel erhielten die Armeekorpskommandeure den Befehl, nötigenfalls mit der Todesstrafe gegen alle jene vorzugehen, die sich mit der Zivilisation im Widerspruch stehende Handlungen zuschulden kommen ließen.

Digitized by Google

sich für ein höheres Ziel ins Feuer stürzt, und solange man die Kriege nicht überhaupt verhindert, werden solche Ereignisse sich nicht nur nicht vermeiden lassen, sondern sie werden sogar zu wünschen sein: man kann das Herz einer Armee, so ziviliſiert sie auch sein mag, nicht hindern zu schlagen.

*

Der Militärwissenschaft im eigentlichen Sinne wird in unsern Tagen die Kunst, die Truppen human zu führen, aufgepfropft. Die Armeeführer müssen dieses Ziel verfolgen.

Der Armeeführer ist ein Vollblutrennpferd; man darf ihn nicht vor einen mit falschen Lehren gefüllten Omnibus spannen ... Wollte man anderseits einen Organisator, einen Administrator an die Spitze einer Armee stellen, so würde das so viel heißen, wie ein gutes Arbeitspferd zum Derby von Epsom schicken!

Wenn der Administrator zugleich ein guter Heerführer ist oder umgekehrt, um so besser; aber man darf ihn nicht suchen und muß den feinen psychologischen Unterschied beachten, der den einen von dem andern trennt, um nicht zuviel von dem einen oder von dem andern zu verlangen! Das hieße sogar von dem einen verlangen, was der andre nicht geben könnte. Man muß natürlich einen Unterschied zwischen der Schule des einen und der des andern machen.

Doch den Krieg zu verhüten — daran ist nicht zu denken: er wird morgen wie gestern bestehen! Hat übrigens nicht Feldmarschall Moltke erklärt, daß die moralische und physische Hygiene der Völker der Krieg ist?

Wenn der Krieg nicht bestände, würden die Völker verkümmern, entarten, wie ich schon in meinem Buche: „Les Occasions perdues“ ausgeführt habe — denn „die Eintracht entsteht aus der Furcht“. Und ich glaube, daß die ganze heutige Weltpolitik auf dieser Tatsache beruht, die ich vor vierzehn Jahren formuliert habe ... Aber diese Furcht ergreift die großen Nationen in solchem Maße, daß sie in aller Gerechtigkeit und Billigkeit die Schwachen und Unglücklichen opfern und einander umbringen lassen ...

Es liegt darin — ohne Zweifel — ein selbstsüchtiger Geist, den man als „allgemeine Schwäche“ bezeichnen kann. Denn schließlich sehe ich nicht ein, mit welcher Billigkeit man die Kleinen dem Glück der Großen opfert.

Sollen die Gerechtigkeit, die Menschlichkeit und das Recht je nach der bloßen Stärke der einen und der andern Haut und Farbe wechseln?

Und was erwartet man von dem Bukarester Vertrag und der Auseinandersetzung der Türken mit den Bulgaren? Glaubt man, daß dies das Ende alles Elendes der Orientfrage ist, oder, wenn man nachdenkt, daß es leider nur der Anfang davon ist?

In einer nahen Zukunft, die ich mit meinen Fingern berühre, werden außerordentliche Ereignisse trotz allem, was man tut, um sie zu verhüten und fernzuhalten, trotz aller Geschicklichkeit, allen Kniffen und Listen der Diplomatie die Oberfläche der Erde umgestalten, und dann werden die Geographen und Topographen zu tun bekommen!

*

Digitized by Google

Was ich im Jahre 1908 in einem andern Werk über die modernen Verhältnisse des Krieges geschrieben habe, mußte als eine Utopie, als etwas Unausführbares erscheinen ... Tatsächlich predigte ich aber darin etwas, was viele heutigestags erreichen wollen, und sagte unter anderm: „Wenn man es im Haag nicht dahin bringt, den Krieg zu verhindern,[1]) so möge man wenigstens seine Uebel zu lindern suchen, indem man den Kriegführenden Einhalt gebietet, wenn sich einer von ihnen — wie im Duell — in einem offenkundigen Zustand der Inferiorität befinden sollte, der von der Versammlung und durch das Urteil der bei den Armeen anwesenden Militärattachés (oder von den Delegierten der internationalen Kommission) festgestellt wäre. Der Gedanke, den ich aussprach, würde die unmenschlichen Kämpfe zwischen zivilisierten Völkern in Wegfall bringen — besonders wenn die Ehre gerettet ist — Kämpfe, die die Vernichtung zum Ziel haben."

„Man wird den eigentlichen Geist des Krieges nicht hindern, aggressiv zu sein; aber wenn man kollektive Schiedsgerichte einsetzt, die nach einigen sehr mörderischen Schlachten in Funktion treten, um unnötigem Blutvergießen Einhalt zu tun, werden die Humanität und die Zivilisation einen großen Schritt auf ihr höchstes Ideal zu getan und man wird die Welt mit dem zivilisiertesten Werk beglückt haben, zu dem man es bis jetzt gebracht hat."

So sagte ich vor sechs Jahren, vielleicht ohne Hoffnung und ohne Wirkung; ist der Gedanke heute nicht reifer? Hoffen wir es.

Mein Urteil über den Balkankrieg

Ein Schreiben

von

Demeter A. Sturdza, Königlich rumänischem Ministerpräsidenten a. D.

Sehr geehrter Herr!

Sie wünschen mein Urteil über den Balkankrieg und die Stellung Rumäniens zu demselben in Form eines Briefes in der „Deutschen Revue" zu veröffentlichen.

Sie wünschen dies in dem Augenblicke, in welchem die wiederholten Bemühungen sämtlicher europäischer Großmächte, dem neunmonatigen Toben eines mörderischen und wilden Krieges zwischen Bulgarien, Griechenland, Montenegro, Serbien und der Türkei ein Ende zu machen, scheiterten und die laute entschiedene Stimme des Königs Karl von Rumänien längs der unteren Donau beinahe drohend an Ruhe und Frieden mahnt.

---

[1]) Siehe „Autres Occasions perdues", erschienen bei Chapelot 1908.

Digitized by Google

Leicht ist es nicht, Ihrem Wunsche zu entsprechen, aber ich will den Versuch wagen.

War dieser Krieg wirklich unvermeidlich gerade jetzt, wo man im Haag die Eröffnung der dritten Versammlung sämtlicher großen und kleinen Staaten des Erdballs erwartet, um die Mittel und Wege ausfindig zu machen, ich will nicht sagen, den künftigen Weltfrieden zu realisieren, aber wenigstens künftige Ausbrüche einzelner Kriege zu vermeiden oder die Dauer derselben zu verkürzen?

Weshalb war der jetzige Balkankrieg unvermeidlich? Weshalb konnten Mahnungen und Bitten der Großmächte nichts ausrichten? Noch mehr! Weshalb wurde dieser Krieg immer wilder und sein Ende beinahe aussichtslos? Und wie kommt es nun, daß die Mobilisierung der rumänischen Armee, deren Donauübergang von Silistria längs der Donau bis an die serbische Grenze und deren strategisches Vorrücken nach Süden plötzlich den Krieg zum Stillstand bringt?

Wie läßt sich dieses erklären?

Die Verdrängung des Türkischen Kaiserreichs aus Europa ist seit langer Zeit im Gange: aber allmählich ist dieser Gang rascher geworden. Es gärte seit vielen Jahren im Innern dieses Reichs. Es wurde zeitweilig an den alten unhaltbaren Zuständen oft geflickt, aber zu einer dauerhaften Reorganisation gelangte man nicht, und die in allerneuester Zeit gemachten Versuche, die freiheitlichen und gleichheitlichen Formen westeuropäischer Regierung für das Reich einzuführen, mißlangen auch.

*

Man darf nicht vergessen, daß der Aufstand der Griechen vom Jahre 1821 — die Hetärie — seinen Weg nach Griechenland durch die Fürstentümer der Moldau und Walachei nahm, die ein volles Jahrhundert durch Griechen — Fanarioten aus Konstantinopel — regiert wurden, deren Mißwirtschaft in beiden Ländern unerträglich geworden war. Der Aufstand der Griechen fand deshalb in Jassy und Bukarest keine Sympathie: im Gegenteil, es erwachte in der rumänischen Bevölkerung der beiden Fürstentümer die Hoffnung, recht bald von der Mißwirtschaft der Fanarioten befreit zu werden.

In der Moldau hat ein sehr gebildeter, einem alten rumänischen Adelsgeschlechte angehörender Mann — Alexander Beldiman — den griechischen Aufstand, als eine für die Moldau beweinenswerte Tragödie, in einem langen Gedichte von 4266 Versen besungen. In der Walachei hat ein aus dem Mittelstand hervorgegangener Mann — Tudor Vladimirescu — einen förmlichen Aufstand gegen die Hetäristen hervorgerufen, wurde aber bei Tirgoviste von den griechischen Banden ermordet, welche wenige Tage nachher von den Türken bei Dragaschani vernichtet wurden. Dies hatte das Ende der Fanariotenherrschaft in beiden Fürstentümern zur Folge.

Es mag noch erwähnt werden, daß in Griechenland der Aufstand von 1821 mit seinen Kämpfen und Wirrnissen noch elf Jahre dauerte, bis durch die ge-

Digitized by Google

Was ich im Jahre 1908 in einem andern Werk über die modernen Verhältnisse des Krieges geschrieben habe, mußte als eine Utopie, als etwas Unausführbares erscheinen ... Tatsächlich predigte ich aber darin etwas, was viele heutigestags erreichen wollen, und sagte unter anderm: „Wenn man es im Haag nicht dahin bringt, den Krieg zu verhindern,[1]) so möge man wenigstens seine Uebel zu lindern suchen, indem man den Kriegführenden Einhalt gebietet, wenn sich einer von ihnen — wie im Duell — in einem offenkundigen Zustand der Inferiorität befinden sollte, der von der Versammlung und durch das Urteil der bei den Armeen anwesenden Militärattachés (oder von den Delegierten der internationalen Kommission) festgestellt wäre. Der Gedanke, den ich aussprach, würde die unmenschlichen Kämpfe zwischen zivilisierten Völkern in Wegfall bringen — besonders wenn die Ehre gerettet ist — Kämpfe, die die Vernichtung zum Ziel haben."

„Man wird den eigentlichen Geist des Krieges nicht hindern, aggressiv zu sein; aber wenn man kollektive Schiedsgerichte einsetzt, die nach einigen sehr mörderischen Schlachten in Funktion treten, um unnötigem Blutvergießen Einhalt zu tun, werden die Humanität und die Zivilisation einen großen Schritt auf ihr höchstes Ideal zu getan und man wird die Welt mit dem zivilisiertesten Werk beglückt haben, zu dem man es bis jetzt gebracht hat."

So sagte ich vor sechs Jahren, vielleicht ohne Hoffnung und ohne Wirkung; ist der Gedanke heute nicht reifer? Hoffen wir es.

Mein Urteil über den Balkankrieg

Ein Schreiben

von

Demeter A. Sturdza, Königlich rumänischem Ministerpräsidenten a. D.

Sehr geehrter Herr!

Sie wünschen mein Urteil über den Balkankrieg und die Stellung Rumäniens zu demselben in Form eines Briefes in der „Deutschen Revue" zu veröffentlichen.

Sie wünschen dies in dem Augenblicke, in welchem die wiederholten Bemühungen sämtlicher europäischer Großmächte, dem neunmonatigen Toben eines mörderischen und wilden Krieges zwischen Bulgarien, Griechenland, Montenegro, Serbien und der Türkei ein Ende zu machen, scheiterten und die laute entschiedene Stimme des Königs Karl von Rumänien längs der unteren Donau beinahe drohend an Ruhe und Frieden mahnt.

---

[1]) Siehe „Autres Occasions perdues", erschienen bei Chapelot 1908.

Digitized by Google

Leicht ist es nicht, Ihrem Wunsche zu entsprechen, aber ich will den Versuch wagen.

War dieser Krieg wirklich unvermeidlich gerade jetzt, wo man im Haag die Eröffnung der dritten Versammlung sämtlicher großen und kleinen Staaten des Erdballs erwartet, um die Mittel und Wege ausfindig zu machen, ich will nicht sagen, den künftigen Weltfrieden zu realisieren, aber wenigstens künftige Ausbrüche einzelner Kriege zu vermeiden oder die Dauer derselben zu verkürzen?

Weshalb war der jetzige Balkankrieg unvermeidlich? Weshalb konnten Mahnungen und Bitten der Großmächte nichts ausrichten? Noch mehr! Weshalb wurde dieser Krieg immer wilder und sein Ende beinahe aussichtslos? Und wie kommt es nun, daß die Mobilisierung der rumänischen Armee, deren Donauübergang von Silistria längs der Donau bis an die serbische Grenze und deren strategisches Vorrücken nach Süden plötzlich den Krieg zum Stillstand bringt?

Wie läßt sich dieses erklären?

Die Verdrängung des Türkischen Kaiserreichs aus Europa ist seit langer Zeit im Gange: aber allmählich ist dieser Gang rascher geworden. Es gärte seit vielen Jahren im Innern dieses Reichs. Es wurde zeitweilig an den alten unhaltbaren Zuständen oft geflickt, aber zu einer dauerhaften Reorganisation gelangte man nicht, und die in allerneuester Zeit gemachten Versuche, die freiheitlichen und gleichheitlichen Formen westeuropäischer Regierung für das Reich einzuführen, mißlangen auch.

*

Man darf nicht vergessen, daß der Aufstand der Griechen vom Jahre 1821 — die Hetärie — seinen Weg nach Griechenland durch die Fürstentümer der Moldau und Walachei nahm, die ein volles Jahrhundert durch Griechen — Fanarioten aus Konstantinopel — regiert wurden, deren Mißwirtschaft in beiden Ländern unerträglich geworden war. Der Aufstand der Griechen fand deshalb in Jassy und Bukarest keine Sympathie: im Gegenteil, es erwachte in der rumänischen Bevölkerung der beiden Fürstentümer die Hoffnung, recht bald von der Mißwirtschaft der Fanarioten befreit zu werden.

In der Moldau hat ein sehr gebildeter, einem alten rumänischen Adelsgeschlechte angehörender Mann — Alexander Beldiman — den griechischen Aufstand, als eine für die Moldau beweinenswerte Tragödie, in einem langen Gedichte von 4266 Versen besungen. In der Walachei hat ein aus dem Mittelstand hervorgegangener Mann — Tudor Vladimirescu — einen förmlichen Aufstand gegen die Hetäristen hervorgerufen, wurde aber bei Tirgoviste von den griechischen Banden ermordet, welche wenige Tage nachher von den Türken bei Dragaschani vernichtet wurden. Dies hatte das Ende der Fanariotenherrschaft in beiden Fürstentümern zur Folge.

Es mag noch erwähnt werden, daß in Griechenland der Aufstand von 1821 mit seinen Kämpfen und Wirrnissen noch elf Jahre dauerte, bis durch die ge-

Digitized by Google

meinschaftliche Vermittlung Frankreichs, Englands und Rußlands der Prinz Otto von Bayern im Jahre 1832 die ihm angebotene Königskrone annahm. Nach seiner Abdankung im Jahre 1863, also nach einer zweiunddreißigjährigen Regierung, wurde der Prinz Wilhelm von Dänemark König von Griechenland unter dem Namen Georg I. Ein Jahr nach seiner Thronbesteigung übergab England die Jonischen Inseln in förmlicher Weise Griechenland. Von 1821 bis 1913 ist beinahe ein Jahrhundert verflossen, genau zweiundneunzig Jahre.

*

Wie gestalteten sich die Verhältnisse der beiden rumänischen Donaufürstentümer in diesen zweiundneunzig Jahren?

Das Jahr 1821 war für sie verhängnisvoll, denn sie wurden verheert von griechischen Banden, bis diese von türkischen Truppen vernichtet wurden. Erst im Juli 1822 ernannte und installierte die Hohe Pforte in Jassy und Bukarest rumänische Hospodare. Ihre Regierung trug alle Zeichen der Unsicherheit und währte kaum sieben Jahre.

Am 5. April 1828 wurden die Fürstentümer von den Russen durch Feldmarschall Wittgenstein besetzt und die Regierung dem Grafen Pahlen als kaiserlich russischem Bevollmächtigten übertragen. General Diebitsch Zabalkanski vollzog 1829 den Balkanübergang, und am 3. September 1829 wurde zwischen Rußland und der Pforte ein Vertrag in Adrianopel abgeschlossen, auf Grund dessen eine von Rußland ernannte, unter dem Vorsitz des Generals Kiseleff tagende Kommission das Réglement Organique ausarbeitete. Sieben Jahre dauerte die russische Okkupation und Regierung. Am 29. Januar 1834 wurde der russisch-türkische Vertrag von St. Petersburg abgeschlossen, der folgende Bestimmungen enthält: „Par l'instrument fait séparément à Adrianople relativement aux Provinces de Valachie et de Moldavie, la Sublime Porte a pris l'engagement de reconnaître formellement les Réglements faits, pendant que les troupes russes occupaient ces Provinces, par les principaux habitants sur leur administration intérieure. La Sublime Porte, ne trouvant rien dans les articles de cette Constitution qui puisse affecter ses droits de Souveraineté, consent dès à présent à reconnaître la dite Constitution. — Elle s'engage à publier à cet effet un Firman accompagné d'un Hattscherif, deux mois après l'échéance des ratifications et à donner une copie du même à la mission russe à Constantinople. — Après la reconnaissance formelle de la Constitution, les Hospodars de Valachie et de Moldavie seront nommés, mais pour cette fois-ci seulement, et comme un cas particulier, de la manière qui a été convenue, il y a quelque temps, entre les deux Puissances contractantes, et ils commenceront à gouverner ces deux Provinces conformément à la Constitution, laquelle est une suite des stipulations dont il a été parlé plus haut. — Sa Majesté l'Empereur de Russie, voulant donner une nouvelle preuve des égards et de la considération qu'il a pour Sa Hautesse, et hâter le moment où la Sublime Porte usera des droits, que les Traités

Digitized by Google

lui assurent sur les deux Provinces, ordonnera à ses troupes, une fois que les Princes auront été nommés, de se retirer des deux Provinces. Ce point aura lieu deux mois après la nomination des Princes." — So verließ die russische Armee die Fürstentümer in der zweiten Hälfte des Jahres 1834.

Kraft dieser Bestimmungen regierten rumänische Hospodare in Jassy und Bukarest vierzehn Jahre unter der Oberhoheit der Pforte und der Oberaufsicht Rußlands.

Die französische Februarrevolution vom Jahre 1848 fand ein lebhaftes Echo in den Fürstentümern. Man verlangte eine Konstitution nach westeuropäischem Muster. In Bukarest ging man noch weiter; man setzte eine provisorische Regierung ein und verbrannte das Réglement Organique auf einem öffentlichen Platze. Darauf wurden die Moldau und Walachei durch russische und türkische Truppen, unter General Lüders und Fuad-Pascha, in der zweiten Hälfte des Jahres 1848 besetzt; und am 19. April (1. Mai) 1849 wurde von der Pforte und Rußland die Convention de Balte-Liman abgeschlossen. Dieser Vertrag enthält folgende Bestimmungen: Ernennung der beiden Hospodare durch ein Einverständnis zwischen der Pforte und Rußland auf sieben Jahre, die durch das Réglement Organique eingeführten gesetzgebenden Wahlversammlungen wurden aufgehoben, und deren Befugnisse gingen auf Divans über, die ad hoc gebildet worden waren, deren Mitglieder von den Hospodaren ernannt und deren Beschlüsse als Gesetze publiziert werden, nachdem sie von der Pforte und Rußland revidiert und sanktioniert worden sind; die Okkupation der russischen und der türkischen Armee wurde auf unbestimmte Zeit verlängert und beide Regierungen unter die Aufsicht eines russischen und eines türkischen Commissaire extraordinaire gestellt. Im Mai 1849 wurden Alexander Gregor Ghika in der Moldau und Barbu Stirbey in der Walachei zu Hospodaren ernannt.

Die Regierung dieser beiden Fürsten währte viereinviertel Jahre, bis zum Krimkriege, welcher am 16. Juli 1853 infolge der Okkupation und Pfandnahme der beiden Länder durch russische Truppen ausbrach.

Dieser große weltgeschichtliche Krieg zwischen Rußland einerseits, Frankreich, England, Sardinien und der Türkei anderseits endigte nach drei Jahren mit dem — von Frankreich, England, Oesterreich, Preußen, Rußland, Sardinien und der Türkei — in Paris am 30. März 1856 abgeschlossenen Vertrag.

Diese verworrenen, von großen Kriegen begleiteten Zustände also dauerten fünfunddreißig Jahre, von 1821 bis 1856.

Mit dem Jahre 1856 kam eine neue Zeit heran, in welcher die Italiener und die Deutschen aus ihrer politischen Zerrissenheit heraustraten und in der nationalen Einheit eine Lösung suchten, um auf einer höheren kulturellen, weltgeschichtlichen Grundlage eine gleichberechtigte Stellung innerhalb der europäischen Staaten einzunehmen. Es sollte sich nun zeigen, ob die Rumänen der beiden Fürstentümer Verständnis, Gewandtheit, Kraft, Mut und Ausdauer genug besäßen, um einen Staat zu bilden, der für das friedliche Zusammenleben Europas von Bedeutung werden konnte.

Digitized by Google

Graf Camillo Cavour hatte am Krimkrieg mit England und Frankreich teilgenommen, um die Schöpfung des Königreichs Italien zu ermöglichen und zu sichern. Sein scharfer Geist, der überall Hilfe für seinen großen Plan suchte, charakterisierte in folgender Weise die Stellung der Rumänen (in einem Briefe an den sardinischen Geschäftsträger in London, Corti, vom 4. September 1856, fünf Monate nach dem Pariser Frieden vom 30. März desselben Jahres): „Die rumänische Nationalität bildet ein Gegengewicht, welches sich zum Nutzen der Pforte und zum Nutzen Europas der gefährlichen Entwicklung des Panslawismus entgegenstellt. Man werfe einen Blick auf die Karte und man wird sich überzeugen, daß die slawische Rasse sich vom Ural und der Nordsee, ohne andre Unterbrechung als die von der rumänischen Rasse bewohnten Länder, bis zum Adriatischen Meere ausdehnt. Da nun der Panslawismus nicht bloß für die Türkei, sondern auch für den ganzen Westen eine Gefahr ausmacht, ist es da nicht ein gewaltiges Interesse, inmitten der slawischen Länder eine Nationalität aufzurichten, welche ausschließlich mit dem Westen sympathisiert und welche der Vereinigung der Völker, die einen so mächtigen Zug zur Einheit haben, daß sie vielleicht den Rest der zivilisierten Welt unterjochen könnten, ein ernstes Hindernis bereiten?"

Der Pariser Vertrag vom 30. März 1856 enthält folgende Bestimmungen über die rumänischen Donaufürstentümer: „Die Fürstentümer der Walachei und der Moldau bleiben, unter der Oberhoheit der Pforte und unter Sicherstellung der Vertragsmächte, im Besitz ihrer früheren Privilegien. — Keine der garantierenden Mächte wird ein ausschließliches Protektorat über sie ausüben. — Die Hohe Pforte verpflichtet sich, den genannten Fürstentümern eine unabhängige und nationale Verwaltung und die volle Freiheit des Kultus, der Gesetzgebung, des Handels und der Schiffahrt zu erhalten. — Die derzeitigen Gesetze und Statuten werden revidiert; zu diesem Zwecke wird eine europäische Kommission, in welcher auch die Pforte vertreten sein wird, zusammentreten, um die Grundlinien der neuen Organisation vorzuschlagen. — Der Sultan verspricht in jeder der beiden Provinzen sofort einen Divan ad hoc einzuberufen, der so zusammengesetzt sein wird, daß er die genaueste Vertretung der Interessen aller Gesellschaftsklassen darstellt, um die Wünsche der Bevölkerung in betreff der endgültigen Einrichtungen der Fürstentümer zum Ausdruck zu bringen."

Die Fürsten Ghika und Stirbey, die im Anfange des Krimkrieges aus der Regierung der Fürstentümer ausgetreten waren, wurden, nachdem die russischen Truppen am 31. Juli 1854 aus der Walachei und der Moldau sich zurückgezogen hatten, in ihren früheren Stellungen am 13. September 1854 wieder eingesetzt. Mitte Juli 1856 setzte aber die Pforte die beiden Fürsten ab und ernannte in Jassy und Bukarest, nach früherer Gepflogenheit, Kaimakame, die unter dem Einflusse der Türkei ihren ganzen Einfluß aufwandten, um die Wahlen der Divans unter Hochdruck zu vollziehen. Die Bevölkerung war in zwei Teile gespalten: die große Majorität war unionistisch gestimmt und stark organisiert, die kleine Minorität stützte sich bloß auf die „Kaimakame", welche

Digitized by Google

sich als Beamte der Pforte betrachteten. Dies veranlaßte große Kundgebungen und Proteste der Bevölkerung der Fürstentümer, hauptsächlich in der Moldau. Die aktenmäßigen Beweise des von der Türkei geübten Hochdrucks wurden der Regierung der Königin Viktoria vorgelegt, die in der Moldau eilig vollzogenen Wahlen wurden kassiert und neue Wahlen ausgeschrieben.

Die „Divans ad hoc" in Jassy und Bukarest faßten dann am 7./19. und 9./21. Oktober 1857 die nationalen Wünsche in folgende fünf Punkte zusammen: Achtung der Rechte der Fürstentümer und insbesondere ihrer Autonomie in den Grenzen der alten mit der Hohen Pforte in den Jahren 1393, 1460, 1511 und 1634 abgeschlossenen Kapitulationen; — Vereinigung der Fürstentümer zu einem Staate unter dem Namen Rumänien; — Wahl eines fremden Fürsten aus einer der regierenden Dynastien Europas, dessen im Lande geborene Nachfolger in der Religion des Landes zu erziehen sind; — Neutralität des Gebiets der Fürstentümer; — die gesetzgebende Gewalt wird einer aus Wahlen hervorgegangenen Versammlung anvertraut, in welcher die Nationalinteressen vertreten sein müssen; — alles dies ist unter der Garantie der Signatarmächte des Pariser Vertrages.

Nach der Tagung der Divans ad hoc bis zu Ende des Jahres 1857 wurde in Paris die Konferenz der Großmächte wieder einberufen, und am 18. August 1858 von denselben ein Uebereinkommen betreffend die Organisation der rumänischen Donauländer ausgefertigt. Diese Konvention enthielt folgende Hauptbestimmungen: Die Fürstentümer der Moldau und Walachei, die nunmehr unter der Benennung Vereinigte Fürstentümer der Moldau und der Walachei konstituiert werden, bleiben unter der Oberhoheit des Sultans; kraft der von den Sultanen Bajazid I., Mohammed II., Selim I. und Soliman II. verliehenen Kapitulationen, welche durch mehrere Hattischerife, namentlich durch den vom Jahre 1834, feierlich bestätigt worden sind, und entsprechend den Artikeln 22 und 23 des Pariser Vertrages vom 30. März 1856 behalten die Fürstentümer, unter der gemeinsamen Garantie der Vertragsmächte, die Privilegien und Immunitäten, in deren Besitz sie sich befinden. — Sie werden sich daher, in den durch das Uebereinkommen der Garantiemächte mit dem suzeränen Hofe festgesetzten Grenzen, frei und ohne jede Einmischung der Pforte selbst verwalten. — Die Regierung wird in jedem Fürstentume einem Hospodar und einer aus Wahlen hervorgegangenen Versammlung anvertraut. — Eine beiden Fürstentümern gemeinsame, in Fokschani tagende Kommission schafft eine in ihren Hauptbestimmungen übereinstimmende Gesetzgebung für beide Länder. — Die Hospodare werden auf Lebenszeit nur aus Inländern gewählt.

Dies war der erste Sieg, den die energische Manifestation der Volkswünsche der Rumänen im Kampfe gegen die Pforte und die dieselbe unterstützende Minorität der Großmächte errang. Der Sieg war ein friedlicher, aber deshalb auch entscheidend in seinen Folgen.

Die Kaimakame der beiden Fürstentümer traten zurück, und es wurden die in den unionistischen Protestkundgebungen energisch verlangten — merkwürdiger-

Digitized by Google

weise auf einen Artikel des Réglement Organique gestützten Commissions Intérimaires à trois feierlich in Jassy und Bukarest eingesetzt, um die Fürstenwahlen zu vollziehen.

In den nun folgenden Kämpfen um die Union der Fürstentümer war der Hauptsitz der Bewegung in Jassy, und es war natürlich, daß man sich beeilte, die Fürstenwahl so schnell als möglich zu vollziehen, um dann mit derselben auf die Wahl in Bukarest in entscheidender Weise zu drücken. So wurde am 17. Januar 1859 der Oberst Cuza zum Fürsten der Moldau einstimmig gewählt und dann am 5. Februar 1859 ebenso einstimmig auch als Fürst der Walachei proklamiert.

Dies war der zweite, in seinen Folgen noch weiter zielende Sieg der Rumänen zur Erlangung des von den Divans ad hoc ausgedrückten Wunsches nach Vereinigung der rumänischen Fürstentümer zu einem Staat unter dem Namen „Rumänien" und der Wahl eines Fürsten aus einer regierenden Dynastie Europas.

Sehr bezeichnend für die methodische und energische Organisation der Unionisten in Jassy, daß diese in einer Vorwahl ihre verschiedenen Kandidaten durch mehrere Wahlgänge wandern ließ, bis zuletzt der Oberst Cuza sämtliche Stimmen vereinigte. Man wollte nicht einen dem hohen Adel gehörenden Mann wählen, weil nur dadurch die Wahl von zwei Fürsten in Jassy und Bukarest verhindert werden konnte. Die Wahlversammlung in Jassy erließ vor dem einstimmigen Votum auf den Namen Cuza noch eine von allen anwesenden Deputierten, Cuza mitinbegriffen, unterschriebene Erklärung, daß die Wahlversammlung auch weiter auf der Einigung Rumäniens unter einem aus einer europäischen Dynastie gewählten erblichen Fürsten verharre.

Die Wahlen in Jassy und in Bukarest wurden sogleich dem Sultan in von allen Deputierten unterschriebenen Adressen mit der Bitte um umgehende Investitur nach Konstantinopel gesandt. Die beiden Commissions Intérimaires à trois übergaben sogleich nach der Wahl dem gewählten Fürsten die Regierung, so daß dadurch ein Fait accompli geschaffen war.

Nach längeren Verhandlungen mit der Pforte und den übrigen Großmächten wurde Fürst Cuza als Fürst der Moldau und als Fürst der Walachei auf Lebenszeit anerkannt. Alle Großmächte, die Türkei mitinbegriffen, knüpften an diese Anerkennung formelle Reserven für den Fall, daß Fürst Cuza in irgendeiner Weise aufhören würde zu regieren.

Fürst Cuza war weder nach Anlage noch Bildung ein Staatsmann, und deshalb schwankte seine Regierung von Anfang an und allen Großmächten gegenüber. Man erlangte allmählich auch in den Fürstentümern die Ueberzeugung, daß man die alten Pläne wieder aufnehmen müsse, wenn die weitere Sicherstellung Rumäniens nicht Schiffbruch erleiden sollte, falls Kriege und stürmische Zeiten wiederkehrten.

Gewitterwolken zogen gegen Ende 1865 von allen Seiten herauf, und geübte Beobachter warteten sorgenvoll der kommenden Ereignisse.

Digitized by Google

Die Regierung des Fürsten Cuza war in jener Zeit sehr erschüttert durch die leichtsinnige Führung der Staatsfinanzen. Bedeutende Defizite konnten nicht mehr gedeckt werden und ließen das Schlimmste erwarten.

Am 11./23. Februar 1866 übergab Fürst Cuza seine Abdankung einer Lieutenance Princière — dem General Nicolas Golesku, Oberst Nicolas Haralambie und Lascar Cartagi — getreu dem allgemeinen Volkswunsche und seiner eignen Ueberzeugung, daß nur ein fremder Fürst die Zukunft Rumäniens sicherstellen könnte.

Am selben Tage wurde durch den Senat und die Wahlkammer einstimmig, dem von den Divans ad hoc im Jahre 1856 ausgesprochenen Wunsche gemäß, der Graf von Flandern zum souveränen Fürsten der vereinigten rumänischen Fürstentümer gewählt unter dem Namen Filip I.

Sämtliche Staatsbeamte und die ganze Armee leisteten sogleich den Eid der Treue dem Fürsten Filip I.

Der Ministerpräsident und Minister des Auswärtigen der provisorischen Regierung — Jon Ghika — erließ dann eine Note an sämtliche Großmächte, um ihnen diese Wahl anzuzeigen, welche im Zeitraume von zehn Jahren, seit den „Divans ad hoc" von allen Landesvertretungen wiederholt als die einzige Lösung für den sicheren, dauernden Aufbau eines friedlichen rumänischen Staates verkündet wurde.

Zugleich ernannte die Lieutenance Princière zu diplomatischen Agenten in Paris Jon Balaceanu und in Konstantinopel Alexander Golesku, sowie zu Spezialagenten für Vertretung der Wünsche des Landes in Paris Jon Bratianu, Scarlat Falcoyanu, Vasil Boeresku und Ludwig Steege, in Konstantinopel Manolaki-Costaki-Jepurcanu und Georg Costaforu.

Den 10. März, also fünfzehn Tage nach der in Bukarest vollzogenen Wahl des Grafen von Flandern zum Fürsten, wurde in Paris die Konferenz der Großmächte einberufen, um über die Abdankung des Fürsten Cuza zu beraten. Der Entschluß lautete: „Les Représentants des Puissances signataires du Traité du 30 Mars 1856 se sont constitués a Paris en Conférence et ont décidé à en informer le Gouvernement Provisoire des Principautés, en lui recommandant de se borner au maintien de l'ordre et de l'administration, en s'abstenant de tout acte préjugeant les decisions de la Conférence."

Die zweite Konferenz vom 18. März faßte zwei noch viel merkwürdigere Entschlüsse.

Der erste Entschluß ist folgender: „Le Plénipotentiaire de France, Président de la Conférence, expose qu'il a reçu de l'Agent des Principautés-Unies une communication, lui annonçant que le Gouvernement Provisoire de Bucarest a désigné MM. Charles Falcoyano et Jean Bratiano comme ses délégués auprès de la Conférence. M. Drouyn de l'Huys donne lecture d'une lettre que lui a adressé M. Bratiano en son nom et en celui de son collègue, pour demander a être admis à exprimer,

Digitized by Google

en présence de la Conférence, les aspirations et les besoins des populations. — Les Plénipotentiaires délibèrent et décident que la demande ne peut être admise: toute fois chacun des Plénipotentiaires sera prêt à recevoir toutes les communications, soit écrites soit verbales, que les délégués croiraient leur faire, à titre de renseignements."

Der zweite Entschluß war, von den betreffenden Regierungen der Großmächte Instruktionen über folgende fünf Punkte zu verlangen:

1. „Convient-il de laisser l'Assemblée qui siège actuellement à Bucarest la mission de nommer un Hospodar en remplacement du Prince Couza? En cas où spontanément les Membres Moldaves manifestaient des intentions différentes et demandaient soit le vote séparé sur l'Union ou la Séparation des Principautés, ils pourraient être admis à voter de leur côté, tandis que les Députés Valaques voteraient du leur — mais sans quitter Bucarest.

2. Convient-il, sans attendre que les Députés Moldaves aient manifesté leur intention, d'inviter l'Assemblée siégeant à Bucarest à se prononcer sur l'Union ou sur la Séparation avec une votation separée?

3. Y aurait-il lieu de décider que l'Assemblée se trouvant appelée à se prononcer sur la question de l'Union, les Députés Moldaves iraient voter à Jassy, tandis que les Députés Valaques voteraient à Bucarest?

4. Convient-il de faire un appel direct à des Elections Générales, ayant expressément pour objet de nommer une seule Assemblée, qui se rendrait à Bucarest pour nommer un nouvel Hospodar et au besoin pour se prononcer sur la question de l'Union? — Il serait entendu dans le dernier cas, que le vote favorable à l'Union ne serait valable qu'autant qu'il aurait rallié la majorité des Députés Moldaves faisant partie de l'Assemblée.

5. Enfin vaudrait-il mieux de recourir à la convocation de deux Assemblées — l'une à Bucarest et l'autre à Jassy — à l'instar de ce qui s'est déjà fait en 1857 pour les Divans ad hoc?"

Zugleich wurde beschlossen, daß man in der dritten Konferenzsitzung, die für den 28. März festgesetzt wurde, die Ratification de l'Acte Public signé à Galatz le 2 Novembre 1865 par les membres de la Commission Européenne du Danube vornehmen werde.

Auf diese Weise vergingen vom Tage der in Bukarest vollzogenen Fürstenwahl des Grafen von Flandern, die eine ausgesprochene Tat war, bis zur dritten Konferenz, welche die Donaufrage behandelte, zweiunddreißig Tage, ohne daß irgendein Entschluß gefaßt wurde, als Fragen aufzustellen, auf die seit 1857 zu wiederholten Malen Wünsche und Tatsachen geantwortet hatten.

Es war natürlich, daß die Lieutenance Princière auf solche Unentschlossenheit der Konferenz keine Rücksicht nehmen konnte.

Schon am 24. März sandte der Ministerpräsident Jon Ghika an den Pariser Agenten Balaceanu ein Telegramm folgenden Inhalts: „Erklären Sie, wir haben

Digitized by Google

den Grafen von Flandern nicht zum Fürsten gewählt gegen Frankreich; wir sind entschlossen, jeden andern Kandidaten zu wählen und garantieren seine Wahl; unsre Delegierten sollen eilig die offizielle Absage des Grafen von Flandern aus Brüssel einholen; geben Sie uns den Namen des neuen Kandidaten."

Die Delegierten gingen am 28. März nach Brüssel und erhielten am 30. März vom Könige von Belgien die gewünschte Absage des Grafen von Flandern.

Am 26. März bekam Jon Ghika von Bratianu und Balaceanu die Drahtnachricht, daß die Kandidatur des Prinzen Karl von Hohenzollern dem Kaiser Napoleon sehr angenehm wäre.

Am 29. März wurden in Bukarest der Senat und die Wahlkammer aufgelöst, und am 30. März wurde von der Lieutenance Princière eine Proklamation erlassen, welche die Wahl des Prinzen Karl von Hohenzollern befürwortete.

Man beeilte sich in Bukarest, den Tatsachen die Tür weit zu öffnen.

Was diesen schnellen Entschluß bestimmte, ist in den Denkwürdigkeiten des Königs Karl von Rumänien zu lesen.

Hier ein Auszug des Hauptsächlichsten:

Am Karfreitag, den 30. März 1866 langt der rumänische Abgesandte Joan Bratianu in Düsseldorf an und ersucht den Fürsten Karl Anton von Hohenzollern um eine Audienz. Diese wird am 31. März am Vormittage gewährt und dauert drei Stunden. Bratianu eröffnet dem Fürsten, daß die Lieutenance Princière Rumäniens, einer Anregung des Kaisers Napoleon folgend, beabsichtigte, seinen zweiten Sohn, den Prinzen Karl, dem Volke zum Fürsten vorzuschlagen. Bratianu wird zur Tafel gezogen; auch Oberst v. Rauch, Kommandeur des 11. Husarenregiments, nimmt an ihr teil. Die Unterhaltung ist lebhaft; es wird viel über Bukarest und die wirtschaftlichen Verhältnisse der Donauländer gesprochen. Nach Tische tritt Bratianu auf den Prinzen zu und sagt: „On m'a beaucoup parlé de V. A. à Paris, où on m'avait dit qu'Elle était à Berlin, je suis bien heureux d'avoir eu la bonne fortune de trouver V. A. ici." Prinz Karl erwidert, daß er nur auf Urlaub in Düsseldorf sei und in zwei Tagen zu seinem Regiment nach Berlin zurückkehre. Er fügt hinzu: „D'autant plus que nous aurons peut-être la guerre."

Oberst Rauch begleitet Bratianu ins Hotel zurück und überbringt bei seiner Rückkehr dessen Bitte um eine Privatunterredung mit dem Prinzen. Sie wird ihm gewährt.

Um ½7 Uhr abends erscheint der rumänische Abgesandte, trägt dem Prinzen die Krone an und orientiert ihn in zweistündigem Gespräch über die Zustände seines Landes. Er weist dabei auf die Gefahren hin, denen Rumänien ausgesetzt sein würde, wenn das jetzige Provisorium noch länger andauere, und bittet um günstige Entscheidung.

Prinz Karl entgegnet, daß er zwar den Mut in sich fühle, eine solche Mission auf sich zu nehmen, aber doch fürchte, ihr nicht gewachsen zu sein;

Digitized by Google

deshalb könne er jetzt noch keine bestimmte Antwort erteilen. Außerdem wisse er noch nichts von den Intentionen des Königs von Preußen, des Oberhauptes der Familie, und ohne dessen Erlaubnis dürfe er einen so wichtigen Schritt nicht unternehmen.

Bratianu berührt dann das staatsrechtliche Verhältnis der Donaufürstentümer zur Türkei. Prinz Karl vermag darin kein Hindernis für sich zu sehen, zumal da es kaum schwerfallen werde, dieses Band zu lösen; vorläufig sei dasselbe überhaupt eher eine Garantie als eine Fessel, denn Rumänien sei noch nicht stark genug, um auf eignen Füßen zu stehen.

So trennen sie sich, ohne daß es zu einer bindenden Erklärung von seiten des Prinzen gekommen ist. Bratianu verspricht, keine weiteren Schritte in dieser Angelegenheit zu tun, und reist nach Paris zurück.

Bratianu hat persönlich den besten Eindruck auf den Prinzen und die fürstliche Familie gemacht, sowohl durch sein einnehmendes Aeußere als durch die staatsmännischen Eigenschaften, die er in diesen Konferenzen bewiesen hat.

Am 4. April übersendet Fürst Karl Anton von Hohenzollern dem Könige von Preußen, Chef des Gesamthauses Hohenzollern, eine Denkschrift, in welcher es heißt:

„Es scheint in den Donaufürstentümern die Ueberzeugung stets mehr Boden zu gewinnen, daß die rumänische Thronfrage nur dann eine dauernde Lösung finden könne, wenn von der Wahl eines den Bojarenfamilien zu entnehmenden Regenten gänzlich abgesehen und diese Wahl auf ein Mitglied eines auswärtigen Fürstenhauses gelenkt werde.

„Hieran anknüpfend melde ich Eurer Majestät, daß ich vor wenigen Tagen durch den Besuch des rumänischen Repräsentanten bei den in Paris gegenwärtig stattfindenden Donaufürstentümerkonferenzen, des Herrn Bratianu, überrascht worden bin, welcher an mich die direkte Anfrage gestellt hat, ob eventuell einer meiner Söhne in der Lage sich befinde, eine auf ihn fallende Wahl zum Fürsten von Rumänien anzunehmen.

„Durch diesen Antrag einesteils überrascht, andernteils mit der ganzen politischen Sachlage nicht vertraut, habe ich selbstverständlich dem Herrn Bratianu nur erwidern können, daß eine bejahende oder verneinende Beantwortung mir aus dem Grunde nicht zustehe, weil Eure Majestät als Allerhöchster Haus- und Familienchef allein und ausschließlich hierüber Entschließung zu nehmen und Verfügung zu treffen haben.

„Aus einer eingehenden Unterredung mit Herrn Bratianu habe ich die Gewißheit geschöpft, daß er nur mit ausdrücklicher Billigung des Kaisers Napoleon diese vertrauliche Anfrage stellen konnte, wobei auf meine vielfachen schweren Bedenken von ihm nur erwidert wurde, wie gerade eine auf ein Mitglied meiner Familie fallende Wahl die meisten Chancen der Anerkennung in sich schließe. Ein zum Beispiel auf österreichische Verbindungen sich stützender Fürst würde niemals die Billigung der andern Großmächte erhalten, und umgekehrt würde in jeder französischen, englischen, russischen

Digitized by Google

oder italienischen Kandidatur die Geltendmachung und Durchführung eines dynastischen Interesses oder das drohende Uebergewicht eines exklusiven Sonderinteresses erblickt werden ... Es wäre also nur Preußen, dessen Interessen hierbei nicht unmittelbar berührt würden, welches einen Kandidaten aus seiner Mitte zu stellen imstande sei, bei dem die vorerwähnten Bedenken nicht zuträfen.

„In der jüngsten Zeit ist die unter dem Fürsten Cuza einberufene Kammer aufgelöst worden, weil der nunmehr in den Vordergrund gerückten Wahlfrage eine neue konstitutionelle Unterlage gegeben werden mußte. Nun ist nach der Auffassung des Herrn Bratianu leicht möglich, daß aus der ad hoc konstituierten neuen rumänischen Kammer die Wahl eines meiner Söhne hervorgehe, und zwar nicht deshalb, weil nur einer von diesen als der einzig geeignete Regent zu bezeichnen wäre, sondern aus dem weiteren politischen Grunde, um den Konferenzmächten die Absicht Rumäniens zu zeigen, kein Bojarenregententum über sich zu dulden, moralischen Protest einzulegen gegen die von Rußland gewünschte Trennung der Fürstentümer, die monarchische Gesinnung dieser Länder zu konstatieren und einen fertigen Kandidaten zur Abkürzung des Konferenzverfahrens und zur Beseitigung aller weiteren Herrschaftsintrigen aufzustellen. Der Graf von Flandern sei nicht um seiner Person, sondern um des Prinzipes willen per Akklamation gewählt worden; rumänischerseits sollte dadurch lediglich mit größter Offenheit gezeigt werden, daß nur einem fremden Fürsten die Gründung einer neuen Dynastie in Rumänien anvertraut werden dürfe.

„Vorstehendes wäre in Kürze der politische Stand der Angelegenheit, wie ich denselben aus den Mitteilungen des Herrn Bratianu entnommen habe.

„Eure Majestät wollen huldreichst gestatten, auch meine persönliche Anschauung über dieselbe kundgeben zu dürfen.

„Es ist nicht zu verkennen, daß die vorliegende Frage, und namentlich eine Lösung derselben auf dem angedeuteten Wege zu großen Bedenken Anlaß gibt.

„Die an sich stabilen, aber durch den stets genährten Kampf um die Superiorität russischen und türkischen Einflusses gestörten inneren Verhältnisse der Fürstentümer, ihr scheinbares Abhängigkeitsverhältnis zur Pforte und die Vasalleneigenschaft des künftigen Landesherrn zu derselben sind wesentlich hemmende Ursachen. Nicht zu leugnen sind aber die großen, noch unentwickelten innern Hilfsquellen dieser Länder, welche unzweifelhaft eine ebenso große Zukunft haben werden, als sie ehemals Kulturdistrikte ersten Ranges gewesen sind. Der dortige Herrscher wird demnach eine ebenso große als dankbare Aufgabe zu erfüllen haben, deren Früchte wohl schwerlich seiner Person, unzweifelhaft aber den Deszendenten seiner neubegründeten Dynastie zustatten kommen müßten."

Am 19. April kommt Legationsrat v. Keudell, um den Prinzen Karl im Auftrage des preußischen Ministerpräsidenten zu bitten, diesen zu besuchen, Graf Bismarck selbst sei durch ein Fußleiden ans Haus gefesselt, sonst würde er den Prinzen aufgesucht haben. Prinz Karl setzt seinen Besuch um $^1/_2$1 Uhr an.

Graf Bismarck beginnt die anderthalbstündige Unterredung mit der Bemerkung: „Ich habe Eure Durchlaucht zu mir bitten lassen nicht als Staats-

Digitized by Google

mann, sondern, wenn ich mich dieses Ausdrucks bedienen darf, als Freund und Ratgeber frei und offen zu sprechen — Sie sind von einer ganzen Nation einstimmig zum Fürsten gewählt; folgen Sie diesem Rufe, gehen Sie direkt in das Land, zu dessen Regierung Sie berufen sind."

Prinz Karl erwidert, daß dies ohne Genehmigung des Königs, als seines Familienoberhauptes und obersten Kriegsherrn, unmöglich sei, obgleich er den Mut zu diesem Entschlusse wohl in sich fühle.

„Um so mehr also!" ruft der Ministerpräsident aus. „Die Genehmigung des Königs brauchen Sie in diesem Falle nicht direkt. Verlangen Sie Urlaub vom Könige, Urlaub ins Ausland — der König ist fein genug, ich kenne ihn ja genau, um dies zu verstehen und die Absicht zu durchschauen. Sie nehmen ihm dadurch außerdem die Entscheidung aus der Hand, was ihm sehr willkommen sein muß, da ihm politisch die Hände gebunden sind! Vom Auslande kommen Sie dann um Ihren Abschied ein und begeben sich im strengsten Inkognito nach Paris, wo Sie den Kaiser im geheimen um eine Audienz bitten lassen. In dieser mögen Sie ihm Ihre Absichten darlegen, mit der Bitte, daß Napoleon Ihrer Sache sein Interesse schenke und dieselbe bei den übrigen Mächten befürworte. — Dieses ist nach meiner Ansicht, wenn Eure Durchlaucht überhaupt an die Annahme der in Rede stehenden Krone denken, die einzige Art und Weise, die Sache anzufassen. Kommt letztere dagegen vor die Pariser Konferenz, dann wird sie sich nicht monate-, sondern jahrelang hinziehen: die am meisten beteiligten Mächte, Rußland und die Pforte, werden den entschiedensten Protest gegen Ihre Wahl erheben, Frankreich, England und Italien werden auf Ihrer Seite stehen, und Oesterreich wird alles aufbieten, um Ihre Kandidatur zum Scheitern zu bringen. Doch ist gerade von dieser Seite nicht viel zu befürchten, da ich Oesterreich für einige Zeit zu beschäftigen gedenke! — Was nun Preußen betrifft, so sieht es sich in die schwierigste Situation von allen versetzt; wegen seiner politischen und geographischen Lage hat es sich stets von der orientalischen Frage ferngehalten und nur seine Stimme im Rate der Großmächte geltend gemacht. Zu diesem speziellen Falle aber müßte ich als preußischer Ministerpräsident gegen Sie stimmen, so schwer mir das fallen würde, denn ich dürfte im gegenwärtigen Augenblicke keinen Bruch mit Rußland herbeiführen und unser Staatsinteresse nicht zugunsten des Familieninteresses engagieren. — Durch eigenmächtiges Handeln von seiten Eurer Durchlaucht würde der König aus der für ihn peinlichen Situation herausgelangen, und ich bin überzeugt, daß er dieser Idee, die ich ihm gern mündlich mitteilen würde, wenn er mir die Ehre eines Besuches schenken wollte, nicht abgeneigt sein würde, obwohl er als Familienoberhaupt seine Zustimmung nicht geben dürfte. — Sind Eure Durchlaucht einmal in Rumänien, so wird die Frage bald gelöst sein, denn wenn Europa sich einem Fait accompli gegenübersieht, werden die zunächst beteiligten Mächte zwar protestieren, aber ein Protest

Digitized by Google

steht auf dem Papier, und die Tatsache wird nicht mehr rückgängig zu machen sein!"

Den Einwand des Prinzen, daß Rußland und die Pforte offensiv auftreten könnten, läßt Bismarck nicht gelten: „Aus Gewaltmaßregeln würden, namentlich für Rußland, die schwersten Folgen entstehen können. Ich würde Eurer Durchlaucht raten, vor Ihrer Abreise dem Kaiser von Rußland einen eigenhändigen Brief zu schreiben, in welchem Sie aussprächen, daß Sie in Rußland Ihren mächtigsten Beschützer sähen und daß Sie mit Rußland dereinst die orientalische Frage lösen zu können hofften. Auch ließe sich eine Familienverbindung, die bald ins Werk gesetzt werden müßte, Sie in Rußland einen großen Anhalt finden."

Auf des Prinzen Anfrage, wie Preußen sich zu diesem Fait accompli stellen würde, erklärt Bismarck: „Wir werden nicht umhin können, das Faktum anzuerkennen und der Sache unser volles Interesse zuzuwenden, Ihr mutiger Entschluß wird also sicher sein, von hier aus beifällig aufgenommen zu werden!"

Der Prinz fragt nun, ob Bismarck ihm überhaupt zur Annahme der Krone raten könne, oder ob es besser sei, die Sache fallen zu lassen?

„Wenn ich nicht für die Sache wäre," lautete die Antwort des Ministers, „hätte ich mir überhaupt nicht erlaubt, meine Ansicht darüber auszusprechen. Die Lösung der Frage durch Fait accompli halte ich für die glücklichste und für Sie ehrenvollste. Und selbst wenn Sie nicht reüssierten — Ihre Stellung zum preußischen Gesamthause bliebe dieselbe: Sie würden hierher zurückkehren und sich stets mit Vergnügen eines Coups erinnern dürfen, der Ihnen nie zum Vorwurfe gereichen kann. Reüssieren Sie aber, wie ich glaube, so kann Ihnen diese Lösung von unberechenbarem Vorteil sein. Sie sind durch Volksabstimmung, im vollsten Sinne des Wortes, einstimmig gewählt, Sie folgen diesem Rufe und erwerben sich dadurch von vornherein das volle Vertrauen des ganzen Volkes!"

Dem Einwande des Prinzen, daß er dieser Abstimmung nicht ganz traue, weil dieselbe zu rasch gekommen, begegnet Bismarck mit folgenden Worten: „Die sichere Garantie könnten Sie von der Deputation erhalten, welche demnächst kommen wird, und welche Sie auf preußischem Boden nicht empfangen dürften; überhaupt würde ich mich baldigst mit dem rumänischen Agenten in Paris in Verbindung setzen. Dem französischen Botschafter Benedetti hab ich sous discrétion, nachdem uns der Wunsch des Kaisers Napoleon, unsre Ansichten kennen zu lernen, kundgegeben worden, diese Idee mitgeteilt, und derselbe erklärte, daß man Ihnen in Frankreich ein Schiff zur Disposition stellen würde, um von Marseille aus die Reise nach Rumänien zu unternehmen — besser scheint es mir aber, einen gewöhnlichen Dampfer zu benützen, damit die Sache ganz geheim bleibt."

Digitized by Google

Im Laufe dieser Unterredung liest der Ministerpräsident dem Prinzen die Depeschen und Aktenstücke vor, welche über die Frage seiner Kandidatur bisher eingegangen sind.

Um 4 Uhr begibt sich der Prinz zum Könige, der ihn aufs herzlichste empfängt, sich aber mit Bismarcks Ansicht, die der Prinz ihm mitteilt, nicht einverstanden erklärt, im Gegenteil, er betont die Schwierigkeiten, die dem Unternehmen im Wege ständen, und hält es für ratsam, die Entscheidung der Pariser Konferenz abzuwarten. Selbst aber wenn letztere günstig ausfallen sollte, bleibe doch immer ein schweres Bedenken bestehen: es sei eines Fürsten aus dem Hause Hohenzollern unwürdig, sich unter die Oberhoheit eines Sultans zu stellen!"

Prinz Karl erwidert, „daß er für den Augenblick die türkische Suzeränität anzuerkennen bereit sei, doch mit dem stillschweigenden Vorbehalt, sich von demselben durch Waffengewalt zu befreien und dem Lande, das ihn heute erwählt, die volle Unabhängigkeit auf dem Schlachtfelde zu erobern. Er bittet den König, überzeugt zu sein, daß er stets seinem Namen Ehre machen werde, wo und in welcher Lage er sich auch befinden werde!"

Der König gewährt dem Prinzen Urlaub nach Düsseldorf, er schließt ihn beim Abschied in die Arme, und seine letzten Worte sind: „Gott beschütze dich!"

*

Am 20. April wurde in ganz Rumänien das Plebiszit votiert mit 685 969 Stimmen für den Prinzen Karl von Hohenzollern und 224 negativen Stimmen.

Es lautete wie folgt: „Wir ernennen zum erblichen souveränen Fürsten der vereinigten rumänischen Fürstentümer Seine Hoheit den Fürsten Karl Ludwig von Hohenzollern unter dem Namen Carol I.

Den 13. Mai wird das Plebiszit bekräftigt durch die Majorität der Deputierten der neugewählten Kammer (Konstituante) unter namentlicher Stimmenabgabe und Unterschrift. Die in der Kammer anwesenden Deputierten waren 120, unter denen 46 Moldauer und 74 Walachen; nur 6 Moldauer enthielten sich beim Votum, die übrigen 114 Stimmen gaben folgendes Votum ab:

„In Anbetracht unsrer Deferenz für die Hohe Pforte und die garantierenden Großmächte bekräftigt diese Versammlung, als treuer Dolmetscher des nationalen Willens, von neuem den Ausdruck des ununterbrochen kundgegebenen Willens der Divans ad hoc sowie aller gesetzgebenden Versammlungen und in den allerletzten Tagen, am 23. Februar und durch das Plebiszit vom 20. April; — und erklärt zum allerletztenmal vor Gott und vor den Menschen, daß der unabänderliche Wille der vereinten Fürstentümer ist, immerdar zu bleiben, was sie sind — ein untrennbares Rumänien unter der erblichen Regierung eines fremden Fürsten aus einer der souveränen westeuropäischen Dynastien, und daß der erbliche Fürst des einen und untrennbaren Rumäniens der Fürst Karl Ludwig von

Digitized by Google

Hohenzollern-Sigmaringen ist, der heute auch von dieser Versammlung proklamiert wird unter dem Namen ‚Carol I.'"

*

Am Freitag den 11. Mai nimmt Prinz Karl Abschied von den Mitgliedern des väterlichen Hofes und tritt um 10 Uhr bei seinen Eltern ein, um hier das schwere Lebewohl zu sagen. Vater und Mutter segnen tiefergriffen ihren Sohn, der für einen Augenblick seine Fassung verliert, als seine innig geliebte Mutter ihn mit ihren Tränen benetzt und nicht aus ihren Armen lassen will. Dann umarmt er seine beiden Brüder. Die Erbprinzessin Antoinette und seine Schwester Prinzessin Marie begleiten ihn bis zum Bahnhofe.

So beginnt in den Denkwürdigkeiten des Königs Karl von Rumänien die Erzählung seiner Reise von Düsseldorf nach Rumänien. Wir folgen derselben in der Wiedergabe des Hauptsächlichsten.

Die Reise des Prinzen geht über Köln, Siegburg, Bonn, Mainz, Darmstadt, Freiburg i. B., Umkirch, Klein-Basel nach Zürich. Unterwegs trifft er mit dem von seinem Vater vorausgeschickten Begleiter, dem Kabinettsrat v. Werner, dem preußischen Kammerherrn Baron v. Mayenfisch und zwei Dienern aus dem väterlichen Hause (einer von ihnen Seelos) zusammen.

Der Prinz benützt unterwegs seine freie Zeit, um dem Könige von Preußen einen Brief und sein Gesuch um Verabschiedung aus der preußischen Armee zu schreiben, sowie zwei Briefe an den Kaiser der Franzosen und an den Kaiser von Rußland, die von Düsseldorf an ihre Adresse weiter befördert werden sollen. Sodann verfaßt der Prinz ein Schreiben an den Sultan Abd ul Aziz, welches nach seiner Ankunft in Rumänien nach Konstantinopel abzusenden ist.

In Zürich trifft er den Landamman Aepli aus St. Gallen, der ihm einen Schweizer Paß besorgt auf den Namen Karl Hettingen (nach Fürst Karl Antons Schloß Hettingen in Hohenzollern), in Geschäften nach Odessa reisend.

Von Zürich an reist er am 15. Mai mit seinen Begleitern ab, denen noch Leutnant Linche, aus Paris kommend, sich anschließt. Die Reise geht über den Bodensee, Lindau, Augsburg, München, Salzburg, Wien und Budapest nach Baziasch, der Endstation der österreichischen Eisenbahn an der Donau. In Baziasch wird die Reise um einen Tag unterbrochen, weil man die Abfahrt des Eilschiffes nach Turnu-Severin abwarten muß.

Am Pfingstsonntag den 20. Mai besteigen der Prinz und seine Begleiter das Eilschiff, auf dem sie Herrn Joan Bratianu begegnen, der mit dem Pester Eilzug direkt aus Paris eben angekommen war. Um 4 Uhr trifft das Eilschiff in Turnu-Severin ein.

Das Schiff legt an der Landungsbrücke von Turnu-Severin an. Ohne auf seine Reisegesellschaft zu achten, sucht der Prinz eiligst das Schiff zu verlassen; der Kapitän hält ihn aber mit dem Bemerken zurück, daß sein Billett doch auf Odessa laute; weshalb er also hier aussteigen wolle? Der Prinz antwortet, daß er nur für einige Augenblicke ans Land zu steigen beabsichtige.

Digitized by Google

Unterdessen sind Bratianu und Leutnant Linche herangetreten und drängen den Prinzen vorwärts, so daß er mit raschem Schritt auf die Landungsbrücke springt und das Schiff hinter sich läßt.

Sowie er das Land betreten, zieht Bratianu den Hut, macht Front vor seinem Fürsten und ersucht ihn, einen bereitstehenden Wagen zu besteigen. Bratianu, der nun von den rumänischen Mautbeamten begrüßt wird, durchschreitet mit dem Fürsten das Publikum, das sich, da es Sonntag ist, zahlreich eingefunden hat, um das Schiff zu begleiten. Erstaunt starren die Leute die Ankömmlinge an, deren Aeußeres gleich erkennen läßt, daß es Ausländer sind; daß aber ihr neuerwählter Fürst in ihrer Mitte weile, davon hatten sie keine Ahnung.

Fürst Karl fährt an Bratianus Seite direkt nach dem Präfekturgebäude. Die Herren v. Werner, v. Mayenfisch und Linche folgen später, nachdem sie die nötigen Anordnungen wegen des Gepäcks getroffen haben.

Der Präfekt fällt aus den Wolken, als Bratianu ihm sagt, wer der junge Herr sei, der eben vorgefahren ist. Es wird beschlossen, das Inkognito des Fürsten noch zu wahren.

Bratianu begibt sich nach der Telegraphenstation, um die provisorische Regierung von des Fürsten Ankunft in Kenntnis zu setzen. Die umgehend eintreffende Antwort der Minister ersucht den Herrscher, sofort die Weiterreise nach der Hauptstadt anzutreten.

Auf das Begrüßungstelegramm Fürst Karls an die Lieutenance Princière antwortet diese mit den herzlichsten Glückwünschen; sie gibt ihrer Freude Ausdruck, endlich ihren freigewählten Fürsten zu besitzen.

Bei seiner Rückkehr ins Regierungsgebäude findet der Fürst dort die Behörden der Stadt versammelt, denn die Nachricht von seinem Eintreffen ist inzwischen doch wie ein Lauffeuer durch den Ort gegangen. Der Empfang, der keinen offiziellen Charakter trägt, wird rasch abgetan, da die Postpferde schon vor der Tür stehen.

Punkt 8 Uhr besteigt der Fürst mit Bratianu — die deutschen Herren folgen — den mit acht Pferden bespannten offenen Wagen, und in rasendem Tempo fahren sie in die Nacht hinein.

Wie es Tag wird, tauchen den 21. Mai in der Ferne die Kirchtürme von Krajowa, der rings von grünen Hügeln umgebenen Hauptstadt der kleinen Walachei, auf. Um $^1/_2$7 Uhr erreicht der Fürst die Akziselinie der Stadt. Hier harrt eine unabsehbare Menschenmenge der Ankunft des Fürsten, denn die Lieutenance Princière hat das ganze Land von dem glücklichen Ereignis benachrichtigt. Ein donnerndes, nicht endenwollendes Hurra empfängt den Fürsten, als der Wagen vor einem improvisierten, aus grünen Reisern hergestellten Zelte Halt macht. Der Bürgermeister hält eine Ansprache, und Fürst Karl gibt in französischer Sprache seiner Freude Ausdruck, daß er sich jetzt inmitten seiner Landeskinder befinde. Nach einem Aufenthalte von drei Viertelstunden wird die Reise fortgesetzt, eskortiert von Dorobanzen.

Gegen 12 Uhr trifft der Fürst am breiten Oltflusse ein; am jenseitigen

Digitized by Google

Ufer baut sich das Städtchen Slatina malerisch auf. Die Bevölkerung ist von überallher zusammengeströmt und steht auf beiden Ufern des Flusses, um ihrem jugendlichen Herrscher zuzujubeln.

In Slatina gibt Fürst Karl folgendes Telegramm an den Fürsten von Hohenzollern nach Düsseldorf auf: „Mit bewegtem Herzen sende ich meinen teuren Eltern und lieben Geschwistern die ersten innigsten Grüße aus meinem neuen Vaterlande. Ich werde ihm mit ganzer Seele angehören, aber stets die teuren Erinnerungen und dankbarsten Gefühle für die Heimat bewahren. Soeben war in Slatina ein herzlicher Empfang. Morgen Ankunft in Bukarest."

Um 2 Uhr wird die Reise unter zahlreicher Begleitung mit derselben Schnelligkeit fortgesetzt.

In raschem Tempo eilt man Pitesti zu. Schon von ferne erblickt der Fürst einen Triumphbogen, um den sich eine große Menschenmenge angesammelt hat, zu Wagen und zu Pferde, um ihren Herrscher zu erwarten. Freundlich liegt Pitesti da mit seinen lieblichen Weingeländen, im Hintergrunde der hohe Bucegi und die schneebedeckten Berge von Muscel.

Um 6 Uhr treffen die Reisenden an der Akziselinie der Stadt ein. Hier wird dem Fürsten abermals ein begeisterter Empfang mit Anreden und Musik bereitet. In Pitesti meldeten sich beim Fürsten General Golesku, Mitglied der Lieutenance Princière, und Jon Ghika, Ministerpräsident und Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Nachdem ihm die Autoritäten der Stadt vorgestellt worden sind, besteigt der Prinz mit Golesku und Jon Ghika die mit acht Pferden bespannte fürstliche Equipage uud fährt durch das mit Fahnen, Teppichen und Girlanden festlich geschmückte Städtchen; wie überall werden ihm aus den Fenstern zahlreiche Buketts und Tauben in den Wagen geworfen.

Nach einstündiger Fahrt wird Goleschti erreicht, der Stammsitz der Familie Golesku, die sich stets durch Patriotismus und Uneigennützigkeit ausgezeichnet hat. Die sechsundsiebzigjährige Mutter Goleskus, eine würdige Matrone, deren edle, klassische Züge auf ihre einstige große Schönheit schließen lassen, empfängt den Fürsten.

Um 8 Uhr wird das Diner eingenommen; die ganze Familie nimmt daran teil. Bratianu hat sich inzwischen auf sein Landgut Florika begeben, das in nächster Nachbarschaft von Goleschti liegt.

Nach Tisch werden dem Fürsten durch Golesku und Jon Ghika die ersten Regierungsgeschäfte unterbreitet.

Den 22. Mai steht der Fürst um 6 Uhr auf, damit er Zeit hat, die Vorbereitungen zu dem wichtigen Akte des Einzuges in die Hauptstadt seines Landes zu treffen. Man sucht den Fürsten zu bewegen, in rumänischer Generalsuniform in Bukarest einzuziehen; das lehnt er aber ab, da er dieselbe erst bei der ersten Truppenrevue anlegen will.

Um 8 Uhr verläßt der Fürst Goleschti. In Gajeschti und Titu, kleinen Marktflecken, wird kurzer Halt gemacht. In Ciokaneschti, einem Gute der Familie Ghika, erwartet Prinz Demeter Ghika, Minister des Innern, den Fürsten. Hier

Digitized by Google

vertauscht der Fürst seinen mit Staub bedeckten Reiseanzug mit Frack, weißer Krawatte und Ordensband.

Schon von ferne bezeichnet eine schwarze, unabsehbare Menschenmenge den Ort, wo die Bukarester Bevölkerung ihren Fürsten erwartet.

Die Empfangsfeierlichkeiten nehmen unweit Baneassa ihren Anfang. Der Bürgermeister von Bukarest, Demeter Bratianu, Bruder des in Piteschti zurückgebliebenen Joan Bratianu, überreicht dem Fürsten die Schlüssel der Stadt und hält eine feurige Anrede, die von den versammelten Menschen jubelnd aufgenommen wird.

Fürst Karl hält eine französische Dankrede und drückt in warmen Worten seine Hoffnung aus, daß er die Kraft haben werde, die schwere Mission, welche er im festen Vertrauen auf den Beistand des Himmels übernommen hat, zum Glücke Rumäniens zu Ende zu führen.

Nach dem Empfange durch die städtischen Behörden bei Baneassa besteigt der Fürst mit General Golesku und Jon Ghika einen offenen, von sechs Schimmeln gezogenen Galawagen und fährt, umgeben von einem glänzenden Stabe, darunter Oberst Haralambie, Mitglied der provisorischen Regierung, der Stadt zu. Ein Regiment Ulanen eröffnet den Zug. Dann kommen die Minister, der Bürgermeister der Hauptstadt, der Polizeipräfekt; in einem Hofwagen Herr v. Mayenfisch; Herrn v. Werner ist im Wagen des Fürsten der vierte Platz angewiesen.

Der Zug bewegt sich über die sog. Chaussee, den Korso der Bukarester Gesellschaft, wo Infanterie, Jäger und Artillerie aufgestellt sind, hinter denen Kopf an Kopf die Menge des Volkes harrt, und endlos pflanzt sich ihr Hurra fort, sowie der Wagen des Fürsten sich nähert.

Der Zug bewegt sich weiter im langsamen Tempo in dem endlosen Podu Mogoschoae, das mit Fahnen, Teppichen und Girlanden geschmückt ist.

Nach anderthalbstündiger Fahrt, unter Glockengeläute und Kanonendonner, langt der Zug vor der Metropolie, der Hauptkirche Bukarests, an. Von der Anhöhe, auf der sie liegt, hat man einen prächtigen Blick auf die Stadt.

Der fürstliche Wagen fährt vor, und aus dem Hauptportal tritt Seine Heiligkeit der Metropolit Niphoa, Primas von Rumänien, dem Fürsten entgegen, eine ehrwürdige Greisengestalt mit schönem weißem Barte und in reichem golddurchwirktem Gewande, mit Tiara und silbernem Stabe; er ist umgeben von einer ganzen Schar seiner mit den kostbarsten Ornaten bekleideten Geistlichen. Feierlich überreicht er dem Fürsten Kreuz und Evangelienbuch zum Kuß, ergreift ihn über dem Ellbogen am Arme und führt ihn in die Kirche zu einem Throne, dem Ikonostas gegenüber.

Auch Lascar Catargin, Mitglied der provisorischen Regierung, und alle Minister sind in der Metropolie zugegen.

Nach dem Tedeum begibt sich der Fürst, geleitet vom Metropolitenprimas im vollen Ornate sowie von der provisorischen Regierung und dem ganzen Ministerium, zu Fuß nach der Kammer, welche der Metropolie gegenüberliegt.

Digitized by Google

Klopfenden Herzens betritt der Fürst den Sitzungssaal, wo die Mitglieder der Konstituante versammelt sind. Am Eingange empfängt ihn der Präsident Kostaki Jepuseanu und führt ihn zu dem auf der Tribüne errichteten fürstlichen Thron.

Unbeschreiblicher Jubel begrüßtden Fürsten.

Der Metropolit legt Kreuz und Evangelienbuch auf den vor dem Throne aufgestellten Tisch und fordert den Fürsten auf, den Eid auf die Gesetze des Landes zu leisten.

Dann verliest Oberst Haralambie die rumänische Eidesformel, welche dem Fürsten in französischer Uebersetzung vorliegt: „Jur de a pazi legile Romaniei, drepturile sale si integritatea teritoriului!“ (Ich schwöre, daß ich Rumäniens Gesetze wahren, seine Rechte behaupten und sein Gebiet unangetastet erhalten werde.)

Fürst Karl legt die rechte Hand auf das Evangelienbuch und spricht mit fester Stimme auf rumänisch: „Jur!“, worauf ein donnernder Jubel und Händeklatschen ausbricht.

Der Kammerpräsident richtet nun an den Fürsten eine schwungvolle Ansprache.

Der Fürst antwortet in französischer Sprache folgendermaßen:

„Élu spontanément par la nation Prince de Roumanie, j'ai quitté, sans hésiter, et patrie et famille pour répondre à l'appel de ce peuple qui m'a confié ses destinées.

En mettant le pied sur cette terre sacrée, je suis devenu Roumain.

L'acceptation du Plébiscite m'impose, je le sais, de grands devoirs; j'espère qu'il me sera donné de les remplir. Je vous apporte un cœur loyal, des intentions pures, la volonté ferme de faire le bien, un dévouement sans bornes envers ma nouvelle patrie et ce respect inébranlable des lois que j'ai puisé dans mes aïeux!

(Andauerndes Hurrarufen.)

Citoyen aujourd'hui, demain, s'il le faut; soldat, je partagerai avec vous la bonne et la mauvaise fortune.

(Abermalige Zurufe.)

Dès ce moment tout est en commun entre nous. Croyez-moi, comme je crois en vous! Dieu seul peut savoir ce que l'avenir réserve à notre patrie; — de notre part contentons-nous de faire notre devoir! Fortifions-nous par la concorde; unissons nos forces pour être à la hauteur des événements!

La Providence qui a conduit Votre Élu jusqu'ici et qui a éloigné toutes les entraves de mon chemin, ne laissera pas non-accomplie son œuvre!

Vive la Roumanie!“

(Immer aufs neue ausbrechende Rufe: „Vive Charles Ier!“)

Digitized by Google

Der Sturm der Begeisterung läßt nur nach, als Fürst Karl, begleitet vom Kammerpräsidium und den Ministern, den Ausgang des Sitzungssaales erreicht hat.

Unter brausendem Zurufe des Volkes besteigt der Fürst den Wagen, und der Zug setzt sich wieder in Bewegung, bis er das Palais erreicht hat.

*

Die Entwicklung der Moldau und der Walachei zu einer lebensfähigen Monarchie hat sich langsam, aber auf sicheren Grundlagen vollzogen. Es war eine schwere Arbeit, die durch den Pariser Vertrag von 1856 theoretisch sanktionierten Volkswünsche in die Tat umzusetzen. Man mußte zuerst die Türkei bekämpfen, bis die Bevölkerung dieser Länder ihre Wünsche in freier Weise zum Ausdruck bringen konnte. Dieser Kampf wurde aber ohne Waffen geführt; er war ein friedlicher, ein Rechtskampf, wodurch das nationale Bewußtsein in allen Schichten der Bevölkerung gestärkt wurde. Als man aber im Jahre 1858 vor den Richterstuhl der Pariser Konferenzen trat, wurde von den Großmächten beschlossen, daß die beiden Länder getrennt bleiben sollten und zwei eingeborene Fürsten auf Lebenszeit gewählt werden müßten. Die Rumänen wählten jedoch einen Inländer für beide Länder. Als dieser dem Volke gegenüber in eine Zwangslage kam und zurückzutreten gezwungen wurde, da sollte sich die Lebensfähigkeit des rumänischen Volkes betätigen. Diese Arbeit vollzog sich in friedlicher Weise, obgleich sie rasche Entschlüsse beanspruchte.

Im Unionskampfe erstarkte Männer bildeten die provisorische Regierung in Bukarest. Sie traten sogleich mit deutlicher offener Sprache hervor, als sie am 23. Februar 1866 den Grafen von Flandern zum Fürsten Rumäniens proklamierten. Die Lieutenance Princière blieb aber nicht tatenlos stehen, als der Gewählte erklärte, die ihm angebotene Krone nicht anzunehmen; sie suchte sogleich einen möglichen andern Kandidaten.

Auf diese Weise kam Jon Bratianu den 30. März nach Düsseldorf und fand sowohl den Fürsten Karl Anton von Hohenzollern-Sigmaringen als seinen Sohn, den Prinzen Karl, bereit, dem Wunsche der Rumänen zu willfahren. Es wurde zuerst festgestellt, daß Bratianu in Paris den Kaiser Napoleon sondiert und eine günstige Antwort von ihm erhalten hatte. Beide Teile aber stimmten darin überein, daß man vorsichtig vorgehen und sich vergewissern müßte, ob der König Wilhelm von Preußen und seine Regierung geneigt wären, auf den Plan einzugehen.

Da nahm Prinz Karl die Angelegenheit in die Hand, um klare Einsicht zu bekommen über die Modalitäten, die das Gelingen der Unternehmung sichern könnten, und wenn die Sache in Fluß gerate, dieselbe nicht auf einmal auf unerwartete Hindernisse stoße. Prinz Karl ging Schritt für Schritt vorwärts, planmäßig und methodisch. Er wägte mit Entschlossenheit und Klarheit die nahen und fernen Ziele, die zu erreichen wären, und bewies dabei die Klugheit eines über seinen Jahren stehenden Staatsmannes.

Digitized by Google

Wenn man seiner schlichten, hier nur im Auszuge gegebenen Erzählung folgt, wie er sich vorbereitete, bis er vor der großen begeisterten Versammlung am 22. Mai mit seinem Programm auftritt, welches in kurzen Sätzen alle seine sittlichen und staatlichen Regierungsaufgaben zusammenfaßt, muß man um so mehr den Fürsten bewundern, der darin am ersten Tage seines Regierungsantrittes zugleich sein Lebensprogramm schwungvoll und entschlossen darlegt.

Es war nötig, den Leser dieser Zeilen auf diese Dinge hinzuweisen, denn der König Carol von Rumänien regiert jetzt über ein Reich, das durch ihn zu einem wichtigen Faktor der Zivilisation und des Friedens herangewachsen ist. Sein Land hat in nicht ganz fünfzig Jahren eine vollständige Umwandlung in jeder Hinsicht erreicht. Auf diese Weise konnte auch König Carol in den letzten Wirren auf der Balkanhalbinsel mit fester Hand und klarer Einsicht in die schwierigsten politischen Verhältnisse eingreifen und den vier miteinander um ihre gegenseitigen Grenzen kämpfenden Alliierten zu einem ehrlichen Frieden raten, den diese unter seinem Vorsitze in Bukarest unterschrieben.

(Fortsetzung folgt)

1813

Die Entscheidung

Von

Freiherrn von der Goltz, Generalfeldmarschall

Wenn auch die Lage der Franzosen sich im Laufe des Monats September bereits so ungünstig gestaltet hatte, daß die Aussicht auf eine glückliche Beendigung des Feldzuges für sie zu schwinden begann, wagten die Verbündeten sich doch immer noch nicht ernsthaft an sie heran. Der Schrecken, der des Kaisers Namen voranging, hielt sie gebannt. Clausewitz vergleicht sie einmal dem treuen Hühnerhunde Münchhausens, dessen Knochengerüste er im nächsten Jahre noch vor den Gerippen des Volks Rebhühner fand, die er im letzten Herbste gestellt hatte. Ein gemeinsames Vordringen aller Armeen gegen Napoleons Hauptmacht hätte allein durch das numerische Uebergewicht der Angreifer die langersehnte Entscheidung bringen müssen. Aber der Entschluß dazu fehlte. Die Hauptarmee begann erst am 1. Oktober sich bedächtig links zu schieben, um die französischen Rückzugslinien zu bedrohen, und der Kaiser schöpfte daraus die Hoffnung, daß er sie werde angreifen und schlagen können, ohne zuvor die schwierigen Pässe des Erzgebirges durchschreiten zu müssen. Er sandte ihnen den König von Neapel entgegen, der den Angriff einleiten sollte. Der Kronprinz von Schweden trieb sich nach seinen beiden Siegen zwischen Elbe und Nuthe umher; er führte seine Armee, daß es, nach einem Worte Tauentziens, geradezu „Gottes Wille sein

Digitized by Google

mußte, daß die Sachen noch so gut stehen". Bernadotte hätte die Abrechnung mit der böhmischen Armee wahrlich nicht gestört.

Da trat eine Ueberraschung ein, die den Anstoß für die ganz neue, unerwartete Wendung gab. Sie führte zum letzten großen Schlage und der Befreiung des vaterländischen Bodens vom fremden Joche.

Der Kaiser hatte Blücher aus den Augen verloren und dieser war ihm bis Harthau und Bischofswerda gefolgt. Weiteres Vorgehen widerriet Gneisenau. Was aber nun? Blieb er dort, die Elbe überwachend, stehen, so drohte abermals ein allgemeiner Stillstand. Der Alte von der Katzbach und Gneisenau waren indes nicht die Männer, es dazu kommen zu lassen. Sie scheuten sich durchaus nicht, den Löwen in seinem Lager aufzusuchen, der schon dabei war, die Vorbereitungen für einen künftigen großen Feldzug zu treffen.

„Wir wollen die Szene eröffnen und die Hauptrolle übernehmen, da die andern es nicht wollen," schrieb Gneisenau in jenen Tagen, und Blücher war mit Leib und Seele dabei. Der Rechtsabmarsch wurde beschlossen, um weiter unterhalb über die Elbe zu gehen und den Waffengang jenseits des Stromes zu wagen, von dem alles weitere abhing. Auf Bernadotte, der am nächsten stand, war allerdings nicht mit Sicherheit zu rechnen. Aber Bülow und Tauentzien hoffte Blücher mit sich fortzureißen, mit ihnen vereint im Notfalle seinem großen Gegner gewachsen zu sein und ihn mit Aussicht auf Erfolg anzugreifen, auch wenn die andern zunächst noch nicht kamen. Das war ein Gedanke für ihn. Scharnhorst, der ihn am besten kannte, hatte recht gehabt; von den möglichen Lösungen einer Aufgabe wählte er immer die kühnste.

Freilich wurden in seiner Umgebung Bedenken laut. Die Russen verlangten vor dem gewagten Unternehmen einen Kriegsrat, den Blücher schroff zurückwies. Er hatte mit den „Sicherheitskommissaren" eine „Teufelsarbeit", blieb aber fest. So „bewährte er hier die großen Führereigenschaften, die ihn auszeichneten, den richtigen Blick für die Verhältnisse im großen, die unwandelbare Festigkeit des Charakters, die kühne und großartige Gleichgültigkeit in Beziehung auf alles, was persönliche Verantwortung und überhaupt seine persönlichen Verhältnisse betraf". [1])

Die Bewegung begann am 26. September und vollzog sich von Napoleon unbeachtet. Er glaubte die schlesische Armee durch ihre alte Aufgabe, Schlesien zu schützen, an ihr bisheriges Kriegstheater gebunden, während Blücher dort nur unbedeutende Kräfte zurückgelassen hatte.

Der Elbübergang sollte anfänglich bei Mühlberg stattfinden, aber plötzlich erklärte Bernadotte, die Bewegung mitmachen zu wollen. Dies gebot, sich ihm zu nähern, um gleich nach dem Uebergange gemeinsam mit ihm weiter vorzugehen. Es wurde bis zur Elstermündung fortmarschiert. Mit dieser Wendung, d. h. mit der Idee, die Elbe mehr unterhalb und mit der Nordarmee gemeinsam zu überschreiten, war man auch im großen Hauptquartier der Monarchen ein-

[1]) Urteil seines neuesten Biographen Unger.

Digitized by Google

verstanden. Die böhmische Armee sollte nunmehr in Sachsen einfallen. Alles kam in Bewegung. Auch hier zeigte sich, wie immer, daß in kritischen Lagen immer nur der Mann nötig ist, der sich entschließt, die Fackel ins Pulverfaß zu schleudern. Jetzt waren die Zweifel und Bedenken überwunden. Frischen Mutes und mit frohem Vertrauen auf das Gelingen ging Blücher an den bis dahin für unmöglich, jedenfalls für höchst gefährlich geltenden Elbübergang. Schon am 22. September hatte er an seinen Freund Bonin geschrieben, daß die Sachen gut gehen, „und vor winter sind wir sicher am Rein". Seiner treuen Lebensgefährtin aber teilte er siegesgewiß mit, daß er über die Elbe gehen werde, „um dem Herrn Napoleon bei die Ohren zu kriegen".

An der Elstermündung macht die Elbe einen tiefen Bogen nach Osten, dessen innerer Raum von sumpfigem, vielfach von Gräben und Wasserlinien durchzogenem Gelände erfüllt ist. Ein Brückenschlag konnte dort leicht durch Artillerie geschützt werden. Gegenüber, auf der Sehne des Bogens, aber zog sich ein Damm und ein ziemlich bedeutendes Altwasser entlang. Dahinter erhob sich Dorf und Schloß Wartenburg, die eine starke Verteidigungsstellung bildeten. Durch die ersten Uebergangsvorbereitungen aufmerksam geworden, hatte Marschall Ney diese durch das ganze Korps Bertrand besetzen lassen, das trotz der Niederlage von Dennewitz noch immer 14000 Mann mit 32 Geschützen zählte. Ein harter Strauß war also zu bestehen.

Der Uebergang gelang am 3. Oktober früh dem zuerst ankommenden Korps Yorck auf zwei bis dahin fertiggestellten Kriegsbrücken. Dann wurde es in der französischen Stellung lebendig. Die vordersten preußischen Truppen merkten bald, daß sie einen stärkeren Feind vor sich hatten als vermutet. Das Vorgehen mußte verzögert werden, um zunächst mehr eigne Kräfte herankommen zu lassen. Als dies geschehen, begann der Angriff. Es stellte sich heraus, daß Wartenburg wegen des verwachsenen dichten Buschwerks und der moorigen Wassergräben direkt gar nicht zu erreichen war, sondern nur südlich umgangen werden konnte, wo, an der Elbe entlang, der Boden etwas fester wurde. Dort stand die württembergische Division Franquemont, die erst nach heftigem Kampfe vertrieben werden konnte. Das wirkte. Bertrand begann nun auch die Front zu räumen und trat den Rückzug an. Yorcks siegreiche Bataillone besetzten Wartenburg, die russischen Korps Sacken und Langeron folgten — die schlesische Armee stand am linken Elbufer; die große Barriere, die Napoleon den Verbündeten in Deutschland gezogen, war durchbrochen.

Verluste und Siegesbeute waren nicht unbedeutend, weit wichtiger aber die indirekten Folgen des Tages. Blücher erkannte sie sofort. Am 4. Oktober schrieb er an Bonin: „Gestern ist mich das wigtigste unternehmen waß nuhr stadt haben kan, wenn man so brawe Truppen Führt gelungen, der kronprintz von Schweden, General von Bulow und Tauenzien standen seit 8 tagen an der Ellbe, ich brach herunter bis Ellster, Schlug im angesicht einer feindligen armeh unter den Schutz meiner Batterien 2 brücken über die Ellbe, Passirte den Fluß und griff den Feind in seine verschantzungen an und nach ein gefegt von

Digitized by Google

4 Stunden, daß möhrderisch wahr hatte ich einen volligen Sieg erfochten, es sind keine anderen Truppen als meine Preußen zum gefechte gekommen, mein verlust ist nicht unbetregtlich, 16 Canonen und 70 amunizions wagen und ville gefangne sind in meine Hende der Feind flieht uf Dessau und ich vervollge ihm die Tro Peen sind bei weittem nicht so bedeuttendt als an der Katzbach, aber die vollgen deß sigs müssen groß sein denn nun geht alles über der Ellbe und die große armeeh kan aus Böhmen vor dringen."

„Der große man soll in Leipzig sein und ich werde ihm in einigen Tagen auffwahrten meine landwehr hat mervellie getahn."

Im Schlosse von Wartenburg gedachte Blücher an diesem Abend mit tiefer Rührung seines alten Freundes und Gehilfen Scharnhorst, der am 21. Juni zu Gitschin seinen bei Großgörschen empfangenen Wunden erlegen war. In ergreifenden Worten brachte er seinen Manen eine echt soldatische Huldigung dar. Ein tragisches Geschick hatte ihn die Früchte seiner treuen, rastlosen Arbeit nicht mehr sehen lassen. Aber sein Geist lebte in den Männern fort, die in Blüchers Stabe vereint waren. Sein tiefer Ernst, sein strenges Pflichtgefühl, seine Vaterlandsliebe und seine Selbstlosigkeit hatten sich auf sie übertragen und waren in ihren Herzen rege. Wieviel Blücher durch ihn gewonnen, hat er oft genug selbst anerkannt. Sein Andenken wirkte auch in seiner Umgebung nach — bei dem genialen, großangelegten Gneisenau begonnen. In der gemeinsamen heiligen Sache fand sie sich, trotz aller Verschiedenheit der Charaktere, der Temperamente und der Beanlagung nach jedem Streit der Meinungen immer wieder zusammen. Eine Fülle eigenartiger Individualitäten, die hier aufeinander angewiesen waren, blieb doch in sich völlig einig. „Diese Einigkeit, dieses gegenseitige Vertrauen, diese wechselseitige Achtung und Freundschaft wird man lange vergebens suchen" — so hat Clausewitz das Wesen gekennzeichnet, das in Blüchers Hauptquartier herrschte. Es ist das Muster für alle späteren geworden. Wieviel davon abhängt, weiß jeder, der den Krieg kennt. Der Geist, der im Oberkommando herrscht, wird auch der Geist des Heeres.

Am 4. Oktober begann Bernadotte die Elbe zu überschreiten; vor Wittenberg und Torgau blieben schwache Kräfte zurück. Gleichzeitig stiegen die Heersäulen der böhmischen Armee von den Höhen des Erzgebirges herab und erreichten tags darauf Chemnitz und Zwickau. Das Netz begann sich um den wunden Löwen bei Dresden mehr und mehr zusammenzuziehen.

*

Napoleon kam Blüchers Elbübergang unerwartet. Er hatte nicht angenommen, daß dieser Schlesien sich selbst überlassen könne. Eine ganz neue Kriegslage trat ein. Trotz der Unfälle, durch die sie herbeigeführt worden war, barg sie auch Vorteile für ihn. Die Entfernungen verringerten sich, die weiten, anstrengenden Märsche, welche die Truppen so schnell schmelzen ließen, wurden unnötig, um die einzelnen Gruppen der Verbündeten zu erreichen. Dabei standen diese voneinander noch so weit entfernt, daß sie vereinzelt zu schlagen

Digitized by Google

waren. Das gewährte Aussicht auf Erfolg. Er hatte bei Dresden und Meißen noch 132000 Mann mit 450 Geschützen. Ney, der hinter die Mulde zurückgewichen war, wurde von ihm auf 70000 mit 200 Geschützen verstärkt. Der König von Neapel stand mit 45000 Mann und 150 Geschützen vor der Hauptarmee. Leipzig war besetzt, und von rückwärts rückte Augereau heran, so daß dort und in der Umgegend noch 25000 Mann mit 40 Geschützen verfügbar wurden. In diesem von ihm besetzten Raume konnte er auf der inneren Linie operieren. Ueberließ er das befestigte Dresden für kurze Zeit sich selbst und wendete sich mit seinen Hauptkräften zur Südfront, so konnte er der böhmischen Armee gleich stark sein. Begab er sich zu Ney an die Nordfront, war er den vereinten Armeen Blüchers und Bernadottes überlegen. Das übrige mußte sein Schlachtengenius tun. Zunächst wollte er sich nach Wurzen östlich Dresden begeben, wo er etwa in der Mitte stand. „So werde ich Herr sein, zu tun, was ich will. Von Wurzen kann ich mich gegen Torgau oder gegen den Feind wenden, der über Wittenberg vorgedrungen ist, oder ich kann meine ganze Armee nach Leipzig zusammenziehen und dort eine allgemeine Schlacht haben." Dies schrieb er für sich selbst nieder, um Klarheit über die eigne Lage zu gewinnen. Er gab das Spiel keineswegs verloren. Allein Bedingung für das Gelingen war, daß die Verbündeten in den jetzt eingeschlagenen Richtungen gegen Leipzig blieben und daß er alle seine Kräfte zu den bevorstehenden Schlägen vereinigte.

Am 8. war Napoleon in Wurzen und erfuhr, daß Blücher mit 60000 Mann bei Düben stünde. In der Tat traf der Alte an diesem Tage dort ein. Er hatte 64000 Mann mit 330 Geschützen bei sich. Längst hatte der Kaiser in ihm den gefährlichsten Gegner erkannt. „Der alte Teufelskerl hat mich stets mit gleicher Wut angegriffen; kaum hatte ich ihn geschlagen, stand er schon wieder kampfbereit vor mir," hat er später von ihm gesagt. Jetzt schien die Gelegenheit gegeben, endgültig mit ihm abzurechnen. Sein Heer hatte sich an der Muldestrecke Bitterfeld—Eilenburg, die Front nach Leipzig, entwickelt. Ein Blick auf die Karte lehrt, daß der Kaiser mit großer Uebermacht in dessen linker Flanke stand und daß sich namentlich das, den linken Flügel bildende, Korps Sacken in großer Gefahr befand. Blücher sowohl wie Sacken waren über Napoleons Bewegungen im Augenblick völlig im unklaren. Es schien wirklich, als sollten beide in ihr Verderben gehen. Aber noch rechtzeitig brachte ein zur Erkundung vorgesandter Offizier die Nachricht ins Hauptquartier, daß Napoleon in Düben sei und die „große Armee" sich von Dresden her gegen die schlesische gewandt habe. Sofort war Blücher entschlossen, die Schlacht im verschanzten Lager von Wartenburg anzunehmen. Die Nordarmee sollte dem Kaiser in die linke Flanke fallen. Die Aussichten waren gut; er hoffte bestimmt auf den Sieg. Aber Bernadotte verweigerte die Mitwirkung. Eine Schlacht gegen Napoleon und noch dazu mit der Elbe im Rücken erregte seine höchste Besorgnis. Er wollte sogleich hinter den Strom gehen, oder, wenn Blücher dies durchaus nicht genehm wäre, über die Saale zurückweichen, um den Kaiser so lange festzuhalten, bis die böhmische Armee heran sei und mittun könne.

Digitized by Google

Der letzte Vorschlag war wohl nicht sehr ernst gemeint; Bernadotte wäre die nahe Stellung hinter der rettenden Elbe lieber gewesen. In Blüchers Seele aber zündete er. Er war ungewöhnlich; denn alle eignen Verbindungen mußten aufgegeben werden, wenn man den Feind an der Saale, mit dem Rücken gegen Westen gewendet, erwartete. Der Troß konnte dorthin nicht mehr vollzählig herankommen. Aber dafür versprach das Wagnis auch die größten Erfolge; denn es führte zugleich auf die Rückzugslinie des Feindes. Die Aussicht, sich mit der böhmischen Armee zu vereinigen und die Franzosen in einer großen Schlacht mit verkehrter Front zu vernichten, entflammte Blüchers Tatkraft aufs höchste. Sofort wurden die Befehle zum Abmarsch an die Saale gegeben. Bernadottes mattherziges Streben, jeder Begegnung mit dem Kaiser aus dem Wege zu gehen, gebar im Blücherschen Hauptquartier einen Entschluß, der an Kühnheit und Umfang seiner Folgen dem zum Rechtsabmarsche nach der Elstermündung völlig gleichkam. Blücher war in der besten Laune, wie bei allen verwegenen Unternehmungen. Selbst um Sacken machte er sich keine Sorge. Er kannte dessen Geschicklichkeit. Es war ganz der Mann nach seinem Herzen. Als am andern Morgen alles glücklich in Bewegung muldeabwärts war, ritt der Alte den Truppen voraus, um mit seinen Windhunden Hasen zu hetzen.

Der Kaiser fand, als seine Kolonnen sich von allen Seiten Düben näherten, das Nest leer. Unmutig erkannte er daß Blücher seine Pläne abermals gekreuzt hatte. Anfangs gedachte er, mit einem der kühnsten Züge zu antworten, die er jemals ersonnen. Er wollte Bernadotte und Blücher einholen, sie, wenn möglich, noch beim Stromübergange fassen und schlagen, dann selbst über die Elbe gehen, sich auf Magdeburg wenden, mit den Kräften an der Unterelbe vereinigen und seine alten Ideen für einen Feldzug in Norddeutschland wieder aufnehmen. Der König von Neapel selbst sollte sich inzwischen, so gut wie es ging, bei Leipzig gegen Schwarzenberg behaupten, oder, wenn er es nicht vermochte, sich an ihn heranziehen. Die bisherigen Verbindungen mußten dabei ganz aufgegeben werden, aber die Erfolge im Norden konnten alles ausgleichen. Der geniale Entwurf aber hätte der tatkräftigsten Ausführung bedurft, und des Kaisers Energie stand nicht mehr auf der Höhe seiner Erfindungsgabe. Auch war sein Vertrauen in das Werkzeug, das er handhabte, nicht mehr das alte. Er wurde schnell wieder unschlüssig und erwog Murats Verstärkung oder die Rückkehr nach Leipzig.

Fatal war, daß er gegen die eigne bessere Ueberzeugung St. Cyr mit 40 000 Mann in Dresden gelassen und daß über Blüchers Verbleib nichts Sicheres bekannt war. Einige Bewegungen gegen die Elbe erfolgten und setzten das Hauptquartier der Nordarmee in große Unruhe. Bernadotte sah den Gefürchteten schon auf dem Wege nach Berlin und wollte wieder über die Elbe zurück. Da traf am 12. Oktober die unerwartete und unerwünschte Nachricht ein, daß Blücher nach der Saale abmarschiert sei. Der „alte Teufelskerl" hatte wieder etwas getan, was niemand vorausgesehen und was höchst ungelegen kam. Ingrimmig mag der Kaiser sich in der Tiefe seiner Seele eingestanden haben, daß Blücher sich diesmal ihm selbst als Führer überlegen gezeigt habe.

Digitized by Google

Nun blieb nichts übrig, als die Armee um Leipzig zur entscheidenden Schlacht zu vereinigen. 190000 Mann rechnete der Kaiser dort zusammenbringen zu können; damit glaubte er den Verbündeten gewachsen zu sein. Am 13. Oktober begannen die Bewegungen mitten in den Halbkreis hinein, den seine Gegner um ihn zu bilden begonnen hatten. Daß er dabei die einzige ihm noch verbliebene Verbindungslinie nach Frankreich hin aufgab, schlug er gering an. Er kannte die Anziehungskraft, die ein großes versammeltes Heer stets auf alle in der Nähe befindlichen Gegner ausübt. Auch sie würden sich auf dem allgemeinen Rendezvous bei Leipzig einfinden und ihm zur Not wieder einen Ausweg öffnen. So geschah es denn auch. Aber man bewundert die Verwegenheit, mit der er sich in die gefährlichste Lage hineinbegab, welche die moderne Kriegsgeschichte kennt.

Seit dem 12. Oktober stand Blücher mit der schlesischen Armee bei Halle schon hinter der Saale, die Nordarmee zu seiner Linken bei Alsleben — bis auf Tauentziens Korps, das vor Bonapartes Anrücken nach Zerbst über die Elbe hatte ausweichen müssen. Die böhmische Armee hatte den König von Neapel unter einer Reihe von Gefechten vor sich her getrieben, am 10. Oktober Rötha und Borna erreicht und mit Blücher die Verbindung aufgenommen, der Merseburg besetzen ließ. Vor Dresden erschien Bennigsens Reservearmee; auf ein Herankommen St. Cyrs zur „großen Armee" war nicht mehr zu rechnen. Das Bild, das man öfters von Napoleons Stellung bei Leipzig gebraucht hat, trifft zu. Er stand auf dem Grunde eines Trichters, den seine Feinde bildeten.

Am 14. Oktober befand sich sein Heer im vollen Anmarsche auf Leipzig. Er selbst eilte dorthin voraus, traf mittags ein, umritt die Stadt und begab sich dann zu Murat, der wieder im Gefecht stand. Dieser hatte, da er wußte, daß sein Kaiser die Schlacht in den Ebenen von Leipzig vorhabe, rechts an die Pleiße gelehnt, eine ausgedehnte Stellung längs der flachen Bodenwelle eingenommen, die sich, 10 Kilometer südöstlich der Stadt, über Wachau und Liebertwolkwitz bis zum Hügel des Kolmberges hinzieht. Die Reiterei der Verbündeten traf vor dieser Stellung ein, griff übereilt an, da sie den Gegner in unaufhaltsamem Rückzuge wähnte. Murat wehrte sie ab. Auf beiden Seiten wurden Verstärkungen herangeholt. Es entwickelte sich ein achtstündiges hin und her wogendes Reitergefecht, das größte des ganzen Feldzuges, nach dem Dorfe Liebertwolkwitz benannt. Die Franzosen behaupteten schließlich ihre Stellung und verblieben die Nacht hindurch auf dem schützenden Höhenzuge, die Oesterreicher ihnen nahe gegenüber.

*

Blücher trieb unausgesetzt zum gemeinsamen Angriff. „Die drei Armeen stehen nunmehr derart nahe aneinander, daß ein gleichzeitiger Angriff auf den Punkt, wo der Feind seine Kräfte vereinigt hat, stattfinden kann," meldete er dem Kaiser Alexander. In der Tat nötigten jetzt die Umstände dazu, das allein Richtige zu tun. Daß es so weit gekommen, war aber entschieden dem Alten zu danken. „Unsre schlesische Armee erwirbt sich große Verdienste!" jubelte Gneisenau.

Digitized by Google

Kühn war das Wagnis gewesen, sich ganz von den rückwärtigen Verbindungen loszumachen und der Schlacht mit verkehrter Front auszusetzen — aber entscheidend war dafür auch der Erfolg.

Am 15. Oktober marschierten alle verbündeten Streitkräfte südlich, westlich und nordwestlich um des Kaisers eng versammelte Macht herum auf. Es nahte die Schlacht, die, nach menschlicher Berechnung nur mit deren völliger Vernichtung enden konnte und die so über Europas Schicksal endgültig entschied.

Napoleon hatte südöstlich Leipzig nahe an 100000 Mann mit 368 Geschützen vereint. Sie bildeten den Kern seines Gesamtheeres, mit dem er die böhmische Armee anfallen wollte. 53000 Mann mit 214 Geschützen standen nordöstlich der Stadt auf den historischen Gefilden von Breitenfeld; sie sollten ihm den Rücken gegen die schlesische und die Nordarmee decken, die er beide noch weiter entfernt glaubte, als sie es tatsächlich waren. Bei Taucha nordöstlich Leipzig stand Macdonald mit 20000 Mann und 68 Geschützen, um nach der einen oder andern Front herangezogen zu werden. 24000 Mann mit 56 Geschützen waren noch von Duben her im Anmarsch und 15000 standen als Besatzung in Leipzig. Mehr als 200000 Mann mit über 700 Geschützen standen ihm also zu Gebote, um den Entscheidungskampf über seine Herrschaft in Deutschland durchzuführen. Um die 40000 Mann St. Cyrs hätte er stärker sein können, und das wäre wichtig gewesen; denn die Verbündeten waren ihm mit insgesamt 340000 Mann und 1000 Geschützen sehr erheblich überlegen. Unter gewöhnlichen Umständen schließt dies Uebergewicht einen Sieg aus. Sie blieben am 16. Oktober im Marsch, die böhmische Armee von Süden und Südosten her geradeswegs gegen Leipzig, zugleich aber mit ihrem linken Flügel jenseits der Elster bis zur Straße nach Weißenfels herumgreifend — die schlesische von Skeuditz, bis wohin sie schon herangekommen war. Die Nordarmee forderte Blücher auf, geradeswegs über Breitenfeld auf Leipzig zu marschieren. Der Kronprinz von Schweden aber behauptete, sie der Sicherheit der Versammlung halber erst hinter die schlesische setzen zu müssen, und blieb noch 40 bis 50 Kilometer entfernt. Bennigsen wurde gleichfalls herangerufen.

Schon in der Frühe begann die gewaltige Schlacht. Napoleon rief Macdonald und noch einige andre Truppen nach der Südfront heran, so daß er im Laufe des Tages 130000 Mann vereinigen konnte, und ging Schwarzenberg entgegen, der heute die gleiche Stärke heranführte. Schlägt man Napoleons überlegenes Führergenie an, so war ihm der Sieg sicher. Aber er ließ sich daran nicht genügen. Wenn, wie er hoffte, es im Nordwesten am Vormittage ruhig blieb, so sollte Ney, der dort kommandierte, ihm das VI. Korps, Marmont, durch Leipzig hindurch nach Liebertwolkwitz zuschicken. Mit diesem gedachte er dann den Ausschlag zu geben und seinen Triumph zu vervollständigen.

Anfänglich war Schwarzenberg im Vorteil, seine Truppen nahmen Liebertwolkwitz und den Kolmberg. Aber ihr Angriff dehnte sich übermäßig in die Breite aus und hatte daher nirgends die nötige Wucht. Dies erkannte der Kaiser schnell und bereitete um Mittag seinen Gegenstoß vor, als Macdonald

Digitized by Google

herankam. Der Kolmberg und Liebertwolkwitz wurden wiedergenommen, die Mitte der Verbündeten zurückgedrängt, die vom linken Flügel herankommenden Verstärkungen an der Pleiße aufgehalten. Ein heftiger, hin und her wogender Kampf dauerte dort tagsüber fort. Ein großer Reiterangriff Murats, durch gewaltige Artillerie unterstützt, sollte um 2 Uhr bei Wachau die Entscheidung bringen. Tatsächlich gelang es, die Geschützlinien der Verbündeten zu durchbrechen. Aber seine Kraft erlahmte unter den Flankenangriffen der Gegner. Die erschöpften Kavalleriemassen fluteten wieder hinter Wachau zurück. Zwischen 5 und 6 Uhr kamen Schwarzenbergs Reserven heran; der französische Angriff geriet ins Stocken. Selbst den Garden gelang es am Ende nicht, die österreichisch-russischen Linien in der Mitte zu durchbrechen. Der umfassende linke Flügel, den Macdonald führte, machte nur geringe Fortschritte. Die früh hereinbrechende Dunkelheit setzte ihnen ein Ziel. Die Kürze des Oktobertages trug wesentlich dazu bei, daß dem Kaiser der entscheidende Erfolg, den er brauchte, nicht zuteil wurde. Das VI. Korps war ausgeblieben, das er sehnsüchtig erwartet hatte, um durch sein Gewicht die Wage des Sieges auf französischer Seite zum Neigen zu bringen. Die Schlacht von Wachau blieb, trotz der vorübergehenden Erfolge, die er errungen hatte, doch im ganzen unentschieden.

Marmont aber hatte nicht kommen können, weil er inzwischen selbst eine schwere Niederlage bei Möckern erlitt.

Er hatte den Vormittag über in einer verschanzten Stellung nordwestlich von Leipzig auf Blüchers Angriff gewartet. Aber dieser blieb aus, und er setzte sich in Marsch, um noch rechtzeitig den großen Kampfplatz bei Liebertwolkwitz zu erreichen. Kaum war dies geschehen, als ihm der Anmarsch des Yorckschen Korps gemeldet wurde. Nun war keine Zeit mehr für ihn, umzukehren und sich auf dem vorbereiteten Gefechtsfelde aufzustellen. Er mußte sich bei Möckern schlagen, wo er sich gerade befand. „Die feindliche Armee marschierte mit Schnelligkeit auf mich los; ihre Kräfte schienen aus der Erde herauszuwachsen; sie vergrößerten sich im Zusehen," berichtet er.

Die schlesische Armee war etwas weiter nördlich vorgegangen. Yorcks Korps, das den rechten Flügel bildete, schwenkte aber nunmehr gegen Möckern ein. Seine Vorhut, die geradeswegs gegen Leipzig marschierte, hielt Marmont in der Front fest, während er mit voller Macht gegen dessen rechte Flanke eingriff. Bald tobte der Kampf mit äußerster Heftigkeit. Am Ende wurden die Franzosen total geschlagen. Nur Trümmer von Marmonts Korps kehrten nach Leipzig zurück und waren unfähig, weiteres zu unternehmen. Zur Linken von Yorck beteiligten sich die Russen der schlesischen Armee am Kampfe gegen Neys weichende Truppen. 53 Geschütze und 4 Fahnen waren erobert, mehrere Tausend Gefangene aufgegriffen, Napoleons Rückendeckung eingedrückt. Yorck hatte freilich schwere Verluste erlitten. Mit 16 000 Mann Infanterie war es in die Schlacht gegangen; mit 9000 stand es am nächsten Morgen unter dem Gewehr. Seine Waffentat aber war für das Schicksal des Tages bestimmend gewesen. Wäre Marmont nach Wachau gelangt, hätte es sich voraussichtlich anders gewendet.

Digitized by Google

Am 17. ruhten die Waffen zum größten Teile. Nur auf der Nordwestfront kam es zu Gefechten. Die Franzosen wichen hier ganz auf Leipzig und die Parthe zurück. Dorthin kamen auch die letzten Truppen von Düben her noch heran. Sie näherten sich Napoleons Südfront so weit, daß sie zu einer Entscheidung auf dieser mitwirken konnten, ehe der Gegner vor der Nordfront dessen inne wurde. Der Sieger von Ulm, Austerlitz und Jena würde vielleicht nicht gezögert haben, sie auf den Hauptkampfplatz zu rufen. Unbekümmert um das, was in seinem Rücken geschah, hätte er die gesammelte Macht zu einem großen Schlage bei Wachau vereint. Der Kaiser, der die Katastrophe von 1812 und die Rückschläge von 1813 erlebt hatte, verhandelte mit den verbündeten Monarchen, doch vergebens. Dann erst entschloß er sich, einen zweiten Schlachttag vorzubereiten und zog seine Armee näher um Leipzig zusammen. Einem Moltke gegenüber wäre ihm die völlige Einschließung ebenso sicher gewesen wie Mac Mahon bei Sedan. Ihm öffnete aber der Glanz, in dem sein Name noch immer bei den Verbündeten stand, und seine Kühnheit den Weg zum Rheine und nach Frankreich zurück. Die Oesterreicher zogen ihren linken Flügel von jenseits der Elster heran, um stärker in der Front zu sein. Sie machten die Straße nach Weißenfels im entscheidenden Augenblick, wo ihr Verschluß am notwendigsten war, wieder frei.

Auch die Verbündeten hatten den Kampf am 17. nicht fortsetzen können. Die Nordarmee stand noch hinter Blücher, und Bennigsen sowie ein Teil der Reserven vermochten erst tags darauf heranzukommen. Aber mit jeder Stunde gestaltete sich Napoleons Lage gefährlicher.

Am 18. Oktober schlug er sich im Grunde genommen nur noch um seinen Rückzug. In der Nacht waren starke Regengüsse niedergegangen und hatten den zuvor schon durchnäßten Boden noch mehr aufgeweicht. Am Morgen brach die Sonne durch das Gewölk und beleuchtete das ausgedehnte Schlachtfeld. Von allen Seiten rückten die Heersäulen der Verbündeten gegen die eigentümliche, fast kreisrunde Stellung des Kaisers heran. Die drei Monarchen verfolgten ihre Bewegungen von einer Anhöhe beim Vorwerk Meusdorf aus, die seitdem „der Monarchenhügel" heißt. Heute vermochten sie ihre Uebermacht voll zur Geltung zu bringen. Sogar Bernadotte erschien auf der Szene. Hochherzig hatte Blücher ihm noch die beiden russischen Korps St. Priest und Langeron abgetreten, um ihn zum Eingreifen auf der noch nicht geschlossenen Nordostfront zu bewegen. Von Südosten näherte sich Bennigsen. Der Zusammenbruch des französischen Widerstandes konnte nicht mehr zweifelhaft sein. Ein nächtlicher Rundritt überzeugte den Kaiser wohl selbst davon, daß seines Bleibens bei Leipzig nicht länger sei. Schon sandte er Mortier mit einigen Truppen nach Lindenau auf der Weißenfelser Straße voraus. Ihm blieben danach noch etwa 160 000 Mann mit 630 Geschützen gegen eine jetzt doppelte Uebermacht.

Auf allen Fronten begann in den Morgenstunden der Donner zu rollen. Sie wurden im Süden und Südosten behauptet. Dort hielt sich das feste, von Lehmmauern umgebene Probstheida hartnäckig. Die Monarchen befahlen am

Digitized by Google

Ende, von den nutzlosen Angriffen abzustehen. Der Einbruch erfolgte auf der Nordostfront. Bernadottes Anmarsch dorthin, eine von ihm für gefährlich gehaltene Flankenbewegung verzögerte sich außerordentlich. Gegen 2 Uhr nachmittags aber traf die Nordarmee endlich auf der Straße von Taucha, zwischen der schlesischen und der böhmischen Armee, ein und schritt zum Angriff. Das war das Finale des großen Dramas. Um 6 Uhr abends fiel nach hartnäckigem Kampfe das nahe, nordöstlich Leipzig gelegene, Dorf Schönfeld. Nicht in Bernadotte aber, sondern in Blücher, der auch heute unausgesetzt getrieben hatte, sieht die Nachwelt mit Recht den Helden von Leipzig.

An einem langen Sommertage wäre die französische Armee unrettbar verloren gewesen; die früh hereinbrechende Dunkelheit wendete ihre völlige Vernichtung ab. Die Schlacht aber und mit ihr der Feldzug waren beendet. Der Kaiser selbst gab seine Sache in Deutschland auf. Er mußte sie aufgeben und ordnete den Rückzug an. Die Erstürmung Leipzigs am 19. war nur noch das blutige Nachspiel. „Die 2 großen und Schönen Tage sind verlebt, den 18. und 19. Fihl der große Coloß wie die Eiche vom Stuhrm, er der große Tiran hat sich gerettet, aber seine knappen sind in unseren Henden" — schrieb Blücher triumphierend nach Hause.

Graf Alois Karolyi

Ein Beitrag zur Geschichte der österreichisch-ungarischen Diplomatie

Von

Freiherr v. Hengelmüller

(Fortsetzung)

VI

Bismarck über das Verhältnis zwischen Oesterreich und Preußen. — Die deutsche Frage. — Der polnische Aufstand. — Der Frankfurter Fürstentag. — Der Tod Friedrichs VII. von Dänemark und die schleswig-holsteinische Frage

Karolyi befand sich zur Zeit von Bismarcks Ernennung nicht in Berlin. Als er dahin zurückkehrte, war Bismarck nach Paris gefahren, um dort Abschied zu nehmen und seine Rekreditive zu überreichen. Die ersten offiziellen Berührungen des österreichischen Gesandten mit dem neuen Minister fanden daher erst im November statt.

Bismarcks Gegnern im eignen Lande ist seine Größe erst nach seinen Erfolgen klar geworden. Die österreichischen Diplomaten, die seine Bestrebungen zu bekämpfen hatten, haben dieselbe früher erkannt. In Paris dinierte Bismarck bei Metternich, der dann über die stattgehabte Unterredung an Rechberg schrieb:

Digitized by Google

„Ich wiederhole hier, was ich Ihnen schon mündlich gesagt — der Staatsmann, den der König von Preußen zu sich berufen hat, ist mutig, geschickt und ergeben. Er wird vor allem versuchen, das Autoritätsprinzip zu stärken und scheint entschlossen, aus der gegenwärtigen Krise mit einer Stärkung der monarchischen Gewalt und neuem Glanz der Krone herauszukommen. Soll dies etwa bedeuten, daß er die Revolution mit dem Cavourismus bekämpfen wird? Ich glaube es nicht, wenigstens nicht für den Moment.

Bismarck wird den Bund nicht umwerfen, ohne — wenigstens beiläufig — sicher zu sein, was er an dessen Stelle setzen wird. Er wird damit beginnen, auf den großen Vorteil des offenen Dualismus in Deutschland für Oesterreich und Preußen hinzuweisen. Der Norden, was den Zollverein, Armeekommando und Truppeninspektion betrifft, unter Preußens Leitung, der Süden unter der Oesterreichs, dem er ohne Kummer auch Herrn v. Beust und sein Land überlassen würde. Die Herstellung der militärischen und politischen Führung im Norden, mit allen Mitteln, ohne Skrupeln, aber ohne Aergernis, ohne Heuchelei, offen und kühn und, wenn möglich, innerhalb einer Verständigung mit uns, dies ist sein Ziel.

Kaiser Napoleon ist für solche Ideen empfänglich, er hat mir vor kurzem angeregt, daß wir unsern Einfluß auf Bayern ausdehnen sollten. Wenn Bismarck geschickt, klug und umschauend ist, wird er den Kaiser gewinnen können."

Was Bismarck dem Fürsten Metternich im vertraulichen Dinergespräch angedeutet, das setzte er sehr bald in amtlicher, klarer und ausführlicher Weise dem Grafen Karolyi dar. Am 4. Dezember fand die berühmte Unterredung zwischen den beiden Staatsmännern statt, von der damals die Kunde sehr bald in die Presse drang und die seither in allen deutschen Geschichtsbüchern erwähnt ist. Wir lassen hier deren Wortlaut folgen, so wie Karolyi denselben unter dem frischen Eindruck am nächsten Morgen nach Wien berichtet hat:

„Gestern hatte ich mit dem Herrn Ministerpräsidenten eine längere Unterredung über den Stand der allgemeinen Verhältnisse zwischen Oesterreich und Preußen.

Dieselbe nimmt wegen des dabei eingehaltenen unumwundenen offenen Tones mehr einen vertraulichen Charakter in Anspruch, doch sie gewährt dafür ein höchst bedeutungsvolles Bild der augenblicklichen Stimmung und Tendenzen des preußischen Kabinetts, und die rückhaltlose, allem Anscheine nach durchweg aufrichtige Sprache des Herrn v. Bismarck weist gleichzeitig auf die aus der weiteren Entwicklung des von ihm vertretenen Standpunktes hervorgehende Schlußfolgerung hin.

Der Minister ergriff hierzu die Initiative, indem er meine Aufmerksamkeit auf die wiederholten, gegen die innere preußische Regierungspolitik gerichteten Angriffe mehrerer dem demokratischen Lager angehörigen Zeitungsorgane lenkte, von denen man hier mit Bestimmtheit annehmen zu können glaubt, daß sie Beziehungen mit dem kaiserlichen Kabinett unterhalten. Er wies auf die Hamburger „Reform" und den Wiener Botschafter hin, welchem letzteren Froebel

Digitized by Google

seine Feder widme. Diese Tendenz der österreichischen und der durch die kaiserliche Regierung inspirierten deutschen Presse hätte auf den König sehr peinlichen, verletzenden Eindruck gemacht, so daß selbst die Abberufung des Freiherrn v. Werther erwogen worden wäre.

Dies letztere ist wohl nur Redensart, beweist aber die jetzt herrschende Irritation. Ich antwortete in ähnlichem Sinne und wies den Vorwurf, daß das kaiserliche Kabinett die jetzige Wendung in der inneren preußischen Politik bekämpfen wolle, zurück. Gerade im Gegenteil wäre der Sieg des monarchischen Prinzips über reinen Parlamentarismus in Wien sympathisch.

Bismarck erwiderte, daß sonach die liberalere Fraktion des österreichischen Kabinetts, Schmerling, anders denke und durch ihre eignen Preßorgane im angedeuteten Sinne wirke. Gleiches habe sich früher auch hier zugetragen.

Auf meine weitere Entgegnung, daß seine Behauptungen bezüglich Inspirierung erst bewiesen werden müßten und Oesterreich auf diesem Felde weit hinter Preußen zurückbleibe, sagte der Minister, daß er keine Reklamation erheben, sondern nur Eindrücke und deren Folgen schildern wollte.

Dies alles war nur Einleitung. Bismarck drang nun in das Mark der Situation.

Die Beziehungen zwischen Oesterreich und Preußen, so sagte er, sind an sich schon nicht besonders, stationär werden und können sie nicht bleiben. Ich wünsche, daß sie sich bessern mögen, weswegen ich jetzt auf die feindselige Haltung der Presse hingewiesen habe, wo nicht, werden sie unfehlbar noch schlechter werden und über kurz oder lang zu einem förmlichen Bruch und schließlich zum Kriege führen. Warum waren die beiderseitigen Verhältnisse im ganzen und großen erträglicher Natur bis 1848? Weil Metternich dafür, daß er dem kaiserlichen Kabinett die erste entscheidende Stimme in der europäischen Politik vindizierte, so ziemlich Preußen freie Hand auf dem Gebiete der deutschen Politik ließ. Er kannte die wahre Natur des Handels und wußte, daß man ohne einen gewissen Preis nichts erhalte. Wir folgten gerne Ihrer Leitung in den großen europäischen Fragen, weil wir uns hingegen auf unsre natürlichen Verhältnisse in Deutschland, auf die wir so wesentlich zur Stärkung unsrer Machtstellung angewiesen sind, ohne Rivalität seitens Oesterreichs stützen konnten. So entstand unter anderm der Zollverein.

Für uns ist es Lebensbedingung, in unserm natürlichen Rayon, Norddeutschland, frei und unbehindert uns bewegen zu können. Hannover und Kurhessen dürfen keinem andern als preußischem Einflusse zugänglich sein. Hiergegen hat sich Ihr gegen uns gerichteter Einfluß immer mehr in diesen beiden Ländern festgesetzt. Ich habe selbst Platen gesagt, daß seine Politik unfehlbar zur Folge haben würde, daß beim ersten Kanonenschuß in Deutschland Hannover sofort durch Preußen okkupiert werden würde. Daß wir ein gleiches mit Kurhessen tun müßten, versteht sich von selbst. Ihr dortiger Einfluß würde daher bei kriegerischer Eventualität Ihnen doch nichts nützen, da wir Ihnen immer zuvorkommen könnten. Als weiteren Beweis, wie sehr Oesterreich überall seinen

Digitized by Google

Einfluß geltend macht, führe ich Ihnen Dessau und Bernburg an, welche doch für die allgemeine deutsche Lage ganz unbedeutend und wirkungslos sind.

Wollen Sie eine der Politik Metternichs einigermaßen entsprechende Richtung einschlagen, so werden Sie uns bereit finden, eine feste Allianz mit Ihnen abzuschließen. Ich kann wohl sagen, daß ich nur ein Wort habe, und zudem werden Sie nicht sobald einen preußischen Staatsmann finden, der so entschieden und so unbeirrt durch die öffentliche Meinung reine Kabinettspolitik zu machen geneigt wäre, weil niemand die öffentliche Meinung so sehr verachtet wie ich.

Der österreichischerseits stets entgegengestellte Einwand, daß in europäischen Krisen Preußen ebensosehr an Oesterreich als Oesterreich an Preußen angewiesen ist und daß es sich daher um kein Markten handeln könne, erscheint wohl zur Redaktion einer Depesche geeignet, aber damit gelangt man zu keiner Verständigung. Die Gleichartigkeit der Situation gebe ich nicht zu. Vor einem Kriege mit Frankreich fürchten wir uns nicht. Einmal könnten wir uns mit Frankreich so stellen, daß dasselbe auf jeden Angriff gegen uns verzichten würde. Gewisse Erfahrungen mit dem Kabinett der Tuilerien, wobei wir uns allerdings wie Joseph zu Frau Potiphar benommen haben, würden uns stets die geeigneten Mittel an die Hand bieten. Käme es zum Kriege, so würden wir zum ersten auf unsre eignen wie auf die gesamten national-deutschen Kräfte rechnen können, dann würde Preußens Unterwerfung uns Rußland zuführen, auch England. Wir hätten daher in letzter Analyse auch ohne österreichische Bundesgenossenschaft gegründete Aussicht auf einen definitiven Sieg.

Nach meiner Anschauung" — fuhr Bismarck, auf die inneren österreichischen Zustände übergehend, fort — „würde eine Politik, wobei Sie den maßgebenden Einfluß, den Sie in Deutschland einzunehmen bemüht sind und der erst durch Fürst Felix Schwarzenberg in seiner jetzigen Gestalt inauguriert worden ist, zum Teil wenigstens an Preußen überließen, der Konsolidierung Ihrer eignen Interessen am besten entsprechen. Wenn Sie, anstatt den Schwerpunkt in Deutschland zu suchen, denselben nach Ungarn übertrügen, so würden Sie den wichtigsten wesentlichsten Bestandteil Ihres Länderkomplexes mit einem Male versöhnen, da es doch den Anschein hat, daß die ungarischen Länder sich nicht als Appendix regieren lassen, während Sie keineswegs Gefahr liefen, dadurch die deutschen Provinzen sich zu entfremden, deren Interessen nach dem Gesamtkörper der Monarchie gravitieren. Oesterreich würde in dieser Weise ein höchst wertvoller Alliierter für Preußen werden, und wir würden anderseits Ihre Vitalinteressen in Italien wie im Orient zu den unsrigen machen und Ihnen darin unbedingt beistehen.

Preußens Stellung in Deutschland verstehe ich folgendermaßen. Parallel mit dem Zollverein müßten auf dem materiellen Gebiete, wie Eisenbahnen usw., nicht durch den Bund, sondern durch freie Vereinbarung zwischen Preußen und jedenfalls den norddeutschen Staaten ähnliche Institute gegründet und die Führung der beiden norddeutschen Armeekorps Preußen überlassen werden, während die beiden andern dem österreichischen Kommando zufielen. Wir müssen die für

Digitized by Google

unsre politische Existenz notwendige Lebensluft erhalten. In bezug auf Norddeutschland tritt praktisch für Oesterreich die Wahl zwischen einer Allianz mit Preußen oder Hannover heran. Es ist eine Illusion, zu glauben, daß Sie sich durch die Mittelstaaten jemals unsrer Bundesgenossenschaft versichern können. Die Verhältnisse, wie sie einmal sind, werden zum geraden Gegenteil führen.

Im Jahre 1859 waren drei Möglichkeiten vorhanden. Entweder wir standen Ihnen bei oder wir gingen mit Frankreich oder wir blieben neutral. Das letztere haben wir getan, ich habe es für die schlechteste Politik gehalten, war zu jener Zeit für das Eintreten in den Krieg mit Oesterreich. Daß die dritte der genannten Alternativen, solange ich am Ruder bin, nicht eintreten wird, dafür kann ich einstehen; welche von den beiden andern, ist eine Frage, die davon abhängt, ob wir uns in dem angedeuteten Sinne verständigen können oder nicht. Während Jahren war es Sitte, die schönsten Depeschen und Versicherungen zwischen Berlin und Wien zu wechseln. Wenn es aber zum Handeln kam, schlug dies alles fehl, weil man sich nicht über die wirklichen Erfordernisse und Lebensbedingungen eines jeden klar geworden war. Man gab sich sonach verderblichem Heucheln hin.

Wenn sich Oesterreich und Preußen auf der von mir bezeichneten Basis einigen und hierbei den Bogen nicht zu straff spannen, bloß die notwendigen Zugeständnisse von den andern deutschen Staaten verlangen, so wird deren Widerstand ohne zu große Schwierigkeiten zu besiegen sein. Wenn aber Oesterreich in seiner gegenwärtigen Richtung verharrt und unsre Aktion und Lebensluft einengt, beschwören Sie Katastrophen herauf, welche in letzter Analyse zum Kampfe führen müssen, wobei jeder seine Alliierten haben wird, wir vielleicht schlecht fahren werden, doch dessen Ausbruch nicht verhindern können.

Hinsichtlich der in Frankfurt verhandelten Bundesreform scheinen Oesterreich und die Würzburger den preußischen Standpunkt erforderlicher Stimmeneinhelligkeit bezüglich der vorläufigen Frage sachlicher Behandlung unberücksichtigt lassen zu wollen. Ich werde mich solchem unerträglichen Verhältnisse gegenüber wohl bald zur Abberufung unsers Bundestagsgesandten ohne Substitution entschließen müssen.

Kommt es zur Sprengung des Zollvereins, so werden wir uns mit wenigen kleinen Bundesgenossen auf eignes Gebiet und Kräfte zurückziehen und unsre Grenzen absperren. Die Zukunft wird lehren, wer hierbei den größten Nachteil haben wird.

Als ich 1852 nach Frankfurt kam, hoffte ich auf ein Zusammengehen mit Oesterreich. Meine dortigen Erfahrungen haben mir aber die Unmöglichkeit davon vor Augen geführt. Die maßgebende Verstimmung gegen Oesterreich greift immer tiefer und weiter um sich. Ich, der ich in der öffentlichen Meinung als der entschiedenste Widersacher des österreichischen Einflusses in Deutschland gelte, bin nun hier schon weit überflügelt und ein milderndes Element geworden. Es läßt sich diese Stimmung in mancher Hinsicht bis zum König hinauf führen. In bezug auf Kurhessen war es der Wunsch Seiner Majestät, die Drohung des

Digitized by Google

Einrückens preußischer Truppen im letzten Schreiben an Herrn Dehn Rothfelsen unumwunden auszusprechen. Auf mein Anraten unterblieb dies, aber beim ersten Rückfall werden wir es sicher und sofort tun. Wie ich Ihnen schon früher sagte, gebieten uns unsre inneren Schwierigkeiten, unsre äußere Aktion um so höher zu spannen.

Die Gereiztheit des Königs über den Stand der beiderseitigen Beziehungen ist sehr groß. Gleichzeitig mit dem Besuche des Kronprinzen in Wien hat Werther eine Depesche des gleichen Inhalts zur Mitteilung an Rechberg erhalten. Es war mir lieb, mit Ihnen offen zu sprechen und die Gefahren der Situation auch durch Ihr Organ dem kaiserlichen Kabinett zukommen zu lassen."

Diese tiefeingehenden Ausführungen haben mit meinen Gegenbemerkungen zwei Stunden in Anspruch genommen. Die Wiedergabe der letzteren übergehe ich. Augenblicklich handelt es sich vielmehr darum, klaren Einblick in die Stimmung, Richtung und Aktionsfähigkeit der preußischen Regierung zu gewinnen, als um polemisierende Repliken. Ich war bemüht, die namentlich wegen der Presse in maßgebenden Sphären unverkennbar tiefgreifende Gereiztheit zu beschwichtigen. An reichhaltigem Material, um gründlich die vorgetragenen Postulate einer Verständigung zu widerlegen, um auf die Verkennung der gegenwärtigen politischen Verhältnisse Oesterreichs sowie der allgemeinen europäischen Lage hinzuweisen, und darzutun, wie sehr das Recht und die allgemeine deutsche Wohlfahrt spezifisch preußischer Interessenpolitik untergeordnet wird, und eine solche Verständigung Oesterreich seiner Sympathien, Stellung in Deutschland und daraus erwachsender Stärkung berauben würde, ohne Preußen in einen zuverlässigen Alliierten umzuwandeln — an Material hierzu hätte es mir nicht gefehlt; ich behalte mir aber dessen Verwertung im Verlaufe meiner späteren Beziehungen zu Herrn v. Bismarck vor.

Der praktische Zweck des Ministers dürfte zum Teil in der Hoffnung bestehen, durch die überaus trübe, gefahrdrohende Färbung unsrer gesamten Beziehungen doch vielleicht einen den preußischen Interessen zugute kommenden Eindruck auf das kaiserliche Kabinett zu machen, zum Teil hat ihn wohl auch die in seiner Natur liegende Offenheit und Ungebundenheit veranlaßt, auf die Möglichkeiten einer nicht entfernten Zukunft hinzuweisen.

Den Dualismus betreffend, habe ich Bismarck bemerkt, daß wir denselben bei jedem eintretenden europäischen Falle zur Ausführung zu bringen geneigt sind. Was er wollte und als maßgebend für eine Aenderung der Lage betonte, war dessen grundsätzliche Feststellung, also die preußische Hegemonie in Norddeutschland.

Die Andeutungen eines unvermeidlichen Krieges haben wohl nur spekulativen Wert. Die Aeußerungen wegen Kurhessen und Bund betrachte ich aber nicht als eitle Drohungen, sondern als fertige Entschlüsse.

Digitized by Google

Ritterlichkeit bei der Kriegführung zur See

Von

Vizeadmiral a. D. v. Ahlefeld

Jeder Krieg und jede Kriegführung setzt sich zusammen aus den eigentlichen Schlachten und den Zwischenzeiten. Jene sind zwar die Hauptsache, aber diese, die Zeiträume vor der ersten, nach der letzten und zwischen zwei aufeinanderfolgenden Schlachten, sind langfristiger. Die Ritterlichkeit bei der Kriegführung muß verschieden behandelt werden, je nachdem man von den Schlachten oder den Zwischenzeiten spricht. Die Ritterlichkeit in der Schlacht ist bei den Mitgliedern des Soldatenstandes nicht beliebt; denn sie gefährdet den Sieg. Das lehrreichste Beispiel dafür bietet die Schlacht von Tannenberg (1410). In ihr wartete der Deutschordensmeister Ulrich v. Jungingen aus Gründen der Ritterlichkeit so lange, bis seine Gegner, die Polen und Litauer, sich in Schlachtordnung aufgestellt hatten. Das wurde aber sein Verderben; denn darüber verlor er die Schlacht und sein Leben. Auch Napoleon der Große hat Fultons Vorschlag, Unterseeminen gegen die Engländer zu gebrauchen, als unritterlich abgewiesen. Wer weiß, ob er nicht die Vorbedingung seines Einfalles in England, nämlich die Seeherrschaft im Kanal, wenn auch nur für einen Tag, hätte erfüllen können, wenn er Seeminen gegen die englischen Schiffe verwendet hätte. Heutzutage denkt man anders. Torpedos, Seeminen und Unterseeboote, die dem Gegner von unten, oder Luftschiffe, die ihm von oben mit Sprengstoffen zu Leibe gehen, gelten nicht mehr für inhuman. Der kluge Mann weiß, daß die Anwendung äußerster Gewalt und List letzten Endes immer noch humaner ist als irgendeine Schonung, die den Krieg in die Länge ziehen könnte. Ein letzter Rest von Ritterlichkeit in der Schlacht kann vielleicht in dem internationalen Abkommen gesehen werden, wonach Sprenggeschosse bei Kleinfeuerwaffen (Gewehre) nicht angewendet werden dürfen.

Einen beinahe entgegengesetzten Verlauf hat die Ritterlichkeit in der Zwischenzeit genommen. Hier ist auf dem Gebiete der Verwundetenpflege, der Schonung von Privatpersonen und Privateigentum (Verbot der Plünderei), der Gefangenenversorgung u. a. mehr eine so humane Auffassung — wenigstens unter den gebildeten Nationen — herrschend geworden, daß man schon wegen ihrer großen Verbreitung nicht eigentlich von Ritterlichkeit sprechen mag; denn diese setzt unwillkürlich die Gesinnung und Handlung eines einzelnen oder doch von einigen wenigen voraus.

Indessen, diese Ausdehnung der Ritterlichkeit oder Humanität in der Zwischenzeit ist in Wirklichkeit nur dem Landkriege eigen. Zur See bestehen noch ganz merkwürdige Anomalien. Zwar ist der früher staatlich gebilligte und unterstützte Seeraub (Piraterie) mit dem Pariser Vertrag von 1856 abgeschafft worden, aber die Blockade und das Prisenrecht bestehen noch heute, weil noch u. a. Eng-

Digitized by Google

land auf diese angeblich wirksame, aber unritterliche Kriegführung nicht verzichten will.

Beide, Blockade und Prisenrecht, richten sich gegen das Privateigentum. Das auf Schiffen befindliche Privateigentum unterliegt einfach der Wegnahme durch den Gegner, bei der Blockade sogar das Eigentum der Neutralen. Ein neutrales Schiff, das die Blockade zu brechen, in einen blockierten Hafen hinein- oder aus einem solchen herauszukommen sucht, wird als gute Prise erklärt, d. h. es wird einfach weggenommen und von dem Blockierenden vereinnahmt. Das Prisenrecht unterscheidet sich mithin nicht von dem im Landkriege abgeschafften Plündern.

Diese Seite des noch heute gültigen Seekriegsrechts hat übrigens nicht nur eine stark unritterliche Seite, sondern sie ist auch in hohem Maße unpraktisch — darauf hat Earl Loreburn in seinem Buche „Capture at sea", Mai 1913, hingewiesen —, denn heutzutage wird jeder Kaufmann seine Ware auch gegen Kriegsgefahr versichern. Die hohen Kosten dieser Versicherung wälzt er natürlich auf seinen Abnehmer weiter. Der eigentlich Geschädigte ist also nicht der als Eigentümer bezeichnete Kaufmann, sondern einerseits sind es die Konsumenten, die einen um so viel höheren Betrag für die Ware bezahlen müssen, als die Versicherung ausmacht, anderseits die Versicherer. Nun ist es ja aber keineswegs sicher, daß die Konsumenten überhaupt der blockierten Nation angehören. Vor allem aber sind die Versicherungsgesellschaften aller Nationen untereinander rückversichert, so daß ein Schlag, der seiner Idee nach nur die gegnerische Nation treffen sollte, tatsächlich ein Schlag gegen die Weltwirtschaft wird und damit seinen eigentlichen Zweck gänzlich verfehlt. Das sind die Folgen davon, daß wir, im Gegensatz zu früheren Zeiten, wo die Blockade und Wegnahme noch einen Sinn hatte, im Zeitalter des Verkehrs leben.

Wir wollen indes den Faden der Ritterlichkeit bei der Kriegführung zur See nicht verlieren und darum zu einer bisher noch nicht oder doch wenig öffentlich besprochenen Seite des Prisenrechtes und der Blockade zurückkehren, die in der Tat das äußerste an notgedrungener Unritterlichkeit und Grausamkeit, ja sogar Unmenschlichkeit bietet, was man sich vorstellen kann.

Denken wir uns England mit Frankreich im Kriege, ein Gedanke, der bis 1890 jedem geläufig war. Frankreich ist blockiert und hat seine Kreuzer zur Störung des englischen Handels entsandt. Ein solcher trifft auf hoher See einen großen englischen Passagierdampfer, von England nach Sidney unterwegs, zwischen dem Kap und Australien. Der Dampfer hat außer Post und Ladung 1500 Passagiere, den verschiedensten Völkern angehörig, an Bord. Der französische Kreuzer zwingt den Engländer durch einige Drohschüsse zu stoppen, nimmt ihn nach Prisenrecht in Besitz und muß sich nun entschließen, was er mit ihm anfangen will. Am ritterlichsten wäre es, wenn er ihn laufen ließe; aber das wäre ein ganz schroffer Fall von Ungehorsam gegen den ihm von der französischen Regierung erteilten Auftrag, ein Auftrag, der dahin lautet, das englische Privateigentum, wo er könne, wegzunehmen oder zu zerstören. Er kann auch

Digitized by Google

die Passagiere nicht an Bord nehmen und dann das Schiff vernichten, dazu reicht der Platz auf seinem Schiffe nicht aus, auch würde er sein Schiff gefechtsunfähig machen. Höchstens seine eignen Landsleute könnte er auf diese Weise retten. Seinem Befehle würde genügt sein, wenn er dem Engländer eine Prisenbesatzung, etwa einen Offizier und zwanzig Mann (mehr kann er schwerlich entbehren), an Bord gäbe mit dem Auftrage, die Prise in den nächsten neutralen oder heimischen Hafen einzubringen. Die Ausführung stößt aber auf die größten Bedenken. Die schwache Besatzung kann nämlich, trotz ihrer Bewaffnung, von der des Dampfers nur zu leicht überwältigt werden, und auch die Begegnung mit einem englischen Kriegsschiffe, das natürlich sogleich die Prise wiedernehmen und in Freiheit setzen würde, ist sehr groß, wenn man die weite Strecke bis zu einem Hafen und die zahlreichen englischen Kreuzer, die natürlich ausgesandt sind, um den französischen das Handwerk zu legen, in Betracht zieht. Da nun aber der Befehl, den der französische Kreuzer mitbekommen hat, unzweifelhaft erkennen läßt, daß es darauf ankommt, den Gegner (England) in seinem Privateigentum zu schädigen, so muß der Kommandant sich entscheiden, entweder die Passagiere in die Boote zu setzen und sie auf hoher See ihrem Schicksale zu überlassen und dann das Schiff zum Sinken zu bringen oder das Schiff mit den Passagieren zu versenken. Beides ist unritterlich, grausam und grausig, unmenschlich sogar und doch nach dem gegenwärtigen Seerecht unvermeidbar. Nicht der Kreuzerkommandant würde für solche Schreckenstat verantwortlich zu machen sein — er ist vielmehr in einer höchst bedauernswerten Lage —, sondern England, das, nach seiner eignen Ansicht, tugendhafte, kulturtragende und kulturfördernde England, weil es das Prisenrecht nicht abschaffen will. Solche gesetzmäßige Grausamkeit ist um so verbrecherischer, als, dank des hochentwickelten Handelsverkehrs aller Staaten untereinander, die Unterbindung des Handels, den der Gegner treibt, den eignen Handel (Englands) in gleichem Maße schädigt, es wird also mit der Beibehaltung des Prisenrechts nicht einmal ein erheblicher Vorteil erzielt. Es muß daher England notwendig und sofort, dem Vorschlage fast aller andern Staaten folgend, das Prisenrecht und die Blockade abschaffen, sonst verfällt es dem Urteile der Welt und der Weltgeschichte, ein ernstes Zivilisationshindernis zu sein.

Zum Schluß dieser Abhandlung über Ritterlichkeit in der Kriegführung zur See muß noch von den Kämpfen der Kriegsschiffe gegeneinander gesprochen werden. Im großen und ganzen wird sie sich nicht unterscheiden von der bei Landkämpfen geübten. In der Schlacht ist sie nicht zu verlangen, nach der Schlacht wird man dem Besiegten alle Schonung, selbst Hilfe, die man ohne Gefahr für sich selbst bieten kann, angedeihen lassen. Unterschiedlich von den Landkriegen ist nur die Art und Weise, wie Schiffe ihre Unterwerfung bekanntgeben. Es geschieht nach Seegebrauch dadurch, daß sie ihre Flagge niederholen. Sehe ich, daß mein Gegner seine Flagge niederholt, so muß ich aus Gründen der Ritterlichkeit mein Feuer einstellen. Ich kann ein Boot mit einem Offizier hinübersenden, um die Prise zu übernehmen, selber aber wegfahren, um gegen

Digitized by Google

andre Gegner weiterzukämpfen. Würde der Gegner diese augenblickliche Entlastung von dem Drucke, den ich auf ihn ausübte, zum Anlaß nehmen, meine Leute zu überwältigen, seine Flagge wieder zu hissen und, nach einer Erholungspause, weiterzukämpfen, so würde er sich eines ehrlosen Treubruchs nach den noch heute gültigen, wenn auch ungeschriebenen Gesetzen der Ritterlichkeit schuldig machen.

Eine Eigenart des Seekampfes ist es endlich auch, daß die Gegner bestrebt sind, die Basis, die schwimmende Unterlage, wenn man so will: das Stück des Kampffeldes, auf dem das feindliche Regiment kämpft, zu zerstören, um dadurch das ganze Regiment auf einmal zu vernichten. Das ist und war immer nur natürlich und selbstverständlich. Seeminen und Torpedos könnten als eine unritterliche oder inhumane Waffe erscheinen, wenn, was man in Laienkreisen vielfach annimmt, es dagegen keine Abwehrmittel gebe. Das ist aber durchaus irrig. Sie sind durchaus nicht anders gestellt als irgendeine andre Waffe.

Ueber ritterliche Kriegführung

Von

F. v. Bernhardi, General der Kavallerie z. D.

Der Krieg ist in vieler Hinsicht ein Segen für die Menschheit. Er verschafft den lebenskräftigen, starken Nationen die ihnen gebührende politische Machtstellung und bewirkt damit die Auslese, die für den allgemeinen Fortschritt des Menschengeschlechts nötig ist. Er läßt die edleren menschlichen Eigenschaften in die Erscheinung treten, entlarvt die Scheingrößen und ermöglicht den höchsten Altruismus und die größte Selbstverleugnung, indem er den einzelnen veranlaßt, sein wertvollstes materielles Gut, das Leben, für ideale Zwecke hinzugeben. So wird nur im Kriege die höchste Sittlichkeit betätigt. Wer die menschliche Natur wie die Gesetze der geschichtlichen und kulturellen Entwicklung der Völker studiert, wird fast daher niemals den Krieg als solchen beseitigen wollen; er wird aber mit allen Mitteln bestrebt sein, ihn auf die Fälle zu beschränken, bei denen er seiner hohen Aufgabe wirklich gerecht werden kann, und das Kriegführen selbst in Bahnen zu lenken, die mit dem sittlichen Wesen des Krieges nicht in Widerspruch stehen. Dieses Ziel nun kann nur dann erreicht werden, wenn der Krieg ausschließlich um wirkliche Lebensfragen der Völker und anderseits mit ehrlichen und ritterlichen Waffen geführt wird.

Wenn wir den letzteren Gesichtspunkt ins Auge fassen, so ergibt sich in allererster Linie die Forderung, daß, wenn auch der Krieg zahlreiche materielle Leiden notwendigerweise im Gefolge hat, doch jede unnütze Grausamkeit vermieden, der Kampf nur gegen den bewaffneten und kampffähigen Gegner geführt, und anderseits alles getan wird, um die notwendigen Leiden nach Möglichkeit

Digitized by Google

zu mildern. Jede Gewalttat gegen die nicht kämpfende Bevölkerung, jede unnütze Vernichtung von Eigentum muß vermieden, und für die Verwundeten von Freund und Feind muß in wirksamster Weise gesorgt werden. Die Energie der Kriegführung darf unter diesen Gesichtspunkten natürlich nicht leiden, denn Mangel an Tatkraft erweist sich im Verlauf der Ereignisse meist als die größte Grausamkeit; der Zweck des Krieges darf nicht in Frage gestellt werden: aber innerhalb dieser Grenzen muß alles geschehen, um die Grausamkeit des Schlachtfeldes zu mildern. Nur wenn das geschieht, kann vor einem höheren Richterstuhl als dem rein politischen die Verantwortung für das Kriegführen getragen werden.

Es ist in dieser Hinsicht schon viel durch internationale Vereinbarungen geschehen — man braucht bloß an die Genfer Konvention zu erinnern —, und alle wirklichen Kulturvölker sind bestrebt, die Verwundetenpflege in weitgehender Weise vorzubereiten und im Kriegsfall durchzuführen; auch verfallen unnütze Grausamkeit und Roheit im Kriege der allgemeinen Verurteilung: dennoch dürfte es nicht möglich sein, durch materielle Fürsorge und internationale Vereinbarungen allein alle Roheit und Grausamkeit zu verhindern. Wie wollte zum Beispiel durch derartige Abmachungen dem vorgebeugt werden, daß in einem europäischen Kriege die afrikanischen Turkoregimenter Frankreichs ihrer rohen und ungebändigten Natur entsprechend verführen? Selbst die strengste Kontrolle durch die Vorgesetzten wird dazu schwerlich imstande sein; wie aber könnte sich da eine diplomatische Vereinbarung an Ort und Stelle geltend machen? Das ist nicht recht denkbar. Meines Erachtens kann nur durch eine Vertiefung und Verallgemeinerung der Kultur der Zweck erreicht werden, den Krieg zu humanisieren. Nur wo im Volksempfinden die rohen und grausamen Instinkte ausgeschaltet werden, kann man darauf rechnen, daß der Krieg im einzelnen wie im ganzen in ritterlicher Weise geführt wird.

Mit Schaudern hat man während des letzten Balkankrieges von den unnützen und scheußlichen Grausamkeiten aller beteiligten Heere vernommen. Mag auch manches übertrieben worden sein, so bleibt doch noch genug übrig, um den allgemeinen Abscheu zu erregen: die Niedermetzlung der wehrlosen Bevölkerung andrer Nationalität, das Plündern und Sengen im eroberten Lande, die Rücksichtslosigkeit und Grausamkeit gegen Verwundete, das alles drückt den Balkanvölkern für alle Zeiten das Brandmal einer schmachvollen Art der Kriegführung auf. Am wenigsten belastet scheinen noch die Türken, die überhaupt im nahen Orient das weitaus beste Element darstellen; am schwersten gesündigt haben allem Anschein nach die Bulgaren, und das schlimmste ist, daß auch die Offiziere, also die Vertreter der gebildeten Klassen, niemals versucht zu haben scheinen, dem scheußlichen Vorgehen Einhalt zu tun und die Bestialität ihrer Mannschaften zu zügeln. Diese Völker haben bewiesen, daß sie als Kulturvölker noch lange nicht zählen können und daß sie auch den Namen „Christen“ nur der Form nach tragen. Von dem Wesen des Christentums ist offenbar noch sehr wenig in ihr Fühlen und Denken übergegangen.

Digitized by Google

Im politischen und diplomatischen Verkehr sollte man sie das fühlen lassen, um einen Druck dahin auf sie auszuüben, daß sie ihre Heeresausgaben beschränken und anstatt dessen mehr für die Kultivierung der rohen Volksmasse tun, vor allem wohl durch Hebung des Schulunterrichts, vertiefte Ausbildung der Geistlichkeit und Verbesserung der Kommunikationen, die als Kulturadern betrachtet werden können. Die europäischen Großstaaten drängen auf Reformen in der Türkei; mir scheint, daß Reformen in den Balkanstaaten, die den christlichen Namen verunehrt haben, viel nötiger wären. Bevor nicht von innen heraus die Barbaren des Balkans zu der Gesinnung von Kulturmenschen erzogen werden, werden auch ihre Kriege sich nicht menschlicher gestalten als der jüngst vergangene. Für alle Staaten aber sollten die Ereignisse auf dem Balkan eine Mahnung sein, immer von neuem darauf hinzuwirken, daß zwar der kriegerische Geist der Massen erhalten bleibt, zugleich aber das Verständnis dafür lebendig erhalten wird, daß gerade im Kriege den Forderungen der Menschlichkeit im weitesten Maße Rechnung getragen werden muß.

Vor hundert Jahren

Ungedruckte Briefe Wilhelm v. Burgsdorffs an Wilhelm und Karoline v. Humboldt

Wilhelm von Burgsdorff, der bekannte Jugendfreund der Rahel und auch mit dem Humboldtschen Paar eng befreundet, hat keine bedeutendere öffentliche Stellung bekleidet und auf den Gang der Ereignisse keinen Einfluß ausüben können. Wie leidenschaftlich er aber die Not der Zeit empfand, wie er, gleichsam hellsehend, schon im Sommer 1812 Napoleons Untergang und die Morgenröte der Freiheit ahnte, das sprechen seine Briefe an die Humboldts in ergreifender Weise aus und versetzen uns mitten in jene große Zeit, die gerade jetzt ein Jahrhundert zurückliegt.

Humboldt war damals Gesandter in Wien, hatte aber im Juni 1812 eine Reise über Karlsbad und die thüringischen Güter seiner Frau nach Berlin angetreten und war auf dem Rückweg nach Wien im August einige Tage in Teplitz, wo er mit Friedrich Wilhelm III. zusammentraf und wohin Burgsdorff ihm den ersten Brief schreibt.

Deuben bei Tarant, 14. August 1812.

Ich stehe ganz erhitzt von einem Gespräche auf, welches ich diese Nacht halb träumend mit Ihnen führte. Mir selbst erscheint es fast als im Rausche geführt jetzt am grauen Morgen, wie müßte es Ihnen nicht erst erscheinen, den es so völlig ernüchtert durch die Dresdener Gespräche anträfe? Was ist aber trauriger, als daß wir uns so leicht jeder Begeisterung schämen und stolz auf unsre Nüchternheit sind! Ich will das Lächerliche nicht scheuen und vor

Digitized by Google

Ihnen hier schriftlich sprechen, wie ich in meinem Bette zu Ihnen im Geiste sprach; Sie erhalten ja den Brief auf die sicherste Weise und alles kann daher für gesprochen gelten, was ich übrigens vor Ihren großen Augen nie den Mut gehabt hätte, so zu sprechen, weil Ihr Verzweifeln an den Menschen und am Gelingen kühner Pläne mit ihnen zu ansteckend ist.

Nichts andres als die kritische Lage von Europa ist es, die mir hier in der Einsamkeit so schwer auf dem Herzen liegt. So oft der große Moment wiederkehrt, in welchem das Schicksal die Rettung anbietet, kostet es ein Stück von meinem Leben, ihn verloren vorübergehen zu sehen. Ein günstigerer wie der jetzige war nie vorhanden (ihr könnt es so sicher tun wie schlafen, sagt Falstaff), und auch dieser soll dahingehen, weil die wenigen Menschen, welche regieren könnten, lieber spotten als handeln, weil sie ihre hilflosen Fürsten lieber ihrem Blödsinn überlassen, als sich ihrer und der Begebenheiten bemächtigen.

Was wird die Zukunft davon sagen, was wir selbst in Zukunft, daß zur Zeit, als noch die letzte Hoffnung möglich war, die Fürsten sich zu ihrem eignen Verderben verbanden, und daß wir die Gegenwart gleichsam als Vergangenheit und als ein historisches Schauspiel ruhig ansahen? Nein, nicht einmal als ein solches betrachten wir das Gegenwärtige, sonst würden wir es wenigstens mit andern ähnlichen Geschichtsepochen vergleichen, würden die Kühnheit und List jetzt achten und herbeiwünschen, die wir dort, z. B. in der Zeit Karls V., an den deutschen Fürsten ehren. Wir betrachten das Gegenwärtige, sage ich, nicht einmal so ernsthaft, als wir die Geschichte lesen, wir teilen alle Augenblick die elende Ansicht der Regenten, die in der Knechtschaft moralisch geworden sind, wir teilen ihre armselige Habsucht nach einer ausgesogenen Provinz, ihre Furcht vor der Uebermacht, die Alliierte gewinnen könnten, wir weisen im voraus jede Hoffnung auf glückliches Gelingen von uns, weil wir über der nächsten Erfahrung die aller Zeiten vergessen; wir verwerfen jeden kühnen Gedanken, weil er im Resultate der schwachen Geburt des leeren Enthusiasmus ähnlich sieht.

Wo aber soll das hinaus? fragen Sie, und ich antworte: Es soll die Betrachtung des gegenwärtigen Krieges vorbereiten und dessen, was wahrscheinlich und möglich ist. Ich gehe bei dieser davon aus, daß alles, was man in Berlin vom linken Flügel der Russen erzählte, falsch ist; daß sie von Blindheit geschlagen und ohne Feldherrn sind, daß ihre kleinen Vorteile, wie die über die Sachsen, nichts bedeuten, daß diese und alle Bundestruppen sich für die Franzosen ebenso tapfer schlagen werden, als ihre Fürsten sie feige hinschicken und immer nachzuschicken gesonnen sind; daß diese im Gemüte Besiegten nur für ihre Familie zittern und nichts wagen, daß auch sie keine Feldherrn haben, daß aber der Kaiser die ungeheuren Ressourcen seines Genies der Größe der Verlegenheiten gemäß entwickeln wird. — Ich exaltiere mich also nicht in falschen Hoffnungen. Ich setze aber doch voraus, daß der Friede mit den Türken gemacht ist, daß Schweden auf russischer Seite steht, daß der Krieg

Digitized by Google

schon jetzt länger dauert und anders geht, als er in Paris berechnet war, und behaupte nach diesen Voraussetzungen, daß die Stunde des Unterganges des Quälers von Europa gekommen ist, wenn zwei Fürsten nur eines Gedankens fähig sind, dessen sie früher fähig waren. Sollten sie es nicht einsehen, wenn man ihnen zur rechten Zeit sagte: Weil ihr es nicht verstanden habt, euch gegen ihn zu schlagen, hattet ihr jetzt recht, es für ihn zu tun; ihr mußtet euch gut schlagen, um die Ehre eurer Armeen herzustellen, und bei denen selbst, die ihr bekriegt, erst Achtung wieder zu erobern. Ihr habt recht, eurem Herrn mit ganzer Treue zu dienen, weil die halbe Politik euch zugrunde gerichtet hat, er übt das Recht des Eroberers und des Starken über euch; aber vergeßt nicht, daß er kein anderes hat als dieses, und daß er aufhört, euer Herr zu sein, sobald er die Macht dazu verliert; nennt eure Feigheit nicht Gewissenhaftigkeit und begreift, daß ihr, sobald ihr es vermögt, von Gott und Rechts wegen den verderben dürft, der euch und eure Völker verdarb.

Diese Sprache, nur höflicher, soll man nicht gegen die deutschen Fürsten führen, wer würde die vereinigen wollen? Nein, nur gegen zwei von ihnen.

Wenn Sie, mein Freund, es für möglich halten, und wie sollten Sie es nicht, daß die Kraft des einzelnen Menschen, daß die Kraft des Gedankens, ehe noch äußere Macht ihm zu Hilfe kommt, Staaten umzuwälzen vermag, so kann Ihnen jetzt ein solches Wirken nur als groß erscheinen und alles unser Treiben außerdem nur als nichtig. Dann aber wäre es jetzt Zeit, sich zu dem zu rüsten, was Sie vor allen anderen vermögen. Ich wiederhole es, es kommt hier nur darauf an, zwei Fürsten (aber die eigentlichen Regenten ihrer Länder) in ihrem Kabinette mit der Kraft des Geistes zu bezwingen, es ist also das Werk eines Staatsmannes im größten Sinne. Varro ist durch seine alliierten Deutschen aufs neue in die Wälder zu einem scheinbaren gemeinschaftlichen Feinde geführt, diese Wälder und Wüsten sind um ebensoviel größer und entlegener, als größer und mächtiger der heutige Varro ist, der in ihnen verbluten soll. Es fehlt freilich ein Hermann, aber glücklicherweise bedarf es keines Helden, denn nicht eine Schlacht, sondern die mächtigeren Naturhindernisse, die in schneller Progression zunehmende Unrichtigkeit einer einmal falsch gewordenen Rechnung entscheiden diesmal die Sache. Hat nicht der Tollkühne, der Uebermütige alles so auf die Spitze gestellt, daß, wenn etwas ihm fehlschlägt, alles für ihn verloren ist? Und was würde ihm fehlen, wenn ihm im kritischen Augenblick die Deutschen fehlten! Er spielt wie immer va banque, wenn er sich auch das Ansehen der höchsten Vorsicht gibt. Sie sprechen den König in Teplitz, wenn Sie es wollen, Sie können ihm vorbereitende Worte auf die möglichen Fälle sagen.

Der französische Kaiser hat seine ganze Rechnung auf die gewohnte Handlungsweise unsrer Fürsten gestellt, er hat das Unmögliche unternommen, sobald ein Mensch es vermag, die Automaten auch nur für eine Stunde zu regieren, denn ein solches Wort, einmal ausgesprochen, wäre nicht wieder zurückzunehmen, und die Umstände täten alles Uebrige selbst. Nur auf diese, auf Meilenzahlen und Menschenmassen rechne ich diesmal (zum erstenmal) und

Digitized by Google

auf das Verderben, welches in dem Uebermütigen nun erst reif geworden ist. Dieser Krieg, möglichst schlecht durch die Russen geführt, bringt Momente herbei, wo ein schneller Separatfrieden zwischen Oesterreich, Preußen und Rußland und der Allianz am folgenden Tage das Schicksal von Europa entscheidet, wenn auch nicht gewonnene Schlachten die Folge davon sind.

Ohne daß das hiesige kriechende Kabinett ein Wort davon weiß, würde die sächsische Armee halb gezwungen, halb überredet, die Bayern und Württemberger würden bezwungen, Rußland schlösse keinen Frieden, der Krieg zöge sich in die Länge und wäre schon deshalb verloren für Frankreich. Die Gegend um die Oderfestungen — meine Dörfer — würden verwüstet, aber das Land würde der Rest unsrer Truppen sowie Deutschland der Rest der österreichischen leicht gegen die aus Frankreich kommenden behaupten. Mit der treuesten Ergebenheit müßte Preußen Oesterreich als deutsches Oberhaupt erkennen, und wie vorbereitet ist diesem Hause alles durch Napoleon selbst. Verbannt müsse der Blöde sein, der Gefahren von seiten Rußlands und Polens sieht, wenn Frankreich bezwungen ist. Wie könnte Polen, hergestellt unter einem russischen Prinzen, Deutschland gefährlicher sein, als es ihm unter Napoleon sein wird? Was hat Deutschland, nachdem es auf Jahrhunderte zum Bewußtsein gekommen wäre, von den feigen Barbaren, den Russen, zu fürchten? Und was liegt daran, ob einmal ein Krieg entsteht und die Kalmücken unsre Hütten verheeren, da sie doch nie unsre Freiheit unterjochen können!

Jetzt, sage ich, ist die Zeit, die Fürsten auf solche Gedanken zu führen, früher wäre eine edle Verschwörung wie diese unmöglich und verderblich gewesen. Die Fürsten mußten sich mit Napoleon verbinden, und da sie nicht Charakter genug haben, um es mit tiefem Planen zu tun, mußte es de bonne foi geschehen. Auch jetzt kann ein solches Werk nur unter wenigen Menschen, ohne Vertrauten, ohne Unterhandlungen, nur mündlich geführt werden.

Fänden Sie sich berufen, etwas so Großes zu unternehmen, so erbiete ich mich selbst, Ihr Organ in Berlin zu sein. (Ihre Briefe kommen mir ja sehr sicher zu und sind ja von selbst chiffriert genug.) Ich, den Sie als träge und verlegen kennen, bin mir in solchem Falle einer Tätigkeit ohne Grenzen bewußt und der Fähigkeit, das mit der kältesten Ruhe zu führen, was ich am heißesten empfinde; ein Tag kann mich zum geschmeidigsten Hofmann machen, die höchste Verschwiegenheit ist mir natürlich, jeder Verstellung bin ich fähig, ich trete allen Königen ohne Verlegenheit ins Gesicht, wenn es gilt; ich verlasse alles, was ich liebe, und lasse mich nach Rußland schicken und wohin Sie wollen in demselben Inkognito, was ich mein Leben lang beobachtet habe, und meine beste Eigenschaft zu allem diesem ist der innerliche Stolz, der mich von aller Eitelkeit entfernt.

Leben Sie wohl und verzeihen Sie es wenigstens, daß ich wie Posa zum Philipp zu Ihnen gesprochen habe.

Ihr

* W. B.

Digitized by Google

Deuben bei Tarant, 15. August 1812.

Meine teuerste Freundin!

Ich erhielt Ihren lieben Brief vom 30. Mai in Berlin zu einer Zeit, in der ich unfähig war, ihn zu beantworten. Ich war krank ... Nur in solchem Zustande nimmt man recht eigentlich Anteil an den Krankheitsgeschichten andrer, und so nahm ich ihn recht herzlich an denen, die Sie mir erzählten. Ein beträchtlicher Teil vom Leben geht in der Krankenstube verloren (denn außer Humboldt, der auch deshalb allen einen Vorsprung abgewinnt, ist jeder einmal krank), und doch gehört sie zum Familienleben, ja, es wäre unvollständig ohne dem. Wieviel Liebe käme gar nicht zur Sprache bei ewiger Gesundheit! Bei Ihnen trifft es oft die Kinder, ich muß alles allein abtun und kann es auch am ersten, weil eine gewisse Tapferkeit in mir ist, die alle Kränklichkeit besiegt, so oft es etwas eigentlich Wichtigeres zu tun gibt. So wurde ich diesmal mit durch das Interesse gesund, welches ich an den öffentlichen Geschäften, um derentwillen ich in Berlin bin, nahm.

Mit diesen hat es folgende Bewandtnis: Ein tauber alter Mann[1]) regiert unsern Staat, er fließt in Tränen über vor lauter gutem Willen, so oft man es verlangt; in ihm und dem König ist mehr guter Wille als in allen übrigen Regierungen zusammengenommen, aber es ist ein schlechter guter Wille. Er möchte es gern allen recht machen und gibt dem letzten, den er spricht, jederzeit recht, den stehenden Einfluß aber haben angewöhnte Menschen bei ihm; sein ehemaliger Oekonomieinspektor, Scharrenweber, ein Verwandter, Bülow, einige andre, die ihm das Regieren ebenso leicht machen wie er dem Könige, indem sie die Schwierigkeiten bis morgen zu heben wissen, endlich der Mann einer Dame, von dem man zu viel Schlechtes sagt, als daß ich ganz darin einstimmen möchte. Um es aber allen und besonders der Menge (den Bürgern und Bauern) recht zu machen, um in den Progressen der Zeit nicht zurückzubleiben, auch um nicht so allein der Kritik über die Edikte bloßzustehen, hat der Minister der Nation (die eine werden soll) eine Repräsentation versprochen. Seine Ratgeber meinen es aber noch anders. Diese haben bei ihren revolutionären Plänen in der nur allzu geringen Opposition von seiten des Justizministers und der andern praktischen Administratoren nach ihrem Sinne noch zuviel Widerstand gefunden und meinen, daß nichts ihnen zu ihren Zwecken (zur Auflösung aller Verfassung, aller Verhältnisse, zur neuen Kolonisierung des Staates) dienlicher sein könne als solche Versammlung von Menschen, die in der Regel deshalb von den andern gewählt werden, weil diese sie für diejenigen halten, die am weitesten im Geiste der Zeit fortgeschritten sind. Darin haben die Ratgeber denn auch gar nicht unrecht, denn diese wie jede so erwählte Versammlung lehrt, daß die Ursache alles dessen, was wir erleben, in den Meinungen der Menschen selbst steckt, daß diese nur dem Scheine nach seit zehn Jahren geändert sind, daß aber

[1]) Hardenberg.

Digitized by Google

die Luft immer noch, nach wie vor, in ihnen steckt, die Welt nach dem, was sie in Journalen und Reisebeschreibungen gelesen, zu reorganisieren, daß sie in trauriger Verblendung voraussetzen, es sei nun einmal der neuen (leeren) Form nicht zu entgehen, weil sie sie im Herzen verehren. Auf solche Weise kommt der Geist dieser Versammlung jenen Herren entgegen, und sie hilft Edikte und Paragraphen machen, schon weil 40 Menschen doch zu tun haben wollen, sie unterstützt die Willkür, wenn sie sie nicht hemmt. Eines von beiden gibt es nur, und die Aufgabe eines ordentlichen Menschen, der sich damit befaßt, kann nur der Versuch sein, ihr jene letzte Bestimmung zu geben, und sich dazu mit den Besten zu verbinden. Dieser Versuch ist wichtig und interessant genug, um daß er mich für jetzt recht sehr beschäftigt. Ich bin durch meine Unabhängigkeit qualifiziert, ihn zu machen, denn mich werden sie weder durch ein Band noch durch einen Posten einfangen. Sehr bald muß es sich zeigen, ob so ein Wirken möglich ist, aber auch im besseren Falle kann es nicht wünschenswürdig sein, lange preußischer Nationalrepräsentant zu bleiben.

Wären Sie, meine Freundin, nur nicht in Wien, sondern, wenn Sie einmal nicht in Rom sein können, lieber hier. Ich kehre immer und immer gleich befriedigt wieder hierher zurück, der Aufenthalt von einigen Wochen im Sommer in diesem Tale ist mir zum Bedürfnis geworden, und wenn der König, wie der Graf Goltz es mir einmal aus freien Stücken verhieß, mich nicht einmal nach London oder Madrid schicken will, wohin ich mich auf eine Zeitlang schicken ließe, so würde ich nicht leicht ein ganzes Jahr von hier entfernt sein.

*

Berlin, 4. Januar 1813.

Meine teuerste Freundin!

Vor fünf Monaten schrieb ich Ihnen zuletzt und habe seitdem keinen Brief von Ihnen erhalten. Ich habe seitdem viel erlebt . . .

*

Den 7. Januar.

Ich hatte einen Brief an Sie geschrieben, wovon ich das erste Blatt abschneide, als ich Ihren Brief vom 28. Dezember erhielt und alsbald darauf der Graf Roß zu mir kam und mir auch noch mündlich Nachricht von Ihnen brachte. Lange hatte ich mich Ihnen nicht so nahe gefühlt. Auch Sie haben einen traurigen Herbst verlebt . . .

Meine hiesige Existenz ist durch die unwürdige Stelle, welche ich bekleide, eher verdorben als verbessert, und nichts würde mich bewegen, einer Provinz länger unnütze Kosten und mir unnütze Arbeit aufzulegen, wenn nicht die Wichtigkeit des Zeitpunktes immer schwankende Hoffnungen zu besserer Wirksamkeit gäbe. Grüßen Sie den Freund, der mir in diesem Sommer das Hindernis aller erfreulichen Anstellung hier bezeichnete, und sagen Sie ihm, daß er selbst eben jetzt mehr als irgendeiner dieses wegzuräumen vermöge. Für jedes seiner Worte ist er jetzt vor Mit- und Nachwelt verantwortlich, denn durch ihn hoffen seine Freunde hier zu erfahren, was ihnen die eigne Seele sagen sollte. Hum-

Digitized by Google

boldt gebührt es, Impulse zu geben und den Schwachen zu beweisen, daß ihre stereotypen Klugheitssätze zur Stunde dumm geworden sind. Möchte Gott doch nur auf kurze Zeit den kleinen Verstand von den Regierenden entfernen und Menschen herbeiführen, über die ein höherer Instinkt gebietet. Eine tüchtige gesunde Dummheit, die Unterhandlungen mehr fürchtet als den verdoppelten Kampf, wäre uns besser als diese feige Klugheit, die das tragische Unglück des Alliierten behutsam zu benutzen denkt, um auf einige Jahre einigen Vorteil daraus zu ziehen.

Humboldt wird sich schon zu finden wissen, und kleine Winkelzüge werden ihn nicht irremachen. Ich verzweifle noch nicht am Rechten. Gibt er uns nur die Versicherung, daß wir, indem wir den Kampf von neuem beginnen, nicht zuletzt allein stehenbleiben, so zweifle ich nicht, daß wir alles für uns und die Alliierten wagen. Dieses unser Wagen würde mir aber die Erfüllung seines Wortes verbürgen, da nur so das Verlorene ganz wiederzuerringen und auf immer zu befestigen ist.

Für eine Verbesserung unsers Zustandes auf fünf bis zehn Jahre gebe ich nichts, nicht einmal viel Geld, und eine solche würde es doch nur sein, wenn kleine Austeilungen vorfielen und übrigens die Weichsel die Grenze bliebe. Die vereinigten Mächte können die Beschränkung des Feindes des zivilisierten Europa in seine alten Grenzen fordern. Nur so kann Deutschland wieder mächtig werden, nur bei solcher Handlungsweise hat es die Macht des fremden Beschützers nicht zu fürchten, der erste Kühne aber, der es noch ferner passiv oder gar negoziierend findet, wird es von neuem berauben.

Ich möchte auch dies Blatt wieder zerreißen, weil es so voll unnützer Worte ist. Wären Sie nur in Dresden statt in Wien, ich käme statt zu schreiben ...

*

Berlin, 16. Februar 1813.

Meine teuerste Freundin!

Ich kann nicht unterlassen, Ihnen ein Bild unsers hiesigen Zustandes zu entwerfen, von dem Sie auch ohne mich hören, an den Sie aber kaum glauben werden, wenn Ihnen ein glaubwürdiger Zeuge nicht Bürge dafür ist. Seit dem Tage, wo der Aufruf zur freiwilligen Bewaffnung ergangen ist, hat eine Trunkenheit die ganze Stadt befallen. Nicht allein alle Studenten, die schwächlichsten ausgenommen, sondern die Jugend aller Stände wetteifert, dem Rufe zu folgen. Die Mütter lassen zwei bis drei Söhne, sehr viele den einzigen ziehen. Leute im Amt verlassen Frau und Kind und gehen zum König — wenn die Russen hierherkommen, werden sie kaum einen jungen Menschen hier finden. Man darf erwarten, daß Berlin allein 6—8000 Freiwillige stellt. Gutsbesitzer, Bankiers, die jüdischen à la tête, unterzeichnen Tausende, mancher Justizkommissarius 500 Taler zur Equipierung der Unbemittelten. Vom ersten Tage an übt sich alles im Schießen mit der Büchse. Um das ruchlose Tresorscheinedikt zurückzunehmen, hat man von der Kaufmannschaft hier 1 200 000 Taler

Digitized by Google

gefordert, und alles drängt sich freiwillig zur Unterzeichnung. Das gedrückte, so oft getäuschte Volk beweist eine rührende Treue. In andern Provinzen geschieht noch weit mehr. Ein Landtag hat die Aufbringung von 5 Millionen und einen Landsturm, zu dem sich alle unter 35 Jahre stellen, außerdem noch eine Landwehr, aus älteren bestehend, beschlossen und führt ihn auf der Stelle aus.

Indes mustert und uniformiert der König die neue Mannschaft, und eine Zeit, in der der Feind sich nähert, in der jeder Tag kostbar ist, geht verloren. In Kantonnements, in verschanzten Lagern wird der Mut der Jugend sich abkühlen müssen, indes täuschende Unterhandlungen jenem die Zeit lassen, mit seinen Massen vorzudringen. Bei solchem Benehmen dürfte das Königreich Preußen leicht auf immer verloren gehen. Großen Mächten ist es wenigstens möglich, so zu verfahren, obgleich es elend bleibt, in großer Zeit klein zu handeln, aber wer wird sich denn für uns weiter schlagen, wenn jene miteinander übereingekommen sind? Sie werden aber nicht übereinkommen, und dann wird ein ebenso regelmäßiger, wohlgesitteter Krieg wie in den Jahren 5, 6, 9 beginnen, bei dem der Vorteil auf der Seite derer ist, die ihn im feindlichen Lande führen. Unsre Alliierten werden uns dann nicht schnell genug zu helfen vermögen und werden ihre Grenze (des Rheinbundes) decken. Der König wird durch alles, was geschieht, unendlich kompromittiert, und man läßt ihn zweideutig erscheinen, statt daß ihm die einfachste Sprache, die kühnsten Maßregeln, gleich als die Russen sich unsern Grenzen näherten, die Herzen aller Welt gewonnen hätte. Welch ein Verdienst für Europa und Deutschland und welcher Lohn, wenn er vor zwei Monaten die Barbaren gedemütigt hätte! Das konnte er ohne den Verräter Yorck, dann erst hatte er im Frieden das große Wort gewonnen, und alle Entschlüsse langsamer Kabinette folgten seiner Tat spät nach.

Sie sehen, ich bin trostlos über die vergangene, fast hoffnungslos für die künftige Zeit, und dennoch handle ich hier täglich, als wäre ich voll Hoffnung. Heute fliehen die Franzosen wahrscheinlich durch meine Gegend, nachdem sie, wie es heißt, bei Posen zerstreut wurden, vielleicht verteidigen sie nicht einmal die Oder. Doch auf die Festungen ist viel zu rechnen, diese, in welchen vor zwei Monaten 200 Mann und kein Pulver war, sind jetzt völlig versehen.

Ein Schüler von G., der ihm wenig Ehre macht, steht zwischen dem König und dem Kanzler und hat die Phrasen für ihr zweifelndes Gemüt immer in Bereitschaft: Man müsse den Feind nicht reizen, sonst gäbe man ihm Mittel, unzählige Horden aufzubringen, die Nation zu elektrisieren, als wenn das in einer solchen Despotie möglich wäre, in welcher alles auf mechanischer Anspannung beruht. Diese ist zu erschöpfen, aber das elegante Studium der Geschichte wirkt auf viele Köpfe nur schwächend.

Ich bitte Sie, mir bald zu schreiben und Nachricht von sich und den Ihrigen und auch von Wien zu geben.

Wenn auch Theodor noch zu halten ist, so wird Röder es vielleicht nicht

Digitized by Google

sein.[1]) Die meisten, Schrötter, Voß, Knobelsdorff, Präsident Gerlach, alle rufen ihre Söhne augenblicklich von fremden Universitäten zurück und entschuldigen sich inzwischen beim König, daß sie nicht auf der Stelle da sein können. Der Referendarius Voß, den Humboldt kennt, ist auch nach Breslau. Aus Drehnow sind alle 3 Söhne, von Präsident Gerlach 3, von Graf Reuß 2 dabei und ebenso unzählige andre. Nicht einige, viele Partikuliers equipieren 10, 20, 30 Infanteristen und Kavalleristen, unzählige eine geringere Zahl.

*

Dresden, 27. April 1813.

Ich beantworte Ihren lieben Brief von hier aus, meine teure Freundin, wo ich mich seit zwei Tagen und nur auf acht Tage befinde. Die Begierde, den entscheidenden Menschen in einem entscheidenden Augenblick näher zu sein, hat mich hierhergeführt, und der Zufall will, daß ich die Freude habe, den Dragoner Theodor hier zu finden. Körner wird Ihnen über ihn schreiben. Seine Krankheit, die ihn für den Augenblick hierher zurückgeführt, ist ganz unbedeutend, aber eine große Frage ist es, ob er, den der Marsch allein schon übermäßig angreift, den härtesten Fatigen des Krieges gewachsen sein wird. Er ist in einem Alter, in dem eigentlich nur der Stärkste Soldat sein darf. Der Schwächere kann es nur, wenn ihm Bequemlichkeiten zu Gebote stehen, die er als Gemeiner entbehrt. Das Kriegsleben selbst kann ihn bald zum Starken machen, das Glück kann ihn im Anfang begünstigen, aber es bleibt ein Wagestück. Ich sage damit nicht, daß Sie unrecht taten, denn auch auf diese Weise soll jetzt gewagt werden. Auch der einzelne soll seine Kräfte nicht berechnen; es ist recht, daß der Junge um jeden Preis nach dem Ruhme strebe, der ihm fürs ganze Leben bleibt, bei diesem Kampfe mit Hand angelegt zu haben, und daß die Eltern es nicht hindern, nur hätte ich gewünscht, daß Sie ihm einen Führer in Gestalt eines Dieners oder Kameraden mit in den Krieg hätten geben können.

Von meinen Verwandten sind über fünfzehn im Felde. Ich selbst habe mir eine vernünftige Raison darüber gemacht und gehe so lange nicht, als es mir gelingt, daheim für die Sache mehr zu wirken, als ich es im Felde als ein unerfahrener Offizier zu tun vermöchte. Auch hier bin ich nicht müßiger Zuschauer, ich schreibe Humboldt darüber einen eignen Brief. Ich war nicht wenig tentiert, mit seinem Kurier zu reisen und ihm mündlich zu hinterbringen, was der sächsische Hof in Prag eben jetzt meint. Hier sehe ich Stein, Rödiger, Arndt, Knesebeck, Schön und alle Sachsen von Bedeutung gerade genug, um zu begreifen, wie die Sache (die nächste politische) eben jetzt hier im argen liegt.

Ich grüße herzlich Ihre lieben Kinder und bitte Sie, mir recht bald zu schreiben. Ewig Ihr Freund B.

*

[1]) Theodor v. Humboldt, geboren 1797, studierte seit dem Juni 1812 unter Karl v. Röders Aufsicht in Heidelberg.

Digitized by Google

Dresden, 4. Mai 1813.

Gestern lebten wir hier in banger Erwartung; man wußte, daß am 2. und schon früher geschlagen worden sei, und widersprechende Gerüchte statt authentischer Nachrichten kamen von Leipzig her. Heute früh wurden vier Zeilen ausgegeben. Die Schlacht habe am 2. zwischen Leipzig und Weißenfels stattgefunden, und die Verbündeten hätten das Schlachtfeld behauptet. Beide Teile werden sich den Sieg zuschreiben, aber zu fürchten ist, daß nur der Feind ihn benutzt, weil seine Absicht tiefer, sein Verfahren entschlossener und schneller zu sein pflegt. Er hat die Ebene nicht gefürchtet, und unsern Generalen mag leicht die Erreichung dieser einen Absicht zu sehr genügt haben. Die seinige war es, uns anders zu stellen, als wir es wollten, uns von der Elbe und von Berlin durch Manöver abzuschneiden. Dies ist ihm bis auf einen gewissen Grad, wie es scheint, geglückt, da Halle und Leipzig verlassen werden mußten. Es ist ihm geglückt, die Schlacht so zu stellen, daß sie von seiten der Verbündeten nicht allgemein wurde, und daß eigentlich nur das Blüchersche und Yorcksche Korps gekämpft haben. Gefangene hat man nicht gemacht. Unser Verlust wird auf 8—10000 angegeben, der französische weit höher. Der Kampf daure fort.

Es ist eine spätere Nachricht eingegangen, daß der General Bülow Halle mit Sturm genommen habe, doch fehlt noch Bestätigung. Wir haben keine Kanone verloren, fünf erbeutet. Die Freiwilligen und alle Truppen haben sich vortrefflich geschlagen. Heute nachmittag kommt der König. Alle umständlichen Berichte fehlen noch. Ich reise sogleich vielleicht mit Depeschen nach Berlin ab, wo die Franzosen in wenigen Tagen sein können, wenn nicht glückliche Gefechte alles gutmachen, zu denen noch alle Kräfte vorhanden sind, und wenn die Maßregel des Landsturms nicht zur vollen Ausführung kommt.

Viel ist hierdurch wiederum in Humboldts Hand gelegt. Diese Schlacht könnte politisch besser wirken als die entscheidendste, wenn die Lage der Dinge so ist, wie manche sich einbilden. Am sächsischen Hofe in Prag wünschten die Gutgesinnten, daß diese erste Schlacht gewonnen werde.

Die sächsischen Regimenter in Prag haben dem König erklärt, daß sie nicht gegen die Deutschen fechten, und ihr General ist ihnen dabei vorangegangen. Ebenso sind die in Torgau gesinnt, und man behauptet, daß der König von Sachsen mit den Polen, die er an sich zieht und denen in Torgau gegen 30000 Mann sehr bald stellen könne. Auch diesmal, wie im Dreißigjährigen Kriege, kann Sachsen den Ausschlag geben.

Senfft steckt sich hinter Redensarten und will hier glauben machen, man dürfe um Oesterreichs willen nicht sogleich aktiv beitreten. Man gibt in Prag am sächsischen Hof vor, daß die Allianz schon abgeschlossen sei, hier aber zweifeln viele daran und halten es für eine Vorspiegelung. Ebenso weiß man nicht, ob man es glauben soll, daß der Kaiser von Oesterreich am 6. nach Prag komme, dort aber wird es am sächsischen Hofe versichert.

Digitized by Google

Mittags 2 Uhr.

Die Franzosen haben wahrscheinlich am 1., von welchem Tage man nichts Genaues weiß, die beiden Flügel getrennt und auf diese Weise Leipzig besetzt. Sie sind 24 Stunden dort gewesen, haben alles bar bezahlt. Napoleon hat eine Deputation der Stadt in Lützen freundlichst aufgenommen und den Sachsen seinen Schutz versichert. Am 2. nachmittags haben die Russen wieder Leipzig besetzt, nachdem es geräumt worden, und gestern soll die Fortsetzung des Kampfes zum Vorteil der Verbündeten ausgeschlagen sein. Bessere Nachrichten als diese vernommenen haben auch Stein und Hardenberg bis zur Stunde nicht.

*

Ziebingen, 11. Oktober 1813.

Mein hochgeschätzter Freund!

Sie haben wahrscheinlich den Brief erhalten, den ich Ihnen vor 14 Tagen über Breslau schrieb, und erhalten diesen über Berlin durch Friedländer schneller als jenen.

Sie werden mich nach den Zeitungen vor Küstrin glauben, und wirklich war ich nach der ersten Order mit dem ganzen Landsturm bereit, dahin abzugehen. Ich war dort und fand, daß nur ein paar hundert Mann und diese auf solchen Posten gebraucht werden, wo sie so sicher stehen als in ihren Dörfern. Hätte man früher die Landwehrreserve errichtet oder eilte man nur jetzt, es dem endlich erschienenen Edikte gemäß zu tun, so konnte der größte Teil der vor den Festungen stehenden Truppen zur Armee abgehen, ihre Gewehre an die Reserven zur Not gleich abgeben und auf der sächsischen Grenze von den eroberten andre empfangen.

Würde in Schlesien, Böhmen und den besetzten Provinzen eben die Strenge beobachtet wie hier, so würden Tausende von Verlaufenen der Armee wiedergegeben sein. Ich schreibe dies, damit Sie daran erinnern.

Wenn ich an den Frieden denke, über welchen die Begriffe sich nach und nach in den Köpfen der Regierenden bilden, so verlasse ich mich am meisten auf Sie. Sie werden unsern wichtigen Alliierten, den Papst, nicht vergessen. Gott gebe, daß ein großer Plan der neuesten Allianz zugrunde liege, und daß wir uns von den Fürsten des Rheinbundes nicht täuschen lassen! Daß jede Macht begreife, wie ein Sichergehen das Unsicherste von der Welt sein kann! Ich wünsche nichts mehr, als Sie bald in Dresden zu sehen, und bin mit Hochachtung und Freundschaft Ihr ganz ergebenster B.

*

Ziebingen, 31. Oktober 1813.

Meine teuerste Freundin!

Ich erhielt Ihren lieben Brief vom 9. August erst Ende September. Indes schrieb ich am 26. September einen Brief an Humboldt, der mit an Sie gerichtet war und den er, wie ich aus einem gestern von ihm aus Leipzig erhaltenen Briefe sehe, nicht erhalten hat. Aus diesem Brief hätten Sie erfahren,

Digitized by Google

daß Ihr ausführlicher Brief vom 13. Mai durch Körners nicht in meine Hände gekommen ist, daß ich von dem Sturze mit dem Pferde gänzlich geheilt bin, daß mein Entzücken über den Fortgang unsrer Waffen sehr gestört war durch die Ungewißheit, in der ich über das Schicksal meiner Frau und Kinder war. Beim Ablauf des ersten Waffenstillstandes, als Oesterreich sich noch nicht erklärt hatte, als ein französisches Lager uns hier gegenüber an der Oder stand, ohne daß eine Armee uns schützte, als ich die Anführung des Landsturms in diesem Kreise übernahm und also die Verheerung meiner Güter als wahrscheinlich ansehen konnte, glaubte ich sie von hier entfernen zu müssen ...

Von den vielen Verwandten, die ich bei der Armee habe, ist bis zur Schlacht bei Leipzig keiner schwer verwundet worden. Ich schreibe morgen an Humboldt und lege einen Brief an meinen lieben Theodor ein. Wie lebhaft werden Sie den Verlust eines andern Theodors gefühlt haben! Ich denke mit Kummer an die armen Eltern. Kurz vor dem Wiederausbruch der Feindseligkeiten überraschte er mich in meiner Einsamkeit in Sandow auf seiner Reise von Schlesien nach Berlin. Seine kurze, genußreiche, schön beschlossene Jugend ist ein bleibend schönes Bild aus dieser schönen Zeit.

Ich sehe es als einen Verlust für immer an, daß ich hier müßig sitze, indes das Schicksal der Welt entschieden wird, und daß ich fast einsam dies Glück erleben muß. Der einzelne Mensch hat nicht die Kraft, sich über so große Dinge gehörig zu freuen, er bedarf der Freunde, ja sogar der Menge, um es bis zur Erschöpfung auszuempfinden, welch ein Schicksal uns geworden ist. Oft habe ich mich zu Ihnen hingewünscht, zur liebsten Freundin meiner Jugend, mit der die Fähigkeit zur höchsten Freude, die Uebereinstimmung heroischer Empfindungsweise, mich vor allem verband.

Meine rastlose Tätigkeit beim Landsturm ist nicht ohne Nutzen gewesen und hat auch dazu gedient, mich nicht ganz im Gefühle unwürdigen Müßiggangs versinken zu lassen, aber nun halte ich es nicht länger aus und habe Humboldt hoch und teuer gebeten, daß er mir irgendein bedeutendes Geschäft verschaffe, in welchem ich der Sache Preußens und Deutschlands dienen könne.

Meine herzlichsten Grüße an die Kinder. Ewig Ihr getreuer Freund

Burgsdorff.

*

Ziebingen, 20. Februar 1814.

Die Begebenheiten in meiner nächsten Umgebung und die auf dem großen Schauplatze der Welt haben sich seit Ihrem letzten Briefe vom 11. November so gedrängt, meine teuerste Freundin, daß ich nicht einmal gewiß bin, ob ich diesen lieben Brief gleich damals beantwortete oder ob der vom 31. Oktober mein letzter war. In der zweiten Hälfte des November reiste ich nach Dresden und fand die Meinigen in Tarant wunderbar glücklich erhalten ...

In Berlin wütete der Tod unter meinen Bekannten, indes meine Freunde im Felde unversehrt blieben. Reil gehört wie unser Grapengießer zu den edelsten Opfern, die gefallen sind. Er behandelte diesen mit besonderer Teil-

Digitized by Google

nahme, ward angesteckt, reiste halb genesen nach Leipzig, weil er dem Drange dort zu helfen nicht widerstehen konnte; gleich nach ihm erkrankte seine Frau und sein Schüler und Freund, der ihn gepflegt hatte, und alle drei starben. Roux hatte ein härteres Schicksal, er wurde verrückt und ist noch in der Charité. Aus dem Kreise meiner nächsten Freunde war indes wieder eine Schwester zum Tode gereift ...

Vor Trübsinn und Beugung des Muts schützt das Schicksal der Völker jetzt jeden einzelnen, es teilt dem Schicksal jeder Familie von seiner Großartigkeit mit. Wie selten sind in der Weltgeschichte Epochen gleich erfreulich der, welche wir jetzt erleben, von der man sagen kann, daß in ihr die Wirklichkeit selbst der kühnsten Hoffnung zuvoreilt! Sollte man nicht glauben, der alte Blödsinn sei entthront, und die Weisen regierten die Völker? Ohne Zweifel werden wir hierüber bald Enttäuschungen erleben, und eben deshalb ist zu wünschen, daß alles schnell geschähe, ehe die einzig glückliche Konstellation vorübergeht, so leid es uns tun kann, daß ein solcher Krieg dem mattherzigen Frieden weichen soll. Gott stärke die Starken unter den Handelnden und lasse noch ferner die Schwachen unschädlich sein, ja nützlich dienen! Auf Humboldt sind jetzt oft meine Augen gerichtet, und ich bedaure, daß Sie ihm nicht nahe sind. Wie übermütig wäre der Mann, der in einer solchen Lage sich nicht der Bekräftigung bedürftig fühlte, die aus den Augen einer edlen Frau über ihn kommt! Gneisenau steht ihm zur Seite, der alte Blücher mit seinem Heere repräsentiert die Jugend und bringt einen jugendlichen Geist in alle Unternehmungen, aber der höchste Heroismus strahlt in diesen Tagen doch nur aus weiblichen Augen, und dessen bedürfen unsre Friedensstifter. Daß ich nicht bei ihm sein kann, daß mir keine unmittelbare Teilnahme am großen Werk beschieden ist, darüber habe ich schon öfter gegen Sie geklagt, und ich möchte mich darüber beklagen, daß Humboldt mir nicht zu irgendeiner Tätigkeit verholfen hat. Es ist doch wahrlich Zeit, daß er aufhöre, sich als Subordinierter auf das zu beschränken, was sein Geschäft unmittelbar erheischt.

Ihre Reise nach Eger und in Ihr wiedererobertes Reich an der Saale führt uns hoffentlich zusammen, was aber meinen Sie von Ihrer Zukunft weiter hinaus? Italien wird mit neuem Reize vor Ihren Augen stehen, aber auch das verschmähte Berlin ist ohne Zweifel vor Ihnen zu Ehren gekommen.

In Wien sind Sie lange genug gewesen, und daß Sie da nicht länger bleiben, steht einmal fest bei mir. Wenn Humboldt aber nicht sogleich das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten erhält, so wird man ihn vielleicht nach Paris schicken wollen, und ich fürchte, daß dafür ein tendre bei Ihnen erwache. Bedenken Sie nur, daß die größte Wirksamkeit in solcher Zeit der höchste Genuß ist, und Humboldt diese in Berlin findet. Dort also hoffe ich, Sie im nächsten Winter mit Ihren hübschen Mädchen und Theodor zu sehen. Nun hoffe ich, werden jene gern Deutsch sprechen.

Uebrigens hoffe ich, daß alle aus Deutschland geraubten Kunstsachen und der beste Teil der italienischen zurückgefordert werde, item: die Erstattung aller

Digitized by Google

Kontributionen und der einstweilige Besitz von Straßburg, Landau, Lille, daß der Papst den Frieden eigen sanktioniere, daß man über die Herabsetzung aller stehenden Heere einig werde, daß das Hauptexemplar des Friedensschlusses lateinisch abgefaßt werde. Ihr getreuer Freud W. B.

Ueber die Schmerzempfindung und die Verhütung des Operationsschmerzes[1])

Von

Georg Perthes,

Professor und Direktor der chirurgischen Universitätsklinik in Tübingen

Wen der Zahnschmerz nicht zur Ruhe kommen läßt, wem Gallensteinkoliken die Arbeitsfähigkeit rauben, wem immer wiederholte Anfälle von Gesichtsschmerz den Gedanken an Selbstmord näher und näher bringen, wie könnte der anders als in dem Schmerz den bittersten Feind erblicken! Wie anders ist dem gegenüber die Auffassung, die der Naturforscher sich zum wenigsten von den Schmerzen bilden muß, die äußere Verletzungen dem Körper bereiten. Da erscheint der Schmerz als Freund, der warnt, wenn schwerer Schaden dem Körper droht, ja noch mehr — der mit oft unwiderstehlicher Gewalt zur Abwehr von der drohenden Gefahr zwingt.

Statt langer Beweisführung ein kurzes Beispiel. Wenn der Nerv, der die Beugeseite des Daumens, des Zeigefingers und Mittelfingers versorgt, etwa durch einen Glassplitter oberhalb des Handgelenkes durchschnitten ist, dann pflegt dem Arbeiter, den solch ein Unfall traf, nach der glatten Heilung der Wunde der Schaden zunächst nicht groß zu scheinen. Das wenig taube Gefühl in dem genannten Gebiet wird er zunächst kaum beachten. Daß er auch die heißesten Sachen ohne Schmerz anfassen kann, schätzt er vielleicht als eine Kuriosität. Bald aber entstehen Verbrennungen in dem weniger empfindenden Gebiet, weil der Mann die Hand nicht vor der verderblichen Hitze rechtzeitig zurückzieht. Kleine Wunden, die wegen Schmerzlosigkeit vernachlässigt werden, entwickeln sich zu Geschwüren, die bald vollständige Arbeitsunfähigkeit bedingen. Der Verlust der Schmerzempfindung erweist sich als schwere Schädigung.

Ganz ähnlich ist das Auge bedroht, wenn der Nerv, der Hornhaut und Bindehaut mit ungemein lebhaft empfindenden Fasern versorgt, außer Funktion gesetzt ist. Jeder kennt den heftigen Schmerz beim Eindringen eines Kohlenstäubchens ins Auge. Lebhafter Lidschlag und Tränenträufeln kommt danach in Gang, und wenn diese unwillkürlichen reflektorischen Vorgänge nicht

---

[1]) Nach einem am 23. Januar 1913 zugunsten des Württembergischen Landesvereins vom Roten Kreuz in Stuttgart gehaltenen Vortrag.

Digitized by Google

genügen, um den Eindringling von der Hornhaut durch Wegwischen oder Wegspülen zu beseitigen, dann läßt der Schmerz keine Ruhe, bis von sachkundiger Hand der trotz seiner Kleinheit für die Hornhaut und ihre Klarheit gefährliche Fremdkörper entfernt ist. Wenn aber der Empfindungsnerv der Hornhaut gelähmt ist, so fallen diese unwillkürlichen reflektorischen Abwehrmechanismen ebenso aus wie der Schmerz, der für zweckmäßige willkürliche Abwehrmaßnahmen sorgt. Als Folge der Lähmung kann sich beim Eindringen kleiner Fremdkörper eine vielleicht geschwürige Hornhautentzündung entwickeln.

Die Abwehrbewegungen, welche der Schmerz verursacht, sind oft so wenig zu unterdrücken und erfolgen unter anscheinend so geringer Mitwirkung der Seelentätigkeit, daß sie den ohne Mitwirkung des Bewußtseins unwillkürlich erfolgenden eigentlichen *Reflexen* sehr nahe stehen. Im Prinzip ist der durch den Schmerz ausgelöste Abwehrtrieb nicht sehr verschieden von den rein reflektorischen Abwehrbewegungen, die wir bei den niederen Tieren beobachten.

Bringt man einem Frosch einen Tropfen Schwefelsäure auf die Haut des Rückens, so wischt er regelmäßig mit der Hinterpfote die ätzende Flüssigkeit ab. Taucht man das eine Bein in eine verdünnte Säurelösung, so zieht er es prompt und regelmäßig aus der Säure wieder heraus. Wer das so zum erstenmal sieht, muß auf die Idee kommen, daß der Frosch den Schmerz empfindet und sich mit willkürlichen, zweckmäßigen Bewegungen von dem schmerzenden Reiz befreit. Tatsächlich aber ist dabei von bewußten willkürlichen Bewegungen keine Rede, denn auch der geköpfte oder enthirnte Frosch führt die gleiche Bewegung in der gleichen, anscheinend zweckmäßigen Weise aus. Es handelt sich um einen rein automatischen Vorgang. Der Reiz läuft auf den Bahnen der sensiblen Nerven zum Rückenmark und es erfolgt ohne Mitwirkung des Gehirns durch Vermittlung ganz bestimmter Nervenbahnen in einem regelmäßig bestimmten, durchaus nicht geringen Zeitintervall die Weitergabe von Ganglienzelle zu Ganglienzelle, bis der Reiz schließlich in den verschiedenen motorischen Fasern angekommen ist und die wohlgeordnete Abwehrbewegung hervorruft.

Gewiß, es besteht ein gewaltiger Unterschied zwischen den *reflektorischen* Abwehrbewegungen des enthirnten Frosches und den durch den Schmerz hervorgerufenen, *bewußten* Abwehrbewegungen des Menschen; und doch: mit Notwendigkeit und Gesetzmäßigkeit erfolgen zweifellos die von dem Schmerz ausgelösten Bewegungen auch dann, wenn sie auf uns den Eindruck der frei gewollten machen. Hier wie dort, in dem geordneten Reflex beim Frosch so gut wie in dem durch den Schmerz hervorgerufenen, der Seele zum Bewußtsein kommenden Abwehrtrieb haben wir einen dem Wohl des Körpers dienenden, wunderbaren Mechanismus vor uns. Die Schädigung selbst schaltet die Vorgänge ein, die zur Beseitigung des Schadens führen. Es ist eine Selbststeuerung, wie das Pflüger genannt hat. Nur ist die durch den Schmerz und die Mitwirkung des Bewußtseins eingeleitete Abwehrhandlung unendlich viel anpassungsfähiger als ein rein automatisch sich abspielender Reflex. Während der Reflex nur im Momente der Schädigung wirken kann, hinterläßt der Schmerz eine

Digitized by Google

Erinnerung, die auch später noch vor Schaden warnt, noch ehe er eingetreten ist. Das gebrannte Kind scheut das Feuer.

Daß wir für diese so wertvolle Schmerzempfindung in der Haut besondere Organe, Schmerzpunkte, besitzen, die nur das Gefühl von Schmerz, nicht aber das Wärme- oder Kältegefühl vermitteln, das kann nach den Untersuchungen der Physiologen als wahrscheinlich bezeichnet werden. Fest steht jedenfalls, daß die Schmerzempfindung im Rückenmark auf besonderen, von den Bahnen der Tastempfindung verschiedenen Wegen geleitet wird.

Weiter steht fest, daß die schmerzempfindenden Nerven keineswegs gleichmäßig über den ganzen Körper verbreitet sind.

Jeder weiß, daß die Haut der Brust oder des Rückens weniger empfindlich ist als die der Fingerspitzen oder der Lippen. Aber der Nichtmediziner hat gewöhnlich die Vorstellung, je tiefer die Wunde, um so schmerzhafter müsse sie sein. Das ist ein Irrtum! Wenn das Messer die sehr empfindliche Haut durchtrennt hat, so kommt es in dem darunter liegenden Unterhautfettgewebe und in den Muskeln schon in weit weniger empfindliche Teile. Die besonders von dem Chirurgen Lennander in Upsala systematisch angestellten Beobachtungen haben ergeben, daß den inneren Organen, wenigstens in großen Teilen, die Schmerzempfindung vollkommen abgeht. So wird, wenn die bedeckenden Schädeldecken unempfindlich gemacht sind, ein Stich oder Schnitt in das Gehirn überhaupt nicht empfunden. Auch die Lunge hat selbst keinerlei Schmerzempfindung. Empfindlich, und zwar sehr empfindlich, ist nur das außen an die Lunge grenzende, die Innenwand des Brustkorbes auskleidende Rippenfell. Aehnlich liegen die Verhältnisse am Bauch. Das die Wand des Bauchraumes auskleidende Bauchfell ist aufs reichste mit schmerzempfindenden Nerven ausgestattet. Wenn aber dieses der Bauchwand anliegende Bauchfell ebenso wie die Bauchdecken unempfindlich gemacht und durchtrennt ist, dann erweist sich der innen davon liegende Darm als völlig empfindungslos. Man kann den Darm und den Magen schneiden, quetschen, stechen oder nähen, ohne daß es von dem Patienten verspürt wird. Trotzdem kann diese Empfindungslosigkeit des Darmes für Darmoperationen deshalb im allgemeinen nicht ausgenutzt werden, weil in dem zum Darm hinziehenden Gekröse — ganz besonders in der Nähe der Blutgefäße — doch reichliche, schmerzempfindende Nervenfasern sich finden, die genügen, um die bei Krankheiten auftretenden heftigen Bauchschmerzen zu erklären. Die Tatsache aber bleibt bestehen, daß die Organe der Schmerzempfindung im allgemeinen wie ein das selbst wenig empfindliche Körperinnere außen umgebender Panzer angeordnet sind. Auch diese Anordnung weist darauf hin, daß wir recht haben, wenn wir in der Schmerzempfindung nichts andres sehen als eine Schutzvorrichtung des Organismus.

Die Schmerzempfindung erfolgt selbstverständlich stets im Organ unsrer Seelentätigkeit, im Gehirn, nicht an der Stelle der Verletzung selbst. Das Gehirn verlegt, projiziert die Empfindung nur an die Körperstelle, welche den betreffenden Hirnzellen ihre Botschaften zu senden pflegt. Diese Projektion ist

Digitized by Google

meistens richtig, wenn die Endapparate erregt werden. Sie ist aber eine Selbsttäuschung, wenn der Reiz nicht so, wie es gewöhnlich der Fall ist, die Endapparate in der Haut, sondern den Verlauf des Nerven betrifft. Das Gehirn ist dann nicht imstande, zu entscheiden, ob das ihm zugehende Telegramm in regelrechter Weise von der Endstation aufgegeben oder ob es von einer regelwidrig etablierten Zwischenstation eingeschmuggelt wurde. So verstehen wir, weshalb bei einem Stoß, der die bekannte Stelle am Ellbogen trifft, uns der blitzartige Schmerz aus dem kleinen Finger zu kommen scheint. Da ist der Nerv, der die Gegend des kleinen Fingers versorgt, in seinem Verlaufe getroffen. So muß uns die zunächst vielleicht frappierende Beobachtung nicht mehr wunderbar erscheinen, daß Amputierte in den einzelnen Zehen ihres längst abgenommenen und verwesten Fußes deutlichen Schmerz empfinden, bis die Stümpfe der Nerven, die einstmals zu diesen Zehen hinleiteten, in der heilenden Wunde zur Ruhe gekommen sind.

Die Tatsache, daß die schmerzleitenden Fasern im Rückenmark in wunderbarer, aber doch sehr geordneter Weise sich verzweigen, sich miteinander verflechten und durch Vermittlung eingeschalteter Ganglienzellen zueinander in Beziehung treten, macht es uns begreiflich, daß zuweilen bei schmerzhaftem Reiz der Endorgane das Gehirn die Empfindung in durchaus gesetzmäßiger Weise an Stellen verlegt, die mit der tatsächlich gereizten Stelle durchaus nicht übereinstimmen. Das sind für die Diagnostik des Arztes sehr wichtige Beobachtungen. Das Kind, das an tuberkulöser Hüftgelenkentzündung erkrankt, klagt zuerst nicht über Schmerzen in der erkrankten Hüfte, sondern im Knie, was selbst ganz gesund ist. Wenn der Arzt dann nur das schmerzhafte Knie untersucht, so kommt er niemals zur richtigen Diagnose. Die Schmerzen bei der Gallensteinkolik strahlen nach dem Rücken aus; vom Rippenfell ausgehende Schmerzen können in den Bauch verlegt werden, so daß zuweilen eine Blinddarmentzündung vorzuliegen scheint, wo es sich tatsächlich um eine beginnende Lungenentzündung handelt.

Sehr wichtig ist der Einfluß unsrer Seelentätigkeit auf den Schmerz. Die Ablenkung unsrer Aufmerksamkeit setzt die Schmerzempfindung herab. Der fechtende Student bemerkt den schnellen Schlägerhieb auf der Mensur nicht als Schmerz. Immer wieder ist aus den letzten Feldzügen berichtet, daß Kämpfer im Eifer des Gefechtes die erlittene Verwundung nicht bemerkten und erst in einem ruhigen Augenblick durch das herabrinnende Blut auf ihre Wunde aufmerksam wurden. Kant berichtet in seiner Schrift „Ueber die Macht des Gemütes durch den bloßen Vorsatz seiner krankhaften Gefühle Meister zu sein", wie der an schmerzhaften Gichtanfällen Leidende sich selbst geholfen hat. Er erzählt: „Nun aber aus Ungeduld am Schlafen mich gehindert zu fühlen, griff ich bald zu meinem stoischen Mittel, meine Gedanken mit Anstrengung auf irgendein von mir gewähltes gleichgültiges Objekt, was es auch sei, z. B. auf den viel Nebenvorstellungen enthaltenden Namen Cicero zu heften, mithin die Aufmerksamkeit von jener Empfindung abzulenken, dadurch diese dann, und zwar

Digitized by Google

schleunig, stumpf wurden und so die Schläfrigkeit sie überwog. Und dieses kann ich jederzeit bei wiederkommenden Anfällen dieser Art in den kleineren Unterbrechungen des Nachtschlafes mit gleich gutem Erfolge wiederholen. Daß aber dieses nicht etwa bloß eingebildete Schmerzen waren, davon konnte mich die des andern Morgens früh sich zeigende, glühende Röte der Zehe des linken Fußes überzeugen."

Dem gewöhnlichen Sterblichen allerdings schlägt leider solch stoischer Versuch meistens kläglich fehl. Der Schmerz drängt alle andern Empfindungen zurück und macht sich zum Alleinherrscher des Bewußtseins. Wer kennt nicht Wilhelm Buschs köstliche Beschreibung des Zahnschmerzes:

Vergessen ist die Weltgeschichte,
Vergessen sind die Kursberichte,
Die Steuern und das Einmaleins ...
Kurz jede Form gewohnten Seins,
Die sonst erscheint real und wichtig,
Wird plötzlich wesenlos und nichtig.
Denn einzig in der engen Höhle
Des Backenzahnes wohnt die Seele.

So sehen auch wir Aerzte viel öfter als eine Herabsetzung des Schmerzes durch anderweitige geistige Konzentration eine Steigerung der Schmerzempfindung durch Hinlenkung der Aufmerksamkeit auf den Schmerz. Ein harmloser, unbedeutender Stich mit der feinsten Punktionsnadel tut dem Patienten wehe, der ihn fürchtet und seine ganze Aufmerksamkeit dem Momente zuwendet, wenn diese schreckliche Operation zur Ausführung kommt.

Ja es gibt Schmerzen, die überhaupt kein Substrat haben, welche die Seele sich selber schafft, allein durch die lebhafte Vorstellung des Schmerzes. Ein charakteristisches Beispiel referiert Goldscheider. Es betrifft eine Dame, „welche so tiefe Teilnahme an den Schmerzen ihres Sohnes, der einen Beinbruch erlitten, nahm, daß sie sechs Wochen lang — die Zeit, welche der Sohn zur Heilung brauchte — einen lebhaften Schmerz gerade an der Stelle ihres Beines empfand, welche seiner Fraktur entsprach." Solche, durch Autosuggestion entstandene, trotz mangels einer greifbar körperlichen Ursache keineswegs simulierten, sondern wirklich empfundenen Schmerzen sind den Neurologen, besonders bei dem Krankheitsbild der Hysterie, wohlbekannt. Auch die glücklicherweise nicht häufige Erscheinung, daß heftiger Körperschmerz in perverser Weise als Wollust empfunden wird, läßt erkennen, wie sehr die Schmerzempfindung psychischen Einflüssen zugänglich ist, wie sie nicht nur herabgesetzt oder gesteigert, sondern auch vollkommen umgefärbt werden kann.

Die Frage, ob die verschiedenen Menschen dem Schmerz gegenüber verschieden empfindlich sind, muß entschieden bejaht werden. Daß ein kräftiger, gut ausgeruhter Organismus dem Schmerz gegenüber viel widerstandsfähiger ist als ein übermüdeter, überarbeiteter, nervös reizbarer, das ist allbekannt. Aber man findet auch Differenzen in der Anlage zur Schmerzempfindlichkeit, besonders wenn man verschiedene Rassen miteinander vergleicht. Daß

Digitized by Google

die Chinesen den Schmerz überhaupt kaum verspüren, wie behauptet wurde, kann ich allerdings nicht bestätigen, nachdem ich fast ein Jahr lang eine ziemlich große Zahl von Chinesen chirurgisch zu behandeln hatte. Auch sie waren sehr dankbar, wenn die Operationen schmerzlos ausgeführt wurden. Aber es war doch kein Zweifel, daß sie sich viel weniger empfindlich zeigten als unsre europäische Klientel. Die ganze chinesische Kunst der Medizin besteht im wesentlichen darin, daß an ganz bestimmten Stellen des Körpers mit langen Nadeln tief eingestochen wird. Bei erschwerter Geburt helfen zum Beispiel Punktionen drei Zoll oberhalb der Knöchel des Fußes. Das Publikum, dem seit Jahrtausenden dieses Stechen und daneben auch das Brennen als Heilmittel geboten wird, kann nicht besonders empfindlich sein. Ein beweisendes Beispiel geringer Schmerzempfindung bei der Chinesin erlebte mein früherer Kollege Dr. Aßmy, Arzt am deutschen Konsulat in Tschungking am Oberlauf des Jangtsee. Ein chinesischer Arzt wird zu einer schwererkrankten alten Chinesin gerufen und erklärt, sie müsse sterben, es sei denn, daß ihr ein Stück frischer, menschlicher Leber als Medizin verabfolgt würde. Die Tochter hörte den Spruch, und rasch entschlossen griff sie zum Küchenmesser, schnitt sich selbst den Bauch auf und holte das verordnete Stück Leber aus dem eignen Leib. Da ihr Zustand durch die Blutung bedrohlich wurde, wurde schließlich der europäische Arzt gerufen, und Kollege Aßmy fand dann die Tochter mit klaffender Wunde, die mit chinesischem Papier austamponiert war. Das Stück Leber lag bereits in gekochtem Zustand vor. Es gelang ihm, Mutter und Tochter durchzubringen. Die Geschichte ist absolut verbürgt. Ob solche Ueberwindung des Schmerzes hier in Europa auch wohl bei größter Kindesliebe möglich wäre?

Wie der Schmerz den Körper gegen alle Verletzungen verteidigt, so stellt er sich auch den nützlichen und heilsamen Verletzungen entgegen, ohne welche die Hilfe des Chirurgen nicht möglich ist. Es ist daher selbstverständlich, daß die Chirurgie im Kampfe mit dem Schmerze liegt, solange es eine Chirurgie gibt. Die alten Wundärzte waren in diesem Kampfe fast ganz auf die rohe Gewalt angewiesen. Sie konnten gar nicht anders, wenn sie operieren wollten, als jenen treuen Türhüter, der jedem Eindringling den Eintritt ins Körperinnere verwehrt, niederschlagen und sich rücksichtslos hinwegsetzen über den Schmerz. In den vortrefflichen Forderungen, die der bekannte römische Arzt Aulus Cornelius Celsus — er lebte kurz nach Christi Geburt — an den Charakter des Chirurgen stellt, sagt er zwar schon: „Mitleidig sei der Chirurg," aber setzt hinzu, „jedoch so, daß er nur die Heilung seines Patienten im Auge hat, nicht daß er sich durch sein Wehgeschrei bestimmen läßt, mehr zu eilen, als die Sache will, oder weniger zu schneiden, als notwendig ist. Vielmehr verrichte er alles so, als ob das Stöhnen des andern bei ihm nicht den mindesten Eindruck hervorriefe."

Und danach handelten denn auch die Chirurgen vom Altertum bis in die neueste Zeit hinein. Wenn man die Chirurgiebücher des Mittelalters, den Pfolspeundt, den Heinrich v. Gersdorf oder Ambroise-Paré durchsieht, dann

Digitized by Google

muß man erstaunen über das Maß von Schmerz, was unbedenklich damals dem Patienten zugemutet worden ist. Denn es ist kein Zweifel, daß diese grausamen Operationen, die man da beschrieben und abgebildet findet, tatsächlich ausgeführt, und zwar mit Einwilligung der Kranken ausgeführt worden sind. Die natürliche Folge war, daß auch in jenen härter gearteten Zeiten nur im äußersten Notfall die Hilfe des Chirurgen in Anspruch genommen wurde.

Von dem römischen Feldherrn Marius weiß man, daß er sich wegen Krampfadern an einem Bein operieren ließ. Aber als der Chirurg auch das zweite, ebenfalls erkrankte Bein vornehmen wollte, da erklärte Marius:[1] „Ich sehe, daß die Heilung der Schmerzen nicht wert ist," und zog zurück. So werden wohl die meisten von vornherein gedacht haben. Die Zahl der ausgeführten Operationen war also gering, und wenn operiert wurde, dann mußte die Notwendigkeit, an dem sich sträubenden Patienten einen Eingriff möglichst schnell zu vollziehen, ein regelrechtes Operieren auch dem geübten und gewandten Chirurgen sehr schwer, wenn nicht unmöglich machen. Anläufe und Versuche zur **Schmerzbetäubung bei chirurgischen Operationen** wurden daher seit den ältesten Zeiten immer wieder und wieder gemacht.

Von den Assyrern erfahren wir, daß sie mehr als tausend Jahre vor Christus verstanden haben, durch Kompression der großen, das Gehirn versorgenden Schlagadern für die Beschneidung ihrer Jünglinge vorübergehende Bewußtlosigkeit hervorzurufen; ein Handgriff, der, wie Dr. Steiner aus Surabaja[2] berichtet hat, in der gleichen Weise in unsrer Zeit von den Javaner ausgeübt worden ist und vielleicht noch ausgeübt wird.[3]

Die Chinesen waren in ihrer Chirurgie vor zweitausend Jahren viel weiter, als sie es heute sind. Der chinesische Chirurg Wa-To — zur Zeit der späteren Handynastie im dritten Jahrhundert vor Christus — führte im Gegensatz zu allen späteren chinesischen Aerzten Operationen aus. Er gab seinen Patienten einen alkoholischen Trank von indischem Hanf, aus dem auch das bekannte Haschisch des Orients bereitet wird, und erzielte angeblich dadurch Schmerzlosigkeit.[4] Wa-To mußte sogar seinen Kaiser Kuan-tai nach einem Pfeilschuß operieren. Freilich bekam ihm seine Chirurgie schlecht. Als er einem verwundeten Feldherrn die Trepanation vorschlug, kam er in den Verdacht, daß er den Feldherrn mit dieser damals noch ungewöhnlichen Operation habe umbringen wollen. Er wurde zum Tode verurteilt und seine zahlreichen Schriften

---

[1] Vgl. Trendelenburg, Operation der Unterschenkelvarizen. Bruns, Beitr. z. Klin. Chir. Band VII.

[2] Vgl. Winkel, Zur Geschichte der Betäubungsmittel für schmerzlose Operationen. Rektoratsrede. München 1902.

[3] Für schmerzloses und zugleich blutsparendes Operieren ist diese Kompression der Karotiden in diesem Jahre von Prof. Ritter (Posen) aufs neue praktisch erprobt und empfohlen worden.

[4] Ich verdanke diese Notizen dem Direktor des missionsärztlichen Institutes in Tübingen, Herrn Dr. Olpp.

Digitized by Google

verbrannt. Nur eine — über Veterinärmedizin — wurde erhalten und bildet bis heute das einzige bei den Chinesen über dieses Thema vorhandene Werk. Das war das Ende der chinesischen Chirurgie!

Wenn auch die meisten mittelalterlichen Chirurgen Versuche, schmerzlos zu operieren, nicht gemacht haben, so erwähnen doch einzelne in ihren Schriften theoretisch Schlaftränke, die vor den Operationen dargereicht werden könnten und als deren Hauptbestandteile Alraunwurzel (Mandragora), indischer Hanf, Opium und Bilsenkraut genannt werden.

Interessant sind die Schlafschwämme, die der Dominikaner und Arzt Theodorich v. Cervia, gestorben im Jahre 1298 als Bischof von Bologna, nachweislich hergestellt hat. Es begegnet uns da zum erstenmal ein Mittel, durch welches eingeatmete Dämpfe zur Schmerzlinderung verwendet werden. Die Schwämme wurden mit dem bereits oben genannten Safte der Alraunwurzel, des Bilsenkrautes und des Schierlings getränkt, an der Sonne getrocknet und dann in angefeuchtetem Zustand dem Patienten vor Mund und Nase befestigt, so daß der dem Schwamm entströmende Dunst seine betäubende Wirkung ausüben konnte.

Alles das war entweder wenig wirksam oder, wenn es, wie die Schlaftränke, wirksam narkotisierende Substanzen enthielt, so gefährlich, daß von einer ausgiebigen Anwendung solcher narkotisierender Mittel überhaupt keine Rede war.

Man griff dann auch zu anderm. Man versuchte noch vor hundert Jahren — freilich auch ohne wesentlichen Erfolg — den Hypnotismus oder, wie er damals benannt wurde, den magnetischen Schlaf oder Mesmerismus. Der sehr bedeutende Chirurg Dupuytren in Paris nahm am Anfang des neunzehnten Jahrhunderts sogar den Schreck zu Hilfe. Wenn es sich darum handelte, eine Oberarmverrenkung einzurichten, dann ging er wohl mit einem großen Messer auf den unglücklichen Patienten los, als ob er ihn amputieren wolle, und wenn dann der Betreffende[1]) vor banger Furcht ganz zusammenbrach, vollzog er rasch die Einrichtung. Man sieht, über höchst unvollkommene Versuche zum schmerzlosen Operieren ist die Chirurgie in ihren ersten zwei Jahrtausenden nicht hinaus gekommen. Nicht lange vor der Entdeckung der Narkose erklärte der berühmte französische Chirurg Velpeau: Den Schmerz bei den Operationen vermeiden zu wollen, ist ein Hirngespinst, dem man nicht weiter nachhängen darf. „Éviter la douleur dans les opérations est une chimère qui n'est pas permise de poursuivre."

Anders wurde es erst mit einem Schlage, als am 17. Oktober 1846 in dem Massachusetts-Hospital in Boston die erste Aethernarkose ausgeführt worden war.

Die große Entdeckung hatte ihre Vorläufer.[2]) Schon im Jahre 1800 hatte

---

[1]) Vgl. Dieffenbach, Der Aether gegen den Schmerz. Berlin 1847, A. Hirschwald.

[2]) Vgl. Binz, Der Aether gegen den Schmerz. Stuttgart 1896, Deutsche Verlags-Anstalt.

Digitized by Google

der damals einundzwanzigjährige Chemiker Davy, der Erfinder der Sicherheitslampe der Bergleute, mit dem von dem englischen Pastor Priestley entdeckten Stickstoffoxydulgas experimentiert. Er hatte an sich selbst dessen Fähigkeit, einen rauschähnlichen Zustand, ja völlige Bewußtlosigkeit hervorzurufen, erkannt, und wegen der gehobenen Stimmung, in die er durch sein Mittel versetzt wurde, nannte er es Lachgas oder Lustgas. Bei einer von kranken Zähnen ausgegangenen schmerzhaften Entzündung verschaffte er sich selbst damit Erleichterung und erklärte in seiner Veröffentlichung: „Da das Stickstoffoxydul bei seiner starken Wirkung befähigt zu sein scheint, körperlichen Schmerz zu brechen, so dürfte es wahrscheinlich mit Erfolg benutzt werden können bei chirurgischen Operationen." Das war im Jahre 1800. Aber diese prophetischen Worte gingen spurlos an den Chirurgen vorüber. Nur in chemischen Hörsälen wurde unter Erheiterung der Zuhörer die rauscherregende Eigenschaft des Lustgases gelegentlich demonstriert. So kam es 1844, daß in einem solchen Vortrage des Chemikers Colton in Hartford in Nordamerika ein Student in dem Lachgasrausch zu Boden fiel und sich eine stark blutende Verletzung zuzog. Nur einem jungen Zahnarzt, der als Zuhörer zugegen war, Horace Wells, fiel es auf, daß der Verletzte keinerlei Schmerz verspürt zu haben angab. Er erkannte die Bedeutung, und schon am nächsten Tage ließ er sich selbst mit Stickstoffoxydul einschläfern und einen schadhaften Zahn schmerzlos ziehen. Konsequent ging er weiter und unterbreitete, um das Mittel auch größeren Operationen dienstbar zu machen, seine Entdeckung der medizinischen Fakultät in Boston. Unglücklicherweise wurde die Erfindung, die in aller Stille hätte erprobt werden sollen, gleich bei dem ersten Versuch mit einem einleitenden Vortrag, den Wells in der Klinik des Massachusetts-Hospitals halten mußte, vor der Oeffentlichkeit gemacht. Der erste Versuch der Stickstoffoxydulnarkose bei einer größeren Operation des Chirurgen Warren mißlang. Der Operierte schrie trotz der Inhalation vor Schmerz. Die Studenten riefen „Humbug" und zischten Wells, der selber zu narkotisieren suchte, als Schwindler aus. Damit war die — tatsächlich durchaus entwicklungsfähige — Methode zunächst vollkommen diskreditiert.

Aber in demselben Operationssaale in Boston kam — noch nicht zwei Jahre später — die Aethernarkose ans Licht.

William Morton, wie Horace Wells Zahnarzt und mit Wells persönlich bekannt, hatte nach den Mißerfolgen von Wells, die jenen völlig entmutigten, das Suchen nach einem Mittel zum schmerzlosen Zahnziehen nicht aufgegeben. Als er einen Chemiker, Jackson, um Rat fragte, wurde er von diesem auf den Schwefeläther aufmerksam gemacht, mit dem er das gewünschte Ziel sicher erreichen werde. Jackson selbst hatte früher einmal bei einer heftigen Luftröhrenreizung, die er sich beim Experimentieren mit Chlorgas zugezogen hatte, die nervenberuhigende Wirkung der eingeatmeten Aetherdämpfe selber erfahren und mehrmals bereits den Aether gegen den Schmerz der Zahnextraktionen gesprächsweise empfohlen. Nach einer andern Darstellung hat aber Morton selbst schon vor der Mitteilung Jacksons mit Schwefeläther experimentiert und nur in der

Digitized by Google

entscheidenden Unterredung mit Jackson seine Kenntnis törichterweise verheimlicht. Genug: Auf Jacksons Rat gelang dem Zahnarzt Morton mit Aether die schmerzlose Zahnextraktion, und derselbe Chirurg Warren, der den Mißerfolg von Horace Wells selbst erlebt hatte, erklärte sich nun auch Morton gegenüber zur Erprobung des neuen Mittels bereit.

Am 16. Oktober, zur bestimmten Stunde, wartete Morton noch ungeduldig in der Werkstatt des Instrumentenmachers auf die Vollendung seines Apparats, während Warren im Spital sich schon zur Operation anschickte. Es handelte sich um die Exstirpation einer vaskulären Geschwulst am Halse unter dem rechten Unterkiefer. Warren, das Messer in der Hand, sagte zu den zahlreichen im Amphitheater Versammelten unter ironischem Gelächter derselben: „Da Mr. Morton nicht gekommen ist, vermute ich, daß er anderweitig beschäftigt ist." Da tauchte plötzlich Morton auf. „Haben Sie Furcht?" fragte er den Kranken und begann auf dessen Versicherung des Gegenteils seine Manipulationen. Das Auditorium schaute neugierig und mit schlecht verhehltem Mißtrauen drein, besonders als der Kranke verworrenes Zeug schwatzte und sich umherwarf. Als er aber ruhig zu schlafen begann, trat tiefe Stille ein, und Morton bedeutete Warren, daß alles bereit sei. Aller Augen waren jetzt auf die Szene gerichtet, die nun auf dem Operationstisch sich abspielte, und folgten mit Spannung und wachsendem Erstaunen jedem Zuge des Messers. „In der Tat, meine Herren," rief Warren, das Messer noch in der Rechten, mit erhobener Stimme der noch im Schweigen versunkenen Korona zu, „in der Tat, dies ist kein Humbug!" Und ein Donner des Beifalls erschütterte die Halle, die ein solches Schauspiel noch nie gesehen. Draußen aber wandte sich einer der Zeugen, der später berühmte Chirurg Bigelow, zu einem andern mit den Worten: „Heute haben wir etwas gesehen, was die Runde um die Welt machen wird."[1])

In der Tat war es ein Siegeszug, den der Aether durch die Welt antrat. Bald kamen aus allen größeren Kliniken Europas Berichte über die im Schlafe ausgeführten Operationen, und Dieffenbach, der berühmte Berliner Chirurg, erklärte zwar, daß er prinzipiell neuen Erfindungen skeptisch gegenüberstehe, daß er „vorsichtig" gewesen sei „mitten im allgemeinen Aetherrausch". Aber er beginnt doch seine 1847 erschienene Schrift über den Aether gegen den Schmerz mit den Worten: „Der schöne Traum, daß der Schmerz von uns genommen, ist zur Wirklichkeit geworden. Der Schmerz, dieses höchste Bewußtwerden unsrer irdischen Existenz, diese deutlichste Empfindung der Unvollkommenheit unsers Körpers, hat sich beugen müssen vor der Macht des menschlichen Geistes, vor der Macht des Aetherdunstes."

Die Entdeckung, die so der Welt zum Segen wurde, hat den Entdeckern selbst kein Glück gebracht. Es rächte sich an ihnen bitter, daß sie nicht zufrieden

[1]) Vgl. Roth, Zur fünfzigjährigen Gedächtnisfeier der Entdeckung der Aethernarkose. Münchner Med. Wochenschrift 1896, Nr. 41.

Digitized by Google

mit dem Bewußtsein, der Menschheit einen unschätzbaren Dienst geleistet zu haben, und mit den Erfolgen, die sich daraus für sie ganz von selber ergeben mußten, ihre Entdeckung in erster Linie zu einer Quelle großen Reichtums machen wollten. Morton versuchte seine Erfindung patentieren zu lassen, und so begann zwischen Morton und Jackson eine Reihe erbittertster Prioritäts- und Patentstreitigkeiten, die das Nervensystem des einen zerrütteten und das Vermögen des andern verschlangen. So starb denn Jackson als Pflegling einer Irrenanstalt, und von Morton heißt es in einem späteren Jahresbericht des Massachusetts-Hospitals: „Er ist verarmt durch eine Sache, welche die Welt zu seiner Schuldnerin gemacht hat."

Auch Horace Wells, der oben genannte Entdecker der Stickoxydulnarkose, hat an dem tragischen Geschick sein Teil bekommen. In der Ueberzeugung, daß er doch tatsächlich der erste gewesen, der eine erfolgreiche Inhalationsnarkose gemacht hat, trat er, als auf Jackson und Morton die Ehren sich häuften, mit Prioritätsansprüchen hervor. Aber von den Gerichten ebenso wie von der Akademie der Wissenschaften in Paris abgewiesen, verfiel auch er in Irrsinn. „Um sich an der menschlichen Gesellschaft zu rächen, die ihn — ihren Wohltäter — so undankbar behandelte, schlich er abends in den Straßen von Neuyork umher und begoß die Kleider der Frauen mit Schwefelsäure. Darüber wurde er ergriffen und unter Anklage gestellt. Er entfloh der Verurteilung, indem er sich am 24. Januar 1848 im Bad die Pulsadern öffnete und dann, um sein Sterben weniger hart zu machen, Aether einatmete. Es war die einzige Wohltat, die seine Entdeckung, daß die Narkose am Menschen möglich sei, ihm erwies."

(Binz.)

*

Ein Jahr nach der ersten Aethernarkose erwuchs dem Aether ein sehr beachtenswerter Konkurrent in dem Chloroform. Der Aether hatte bald Eigenschaften gezeigt, die mit seinem Rufe als eines in jeder Hinsicht idealen Narkotikums nicht vereinbar waren. Starke Speichelsekretion, Reizung der Atemwege, der für manche Patienten unangenehme Geruch, die Feuergefährlichkeit waren zweifellos Uebelstände bei der Verwendung des Aethers. So suchte man nach noch Besserem. Der Schotte Thomas Simpson in Edinburg kam 1847 zur Empfehlung des von dem deutschen Chemiker Liebig entdeckten Chloroform, das entschieden rascher und stärker wirkte als der Aether und in mancher Beziehung leichter zu handhaben war. Simpson war Gynäkologe und Geburtshelfer. Es lag für ihn nahe, das Chloroform auch zur Beseitigung der mit der Entbindung verknüpften Schmerzen heranzuziehen. Da begegnete er eigentümlichen Widerständen. Es wurden nicht nur, wie wir heute wissen, zum Teil berechtigte Einwände gegen das Chloroform vom ärztlichen Gesichtspunkte aus laut, besonders waren es Vertreter der Kirche, die darauf hinwiesen, daß es sündhaft sei, dem Fluche „mit Schmerzen sollst du Kinder gebären" mit Hilfe des Chloroform „dieser Lockspeise des Satans" entgegenzustreben. Nicht ganz ohne Mühe hat Simpson diese Widerstände überwunden. Geschadet haben sie

Digitized by Google

weder der Sache noch ihm selbst. England erkannte bald die Einführung des Chloroform als hochbedeutende Leistung an, und wenn man in London in die Westminsterabtei kommt, wo die Engländer nicht nur ihre Könige und großen Feldherren beigesetzt, sondern auch ihren Geisteshelden, den Newton, Darwin u. a. Denkmale errichtet haben, da findet man auch ein einfaches Standbild mit der schlichten und doch stolzen Inschrift: „Thomas Simpson, der Erfinder des Gebrauchs von Chloroform."

Eine Zeitlang schien das Chloroform den Aether vollkommen zu verdrängen, bis sehr bedauerliche Todesfälle in der Chloroformnarkose energisch Einhalt geboten. Der Tod wirkte in manchen dieser Fälle um so erschütternder, als er nicht etwa am Ende einer schweren eingreifenden Operation sich einstellte, die an sich schon ein gewisses Wagnis bedeutete, daß er keineswegs nur schwerkranke, kraftlose Personen dem Leben entriß. Da legt sich zum Beispiel ein kräftiger junger Mann, dem eine ganz gutartige, kleine Geschwulst durch eine unbedeutende Operation entfernt werden soll, in blühendem Allgemeinzustand auf den Operationstisch nieder. Nach den ersten Zügen Chloroform wird er leichenblaß, der Narkotiseur meldet, daß er keinen Puls mehr fühlt, Herzschlag und Atmung setzen aus und alle Gegenmaßregeln sind umsonst. Es gibt — oder man darf wohl sagen, es gab — wohl wenig Ereignisse, die auf die Angehörigen eines Patienten und auf seinen Arzt erschütternder wirken als solch ein Chloroformtod.

Gewiß, in den meisten Fällen dieser Art war die Ursache darin zu suchen, daß die Dämpfe, die der Betreffende zu atmen bekam, zu stark konzentriert waren. Man hat gelernt, diese zu starke Konzentration durch geeignete Narkotisierungsmethoden zu vermeiden. Aber es bleibt die Tatsache bestehen, daß das Chloroform ein starkes, auf das Herz wirkendes Gift ist, daß der Aether in dieser Hinsicht als ein sehr viel ungefährlicheres Narkotisierungsmittel betrachtet werden muß. Die Narkosenstatistik, deren Zusammenstellung die Deutsche Gesellschaft für Chirurgie in den Jahren 1891/1895 zusammenbrachte und die sich auf fast 200000 Narkosen erstreckt, zeigte, daß auf 2600 Chloroformnarkosen ein Todesfall kam, während unter 13000 mit Aether Narkotisierten nur ein Patient in der Narkose gestorben war. Diese Zahlen lehren, daß die Narkosentodesfälle schon damals nicht häufig waren, und es ist zweifellos, daß die Zahlen heutzutage, nachdem die Narkotisierungstechnik große Fortschritte gemacht hat, noch sehr viel weniger ungünstig sich stellen würden. Es gibt viele sehr beschäftigte Chirurgen, die in ihrem ganzen Leben niemals Zeugen eines Narkosentodes gewesen sind. Die Narkosenstatistik zeigte vor allem unwiderleglich die geringere Gefahr des Aethers hinsichtlich der unmittelbaren Narkosentodesfälle und gab damit direkt den Anlaß zur Wiedereinführung der fast ganz verlassenen Aethernarkose durch Julliard in Genf, v. Bruns in Tübingen u. a.

Freilich auch der Aether hat seine Gefahren, die sich weniger auf das Herz als auf die Lunge beziehen. Die Reizung der oberen Luftwege und die über-

Digitized by Google

mäßige Schleim- und Speichelsekretion begünstigt die Entstehung von Lungenentzündung. Doch werden diese Schäden fast nur dann beobachtet, wenn konzentrierte Aetherdämpfe in Anwendung kommen.

Bei der Entwicklung der modernen Aethernarkose, wie sie jetzt an den meisten Kliniken, wenn auch nicht überall in ganz gleicher Form, geübt wird, war daher das Wichtigste die Verwendung eines Aetherluftgemisches, in welchem der Aether nur einen relativ geringen Bestandteil des Gemisches ausmacht.

Schon die Form der Aetherdarreichung ist dabei von Bedeutung. Luftabschließende Masken, mit denen man früher wohl den Zutritt der Atmungsluft verhinderte, um nach der sog. Erstickungsmethode zu narkotisieren, sind jetzt verlassen. Man tropft den Aether auf eine offene Maske oder, wie es jetzt zum Beispiel in der Tübinger Klinik nach einem von v. Brunn aufgegriffenen Vorschlage amerikanischer Chirurgen machen, in der einfachsten Weise auf eine mehrfache Gazeschicht.

Auch die Kombination des Aethers mit andern Narkotisierungsmitteln verfolgt den Zweck, mit Aetherdämpfen geringer Konzentration eine vollkommene Narkose zu erreichen. So hat es sich für die „Aethertropfmethode" als unbedenklich erwiesen, daß im Beginn der Narkose einige Tropfen Chloroform vorübergehend beigegeben werden. Die Chloroformdämpfe sind dann so verdünnt, daß sie wohl die Aetherwirkung in wünschenswerter Weise unterstützen, nicht aber selbst giftig werden können.

Aus dem gleichen Grunde verbindet man auch die Aethernarkose mit der Anwendung von Mitteln, die nicht wie der Aether oder das Chloroform eingeatmet, sondern vor der Narkose unter die Haut eingespritzt werden. Schon lange wußte man, daß eine Morphiuminjektion den Eintritt der Narkose erleichtert und das Stadium der Aufregung vermindert, welches sonst im Beginn der Narkose bei manchen Patienten, insbesondere bei den an Alkohol gewöhnten, störend wirkt. Eine Morphiumeinspritzung vor der Narkose wurde also schon lange geübt. Aber es war doch ein nicht ganz unbedeutender Fortschritt, als man auf den im Bilsenkraut enthaltenen wirksamen Stoff zurückgriff, der schon vor Jahrhunderten in den Schlafschwämmen des Mittelalters zur Anwendung gekommen war. Das Alkaloid des Bilsenkrautes, das von der Chemie unter dem Namen Scopolamin rein dargestellt war, wurde für die Narkose in Verbindung mit Morphium empfohlen. Vollständige Narkosen allein mit dem eingespritzten Morphiumscopolamin haben sich allerdings nicht bewährt. Da nicht alle Menschen auf die gleiche Menge des Narkotikums gleich stark reagieren, so muß man bei der Narkose das Mittel dem Verhalten des einzelnen Patienten und seinem jeweiligen Zustande anpassen. Man muß dosieren können; und das ist mit einem Mittel, das mit einem Male in wirksamer Dosis eingespritzt wird, nicht möglich. Wohl aber kann man mit der Einspritzung einer so geringen Menge von Morphiumscopolamin, daß sie für alle Patienten sicher ungefährlich ist, einen Dämmerschlaf erzielen, der die dann folgende Narkose in der nützlichsten Weise unterstützt. Das Morphiumscopolamin nimmt

Digitized by Google

dem Patienten die Aufregung vor der Operation. Es ermöglicht dann bei der Narkose mit geringeren Aethermengen auszukommen und es zieht endlich für den Patienten den Schleier der Vergessenheit über alles, was mit der Operation zusammenhängt. So ist es uns wiederholt gelungen, aufgeregte Patienten, die sich so sehr vor der Operation ängstigten, daß sie nicht einmal den Tag der Operation vorher wissen wollten, ganz unbewußt über die Operation hinwegzubringen. Sie glaubten sich noch zur Vorbereitung auf die Operation in der Klinik zu befinden, da erwachten sie eines Tages in ihrem Bett und entdeckten zu ihrem Erstaunen, daß die so sehr gefürchtete, aber doch unumgängliche Operation schon ausgeführt war. Eine Einspritzung, die die nichts ahnende Patientin am Tage der Operation in ihrem Bett erhalten hatte, hatte sie in einen Dämmerschlaf versetzt, so daß sie von allen Operationsvorbereitungen, den Transport zum Operationssaale und dem Auflegen auf den Operationstisch, sowie der Einleitung der Narkose auch nicht die Spur einer Erinnerung hatte.

Es kann nicht meine Aufgabe sein, hier im einzelnen einzugehen auf die Technik der Narkosen, auf die sehr wichtigen Vorbereitungen, auf die Störungen, die sich im Verlauf der Narkose geltend machen können und auf ihre Verhütung. Gut zu narkotisieren ist eine Kunst, die nicht durch Beschreibung veranschaulicht, sondern nur durch lange Erfahrung erlernt werden kann. Nur eines sei auch an dieser Stelle betont: Auch der psychische Zustand des Patienten hat Einfluß auf die Narkose. Aufgeregte, überängstliche Kranke haben schlechte Narkosen. So sucht denn der Arzt alles zu tun, um die Aufregung des Patienten zu verhindern. Er vermeidet es, daß der Patient das Klappern der Instrumente hört oder gar blutbefleckte Wäsche von der vorhergehenden Operation zu sehen bekommt. Der Kranke selbst wird den Eintritt einer guten Narkose erleichtern, wenn er ruhig und mit vollem Vertrauen sich in die Hand des Arztes begibt. Und das kann er heute getrost. Wir kennen heute sehr gut die Gefahren der Narkose, aber wir haben auch gelernt, diesen Gefahren zu begegnen. Wenn heute ein gewissenhafter Arzt nach genauer Untersuchung des Patienten die Narkose für möglich und für notwendig erklärt, dann ist zur Besorgnis kein Grund mehr vorhanden.

Freilich das Ideal, nach dem wir im Interesse unsrer Patienten streben, ist auch mit der modernen Narkotisierungsmethode noch nicht vollkommen erreicht. Es ist ein Euphemismus, wenn wir die Narkose als Einschläferung bezeichnen. Denn Schlaf und Betäubung sind recht verschiedene Dinge. Der Schlaf erquickt, die Narkose aber schwächt und hinterläßt für manche Patienten ein fatales Gefühl des Katzenjammers, so daß die allermeisten nur ungerne sich ein zweites Mal narkotisieren lassen. Diese Nachteile und Unannehmlichkeiten der Narkose fallen aus naheliegenden Gründen, ganz besonders für kleinere Eingriffe ins Gewicht, während nach größeren Operationen die Unannehmlichkeit, z. B. des Erbrechens nach der Narkose eher in Kauf genommen wird. Gerade für kleinere, kurz dauernde Eingriffe ist uns daher eine Form unvollständiger Narkose sehr wertvoll geworden, der die ebengenannten Nach-

Digitized by Google

teile und Unannehmlichkeiten vollkommen abgehen. Ich meine den Aetherrausch.

Wenn man einen Menschen mit Aether narkotisiert, so wird er nicht etwa sogleich tief betäubt, er durchläuft vielmehr ähnliche Stadien wie einer, der sich betrinkt. Zuerst wird er angeheitert, berauscht und gelangt in einen Zustand, in welchem zwar das Bewußtsein nicht völlig erloschen, auch die Berührungsempfindung nicht ganz aufgehoben ist, die Schmerzempfindung jedoch vollkommen fehlt. So wird zum Beispiel ein Schnitt wohl als Berührung empfunden, auch wohl mit einer Abwehrbewegung oder einem Aufschrei beantwortet; eine Minute später aber erklärt der oft sehr vergnügt lachende Patient, daß er nichts verspürt habe, und kann selbst nach ganz kurzer Rast ohne Uebelkeit oder Schwindelgefühl vollkommen munter den ärztlichen Operationsraum wieder verlassen. Besonders für kurz dauernde Eingriffe, wie zum Beispiel die Einrichtung eines Knochenbruches am Vorderarm, die nur einen kurzen, aber doch recht schmerzhaften Ruck erfordert, ist der Aetherrausch eine ganz ausgezeichnete Methode.

Wenn schon durch das Operieren im Aetherrausch die Verwendung der vollen Narkose in der Chirurgie etwas eingeschränkt worden ist, so ist das noch mehr der Fall durch die Entwicklung der Lokalanästhesie, d. h. der Kunst, örtliche Schmerzlosigkeit bei Operationen ohne allgemeine Betäubung zu erzielen.

Im vorigen Jahrhundert wurde bekannt, daß die Indianer von Peru, die große Lasten über die Anden zu transportieren hatten, sich durch das Kauen der Blätter des Kokastrauches über das Ermüdungsgefühl hinweghalfen, und so vorübergehend zu höheren Leistungen anregten. Aus den Blättern dieses merkwürdigen Strauches wurde dann im Jahre 1860 im chemischen Laboratorium in Göttingen eine Substanz dargestellt, die sich außer durch ihren bitteren Geschmack, vor allem durch die Eigentümlichkeit auszeichnete, bei der Berührung der Zunge die Berührungsstelle zu betäuben und unempfindlich zu machen. Die große Bedeutung, die diese Substanz — das Kokain — für die ärztliche Kunst hat, wurde erst 1884 für das Gebiet der Augenheilkunde erkannt. Für diese Disziplin mußte es ja natürlich von der allerwesentlichsten Bedeutung sein, den Schmerz und die Reflexe ausschalten zu können, die es sonst dem Patienten ganz unmöglich machen, sein Auge ruhig zu halten und den Gang der Operation nicht durch unwillkürliche Abwehrbewegungen zu stören. Man denke nur daran, wie schwierig es sein kann, einen kleinen Fremdkörper von der Hornhaut zu entfernen, und wie leicht dieser kleine Eingriff wird, wenn einige Tropfen Kokainlösung das Auge unempfindlich gemacht haben. In ähnlicher Weise wie die Augenheilkunde ist die Kunst des Kehlkopfspezialisten dem Kokain zu Dank verpflichtet. Die moderne Laryngologie konnte ihren Aufschwung erst dann beginnen, als es gelungen war, die Würgreflexe, die durch Berührung des Kehlkopfspiegels mit dem Schlunde ausgelöst werden, und ganz besonders die Hustenreflexe auszuschalten, mit denen sonst unweigerlich die geringste Berührung der Kehlkopfschleimhaut beantwortet wird.

Digitized by Google

Für die Chirurgie lagen die Verhältnisse insofern schwieriger, als für Augenheilkunde und Laryngologie als eine Einträufelung oder Einpinselung des Kokain, welche in der Bindehaut des Auges oder auf der Kehlkopfschleimhaut Unempfindlichkeit hervorruft, auf der äußern Haut wirkungslos bleiben muß. Und als man dann dazu überging, das Mittel durch Einspritzung unter die Haut in innigeren Kontakt mit den Hautnerven zu bringen, da erkannte man bald, daß auch das Kokain ein Gift ist, das nur in einer sehr kleinen Menge, deren obere Grenze noch dazu für verschiedene Individuen verschieden ist, eingespritzt werden darf. Man hatte tödliche Kokainzufälle zu beklagen, so wie man früher Chloroformtodesfälle erlebt hatte. Erst als der Berliner Chirurg Schleich zeigte, daß auch mit Einspritzungen sehr verdünnter Kokainlösungen, wenn sie in geeigneter Weise gemacht werden, Schmerzlosigkeit der Haut erzielt werden kann, war für die Entwicklung der modernen Lokalanästhesie die Bahn gebrochen. Ihre Entwicklung zeigt auf das schönste, wie die praktische Medizin mit den Naturwissenschaften Hand in Hand arbeitet, wie sie eigentlich nichts andres ist als angewandte Naturforschung.

Die erste Hilfe kam der Medizin auf diesem Gebiet von der Chemie. Sie suchte unablässig nach Stoffen, die bei ähnlicher Wirkung wie das Kokain doch erheblich ungiftiger waren als jenes. Systematisch wurden auf Grund der chemischen Forschungen über die Konstitution des Kokainmoleküls, künstlich neue Stoffe aufgebaut, die vorher niemals in der Natur existiert hatten und die alle die nervenlähmende Atomgruppe des Kokainmoleküls enthielten. Systematisch wurden dann diese im Gegensatz zu dem aus der Pflanze gewonnenen Kokain synthetisch hergestellten Stoffe auf ihre Wirkung und auf ihre größere oder geringere Giftigkeit am Versuchstiere erprobt. Von den vielfachen, wertvollen Ersatzpräparaten des Kokain hat sich aufs beste das von den Höchster Farbwerken hergestellte Novokain bewährt, das unter nicht weniger als 370 verschiedenen neukonstruierten chemischen Körpern ausgewählt wurde. So wurde ein Präparat gefunden, das eine sehr bedeutende anästhesierende Kraft aufweist, und dabei doch so wenig giftig ist, daß beim Erwachsenen zum Beispiel die große Menge von 150 Kubikzentimeter einer halbprozentigen Lösung ohne jede Gefahr verbraucht werden darf. Wir haben damit erhalten, was wir brauchten.

Der zweite Fortschritt baut sich auf neueren Ergebnissen der Physiologie. Die Nebennieren, von deren wahrer Bedeutung man bis zur zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts keine Ahnung hatte — unscheinbare Gebilde — etwa von der Größe einer Ohrmuschel, die dem oberen Pol der Niere aufliegen, entpuppten sich als lebenswichtige Organe. Sie produzieren einen Stoff, welcher von dieser Blutgefäßdrüse in den Blutkreislauf hinein abgesondert wird und in dem Haushalte des menschlichen Körpers nicht entbehrt werden kann, einen Stoff, der die wunderbare Eigenschaft hat, die Blutgefäße zum Zusammenziehen zu reizen, und so den allgemeinen Blutdruck zu steigern. Dieser Stoff ließ sich in kristallinischer Gestalt darstellen. Es ist das Adrenalin oder Suprarenin. Er hat die Eigenschaft, bei Einspritzung auch minimalster Mengen in die Gewebe,

Digitized by Google

ja bei einer Verwendung einer verdünnten Lösung von 1:1000000 noch einen örtlichen Gefäßkrampf zu erzeugen. Man denke sich: Der tausendste Teil eines Grammes — also ein kaum sichtbares Stäubchen — wird in einem Liter Wasser gelöst, und die Einspritzung weniger Kubikzentimeter der Lösung von dieser schier überhomöopathischen Verdünnung macht das Hautgebiet, in das es eingespritzt wird, weiß und blutleer! Das Volk scheint diese Wirkung des Nebennierensaftes schon lange gekannt zu haben; wenigstens ist es in dem Leipziger Schlachthause nach alter Ueberlieferung Sitte, daß der Schlächter, der sich beim Schlachten eine stärker blutende Verletzung zuzieht, den Saft der Nebenniere des Schlachttieres auf die Wunde träufelt, um die Blutung zum Stehen zu bringen.[1])

Aber was hat das alles mit der Lokalanästhesie zu tun? Sehr viel. Der Zwickauer Chirurg Braun zeigte uns, daß dann, wenn man einige Tropfen des Nebennierenextraktes der Lösung des Kokain oder seiner Ersatzpräparate zusetzt, die Wirkung sehr erheblich gesteigert wird. Die gleiche geringe Menge des Kokain kann dann deshalb viel intensiver wirken, weil nun der Blutstrom unterbrochen ist. Der eingespritzte Stoff wird nicht vom Blutstrom ausgeschwemmt, sondern bleibt an Ort und Stelle liegen und entfaltet hier seine intensive Wirkung. Gleichzeitig ist die allgemeine Giftwirkung viel geringer, weil das Gift viel langsamer von dem Körperkreislauf aufgenommen wird. Die Verwendung der Nebennierenpräparate bedeutete also einen wesentlichen Schritt vorwärts in der Entwicklung der Lokalanästhesie.

Nächst dieser Verbesserung der anästhesierenden Mittel war es die Ausbildung der Methoden ihrer Anwendung, welche die Lokalanästhesie auf die Höhe brachte, die sie heute einnimmt. In der ersten Zeit wurde die anästhesierende Lösung an der Operationsstelle selbst eingespritzt, das Gewebe mit dem Anästhetikum infiltriert. Es ist das die Infiltrationsmethode des Berliner Chirurgen Schleich, die seinerzeit einen großen Fortschritt bedeutete und auch heute noch vielfach angewendet wird, zu der aber weitere wesentliche Verbesserungen hinzugekommen sind.

Es zeigte sich, daß das Kokain und seine Ersatzmittel nicht nur auf die Nervenendigungen, sondern auch auf die Nerven selber wirken. Man ist daher in der Lage, die nervöse Leitung in den vom Operationsfelde zum Gehirn tretenden Nerven zu unterbrechen. Das Gehirn empfindet dann den Reiz, der bei der Operation die Nerven in der Peripherie trifft, nicht mehr. — Ganz so wie eine telegraphische Zentrale keine Depeschen von Außenstationen mehr empfangen kann, wenn die von dort kommenden Drähte durchschnitten sind. Nur tritt im Gegensatz zum Telegraphendraht nach der Leitungsanästhesie der Nerven die Leitung von selbst ohne besondere Reparatur in vollkommener Weise wieder ein, sobald das eingespritzte Mittel von dem Blutstrom aufgesaugt worden ist, was in ein bis zwei Stunden geschieht.

In verschiedener Art läßt sich diese Leitungsunterbrechung wirksam voll-

---

[1]) Vgl. Braun, Lokalanästhesie. 2. Auflage. Leipzig, A. Barth. 1907.

Digitized by Google

ziehen. Man kann das Operationsgebiet mit einem Gürtel in nächster Nähe eingespritzter Lösung rings umgeben, der dann keine schmerzhafte Meldung mehr hindurchläßt, oder man kann weit entfernt vom Operationsfelde die größeren Nervenstämme mit der Anästhesiespritze aufsuchen. Zum Beispiel ist eine in bestimmter Weise ausgeführte Einspritzung oberhalb des Schlüsselbeines, welche dort das Armnervengeflecht trifft, imstande, fast den ganzen Arm vollkommen unempfindlich zu machen. Die großartigste Form dieser Leitungsunterbrechung an den großen Nervenstämmen ist die von Bier erfundene Lumbalanästhesie, die fälschlich auch wohl Rückenmarksanästhesie genannt wird. Die Lösung wird dabei nicht etwa in das Rückenmark selbst, sondern in den von der derben Rückenmarkshaut gebildeten Sack eingespritzt, welcher die von dem Rückenmark ausgehenden großen Nervenstämme enthält. Dadurch wird mit einem Schlage die ganze untere Körperhälfte für die Dauer von etwa einer Stunde vollkommen gefühllos. Die Erfindung dieser Methode, welche Bier nach dem Gelingen der erforderlichen Tierversuche zunächst an sich selber und seinen Assistenten erprobt hat, war zweifellos eine chirurgische Großtat, trotzdem die Anwendung heute mit Rücksicht auf die danach leider manchmal auftretenden Kopfschmerzen von den meisten Chirurgen wieder eingeschränkt worden ist. Prinzipiell ganz anders wirkt ein andres Verfahren, das wir demselben Chirurgen Bier verdanken: Die der Anästhesierung von an Arm und Bein dienende Venenanästhesie. In die Venen der mit einer Gummibinde vom Blutkreislauf ausgeschlossenen Extremität wird dabei die Lösung injiziert. An verschiedenen lokalanästhetischen Methoden haben wir also keinen Mangel.

Am meisten geübt wird die Einspritzung der Lösung in die Nähe des Operationsfeldes in Verbindung mit der Leitungsunterbrechung der Stämme peripherer Nerven. Es ist das eine Methode, von der man heute mit Fug und Recht sagen darf: sie ist vollkommen gefahrlos. Von den Patienten wird dabei nur der erste Einstich mit der sehr feinen Nadel gefühlt und auch dieser minimale Schmerz kann noch durch Anwendung von Kälte fast ausgeschaltet werden. Für manche wenig widerstandsfähige Patienten ist es freilich ein unangenehmes Gefühl, die Operation zwar nicht mitsehen, aber miterleben zu müssen. Aber auch dieses Bedenken gegenüber der Lokalanästhesie können wir dadurch beseitigen, daß wir bei großen Operationen die örtliche Schmerzlosigkeit kombinieren mit der Verwendung des Dämmerschlafes durch Pantoponscopolamin.

Durch diese Ausbildung der Methoden hat sich heute die Lokalanästhesie ein weites Feld in der Chirurgie erobert. Ganz verdrängen wird sie freilich die Narkose niemals, schon deshalb nicht, weil es Patienten gibt, für die die Lokalanästhesie nicht paßt. Bei sehr nervös Aufgeregten zum Beispiel wird das Bewußtsein besser während der Operation vollkommen ausgeschaltet. Auch für Kinder, die schon durch den ersten Nadelstich ängstlich und unruhig würden, ist die Lokalanästhesie im allgemeinen nicht geeignet. Trotzdem wird heute schon in den meisten Krankenhäusern wohl ein Dritteil aller größeren Operationen mit örtlicher Schmerzbetäubung ausgeführt. Es handelt sich dabei keineswegs

Digitized by Google

um die sog. kleine Chirurgie. Auch für Eingriffe, wie zum Beispiel Kropfoperationen, oder die Operationen von Unterleibsbrüchen wird heute fast nur die örtliche Schmerzlosigkeit angewendet. Ja, selbst eine so eingreifende Operation, wie die Entfernung eines krebsig erkrankten Oberkiefers läßt sich nicht nur ohne Grausamkeit in Lokalanästhesie durchführen, sondern hat sogar durch das Aufgeben der Narkose einen großen Teil ihrer Gefahren verloren.

Das alles sind Fortschritte, die in verhältnismäßig kurzer Zeit gewonnen wurden. Dank der Entwicklung der Narkose und Lokalanästhesie ist heute nicht nur die Chirurgie selbst, sondern vor allem auch das Verhältnis zwischen Chirurgen und Patienten ein ganz andres geworden als es noch vor hundert Jahren war. Heute brauchen wir nicht mehr entsprechend der vorhin angeführten Mahnung des Celsus die Klagen des Patienten ungerührt zu überhören. Wir dürfen, wir sollen Mitleid empfinden, und als Lohn für die Sorgfalt und Mühe, die wir zur Schmerzverhütung bei unsern Kranken aufwenden, ernten wir ein Vertrauen, wie es den alten Chirurgen niemals möglich erschienen wäre.

Eugen Richter

Ein politisches Charakterbild

Von

Conrad Bornhak, Professor an der Universität Berlin

Ein Denkmal für Eugen Richter soll sich demnächst auf dem Askanischen Platze zu Berlin erheben. Ein Denkmal bedeutet nun ja in unsrer denkmalwütigen Zeit nicht viel. Aber doch muß man sich fragen: Soll es wirklich dazu kommen? Welche Leistungen hat Eugen Richter aufzuweisen, die es rechtfertigten, sein Standbild in Erz oder Stein künftigen Geschlechtern vorzuführen? Der schnellebenden Gegenwart ist seine Person fast schon entrückt. Er kann heute ohne politische Leidenschaft rein geschichtlich gewürdigt werden.

Eugen Richter wurde am 30. Juli 1838 zu Düsseldorf als Sohn eines Militärarztes geboren. Das Schicksal schien ihm eine ganz andre Lebensbahn bestimmt zu haben, als ihm tatsächlich später beschieden war. Nachdem sein Vater nach Koblenz versetzt war, besuchte der Sohn dort das Gymnasium. Die Anwesenheit des Prinzen von Preußen und seiner Familie in Koblenz blieb nicht ohne Einfluß. Die Prinzessin von Preußen, die mit Richters Mutter öfter in wohltätigen Frauenvereinen zusammenkam, interessierte sich für den vielversprechenden Knaben, auf den sie bei der Konfirmandenprüfung aufmerksam geworden war. Ihre Ratschläge wie die des Geistlichen, des späteren Feldpropstes Thielen, liefen darauf hinaus, der Junge müsse Theologe werden. So wurde er denn auch bestimmt, zur Königsgeburtstagsfeier des Gymnasiums am 15. Oktober 1855 die Rede zu halten über das Thema: „In Fährden und

Digitized by Google

in Nöten zeigt erst das Volk sich echt." Der böse Junge wollte allerdings schon hier das Vertrauen gründlich täuschen, indem er etwas von Verfassungsrechten und angestammten Freiheiten hineinbrachte. Dies wußte jedoch der Direktor noch glücklich zu verhindern, und der Knabe blieb auf dem guten Wege, so daß sich sogar der Oberpräsident v. Kleist-Retzow über die Rede höchlichst freute und den Vater beglückwünschte.

Immerhin zeigen sich doch hier schon Einflüsse, die später immer mehr die Oberhand gewannen und schließlich bestimmend wurden. In letzter Linie sind diese zurückzuführen auf den Vater. Wenn der Sohn selbst von ihm rühmt, daß er seinerzeit wohl der einzige Militärarzt gewesen sei, der öffentlich unter seinem Namen die bestehenden Mißstände des Militärmedizinalwesens gerügt habe, so wird man, unbeschadet der sachlichen Richtigkeit seiner Angriffe, diese Durchbrechung bestehenden Brauches und militärischer Disziplin nicht mit derselben Anerkennung betrachten können wie der Sohn. Auch sonst war im Richterschen Hause die damals in den Mittelklassen herrschende liberale Auffassung, die im Kampfe gegen ein kleinliches Polizeiregiment noch kleinlicher wurde, zum Durchbruche gelangt. So wurde denn der junge Richter, der 1856 das Abiturientenexamen machte, selbstverständlich nicht Theologe, sondern Jurist.

Während der Studienzeit von 1856 bis 1859 in Heidelberg, Berlin und Bonn erfuhr der Einfluß der liberalen Ideen selbstverständlich keine Abschwächung. Immerhin schien aus dem Studenten Richter wie aus manchem andern demokratischen Brausekopfe noch etwas ganz Vernünftiges werden zu können. Seiner ganzen Studienzeit ist charakteristisch die Abwendung von allen formalen Abstraktionen zu dem positiv Praktischen. So hat er sich denn mit Philosophie überhaupt nicht, mit den juristischen Fächern nicht mehr als nötig, desto gründlicher aber mit Nationalökonomie beschäftigt. Auf diesem Gebiete versuchte sich auch der zwanzigjährige Student zuerst schriftstellerisch, indem zwei kleine Vorträge, die im Rauschen Konversatorium zu Heidelberg gehalten waren, nach Wanderungen bei verschiedenen Redaktionen schließlich Aufnahme fanden in der — „Leipziger Illustrierten Zeitung".

Von den verschiedenen Kongressen und Tagen, in denen damals das Einheitsbedürfnis der gebildeten Klassen Deutschlands sich Geltung verschaffte, war es denn auch der von Karl Braun geleitete Volkswirtschaftliche Kongreß, der den jungen Richter anzog und von Anfang an zu seinen Teilnehmern zählte. Die damals herrschende Richtung war die der klassischen englischen Nationalökonomie, Entfesselung aller wirtschaftlichen Kräfte im Interesse jedes einzelnen und damit der Gesamtheit. Dieser Richtung, welche in dem preußischen Beamtentume unbedingt herrschte, verdankte man die glänzenden Ergebnisse der Stein-Hardenbergschen Reform und des Zollvereins. Sie wirkte auch damals noch segensreich, um die Trümmer der gebundenen wirtschaftlichen Ordnung des Mittelalters und des Polizeistaates zu beseitigen und auf wirtschaftlichem Gebiete den Einheitsdrang der Nation zu stärken. Noch traten auch die Schäden

Digitized by Google

unbedingter wirtschaftlicher Freiheit nicht allgemein sichtbar oder gar drohend hervor. Es war Realpolitik im besten Sinne, die hier getrieben wurde.

Die Auskultator- und Referendarzeit beim Gerichte in Düsseldorf seit 1859, ganz wie noch heute vorwiegend mit Protokollschmieren und Diktatschreiben angefüllt, verlief ohne Zwischenfall. Daß der junge Beamte nebenbei einige volkswirtschaftliche Aufsätze nicht nur für seine alte Freundin, die „Illustrierte Zeitung", die ihm sogar die Redaktion anbot, sondern auch für andre Zeitungen schrieb, verdarb vielleicht sein Juristendeutsch, schadete aber sonst nicht weiter.

Erst nach seinem Uebertritte zur Verwaltung ergaben sich Schwierigkeiten. Die kommissarische Verwaltung des Landratsamtes zu Mettmann erledigte allerdings der dreiundzwanzigjährige Regierungsreferendar noch ganz gut. Aber dann ging es schnell bergab.

Eine Schrift: „Ueber die Freiheit des Schankgewerbes" von Eugen Richter, Regierungsreferendarius, Düsseldorf 1862, die sich mit Entschiedenheit gegen jede polizeiliche Willkür wandte, ließ den Verfasser bei Präsident und Mitgliedern der Regierung tief in Ungnade fallen. Ein Verweis war die Folge der bösen Tat.

Es sollte aber noch schlimmer kommen. Um in der Domänenverwaltung ausgebildet zu werden, die es in den westlichen Provinzen nicht gab, wurde Referendar Richter der Regierung in Magdeburg überwiesen. Hier kam er nicht wie andre Leute durch schlechte Gesellschaft auf böse Wege, sondern dadurch, daß er einmal in gute Gesellschaft, den Konservativen Verein zu Magdeburg, geriet und seine dortigen Erlebnisse in einer rheinischen Zeitung als „eine Magdeburger Spukgeschichte aus dem Jahre 1862" schilderte. Der Verfasser des Feuilletons wurde erkannt, nachdem es durch alle Zeitungen gegangen war, und die Folge war — ein neues Disziplinarverfahren. Der Antrag auf Dienstentlassung, den die Regierung stellte, ging allerdings bei den Ministern des Innern und der Finanzen nicht durch, und so kam es nur zur Strafversetzung nach Potsdam, gegen Magdeburg gar kein schlechter Tausch.

Anrüchig, wie er nun einmal geworden war, mit dickgeschwollenen Personalakten, wurde er Weihnachten 1862 zum Assessorexamen präsentiert. Nach Ablieferung von drei schriftlichen Arbeiten und dem erforderlichen Aufenthalte bei dem Einpauker in der Assessorenfabrik in Baumgartenbrück, die er nachher in den „Preußischen Jahrbüchern" von 1869 höchst ergötzlich schilderte, bestand er im Mai 1864 das Examen als Regierungsassessor.

Doch nun kam die Katastrophe, und diesmal war nicht Eugen Richter, sondern allein die Regierung der schuldige Teil.

Wir sahen, der neue Assessor war ein junger Mann von einer gründlichen volkswirtschaftlichen Bildung, realpolitischen Auffassung der Dinge, mannigfachen Verbindungen mit der Presse, anderseits erfüllt von dem Drange nach einem seiner Befähigung entsprechenden Wirkungskreise, und ohne Mittel. Politisch anrüchig war er eigentlich ohne seinen Willen, das eine Mal aus Unerfahrenheit, das andre Mal aus sprudelndem Uebermute, geworden. Seine Kenntnisse und

Digitized by Google

Eigenschaften hätten ihn zum nützlichen Hilfsarbeiter im Finanzministerium oder zum Leiter der offiziösen Presse befähigt. Anderseits waren gerade seine Vorzüge Anlagen für einen ebenso kenntnisreichen wie entschiedenen und deshalb gefährlichen Führer der Opposition. Die Regierung tat nun um seiner unbedeutenden politischen Bocksprünge willen alles, um ihn auf letzteren Weg zu treiben.

Bei der Intendantur und bei den indirekten Steuern wollte man den neuen Assessor nicht haben, weil er nicht Reserveoffizier war, bei der Eisenbahn nicht, weil man nur Gerichtsassessoren brauchen könne. Nun hoffte er, wenigstens als Regierungsassessor nach Düsseldorf zu kommen, wo sein Vater als pensionierter Generalarzt mit 1250 Taler Pension lebte. Aber das Ministerium kam, entgegen der sonst beobachteten Regel, diesem Wunsche nicht nach, sondern schickte ihn wegen seines früheren Verhaltens als politisch unzuverlässig nach Bromberg. Auf seinen Einwand, daß er dort nicht leben könne, wurden ihm „bei entsprechendem Verhalten" ab und zu Unterstützungen in Aussicht gestellt, bis er zu Diäten heraufrücke.

Selbstverständlich ging er nicht, sondern ließ sich zum Bürgermeister von Neuwied wählen. Damit wäre allen Beteiligten geholfen gewesen: die Regierung hätte sich des lästigen Assessors entledigt, dieser einen angemessenen Wirkungskreis gefunden und endlich die Stadt Neuwied einen ganz vorzüglichen Bürgermeister bekommen. Nun beging die Regierung zu Koblenz — an den Minister Grafen Eulenburg ist die Sache überhaupt nicht gelangt — den weiteren Fehler, den Gewählten nicht zu bestätigen. Wegen eines darauf geschriebenen offenen Briefes an die Neuwieder Stadtverordneten und Nichtbefolgung der Anordnung, nach Bromberg zu gehen, wurde jetzt ein neues Disziplinarverfahren eingeleitet, dessen Fortsetzung Eugen Richter durch Einreichung seines Entlassungsgesuches zuvorkam. Dieses wurde auch gewährt, und so war Eugen Richter Regierungsassessor a. D.

Nach einer kurzen Tätigkeit in Magdeburg bei der dortigen Feuerversicherungsgesellschaft siedelte er Anfang 1866 nach Berlin über. Im regen Verkehre mit liberalen Abgeordneten trat er in die Genossenschaftsbewegung ein, leitete zeitweise die Verkaufsstelle des Konsumvereins, begründete mit Lina Morgenstern die Volksküchen und war daneben noch schriftstellerisch tätig. Daß er dabei unter beständiger Polizeiaufsicht stand, konnte gerade nicht dazu beitragen, seine Stimmung gegen die regierenden Kreise zu verbessern.

So nach allen Richtungen auf den parlamentarischen Beruf vorbereitet, trat Eugen Richter auf das lebhafteste in die Wahlbewegung für den verfassungberatenden Norddeutschen Reichstag ein und erlebte dabei die Genugtuung, daß ein von ihm verfaßtes Wahlflugblatt „An die Gewehre" mehrfach beschlagnahmt, schließlich aber gerichtlich freigegeben wurde. Mitten im Wahlkampfe erhielt er plötzlich einen Ruf, als Reichstagskandidat in Nordhausen aufzutreten. Trotz aller Schwierigkeiten gelang es ihm, in der Stadt vorzugsweise gestützt auf den bekannten freireligiösen Prediger Eduard Baltzer, auf dem flachen Lande in

Digitized by Google

Begleitung eines Freundes seines Vaters, des früheren Militärarztes Dr. Rieke, eine lebhafte Wahlbewegung in Gang zu bringen und seinen Gegner, einen Erfurter Schulrat, zu schlagen. Damit beginnt die parlamentarische Tätigkeit Eugen Richters.

Bei den Wahlen für den ersten ordentlichen Reichstag des Norddeutschen Bundes unterlag er allerdings, da sich inzwischen der beliebte Landrat des Kreises, v. Davier, als konservativer Kandidat hatte aufstellen lassen. Dagegen hielt er 1869 für Königsberg N. M. seinen Einzug in das Abgeordnetenhaus und kehrte 1871 für Rudolstadt auch in den Reichstag zurück. Seitdem blieb er dauernd bis zu seinem Tode Mitglied des Reichstages und bis zum Dezember 1905 des Abgeordnetenhauses, meist für Hagen, dazwischen zeitweise für einen Berliner Wahlkreis.

Während er in dem verfassungberatenden Reichstage überhaupt nicht das Wort ergriffen hatte, hielt er 1869 im Abgeordnetenhause über die Annahme ausländischer Kassenscheine seine Jungfernrede, die nach dem stenographischen Bericht viermal durch Heiterkeit und viermal durch Unruhe und Oho! rechts unterbrochen wurde. Seitdem entwickelte er sich zu einem immer gewandteren Redner, der alle Mittel der parlamentarischen Debatte, von der umfassendsten Rede bis zur persönlichen Bemerkung und zum Zwischenrufe, mit Meisterschaft zu handhaben verstand. Mochten die Zwischenrufe andrer später noch zahlreicher sein wie bei seiner ersten Rede, so wußte er doch immer mehr die Aufmerksamkeit seiner Zuhörer zu fesseln. Daneben ging die publizistische Tätigkeit einher. Ihr wichtigstes Ergebnis war die 1885 erfolgte Begründung der „Freisinnigen Zeitung".

Er selbst hatte sich bald überzeugt, daß ein Abgeordneter dann am leichtesten zu Einfluß gelangen könne, wenn er sich auf ein bestimmtes Gebiet lege und dieses möglichst zu beherrschen suche. Seinen volkswirtschaftlichen Neigungen entsprechend, wandte er sich daher hauptsächlich dem Etatsgesetze und daneben, nach den Ueberlieferungen seines väterlichen Hauses, der Militärverwaltung zu.

Während er anfangs den anerkannten Führern der Fortschrittspartei, Freiherrn v. Hoverbeck, Schultze-Delitzsch usw., sich angeschlossen hatte, stieg mit deren Tode und zunehmendem Alter sein eigner Einfluß immer mehr und wurde schließlich allbeherrschend. Den Höhepunkt erreichte er, als 1884 die Sezessionisten aus der Nationalliberalen Partei sich mit der Fortschrittspartei zur Freisinnigen Partei vereinigten, die im Frühjahr 1884 im Reichstage 100 Mitglieder umfaßte. Im Herbst 1884 sank diese Zahl aber schon auf 65 und bei den Neuwahlen im Februar 1887 auf 32. Es war wesentlich die Opposition auf dem Gebiete des Heerwesens, die dieses schnelle Zusammenschmelzen bewirkt hatte. Als aber, unbelehrt durch diese Vorgänge, die Mehrheit der Partei und ihr Führer auch gegenüber der Militärvorlage von 1893 auf dem Standpunkte der Verneinung verblieb, kam es zum Bruche innerhalb der Partei selbst, die sich in die Freisinnige Volkspartei unter Eugen Richter und die Freisinnige

Digitized by Google

Vereinigung schied. Mit nur 25 Mitgliedern, die sämtlich erst in der Stichwahl, also mit Hilfe andrer Parteien, gewählt waren, konnte die Freisinnige Volkspartei 1893 in den Reichstag wieder einziehen. Damit hatte Eugen Richter nicht nur seine Partei, sondern auch seinen eignen politischen Einfluß bis auf weiteres zugrunde gerichtet.

Manche Partei hat sich geschadet durch schwankendes Verhalten, unsicheres Vorgehen, innere Gegensätze. Von alledem ist bei Eugen Richter und seiner Partei, mochte sie Fortschrittspartei, Freisinnige Partei oder Freisinnige Volkspartei heißen, nichts zu sehen gewesen. Der einzige ernstliche Gegensatz, der sich 1893 zeigte, wurde sofort durch Trennung beseitigt. Es war der schroffste Gegensatz zu der staatsmännischen Auffassung Bismarcks, daß alle praktische Politik in einer Kette von Kompromissen besteht. Die Parteigrundsätze selbst blieben fest und unerschütterlich in allem Wandel der menschlichen Dinge, „unentwegt" hielten Eugen Richter und seine Anhänger an diesen Grundsätzen fest, die sie „voll und ganz" vertraten. Kein Schritt rechts oder links führte von dem festen Boden ab. Ein energischer Führer sorgte für ein einheitliches Vorgehen. Wenn Parteidisziplin allein den Erfolg verbürgte, hätte Eugen Richter die dauernde Mehrheit in Reichstag und Abgeordnetenhaus erlangen müssen. Und doch waren die Fortschrittler und Freisinnigen Eugen Richters nur eine Versteinerung früher lebendiger Kräfte, die allmählich dem wahren Leben der Nation fremd geworden waren, in der Tat die konservativste und reaktionärste Partei. Einsichtige Parteimitglieder erhofften eine Besserung nur, wenn einmal der Parteipapst verschwinden würde.

Wir stehen hier vor einem Rätsel. Wie konnte ein praktisch und realpolitisch gerichteter Mann mit mannigfachen Anlagen, die ihn alle auf die Wirklichkeit hinwiesen, erstarren in einem Parteidoktrinarismus, der sonst nur beschränkten Köpfen von abstrakter Richtung wie einem Robespierre eigen ist?

Der Parteistandpunkt des jungen Eugen Richter war nicht auffällig. Es war die liberale demokratische Anschauung, welche im Anschluß an englisch-französische Vorbilder die deutschen Mittelklassen beherrschte. Auf politischem und wirtschaftlichem Gebiete strebte man dem Phantom der Freiheit nach. Die Mittelklassen verlangten Teilnahme am staatlichen Leben und konnten sich diese nur in der Form des westeuropäischen Parlamentarismus denken; sie forderten Freiheit der wirtschaftlichen Entwicklung nach der Lehre der klassischen englischen Nationalökonomie.

Doch hart im Raume stoßen sich die Sachen! Die parlamentarischen Bestrebungen stießen mit der kraftvollen deutschen Monarchie, die Lehren der Manchesterschule mit dem wachsenden Bedürfnisse nach Schutz der nationalen Arbeit und den Forderungen der Arbeiter zusammen. Die Nationalliberale Partei wußte aus diesen Gegensätzen die notwendigen Folgerungen zu ziehen und in einer Kette von Kompromissen den politischen Fortschritt zu erreichen. Damit wurde sie in mannigfachen Wandlungen und Windungen die Vertreterin wahrer Realpolitik im Anschlusse an die Forderungen des praktischen Lebens. Die

Digitized by Google

gleichen Wege zu gehen verhinderten Eugen Richter die Schroffheit seines Charakters und seine Jugenderfahrungen. Während der staatsmännische Geist eines Bennigsen schon im voraus die entgegenstehenden politischen Kräfte erwog und danach eine Diagonale zog, die sein eignes Auftreten bestimmte, erschien ein solcher Kompromiß, womöglich schon vor dem Kampfe, einer stärkeren Natur wie Eugen Richter einfach als charakterlos. Er gab nichts von seinen politischen Grundsätzen auf und suchte soviel wie möglich davon zu verwirklichen.

Diese Politik war anfangs, solange die Auseinandersetzung zwischen den liberalen Forderungen und den entgegengesetzten Machtfaktoren sich vollzog, nicht ganz erfolglos. Denn die Fortschrittspartei, nicht stark genug, die weitere Entwicklung zu hindern oder die Kraftprobe eines Konfliktes heraufzubeschwören, bot immerhin der liberalen Stellung, besonders dem linken Flügel der Nationalliberalen Partei, einen starken Rückhalt. Selbst solche Maßregeln, die der Fortschrittspartei überhaupt und Eugen Richter insbesondere immer zum schwersten Vorwurfe gemacht werden, erscheinen hiernach wohlverständlich.

Wenn die Fortschrittspartei gegen die Verfassung des Norddeutschen Bundes stimmte, geleitet von dem Grundsatze, keines der in der preußischen Verfassungsurkunde anerkannten Freiheitsrechte des Volkes ohne Aufnahme in die Bundesverfassung preiszugeben, so kann man ja über den Wert dieser sog. Freiheitsrechte verschiedener Ansicht sein. Aussichtslos war jedenfalls vom liberalen Standpunkte diese Politik nicht. Denn alle Beteiligten waren darin einverstanden, daß etwas zustande kommen müsse, und Bismarck selbst hat später anerkannt, daß bei festem Beharren der Reichstagsmehrheit auf ihrer Auffassung die verbündeten Regierungen nachgegeben haben würden.

Die Abstimmung gegen die Versailler Verträge wird auch mancher, der die linksliberale Anschauung nicht teilt, nicht mißbilligen können. Den Reservatrechten, insbesondere denen Bayerns, wurde damals eine erheblich größere Bedeutung beigelegt, als sie tatsächlich später erlangt haben. Für die süddeutschen Staaten war der Eintritt in den Bund eine unvermeidliche Notwendigkeit geworden. Mochte im Interesse eines bundesfreundlichen Verhältnisses die preußische Regierung ihr Entgegenkommen durch das Zugeständnis der Reservatrechte beweisen, die Regierung hätte dann eben das ihrige getan gehabt, und der Eintritt wäre nicht minder erfolgt, wenn der Reichstag die Reservatrechte ablehnte. Jedenfalls konnte das Verhalten der Fortschrittspartei die Reichseinheit nicht hindern, sondern ihr nur einen Dienst erweisen.

Daß dann die Fortschrittspartei schließlich doch für die Reichsverfassung stimmte, stand mit ihrer bisherigen Haltung nicht im Widerspruche. Denn die Reichsverfassung bildete nur eine neue einheitliche Redaktion dessen, was in verschiedenen Urkunden zerstreut, an und für sich schon geltendes Verfassungsrecht war.

Ebenso war die Haltung der Fortschrittspartei in Militärfragen von Anfang an nur folgerichtig. Man braucht kein Vertreter parlamentarischer Machtansprüche und des sog. Budgetrechtes zu sein, um anzuerkennen, daß die in dem

Digitized by Google

Entwurfe der Norddeutschen Bundesverfassung vorgesehene Auswerfung eines Pauschquantums für militärische Zwecke der Volksvertretung jeden Einfluß auf den größten Teil der Einnahmen und Ausgaben entzog. So wurde das Pauschquantum bloßes Uebergangsstadium, und nach Begründung des Deutschen Reiches galt es, eine feste Rechtsordnung zu gewinnen. Auch hier lief der Streit zwischen der Regierung und der liberalen Reichstagsmehrheit schließlich in einen Kompromiß, das Septennat von 1874, aus, gegen das natürlich die Fortschrittspartei stimmte. Jedenfalls hatte ihre Haltung dazu beigetragen, das absolutistische Pauschquantum zu beseitigen.

Auch sonst drang die Partei und besonders ihr Führer in die Einzelheiten des Militärbudgets ein und wirkte darauf hin, daß in erster Linie Ersparnisse, die sich namentlich aus der Zeit des Französischen Krieges ergaben, Verwendung fanden. Aber nachdem durch das Kompromiß des Septennates eine dauernde Rechtsgrundlage gewonnen war, wurde das weitere Verharren Eugen Richters und seiner Partei auf dem eingenommenen Standpunkt unhaltbar. Gegenüber den späteren Verlängerungen des Septennats blieb nur die einfache Verneinung ohne jede politische Bedeutung, gegenüber den einzelnen Positionen des Militäretats nur ein kleinliches Nörgeln und Feilschen übrig. Schließlich ging dieses Verhalten in großen nationalen Fragen selbst einem Teile der eignen Parteigenossen zu weit, so daß 1893 die Spaltung der Freisinnigen Partei erfolgte.

Dieses Verhalten in Militärfragen wurde vorbildlich für die Politik der Partei überhaupt. Anfangs handelte es sich um entschiedene Vertretung des liberalen Standpunktes und damit um eine Verstärkung der liberalen Kräfte im Kampfe gegenüber feindlichen politischen Machtfaktoren. Nachdem der Kampf entschieden war, wird aber nicht etwa das politische Ergebnis anerkannt, sondern man verharrt weiter in der von Anfang an eingenommenen Stellung. Damit ergibt sich die Politik der einfachen Verneinung infolge der Verknöcherung in Prinzipien. Das von Eugen Richter herausgegebene politische Abcbuch, das namentlich im Wahlkampfe zum Nachschlagen dienen sollte, verfehlte denn auch nicht, preisend hervorzuheben, wogegen seine Partei jeweilig gestimmt habe. Es war so ziemlich alles, positive Leistungen waren nicht aufzuweisen. Und dabei konnte man nicht einmal den Ruhm in Anspruch nehmen, manches Uebel verhindert zu haben. Denn die politischen Vorgänge vollzogen sich einfach neben der Partei.

Bei Eugen Richter war dieses Verhalten Charakteranlage. Als geschickter Agitator und Parlamentarier zum Führer seiner Partei berufen, hat er diese kraft seiner Persönlichkeit zu beherrschen gewußt, aber dem Untergange nahegeführt. Denn die Politik der Verneinung allein kann keinerlei ideale oder reale Interessen dauernd vertreten. Die antinationale Politik stieß die gebildeten Klassen ab, das starre Festhalten am Manchestertum trieb den kleinen Mittelstand zu den Antisemiten, die Industriearbeiter zu den Sozialdemokraten.

Daß er die Sozialdemokratie in Wort und Schrift bekämpfte, ihren Zukunftsstaat zutreffend als großes Zuchthaus schilderte, war immerhin noch ein

Digitized by Google

Verdienst Eugen Richters. Aber gegenüber dem Anwachsen der Sozialdemokratie bildete gerade seine Partei mit ihrer Politik der reinen Verneinung und des Gehenlassens am allerwenigsten ein Bollwerk. Trotz des grundsätzlichen Gegensatzes war dieser Fortschritt und dieser Freisinn nur eine Vorfrucht der Sozialdemokratie.

Eugen Richter wie seine Partei verloren daher außerhalb der stetig mehr abbröckelnden Kreise, die ihm noch aus alter Gewohnheit anhingen, mehr und mehr an Anhang. Mit besonderer Sorge wurde der Mangel an jugendlichem Nachwuchs betrachtet. Und wer bloß seiner Unzufriedenheit Ausdruck geben und die Regierung ärgern wollte, wählte eben nicht mehr fortschrittlich, sondern sozialdemokratisch.

In dieser Politik der Verneinung war Eugen Richter selbst ein andrer geworden. Der junge Realpolitiker, der in Arbeiter- und Handwerkervereinen wirkte, der Konsumvereine leitete und Volksküchen gründete, verwandelte sich in einen starren Doktrinär und kleinlichen Nörgler, noch immer ein Volksredner und Meister der parlamentarischen Debatte, aber rücksichtslos, nicht selten gesellschaftlich unanständig in den Formen, und ohne positiven Erfolg in seiner politischen Tätigkeit. Das Urteil einer Person über andre gibt oft ein Spiegelbild des eignen Charakters. Wie klein war doch der talentvolle Mann geworden, wie eng sein Gesichtskreis, wenn er in seinen Erinnerungen aus dem alten Reichstage die politische und wirtschaftliche Wendung Bismarcks Ende der siebziger Jahre auf nichts andres zurückzuführen weiß als auf persönliche Machtgelüste, wenn ihm die ganze innere Politik Bismarcks nichts andres ist als ein Kampf um die persönliche Herrschaft. Nur aus dieser verzerrten Auffassung der Dinge erklärt sich seine kleinliche Gegnerschaft gegen Bismarck, die ihn der Mitwelt nach den Karikaturen der Witzblätter kaum anders erscheinen ließ als eine neidische Hödurgestalt. Und spätere Geschlechter, die seine tüchtigen volkswirtschaftlichen Arbeiten, seine fleißige parlamentarische und schriftstellerische Tätigkeit vergessen haben, werden von ihm kaum etwas andres mehr wissen, als daß Bismarck hinausging, wenn Eugen Richter redete. So wird auch sein Name nur durch Bismarck auf die Nachwelt kommen.

Unter den späteren Reichskanzlern änderte sich seine grundsätzliche Stellung nicht, wenn sie auch an persönlicher Schärfe verlieren mochte. Als Verdienst ist ihm anzurechnen, daß er wenigstens den Obstruktionsversuch der Sozialdemokraten und der Freisinnigen Vereinigung gegen den Zolltarif von 1902 nicht mitmachte. Mit Recht sah er in der Obstruktion den Anfang vom Ende alles parlamentarischen Treibens. Während seiner letzten Krankheit fand denn auch Fürst Bülow im Reichstage Worte herzlicher Teilnahme.

Zur Entwicklung der Schroffheit seines Charakters hat vielleicht mit beigetragen, daß er das Familienleben entbehren mußte und weder der weibliche Einfluß einer Gattin noch einer Schwester mäßigend auf ihn einwirkte. Wie Albert Träger erzählte, hüteten sich seine Freunde, an diesen Punkt zu rühren. Aber in allen ihren Familien war namentlich bei den Kindern Onkel Richter

Digitized by Google

eine hochwillkommene Persönlichkeit. Erst einige Jahre vor seinem Tode reichte er der Witwe seines verstorbenen Parteifreundes Parisius die Hand zum Lebensbunde. Auch das wurde als eine Tat uneigennütziger Freundschaft gerühmt.

Am 10. März 1906 starb Eugen Richter in Lichterfelde. Für das politische Leben, in dessen Mitte er so lange gestanden, hinterließ er kaum eine Lücke. Man kann die Vergeudung so viel tüchtiger Kraft beklagen, seine Partei mag, aufatmend, von ihm erlöst zu sein, das Andenken des einstigen Führers ehren wie in dem Fortschrittlichen Jugendverein „Eugen Richter". Aber ein Denkmal? Nein!

Politische Ausblicke in den fernen Osten

Von

Konteradmiral z. D. Witschel

Während Europa im Banne des Balkankrieges liegt und die interessierten Großstaaten durch die Entladung des längst gefürchteten Ungewitters im südosteuropäischen Wetterwinkel in Atem und Spannung gehalten worden, sind in Ostasien allerlei Wandlungen im Gange, und bereiten sich im stillen Ereignisse vor, die dereinst die volle Aufmerksamkeit der Weltstaaten nach dorthin ablenken und manches an der politischen Situation ändern mögen. — Seit einem Dezennium stehen die sprunghafte Entwicklung und erstaunlichen Leistungen Japans im Brennpunkte der ostasiatischen Frage. In der Tat beansprucht dieses zähe, energische, mit wunderbarem Nachahmungstalent begabte Inselvolk, welches im Zeitraum eines halben Jahrhunderts eine Entwicklungsreihe von der Ritterzeit an bis zur modernsten abendländischen Kultur durchlaufen hat, ernste Beachtung. Nachdem Japan von der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts bis 1854 von der Außenwelt gänzlich abgeschlossen gewesen, wurde die Hülle dieses geheimnisvollen, mit bedeutender wirtschaftlicher Kraft geladenen Inselreiches durch die Kanonen der verbündeten amerikanischen, englischen, französischen und niederländischen Kriegsschiffe endgültig gesprengt, als letztere am 5. September 1864 die Befestigungen an der Straße von Simonoseki (westlicher Eingang der japanischen Binnensee) beschossen und eroberten. Der darauf folgende Vertrag von Yeddo öffnete Japan dem internationalen Verkehr — der Handel folgte der Flagge auf dem Fuße. Alsbald gingen die Japaner an die Schaffung einer Kriegsmarine, die Lehren der Beschießung Simonosekis beherzigend.

Sie beobachteten, lernten im Auslande auf allen Gebieten der Wissenschaft, Kultur, Volkswirtschaft und Kriegskunst, sahen ab — Meister in der Nachahmung — mit unübertroffenem, angeborenem Geschick, verstanden es, unauffällig in allen ihnen passenden Ländern ihre Fühler auszustrecken und mit einem ihrer Rasse eignen Talent zu spionieren. Nach den ersten Ankäufen im Ausland begannen sie bald mit der Einrichtung eigner Schiffswerften und dem Bau von

Digitized by Google

Schiffen, zunächst ausländisches Lehrpersonal heranziehend und geschickt ausnutzend. Hand in Hand ging die Heranbildung von Offizieren und Mannschaften in Bedienung der Kriegsschiffe und Waffen nach englischem Muster.

Beim Ausbruche des Chinesisch-Japanischen Krieges 1894 war die japanische Flotte auf 35 Schiffe und 41 Torpedoboote gebracht worden. Nach dem siegreichen Ausgange dieses Krieges wurde die Marine mit Hochdruck weiterentwickelt, so daß Japan 1904 in den Russisch-Japanischen Krieg mit einer trefflich ausgebildeten modernen Flotte von 7 Linienschiffen, 6 Panzerkreuzern, 33 kleinen Kreuzern, 11 Torpedobootszerstörern und 115 Torpedobooten eintreten konnte. Die intensive Ausbildung des Personals im großen und kleinen, vor allem aber der von glühendem Patriotismus, vom Buschidoglauben und von unübertrefflichem militärischen Ehrgefühl getragene Geist und das hohe Selbstbewußtsein des ganzen Volkes brachten den glänzenden Sieg über Rußland und somit mit einem Schlage die ausgesprochene Großmachtstellung Japans.

Nachdem Japan durch diesen erfolgreichen Krieg mit der gewaltigen europäischen Großmacht sich gewaltsam Ellbogenraum für seinen sich stark vermehrenden Bevölkerungsüberschuß auf dem asiatischen Kontinent geschaffen hat, ist es ein tonangebender Machtfaktor im Rate der Völker geworden. Darüber darf man nicht zweifelhaft sein. Zähe und unentwegt, trotz innerpolitischer Krisen und schier unerträglicher finanzieller Lasten und Schwierigkeiten, steuert es auf das eine Ziel los: die vollkommene politische und wirtschaftliche Vorherrschaft in Ostasien zu erringen und sich zu sichern, zu expandieren, wie es sein Volkswachstum und seine Volkskraft verlangen. Diesem Endzwecke hat der Krieg mit China wie mit Rußland gedient. Japan hat zunächst festen Fuß auf dem asiatischen Kontinent gefaßt in Korea, als Auswanderungsgebiet — die erste Etappe —, dann in der Südmandschurei; weiteres wird folgen. — Mit bewunderungswertem Geschick versucht japanische Staatskunst das chinesische Reich japanischen Interessen politisch, wirtschaftlich und militärisch dienstbar zu machen. Ameisengleich durchsetzen japanische Agenten, Händler und Kaufleute das Riesenreich; Wissenschaft und Unterrichtswesen werden japanisch beeinflußt, die chinesische Presse ist meist in japanischer Hand, durch die in Japan ausgebildeten Chinesen werden japanischer Geist und Gesichtspunkte verbreitet. So wird alles vorbereitet für weitere japanische Expansion und Unternehmungen. Schon längst ist die Zahl europäischer — auch deutscher — Instrukteure bei den Kriegsschulen und Truppen in China im Schwinden begriffen, Japaner haben sich eingedrängt und das Heft in der Hand; sie stehen den chinesischen Verhältnissen naturgemäß viel näher, der Erfolg für Japan wird also nicht ausbleiben. Besonders in letzter Zeit ist das gegenseitige Verhältnis Japans zu China auffallend günstiger geworden. Regierung und Volk in China neigen mehr und mehr der Idee des Zusammenschlusses beider Reiche zu, gegen die vermeintlichen Gefahren von Westen her. Chinesische Würdenträger haben in offiziellen Reden die Notwendigkeit eines Bündnisses mit Japan betont, auch die chinesische Presse spricht davon, u. a.

Digitized by Google

das Organ des Präsidenten Yuan-Shi-Kai. Der Reise Dr. Sun-Ya-Tsens nach Japan und dessen bemerkenswert freundliche Aufnahme dort darf man auch politische Bedeutung in diesem Sinne beimessen. Die revolutionären Bewegungen in China zwischen Norden und Süden, die dieses Bild verschleiern, dürfen darüber nicht hinwegtäuschen; Japan nutzt gerade die noch ungeklärten Verhältnisse des Riesenvolkes aus und hat immer die Hand im Spiele. Angesichts der mongolischen Frage würde China, durch ein Bündnis mit Japan gestärkt, Rußland ganz anders gegenübertreten können wie bislang; Japan würde durch ein solches Bündnis an Gegengewicht gegen den russischen Einfluß in der Mandschurei gewinnen. — Charakteristisch für das wirtschaftliche Eindringen Japans in China ist die Einstellung von 60 Millionen Yen in den neuen Etat für Erwerbung von Vorzugsrechten bei der Ausbeutung der Erzgruben der chinesischen Hanyangwerke! Letztere gelangen somit in japanische Hand. — Nach Beendigung des siegreichen Krieges gegen Rußland hat Japan „den Helm noch fester gebunden" und militärisch und maritim rastlos weitergearbeitet, entschlossen und zielbewußt; das ganze Volk steht geschlossen dafür ein — es handelt sich um eine Existenzfrage. — Seit Besiegung der russischen Armee und Vernichtung der Flotte des Zarenreiches ist Japans Suprematie in Ostasien zunächst unbestritten — als Festlandsmacht im Besitz der Liantunghalbinsel, mit einem Fuße auf Korea, mit dem andern in der Südmandschurei, und als Seemacht alle Zugänge wie umgrenzenden Gewässer seines Besitzes und seiner Interessensphäre beherrschend. Auf die Befestigung seiner Stellung in Korea, dem Stütz- und Ausgangspunkte seiner Kontinentalpolitik, legt es besonderes Gewicht. Die militärisch ungünstige Lage Ryojuns — Port Arthur unglückseligen russischen Gedenkens — auf der vorgestreckten Halbinsel, die nur durch eine schmale Landenge mit dem Festlande verbunden ist und deren einziger Zufuhrweg nur abgeschnürt zu werden braucht, um den Platz zu erdrosseln, und die für einen Flottenstützpunkt zu beengten Hafenverhältnisse sind den Japanern aus eigner Kriegserfahrung bei Blockierung und Niederkämpfung der russischen Flotte und Port Arthurs genügend klar geworden. Deshalb ist der Weiterausbau Ryojuns als Kriegshafen aufgegeben und letzterer dem Handel freigelassen. Dafür wird Chinkaiwan bei Masampho an der Koreaküste als Hauptflottenstützpunkt auf dem Kontinent eingerichtet und mit allen Mitteln energisch ausgebaut. Nachdem im Etat 1910 die erste größere Summe von 1,16 Millionen Mark angefordert war, sind in den folgenden Jahren weitere Mittel bereitgestellt worden und ist bereits 1914 mit Benutzung eines Teiles der Neuanlagen zu rechnen. Chinkaiwan ist Sitz des „Marinestationsbezirks der koreanischen Gewässer" geworden, Masampho seit Januar 1911 für den freien Verkehr geschlossen. Auf der japanischen Seite der Koreastraße bildet das befestigte Sasebo den entsprechenden Flottenstützpunkt für Beherrschung des Zuweges zum japanischen, ostchinesischen und gelben Meere. Außerdem sind die Anlagen in den Kriegshäfen Maizuru, Kure und Yokosuka ständig verbessert und erweitert worden. Kure entwickelt sich zur Hauptwerft des Landes, in Sasebo sind drei große Docks und Liegeplätze für große Schiffe

Digitized by Google

angelegt, in Yokosuka soll ein großes Dock für 30000 Tonnen-Schiffe 1914 fertiggestellt sein. Die Torpedostation in Makung auf den Pescadoresinseln wird weiter ausgebaut, und man munkelt von Einrichtung einer Flottenstation auf den Boninninseln. Die ursprünglich als schmalspurige Militärbahn gelegte Linie Fusan(Koreaküste)—Antung—Mukden ist 1912 als Normalbahn ausgebaut; sie ist einerseits von großer strategischer Wichtigkeit für Japan im Falle eines abermaligen Krieges auf dem Kontinent und anderseits von handelspolitischer Bedeutung durch Erschließung des japanischen Gebietes für den Verkehr aus der Mandschurei — der ja auch die Südmandschurische Bahn nach dem nunmehr handelsfreien Ryojun dient. — Die finanzielle Kraftprobe des russischen Krieges hatte die Anforderungen an die Opferwilligkeit und Leistungsmöglichkeit des japanischen Volkes aufs äußerste gespannt; die Reaktion konnte nicht ausbleiben. Geldnot und finanzielle Abhängigkeit vom Auslande charakterisieren die Folgezeit. Die gedrückte finanzielle Lage des Landes forderte besonders in den letzten Jahren große Einschränkung in allen Staatsressorts, so daß weiter ausgreifende marinepolitische Pläne, wie sie dem japanischen Expansionsdrange entsprechen mochten, zunächst zurückstehen mußten. Trotz fortbestehender drückender Geldschwierigkeiten wurde 1911 vom Ministerpräsidenten Katsura eine neue Flottenvorlage eingebracht, die von 1911 bis 1916 die Marineausgaben um rund 172 Millionen Mark steigert; 1912 abermals eine Novelle — unter Zurückstellung der Armeeforderungen —, die bis 1917 eine Flottenverstärkung um 4 Großlinienschiffe (zu je 31000 Tonnen Deplacement) und 4 Schlachtkreuzer (zu je 28000 Tonnen) sowie einen Aufwand von rund 194 Millionen Mark vorsieht. — Japan besitzt zurzeit mit 15 Linienschiffen (darunter 4 Großkampfschiffe), 12 Panzerkreuzern (darunter 1 Schlachtkreuzer von 28000 Tonnen — „Kongo"), 18 kleinen geschützten Kreuzern, 59 Torpedobootszerstörern, 16 Torpedobooten und 11 Unterseebooten eine Flottenmacht, die den im Osten befindlichen Seestreitkräften aller andern Nationen zusammengenommen bei weitem überlegen ist. — Für die allen finanziellen Widerständen trotzenden Anstrengungen des ostasiatischen Inselstaates, die mit schweren Opfern errungene Machtstellung im Stillen Ozean unter allen Umständen zu behaupten und seinem Expansionsbedürfnis zu genügen, sind wohl nicht allein der bevorstehende Ablauf des Bündnisvertrags mit England (1915) und der zu erwartende Ausbau der australischen und englischen Kolonialmarine maßgebend, sondern ein neues politisches Moment: Der Gegensatz zur neuesten Welt- und pazifischen Seemacht der Vereinigten Staaten von Nordamerika. Darauf deuten äußerlich sowohl die Bemerkungen des japanischen Marineministers Baron Saito in der Budgetkommission hin, „die japanische Flotte müsse mit einer Macht als Gegner rechnen, deren Programm 21 neue Kriegsschiffe vorsehe", wie auch die auffallende Bevorzugung des Baues von Panzerkreuzern — in Anbetracht der amerikanischen Panzerkreuzermacht, wie im Hinblick auf Fertigstellung des Panamakanals und der hieraus gefolgerten Situation. Der Gegensatz beider Länder hat sich naturgemäß entwickelt mit dem Werdegange der Union als Weltmacht,

Digitized by Google

seitdem diese im Kriege gegen Spanien als Sieger hervorgegangen ist, ihre politische und wirtschaftliche Interessensphäre energisch nach Ostasien vorgetrieben hat und in der japanischen Beherrschung Koreas und der Südmandschurei wie in der wachsenden Beeinflussung des chinesischen Reiches durch japanische Politik eine Schädigung ihrer Handelsinteressen und Sperrung der geforderten „offenen Tür" in Ostasien erblickt; er liegt tief begründet in der Besitzergreifung der Philippinen, welche die Amerikaner zur asiatischen Macht stempelt, mit der Front gegen Japan und China. Man wird in der Annahme nicht fehl gehen, daß die Expansionsgedanken der Japaner auch über Formosa hinaus bis zu den Philippinen und Sundainseln schweifen, daß sie vom politischen wie geographischen und Rassestandpunkt aus das ganze der ostasiatischen Küste vorgelagerte Inselbereich stillschweigend eigentlich als zu ihrem Machtbesitz gehörig betrachten. Der reiche Kolonialbesitz der Philippinen in der Hand der rastlosen, tatkräftigen, findigen Amerikaner muß von den Japanern als sehr widriger, störender politischer Faktor empfunden werden im Vergleich zur früheren bedeutungslosen Regierung dieser Inseln durch die Spanier. — Die Vereinigten Staaten von Nordamerika haben seit dem siegreichen Ausgange des Krieges mit Spanien die Durchführung einer energischen Marinepolitik begonnen und sind somit als neue Weltmacht erstanden. Die Flottenidee fand in dem Präsidenten Roosevelt einen überzeugten, zielbewußten Vertreter und rastlosen Förderer, der den Bau einer starken Flotte ins Werk setzte und mit deren Rückhalt und Seegeltung die wirtschaftliche Expansionspolitik der Amerikaner im Stillen Ozean ermöglichte und inspirierte. Hiermit ist die Union in scharfe wirtschaftliche Konkurrenz mit der gelben Rasse, insbesondere mit dem nach dem russischen Waffengange vorherrschenden Japan, getreten. Den einen Arm über den Stillen Ozean hin — auf Hawai gestützt — bis nach Ostasien ausgestreckt, mit griffsicherer Faust die Philippinen gepackt, verursacht sie zweifellos eine ernste Störung der wirtschaftlich-politischen Kreise des Mikadoreiches. Der amerikanisch-japanische Gegensatz wird verschärft durch die Frage der japanischen Einwanderung in den Vereinigten Staaten. Die Japaner überschwemmen und durchsetzen dort das Land und bedrohen den Arbeitsmarkt. Auf den Hawaiinseln befinden sich mehr gediente japanische Soldaten als die ganze amerikanische Feldarmee beträgt; nach der letzten Volkszählung sind von 191000 Seelen 45 Prozent, also 80000 Japaner, die sich in zehn Jahren um 53 Prozent vermehrt haben! — Die stete Möglichkeit eines Konfliktes läßt sich bei den harten Reibungsflächen der widerstrebenden beiderseitigen Interessen nicht von der Hand weisen. Dieser Risikogedanke ließ 1905 in den Vereinigten Staaten eine Stimmung für Aufgabe und Veräußerung der Philippinen aufkommen, die aber bald vor dem imperialistischen Drange der maßgebenden Kreise und der weitzügigen Politik des Präsidenten schwinden mußte. Zur Sicherung der zirka 6000 Seemeilen vom Mutterlande abliegenden Philippinen ist Ende 1909 Pearl Harbour auf Hawai als Hauptstützpunkt, Kriegshafen und Werft für die pazifische Flotte bestimmt; es wird zu einem „uneinnehmbaren Gibraltar" ausgebaut und be-

Digitized by Google

festigt; die Insel soll mit rund 10000 Mann Besatzung belegt werden. Auf den Philippinen ist die Bucht von Manila stark befestigt worden, mit allen modernen Hilfsmitteln für Flotte und Hafenverteidigung versehen; die weiße Besatzung auf den Inseln beträgt 11000 Köpfe. So bereiten sich die Amerikaner auf alle Möglichkeiten vor. Vollwertig werden sie aber erst der Situation gewachsen sein nach Eröffnung des Panamakanals 1915, der den Handelsweg zwischen Osten und Westen der Unionstaaten erheblich abkürzt und erleichtert, die Kampfkraft der amerikanischen Flotte ungefähr verdoppelt und das politische Gewicht der Union im Osten Asiens vermehrt. Erst dann kann ihre atlantische Flotte Nordamerika bis San Franzisko hinauf decken und sich rechtzeitig mit den pazifischen Seestreitkräften vereinigen, um Operationen der Japaner im Stillen Ozean und an der amerikanischen Küste zu verhindern, erst dann könnte die amerikanische Flotte auch eine Entscheidungsschlacht in der Nähe Japans oder der Philippinen unter günstigeren Bedingungen schlagen. Die Unionsflotte wird 1915 einen voraussichtlichen Bestand von 35 Linienschiffen (davon 13 Großkampfschiffe) und 14 Panzerkreuzern aufweisen. — Unlängst hat die kalifornische Gesetzvorlage, welche allen Ausländern ohne Bürgerrecht den Landbesitz verbietet und die Japaner besonders trifft, da diese als „Mongolen" das Bürgerrecht nicht erwerben können, große Erbitterung in Japan hervorgerufen. Die hohe Spannung zwischen der Union und Japan wäre wohl mit Gewalt ausgelöst worden, wenn letzteres nicht durch seine Geldnot zurzeit zur „Entsagung" gezwungen wäre. Aber aufgeschoben ist nicht aufgehoben, am allerwenigsten bei diesem fanatischen, mit religiösem Patriotismus dem Ziele zustrebenden Inselvolke! Es hat noch Zeit, finanziell sich zu erholen und die Schlagkraft von Heer wie Flotte zu steigern, um dann mit seinen Gegnern abrechnen zu können.

Der Ausgang eines Krieges mit Amerika ist nicht vorauszusagen; Japan hat jedenfalls einen Trumpf im Spiele durch den Vorteil der „inneren Linie" und der Nähe heimischer Stützpunkte bei einem Kampfe um die Philippinen. — Japans Politik und Machtverhältnisse werden einst bei Gestaltung der Weltlage, wenn nicht alles trügt, entscheidend mitsprechen, alle andern Mächte werden ernstlich damit rechnen müssen. — Das hat auch England vor allem erkannt. 1902 stand die erstaunte Welt vor dem Faktum eines englisch-japanischen Bündnisses, welches die „splendid isolation" des britischen Reiches zerstörte. Schwerwiegende Gründe müssen England damals hierzu bestimmt haben: Die Massierung der russischen Flottenmacht in Ostasien, welche das Uebergewicht des isolierten Englands in den dortigen Gewässern unmöglich machte — wollte es nicht seine europäischen Seestreitkräfte bedenklich schwächen —, insbesondere auch die damals vorliegende Notwendigkeit der Verstärkung seiner Mittelmeerflotte. Für Japan bedeutete dieses Bündnis in dem bevorstehenden Kriege mit Rußland eine starke Rückendeckung; es verhinderte Frankreich, mit Rußland zu gehen. — 1905 (am 2. August) schloß England einen neuen Vertrag mit dem siegreichen Japan, noch vor Ablauf des schon bestehenden — eine Folgerung der durch den Russisch-Japanischen Krieg veränderten politischen Lage. Das

Digitized by Google

neue Bündnis bezweckte offenbar die militärische Sicherung Indiens, falls England in Europa engagiert wäre. Da eine russische Gefahr für Britisch-Indien damals nicht vorliegen konnte, so sollte es wohl Japans Expansionspläne auf ein gewisses Maß beschränken, die leicht Englands vitale Interessen im Osten gefährden konnten. Der japanische Sieg über Rußland bedeutete zugleich eine Einbuße an Autorität der weißen Rasse bei allen andern asiatischen Völkern, zumal auch in Indien — eine hohe Gefahr für das britische Weltreich. Das erneute Bündnis Englands mit Japan verhinderte zunächst für zehn Jahre letzteres, als Anführer der Asiaten gegen die weiße Rasse offen aufzutreten. Japan erhält in dem Bündnisvertrage von England Garantien für seine im Frieden von Portsmouth mit Rußland getroffenen Abmachungen bezüglich Chinas sowie Anerkennung seiner vorherrschenden politischen, militärischen und wirtschaftlichen Rechte in Korea und aller Maßnahmen zum Schutze seiner Interessen. So notwendig die Bundesgenossenschaft Japans den Leitern der englischen Politik erscheint, so unnatürlich und rassewidrig wird sie von den besseren Kreisen der britischen Nation empfunden. Die Konsequenzen dieser englischen Politik wird die Zukunft lehren; ob sie wirklich der britischen Weltmacht zuträglich sein werden? — Die Ausdehnung des englisch-japanischen Vertrages auf Indien ist dort als ein englisches Eingeständnis militärischer Schwäche aufgefaßt worden, die Japaner werden als vorherrschende Macht anerkannt, von ihnen erhofft man Befreiung von britischer Herrschaft. Wohl bilden nach wie vor die Indier keine Nation, es hält die zahlreichen Einzelstämme kein Band ausgeprägten Nationalgefühls zusammen, wohl ist es dank dieser Verhältnisse englischer kluger Politik bislang gelungen, dieses Riesenreich mit einer Handvoll Menschen zu meistern, indem sie einen Stamm gegen den andern ausspielt, indem sie eine geniale Regierungs- und Verwaltungsorganisation geschaffen hat, und durch die ernste, geschickte Tätigkeit der britischen Beamten; aber es machen sich nationalistische Bewegungen bemerkbar, ein erhöhtes Selbstbewußtsein beginnt sich bei den Indiern zu regen, sie fordern Anteil an der Regierung. Das ist noch keine Gefahr, aber doch ein Anzeichen! Die Bewegung kann einmal für England verhängnisvoll werden — und der Aufstand der „indischen Nation" würde den Verlust Indiens für England bedeuten. Mit Indien aber steht und fällt die britische Macht. — Die japanischen „Bundesgenossen" wühlen und wirken in Indien gleichsam „unter der Decke" für Ausdehnung ihrer wirtschaftlichen Beziehungen und schließlichen Vorherrschaft, wie in China und der Mandschurei; sie suchen in aller Stille japanischen Einfluß bei den Indiern geltend zu machen. So rührt die „japanische Freundschaft" an Großbritanniens Lebensnerv. Eine Abschwächung hat sie 1912, durch den Schiedsgerichtsvertrag zwischen England und den Vereinigten Staaten, schon erfahren, indem ersteres Japan gegenüber sich nicht mehr zur Hilfe gegen die Union verpflichtet hat. Ob die gelbe Freundschaft nach Ende des Bündnisvertrages weiterbestehen wird, erscheint fraglich. Daß sie sich in weiter Zukunft mit der großzügigen Politik Großbritanniens im Osten vertragen wird, ist unwahrscheinlich. — Während England seine Suprematie

Digitized by Google

zur See und Großmachtstellung in Europa durch die Neuverteilung seiner Seestreitkräfte mit allen Mitteln aufrecht erhält, ist es zielbewußt auch im Osten tätig. Seine ostasiatische Politik scheint auf das große Endziel der Vorherrschaft im gesamten indischen und Sunda-Archipel (einschließlich Niederländisch Indien) loszusteuern.

Birma und die südliche Malakkahalbinsel mit Singapore (Strait-Settlement) wie Nordborneo sind völlig in britischer Hand. Wie lange wird es dauern, bis der schmale Landzug zwischen Birma und Südmalakka unter britische Herrschaft kommt! — Ein kurzer Sprung, und der Halbkreis um die Bengalische See und die Malakkastraße ist geschlossen! Das Königreich Siam wird den auf hohem Nationalbewußtsein gestützten Entwicklungsgang des großbritischen Volkes und seine zielsichere Politik wohl erschweren, aber nicht aufhalten können. Der vorbereitende englische Einfluß hat in Siam schon eingesetzt. — Und dann weiter, nach den Sundainseln hinüber. Nicht ohne Grund baut England Singapore allmählich zum festen Stützpunkte aus; Befestigungen und Hafenanlagen werden im großen Stile erweitert und verbessert. Das militärische, maritime Schwergewicht wird von Hongkong nach Singapore verlegt werden. Kolonialgeschwader werden gebildet, schon jetzt sind die Kommandoverhältnisse der vereinigten australischen, indischen und ostasiatischen Seestreitkräfte geregelt, mit dem Commander-in-Chief, dem Admiral des englischen ostasiatischen Geschwaders an der Spitze. Kampfkräftigere Schiffe werden nach dem Osten geschickt; das Linienschiff „Swiftsure" ist, für den kleinen Kreuzer „Highflyer", Flaggschiff der ostindischen Station geworden, das Schwesterschiff „Triumph" als Reserve in Hongkong bestimmt. Auf die Sicherung des freien Weges nach dem Osten — Gibraltar, Malta, Aegypten, Aden, Colombo, Singapore — ist England mit allen Mitteln bedacht, eine Lebensbedingung seiner Weltpolitik im Osten. — Das holländische Kolonialreich auf dem Sundaarchipel ist morsch, es krankt an falscher Sparsamkeit des Mutterlandes, an falscher, kurzsichtiger Ausnutzung des Landes und seines Bodenreichtums, und vor allem am Mangel zielsicherer, weitblickender Politik und moralischer, durch Nationalbewußtsein getragener Arbeitsenergie seiner Leiter und Beamten. Die sittliche Kraft, das Einsetzen und Leben der Person für die Kolonie, wie sie bei den britischen Regierungsbeamten und Kaufleuten in reichem Maße zu finden ist, fehlt den Holländern. Letztere saugen das Land möglichst aus, um nach Erwerbung von Reichtum alsbald nach Europa zurückzukehren und dort in behaglicher Ruhe zu leben. Der Engländer betrachtet seinen Aufenthalt in der Kolonie als Lebensaufgabe. Die moralische Selbstzucht den Eingeborenen gegenüber und die Arbeitskraft der englischen Beamten ist über jeden Zweifel erhaben; von den Holländern dort im Osten kann man das nicht behaupten. So scheint der Ausgang eines späteren Zusammenstoßes beider Kolonialmächte nicht zweifelhaft. Der wirtschaftliche Einfluß der Briten in Holländisch-Indien ist jetzt schon unverkennbar — vielleicht vollzieht sich der Besitzwechsel unmerklich, ohne Donner und Blitz. Diese Inseln unter englischer Herrschaft würden vollwertig dem indischen Reiche

Digitized by Google

zur Seite stehen. — Die seit Ende des siebzehnten Jahrhunderts hervortretende ungeheuerliche Vernachlässigung der Seerüstung, welche die alte Weltmacht und Seegeltung Hollands gebrochen hat, will man jetzt wieder gutmachen — sehr post festum! Eine zur Untersuchung der Verteidigung von Niederländisch-Indien eingesetzte Kommission hat den Bau einer Flotte von 9 Großkampfschiffen, 6 Torpedokreuzern, 8 Zerstörern, 44 Torpedobooten und 22 Unterseebooten für notwendig erklärt, die auf die indischen und heimischen Gewässer zu verteilen ist. Ein englisches Marinefachblatt fragt hierzu: „Durch welche Macht Holländisch-Indien eigentlich bedroht sei und weshalb ein Teil der Flotte dort stationiert werden solle?" — sic! Die Frage dürften die Leiter der englischen Weltpolitik am besten beantworten können. Ein Erwachen der Niederlande aus ihrer Ohnmacht zur See wird aber jetzt den Flug großbritannischer Weltpolitik nicht mehr ablenken — höchstens erschweren können. Wann und ob die Weltlage und andre Machtfaktoren die Durchführung solcher Politik ermöglichen, ist eine andre Frage.

Ob nicht einst Japan, als Vorkämpfer und Führer der „gelben Gefahr", wirtschaftlich und politisch Großbritanniens Pläne durchkreuzen und eine andre Gruppierung der Großmächte verursachen wird?

Briefe des Fürsten Karl Anton von Hohenzollern an seine Gemahlin Josephine, geb. Prinzessin von Baden

Von

K. Th. Zingeler (Sigmaringen)

(Fortsetzung)

Berlin, den 6. November 1858.

Anbei schicke ich Dir die Zuschrift des Prinzen von Preußen an mich. Heute habe ich in Seine Hände den Eid auf die Verfassung abgelegt, und somit hat meine neue Lebenslaufbahn, einen wichtigen Abschnitt in meinem Leben, begonnen. — Es versteht sich, daß ich nicht den Titel als „Ministerpräsident" führen kann, ich bleibe lediglich „Fürst von Hohenzollern" (Generalleutnant und kommandierender General) und bin nur mit dem Präsidium beauftragt, eine Nuance, die meiner Stellung ich schuldig bin und welche der Prinzregent sehr richtig betont hat. Karl Anton.

Es handelt sich um das Schreiben, das der Prinzregent am 5. November an den Fürsten richtete, in dem er seine Genugtuung ausspricht, daß der Fürst ein neues Ministerium bilden wolle, und so übertrage er ihm das Präsidium des Staatsministeriums.

*

Digitized by Google

Berlin, den 9. November 1858.

... Endlich komme ich nach und nach zur Ruhe, und heute ist der erste Abend, den ich ein wenig plaudernd mit Dir zubringen kann, um meinem Herzen ein wenig Luft zu machen. Bis jetzt geht alles gut, et tout le monde est rempli de procédés pour moi. Man anerkennt das enorme Opfer, welches ich gebracht, und ich bin, ohne deswegen nur im mindesten den Kopf zu verlieren, le héros du jour.

Ich will Dir bis jetzt meine Tageseinteilung erzählen.

Nach 7 Uhr stehe ich auf, trinke meinen Kaffee und rauche meine Zigarre, denn schon um 8 Uhr bis 11 Uhr habe ich immer Audienzen. Von 11 Uhr bis 1 Uhr gehe ich zum Regenten, um mit ihm zu arbeiten. Von 1 bis 2 Uhr expediere ich die Minister, von 2 bis 4 Uhr reite ich spazieren oder mache Bewegung. Um 4 Uhr esse ich entweder auswärts oder allein zu Hause mit Karl und Osten, gestern mit Leopold. Von 5 bis 8 Uhr arbeite ich und um 8 Uhr gehe ich zu Karl bis 10 Uhr, wo ich immer regelmäßig schlafen gehe. Ich habe ein deliziöses Appartement (diese Wohnung befand sich in der Beletage des königlichen Schlosses, zwischen der Schloßfreiheit und dem Schloßplatze), groß, gesund und sehr heimlich. Das danebenstoßende Doubleappartement ist für Dich bestimmt, und wir können chambre à chambre wohnen. Man erwartet Dich zum 19., am 21. ist sodann der Geburtstag der sehr starken Prinzeß Friedrich Wilhelm, für welche in acht Tagen schon die Gebete bestellt werden.

Bis jetzt fühle ich mich ganz au niveau meiner Stellung, und selbst die verwickeltesten Geschäfte und Ansichten habe ich bereits zu jedermanns Zufriedenheit gelöst, auch schon Memoiren für Innen und Außen geschrieben, die alsbald gebilligt worden sind. Je suis en excellente position. An die Königin habe ich nach Meran geschrieben; ich zeige mich mit offenem Visier im feindlichen Lager und halte es für geboten, schnurstracks entgegenzugehen.

Die Presse beschäftigt sich viel mit mir, namentlich die „Allgemeine Zeitung". Ich bleibe dabei ganz nüchtern und bin seinerzeit mit ruhigem Gewissen auch auf das Gegenteil gefaßt. Taktlos jedenfalls in der „Allgemeinen Zeitung" sind die Anspielungen auf französische Heiratsgedanken wegen Stephanie. Ich kann nichts dafür!! Ich schreibe heute Deiner Mutter ebenfalls ein paar Zeilen.

In Düsseldorf und am Rhein soll man ganz den Kopf verloren haben. Ich weiß noch nicht, wer mein Nachfolger in der Division werden wird; ich habe heute einen Scheidegruß an Düsseldorf erlassen ... Karl Anton.

Es ist gesagt worden, Napoleon III. habe die Absicht gehabt, Stephanie von Hohenzollern zur Gemahlin zu nehmen. Die Prinzessin war zwar erst fünfzehn Jahre alt, als Napoleon die Gräfin Eugenie Montijo im Januar 1853 heiratete. Wie dem auch sei, Stephanie war im Geiste früh gereift, dabei durch und durch deutschgesinnt, so daß sie diese Verbindung nicht wollte. Noch in dem Jahre 1859 — sie starb bekanntlich 1859, gerade zweiundzwanzig Jahre alt, als Königin von Portugal — schrieb sie ihrem Bruder Karl: „Preußen als

Digitized by Google

Großmacht muß jetzt endlich mit Entschiedenheit auftreten, um der Willkür des französischen Kaisers einmal ein Ende zu machen. Es ist empörend, daß das Wort eines Mannes ganz Europa Krieg oder Frieden diktieren soll."

Die Düsseldorfer hatten umsonst gebangt, Karl Anton zu verlieren. Der Fürst blieb in Düsseldorf und siedelte später, als er den Vorsitz des Ministeriums niedergelegt hatte, 1862, wieder ganz über, zumal er 1863 Militärgouverneur der Rheinprovinz und Westfalens wurde mit dem Sitz in Düsseldorf.

Am 27. Januar 1859 kam die Prinzessin Friedrich Wilhelm nieder. Der Prinz, den sie gebar, ist der heutige Kaiser und König Wilhelm II.

Osten war der Adjutant des Fürsten.

*

Berlin, den 15. November 1858.

... Schreibe oder telegraphiere mir umgehend, ob Du glaubst, zum 19. hier sein zu können, am 21. ist sodann der Geburtstag der Prinzeß Friedrich Wilhelm, zu welchem auch ihr Bruder, der Prinz von Wales, erwartet wird. Außer zwei Diners wird es wohl nichts Größeres geben. Am 19. großes Diner zu hundert Couverts beim Prinzen von Preußen, am 21. November Familiendiner bei Prinzeß Friedrich Wilhelm in ihrem Palais, was zugleich eingeweiht werden soll; hiernach sich mit Toilette einzurichten. Du wirst, denke ich, Fräulein v. Lindheim (Hofdame) und Maercken (Kammerherr) mitbringen.

Mit Leopold und Karl habe ich eingehend gesprochen, und sie begreifen mein Opfer und die geschichtliche Bedeutung meiner Hingebung an den Thron und das Vaterland, die allerdings alle kleinlichen Rangfragen überdauern wird. Sie sind nunmehr ganz beruhigt. Es sollen solche Aeußerungen — gegen die Annahme des Vorsitzes — namentlich von Herrn v. Bennigsen herrühren, der sie wohlmeinend, aber unüberlegt vor den Kindern getan hat.

In Düsseldorf wirst Du gewiß noch die Auffassungen des Herrn v. Werner zu bekämpfen haben, der, soweit ich richtig fühle, meinen Schritt sehr zu bedauern scheint. Es sind das, wie ich glaube, katholische Kurzsichtigkeiten, Parteibeurteilungen.

Meinen gestrigen Sonntag Abend habe ich allein mit Leopold und Karl zugebracht. Wir machten einen Whist zu drei, ganz gemütlich bis 10 Uhr. Vorher waren wir bei einem nicht sehr ansprechenden Familiendiner ...

Karl Anton.

Karl Anton war der erste Vorsitzende im preußischen Ministerium, der der katholischen Konfession angehörte. — v. Bennigsen war der militärische Begleiter des Prinzen Karl.

*

Berlin, den 19. November 1858.

... Unter den obwaltenden Umständen begreife ich vollkommen, daß es Dir nicht möglich gewesen ist, hierherzukommen. — Ich würde in acht Tagen nach Düsseldorf auf kurze Zeit kommen können und nochmals wieder auf Weihnachten; sodann könntest Du im Januar auf etwa vier Wochen hierherkommen. Wenn

Digitized by Google

ich dann Ostern wieder nach Düsseldorf käme, so ginge der Winter herum und vielleicht bin ich zum Frühjahr erlöst von meiner schweren Stellung, wo wir sodann wieder in häuslichem Frieden zusammen sein könnten, um uns nicht mehr zu trennen. Karl Anton.

Die Hoffnung des Fürsten, im Frühjahr 1859 von seinem verantwortungsvollen Posten zurücktreten zu können, sollte sich sobald nicht verwirklichen.

*

Berlin, den 22. November 1858.

... Gestern war Geburtsfest der Prinzeß Viktoria in ihrem neuen Palais. Prinz Wales war angekommen. Er war soeben mit dem Prinzen Friedrich Wilhelm bei mir. Dein Bukett für Prinzessin Viktoria hat Sensation gemacht. Il était magnifique.

Soeben erhalte ich meine Ernennung zum kommandierenden General vom VII. Armeekorps. General v. Roon hat meine Division bekommen. Herr Archivrat Maercker war gerade bei mir, um zwei Blätter des „Mannheimer Journals" zu bringen vom 13. und 14. November über meine Stellung zum Staate in Preußen.

Karl Anton.

Diese zwei Aufträge, klar und inhaltsreich, waren von dem Geschichtsprofessor Dr. Haeusser an der Universität Heidelberg, einer der Führer der Badener Liberalen, mit dem Karl Anton in Briefwechsel stand. (Siehe Karl Anton von Hohenzollern. Von K. Th. Zingeler, Deutsche Verlags-Anstalt, S. 99 und 112 f.)

*

Berlin, den 6. Dezember 1858.

... Man ist so überaus gütig und rücksichtsvoll für mich, daß ich nicht umhin kann, das Opfer zu bringen. Ich bin unberufen sehr wohl. Gestern promenierte ich drei Stunden mit Karl im Tiergarten. Du siehst, daß ich Bewegung mache.

A propos, der König Don Pedro hat die Masern. Kanitz telegraphierte es gestern hierher. Wenn nur Stephanie nicht angesteckt wird ...

Karl Anton.

*

Berlin, den 7. Dezember 1858.

... Anliegend ein Brief von Joachim, der mich sehr in Verlegenheit setzt. Ablehnen läßt sich sein Begehren, mich zu sehen, unmöglich. Er würde es als Stolz meiner Seite auslegen, was gewiß nicht der Fall ist, während die Gründe, die mir sein Kommen nicht wünschenswert erscheinen lassen, in deutsch-österreichisch-italienischen Verhältnissen liegen. L'arrivée d'un partisan passionné de la jeune Italie et de la politique de la maison de Savois, jetterait de l'umbrage dans les régimes diplomatiques. Bevor ich antworte, will ich Deine Ansicht hören, schreibe mir umgehend, damit ich übermorgen antworten kann.

Karl Anton.

Digitized by Google

Joachim Pepoli, ein Verwandter des Fürsten, Gatte der Prinzessin Frida von Hohenzollern, einer Schwester von Karl Anton, war von Mutterseite ein Enkel Murats. Er war leidenschaftlicher italienischer Patriot und 1859 Präsident der provisorischen Regierung, als welcher er den Anschluß in Sardinien betrieb. Man kann sich denken, daß es für den preußischen Ministervorsitzenden höchst unangenehm war, Pepoli zu empfangen, wenn er auch dessen Schwager sich nannte.

Schon am 9. November schrieb Karl Anton seiner Gemahlin in derselben Sache:

... Ich kann als Staatsmann und Diplomat unmöglich Joachim sagen, daß wegen Oesterreich und Italien ich ihn nicht gern in Berlin empfange; denn er würde es sofort dem Prinzen Napoleon sagen, der daraus schließen würde, daß Preußen nicht für, sondern gegen Frankreich wäre, falls es zwischen beiden Ländern zu einer größeren Verstimmung komme, als es jetzt der Fall ist.

Man kann sich im voraus über solche Sachen nicht aussprechen, noch weniger die Hände binden. Mündlich kann ich ihm Andeutungen machen, aber schriftlich niemals.

Es ist wirklich hart, wenn man seinen eignen Verwandten gegenüber Diplomatie spielen muß und kein angenehmes laisser aller beobachten kann ...

Karl Anton.

*

Berlin, den 13. Dezember 1858.

Ich danke Dir für Deinen Morgengruß! Gestern Sonntag war ich mit Leopold und Karl zusammen am nachmittag bis abends 10 Uhr, wir aßen auch bei Prinzeß Friedrich Wilhelm en famille. Von der Kaiserin von Rußland sind beunruhigende Nachrichten angekommen; sie hat eine Lungenentzündung; ihr Tod wäre ein großer Schlag für das vergnügungssüchtige Berlin. Den Prinzen von Preußen würde es sehr angreifen.

Ich schicke Dir einen Brief des Erzbischofs von Bordeaux mit der großen Bitte, Du möchtest mir die Antwort aufsetzen. Ich habe keine Zeit dazu, und Dir wird es nicht schwerfallen, einige verbindliche Phrasen zu schreiben, die allerdings auf seinen langen Brief nicht zu kurz sein dürfen ...

Karl Anton.

Kardinal Ferdinand Donnet, Erzbischof von Bordeaux, hatte, ein bemerkenswerter Umstand, dem Fürsten zur Uebernahme des Vorsitzes im preußischen Ministerium beglückwünscht und viele Hoffnungen an des Fürsten Tätigkeit daran geknüpft.

Ueber Weihnachten war Karl Anton mit seinen beiden ältesten Söhnen Leopold und Karl in Düsseldorf. Vor Neujahr reiste er wieder ab. Schon zu Neujahr sandte er der Fürstin einen Neujahrsgruß. Sodann begann sein sehr regelmäßiges Briefschreiben wieder. Auch von 1859 geben wir nur die wichtigsten Briefe und aus diesen das allgemein Interessante.

Digitized by Google

Berlin, den 18. Februar 1859.

... Diesen Brief schreibe ich im Herrenhause während einer äußerst langweiligen Sitzung, und ich bin sehr froh darüber, daß mir wenigstens außerhalb meines Zimmers mehr Zeit zu Gebote steht, als innerhalb desselben. Mein Leben gleicht sich stets, nur die Abende mache ich mir bequemer und habe einzelne Soireen nicht besucht, wofür ich meine freie Zeit bei Karl zugebracht habe. Gestern ist der Großherzog zu Schwerin angekommen in Angelegenheit seines Bruders, des Herzogs Wilhelm, den Du nunmehr zu Düsseldorf zu sehen den Vorzug haben wirst. Er ist zum 11. Husarenregiment versetzt und wird bald dahin abgehen.

Gestern habe ich nach Tisch bei Prinzeß von Preußen, der Gräfin Hacke, einen Besuch gemacht. Sie klagt viel über die Prinzeß von Preußen, obgleich sie ihr sehr attachiert ist. Ich suchte sie zu kalmieren und namentlich dahin zu beschwichtigen, daß sie nicht nach außerhalb davon spreche; denn der Ruf der Prinzessin ist, was eine politische Notwendigkeit ist, intakt zu bewahren. Unter ihrem Ruf verstehe ich selbstverständlich nur jenen über ihren Charakter; denn über etwas andres steht sie ganz erhaben da.

Du wünschest zu wissen, was die Prinzeß mit mir über Dich gesprochen habe — es war nur Anerkennendes und ihr Bedauern über Deine Schwerhörigkeit, wodurch Du nicht so in der Außenwelt aufträtest, wie vermöge Deiner geistigen Fähigkeiten, Deines feinen Gefühls Du sonst auftreten würdest.

In der politischen Welt ist es zur Zeit ruhig, und es wehen gegenwärtig Friedenslüfte. Wie lange? kann niemand wissen. — Heute ist Familiendiner bei Prinz Karl, ich muß deshalb schließen und nach Hause gehen; ich sende Dir einen langen, herzlichen Kuß usw. Karl Anton.

Die Fürstin setzte in Düsseldorf das gastliche Haus der Hohenzollern überhaupt fort. Häufig kam sie in Gelegenheit, größere Diners zu geben. Von Interesse ist, daß sie damals schon schwerhörig war, was sich mit den Jahren noch steigerte.

Berlin, den 18. Februar 1859.

Fortsetzung von gestern!

Das Diner en famille war recht interessant. Prinzeß Clementine ist sehr artig, auch eine stattliche Frau, ziemlich stark und sehr prononcierte Züge à la Marie Antoinette! Prinz August, der Bruder des Königs Ferdinand, ißt nicht viel. Zwei Söhne waren mit, recht artige, gutgezogene Kinder von fünfzehn und dreizehn Jahren. Abends war ich nicht bei Radziwill, sondern beim Tee der Prinzeß von Preußen.

Prinz August von Koburg geht zur Vermählung nach Lissabon. Man spricht viel von Stephanie und äußert sich günstig über sie. König Ferdinand kann nur Gutes über sie nach Lissabon schreiben.

König Leopold hat in Erwägung der politischen Lage auf sein Herkommen verzichtet. Es ist mir persönlich leid, obgleich es für das Allgemeine vielleicht besser ist à causes des ombrages.

Digitized by Google

Neues gibt es eigentlich nichts, nur werden die Friedenshoffnungen stets schwächer, obgleich Lord Cowley ziemlich günstig nach London berichtet hat. In Wien aber hat man anscheinend den Kopf verloren, und der Kaiser Franz Joseph will jetzt auf einmal den Degen ziehen. Er sollte sich doch wohl hüten ...

Karl Anton.

Prinzessin Clementine war die Mutter des jetzigen Königs von Bulgarien, während König Ferdinand, ebenfalls ein Koburger, Vater des Königs Dom Pedro V. von Portugal war, mithin der Schwiegervater der Königin Stephanie.

Lord Cowley war damals englischer Botschafter in Paris.

*

Berlin, den 24. Februar 1859.

... Die auswärtigen Angelegenheiten scheinen sich immer mehr zu embrouillieren und die Friedenshoffnungen hängen nur noch an dünnen Fäden. Doch ist alles noch möglich. Frappant war mir die folgende Mitteilung des Herrn v. Savigny, der vor zwei Tagen hier ankam und tags zuvor Deine Mutter in Mannheim gesprochen hatte. Deine Mutter ist über die Haltung Preußens sehr enchantiert, namentlich der Artikel der „Preußischen Zeitung", welchen sie in der „Allgemeinen Zeitung" gelesen hatte. Im Falle Du ihn übersehen hättest, schicke ich Dir denselben nochmals. Sie ist sehr beunruhigt über die auswärtige Lage. Nach Paris geht sie keinenfalls, weil man sie dort nicht sehen wolle. Ich verstehe das nicht. Doch Deine Mutter hat es gesagt. Herr v. Savigny geht als Gesandter nach Dresden.

Zur Taufe am 5. März kommt wahrscheinlich König Leopold von Brüssel her. Es wird interessant sein, ihn hier zu sprechen, namentlich für mich.

Karl Anton.

Am 5. März wurde Prinz Wilhelm getauft.

*

Berlin, den 8. März 1859.

... Die Verhältnisse drängen wieder nach Frieden. Prinz Napoleon ist abgetreten, und der Kaiser scheint die goldene Brücke des Rückzugs betreten zu wollen, welche ihm Preußen und England gebaut haben. Deine Mutter wird wieder frischer aufatmen. Ob alles jedoch von Bestand sein wird, dies weiß nur die Vorsehung. Für den Moment wehen gleich Frühlingslüfte Friedenslüfte.

Die Taufe war schön, aber langdauernd. Das Diner dauerte furchtbar lange, so lange beinahe wie meine heutige Sitzung, welche von 11 Uhr bis 4 Uhr währte, an deren Schluß ich Dir diese Zeilen eiligst schreibe, denn um $4^1/_2$ Uhr ist heute kleines Diner bei Prinz Friedrich Wilhelm, wobei ich eigentlich die Wöchnerin genauer wiedersehen werde.

Bei der Tauffeier war sie während des heiligen Akts und bei der Defiliercour sichtbar. Sie schien mir blühenden Teints.

Eigentlich Neues weiß ich Dir gar nichts zu schreiben — von den Ge-

Digitized by Google

schäften in Gesellschaften und von Gesellschaften zu den Geschäften, dies bis jetzt meine Dir wohlbekannte Lebensweise.

Karl ist gestern zum Maskenball nach Dessau abgereist. Leopold konnte nicht wegen Inspektion. Karl hat ein prachtvolles Kostüm als Türke gemietet und wird als solcher hoffentlich sein Glück gemacht haben. Ich sehe ihn noch nicht wieder. Werner, der morgen nach Düsseldorf zurückkommt, wird die Details mitbringen ... Karl Anton.

*

Berlin, den 13. März 1859.

... Gestern machte ich mit Karl eine große Fußpromenade und abends war Soiree bei Prinzeß von Preußen — petit circle — wobei Kaplan Bock sein Werk über die Reichskleinodien zeigte und einen sehr amüsanten Vortrag hielt mit seinem prächtigen Feuer und fieberhaften Agitieren, welchem der Prinz und die Prinzessin mit gespanntestem Interesse folgte. Elisabeth Fürstenberg schien sich aber sehr zu ennuyieren. Für den guten Karl Fürstenberg war es ein neues Feld der Belehrung, er spitzte wenigstens beide Ohren.

Man blieb beinahe bis 12 Uhr, während Bock die gesamte Konversation beherrscht. Ich habe mit meiner Rekommandation viel Ehre eingelegt.

Details aus Venedig sprechen über den Tod der armen Fürstin Windischgrätz. Sie hatte aus Anlaß von Kopfschmerzen Chloroform genommen und wahrscheinlich das Mittel über Gebühr gebraucht. Man sieht, wie gefährlich es ist, solche Mittel als Hausmittel zu gebrauchen, ohne Zuziehung eines Arztes. Es ist zu traurig, an einer Unvorsichtigkeit sterben zu müssen.

In der Politik sieht es immer noch unklar aus. So viel ist sicher, daß Oesterreich jetzt am meisten zum Kriege drängt, weil der Zustand des Abwartens für seine Finanzen ungünstiger ist als der Krieg selber.

Wir lassen uns übrigens nicht drängen und werden unsre Unparteilichkeit bewahren. In den kleineren Ländern wie Württemberg und Baden fängt man schon an sich zu kalmieren und zu Preußen hinzuneigen ...

Karl Anton.

*

Berlin, den 18. März 1859.

Morgen ist Dein Namensfest, welches ich im Geiste mit Dir feiern werde. Empfange den Inbegriff meiner zärtlichsten Wünsche aus vollstem Herzen und vollster Seele. Gott mit Dir auf allen Wegen! Es ist eine große Entbehrung, Dir nicht mündlich alles das sagen zu können, was mein Herz empfindet, aber es ist das fortgesetzte Opfer der Pflicht, was anderseits wieder einen Trost verleiht, wenn die Empfindungen und Gefühle zu stark nach einer Seite stürmen. In den Entbehrungen der Gegenwart liegt der Keim einer sorgenfreien Zukunft, und, so Gott will, eines ungeteilten häuslichen Glückes, das im Glück der Kinder und ihrem Gedeihen die höchste Befriedigung erhalten soll. Empfange als Angebinde zu Deinem Feste ein Album, von Anton Dir in meinem Namen zu übergeben. Es soll Dich an vergangene Zeiten erinnern, wo die Blüte unsrer

Digitized by Google

Häuslichkeit im höchsten stand, nicht aber die Blüte unsrer Liebe, die von Tag zu Tag wächst und in der erneuten Trennung eine wahrhafte Stütze und Bekräftigung erhält. Die Photographien sind wunderbar schön, und Du wirst der vergangenen Zeiten Dich erinnern.

Karl ist sehr wohl; ich bringe die Abende meist mit ihm zusammen zu. Heute abend treffen Großherzog und die Großherzogin von Baden hier ein. Ich freue mich recht auf das Wiedersehen, denn der Großherzog namentlich beobachtet unter den deutschen Fürsten die vertrauungsvollste und korrekteste Haltung gegen Preußen.

Die Situation ist wieder sehr alarmierend, und ich weiß wahrlich nicht, wie wir um den Krieg herum kommen sollen. Die Krisis ist ganz *nahe*, und in wenigen Tagen, wie Lord Cowley den Kaiser gesprochen haben wird, wird es hell werden, d. h. man wird wissen, woran man ist. Oesterreich ist kaum mehr zu bändigen. Preußen wird ruhig und korrekt bleiben, aber dennoch vielleicht eine bewaffnete Stellung einnehmen müssen. Hoffen wir das Beste!

... Soeben war der brasilianische Gesandte bei mir in großer Gala, um im Namen des Kaisers von Brasilien den Südkreuzorden mir zu überreichen, was eine sehr artige Attention ist.

Der Tod der Fürstin Windischgrätz an Chloroform bestätigt sich vollkommen. Sie hatte Zahnkopfschmerzen, nahm Chloroform auf ihr Taschentuch, legte es auf den Mund und schlief ein, um nicht mehr zu erwachen.

Die Großherzogin-Mutter soll auffallend gefaßt sein — ob Resignation, ob Oberflächlichkeit, wird nicht gesagt.

Heute war ich bei prachtvollem Wetter mit Prinzeß von Preußen bei Borsig in den Gewächshäusern. Ich ritt hin und gab ihr dort Rendezvous.

Und nun, meine teuerste Josephine, umarme ich Dich von Herzen am Vorabende Deines Namenstags, küsse Dich zärtlich und bleibe stets Dein

Karl Anton.

Wie hart sollte sich der Fürst täuschen! Oder war es keine eigne Täuschung? War es nur, um der sehr zartbesaiteten Gattin Liebes zu sagen als er davon sprach, daß ein „ungeteiltes, häusliches Glück" ihnen die Zukunft bescheren sollte? Karl Anton war ja zu klug, zu weitschauend, als daß er geglaubt hätte, des Lebens Sonnenschein würde ihm und der teuern Frau an seiner Seite stets treu bleiben. Schon das Jahr 1859 sollte ihnen einen schweren Schicksalsschlag bringen und das Jahr 1866 bittere Erfahrungen.

Wie Karl Anton an dem Großherzog Friedrich I. von Baden hing, wie er diesen hervorragenden Mann verehrte, das habe ich im Mai- und Juni-Heft der „Deutschen Revue" dargelegt. — Die Großherzogin von Mecklenburg ist gemeint.

*

Berlin, den 22. März 1859.

... Die politische Situation ist, obgleich im allgemeinen friedlicher — doch noch immer sehr unklar. Man wünscht jetzt *entschieden* in Oesterreich den

Digitized by Google

Krieg, weil die Spannung der Verhältnisse aus Finanzrücksichten für den Kaiserstaat unerträglich ist und die Gegenwart daher ebenso schädlich wirkt, wie eben nur ein Krieg wirken könnte. Die Mission des Lord Cowley ist ebenfalls wegen ihres Gelingens sehr unklar, und bevor er nach London zurückgekehrt sein wird, wird die Lage der Dinge ebenfalls nicht klar werden.

Also Geduld und Hoffnung, wenn auch noch nirgends Gewißheit. Preußen wird eine Zeitlang einen schweren Standpunkt zu behaupten haben, weil einesteils das Drängen Oesterreichs und der deutschen Staaten nicht aufhören wird, andernteils Frankreich und Sardinien eine strenge Neutralität verlangen werden, welch letztere wir nicht akzeptieren dürfen, sofern Deutschland bedroht wird. Wenn letzteres nicht der Fall, so kann der Friede vielleicht aufrechterhalten bleiben.

Jedenfalls ist die letzte Moniteurnote nicht derart, um allenthalben Beruhigung zu verschaffen. Sie ist kein Meisterstück eines diplomatischen Calmants.

Heute war eine heftige Sitzung im Herrenhaus; Du wirst die Details lesen. Herr v. Kleist-Rezow war maßlos in seiner Rede, wurde aber vom Fürsten Hohenlohe zur Ordnung gerufen. Es war sehr interessant und pikant. A propos, erkundige Dich bei Maler Lasinsky, ob die Kopie des Hohenzollernbildes fertig ist, die ich zum Geburtstag des Prinzen von Preußen diesem zu schenken gedenke.

Großherzog von Weimar ist wieder abgereist; er war sehr amikal und vertrauungsvoll mit mir und hat mir sehr gedankt für das von ihm hochanerkannte Opfer, das ich bringe. Herzog von Koburg geht morgen wieder zurück. Der Tod der Fürstin Windischgrätz ist ein großer Schlag. Ihr Mann war in Wien abwesend. Der Großherzog und Prinz Wilhelm von Mecklenburg sind gestern nach Venedig abgereist.

Karl Anton.

*

Berlin, den 24. März 1859.

... Lese die „Allgemeine Zeitung" von vorgestern über die Haltung Preußens. Es ist doch gar zu fanatisch österreichisch und verletzend für Preußen. Die Leute haben vollkommen den Kopf verloren und wollen uns für ihr liebes Oesterreich, selbst für seine Fehler, in den Krieg stürzen. Die Nachrichten wegen des Kongresses bestätigen sich, aber man kann noch nicht mit Bestimmtheit sagen, was daraus werden wird. Ich glaube vorerst noch nicht an die Möglichkeit einer friedlichen Beilegung, doch da ich keine providentielle Eigenschaften besitze, ist das Gegenteil leicht möglich. Prinz Solms ist gestern auch hier angekommen. C'est un bon garçon und ich glaube, uns aufrichtig zugetan ...

Karl Anton.

Prinz Solms war bei der Gesandtschaft in Paris.

(Fortsetzung folgt)

Digitized by Google

Vor und nach dem Friedensschluß von Bukarest

Aufklärungen über die Stellung Oesterreich-Ungarns zur Türkei und zu den Balkanstaaten

Von einem österreichischen Staatsmann a. D.

Der Abschluß des Berliner Vertrags war für den europäischen Orient der Beginn eines längeren Zeitraums relativer Ruhe. Allerdings blieb im Lauf dieser durch drei Jahrzehnte währenden Epoche der Friede nicht ungestört; allein weder die durch einen unblutigen Aufstand vollzogene Fusion Ostrumeliens mit Bulgarien und die mit diesem Ereignis in ursächlichem Konnex stehenden kurzen Kriege, erst zwischen Serbien und Bulgarien, dann zwischen Griechenland und der Türkei, noch auch die Emeuten, welche bald da, bald dort im Osmanischen Reich aufflackerten, veränderten die wesentlichen Umrisse der durch den europäischen Areopag im Jahre 1878 auf der Balkanhalbinsel geschaffenen politischen Organisation. Im Zusammenhang mit den vorausgegangenen internationalen Vereinbarungen über den Orient betrachtet, stellt sich der Berliner Vertrag als deren organische Fortsetzung, als eine weitere Etappe des historischen Prozesses dar, welcher, mit dem Niedergang der türkischen Macht beginnend, erst die territoriale Ausdehnung der angrenzenden Großstaaten Oesterreich und Rußland, dann, vom Anfang des vorigen Jahrhunderts ab, das Emporsteigen der christlichen Balkanländer zur Folge hatte. Ebenso wie Griechenland, dem schon bei Begründung dieses Staatswesens volle Souveränität zuerkannt worden war, erhielten die nunmehr zum Rang unabhängiger Staaten erhobenen Fürstentümer Rumänien, Serbien und Montenegro einen Gebietszuwachs, Bulgarien und Ostrumelien wurden als autonome Gebiete organisiert, Bosnien der österreichisch-ungarischen Verwaltung unterstellt, während in den der Pforte verbleibenden europäischen Gebietsteilen zeitgemäße Reformen unter der Kontrolle der Mächte durchgeführt werden sollten.

Diese letztere Stipulation bildete unstreitig einen der heikelsten Punkte des auf dem Berliner Kongreß geschaffenen Werkes; ihre praktische Verwirklichung stieß auf Hindernisse aller Art, deren Ursache billigerweise wohl nur zum Teil in dem angeblich übeln Willen der Pforte, der Hauptsache nach aber in der offensichtlichen Schwierigkeit der zu lösenden Aufgabe zu suchen ist. Gleichviel, in welchem Maße die türkische Regierung für die Unzulänglichkeit der Reformen verantwortlich sein mag, so steht fest, daß die Balkanstaaten — von ihrem Standpunkt aus sicherlich mit Recht — die Lage ihrer Stammesgenossen jenseits der Grenze mit steigender Ungeduld empfinden mußten, ebenso daß auch außerhalb der Balkanländer stets lauter werdende Klagen über die Rückständigkeit der türkischen Verwaltung sich vernehmbar machten. Die an letzterer geübte abfällige Kritik verdichtete sich da und dort zu dem Axiom, es sei den Macht-

Digitized by Google

haben in Konstantinopel überhaupt die Fähigkeit abzusprechen, ihren christlichen Untertanen ein menschenwürdiges Dasein zu gewährleisten, die Abhilfe könne daher nur durch Anwendung radikaler Mittel gefunden werden. Angenommen, diese keineswegs als richtig erwiesene Behauptung wäre begründet, so würde daraus allerdings folgen, daß das türkische Regime sich außerstande zeige, den Aufgaben zu genügen, welche die nahe Berührung so disparater Kulturkreise wie der christliche und der mohammedanische an die Verwaltung stellen; allein daß gerade die christlichen Balkanstaaten ausnahmslos berechtigt wären, in dieser Hinsicht sich für wesentlich besser zu halten, ist angesichts so mancher dort vorgekommenen Manifestation von konfessionellem und nationalem Fanatismus füglich zu bezweifeln. Wie dem auch sei, die unter europäischer Mitwirkung durchgeführte Neuorganisation der Gendarmerie, die Verbesserung des Finanz- und Justizwesens hatten nicht Zeit, sich einzuleben, der Reformversuch blieb Stückwerk; es ist daher eine offene Frage, ob die vollständige Durchführung des Programms geeignet gewesen wäre, die daran geknüpften Erwartungen zu erfüllen.

Das vorzeitige Ende der Aktion sowie überhaupt der Beginn eines neuen Abschnitts in der Geschichte der Orientfrage werden durch zwei Ereignisse markiert; das eine ist der Sturz der durch dreißig Jahre in der Person des Sultans Hamid verkörpert gewesenen Regierungsmethode und die Wiederherstellung der türkischen Konstitution, das andre die nach der Entrevue von Reval sinnfällig werdende Aenderung der Balkanpolitik der Tripelententemächte.

Allenthalben mit lautem Enthusiasmus begrüßt, als vermöchte das Verfassungsregime in der Türkei wie mit einem Zauberschlag die bestehenden nationalen und konfessionellen Gegensätze auszugleichen und eine Aera reellen Fortschritts anzubahnen, zeigten sich die neuen Machthaber nur zu bald den ihrer harrenden schweren Aufgaben nach keiner Richtung gewachsen. Anstatt der erhofften Besserung der politischen Verhältnisse trat das Gegenteil ein. Hatte die unleugbare Geschicklichkeit des entthronten Sultans, die Balkanstaaten gegeneinander auszuspielen, sein Festhalten an strammer religiöser und militärischer Disziplin, sein im Lauf einer langen Regierung erworbenes Prestige die Aspirationen der türkischen Nachbarländer zurückgedämmt, so konnten diese ihnen jetzt freien Lauf lassen, wo in der Türkei ein Schattenherrscher nominell regierte, Phrasenhelden das große Wort führten, das Gefüge der Wehrmacht durch wiederholte Offiziersrevolutionen gelockert ward.

Diese für die Türkei schon genug bedenkliche Situation gestaltete sich noch kritischer, als die bis dahin für die Pforte im ganzen wohlwollende Politik Englands neue Wege einschlug. Sie führten dahin, daß das europäische Konzert außer Spiel trat und daß die beiden Machtgruppen Dreibund und Tripelentente dessen Stelle einnahmen. Die Divergenz der Interessen und politischen Ziele dieser Machtgruppen äußerte sich auch in der Behandlung des Orientproblems und mußte ihre in kontrastierender Richtung tätigen Kräfte nach außen wirkungslos machen. Auf diese Weise entglitt die Führung der Orientpolitik

Digitized by Google

der vordem maßgebend gewesenen höchsten Instanz, dem Willen des geeinten Europas; die Balkanstaaten konnten, indem sie diesen als ausgeschaltet ansahen, frei von allen andern Rücksichten so handeln, wie ihr Interesse es ihnen geraten erscheinen ließ.

Unter solchen Umständen lag die Eventualität eines bewaffneten Konflikts auf dem Balkan nahe genug. Dennoch wäre er kaum so bald zum Ausbruch gekommen, hätten nicht bestimmte Ereignisse, sowenig sie in direkter Verbindung mit den Balkanfragen selbst standen, beschleunigend gewirkt. Das eine war der Krieg, den die Türkei seit Jahresfrist mit Italien zu führen und der einen namhaften Teil ihrer militärischen Kraft gebunden hatte. Die Verlegenheit der Pforte, dies lag auf der Hand, bot den Balkanstaaten die beste Gelegenheit. Das zweite der erwähnten, für die Entwicklung der Dinge noch ungleich bedeutsamere Ereignis war der Abschluß der Balkanallianz. Wie immer man die Haltung jener Faktoren beurteilen mag, welche diese politische Kombination ins Leben riefen, wieviel Unaufrichtigkeiten und Hintergedanken dabei im Spiel waren und wie sehr das jetzt vorliegende Endergebnis für die Autoren der geschickt ersonnenen Idee zur geschichtlichen Ironie wurde — unter allen Umständen ist das Werk der Urheber dieses Bundes als ein diplomatisches Meisterstück seiner Art zu betrachten.

Wir waren eben Zeugen des zwischen den Alliierten von gestern wegen der Verteilung der Siegesbeute mit grauenvoller Wildheit geführten Kampfes, eines Kampfes, der mehr Blut kostete als der unmittelbar vorausgegangene gegen den gemeinsamen Feind. Der Abgrund von Leidenschaft, in den jener Krieg Einblick gewährt, läßt die Schwierigkeiten ahnen, welche sich dem Abschluß des Bündnisses entgegengestellt hatten. Daß der als neuer Machtfaktor gedachte Balkanbund alsbald und wohl für geraume Zeit zerfallen, daß der Löwenanteil politischen Gewinnes aus der letzten Krise gerade den nichtslawischen Ländern Rumänien und Griechenland zukommen sollte, dürften jene Faktoren, die der Allianz zu Gevatter gestanden waren, freilich nicht vorausgesehen haben.

Noch ist die Frage der südlichen Begrenzung Albaniens im Detail zu regeln, ebenso steht auch die Lösung der türkisch-bulgarischen Differenz bezüglich der Gebietsansprüche in Thrazien noch aus, in großen Umrissen aber kann die politische Neugestaltung der Balkanhalbinsel jetzt wohl als abgeschlossen angesehen werden. Hiermit ist auch der Zeitpunkt gekommen, um den großen wirtschaftlichen Fragen vollste Aufmerksamkeit zuzuwenden.

Oesterreich-Ungarn wird seiner den Balkanländern gegenüber zur Tradition gewordenen freundnachbarlichen Haltung auch weiterhin treu bleiben. War man in Belgrad wie in Cetinje bei Beginn des Balkankrieges darauf gefaßt, daß die Monarchie ihr Besatzungsrecht im Sandschak, auf das sie vor vier Jahren zugunsten der Türkei verzichtet hatte, unter den geänderten Verhältnissen beanspruchen werde, so erwies sich diese Besorgnis als grundlos; Serbien und Montenegro behielten dort vollkommen freie Hand. Ebensowenig wie an eine territoriale Expansion, dachte und denkt die Wiener Regierung daran, die

Digitized by Google

materielle Entwicklung der Balkanstaaten zu stören. Ganz im Gegenteil, die Geschichte der Monarchie, ihre geographische Lage wie auch die nationalen Bande, welche eine erhebliche Zahl ihrer Angehörigen mit einzelnen Balkanvölkern verknüpfen, haben von alters her zwischen Oesterreich-Ungarn und seinen Nachbarn im Südosten eine Gemeinschaft ökonomischer Interessen geschaffen, deren Intensität angesichts des großen Gebietszuwachses jener Länder ganz bedeutend erhöht werden kann. Ebenso wie diese in der Donaumonarchie ohne Schädigung der legitimen Interessen unsrer Agrarier den nächsten aufnahmefähigen Markt für einen großen Teil ihrer Produkte finden können, dürfen auch die österreichisch-ungarischen Kaufleute und Industriellen erwarten, daß ihnen in den von der Türkei losgelösten Gebietsteilen ein neues Feld der Betätigung zugänglich sein werde. Von der türkischen Backschischwirtschaft nicht zu reden, hatte das Regime des Sultans Hamid, sein unausrottbares Mißtrauen die Entwicklung des Verkehrs in einer mitunter geradezu grotesk anmutenden Weise gehemmt; es sei nur an das Verbot von Telephon und elektrischem Licht, die Aufhebung des Stadtpostdienstes u. dgl. mehr erinnert.

Freilich, das wirtschaftliche Aufblühen der bisher türkischen Provinzen wie überhaupt der Bestand der Ordnung auf dem Balkan haben zur selbstverständlichen Voraussetzung, daß der Expansionspolitik und Ländergier der rivalisierenden Balkanstaaten, einer Politik, deren abscheuerregende Ergebnisse vor aller Welt klarliegen, ein Ende gemacht wird.

Der englische Lordkanzler hat dieser Tage in einer bemerkenswerten Rede darauf hingewiesen, daß die Völker geneigt scheinen, in ihren wechselseitigen Beziehungen ein größeres Maß von Idealismus anzustreben und den Standpunkt ihrer Nachbarn so gut wie ihren eignen zu berücksichtigen; Viscount Haldane wünscht — und wer wollte einem solchen Wunsche nicht von Herzen zustimmen! —, es möge sich dieser Geist zu voller internationaler Sittlichkeit entwickeln.

Bedauerlicherweise ist im gegenwärtigen Zeitpunkt der Balkan das denkbar ungünstigste Milieu für die Verwirklichung eines derartigen Ideals; übermütiges Siegesbewußtsein auf der einen, brennender Vergeltungsdurst auf der andern Seite beherrschen dort die Gemüter, und man hat den Eindruck, als trüge das Resultat der Bukarester Konferenz in den Augen der Beteiligten mehr den Charakter eines Waffenstillstandes als den eines ehrlichen Friedens. Dieser Schwebezustand steigert sich zur Unerträglichkeit angesichts der zuletzt nur mit Mühe überwundenen und in Zukunft nicht weniger ernsten Gefahr, daß an dem Feuer der Kämpfe auf dem Balkan sich ein Weltkrieg entzünde.

Weder die in Bukarest rumänischerseits den Arbeiten des Kongresses zugrunde gelegte Gleichgewichtstheorie, deren praktische Anwendung den Bulgaren den besten Teil der Erfolge ihres siegreichen Feldzugs gegen die Türkei kosten sollte, noch auch die von der Sofianer Regierung beanspruchte Gebietsaufteilung nach dem Grundsatz der Nationalität vermöchten die vom Balkan her drohenden weiteren Verwicklungen zu bannen, da ja solche bloß durch Gewalt durchzuführende Maßnahmen den bösen Keim für künftige Komplikationen in sich bergen

Digitized by Google

würden. Wohl aber wäre eine Milderung der vorhandenen Gegensätze zu erhoffen, wenn die Balkanstaaten ihre Aufmerksamkeit mehr der Hebung des öffentlichen Wohlstandes und der kulturellen Güter als der territorialen Expansion zuwenden. Die Voraussetzungen hierfür zu schaffen, ist die nächste und wichtigste Aufgabe, das gemeinsame Interesse der Völker des Balkans wie nicht minder auch der Großmächte. Diese werden dabei zugleich die Rückwirkungen der neuen Ordnung der Dinge auf die Handels- und Verkehrsverhältnisse im nahen Orient und auf die darüber hinausreichenden Verbindungen zu erwägen haben. Der europäische Export nach dem Südosten des Weltteils muß damit rechnen, daß an Stelle des bisherigen türkischen Zollgebiets mit seinen mäßigen einheitlichen Finanzzöllen eine Mehrzahl von Staaten tritt, welche mehr oder weniger schutzzöllnerische Tendenzen verfolgen. Soll auch nicht verkannt werden, daß ebenso wie dies hinsichtlich andrer von der türkischen Herrschaft losgelöster Gebiete zu beobachten war, so auch in Mazedonien, Thrazien, Epirus usw. sich die Chancen eines wirtschaftlichen Aufschwungs und des Steigens der Konsumkraft eröffnen, so muß doch dem auswärtigen Handel Zeit gelassen werden, sich dem neuen Regime anzupassen; es wäre unzulässig, wenn ihm der Zutritt zu den altgewohnten Märkten durch exzessive Schutzzölle oder durch engherzige Maßregeln der Verkehrspolitik, sei es eisenbahntarifarischer, sei es schiffahrtspolitischer Art, erschwert werden sollte.

Die genannten Provinzen sind aber nicht nur als Handelsgebiete, sondern auch als Transitländer von Wichtigkeit für Europa, gleichviel, ob es sich dabei um die bestehenden Verkehrswege in nordsüdlicher Richtung gegen Konstantinopel und die Häfen des Aegäischen Meeres oder um die nach Westen, der Adria zu, geplante Eisenbahnverbindung handelt. Es versteht sich von selbst, daß insofern Teilstrecken der in Betrieb befindlichen Bahnen unter eine neue Territorialhoheit gekommen sind, diese Aenderung an sich eine einseitige Modifikation der mit der Pforte abgeschlossenen Verträge nicht zur Folge haben kann. Des weiteren wäre in Betracht zu ziehen, ob das Interesse des internationalen Transits, dessen Entwicklung auch den Durchzugsländern zustatten käme, durch spezielle tarifarische Vereinbarungen, eventuell auch durch den Abschluß von Péageverträgen gefördert werden sollte.

Möge den in ihrer normalen Entwicklung durch mehrhundertjährige Mißwirtschaft zurückgebliebenen Gebieten, welche zuletzt noch von allen Schrecken eines blutigen Krieges und furchtbaren Grausamkeiten heimgesucht wurden, nunmehr eine Aera dauernden Friedens beschieden sein. Mit den Gaben der Natur in verschwenderischer Fülle ausgestattet, vereinigen jene Länder alle Bedingungen, um ihren Bewohnern endlich den Weg zu Wohlstand und europäischer Zivilisation zu eröffnen.

Anfangs September 1913.

Digitized by Google

Ueber die Ansprüche an höhere Führer

Von

General der Infanterie v. Goßler

Napoleon I. verlangte von den unter ihm dienenden Marschällen Tapferkeit und Entschlußkraft, womöglich noch Glück. Auf wissenschaftliche Bildung legte er keinen Wert. Er selbst besaß außer Tapferkeit und Entschlußkraft so viel Umsicht und Voraussicht, daß er jeder persönlichen Unterstützung entbehren zu dürfen glaubte. Sein Generalstabschef, Marschall Berthier, war im wesentlichen nur das Sprachrohr für die Befehle und wurde später von Napoleon selbst als „Gänsekopf" bezeichnet. Auf Geburt und wissenschaftliche Bildung sah Napoleon I. bei Auswahl seiner Gehilfen nicht. Ob Handwerker oder Bauer, wenn der Mann ihm das Zeug zum Führer zu haben schien, nahm er ihn.

Um aus der großen Anzahl einzelne herauszugreifen, Masséna war Schiffsjunge gewesen, 1792 Bataillonskommandeur, wurde er unter Napoleon vier Jahre später Divisionskommandeur; 1804 Marschall, mußte er trotz großer Führergaben seine Laufbahn aufgeben, weil er zu schamlos sich bereicherte. — Marschall Lefebvre hatte, ehe er Soldat wurde, sich zum Geistlichen ausbilden wollen; Viktor, mit dreiunddreißig Jahren Divisionskommandeur, mit dreiundvierzig Jahren Marschall, hatte als Hautboist vor dem General Bonaparte gespielt; Junot tat bei der Belagerung von Toulon bei letzterem Dienst als Schreiber und erregte die Aufmerksamkeit des Generals durch seine Kaltblütigkeit. Als eine einschlagende Bombe das zu unterzeichnende Schriftstück mit Sand bewarf, rief er: „Das ist gut, ich hatte den Streusand vergessen." Oudinot war von Beruf Kaufmann, Gouvion Saint-Cyr Kunstmaler. Berufsoffiziere waren Bessières und Marmont, auch Sebastiani, welcher schon mit siebzehn Jahren an der Spitze einer Schwadron stand, dann aber eine langsame Karriere machte, denn er wurde erst 1840 unter den Orléans mit fünfundsechzig Jahren zum Marschall befördert.

1806

Die Besten, welche Napoleon I. hatte, nahm er zum Feldzuge gegen Preußen mit, lauter Marschälle, welche mit Ausnahme von Augereau schon bei Austerlitz kommandiert hatten; ausgezeichnete, tapfere, tatkräftige Führer, fest in Napoleons Hand und auf seine Befehle eingehend.

Außer Augereau, welcher damals schon achtundvierzig Jahre alt war, und dem Generalstabschef Berthier, welcher dreiundfünfzig Jahre zählte, hatten die andern kommandierenden Generale annähernd das Alter von Napoleon, d. h. siebenunddreißig Jahre. Dieselben waren sämtlich zwei Jahre vor 1806 Marschälle geworden; Murat, der Kavallerieführer, mit dreiunddreißig Jahren.

In der Tatkraft dieser Männer hat sich der Kaiser bei keinem getäuscht, ausgenommen Bernadotte, welcher am 14. Oktober mit dem I. Korps versagte.

Digitized by Google

Er war mit siebzehn Jahren 1780 als gemeiner Soldat eingetreten, wurde 1794 Hauptmann, avancierte jedoch in diesem einen Jahre bis zum Divisionskommandeur. Er machte dem Kaiser, welcher weitläufig mit ihm verwandt war, stillschweigend Opposition. — Marschall Davoust, welcher das III. Korps kommandierte, war Berufsoffizier, Leutnant der Kavallerie; er wurde während der Revolution als adlig nach Beschluß des Konvents aus der Armee entfernt; bald wieder aufgenommen und zum Brigadekommandeur ernannt, Marschall mit vierunddreißig Jahren, siegte er bei Auerstädt gegen doppelte Ueberlegenheit. — Soult, Sohn eines Bauern, gemeiner Soldat, war der fähigste General unter Napoleon; er brachte die Entscheidung bei Jena, da er mit dem IV. Korps rechtzeitig Lannes' rechten Flügel unterstützte. — Letzterer kommandierte das V. Korps, welches bei Jena die Hauptlast des Kampfes trug und den Angriff der preußischen Division v. Grawert abwies. Lannes war seines Zeichens Färber gewesen. Er überlebte seinen Ruhm nicht lange und starb im Mai 1809 infolge einer bei Eßlingen erhaltenen Wunde. — Ney, ein ehemaliger Schreiber aus Sarlouis, kommandierte das VI. Korps; bei ungewöhnlicher Tapferkeit wurden seine geistigen Gaben nicht hoch bewertet. — Augereau, kommandierender General des VII. Korps, war der Sohn einer Obsthändlerin und eines Maurergesellen.

Wissenschaftlich gebildet waren diese Führer, mit Ausnahme von Davoust, allesamt nicht. Auch Murat, Sohn eines Gastwirts und zuerst für den geistlichen Stand bestimmt, konnte hierauf keinen Anspruch machen. Er war ein ausgezeichneter Kavallerieführer, aber nur, wenn Napoleon ihn durch seine Befehle leitete. Der Kaiser wollte gar keine hochgebildeten Generale haben; er führte die sechs, mit der Garde sieben Korps allein und verlangte nichts weiter als absoluten Gehorsam. In der Nacht vom 13. zum 14. Oktober war er in der vorderen Linie, am Tage des 14. leitete er die Schlacht, und am 15. früh 3 Uhr saß er in Jena schon wieder am Schreibtisch, um Befehle zu geben. Napoleon bedurfte damals keiner selbständigen Heerführer; später wurde das anders. — Man hat ihm vorgeworfen, daß er keine Heerführer erzogen habe; er hatte dazu weder Zeit noch Talent; auch fühlte er dazu nicht den Beruf. Er begnügte sich damit, zu befehlen, und verließ sich auf die in vielen Feldzügen erworbene Routine seiner Untergebenen.

*

Beim Gegner sah es im Jahre 1806 anders aus. Die höheren Führer waren sämtlich hochgebildete und zum Teil wissenschaftlich geförderte Männer. Oben jedoch fehlte die feste Hand der Leitung. König Friedrich Wilhelm III. war zu bescheiden und hatte zu wenig Vertrauen auf seine Gaben als Feldherr, als daß er die Zügel selbst in die Hand genommen hätte. „Die beschränkte Erziehung seiner Jugend hatte seinem von Natur gesunden Geist nicht die volle Stärke verliehen und die angeborene Schüchternheit und Unsicherheit seines Wesens genährt, und eine aus unbedeutenden, am Kleinlichen und Herkömmlichen

Digitized by Google

haftenden Männern bestehende Umgebung hielt ihn von jedem kräftigen Handeln zurück." Ein Heerführer war er nicht. Daher wäre es besser gewesen, wenn er im Jahre 1806 in der Residenz geblieben wäre.

Der Herzog von Braunschweig, der Generalissimus, war einundsiebzig Jahre alt. In der Schlacht bei Hastenbeck, am 26. Juli 1757, hatte er sich zum erstenmal ausgezeichnet. Seitdem hatte er sich berechtigten Kriegsruhm erworben, seine Tapferkeit war unbestritten. Körperlich rüstig und geistig frisch, fehlte ihm im Jahre 1806 die erforderliche Entschlußkraft. Im stillen erkannte er Napoleons Ueberlegenheit an und wagte aus anerzogener Devotion dem König gegenüber keine bestimmte Meinung auszusprechen. Mit seinem Generalstabschef, Oberst Scharnhorst, stand er nicht gut; am Tage vor dem 14. Oktober war sogar eine völlige Entfremdung eingetreten. Die Entschlüsse wurden in einem Kriegsrat gefaßt, an welchem außer dem etwa anwesenden König und dem Herzog noch Scharnhorst, Generaladjutant v. Kleist und Generalmajor v. Phull teilnahmen. Außerdem „besprach der Herzog noch mit vielen Generälen seine Pläne". Am Tage von Auerstädt ließ der Herzog die Divisionen vereinzelt auftreten, ritt, als es auf dem rechten Flügel nicht vorwärts ging, dorthin in die erste Linie und wurde schwer verwundet. Da Scharnhorst sich mit ihm überworfen hatte und mit einem Gewehr in der Hand als Grenadier focht, da der König es ablehnte, den Oberbefehl zu übernehmen, und da niemand etwas selbständig unternehmen wollte, ging die Schlacht trotz doppelter Ueberlegenheit verloren. Es lag nicht an der Haltung der braven Truppen, nicht an der veralteten Taktik, auch nicht an Fehlern der Strategie, sondern nur an der mangelhaften Gefechtsführung. Bei Auerstädt waren alle Bedingungen zum taktischen Siege gegeben.

Prinz Hohenlohe, bei Jena sechzig Jahre alt, „aus der Rheinkampagne her als ein entschieden kräftiger, selbst kühner, dabei glücklicher Führer bekannt; ... rasch in Entschlüssen und Handlungen, tapfer, von unerschütterlichem Gleichmut", war körperlich nicht mehr ganz frisch und kurzsichtig. Sein verschrobener Generalstabschef v. Massenbach hatte auf ihn Einfluß. Bei Jena ließ sich Hohenlohe eine Stunde Zeit, ehe er auf den Kampfplatz eilte; er verlor die Uebersicht, blieb stets bei der zuerst im Gefecht befindlichen Division v. Grawert, ließ die ihm unterstellten Truppen an vier verschiedenen Stellen zusammenhanglos sich schlagen und versäumte, sich wenigstens einen geordneten Abzug zu sichern. — Außer Prinz Louis Ferdinand, welcher bei Rudolstadt bei der Truppe zu spät eintraf, um zeitig durch Abmarsch sich dem Feinde zu entziehen, und daher bei Saalfeld geschlagen wurde, waren alle Generale alt. General v. Grawert stand als Divisionskommandeur im Alter von neunundfünfzig Jahren, Graf v. Kalckreuth war neunundsechzig Jahre alt. Blücher, welcher bei Auerstädt einen Teil der Kavallerie kommandierte, befand sich im Alter von dreiundsechzig Jahren. Moellendorff, welcher in Erfurt kapitulierte, war achtzig Jahre alt, der Chef des Kriegsdepartements v. Grusau siebzig Jahre. General v. Rüchel, welcher nur zweiundfünfzig Jahre zählte, hätte man, wie Clausewitz schreibt, „eine aus lauter Preußentum gezogene konzentrierte Säure nennen können".

Digitized by Google

Er wie die andern waren fast ohne Ausnahme tapfer, aber mangelten der richtigen Entschlußkraft und waren bar jeder Umsicht und Voraussicht.

Ihre wissenschaftliche Bildung befähigte sie zur Kritik und allerhand Spekulationen und ließ diesen oder jenen, wie Hohenlohe, sogar Entschlüsse, welche den Absichten des Oberkommandos entgegen waren, fassen. Wenn eine feste Hand von oben diese Männer, soweit sie körperlich noch rüstig waren, geleitet hätte, es würde wenigstens eine ruhmvolle Niederlage gegeben haben, aber die feste Hand fehlte.

Der Geistes- und Tatkraft Napoleons, der jugendlichen Führerenergie seiner Marschälle war die Unentschlossenheit des Feldherrn der sächsisch-preußischen Armee, die Unfähigkeit der in der Revuetaktik ergrauten, auf Befehle wartenden Generale nicht gewachsen.

1813

Sieben Jahre nach 1806 hatte sich das alles geändert. Napoleon war nicht mehr der alte. Schon 1807 hatte seine Spannkraft zuweilen nachgelassen. Blüchers Armee konnte er im Jahre 1813 in Schlesien nicht habhaft werden, nachdem der ziemlich unerklärlich abgeschlossene Waffenstillstand abgelaufen war. Nach dem Siege bei Dresden versagte er völlig in der Verfolgung, angeblich weil er erkrankt war. Der Abmarsch der schlesischen Armee nach Halle ließ ihn mehrere Tage untätig in Düben verweilen; er fing an, Marmont und andre um Rat zu fragen. Die Zentralstellung bei Leipzig, eine großartige Arrieregardenstellung, bezeichnete offenbar den Verzicht auf die Offensive. Er hatte aufgehört, dem Feinde das Gesetz zu diktieren.

Von den höheren Führern, welche 1806 unter ihm gefochten hatten, waren nur noch zwei unter seinem unmittelbaren Befehl: Ney und Murat. Die Marschälle, welche Napoleon für selbständige Führer hielt, kommandierten auf Nebenkriegsschauplätzen, Davoust in Hamburg, Soult in Spanien, Lannes war gefallen, Bernadotte focht gegen ihn. Noch zwei andre Feldherrn hielten weit ab von der Person Napoleons das Feld: Sein Adoptivsohn Beauharnais in Italien und Suchet in Katalonien. Napoleon hatte genug selbständige Führer um sich, aber der Kriegsschauplätze waren zu viele. Auf diesen vier kommandierten wissenschaftlich gebildete Offiziere. Beauharnais aus guter Familie, Davoust Berufsoffizier, Soult und Suchet Soldaten, welche, als solche eingetreten, von der Pike auf gedient und sich wissenschaftliche Kenntnisse erworben hatten.

Diejenigen Generale, welche Napoleon sonst noch selbständig auftreten ließ, versagten: Oudinot, Ney und Macdonald. Sie waren zu wenig daran gewöhnt, die Hilfe in sich selbst zu finden. Ihre Routine war den Anforderungen nicht gewachsen.

Wie anders ging es 1813 bei den im Jahre 1806 vernichteten Preußen her! Der König hatte sich in weiser Selbstbeschränkung des unmittelbaren Einflusses auf das Blüchersche Hauptquartier begeben. Blücher, wenn auch siebzig Jahre alt, war an Körper und Geist noch ein Jüngling. Was ihm an strategischer Ausbildung fehlte, ergänzte reichlich der Generalstabschef Gneisenau, welcher in

Digitized by Google

sieben Jahren vom Füsilierkapitän zu dieser Stellung avanciert war. Der Abmarsch aus Schlesien nach der mittleren Elbe, nach Wartenburg, der Flankenmarsch nach Halle bewiesen, daß ein andres als 1806, ein hohes strategisches Wollen das Hauptquartier der schlesischen Armee beseelte. Wissenschaftlich hochgebildete Offiziere, wie Grolman und Müffling, befanden sich neben Gneisenau in Blüchers Stabe.

Ein Teil der ehemaligen höheren Führer von 1806, wie Hohenlohe und Rüchel, wurde nicht mehr verwendet. Kleist, der damalige Generaladjutant, war noch da und erwarb sich hohen Kriegsruhm bei Nollendorf; Tauentzien, der 1806 eine Division kommandiert hatte, zeichnete sich unter anderm durch die Belagerung von Wittenberg aus, und Yorck, der berühmte Kämpfer von Altenzaun, stand schroff und bissig, aber mit unendlicher Energie an der Spitze des I. Korps. Bülow hatte die Niederlagen 1806 nicht mitgemacht, er war im Osten geblieben; als ungewöhnlich entschlossener, hochgebildeter General hat er sich 1813 unvergänglichen Ruhm erworben.

All diese genannten höheren Führer waren den Generalen Napoleons, welche nur durch die Routine groß geworden waren, überlegen. Sobald jene, der Unentschlossenheit des Herzogs von Braunschweig entronnen, selbständig handeln durften, zeigten sie, was sie auf Grund des Studiums der Taktik und Strategie konnten.

1870

Napoleon III. hatte von seinem großen Onkel an militärischen Eigenschaften wenig mitbekommen. Entschlußkraft hatte er in Italien, soweit es strategische Verhältnisse betraf, gezeigt; sein taktisches Verständnis, seine Tapferkeit wurde von Eingeweihten bezweifelt. Das Glück war ihm im Jahre 1859 hold gewesen. Auf tiefere militärische Studien hatte er sich niemals eingelassen, wenn man nicht die Abfassung der Kriegszüge Cäsars dazu rechnen soll. Auch seine Untergebenen hatten als höhere Führer sich mit dem Ballast des Wissens nicht zu sehr beschwert.

Mac Mahon sprach es aus, daß er jeden Offizier, welcher ein Buch geschrieben hätte, von der Avancementsliste streichen würde. Canrobert hatte selbst Zweifel an seiner persönlichen strategischen Begabung. Bazaine, als gemeiner Soldat eingetreten, stets in Algier oder Spanien tätig, hatte durch den Feldzug in Mexiko den Zauber des Rufes eines Strategen um sein Haupt gewoben. Militärisch-wissenschaftlich gelernt hatte er nichts. Diese alle drei waren Männer der Routine, einer begrenzten Kriegserfahrung, ohne Kenntnis davon, wie große Heere zu bewegen waren. Immerhin wäre es noch besser gewesen, wenn Napoleon III. im Beginn des Feldzuges, wie er eigentlich gewollt hatte, diesen drei Armeen anvertraut hätte; er wäre noch besser dabei gefahren, als daß er selbst die Oberleitung übernahm. Körperlich und geistig völlig verbraucht, fehlte ihm außer Entschlußkraft jede Voraussicht und Umsicht; seine einzige Stütze war

Digitized by Google

der aus der Artilleriewaffe hervorgegangene Generalstabschef Leboeuf, und dem folgte er auch nur halb; denn wenn dieser im Großen Hauptquartier nicht anwesend war, hörte Napoleon III. auf den General Lebrun — und dabei lächelte noch den Franzosen das Glück. Frossard hätte bei Unterstützung durch Bazaine bei Spichern einen blutigen Abwehrsieg errungen, Mac Mahon hätte ohne große Schwierigkeit zwei Divisionen bei Wörth mehr vereinigen können, und wie glücklich es für Bazaine am 16. August stand, ist bekannt. Aber es fehlte jede Umsicht, von Voraussicht gar nicht zu reden.

Demgegenüber stehen die Leitung des deutschen Heeres und die höheren Führer unendlich hoch. Niemals hat eine innigere Ergänzung stattgefunden wie zwischen Kaiser und König Wilhelm I. und Moltke. Nur Einer befahl — der Kaiser und König, welcher trotz seiner dreiundsiebzig Jahre sich völlige geistige und körperliche Frische bewahrt hatte und klaren Blickes die strategischen Verhältnisse übersah. Die Armeeführer waren schon im Feldzuge 1866 erprobt; der Kronprinz verband mit einer großen Entschlußfreudigkeit die Gabe, auf den Rat seines Generalstabschefs zu hören, und wie ernst Prinz Friedrich Karl sich im Frieden auf seinen Beruf als Stratege vorbereitete, ist bekannt. Feldmarschall v. Steinmetz, schon Teilnehmer an den Befreiungskriegen, hatte eine lange Erfahrung hinter sich und eine ungewöhnliche Energie, die sich zuweilen in Starrsinn umsetzte.

Es war wissenschaftlich viel in der deutschen Armee gearbeitet worden. Generalstabsoffiziere wie Verdy, Bronsart, Caprivi hatten in freiwilligen Kriegsspielen, die heutzutage obligatorisch sind, taktische und strategische Lehren verbreitet; Verdy Schriften geschrieben, welche bahnbrechend wirkten. Es war bei Tapferkeit und Entschlußkraft bei allen höheren Führern eine ungewöhnlich hohe wissenschaftliche Bildung vorhanden. Wie hätte sonst Alvensleben bei Mars-la-Tour widerstehen, die Schlacht bei St. Privat durch die Umgehung des Kronprinzen von Sachsen, die aus eigner Initiative erfolgte, gewonnen werden können? Und die Schlacht von Sedan, deren Erfolg sich ohne Schlachtbefehl rein aus der strategischen Lage ergab?

Und als der Bedarf an Heerführern im Laufe des Feldzuges größer wurde, war ein Ueberfluß an solchen vorhanden, der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin, Manteuffel, von der Tann, Werder, Goeben waren nicht nur routinierte, sondern wissenschaftlich gebildete Offiziere.

Die moderne Zeit

Aus einer Miliz ist nicht in kurzer Zeit ein Heer zum Angriff zu schaffen, höhere Führer lassen sich nicht improvisieren. Vor fünfzig Jahren brauchten die Föderierten in Nordamerika lange Zeit, ehe sie die geworbenen Mannschaften zum Angriff tüchtig machten. Kein Korpsführer, sowohl bei Nord- wie bei Südtruppen ging aus dem Zivilstande hervor. Der Süden war zuerst im Vorteil, weil er erfahrene höhere Offiziere wie Lee, Jackson, Ewell, Hill, Longstreet als

Digitized by Google

Armee- und Korpsführer verwenden konnte — Jackson war allerdings einige Zeit Professor der Mathematik gewesen. Der Norden war bezüglich der Qualität nicht in dieser günstigen Lage.

Die Ansprüche an höhere Führer sind seitdem gewaltig gewachsen. Nicht jeder hat, wie Benedek, die Bescheidenheit, zu versichern, daß er nur auf einem bestimmten Kriegsschauplatze leistungsfähig wäre; und wenn Kuropatkin im Mandschurischen Feldzuge den Erwartungen nicht entsprochen hat, so darf das wohl zum Teil auf die zu große Arbeitslast, auf die schwierige Verpflegung, auf die Unsicherheit der Verbindung geschoben werden. Mukhtar Pascha konnte im letzten Türkischen Feldzuge nicht siegen, da ein unfähiger Oberfeldherr ihm unausführbare Befehle gab.

Die Kunst der höheren Führung ist immer mehr zur Wissenschaft geworden.

Wenn Napoleon I. von den höheren Führern nur Tapferkeit und Entschlußkraft verlangte, heute kommt niemand damit aus. Zum Feldherrn, zum höheren Führer gehört Gesundheit — das Lebensalter ist hierbei gleichgültig — und wissenschaftliche Bildung.

Die modernen Armeen der Großmächte sind an Ausbildung und Bewaffnung im allgemeinen gleichwertig. Es wird für den Erfolg oder Mißerfolg außer auf die Charaktere der höheren Führer auf ihre militärwissenschaftlichen Kenntnisse ankommen. Systeme und bindende Regeln für die Strategie gibt es nicht. Napoleon I. sagte, er hätte niemals einen vorausbestimmten Feldzugsplan gehabt, und auch Suwarow meinte, er habe sich niemals um einen Plan gekümmert; wo der Feind sich befand, da wäre er hingegangen.

Der ehemalige Minister Ollivier spricht in dem siebzehnten Bande seines Buches „L'empire libéral" aus, die deutschen Generale hätten 1870 eigentlich verdient geschlagen zu werden, denn von Anfang an bei Spichern und bei Wörth sei ein großer Teil von ihnen ungehorsam gewesen. Es war nicht Ungehorsam, sondern bei allen war die Umsicht und Voraussicht vorhanden, wenn die Anweisung oder der Befehl von den Ereignissen überholt war, den neuen Verhältnissen gemäß entsprechend zu handeln; und Kaiser und König Wilhelm I. hat die Geistesgröße besessen, nicht befohlene Maßnahmen anzuerkennen, wenn sie vertretbar waren.

Gewiß ist zur Summe aller Feldherrngaben auch noch das Glück erwünscht, aber Moltke sprach sich in seiner lakonischen Weisheit dahin aus: „Glück hat auf die Dauer nur der Tüchtige."

Digitized by Google

der aus der Artilleriewaffe hervorgegangene Generalstabschef Leboeuf, und dem folgte er auch nur halb; denn wenn dieser im Großen Hauptquartier nicht anwesend war, hörte Napoleon III. auf den General Lebrun — und dabei lächelte noch den Franzosen das Glück. Frossard hätte bei Unterstützung durch Bazaine bei Spichern einen blutigen Abwehrsieg errungen, Mac Mahon hätte ohne große Schwierigkeit zwei Divisionen bei Wörth mehr vereinigen können, und wie glücklich es für Bazaine am 16. August stand, ist bekannt. Aber es fehlte jede Umsicht, von Voraussicht gar nicht zu reden.

Demgegenüber stehen die Leitung des deutschen Heeres und die höheren Führer unendlich hoch. Niemals hat eine innigere Ergänzung stattgefunden wie zwischen Kaiser und König Wilhelm I. und Moltke. Nur Einer befahl — der Kaiser und König, welcher trotz seiner dreiundsiebzig Jahre sich völlige geistige und körperliche Frische bewahrt hatte und klaren Blickes die strategischen Verhältnisse übersah. Die Armeeführer waren schon im Feldzuge 1866 erprobt; der Kronprinz verband mit einer großen Entschlußfreudigkeit die Gabe, auf den Rat seines Generalstabschefs zu hören, und wie ernst Prinz Friedrich Karl sich im Frieden auf seinen Beruf als Stratege vorbereitete, ist bekannt. Feldmarschall v. Steinmetz, schon Teilnehmer an den Befreiungskriegen, hatte eine lange Erfahrung hinter sich und eine ungewöhnliche Energie, die sich zuweilen in Starrsinn umsetzte.

Es war wissenschaftlich viel in der deutschen Armee gearbeitet worden. Generalstabsoffiziere wie Verdy, Bronsart, Caprivi hatten in freiwilligen Kriegsspielen, die heutzutage obligatorisch sind, taktische und strategische Lehren verbreitet; Verdy Schriften geschrieben, welche bahnbrechend wirkten. Es war bei Tapferkeit und Entschlußkraft bei allen höheren Führern eine ungewöhnlich hohe wissenschaftliche Bildung vorhanden. Wie hätte sonst Alvensleben bei Mars-la-Tour widerstehen, die Schlacht bei St. Privat durch die Umgehung des Kronprinzen von Sachsen, die aus eigner Initiative erfolgte, gewonnen werden können? Und die Schlacht von Sedan, deren Erfolg sich ohne Schlachtbefehl rein aus der strategischen Lage ergab?

Und als der Bedarf an Heerführern im Laufe des Feldzuges größer wurde, war ein Ueberfluß an solchen vorhanden, der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin, Manteuffel, von der Tann, Werder, Goeben waren nicht nur routinierte, sondern wissenschaftlich gebildete Offiziere.

Die moderne Zeit

Aus einer Miliz ist nicht in kurzer Zeit ein Heer zum Angriff zu schaffen, höhere Führer lassen sich nicht improvisieren. Vor fünfzig Jahren brauchten die Föderierten in Nordamerika lange Zeit, ehe sie die geworbenen Mannschaften zum Angriff tüchtig machten. Kein Korpsführer, sowohl bei Nord- wie bei Südtruppen ging aus dem Zivilstande hervor. Der Süden war zuerst im Vorteil, weil er erfahrene höhere Offiziere wie Lee, Jackson, Ewell, Hill, Longstreet als

Digitized by Google

Armee- und Korpsführer verwenden konnte — Jackson war allerdings einige Zeit Professor der Mathematik gewesen. Der Norden war bezüglich der Qualität nicht in dieser günstigen Lage.

Die Ansprüche an höhere Führer sind seitdem gewaltig gewachsen. Nicht jeder hat, wie Benedek, die Bescheidenheit, zu versichern, daß er nur auf einem bestimmten Kriegsschauplatze leistungsfähig wäre; und wenn Kuropatkin im Mandschurischen Feldzuge den Erwartungen nicht entsprochen hat, so darf das wohl zum Teil auf die zu große Arbeitslast, auf die schwierige Verpflegung, auf die Unsicherheit der Verbindung geschoben werden. Mukhtar Pascha konnte im letzten Türkischen Feldzuge nicht siegen, da ein unfähiger Oberfeldherr ihm unausführbare Befehle gab.

Die Kunst der höheren Führung ist immer mehr zur Wissenschaft geworden.

Wenn Napoleon I. von den höheren Führern nur Tapferkeit und Entschlußkraft verlangte, heute kommt niemand damit aus. Zum Feldherrn, zum höheren Führer gehört Gesundheit — das Lebensalter ist hierbei gleichgültig — und wissenschaftliche Bildung.

Die modernen Armeen der Großmächte sind an Ausbildung und Bewaffnung im allgemeinen gleichwertig. Es wird für den Erfolg oder Mißerfolg außer auf die Charaktere der höheren Führer auf ihre militärwissenschaftlichen Kenntnisse ankommen. Systeme und bindende Regeln für die Strategie gibt es nicht. Napoleon I. sagte, er hätte niemals einen vorausbestimmten Feldzugsplan gehabt, und auch Suwarow meinte, er habe sich niemals um einen Plan gekümmert; wo der Feind sich befand, da wäre er hingegangen.

Der ehemalige Minister Ollivier spricht in dem siebzehnten Bande seines Buches „L'empire libéral" aus, die deutschen Generale hätten 1870 eigentlich verdient geschlagen zu werden, denn von Anfang an bei Spichern und bei Wörth sei ein großer Teil von ihnen ungehorsam gewesen. Es war nicht Ungehorsam, sondern bei allen war die Umsicht und Voraussicht vorhanden, wenn die Anweisung oder der Befehl von den Ereignissen überholt war, den neuen Verhältnissen gemäß entsprechend zu handeln; und Kaiser und König Wilhelm I. hat die Geistesgröße besessen, nicht befohlene Maßnahmen anzuerkennen, wenn sie vertretbar waren.

Gewiß ist zur Summe aller Feldherrngaben auch noch das Glück erwünscht, aber Moltke sprach sich in seiner lakonischen Weisheit dahin aus: „Glück hat auf die Dauer nur der Tüchtige."

Digitized by Google

Deutschlands maritime Auslandsvertretung

Von

F. Hoffmann, Konteradmiral z. D.

Wenngleich das Interesse an der Marine, ihren Aufgaben und ihrer Fähigkeit, diese zu lösen, gegen frühere Zeiten sehr erheblich gewachsen ist, so sprechen doch verschiedene Anzeichen dafür, daß gegenüber der allerdings wichtigsten Marinefrage, der Kriegsbereitschaft der Flotte, derjenigen der maritimen Auslandsvertretung nicht überall die Beachtung geschenkt wird, die sie nach ihrem Wert für das Deutschtum, für den überseeischen Handel, für die Kolonien und sonstige deutsche Interessen im Auslande verdient. Es scheint daher der Mühe wert, auch hier die allgemeine Aufmerksamkeit auf diese Fragen zu lenken und das Verständnis für die Bedeutung der maritimen Auslandsvertretung zu wecken.

Die Vertretung der deutschen Interessen im Auslande liegt bekanntlich allgemein und in erster Linie den diplomatischen und konsularischen Abgesandten ob, die das Deutsche Reich, wie alle selbständigen Staaten und Völker der Erde, in denjenigen Ländern unterhält, mit denen es in freundschaftlichen Beziehungen irgendwelcher Art steht. Nun aber lehrt die Geschichte, daß vielfach, besonders in kulturell weniger entwickelten Staaten, deren Verständnis für völkerrechtliche Begriffe oft noch sehr gering ist, bei denen der Anschauungsunterricht auch in Machtfragen ein besserer Lehrmeister ist als die diplomatische Note, daß die Vertretung durch Abgesandte nicht stets genügte, daß es oft notwendig war, die Worte der Abgesandten durch den Nachdruck militärischer Streitkräfte zu verstärken und ihren Forderungen erst dadurch Gehör zu verschaffen. Da es sich hierbei meist um Länder handelt, welche nur oder am schnellsten über das Meer zu erreichen sind, so ist es gegeben, zu solcher Unterstützung der diplomatischen oder konsularischen Vertreter in erster Linie maritime Streitkräfte heranzuziehen, und versteht man unter maritimer Auslandsvertretung die Kriegsschiffe, die sich zeitweise oder dauernd im Auslande befinden, jederzeit gewärtig und bereit, wo es deutsche Interessen erfordern, zu erscheinen und die deutschen Forderungen durch militärisches Eintreten durchzudrücken.

Oft genug sind solche Aufgaben deutschen Kriegsschiffen gestellt und von ihnen gelöst worden. Seit Gründung der deutschen Marine sind eben die Zeiten vorbei, in denen die Konsuln deutscher Staaten im Auslande als die „Konsuln ohne Kanonen" bezeichnet zu werden pflegten. Da es zu weit führen würde, eine größere Reihe von Fällen anzuführen, wo es deutscher Kreuzertätigkeit bedurfte, um deutschen diplomatischen oder konsularischen Vertretern Gehör zu verschaffen, so sei hier nur auf die Ereignisse des letzten Jahres hingewiesen, auf die Erledigung des Streits mit der Negerrepublik Liberia und auf die Beteiligung des Deutschen Reichs an dem Vorgehen der europäischen Großmächte gegen Montenegro. In beiden Fällen mußten maritime Streitkräfte, Kreuzer

Digitized by Google

herangezogen werden, und in beiden Fällen haben sie ihre Aufgabe zu voller Zufriedenheit gelöst.

Als besonders bezeichnend, wie wertvoll rechtzeitiges Eingreifen maritimer Auslandsvertretung sein kann, sei hier noch eines Falles Erwähnung getan, der die Gefahr kriegerischer Verwicklung mit England in besonderem Maße in sich barg, der sich aber durch die Mitwirkung eines deutschen Kreuzers erledigen ließ, ohne daß es nötig wurde, deutsches Recht mit Waffengewalt zu schützen.

Als im Jahre 1896 England sich daran machte, den ihm untertanen, aber deutschfreundlichen Sultan von Sansibar durch einen englandfreundlichen zu ersetzen, flüchtete ersterer nach Beschießung und Zerstörung seines Palastes durch englische Kriegsschiffe in das deutsche Konsulat und stellte sich unter den Schutz des deutschen Konsuls. Mit knirschenden Zähnen sah England, dessen Beziehungen zu Deutschland damals infolge der moralischen Unterstützung, die die Burenrepublik Transvaal in ihrem Widerstand gegen englische Ueberwältigung in Deutschland erfuhr (Einfall des Dr. Jameson in transvaalsches Gebiet) recht gespannte waren, daß ihm so die Person des Sultans aus den Händen geglitten war, und war nicht übel geneigt, sich des Sultans trotz der auf dem Konsulat wehenden deutschen Reichsflagge mit Gewalt zu bemächtigen. Da erteilte die Reichsregierung dem in Daressalam befindlichen, also nur wenige Stunden von Sansibar entfernten Kreuzer „Seeadler" den Befehl, nach Sansibar zu laufen und den Sultan unter dem Schutz der Reichskriegsflagge aus dem Konsulat an Bord des „Seeadler" und nach Daressalam zu bringen. Da das deutsche Konsulat in Sansibar am Strande liegt, konnte sich der Kreuzer dieser Aufgabe entledigen, ohne daß der Sultan dazu englisches Gebiet zu betreten brauchte, und er führte den Befehl mit solcher Geschwindigkeit aus, daß die englischen Kriegsschiffe der Entführung des Sultans erst gewahr wurden, als der Kreuzer „Seeadler" bereits wieder die Reede von Sansibar verlassen hatte.

So wurde eine Schwierigkeit, die leicht zum Kriege zwischen England und Deutschland hätte führen können, dadurch beseitigt, daß im rechten Augenblick ein deutscher Kreuzer zur Stelle war und erfolgreich einsetzen konnte, wo die Machtmittel des deutschen Konsuls versagen mußten.

Außer dem Schutz der Interessen in Fällen, wo die diplomatische oder konsularische Vertretung nicht mehr ausreicht, wo es militärischer Machtmittel, militärischen Drucks bedarf, um seinen Willen durchzusetzen, liegt der maritimen Auslandsvertretung noch eine Reihe andrer Aufgaben ob, die sich von jener allgemein dadurch unterscheiden, daß sie nicht nur gelegentlich notwendig werden, sondern daß sie dauernd vorliegen, die daher von Kreuzern gelöst werden müssen, die sich dauernd im Auslande befinden, denen gewisse Gegenden dauernd als Tätigkeitsfeld, als Stationsgebiet überwiesen werden und die daher Stationskreuzer genannt werden.

Von diesen Aufgaben seien hier folgende als die wichtigsten aufgeführt:

1. In den Kolonien Unterstützung der Gouvernements bei Expeditionen an der Küste (z. B. zur Bestrafung unbotmäßiger Stämme oder Dorf-

Digitized by Google

schaften), Unterstützung der Verwaltungsbehörden an der Küste (besonders zum Schutz der Ansiedler), Lösung nautischer Aufgaben (z. B. Vermessung der Küstengewässer, Häfen und schiffbaren Flüsse).

2. In fremden Häfen Zeigen der Flagge zur Hebung des deutschen Ansehens in der fremden Bevölkerung, zur Unterstützung der diplomatischen und konsularischen Vertreter in der Erfüllung ihrer Aufgaben, zum Schutz der deutschen Landsleute, Schutzbefohlenen und des deutschen Handels.
3. Förderung des Deutschtums im fremden Lande durch Besuch und Unterstützung der deutschen Kolonisten, Vereine und deutscher Veranstaltungen (z. B. Kirchen, Schulen, Wohltätigkeitsanstalten).
4. Förderung des deutschen Handels durch Erkundung der für den Handelsverkehr, besonders der für die Handelsschiffahrt wichtigen Verhältnisse.
5. Förderung des Interesses der fremden Bevölkerung für deutschen Schiffbau, deutsche Technik und Industrie.

Wie wichtig auch diese Aufgaben der maritimen Auslandsvertretung sind, geht nicht nur aus den Berichten der diplomatischen und konsularischen Reichsvertreter, sondern weit mehr noch aus den oft genug in der Presse, in Reden bei festlichen Gelegenheiten und in Anträgen kaufmännischer Korporationen bekannt gewordenen Verlautbarungen der zunächst beteiligten Volkskreise hervor, und wer in unsrer Kolonialgeschichte Bescheid weiß, oder wer sich die Verfolgung unsers überseeischen Handels hat angelegen sein lassen, weiß, welche Erfolge die Auslandsvertretung der deutschen Marine dem Reich an Ehren und an wirtschaftlichem Nutzen eingebracht hat.

Um so mehr aber schädigt es das deutsche Ansehen in der Welt und um so bedauerlicher ist es daher, wenn, wie wieder erst die Vorgänge des letzten Jahres vor Augen geführt haben, eine maritime Auslandsvertretung nicht überall, wo es notwendig war, in Erscheinung treten konnte, weil es nicht möglich war, die erforderlichen Kreuzer verfügbar zu machen, wenn der Vertreter des Auswärtigen Amts im Reichstag auf eine Anfrage wegen des Schutzes deutscher Reichsangehöriger in Saloniki und Mexiko antworten mußte, daß das Reich dazu zu arm an Kreuzern gewesen sei.

Ganz unzweifelhaft geht aus diesem Geständnis des amtlichen Vertreters der Reichsregierung und nicht minder aus der Tatsache, daß zur Wahrnehmung unsrer Interessen im Balkankriege auf die den Bestimmungen des Flottengesetzes und seiner Novellen noch längst nicht entsprechenden Aufklärungsstreitkräfte der aktiven Schlachtflotte, also des Schutzes der heimatlichen Küste, zurückgegriffen werden mußte, hervor, daß unsre maritime Rüstung in der Kreuzerfrage eine Lücke aufweist, deren Beseitigung nicht nur als dringend notwendig, sondern als unaufschiebbar bezeichnet werden muß.

Diese Forderung ist nicht neu, ist im Flottengesetz und seinen Novellen niemals gänzlich übergangen, nur ist sie stets als eine Frage zweiter Ordnung behandelt worden; sie stand und mußte hinter der Schaffung einer stets schlag-

Digitized by Google

fertigen Flotte von Hochseekampfschiffen zurückstehen. Nachdem nun aber letztere erheblich fortgeschritten ist und zu erwarten steht, daß das dritte Geschwader der Hochseeflotte Ende nächsten Jahres vollzählig bereit sein wird, ist es jetzt, zumal bei der großen Unsicherheit der heutigen politischen Weltlage, an der Zeit, an die Schließung jener Lücke in der maritimen Rüstung, an die Beseitigung des Kreuzermangels, heranzugehen und von der Reichsregierung zu verlangen, daß sie im nächsten Winter den gesetzgebenden Stellen eine Novelle zum Flottengesetz vorlegt, welche geeignet ist, unsrer Kreuzernot und damit dem Mangel ausreichender maritimer Auslandsvertretung ein Ende zu bereiten.

Bühne und Lichtspiel

Von

Prof. Dr. Konrad Lange (Tübingen)

Man hat gesagt: „Die Kunst stirbt." Das glaube ich nicht, obwohl ich zugebe, daß sie auf verschiedenen Gebieten Anstalten dazu zu machen scheint. Zum Beispiel auf der Bühne. Und hier möchte ich die Behauptung wenigstens in einem gewissen Sinne gelten lassen. Die Schauspielkunst stirbt zwar nicht, aber das Wort auf der Bühne stirbt. Es tritt immer mehr zurück neben andern weniger wichtigen Dingen, die den Vorrang behaupten. Wie kommt das? Zunächst einmal eines: Die Sprachtechnik geht zurück. Das merkt man besonders, wenn man einen großen Sprachtechniker wie Possart auf den Brettern zu hören Gelegenheit hat. Wo gibt es heutzutage einen jüngeren Schauspieler, der so gut spräche, der überhaupt ordentlich sprechen könnte? Vielleicht an ein paar Bühnen unsrer größten Städte, sonst aber nirgends. Man fragt sich oft, wenn man dies Kauen und Mantschen im Munde hört, was diese Menschen eigentlich mit ihrer Zunge und ihrem Kehlkopf machen. Im Lustspiel, wo die Sprache sich nur wenig von der des gewöhnlichen Lebens unterscheidet, geht es noch allenfalls. Aber wie wenige können heute die Verse unsrer klassischen Dichter — ich will nicht einmal sagen schön, ich will nur sagen deutlich — rezitieren? Die Anfänger können es nicht, weil sie technisch nicht genügend geschult sind, die routinierten Schauspieler, weil sie längst Manieristen geworden sind und gar nicht mehr merken, daß sie sich eine fehlerhafte Betonung, eine gedankenlose Geläufigkeit angewöhnt haben. Der falsch verstandene Naturalismus (es gibt auch einen richtig verstandenen, den ich wohl zu schätzen weiß) ist schuld daran, daß viele unsrer Schauspieler stolz darauf sind, wenn sie es so weit gebracht haben, auf der Bühne genau so leise und undeutlich zu sprechen, wie wir es im gewöhnlichen Leben tun. Viele versteht man schon auf den ersten Bänken des Parketts nicht mehr. Wenn nun gar während der Reden ein paar Schüsse fallen oder die Waffen klirren oder der

Digitized by Google

Donner grollt, dann tritt an die Stelle der Worte, die der Dichter doch darauf berechnet hatte, verstanden zu werden, ein Chaos von Geräuschen, wie man es wohl in Wirklichkeit manchmal hört und sich auch im Leben wohl gefallen läßt, wie man es aber auf der Bühne, da das Drama doch Kunst ist, nicht hören mag.

Auch die unbedingte Herrschaft der Oper trägt zum Verfall der Wortkunst bei. Nicht nur, weil der Besuch der klassischen Dramen durch ihre Konkurrenz auf ein Minimum reduziert wird, sondern auch weil unser Musikdrama schließlich doch nichts andres ist als eine Ausschaltung des gesprochenen Wortes, der gut gehandhabten ausdrucksvollen Sprache. Täuschen wir uns doch darüber nicht: Wer kann in einer Oper, deren Text er nicht vorher genau studiert hat, die Worte auch nur so weit verstehen, daß er imstande ist, den Feinheiten der Handlung zu folgen? Die meisten Zuschauer begnügen sich mit einem ganz ungefähren Verständnis und halten sich an das Sichtbare, an Bewegungen, Mimik und Dekoration. Im übrigen geben sie sich dem Stimmungsgehalt der Musik hin. In Bayreuth mag es anders sein; in den Theatern, die einem normal situierten Menschen zugänglich sind, ist es so.

Kann man sich nun wundern, daß das Publikum durch diese Verhältnisse verflacht, daß es gedankenlos und äußerlich wird? Faul ist der Mensch ja von Natur, und wenn er sich amüsieren will, ist es ihm ganz recht, keine langen Reden hören und keine tiefen Gedanken wälzen zu müssen. Es ist so viel bequemer, sich in seinen Stuhl zurückzulehnen und die Formen und Farben, die man da sieht, auf sich wirken, die Masken und Gesten, den Ausdruck und die Bewegung der Schauspieler, die Kostüme und Dekorationen an sich vorübergehen zu lassen, als den psychologischen Feinheiten einer bedeutenden Handlung zu folgen.

Und dieser Faulheit leistet die gesteigerte Dekorationskunst noch Vorschub. Nachdem auf die Meininger eine Zeitlang eine Reaktion im Sinne der Einfachheit gefolgt war, hat das Dekorationswesen wieder in gesteigertem Maße um sich gegriffen. Die großen Ausstattungsstücke sind der Clou der Saison. Es fehlt nicht viel, daß man heute einen geschickten Regisseur dem schaffenden Dichter gleichstellt. Mit größtem Ernst werden die Fragen der Reformbühne behandelt, und in derselben Zeit, wo viele fest davon überzeugt sind, daß die Reliefbühne von geringer Tiefe das einzig Richtige sei, sehen andre das Ideal wieder im Zirkus, der seiner runden Form nach der schroffe Gegensatz zur Reliefbühne ist. So klammert man sich an gleichgültige Aeußerlichkeiten, und — das Wort stirbt. Sehen, Sehen und immer nur Sehen, das ist die Losung. Dahin geht der leidenschaftliche Wunsch aller. Und beim Hören denkt man nur an die Musik, nicht an das gesprochene Wort.

Das war nun der gegebene Moment für das Auftreten des Kinos. Der ungeheure Siegeslauf, den das Lichtspieltheater in den wenigen Jahren seines Bestehens erlebt hat, beweist, wie äußerlich und verflacht unser Publikum schon ist. Es läßt mit der größten Seelenruhe „Dramen“ über sich ergehen, die in dieser Form, d. h. ohne Worte, überhaupt nicht zu verstehen sind. Ich erinnere

Digitized by Google

mich, einmal ein französisches Stück im Kino gesehen zu haben, das von einem alten Bauern handelte, der sein Vermögen an seine Töchter vergibt, dann in ihren Familien eine Zeitlang hin und her gestoßen wird, bis er schließlich völlig verzweifelt ins Wasser gehen will, woran ihn aber seine brave alte Magd — wie rührend! — hindert. Da saßen die Schauspieler ganze Szenen hindurch am Tisch, machten ausdrucksvolle Gesichter und Handbewegungen, die dieses oder jenes bedeuten konnten, und bewegten die Lippen, als ob sie sprächen. Es schien, als ob sie bei der Aufnahme wirklich gesprochen, das ganze Stück ohne Abkürzung gemimt hätten. Aber hier hörte man natürlich keine Worte. Und was das Merkwürdige war, das Publikum nahm daran gar keinen Anstoß. Im Gegenteil, es schien froh zu sein, daß es das dumme Gerede nicht zu hören brauchte. Und den ungefähren Inhalt konnte man ja aus dem Programm und den Ueberschriften ablesen. Eines weiteren bedurfte es nicht. Die Musik hatte die Menschen so verdummt, daß sie sich mit einer allgemeinen Stimmung zufrieden gaben und diese nur durch das Programm ein wenig genauer präzisiert haben wollten. Wie tief müssen Schauspieler ihre Sprechkunst einschätzen, wenn sie bei Aufnahmen Modell stehen, die nur ihre Maske und ihre Gesten fixieren, ihre Worte aber unter den Tisch fallen lassen? Ich habe mich immer darüber gewundert, daß Künstler, die etwas auf sich halten, sich zu solchen Aufnahmen hergeben. Aber wenn man von den Honoraren liest, die die Filmgesellschaften den Hauptmatadoren bieten, begreift man manches. Auch trägt es wohl zum Weltruhm bei, wenn die Namen Asta Nilsen und Albert Bassermann auf den Kinoprogrammen stehen. Und ist es nicht ganz natürlich, daß Schauspieler, die nicht mehr sprechen können, die von der sinnlichen Schönheit des Wortes nichts wissen, denen das, was sie mimen, ganz gleichgültig ist, daß die gar kein Bedenken tragen, Modell bei Aufführungen zu stehen, bei denen das Publikum nur ihre stattliche Figur, ihre graziösen Bewegungen, ihr ausdrucksvolles Mienenspiel und ihre schönen Toiletten zu sehen bekommt? Es ist freilich wahr: Das Wort stirbt.

So ist also eines aus dem andern in notwendiger Entwicklung gefolgt: Zuerst der Verfall der Sprechtechnik, dann die Herrschaft der Oper, dann die Ueberfütterung mit Programmusik, weiter die Uebertreibung in der Ausstattung, zuletzt die Dienstbarkeit der Schauspieler gegenüber dem Kinotheater. Nun fehlte nur noch eins, nämlich das Zugeständnis der Dichter, daß das Wort gleichgültig sei. Auch das ist nicht ausgeblieben.

Allerdings hat es da einigen Widerstand gegeben. Noch am 18. März 1912 hat die Standesvertretung der deutschen Theaterdichter dem Lichtspieltheater den Fehdehandschuh hingeworfen. Damals stellte in der Generalversammlung des Vereins deutscher Bühnenschriftsteller Ludwig Fulda und mehrere andre, die über die Beziehungen des Theaters zum Kino referierten, den Antrag, die drei großen Körperschaften des Theaters, der Bühnenverein, die Genossenschaft deutscher Bühnenangehöriger und der Verband deutscher Bühnenschriftsteller möchten sich zusammentun und ihre Mitglieder und die von ihnen abhängigen

Digitized by Google

Personen verpflichten, in keiner Weise für das Kinotheater tätig zu sein, in dem man, soweit es der Bühne Konkurrenz machte, ein kulturwidriges und kunstfeindliches Institut zu erkennen habe. Gleichzeitig wurde der Vorstand der deutschen Goethe-Bünde aufgefordert, eine Protestversammlung gegen die Mißbräuche der Kinotheater zu berufen. Diese Anträge wurden beinahe einstimmig angenommen.

Aber schon ein Jahr später trat die größte deutsche Lichtspielgesellschaft, die Union, an den Verband deutscher Bühnenschriftsteller mit dem Angebot einer Interessengemeinschaft heran, vermöge deren der Verband seinen Mitgliedern die Erlaubnis geben sollte, für den Kino zu schreiben oder ihre früher verfaßten Dramen dem Kino zur Umarbeitung zur Verfügung zu stellen, wogegen die Union gewisse Honorare und Tantiemen für solche Arbeiten garantierte. Und das Unglaubliche geschah: Der Verband, der zweimal, am 25. Oktober und am 11. November, über dieses Angebot beriet, nahm es an. Dieselben Männer also, die noch ein halbes Jahr vorher die kulturelle Minderwertigkeit des Kinos mit dem Brustton der Ueberzeugung in die Welt hinausposaunt hatten, klappten jetzt plötzlich wie Taschenmesser zusammen und verschrieben sich und ihre Kunst mit Haut und Haaren dem Lichtspieltheater.

Wie war das möglich? Was war inzwischen vorgegangen? Welches Novum war eingetreten, was diesen plötzlichen Umfall hätte wenn nicht entschuldigen, so doch wenigstens erklären können? Ganz einfach. Das Dezemberheft von „Bühne und Welt" 1912, S. 205, begeht die willkommene Indiskretion, zu erzählen, „daß inzwischen die rührigen Agenten der beiden größten Filmkompagnien die Reise in die Villeggiaturen Gerhart Hauptmanns, Hermann Sudermanns, Arthur Schnitzlers, Oskar Blumenthals und andrer bekannter Dramatiker nicht gescheut und beim Abschied vollgültig unterzeichnete Kontrakte mit nach Hause genommen hätten. Und diese Nachricht erhält noch einen besonderen metallischen Beigeschmack durch die Versicherung, daß diese Agenten sich nicht hätten lumpen lassen, sondern daß man den betreffenden Dichtern „mit vier- und fünfstelligen Ziffern" unter die Augen gegangen wäre. Dem Einfluß dieser „Dichter", die zum Teil an der Spitze des Verbandes stehen, ist es zu danken, daß der ganze Verband umgefallen ist und im Hinblick auf den in der Zukunft winkenden Mammon die Kunst an das Kinokapital verkauft hat. Denn nachdem diese hervorragenden Mitglieder, die man nicht ausschließen konnte, den Verband desavouiert hatten, war ein Fait accompli geschaffen, dem man sich, wie es heißt, nicht entziehen konnte. Der Beschluß wurde natürlich nicht einstimmig gefaßt, aber der Protest der Minorität war doch so schwach, daß er bisher meines Wissens seinen Weg in die Tagespresse überhaupt noch nicht gefunden hat. Wir müssen deshalb diese Dinge etwas tiefer hängen und sind überzeugt, daß das deutsche Volk, wenn es erst einmal über den Sachverhalt aufgeklärt ist, mit seinen „Dichtern" ein Hühnchen rupfen wird.

Man kann sich den Triumph der Filmgesellschaften denken. Mit steigendem

Digitized by Google

Mißbehagen hatten sie die Agitation gegen die teils obszönen, teils blutrünstigen, teils sentimentalen „Dramen" mit ansehen müssen, die bisher die Kosten der Unterhaltung in ihren Theatern vorwiegend getragen hatten. Die Empörung über diese Roheiten und Geschmackswidrigkeiten drohte allgemein zu werden. Da das Publikum nur dieser Dramen wegen den Kino besucht, war dessen ganze Existenz bedroht, wenn man nicht baldigst einen Ersatz dafür schaffte. Man war gern bereit, sie auf ein höheres Niveau zu heben — nicht aus Ueberzeugung, sondern aus Geschäftsinteresse — und man wandte sich zu diesem Zweck an diejenigen, die dafür am kompetentesten waren, nämlich die Dichter. Die Agenten werden sich nicht übel ins Fäustchen gelacht haben, als ihnen dieser Coup gelungen war. Wir aber haben ein Interesse daran, zu wissen, wer im Verband der deutschen Bühnenschriftsteller für und wer gegen den Vertrag gestimmt hat. Es wird das klärend für unsre moderne Literaturgeschichte sein. Man wird sich zu entscheiden haben, ob man diejenigen noch als Dichter gelten lassen darf, die bei der Reproduktion ihrer Dichtungen auf das Wort verzichten zu können glaubten.

Theoretisch liegt die Sache ja sehr einfach. Ich habe darüber in der Flugschrift des Dürer-Bundes über den „Kino als Volksunterhaltungsmittel", die ich mit meinem Kollegen, dem Nervenkliniker Gaupp in Tübingen, zusammen herausgegeben habe, ausführlich gehandelt. Man muß hier zweierlei scharf voneinander scheiden: Erstens das Drama, zweitens die Pantomime. Solange der Phonograph nicht so ausgebildet ist, daß er die menschliche Stimme als Ausdrucksmittel restlos wiedergeben kann; solange er ferner nicht organisch derart mit dem Lichtbild verbunden ist, daß beide für die Wahrnehmung eine Einheit bilden, ist die vollgültige Reproduktion von Wortdramen unmöglich. Für das Drama ist das gesprochene Wort der Lebensnerv. Man kann keine psychologische Entwicklung, keine Charakterschilderung geben ohne Worte. Die Mimik dient auf der Bühne nur dazu, das Wort zu unterstützen, in seiner Wirkung zu steigern. Wie will man aber zum Beispiel den Mord oder den Selbstmord im Drama begründen, psychologisch motivieren, wenn man nicht das Wort zur Verfügung hat? Nur durch die psychologische Motivierung wird doch das Gräßliche auf der Bühne erträglich. Als bloßer Bewegungsvorgang gefaßt, bleibt es eben das Gräßliche, d. h. etwas, was uns abstößt, was nicht ins Niveau der Kunst emporgehoben ist, was wir mit einem Worte nicht sehen wollen. Man sagt, es würde nächstens der „Fuhrmann Henschel" im Kino aufgeführt werden. Ich werde jedenfalls nicht hingehen. Das heißt, ich werde hingehen und mich überzeugen, daß ich recht gehabt habe. „Der Andere" von Lindau wird ja, wie man hört, jetzt in Berlin gefilmt. Es muß aber nach meinen Informationen auch danach sein. Lindau ist, wenn ich mich recht erinnere, vor Jahren ein sehr scharfer Kritiker gewesen. Wie wäre es, wenn er einmal an sich selbst Kritik übte? Das heißt, wenn er nachwiese, wie unmöglich es ist, ein so schwieriges und psychologisch unfaßbares Problem wie das des „Doppelichs" ohne Worte glaubwürdig zu machen? Aber selbst einfachere, psychologisch anspruchs-

Digitized by Google

losere Stücke eignen sich nicht für den Kino. Am ersten noch die platte Situationskomik. Aber schon der witzige Dialog oder der Kalauer ist dem neuen Reproduktionsmittel nicht zugänglich. Was würde aber aus Moser und Schönthan, aus Blumenthal und Kadelburg werden, wenn die Kalauer wegfielen?

Nun ist ja allerdings die Möglichkeit einer Entwicklung des Kinos zum Wortlichtspiel nicht zu leugnen. Warum soll sich die Technik nicht so vervollkommnen, daß wir in einigen Jahren Dramen im Kino genau so wie auf der Bühne gleichzeitig sehen und hören können? Man tut gut, als Prophet vorsichtig zu sein. Ist es aber einmal so weit, dann steht man vor einem neuen Problem. Der Kino wird zwar auch dann noch die Bühne nicht ersetzen. Aber er wird vielleicht doch ein annehmbares Surrogat des Dramas bieten können. Und man dürfte es dann den Dichtern nicht übelnehmen, wenn sie ihre schon geschriebenen Dramen dem Kino gegen entsprechendes Honorar überließen oder gar neue Stücke für den Kino schrieben.

Vorläufig ist es aber so weit noch nicht. Und das Gravierende ist, daß die Dichter sich dem Kino in seinem *jetzigen* Zustande verschrieben haben. Ich kann mir die Kinematographierung eines Dramas nur so denken, daß die Handlung abgekürzt wird und daß ein gesprochenes oder projiziertes Programm den Inhalt erläutert. Gedruckte Programme nützen nichts, denn man kann sie bei der Verdunkelung des Zuschauerraumes ja doch nicht lesen, und die Augen sind schon durch die Bilder genug, ja allzusehr in Anspruch genommen. Die projizierten Ueberschriften der einzelnen Szenen aber, die eingeschalteten Erläuterungen, Briefe usw. sind eine häßliche Eselsbrücke, eine gräßliche Stillosigkeit, die außerdem die Augen maßlos anstrengt. Und daß eine abgekürzte Handlung mit solchen Erläuterungen kein künstlerischer Ersatz für das Drama ist, leuchtet ohne weiteres ein. Es ist etwa wie die Uebersetzung eines Gedichtes in Prosa oder die kurze Inhaltsangabe eines Romans in einer Literaturgeschichte. Mit einem Worte, es ist Prosa, keine Poesie; Unkunst, keine Kunst. Das Publikum wird dadurch nicht nur des Wortes entwöhnt, es verlernt auch wahre Kunst zu genießen, Kunst und Unkunst zu unterscheiden. Der Rhythmus im Fortschritt der Handlung geht verloren, nicht nur die psychologische Motivierung durch das Wort. Es ist vollkommen unmöglich, ein kinematographiertes Drama künstlerisch zu erleben. Man kann bestenfalls konstatieren, was für einen Inhalt es hat, wie sich die Ereignisse äußerlich entwickeln.

Ganz anders steht es mit der *Pantomime*. Denn für sie ist ja der Mangel des Wortes das eigentlich Charakteristische. Sie *will* ja nur durch Bewegungen und Gesichtsausdruck, durch rein mimische Mittel wirken. Und sie ist so gut eine Kunst wie jede andre. Die Beschränkung der Mittel degradiert ein Kunstwerk an sich noch nicht. Denn nicht die Zahl der verwendeten Mittel macht die Kunst, sondern die Kraft, die ihm innewohnt, mit möglichst wenigen Mitteln eine möglichst starke Illusion zu erzeugen. Wir haben ja in den letzten Jahren wiederholt Versuche gesehen, die Pantomime zu neuem Leben zu erwecken. Der Kino sichert ihr eine große Zukunft. Und ich begreife nicht, daß man die Dichter nicht

Digitized by Google

von vornherein auf die Kinopantomime hingewiesen hat. Das wäre eine andre Sache, als Wortdramen kinematographisch herzurichten und sie dabei der Hauptsache, des Wortes, zu entkleiden. Und für diese Kinopantomime wäre der Hinzutritt der Musik selbstverständlich. Nicht in der Form eines verstimmten Klaviers, auf dem ein gottverlassener „Musiker" herumpaukt, einerlei, was für einen Inhalt die Bilder haben, sondern eine Musik, die dem Inhalt angepaßt ist, den Stimmungsgehalt der Bilder zu entsprechendem Ausdruck bringt. Ich habe die Ueberzeugung, daß die musikalische Kinopantomime dem Musikdrama einst starke Konkurrenz machen, es vielleicht sogar ersetzen wird, und muß ganz offen sagen, daß sie mir künstlerisch reiner und entwicklungsfähiger scheint als dieses. Nicht ersetzen wird sie dagegen das Wortdrama, denn dieses ist etwas für sich, wobei das gesprochene Wort die Hauptsache bildet. In allen andern Kunstgattungen kann man sich damit aussöhnen, daß das Wort stirbt. Die Entwicklung geht da einmal in der Richtung, das Wort auszuscheiden. Im Drama, in der Poesie darf man das nicht dulden, denn ihr Leben beruht auf dem Wort.

Literarische Berichte

Werden und Wesen der Persönlichkeit. Von Dr. B. Stern. Biologische und historische Untersuchungen über menschliche Individualität. 215 S. in Klein 8°. Wien und Leipzig 1913. A. Hartlebens Verlag. Preis M. 3.—.

In der ersten Hälfte des Buches berichtet der Verfasser über die Ergebnisse, die die Forschung über das Leben, seine Entwicklung, sein Wesen und über den Tod zutage gefördert hat. In der zweiten Hälfte überwiegen historische Probleme; hier ist von der Bedeutung der Individualität die Rede, von dem Verhältnis des einzelnen zu den Massen, von Religion und Kunst und von ethischen Werten. Im Biologischen wie im Historischen verrät der Verfasser eine gute Belesenheit, und die Darstellung ist klar und mit treffenden Beispielen illustriert. Der Schluß, zu dem das Büchlein kommt, ist folgender: „Die Persönlichkeit ist das Produkt alles dessen, was vor ihr war, und ein wenn auch winziges Teilchen der Ursachen dessen, was nach ihr kommt." Dadurch, daß keine Gestaltung der Natur sich je wiederholt, ist jeder einzelne ein Glied in der großen Entwicklung und hat Anteil an ihr. So ist sein Dasein nicht zweck- und sinnlos. Diese allgemeine Folgerung aus der naturwissenschaftlichen Betrachtung ist einleuchtend. Im übrigen zeigt auch vorliegendes Werk, daß die historische Betrachtungsmethode sich nicht aus der naturwissenschaftlichen herausentwickeln läßt, sondern daß beide nur nebeneinander laufen können. Denn sie sind einander entgegengesetzt. Die erstere handelt vom Speziellen, Individuellen, die zweite sucht zum Allgemeinen, zu umfassenden Gesetzen zu kommen. Die Naturwissenschaft handelt von dem, was ist, nicht von dem, was sein soll, und von ihr gibt es keinen Weg zu ethischen Werten für das Individuum. K. Guenther.

Alexander Kochs Handbuch neuzeitlicher Wohnungskultur. Band Speisezimmer. Verlag Alexander Koch, Darmstadt. Braun gebunden M. 12.—, in Original-Japan M. 14.—.

Verhältnismäßig rasch ist dieser dritte Band von Kochs vorbildlichem Handbuch seinen beiden Vorgängern gefolgt. Und der Gedanke, nach dem Schlafzimmer und dem Herrenzimmer nun auch das Speisezimmer einer den Geschmack weiter Kreise veredelnden Würdigung zu widmen, verdient die gleiche freudige Zustimmung und Anerkennung, die die beiden voraufgegangenen Bände gefunden haben. Das, was dieser Band in Bild und Wort vom Speisezimmer zu sagen weiß, ist vornehmlich an die Hausfrau des vornehmen und gut bürgerlichen Hauses gerichtet. Insgesamt sind hier 300 Abbildungen vereinigt, die teils ganze Zimmer, teils Einzelstücke umfassen. Ein feiner intimer Reiz zeichnet sie alle aus, der eine erhöhte Wirkung noch dadurch erhält, daß es sich

Digitized by Google

ausnahmslos um durchgebildete künstlerische Entwürfe handelt, die alle Abstufungen vom einfachen Eßzimmer des bürgerlichen Wohnhauses bis zum eleganten Speisesaal umfassen und auch Frühstücks- und Teezimmer nicht ausschließen. Man kann nur mit froher Genugtuung feststellen, daß hier vom Verlag ein Musterbuch vorgelegt wird, dessen Reichhaltigkeit wohl kaum übertroffen werden konnte. Und es ist nicht daran zu zweifeln, daß unsre Hausfrauen aus dieser Fülle manche wertvolle Anregung schöpfen werden, deren Verwirklichung eine erhöhte Freudigkeit sowohl in die alltäglichen Mahlzeiten der Familie wie in die gelegentlichen festlichen Tischarrangements hineinzutragen geeignet ist. So wird auch dieser Band des Handbuchs, der sich in seiner äußeren und inneren Ausstattung den früheren Bänden würdig anschließt, allenthalben zahlreiche offene Türen finden. —z—

Der Dramatiker Herbert Eulenberg. Referat von Kurt Wolff. Mitteilungen der literar-historischen Gesellschaft Bonn. 7. Jahrgang, Heft 1 und 2. Bonn, F. Cohen. 58 Seiten. M. 1.50.

Ein guter Kenner und begeisterter Verehrer Eulenbergs stellt hier seine Untersuchungen über die einzelnen Bühnenwerke des Dichters an und sucht darüber hinaus den Sinn und Wert seines Schaffens zu erklären. Er zeigt seine Geistesverwandtschaft mit Kleist, Grabbe, Büchner; er sieht als Grund seines Wesens und zugleich als Vorzug an, daß bei Eulenberg Geschehnisse, Leidenschaften und Charaktere voll von Widersprüchen und Zufälligkeiten sind, daß er im Gegensatz zu Schiller und Hebbel alles „Moralisieren und Räsonieren" meidet. Mit Recht ist in der Diskussion, die man im Anhang wiedergegeben findet, diesem gedankenvollen, aber einseitigen Vortrag gegenüber auf manche Unzulänglichkeiten der Eulenbergschen Werke hingewiesen, besonders auf die innere Zwiespältigkeit seiner Art, Menschen zu sehen und darzustellen.

Br.

Hermann Hüffer. Lebenserinnerungen. Herausgegeben von Ernst Sieper. Berlin, G. Reimer. Brosch. M. 10.—.

Diese autobiographischen Aufzeichnungen, die vom Herausgeber mit kundiger und liebevoller Hand ergänzt und zu einem einheitlichen Werk zusammengefaßt wurden, sind als authentische Zeugnisse einer großen Zeit der deutschen Politik von besonderer Bedeutung; die Schilderung und Abwägung der parlamentarischen Vorgänge um 1870, in die Hüffer selbst als Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses miteinzugreifen berufen war, füllt den Hauptteil des Buches, daneben heben sich vor allem reizvolle Reiseberichte und literarisch interessierende Stücke aus dem hier gezeichneten Lebensbilde heraus. Man kann sich eigentlich wundern, wie dieser stille Mann, der alle guten Eigenschaften des deutschen Gelehrten in sich verkörperte, der von sich bekannte: „Ich habe stets an die Vortrefflichkeit der Welt geglaubt, aber ich mißtraue mir selbst," eine politisch-aktive Stellung einnehmen konnte; doch, solange er auf dem Platze war, hat er sich aufrechterhalten, und erst später widmete er sich, seiner eigentlichen Natur folgend, ganz der Dozententätigkeit. Hier war es ihm vergönnt, seine tiefsten und besten Fähigkeiten zu der beglückenden Reife zu bringen, von der diese Erinnerungen Zeugnis geben. — Eine größere Uebersichtlichkeit in der äußeren Darbietung des reichen Inhalts, vor allem aber ein Register hätte man dem Buche gewünscht.

O. Beyer.

Leonardo da Vinci. Von Br. Schrader. (Meisterbilder in Farben. Band 13.) Berlin, Schlesische Verlagsanstalt. Geb. M. 2.—.

Alles, was für weitere Kreise an Orientierung über das Leben Leonardos, über seine universale Tätigkeit und seinen Einfluß auf Schüler und Zeitgenossen in Betracht kommt, ist hier in sehr ruhiger, sachlicher Form zusammengestellt. Auch werden die mannigfachen kunstwissenschaftlichen Probleme eingehend erörtert und Angaben über das Wesentlichste an Bibliographie zwanglos eingefügt. — Acht Abbildungen nach den Hauptwerken, die man unter dem Namen des Meisters kennt, schmücken den handlichen, schön gedruckten Band aufs glücklichste und geben von dem Zauber dieser Farbenwelt einen guten Eindruck. O. B.

Lebensweisheit von Johann Heinrich Pestalozzi. Gesammelt und geordnet von Arnold Kaufmann. Liegnitz 1913, Kommissions-Verlag von Carl Seyffarth. XVII und 299 S. 8°.

Ein Landsmann des „edlen Schweizers", Lehrer in Rüttenen bei Solothurn, hat sich mit dieser Pestalozzi-Anthologie ein Verdienst erworben um seinen Helden, aber auch um uns. Seine Würdigung Pestalozzis im „Vorwort" ist zwar gewiß ein wenig zu panegyrisch geraten (objektiver bleibt das kurze, schlichte Lebensbild), aber Pestalozzis Werke sind in der Tat eine unerschöpfliche Fundgrube pädagogischer und politischer, wirtschaftlicher und sozialer Lebensweisheit, und der Gedanke, uns mit dieser reichgegliederten, geschickt angeordneten Sammlung von Aphorismen zur Pädagogik der Familie, der Schule und des Lebens ein „Zurück zu Pestalozzi!" zuzurufen, war daher ohne Zweifel berechtigt und praktisch. Nur darf es nicht heißen sollen: nur Pestalozzi, sondern auch Pestalozzi!

Digitized by Google

Den Texten ist L. W. Seyffarths zwölfbändige Pestalozzi-Ausgabe zugrunde gelegt. Eine sehr dankenswerte Beigabe sind je ein bisher unveröffentlichtes Bildnis von Pestalozzi und seiner Frau aus dem Pestalozzianum in Zürich.
Leipzig. Dr. Hans Zimmer.

Mein Junge und ich. Von Meta Schoepp. Berlin, Concordia, Deutsche Verlagsanstalt. 140 Seiten. M. 2.—, geb. M. 3.—.

Das Buch macht auf jeder Seite den Eindruck, daß es unmittelbar dem Leben abgelauscht ist; es wirkt so echt und ursprünglich, es ist von so goldnem Humor, von so liebenswürdig anspruchsloser Art, daß man seine helle Freude daran haben kann und einige Schwächen darüber gern vergißt. Uebrigens ist es nicht nur unterhaltend, sondern enthält ohne aufdringliche Belehrung manche vortrefflichen Erziehungslehren, die an anschaulichen Beispielen eingeprägt werden. Besonders jungen Müttern wird es eine zugleich erfreuliche und nützliche Gabe sein.
Br.

Die urchristlichen Wunder vor dem Forum der modernen Weltanschauung. Von Dr. Ludwig v. Gerdtell. Eilenburg, Thon. 133 Seiten. M. 1.50.

Die Wunderfrage muß natürlich zu immer neuen Lösungsversuchen reizen. Der von v. Gerdtell gegebene und jetzt schon in dritter Auflage erscheinende läuft darauf hinaus, daß nach der biblischen Anschauung Gott die allwirksame Wesenheit sei, folglich auch die Wunder habe wirken können. Aber so sehr auch in der Bibel die Lebendigkeit Gottes betont wird, so sind da doch die Zwischenursachen des natürlichen Geschehens keineswegs verkannt. Die Lösung des Wunderproblems liegt vielmehr darin, daß nicht Naturgesetze verletzt, sondern die gewöhnlich wirksamen Kräfte durch andre besiegt werden konnten, wie es in dem von mir aus dem Englischen übersetzten Buche „Die Wunder des Unglaubens" genauer dargelegt worden ist.
Ed. König.

Die Politik im Habsburgerreiche. Randglossen zur Zeitgeschichte. Von Theodor v. Sosnosky. Zweiter Band. Berlin, Allgemeiner Verein für deutsche Literatur.

Der zweite Band dieses Werkes ist vor allem einer eingehenden Darstellung des Einflusses gewidmet, den die Madjaren auf die Geschicke der Donaumonarchie geübt haben und noch üben. Sosnosky gehört zu denen, welche diesen Einfluß für äußerst verderblich halten, und als einziges Gegenmittel gegen die fortwährenden Untergrabungsversuche der Einheitlichkeit des Reichs sieht er die Aufteilung Ungarns unter die Nationalitäten an, wodurch die Madjaren aus einem „Staatsvolk" selbst zur Nationalität unter vielen werden würden. Das Mittel ist reichlich radikal; daß es überhaupt vorgeschlagen werden kann, ist charakteristisch genug.
E.

Die Anfänge der materialistischen Geschichtsauffassung. Von Walter Sulzbach. Karlsruhe i. B., G. Braunscher Verlag.

Der Marxismus geht von der Voraussetzung aus, daß Erzeugung und Austausch wirtschaftlicher Werte die Grundlage aller Gesellschaftsordnung seien. Diese Lehre und was mit ihr zusammenhängt ist bereits vor Marx und Engels vertreten worden. Der Verfasser der vorliegenden Untersuchung, die auf Quellenforschung gestützt und recht brauchbar ist, zeigt, daß nicht nur Saint-Simon, sondern verschiedene Schriftsteller der Aufklärungszeit sich ganz ähnlich über Wirtschaftsleben und Klassenkampf geäußert haben. Dies aktenmäßig belegt zu sehen, ist gewiß von Interesse.
D.

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten)

Adrian, Prof. Dr., Das Nibelungenlied in moderner Erneuerung. Lichtenrade-Berlin, Friedrich Ruhland. Brosch. M. 3.—, geb. M. 4.—.

Altmann-Gottheiner, Dr. Elisabeth, Jahrbuch der Frauenbewegung 1913. Leipzig, B. G. Teubner. M. 3.—.

Antiquariats-Katalog Nr. 9. Leipzig, Rudolph Hönisch.

Bauer, Karl, Charakterköpfe aus Deutschlands großer Zeit. Leipzig, B. G. Teubner. M. 3.—.

Bellezza, P., Curiosità Dantesche. Milano, Ulrico Hoepli. L. 8.50.

Bergmann, Dr. Ernst, Die Satiren des Herrn Maschine. Ein Beitrag zur Philosophie und Kulturgeschichte des 18. Jahrhunderts. Leipzig, Ernst Wiegandt. M. 3.—.

Bergsträßer, Dr. Ludwig, Die Verfassung des Deutschen Reiches vom Jahre 1849. Bonn, A. Marcus & E. Webers Verlag. M. 2.20.

Carito, Diomede, Nella Terra Di Washington. Napoli, Libreria Detken & Rocholl.

Carnegie Endowment for International Peace. Year Book for 1912. Washington, Byron S. Adams.

Digitized by Google

Das Leben des Benvenuto Cellini. Uebersetzt von Heinrich Conrad. München, Martin Mörikes Verlag. Pappbd. M. 3.—, Leinen M. 4.50.

Dedreux, Dr. Rudolf, Der Suezkanal im internationalen Rechte unter Berücksichtigung seiner Vorgeschichte. Tübingen, J. C. B. Mohr. M. 5.—.

Der Zeitungsspiegel. Heft 2. Jahrg. 1912/13. Stuttgart, Evangelischer Preßverband. à 30 Pf.

Dumas Sohn, Alexander, Die Dame mit den Kamelien. Roman. Wien, A. Hartleben's Verlag. Geh. M. 2.25, geb. M. 3.—.

Ellissen, Adolf, Chinesische Gedichte. Leipzig, Bibliographisches Institut.

Falke, Konrad, Wengen. Ein Landschaftsbild. Zürich, Rascher & Cie. M. 1.—.

Fester, R., Briefe, Aktenstücke und Regesten zur Geschichte der Hohenzollernschen Thronkandidatur in Spanien. Bd. I und II. Leipzig, B. G. Teubner. à M. 2.20.

Fried, Alfred H., Die Friedenswarte. Heft 1, 2, 3, 5 und 6. Wien IX/2, Selbstverlag.

Geiger, Ludwig, Börnes Werke. Historisch-kritische Ausgabe in 12 Bänden. Bd. 6, 7, 9. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong & Co. à brosch. M. 2.—, geb. M. 3.—.

Gorion, Micha Josef bin, Die Sagen der Juden. Bd. I. Von der Urzeit. Frankfurt a. M., Rütten & Loening. Geh. M. 6.—, Halbleder M. 7.50, Leder M. 10.—.

Hanssen, Dr. Peter, Medizinisches bei Theodor Storm. 1. Bändchen. Kiel, Wilhelm Handorff.

Haushofer, Karl, Dai Nihon. Betrachtungen über Groß-Japans Wehrkraft, Weltstellung und Zukunft. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. Geh. M. 8.50, geb. M. 10.—.

Idel, Wilhelm, Heimat und Fremde. Gedichte. Elberfeld, A. Martini & Grüttefien G. m. b. H. Brosch. M. 2.25. geb. M. 3.—.

Ilgenstein, Wilhelm, Die Gedankenwelt der modernen Arbeiterjugend. Berlin-Pankow, Kavalierstr. 22, Selbstverlag. M. 1.60.

Katalog: Napoleon I. und seine Zeit. Sammlung Buhrig, Leipzig. I. Versteigerung bei Karl Hiersemann, Leipzig, am 13. und 14. Oktober 1913.

Keller, Ludwig, Monatshefte der Comenius-Gesellschaft für Volkserziehung. 21. Bd. Jena, Eugen Diederichs. Jährlich M. 4.—.

Kirchhoff, Dr. Hermann, Vereinheitlichung des deutschen Eisenbahnwesens. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung. Geh. M. 5.—, geb. M. 6.—.

Les Forces Nationales. Nr. 1. Paris, Boulevard de Courcelles, Administration. à Fr. —.75.

Lieutenant-Colonel Montaigne. Vaincre. 1. Bd.: Préparation a l'étude de la guerre. 2. Bd.: Étude de la guerre. 3. Bd.: La guerre. Paris, Berger-Levrault, éditeurs. Fr. 16.—.

Maas, Dr. Georg, Bibliographie der Sozialwissenschaften. 1 und 2. Heft. Berlin, Julius Springer. M. 34.—.

Meyer-Rotermund, Kurt, Der Rausch der Jugend. Schauspiel in 3 Akten. Wolfenbüttel, Heckners Verlag. M. 1.50.

Mönckmeier, Dr. Friedrich, Die Rhein- und Moselzeitung. Bonn, A. Marcus & E. Webers Verlag. M. 4.—.

Nachtrag zur Deutschen Rangliste 1913, enthaltend den Marineteil und die Dienstalterslisten. Oldenburg, Verlag des Deutschen Offizierblattes.

Oehler, Richard, Zwischen Tod und Leben. Gedichte. Bonn, Albert Ahn. Brosch. M. 2.50, geb. M. 3.50.

Pastor, Ludwig v., Geschichte der Päpste seit dem Ausgang des Mittelalters. 6. Band. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung. Geh. M. 11.—, geb. M. 13.—.

Rickert, Heinrich, Die Grenzen der naturwissenschaftlichen Begriffsbildung. Tübingen, J. C. B. Mohr. Geh. M. 18.—, geb. M. 20.—.

Rose, J. H., Gonner, E. C. K., Sadler, M. E. und Herford, C. H., Deutschland im neunzehnten Jahrhundert. Berlin, Karl Siegismund. Geh. M. 2.40, geb. M. 3.—.

Salzer, Anselm Dr., Illustrierte Geschichte der Deutschen Literatur. 53/54, 55 und 56/57. München, Allgemeine Verlags-Ges. m. b. H. à M. 2.—.

Schmelzer, F., Das Versicherungsgesetz für Angestellte. Band 159. Berlin, Hermann Hillger. 50 Pf.

Schulz, M. v., Das Einigungsamt. Heft 1. Berlin, Julius Springer. Jährlich M. 4.—.

Stauf von der March, Ottokar, Die Deutschösterreicher. Wien, Heinrich Feige & Co. Geh. K. 5.—, geb. K. 6.—.

Stöcker, Helene, Karoline Michaelis. Eine Auswahl ihrer Briefe. Berlin, Oesterheld & Co.

Stuttgarter militärische Blätter. 3. Jahrg. Januar 1913. Heft 4. Stuttgart, Geschäftsstelle der Stuttgarter Militärischen Blätter. Jährlich M. 1.75.

Thüringen. Ein Berater für Wanderungen. Gotha, Thür. Verkehrs-Verband.

Volkmann. Bewegungslehre. Heft 14/18. Charlottenburg, Friedrich Huth's Verlag.

Wagner, Lieutenant, With the Victorious Bulgarians. Leipzig, Brockhaus & Pehrsson.

Zebegény, v., Ritter Gründorf. Memoiren eines österreichischen Generalstäblers 1832—1866. Stuttgart, Robert Lutz. Brosch. M. 6.—, geb. M. 7.—.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Justizrat Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart — Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg

Digitized by Google

Internationale Verständigungspolitik

Die 25 ersten Jahre der Regierung Kaiser Wilhelms II. darf man mit Recht als eine Periode der deutschen Friedenspolitik bezeichnen. Die deutsche Reichsregierung und die deutsche Diplomatie haben an der Erhaltung des Friedens zwischen den europäischen Mächten redlich mitgearbeitet. Das erhellt nicht nur aus beinahe jeder Kundgebung des Kaisers und seiner verantwortlichen Staatsmänner, sondern das beweisen auch die Tatsachen des internationalen Lebens.

Aber auch die Regierungen der andern Großmächte sind heute eifrig bemüht, den Frieden zwischen der europäischen Staatenwelt zu erhalten. Das ist wohl noch nie so deutlich zutage getreten wie während der jetzigen Balkankriege. Die verantwortlichen Staatenlenker sind sich eben bewußt, daß das Interesse an der Erhaltung des Friedens zwischen den Großmächten größer ist als jedes andre Interesse, das vielleicht zugunsten eines Krieges sprechen könnte. Niemand, der in den Staatsgeschäften an verantwortlicher Stelle steht, würde, wie man nicht oft genug betonen kann, heute die Verantwortung für einen Krieg auf sich laden wollen, so lange nicht die ernstesten Lebensinteressen einer Nation auf dem Spiele stehen. Welche Kolonie wäre es wohl auch wert, daß man um ihretwillen einen europäischen Weltbrand entfesselt sehen möchte? Das nationale Interesse an der Erhaltung des europäischen Friedens überwiegt in allen Ländern zweifellos alle entgegenstehenden Interessen, und so sehen wir heute alle Großmächte einmütig in dem Bestreben vereint, Europa vor der Katastrophe eines allgemeinen Krieges zu bewahren.

Ob und auf wie lange dieses Bestreben von Erfolg gekrönt sein wird, entzieht sich der Beurteilung aller Lebenden. In der Politik muß man immer auch mit Unvorhergesehenem rechnen. Die Stimmungen und auch die Anschauungen über politische Dinge wechseln rasch. Daß man durch alle friedlichen Bestrebungen den Krieg nicht ganz aus der Welt schaffen kann, darüber sind sich wohl die meisten Menschen einig. Es wird immer wieder Kriege geben, sei es nun auf dem Balkan oder anderswo. Falsch aber wäre es, wenn man um dieser Tatsache willen die Friedenspolitik der europäischen Großmächte geringschätzen wollte. Es bedeutet immer und unter allen Umständen nicht wenig, daß es der Politik der Großmächte gelungen ist, wenigstens einige Kriege,

Digitized by Google

und darunter den zwischen den Großmächten selbst, zu vermeiden. Noch vor wenigen Jahrzehnten wäre dies kaum gelungen. In dieser Tatsache dürfen wir daher einen unzweifelhaften Fortschritt in der europäischen Politik erblicken.

Ueberhaupt, wenn man sich von dem Gange dieser Politik Rechenschaft geben will, dann darf man nicht an den Ereignissen des Tages kleben bleiben. Wenn wir aber auf die politische Entwicklung der letzten Dezennien im ganzen blicken, dann sehen wir, daß viele Staaten sich über eine ganze Reihe von Fragen, die kontroverser Natur waren und zum Teil gerade die gefährlichsten Konfliktstoffe in sich bargen, durch internationale Abkommen geeinigt haben. In diesen Abmachungen, deren Zahl in stetem Wachsen begriffen ist, braucht man keineswegs immer eine Spitze gegen andre, dabei unbeteiligte Mächte zu suchen. Es suchen ganz im Gegenteil gerade solche Mächte, zwischen denen Reibungsflächen bestehen, diese durch solche Verträge aus der Welt zu schaffen. So gelangen die Staaten nach und nach nicht nur zu einer Festlegung ihres gegenseitigen Rechtsbestandes, sondern darüber hinaus zu einer Abgrenzung ihrer politischen und wirtschaftlichen Interessensphären. Und so wie man durch diplomatische Verhandlungen, durch völkerrechtliche Vertragschließungen, schon manche Konfliktherde beseitigt hat, so sind auch durch Schiedssprüche, im Wege der völkerrechtlichen Rechtsprechung, schon manche Streitigkeiten aus der Welt geschafft worden, die an sich wohl zum Kriege hätten führen können. Die Friedenspolitik der Regierungen ist also doch nicht ohne Erfolg gewesen, trotz allem, was man ihr angesichts der Kriege der letzten Jahre zum Vorwurf machen mag.

Man kann gewiß Bedenken tragen, unsre heutigen politischen Zustände, unser heutiges politisches System für vollkommen zu halten. Die Politik von heute ist in der Tat noch zu sehr Machtpolitik und noch zu wenig Kulturpolitik, um auch nur im entferntesten als eine ideale Politik bezeichnet werden zu können. Und wenn auch das Streben nach Macht von der Politik wohl auf immer unzertrennbar sein wird, so sollte die Macht doch stets nur ein Mittel, niemals aber der Selbstzweck einer vernunftgemäßen Politik sein.

Aber über der Unvollkommenheit der menschlichen Einrichtungen sollte man nie die Ansätze zu einer Besserung, nie die Richtungen, in denen die Entwicklung sich bewegt, übersehen. Und diese Richtungen, sie weisen unzweifelhaft darauf hin, daß die Regierungen der großen Staaten, wenn sie auch weit entfernt von dem utopischen Glauben sind, daß sie die Kriege auf der Welt beseitigen können, doch das ernsthafte Streben haben, sich über die zwischen ihnen bestehenden Differenzpunkte miteinander zu verständigen. Wenn wir die heutige europäische Staatenpolitik daher mit einem Schlagworte charakterisieren wollen, dann können wir sagen, daß die Staaten heute unter dem Zeichen der Verständigungspolitik stehen, daß die Regierungen mit dem zwanzigsten Jahrhundert in die Aera der Verständigungspolitik eingetreten sind.

Entspricht diese Verständigungspolitik, dieser Wille zum Frieden auf seiten

Digitized by Google

der Staatenlenker, nun nicht dem Willen der Völker? Wir glauben nicht, daß jemand es wagen wird, diese Frage zu verneinen. Gewiß gibt es überall, in allen Ländern, Minoritäten, die zum Kriege treiben möchten. Aber die Völker im ganzen, in ihrer überwältigenden Mehrheit, hegen sicherlich keinen sehnlicheren Wunsch, als den, daß Europa von der Kriegsfurie verschont bleiben möge. Schon die Balkankriege, die uns hier doch nur mittelbar berührten, haben ein Gefühl der Kriegsmüdigkeit erzeugt, man ist überall die ewigen Kriegsgerüchte und die drückende Kriegsatmosphäre satt geworden. Die Völker — und das deutsche Volk geradeso wie alle andern — sie werden es den Regierungen daher sicherlich nur Dank wissen, wenn es diesen gelingt, den Ausbruch eines europäischen Krieges auch weiter zu bannen. Mag angesichts mancher Ereignisse der letzten Jahre in weiten Kreisen auch eine gewisse Skepsis herrschen, die Tatsache bleibt jedenfalls bestehen, daß allenthalben der Wunsch besteht, daß wir einer solchen Katastrophe entgehen möchten. Denn eine Katastrophe wäre ein europäischer Krieg unter allen Umständen, auch für die Sieger, und es gibt keinen Siegespreis, der die Folgen dieser Katastrophe auch nur annähernd wieder wettmachen könnte. Die einfachste Rechnung zeigt, daß das, was Deutschland nach den alldeutschen Expansionspolitikern durch einen Krieg gewinnen könnte, in gar keinem Verhältnis steht zu dem, was dieser Krieg auch den Sieger im besten Falle an Kulturgütern kosten würde. Wenn ein solcher Krieg vermeidbar ist, dann muß man ihn also auch zu vermeiden suchen, darüber sind sich heute nicht nur die Regierungen, sondern auch die Völker einig.

Leider läßt sich nun aber nicht leugnen, daß diese Einigkeit nicht immer und nicht überall genügend zum Ausdruck kommt. Und doch wäre es natürlich nicht ohne Bedeutung, wenn die Regierungen sehen würden, daß sie bei ihrer Politik von der öffentlichen Meinung, vom Volkswillen, getragen werden. Die Verständigungspolitik der Regierungen würde dadurch erleichtert werden, und es würden nicht mehr so leicht Mißverständnisse vorkommen, die zu Trübungen der internationalen Beziehungen führen. Die öffentliche Meinung gelangt aber häufig nur sehr unvollkommen und oft auch keineswegs unverfälscht zum Ausdruck. In der Presse spiegeln sich die Wünsche der Bevölkerung nur teilweise wider, selbst da, wo an der Aufrichtigkeit ihrer Darstellungen nicht zu zweifeln ist. Und so könnte man manchmal zweifelhaft werden, ob denn die Bevölkerung die Verständigungspolitik der deutschen Reichsregierung auch wirklich billigt, um so mehr, als es Organisationen gibt, die ihr direkt entgegenzuarbeiten scheinen. Die schon oben angedeutete Skepsis hat allmählich in den weitesten Kreisen zu einer Schwarzmalerei in allen Fragen der auswärtigen Politik geführt, die von der Wirklichkeit mindestens ebensoweit entfernt ist, wie eine einseitige Schönfärberei und die die wirklichen Tatsachen des internationalen Lebens leider nur zu oft verschleiert. Und darüber hinaus gibt es, wie gesagt, Kreise, die in der Tat von einer Verständigungspolitik nichts wissen wollen und es lieber heute wie morgen sehen würden, daß es zum Kriege käme. Diese Kreise sind es und nicht die Kabinette, von denen heute die Kriege drohen, das ist von maßgebender

Digitized by Google

Seite mehr als einmal scharf betont worden. Die Bevölkerung aber ist durch die Bestrebungen dieser Kreise leider vielfach irregeleitet, und es gelingt der eigentlichen Volksmeinung oft nur schwer, sich ihnen gegenüber Gehör zu verschaffen.

Angesichts dieser Sachlage und gegenüber solchen Tendenzen ist es nun offenbar dringend nötig, aufklärend zu wirken. Wer täglich nur aufhetzende Sensationsberichte in seinen Zeitungen liest, verliert natürlich die Fähigkeit zu einer ruhigen und objektiven Beurteilung der Dinge. Es bedarf daher einer Aufklärung weiterer Volkskreise über die Fragen der internationalen Politik und über die gewaltigen Probleme, die mit ihr in Zusammenhang stehen. Man muß sich in der Bevölkerung doch vor allem auch über die schwerwiegenden Konsequenzen klar werden, zu denen die verschiedenen Wege der internationalen Politik unbedingt führen müssen. Es gibt hier nur zwei Wege. Entweder man fährt fort, gegenseitig Mißtrauen zu säen, ohne den darin sich kundgebenden Tendenzen entgegenzutreten. Dieser Weg bedeutet den Krieg. Oder man schreitet auf dem Wege der internationalen Verständigung weiter. Krieg oder Verständigung, das sind also die beiden Möglichkeiten. Kein Zweifel, welcher von beiden Wegen der wünschenswertere ist.

Ueber ritterliche Kriegführung

Von

Generalleutnant z. D. Litzmann

Man braucht nur an die Befreiungskriege zu denken, deren hundertjährige Erinnerung jetzt in zahlreichen Festen gefeiert wird, um zu erkennen, daß der Krieg das notwendige und edelste Unternehmen eines Kulturvolkes sein kann. Es bedarf nur des Hinweises auf die Balkanwirren von 1912 und 1913, um zu zeigen, daß mit ihm Greueltaten verbunden sein können, die jeder Kultur und Sitte hohnsprechen und als eine Schande für die Menschheit zu bezeichnen sind.

Liegt in diesen beiden Sätzen ein Widerspruch? Sicherlich nicht! Man müßte denn den zur Verteidigung der höchsten Güter des Vaterlandes tapfer und ehrlich geführten Kampf gegen die bewaffnete Macht des Gegners mit der unsinnigen Verwüstung seines Landes und den an wehrlosen Gefangenen und Verwundeten, an Frauen, Greisen und Kindern verübten feigen Grausamkeiten in einen Topf werfen wollen! Der Zorn über derartige Greuel ist nur zu gerecht. Wer aber darum den Krieg an sich fluchwürdig nennt, urteilt unbesonnen oder verständnislos. Der Krieg unter Kulturvölkern braucht eben nicht nach Art der Tiger geführt zu werden. Er darf es nicht, und ein Volk, das sich so verabscheuungswürdiger Formen der Kriegführung bedient, liefert damit den Beweis, daß es als Kulturvolk noch nicht anzusehen ist.

Digitized by Google

Man spricht im Gegensatz dazu von „ritterlicher Kriegführung“. Mancher hat dabei die von Geschichte und Dichtkunst überlieferten Bilder ritterlicher Zweikämpfe vor Augen. Indessen der Krieg zwischen Staaten, die um ihren Fortbestand und ihre als notwendig erkannte Weiterentwicklung miteinander ringen, ist unmöglich in den Formen jener Kämpfe zu führen. Um nur folgendes zu sagen: Man konnte vernünftigerweise nicht verlangen, daß die Preußen 1866 oder die Franzosen 1870 die Eröffnung der Feindseligkeiten aufschoben, weil das Zündnadelgewehr der österreichischen, das Chassepotgewehr der deutschen Infanteriebewaffnung überlegen war. Es wäre töricht gewesen, zu erwarten, daß die Deutschen beim Friedensschluß 1871 auf Kriegskostenentschädigung und Ländererwerb verzichteten, weil sie die Franzosen mit zahlenmäßiger Uebermacht zu Boden geworfen hatten. Man kann auch aus der neuzeitlichen Kriegführung nicht die Scheinmanöver zur Täuschung des Gegners oder seine Ueberrumpelung durch unerwarteten nächtlichen Ueberfall als „unritterlich“ ausmerzen wollen. Ritterliches Turnier und Völkerkrieg sind eben doch sehr verschiedene Dinge.

Dennoch darf in gewissem Sinne eine ritterliche Kriegführung gefordert werden, indem nämlich der Begriff ritterlicher Art einfach dem edler Männlichkeit gleichgestellt wird, was auch dem heutigen Sprachgebrauch angemessen ist. Ritterlich ist danach, wer den gerechten Kampf zwar nicht scheut und ihn mit aller Tatkraft durchführen will, aber jede zur Erreichung des Kriegszwecks unnötige Grausamkeit gewissenhaft vermeidet. Ritterlich ist, wer es mit seiner Ehre für unvereinbar hält, sich an Wehrlosen zu vergreifen, wer im Gegenteil sich der gefangenen, verwundeten und kranken feindlichen Soldaten fürsorglich annimmt und die nicht zur bewaffneten Macht des Gegners gehörende Bevölkerung in dem von ihm besetzten Gebiet unter seinen Schutz stellt. So haben die Deutschen in ihrem letzten großen Kriege, von verschwindenden Ausnahmen abgesehen, durchweg gehandelt, und im Zukunftskriege werden sie es ebenso oder noch besser machen. In diesem Sinne kann also der Krieg „ritterlich“ geführt werden, und man darf es, ohne Unmögliches zu verlangen, als eine der Kulturnationen würdige Aufgabe, ja geradezu als ihre Pflicht bezeichnen, daß sie auf solche Kriegführung hinzuwirken haben.

So leicht, wie dieser Gedanke ausgesprochen wird, ist freilich die Lösung der Aufgabe nicht zu erreichen. Man hätte dabei in erster Linie an die Arbeit der Haager Friedenskonferenz zu denken; aber deren Beschlüsse haben sich in der Praxis bisher als wenig wirksam erwiesen. Man könnte mit dem diplomatischen Einvernehmen der Mächte rechnen. Aber die „Demarchen“ und Noten der Diplomatie sind gerade in jüngster Zeit immer wieder ohne Erfolg gewesen. Nur die Ueberzeugung, daß der diplomatischen Mahnung, wenn sie fruchtlos blieb, der wirkliche Zwang durch Waffengewalt folgen würde, hätte dem sog. „Willen Europas“ Geltung verschafft. Diese Ueberzeugung hat aber niemand gewinnen können. Und das ist nur natürlich. Denn kein moderner Staat wird ohne zwingende Notwendigkeit die großen Opfer eines Krieges auf sich nehmen wollen. Aus rein menschlichen und sittlichen Gründen tut er's schwerlich. Die

Digitized by Google

Abstellung der Balkangreuel ist denn auch von den Mächten gar nicht erst gefordert worden. Würde das bei etwaiger Wiederholung anders werden? Würde dann irgendein bis dahin unbeteiligter Staat zum Schwert greifen, um eine menschliche Kriegführung zu erzwingen? Ich glaube es nicht. Es würde alles beim alten bleiben.

Was soll also geschehen? Ich meine, es sollte auf Grund von Haager Beschlüssen und diplomatischen Vereinbarungen die gesamte Kulturwelt sich zu dem Versuche vereinen, die in ihrer kulturellen Entwicklung noch zurückgebliebenen Völker erzieherisch zu beeinflussen. Die öffentliche Meinung sollte überall und mit allen Mitteln dahin beeinflußt werden, daß man es schließlich allgemein als unehrenhaft und eines „Kulturvolks" für gänzlich unwürdig ansieht, den Krieg in so schändlicher Weise zu führen.

Die Menschheit auf eine so ideale Höhe zu bringen, daß jeder Staat dem andern freudig zugesteht, was dieser zu seiner natürlichen Fortentwicklung und zur Ernährung seiner zunehmenden Bevölkerung an Landbesitz und Handelsvorteilen nötig hat — daß jede Nation womöglich mit der andern nach den Worten Christi verfährt: „So jemand mit dir rechten will und deinen Rock nehmen, dem laß auch den Mantel" —, diese fromme Hoffnung der Friedensschwärmer wird allezeit unerfüllt bleiben. Der Krieg wird nicht von der Erde verschwinden. Erreichbar aber scheint mir, daß ein Volk aus dem Urteil der gesamten gesitteten Welt allmählich erkennen lernt, wieweit es seine natürlichen Instinkte eindämmen muß, um sich die ehrende Bezeichnung als „Kulturvolk" zu verdienen. Dieses Urteil müßte eben nur einmütig von der Presse und den Parlamenten der fortgeschrittenen Nationen ausgesprochen und in deren Literatur ohne Rücksicht auf politische oder dynastische Interessen beharrlich verfochten werden. Es müßte den Schuldigen immer wieder in die Ohren gellen. Der krasse Unterschied zwischen „ritterlicher" Art der Kriegführung und der ihrigen müßte ihnen so lange vor Augen gehalten werden, bis er schließlich begriffen ist. Alle sollten sich zur Lösung der Aufgabe zusammenfinden, die öffentliche Meinung in der ganzen Welt ethisch zu beeinflussen: Rechtslehrer und Philosophen, Geistliche und Jugenderzieher, Politiker und Schriftsteller, Staatsmänner und nicht zuletzt alle ehrenhaften Soldaten, denen es am Herzen liegt, daß ihr Handwerk nicht geschändet wird. Es müßte eine große und gewaltige Demonstration werden, die keinen Zweifel darüber läßt, auf welchem Wege allgemeines Ansehen oder — Verachtung zu holen ist! . . .

Schließlich handelt es sich ja doch auch nicht bloß um Balkankriege und um ideelle Interessen Deutschlands. In „Danzers Armee-Zeitung" — die seit Jahr und Tag den berechtigten Unwillen der Deutsch-Oesterreicher über die unverständliche, selbstmörderische Politik ihrer Regierung in vortrefflichen Aufsätzen zum Ausdruck bringt — lese ich folgende Sätze: „Man sollte nicht übersehen in Oesterreich-Ungarn, daß dieselben disziplinlosen Horden, die gestern den Balkan in eine rauchende Trümmerstätte verwandelt haben, sich morgen über Ungarns Gefilde wälzen könnten, und daß kein vernünftiger Grund vorhanden, um an-

Digitized by Google

zunehmen, daß die Kosaken, Tataren und Usbeken bessere Kriegersitte angenommen als die in signo crucis fechtenden Völker des Balkans." — Droht der Einbruch dieser von Rußland ins Feld zu führenden unkultivierten Völkerschaften nicht auch *deutschem* Gebiet? Müssen wir nicht dauernd des Krieges nach zwei Hauptfronten gewärtig sein und daran denken, welche Massen der slawische Gegner im Osten gegen uns aufzubieten vermag, während wir noch den romanischen Gegner im Westen niederzuringen haben?

Ritterliche Kriegführung! Dazu gehört auch, daß ein Kulturvolk zum Kampf gegen ein andres Kulturvolk nicht *Halbwilde* heranzieht, für deren Verhalten es keine Verantwortung zu tragen vermag! Die Eingeborenen Algeriens, Tunesiens und Marokkos gehören ganz und gar nicht auf einen europäischen Kriegsschauplatz. Das müssen die Franzosen, die sich so gern als „ritterliche Nation" bezeichnen, immer wieder zu hören bekommen. Den so oft geäußerten Gedanken, dereinst mit den braunen Söhnen Nordafrikas die deutschen Gauen zu überschwemmen, müssen sie fallen lassen oder endgültig darauf verzichten, daß man ihr höchst *unritterliches* Verhalten gegen deutsche Gefangene 1870/71 und in neuester Zeit gegen deutsche Luftschiffer und harmlose Ausflügler vergißt und sie wenigstens annähernd für das hält, was zu sein sie sich einbilden.

Ritterliche Kriegführung! Man kann sehr wohl auf dieses Ziel hinarbeiten, ohne dem Kriege die notwendig gewaltsame Tatkraft zu rauben. Man kann sehr wohl das Waffenhandwerk veredeln, ohne auch nur einen Zug unmännlicher, sentimentaler Weichlichkeit hineinzubringen. Nicht in der Scheu vor dem Kriege zeigt sich die Gesittung der Völker, wohl aber in der Art, wie sie ihn führen. Und geachtet wird selbst vom Feinde der Soldat, der auch im Gegner einen Mitmenschen erkennt, den er schont, sobald er wehrlos geworden. Nur wer über den Krieg zum wilden Tier wird, macht den Krieg fluchwürdig, schändet ihn.

Wer's nicht edel und nobel treibt,
Lieber weit von dem Handwerk bleibt!

Niemand hat die Empfindung eines rechtschaffenen Soldaten besser zu treffen gewußt als unser großer deutscher Dichter!

Digitized by Google

Die Entwicklung Rumäniens unter König Carol und der Balkankrieg[1])

Aus den Erinnerungen

von

Demeter A. Sturdza, Königlich rumänischem Ministerpräsidenten a. D.

König Carol von Rumänien hat in einfachen kurzen Sätzen, planmäßig und methodisch, schwungvoll und entschlossen, sein sittliches und politisches Lebensprogramm am 22. Mai 1866 dargelegt. Er ist demselben aufrichtig treu geblieben, und dies hat ihm in seinem Lande und überall auswärts eine große Autorität verschafft, die mit der Zeit gewachsen ist.

Am Abend des 22. Mai hat Fürst Carol sein erstes Ministerium, unter dem Präsidium Lascar Catargius, gewesenem Mitgliede der Lieutenance Princière, gebildet, in dem alle Parteien vertreten waren.

Am 23. Mai erläßt der Fürst folgende Proklamation:

„Roumains! Dans les destinées humaines il n'y a pas de plus noble devoir que d'être appelé à maintenir les droits d'une nation et à consolider ses libertés. Ce n'est qu'une mission aussi importante qui a pu me décider à quitter sans hésiter une position indépendante, une famille, une patrie auxquelles j'ai été lié par des liens et des souvenirs les plus sacrés, pour répondre à votre appel. L'acceptation du plébiscite qui a placé sur ma tête la couronne d'Etienne le Grand et de Michel le Brave, m'impose une grande responsabilité; mais j'espère qu'il me sera donné, avec l'aide de Dieu et un dévouement sans bornes, d'assurer à ma nouvelle patrie une existence heureuse et digne de son passé. — Roumains! Je suis le vôtre de tout mon cœur et de toute mon âme! Vous pouvez vous appuyer sur moi en tout temps, comme je m'appuyerai sur vous!"

Diese Proklamation ist das verstärkte Echo seiner Anrede vom 22. Mai, gerichtet an das ganze Volk, das er zu regieren berufen war.

Am selben Tage findet Empfang aller Staatsbehörden im Thronsaale statt.

Manolaki Costaki Epureanu, der Präsident der vollzählig erschienenen Constituante, hält folgende Ansprache: „Altesse! Je viens au nom de la chambre Vous exprimer notre profonde gratitude pour l'énergie et pour le dévouement avec lesquels Votre Altesse a répondu à l'appel de la nation roumaine. Cinq millions de Roumains, qui sont fiers aujourd'hui de pouvoir compter parmi eux un cœur roumain de plus, uniront, soyez en convaincu, toutes leurs forces, pour remplacer cette patrie, cette famille que Votre Altesse a quittées, pour venir les conduire à la grandeur et à la prosperité. Citoyens ou soldats, selon l'exigence des circonstances, sauront

[1]) Fortsetzung des im Oktober-Heft begonnenen Aufsatzes: „Mein Urteil über den Balkankrieg".

Digitized by Google

se dévouer et se sacrifier pour défendre le pays, ses libertés, ainsi que le trône et la dynastie de leur Elu. Quelques soient les destinées que les décréts de la Providence leur réserve, ils ont la volonté immuable de combattre le malheur avec courage et ils espèrent triompher avec un Chef qui est conduit par le sentiment d'honneur et de dévouement envers sa nouvelle patrie et le respect des lois."

Den 24. Mai begibt sich Fürst Carol in rumänischer Generalsuniform auf den Exerzierplatz von Cotroceni, wo die Vereidigung der Truppen stattfindet. Auf dem Felde sind aufgestellt zwei Infanterieregimenter zu zwei Bataillonen, ein Jägerbataillon, die Zöglinge der Militärschule, ein Regiment Ulanen, das einzige Artillerieregiment zu vier Batterien. Metropolit Niphon hält den Feldgottesdienst ab. Darauf folgt die Vereidigung der Truppen. In seiner französischen Ansprache hebt der Fürst hervor, „die heiligste Soldatenpflicht sei, dem Vaterlande in Treue und Hingebung zu dienen, und der eben geleistete Schwur müsse alle antreiben, wenn das Vaterland in Gefahr, demselben den letzten Blutstropfen freudig zu opfern".

Eine Kollektivadresse der Offiziere der Armee, die den Wunsch aussprach, diejenigen Offiziere, welche an der Entthronung des Fürsten Cuza teilgenommen hatten, zu entlassen, beantwortet Fürst Carol am 5. Juni durch folgende Ansprache: „J'ai accepté votre adresse, d'abord parce que je respecte le sentiment qui vous a dicté cette démarche, et ensuite pour avoir d'occasion de vous exprimer ma manière de considérer l'honneur militaire et le devoir du soldat. — Une prière collective gagne facilement l'apparence d'une pression morale, et il ne saurait être permis à un militaire de l'exercer sur le Chef suprême de l'armée. — Le serment oblige le soldat à une obéissance absolue. Ni les actes du Chef de l'armée, ni les motifs qui l'y engagent, ne doivent être soumis à la critique; la politique doit rester loin de lui; sa seule mission est de défendre son souverain et sa patrie, jusqu'à son dernier souffle contre tout ennemi. — Je suis pleinement convaincu que vous partagez toute ma manière de voir et reconnaissez aussi que votre démarche est dépourvue de droit, du point de vue du soldat. C'est pourquoi je demande, que confiants dans mes sentiments militaires, vous vous reposiez sur moi du soin d'agir, en tout ce qui concerne l'armée, selon mes propres convictions et mon devoir. — Toutefois, je le répète, je sais apprécier le sentiment honorable, qui a servi de base à l'adresse; mais je le répète de même que je demande toujours et de chacun un dévouement et une obéissance sans réserve. — J'ai été et je suis soldat par penchant, et c'est pour cette raison, comme aussi en considération de l'importance pour le pays, de posséder une armée bien disciplinée, qu'un de mes buts les plus empressés sera celui de lui assurer la position à laquelle elle a tout de droit d'aspirer. Je m'efforcerai de faire la connaissance de l'armée et de ses chefs, pour pouvoir ne rendre mes décisions que selon le mérite et le droit, en reje-

Digitized by Google

tant complètement tout intérêt de parti et de personne. — Comptez fermement sur cette promesse, et n'oubliez pas, que je suis venu pour créer un avenir et non pas pour faire d'un passé, que j'ignore et ne veux même pas connaître, la base de mon activité."

Ende Juni inspiziert der Fürst die militärischen Etablissements. Er konstatiert großen Mangel an Kriegsmunition und findet kaum genug Pulver, um die Truppen mit einer mäßigen Anzahl Patronen zu versehen. Im Juni inspiziert er die Truppen, die südlich von Bukarest, am Sabar, standen, und findet, daß deren Ausbildung viel zu wünschen übrig läßt. Er begibt sich nach Giurgin, fährt auf einem kleinen Dampfschiff in die Nähe von Rustschuk, um das türkische Lager in Augenschein zu nehmen, und nichts läßt auf eine Kriegsbereitschaft schließen.

Diese Inspektionen waren sehr nötig, da die Nachrichten vom Auslande nicht besonders günstig waren. Balaceanu berichtete aus Paris, daß des Fürsten rasches Handeln auf den Kaiser Napoleon einen guten Eindruck gemacht hat, dagegen aber der Minister Drouyn de l'Huys sehr aufgebracht ist über des Fürsten Carols Vorgehen, denselben als einen Affront betrachtend gegen die in Paris tagende Konferenz. Alexander Golesku, der rumänische Vertreter in Konstantinopel, meldete, daß die Pforte entschlossen sei, bei der Pariser Konferenz einen Antrag zu stellen, die Donaufürstentümer sofort zu besetzen; auch habe der Sultan den Brief des Fürsten bisher nicht annehmen wollen. Balaceanu erhält die Weisung, die französische Regierung daran zu erinnern, daß die Türken nach dem Pariser Vertrage zu einem bewaffneten Einschreiten in den Donaufürstentümern nur nach Zustimmung sämtlicher Großmächte berechtigt seien, und auch dann nur, falls Unruhen ausgebrochen wären, solche aber seien nicht vorhanden, noch ständen welche zu befürchten.

Am 23. Mai schrieb der Fürst an die Königin Viktoria von England, um seine Thronbesteigung anzuzeigen und die Hoffnung auszudrücken, daß ihre Regierung mit der Anerkennung nicht zögern werde.

Anfang Juni wird Prinz Demeter Ghika nach Wien geschickt, namentlich um dem Kaiser Franz Josef die Versicherung zu geben, daß Rumänien seinem mächtigen Nachbar keine Ungelegenheiten verursachen will, und die Hoffnung auszusprechen, daß die kaiserliche Regierung es dafür in Konstantinopel unterstützen werde.

Um dieselbe Zeit wird Demeter Bratianu nach Serbien geschickt, offiziell mit dem Auftrage, dem Fürsten Michael den Regierungsantritt des Fürsten Carol anzuzeigen, unterderhand aber das dortige Terrain zu sondieren, die freundnachbarliche Gesinnung Rumäniens zu betonen und zugleich Serbien zu ersuchen, daß es der rumänischen Regierung Pulver und Munition abgeben möge.

In der Pariser Konferenz vom 4. Juni beantragt der russische Bevollmächtigte, daß die Hohe Pforte, laut des ihr am 6. September 1859 eingeräumten Rechtes, einen Kommissar nach den Donaufürstentümern schicken und daß die Garantiemächte demselben je einen Delegierten beigeben sollten. Die Türkei

Digitized by Google

erklärt, sie träte jedem Vorschlage bei, welcher bezwecke, den Prinzen von Hohenzollern aus den Fürstentümern zu entfernen. Frankreich, England, Italien und Preußen verwerfen aber diesen Vorschlag; nur der österreichische Botschafter pflichtet ihm „im Prinzipe" bei. Oesterreichs Stellung zur rumänischen Frage ist noch keine bestimmte, da der Kaiser sich noch nicht gegen ein Uebereinkommen mit Frankreich entschieden hat, welches die Abtretung Venetiens an Italien zur Basis hat, und Napoleon die Frage der Donaufürstentümer offen läßt, um ein Entschädigungsobjekt für Oesterreich in der Hand zu haben.

Mitte Juni bricht der Krieg zwischen Oesterreich und Preußen aus, und Italien erklärt Oesterreich den Krieg. Am 4. Juli kommt die Nachricht von der Schlacht bei Königgrätz, und Kaiser Franz Josef tritt Venetien an den französischen Kaiser ab. Am 21. Juli wird der Waffenstillstand von Nikolsburg abgeschlossen.

Gerade in diesen Tagen wird die Konstitution Rumäniens in der Kammer unter erregter Stimmung diskutiert. Am 11. Juli wird die Konstitution einstimmig votiert, und am 12. Juli begibt sich der Fürst in die Metropolie, um dem Tedeum beizuwohnen. Nachdem begibt er sich wie am Tage seiner Ankunft nach der Kammer unter jubelndem Zurufe des Volkes. Der Kammerpräsident hält eine Ansprache, die mit den Worten endet: „Als Eure Hoheit den Boden unsers Landes betraten, haben Sie erklärt, von nun an seien Sie Rumäne; das konstitutionelle Rumänien antwortet Eurer Hoheit heute, daß Sie für dasselbe das Symbol seiner eignen Nationalität geworden sind." Darauf leistet der Fürst den Eid auf die Verfassung: „Ich schwöre, daß ich die Konstitution und die Gesetze des rumänischen Volkes halten, seine nationalen Rechte behaupten und sein Gebiet unangetastet erhalten werde." Sodann ergreift der Fürst das Wort und sagt: „Nur durch Ruhe und Würde kann Rumänien sich die Achtung des Auslandes und das Wohlwollen der Pforte sowie der Garantiemächte erwerben. Die Richtschnur, nach der wir unser Handeln zu regeln haben, ist einfach: wir müssen die von den europäischen Mächten garantierte Neutralität uns heilig bewahren und die sich aus ihr für uns ergebenden Pflichten treu und aufrichtig zu erfüllen suchen. Jahrhundertealte Verträge binden Rumänien an die Pforte, welche uns in schweren Zeiten ein Schutz gewesen sind. Diese Verträge müssen wir achten und aufrecht erhalten. Wir sind mit keiner Macht verbündet und werden all unser Bemühen darauf richten, keiner der benachbarten Großmächte die geringste Ungelegenheit zu bereiten."

Den 19. Juli hat der Fürst eine Begegnung mit dem General Türr, welcher ihm vom Marquis Pepoli und Graf Bismarck empfohlen ist, jetzt einen Aufstand in Ungarn vorbereitet und das Terrain in Bukarest zu sondieren wünscht, um ein Einverständnis mit dem rumänischen Nachbarvolke anzubahnen. Der Fürst erklärt dem General, seine einzige Aufgabe sei, ein moralisch und finanziell zerrüttetes Land durch gute Verwaltung wieder aufzurichten. Als erste Fürstenregel hat sein Vater ihm wiederholt ans Herz gelegt: „Ein kluger und namentlich ein treuer Regent darf niemals persönliche, sondern stets nationale Politik treiben."

Digitized by Google

Ende Juli empfängt Fürst Carol einen schon Ende Juni von Florenz aus geschriebenen, äußerst freundlichen Brief des Königs von Italien, als Antwort auf die Anzeige seiner Thronbesteigung. Viktor Emanuel bedauert, äußerer Umstände wegen dem jungen Herrscher noch nicht offiziell seine Glückwünsche aussprechen zu können, tut es aber privatim um so herzlicher; indem er ihn seiner Teilnahme an den Bestrebungen der rumänischen Nation versichert, welche so viele Aehnlichkeit darböte mit denen seines eignen Volkes, beglückwünscht er das Land, welches eine so vortreffliche Wahl getroffen, als es Fürst Carol an seine Spitze berief.

Aali-Pascha schlägt dem rumänischen Vertreter in Konstantinopel eine Militärkonvention vor zum gemeinsamen Schutz gegen Angriffe auf das Ottomanische Reich. Die Annahme eines solchen Vorschlags würde die Anerkennungsfrage fördern und das Aufgeben vieler der von der Pforte gestellten Bedingungen ermöglichen. Der Kaiser der Franzosen läßt durch Drouyn de l'Huys dem rumänischen Vertreter in Paris sagen und dem Fürsten raten, spontanément nach Konstantinopel zu gehen, um durch seine persönliche Anwesenheit der Pforte die Anerkennung zu entreißen. Der Fürst bleibt aber der Ansicht, daß ihm dieser Schritt durch die von der Türkei vorgeschlagenen Bedingungen unmöglich gemacht sei.

Am 7. August erhält der Fürst die Nachricht, daß sein Bruder Anton am Abend des 5. August zu Königinhof in Böhmen seinen Wunden erlegen ist — drei Kugeln sind ihm ins Bein eingedrungen und haben den Schenkel zerschmettert. Der König von Preußen hat dem jungen Helden nach der Schlacht bei Königgrätz eigenhändig den Ordre pour le Mérite umgehängt. Fürst Carol ist von dieser Nachricht schwer betroffen worden, aber die Teilnahme an dem Unglück, das die fürstliche Familie getroffen hat, ist eine so allgemeine, daß sie dem jungen Herrscher wohltut. Er wohnt dem Trauergottesdienst in der katholischen Kirche und der Metropolie bei überfüllten Kirchen bei.

Am 18. August kehren Kabinettsrat v. Werner und Baron v. Mayenfisch in die Heimat zurück. Dem Fürsten wird nach dreimonatigem Beisammensein die Trennung sehr schwer, aber der Urlaub der Herren ist abgelaufen. Sie waren glücklich, daß sie dem Fürsten wenigstens die ersten schweren Tage der tiefen Trauer um den verlorenen Bruder haben tragen helfen.

Der Fürst benutzt seine freie Zeit, um Rumänien näher kennen zu lernen.

Seine Reisen fangen mit der Walachei an — Tirgoviste, einstige Haupt- und Residenzstadt der Walachei — Plojesti eine aufblühende Kreisstadt, an der Kunststraße, welche durch das Prahovatal über Campina, Sinaja und Predeal nach der siebenbürgischen Stadt Kronstadt führt — Slanik, ein bedeutendes Salzbergwerk.

Im August unternimmt er eine längere Reise durch die Moldau und besucht Fokschani, die reichen Salzbergwerke von Okna, Bacau, Roman, Piatra, die beiden Frauenklöster Varatik und Agapia sowie das große Mönchskloster Neamtz, die Schloßruine Cetatea Neamtzului aus der Zeit Stephans des Großen

Digitized by Google

(1456 bis 1504), Foltitscheni, Botoschani, Kotnar, Harlan, Tirgu-Frumos, um in Jassy, der zweiten Hauptstadt Rumäniens, vom 30. August bis 5. September zu bleiben. Die Rückkehr von Jassy ging über Husch, Vaslui, Berlud, Tekutsch, Fokschani, die baumlose, menschenleere Steppe des Baragan, über die Jalomitza, einen Nebenfluß der Donau, nach Bukarest. In dieser siebzehntägigen Reise hat der Fürst elf von den vierzehn Distrikten der Moldau besucht: etwa 1500 Kilometer wurden zu Wagen zurückgelegt und 3000 Pferde in Anspruch genommen.

Diese Reisen durch Rumänien haben den besten Erfolg gehabt, da der Fürst auf diese Weise eine Menge Personen kennen lernte und mit denselben Beziehungen anknüpfte. Die Union der Moldau und der Walachei wurde befestigt, die Separatisten und die Gegner des fremden gewählten Fürsten wurden durch die persönliche Liebenswürdigkeit des Fürsten entwaffnet.

Mitte September trifft der frühere Hospodar der Walachei — Barbu Stirbey — aus Paris in Bukarest ein, um dem Fürsten Carol seine Huldigung darzubringen. Der Fürst machte ihm den ersten Besuch, eine Aufmerksamkeit, die den fünfundsechzigjährigen Mann tief rührte. Den 5. Oktober nimmt der Hospodar mit den besten Wünschen Abschied, um nach Nizza zu reisen. Er dringt sehr darauf, nicht zu empfindlich zu sein gegenüber den türkischen Bedingungen, betreffend die Anerkennung, denn die Hauptsache sei, daß das Land zur Ruhe komme, die Wühlerei des Auslandes gegenstandslos und die Ordnung der Finanzen ermöglicht werde. Konzessionen ließen sich später immer noch von der Pforte erreichen, obgleich die Reise nach Konstantinopel vor der Anerkennung nichtsdestoweniger ein Wagnis bleibe.

Den 10. Oktober schreibt Fürst Carol dem Kronprinzen von Preußen einen Brief, um demselben seine besten und herzlichsten Wünsche zu seinem Geburtstage zu senden. „Welch reiches, ereignisvolles Jahr liegt hinter Dir! Stolze, mächtige Freude, tiefer Schmerz, dicht aneinander gereiht, sie kennzeichnen dieses Jahr, das eines der bedeutendsten Deines Lebens bleiben wird! ... Dir wurde in Deinem Sohne Sigismund eine noch nicht aufgebrochene Knospe, mir in meinem Bruder Anton eine in vollster Pracht stehende Blüte entrissen; so haben wir beide reiche Hoffnungen zu Grabe getragen. Aber neue Hoffnungen entstehen wieder und neue Freuden, das ist der Zauber, mit dem uns das Leben an sich selbst und an unsre Pflichten gegen dasselbe fesselt, und an neuen Freuden hat dieses Jahr ein reiches Füllhorn vor Dir ausgeschüttet! Dir war das Glück gegönnt, die Schlacht bei Königgrätz und damit den ganzen glorreichen Krieg zur Entscheidung zu bringen. Deine Armee führtest Du mit sicherem Blick, im Bewußtsein Deiner und ihrer Kraft, von Sieg zu Sieg! ... Die Tage der Schlachten sind nun vorüber, ob für lange Zeit, das ruht noch verhüllt im Schoße der Zukunft; inzwischen aber verlangt die Arbeit des Friedens ihr Recht, und hier wartet Deiner ein freudiges Schaffen, denn mehr als je weißt Du jetzt, wofür Du arbeitest und woraufhin ... Wenn ich aus diesem neuen Aufschwunge unsers Vaterlandes neue Hoffnungen auch für mich und meine Aufgabe hier schöpfe, so darf ich das Dir gegenüber wohl

Digitized by Google

ohne Hehl aussprechen: Preußen hat im Orient eine große Mission zu erfüllen. Rußland, Frankreich und England dürfen nicht mehr, wie bisher, allein über die Geschicke dieses Erdteils entscheiden... Die formelle Anerkennung meiner Regierung durch die Pforte erwarte ich in den nächsten Tagen; ich werde dann nach Konstantinopel reisen, um dem Sultan einen Höflichkeitsbesuch abzustatten. Die Verhandlungen mit der Pforte bildeten bis zum Abschluß eine Reihe harter Kämpfe, da ich alle prätentiösen Bedingungen, die sie mir zuerst gestellt hat, streng und beharrlich abgewiesen habe. Jetzt habe ich nur die durch jahrhundertealte Verträge bestehende, von den Großmächten garantierte Suzeraineté der Pforte anerkannt, mir aber im übrigen die vollste Autonomie bewahrt, und die Suzeränität bleibt so eine leere Form ohne Inhalt. Sind die auswärtigen Angelegenheiten geordnet, dann kann ich mich dem inneren Ausbau des Staates hingeben, und mit meinem besten Streben will ich mich bemühen, das herrliche Land, das ich jetzt das meinige nenne, und die fünf Millionen Menschen, die mir ihr Wohl anvertraut haben, einer glücklichen Zukunft entgegenzuführen. Sind wir doch alle, jeder nach seinem Teile, Arbeiter an dem sausenden Webstuhl der Zeit, und meine Lebensaufgabe ist jetzt, auf dem Vorposten abendländischer Kultur, auf den das Schicksal mich hier gestellt hat, mit meiner ganzen Kraft mitzuwirken an der Gottheit lebendigem Kleid!"

Es ist die Wiederkehr seines Lebensprogramms, welches Fürst Carol erweiterte im Momente, in welchem der endgültige Abschluß der Anerkennungsfrage nach vier Monaten schwerer Kämpfe angelangt war.

Die Anerkennung der Pforte wurde in Briefform zwischen dem Großwesir und dem Fürsten vollzogen.

Der Text des Briefes des Großwesirs Mehemed-Ruschdi vom 18. Oktober 1866 ist folgender:

„A Son Altesse Sérénissime le Prince Charles de Hohenzollern.

„Altesse Sérénissime!

„Sa Majesté Impériale le Sultan, ayant pris connaissance de l'adresse qui a été votée par la Chambre représentative des Principautés-Unies, s'est senti mû du désir de donner encore une fois aux Populations Moldo-Valaques un témoignage de haute bienveillance, certain d'avance qu'il sera apprécié à toute sa valeur, et qu'il contribuera à resserrer de plus en plus les liens séculaires par lesquels cette importante partie de son Empire s'attache à la Turquie. Prenant donc en considération les vœux exprimés par ces populations et voulant en faire la base d'un état de chose solide et durable, Sa Majesté est disposée à conférer à Votre Altesse Sérénissime le rang et les prérogatives princiers, non seulement à titre viager comme par le passé, mais encore à titre héréditaire dans la descendance directe de Votre Altesse.

Digitized by Google

„Sa Majesté ne borne pas là les avantages qu'Elle désire assurer aux Principautés-Unies; tenant compte des nécessités politiques et administratives dont Elle a daigné apprécier l'importance, Elle est disposée à élever à 30 000 hommes le chiffre de la force armée, chiffre qui toutefois ne saurait être dépassé sous quelque forme que ce soit, sauf le cas d'une entente préalable avec la Sublime Porte. Sa Majesté consent encore à ce que les Principautés-Unies frappent une monnaie spéciale, sous la réserve que cette monnaie portera le signe particulier du Gouvernement Impérial, signe dont la nature fera l'objet d'un arrangement spécial.

„Il est bien entendu que la Sublime Porte a à cœur le maintien des Traités et Conventions existant entre Elle et les Puissances Etrangères et que ces Traités et Conventions resteront comme par le passé obligatoires pour les Principautés-Unies en tant qu'ils ne porteraient pas atteinte à leurs droits établis et reconnus par les actes concernant la Moldo-Valachie. Toutefois le Gouvernement de Sa Majesté Impériale le Sultan ne manquera pas de les consulter sur les dispositions de tout Traité ou Convention qui pourrait toucher à leurs lois et réglements commerciaux.

„Les arrangements d'un intérêt local entre deux administrations limitrophes et n'ayant point la forme de traité officiel ni de caractère politique, continueront à rester en dehors de ces restrictions.

„Le principe qu'aucun Traité ou Convention ne pourrait être conclu directement par les Principautés-Unies avec les Puissances Etrangères, serait également maintenu et respecté. Il est entendu aussi que Votre Altesse Sérénissime s'abstiendra de créer aucun ordre ou décoration destiné à être conferés au nom des Principautés.

„La Sublime Porte ne doute point que Votre Altesse Sérénissime ne respecte constamment les Droits de Suzeraineté du Sultan sur les Principautés-Unies, qui font partie intégrante de l'Empire Ottoman et ne maintienne avec soin les liens séculaires qui les unissent à l'Empire.

„La Sublime Porte est convaincue: 1° que le Gouvernement Princier consentira à augmenter le tribut annuel dans une proportion qui ferait l'objet d'une entente ultérieure, et ne permettra d'aucune façon que le territoire des Principautés serve de point de réunion à des fauteurs de troubles, de nature à porter la perturbation soit dans les autres parties de l'Empire Ottoman, soit chez les Puissances limitrophes; 2° que Votre Altesse Sérénissime voudra bien s'entendre ultérieurement avec la Sublime Porte sur les mesures pratiques à prendre pour rendre efficace l'aide et la protection dont ceux des sujets Impériaux, qui vont dans les Principautés-Unies pour leurs affaires de commerce, auront besoin.

„Toutefois Elle serait heureuse d'en avoir l'assurance directe de Votre Altesse Sérénissime, et je me plais à croire d'une part qu'en m'accusant la réception de la présente dépêche, Vous voudrez bien me mettre en

Digitized by Google

mesure de prendre les ordres du Sultan pour l'émanation immédiate du Firman d'Investiture, — et de l'autre que Votre Altesse Sérénissime s'empressera de venir à Constantinople entendre de la bouche même de Sa Majesté Impériale les vœux sincères qu'Elle forme pour le bonheur et la prospérité des Populations Moldo-Valaques."

Die Antwort des Fürsten Carol vom 19. Oktober 1866 lautet:

„A Son Altesse Mehemed Ruchdi Pacha, Grand-Vézir.

„Altesse!

„J'ai reçu la lettre que vous avez bien voulu m'adresser et dans laquelle vous me faites connaître les sentiments de haute bienveillance qui animent Sa Majesté Impériale le Sultan à l'egard des Principautés-Unies.

„Vous m'annoncez que son désir est de leur en donner un témoignage, en leur accordant des avantages nouveaux et en prenant en haute considération les vœux des Populations Roumaines.

„C'est avec une vive satisfaction que je reçois de la bouche de Votre Altesse ces assurances. Les sentiments bienveillants du Sultan seront pour moi d'un puissant secours dans les efforts que je ferai pour resserrer les liens séculaires qui rattachent les Principautés-Unies à la Turquie, et je reconnais hautement les avantages qui leur sont assurés par le principe européen de l'intégrité de l'Empire Ottoman, qu'il est de mon devoir, aussi bien que de l'intérêt des Principautés-Unies, de toujours respecter.

„Comme Sa Majesté Impériale consacre par un Firman d'Investiture la dignité princière en ma personne et dans ma descendance en ligne directe, je m'engage à respecter scrupuleusement ses droits de Suzeraineté sur les Principautés-Unies, dans les limites fixées par les Capitulations et le Traité de Paris de 1856.

„Le chiffre de 30000 hommes qu'Elle veut bien indiquer pour l'armée régulière roumaine de toutes les armes, ne sera jamais dépassé, sauf le cas d'une entente préalable avec la Sublime Porte.

„Je ne saurais à voir à cœur moins que la Sublime Porte le maintien des Traités et Conventions conclus entre la Turquie et les Puissances Etrangères, et je ne puis méconnaître leur caractère obligatoire dans tout ce qui ne porte pas atteinte aux Droits des Principautés-Unies, reconnus et établis par les actes concernant les Principautés-Unies.

„Je ne conclurai, au nom des Principautés-Unies que des arrangements particuliers et locaux aves les Puissances Etrangères.

„Pénétré de la nécessité de ne pas donner d'inquiétude aux Puissances limitrophes et d'embarras à la Sublime Porte, je ferai tous mes efforts

Digitized by Google

pour que le territoire roumain ne puisse servir de point de réunion à des fauteurs de troubles.

„Les sujets de l'Empire qui viendront dans les Principautés-Unies sont assurés d'y trouver la sécurité et la protection pour tous leurs intérêts, et je suis disposé à m'entendre ultérieurement avec la Sublime Porte sur les moyens pratiques de rendre cette protection plus efficace, si cela paraissait nécessaire.

„En me rendant à Constantinople pour recevoir le Firman d'Investiture que Sa Majesté Impériale veut bien me conférer, je m'empresserai de Lui en donner directement l'assurance, et je pense qu'il sera facile d'établir un accord sur une augmentation du tribut acceptable par les Chambres.

„Je serai heureux d'entendre de la bouche de Sa Majesté Impériale les vœux qu'Elle forme pour le bonheur et la prospérité des Populations Roumaines, et de Lui porter ceux que je forme pour Son Auguste Personne et pour la prospérité de Son Empire."

*

Von dem Höflichkeitsbesuche in Konstantinopel zurückgekehrt, erwarten den Fürsten in Bukarest wichtige Staatsgeschäfte — die erste Wahlbewegung nach den durch die Konstitution bestimmten neuen Satzungen und der Abschluß einer Anleihe unter schweren Bedingungen.

Am 28. Dezember trifft vom Kaiser Napoleon folgender eigenhändiger Brief an den Fürsten Carol ein:

„Mon cher Prince,

Je ne vous ai pas écrit plus tôt parce que je ne voulais pas accréditer le bruit qui s'était répandu l'année dernière et qui avait pour but de faire croire que votre résolution de vous rendre dans les Principautés était le résultat d'un plan concerté entre nous; mais aujourd'hui que vous avez été reconnu par la Porte, je suis bien aise de vous dire tout l'intérêt que je porte à votre courageuse entreprise. J'espère que vous parviendrez à faire régner l'ordre et la prospérité dans votre nouveau pays et je serais toujours heureux d'y contribuer autant que cela dépend de moi.

Recevez la nouvelle assurance de ma sincère amitié.

Napoléon."

In seiner Antwort unterbreitet Fürst Carol dem Kaiser Napoleon die ganze Schwierigkeit der Lage: — „Le parti panslaviste cherche par tous les moyens possibles à amener des complications en Orient. Déjà il a su influencer la Grèce; les Candiotes se sont soulevés et, forts du principe des nationalités qu'ils ne peuvent invoquer en vain, réclament l'assistance de l'Europe. Des agents parcourent, sous un nom grec, les populations chrétiennes, excitant partout les courages ... Des émissaires cherchent à soulever la Moldavie, et même notre chambre des députés est prête à nous

Digitized by Google

susciter des embarras. Si l'intérêt et les sympathies des Grandes Puissances Occidentales nous font espérer que la Question d'Orient se résoudra à notre profit, nous ne sommes pas encore prêts, il faut l'avouer, à tirer parti de la situation ... Nous devons donc tout attendre de l'appui de nos protecteurs ordinaires et particulièrement de l'amitié de Votre Majesté. Il me semble, Sire, qu'il serait bien désirable qu'une entente s'établît maintenant entre la France, l'Angleterre et la Prusse au sujet des affaires d'Orient. Un accord intime entre ces trois puissances serait la plus sûre garantie de notre indépendance nationale ..." —

Am 4. Februar 1867 bekommt der Fürst in Jassy einen Brief seines Vaters: „Deine preußische Anerkennungsangelegenheit ist inzwischen erledigt worden. Die Verzögerung kam daher, daß die Mächte lange darüber verhandelt haben, ob jede einzeln für sich vorgehen oder ob eine Kollektivanerkennung erfolgen solle. Nachdem dann Rußland selbständig und einseitig vorgegangen war, hatte die Kollektivanerkennung keinen Wert mehr, und man diskutierte noch über die Identität der Noten. So kam die Verschleppung, der nirgends übler Wille zugrunde lag. — Der König räumt jetzt mit Vergnügen ein, daß Du recht gehabt hast, seinem Rate, die rumänische Fürstenwahl abzulehnen, nicht zu folgen. Er freut sich, daß alles so vorzüglich gegangen ist, und daß Du vom Sultan mehr erlangt hast, als man je hätte erwarten können. Wenn es ihm auch immer noch nicht recht behagt, daß ein Hohenzoller unter des Sultans Oberhoheit steht, so verfolgt er doch alle Deine Schritte mit regstem Interesse und läßt Dich seiner vollen Teilnahme versichern... Meine Ernennung zum Deputierten von Tirgoviste betrachte ich als rührendes Beispiel einer Dir gezollten Anhänglichkeit... Mir scheint die orientalische Frage noch nicht ganz reif zum Platzen zu sein. Gott gebe, daß es Dir gelingt, Dich möglichst lange aus dieser Frage herauszuhalten! Soll Rumänien etwas dabei gewinnen, so wird durch die Macht der Verhältnisse ihm der gebührende Anteil schon von selbst zufallen, — einen solchen Anteil aber durch voreilige Einmischung erkämpfen zu wollen, wäre von Uebel... Deine Politik ist lediglich innere Entwicklung und Kräftigung Deines Staatswesens und gute Nachbarschaft mit den angrenzenden Staaten. So sehe ich wenigstens die Frage an. Die allgemeine europäische Spannung hat sich noch nicht vermindert, ist aber für den Moment weniger in Tatsachen als in einem allgemeinen Gefühl der Unsicherheit begründet." —

Am 5. Februar trifft des Fürsten jüngster Bruder, Fürst Friedrich von Hohenzollern, zum Besuche bei ihm ein. Die Freude des Wiedersehens ist groß. Es ist das erste Mitglied seiner Familie, dem er seine neue Heimat zeigen kann, und das ihm direkte Kunde von den Eltern bringt.

Am 6. Februar kommt die Nachricht von der erfolgten Verlobung der Prinzessin Marie von Hohenzollern, Schwester des Fürsten Carol, mit dem

Digitized by Google

Grafen von Flandern. Der Fürst verkündet sie bei einem Diner und findet allgemeine herzliche Teilnahme.

Den 14. August 1869 reist Fürst Carol nach der Krim, um dem Kaiser Alexander seinen ersten Besuch abzustatten. In seiner Begleitung befinden sich, außer dem russischen Generalkonsul Baron von Offenberg, der Ministerpräsident Fürst Demeter Ghika, der Hofmarschall und ein Adjutant, die beide den Namen Philippesku tragen. Am 19. August trifft der Fürst in Livadia ein, wo er vom Kaiser und der kaiserlichen Familie auf das herzlichste empfangen wird. Er reist am 22. August von Livadia ab und trifft in seiner Hauptstadt am 25. August wieder ein.

*

Den 3. Oktober 1875 schreibt Fürst Carol seinem Vater folgende Betrachtungen: „Die Unruhen auf der Balkanhalbinsel haben noch lange nicht ihr Ende erreicht. Die Insurrektion macht im stillen große Fortschritte und wälzt sich lawinenartig fort. Da sie anfänglich keineswegs nationale oder politische Zwecke verfolgte, sondern nur eine Auflehnung gegen die erdrückenden Steuerlasten war, von denen der christliche Bauer sich mit Waffengewalt zu befreien hoffte, so wird die Ruhe nicht eher wiederhergestellt werden können, als bis radikale Reformen dem Treiben der Paschas ein Ende machen. Der christliche Orient hat die türkische Mißwirtschaft herzlich satt. Ohne die Entente der Nordmächte wäre es schon längst zu ernsten Verwicklungen gekommen; dieselben sind zwar vorläufig aufgeschoben, aber durchaus nicht aufgehoben. Die hohe Diplomatie ist unfähig, die orientalische Frage zu lösen: diese kann nur im Orient selbst, auf dem Kriegstheater, unter Mitwirkung der direkt interessierten Völker gelöst werden! Unsere Politik ist heute: abwarten und Vorteil aus den Ereignissen ziehen; der finanzielle Ruin der Türkei wird dann weiter helfen."

Etwas später, den 27. November, schreibt der Fürst seinem Vater: „Solange die Suzeränität eine leere Form war, die sich auf Zahlung eines Tributs beschränkte oder auf Schwierigkeiten in Vertrags-, Münz- und Ordensangelegenheiten, konnten wir vor Europa mit unseren Klagen abgewiesen werden; sowie jedoch unser Abhängigkeitsverhältnis zur Pforte uns in unsrer ökonomischen Entwicklung, in unsern finanziellen Reformen aufhält, unserm Kredit schadet, dann können wir mit Recht fordern, daß man eine scharfe politische Demarkationslinie zieht zwischen einem Reiche, das zu jeder Reform unfähig ist, und einem jungen aufblühenden Staate, der in den letzten Jahren Europa reelle Garantien gegeben hat! In diesem Sinne hatte ich unlängst eine Unterredung mit dem österreichischen Vertreter hier, der mir zugab, daß dies die richtige Auffassung der Lage sei; doch könnte ein übereilter Schritt die vortreffliche Stellung, die Rumänien heute einnehme, kompromittieren. Ich antwortete ihm, daß ich vor allem den Frieden erhalten sehen möchte, um Zeit für die Durchführung aller nötigen Reformen, für den Rückkauf der Eisenbahnen und den Ausbau der Anschlußlinien zu gewinnen ... Rumänien ist bestimmt, das Belgien der unteren Donau zu werden. Warum zögern die Kabinette, dies auszusprechen?

Digitized by Google

Wir können noch etwas warten; für Europa wäre es aber eine Garantie des Friedens im Osten."

Am 9. Dezember empfängt Fürst Carol einen Brief vom Fürsten von Hohenzollern: „Die Türkei stirbt an dem selbstverschuldeten Finanzkrach! Für den fernen Beobachter ist die Wahrnehmung interessant, daß aller Augen auf Rumänien gerichtet sind, dessen Maßhalten überall große Anerkennung findet. Dieses Maßhalten ist das einzige Mittel, um Europa auf die herannahende Unabhängigkeit Deines Landes vorzubereiten. Diese Unabhängigkeit muß sich aus dem Glauben an ihre Notwendigkeit herausbilden und darf, wenn sie eintritt, niemand mehr überraschen! Ich gratuliere Dir zu der politischen Zurückhaltung und der Kunst des Abwartens, die Du gegenüber der Ungeduld des rumänischen Nationalcharakters auszuüben verstehst. Jede Uebereilung wäre ein großer Fehler und auch dann nicht zu entschuldigen, wenn die Ruhe des Landes auf dem Spiele stände. Ganz Europa würde Front gegen Rumänien machen, falls dieses die erste Veranlassung zum Weltbrand wäre!"

*

Mitten in diesen Schwierigkeiten stellt Fürst Carol sein zukünftiges politisches Programm auf, den 8. Februar 1876, in noch klarerer und bestimmterer Weise, als er es vor einigen Wochen getan hatte: „Bald fragt der österreichische Vertreter, was wir im Falle einer Besetzung des Landes durch russische Truppen tun würden; bald sondiert uns der russische Vertreter, ob wir Vertrauen zu Oesterreich-Ungarn hegten. Beide beschwören uns aber, keinen übereilten Schritt zu tun. Man wünscht den Frieden, weil einer dem andern die Lösung der orientalischen Frage nicht gönnt, und beide nicht auf den Krieg vorbereitet sind. Es ist aber nicht zu leugnen, daß wir unter dieser Ungewißheit leiden und allen möglichen Gefahren ausgesetzt sind. Tatsache ist, daß Rußland an der moldauischen Grenze Truppen zusammenzieht, und daß General Ignatjew den türkischen Ministern in Gegenwart des rumänischen Vertreters erklärt hat, seine Regierung würde die Donaufürstentümer in Pfand nehmen, sobald die Türken Serbien und Montenegro besetzen sollten! Nun ist es eine bekannte Sache, daß man nicht alles auf die Goldwage legen darf, was der russische Botschafter in Konstantinopel sagt; trotzdem durften wir diese leichtsinnig hingeworfenen Worte nicht überhören. Dies ist wieder ein Beweis, wie wünschenswert und notwendig es wäre, aus Rumänien ein zweites Belgien zu machen und es dadurch gegen willkürliche Angriffe zu schützen. Wir sind entschlossen, jede Besetzung, von welcher Seite sie auch kommen möge, mit den Waffen in der Hand zurückzuweisen. Einer Großmacht werden wir selbstverständlich nicht standhalten können, werden aber doch ihr gegenüber unsern Standpunkt zu wahren wissen und nicht wie ehemals den Okkupationsarmeen wie Befreiern entgegenziehen."

*

Digitized by Google

Während dieser sorgenvollen Zeit war Lascar Catargin Ministerpräsident seit dem Monate März 1871. Zum ersten Male seit dem Pariser Frieden vom Jahre 1856 sah man in Rumänien ein Ministerium, welches fünf Jahre lang ohne Unterbrechung die Staatsangelegenheiten führte. Es war ein konservatives Ministerium, das aber gerade jetzt durch innere Zwistigkeiten der Partei wankte. Lascar Catargin gab seine Demission den 16. April 1876.

Sein Nachfolger, General Floresku, hatte eine kurze Dauer.

Den 9. Mai wurde die Regierung der nationalliberalen Partei anvertraut unter dem Präsidenten Manolaki Costaki Epureanu. Diesem folgte den 5. August Joan Bratianu.

*

Den 9. September 1876 haben sich die Minister Bratianu und Statesku, denen sich der Generalkonsul von Calice anschloß, zur Begrüßung des Kaisers Franz Josef nach Hermannstadt begeben und sind daselbst mit Auszeichnung aufgenommen worden. Sie hatten den Auftrag, den Kaiser im Namen des Fürsten zu begrüßen und ihn zu versichern, welch hohen Wert Rumänien auf die freundschaftlichen Beziehungen mit Oesterreich-Ungarn lege. Der Kaiser äußerte in seiner Antwortrede seine Befriedigung über die inmitten der orientalischen Wirren von Rumänien beobachtete Haltung, sowie seine Hoffnung, daß der Serbisch-Türkische Krieg ein Ende erreicht habe und der Friedensschluß nahe sei.

Mitte September bringen aber die rumänischen Eisenbahnzüge täglich zahlreiche russische Freiwillige von Ungheni nach Verciorova, die von dort nach Serbien übersetzen. Auch Waffen werden durchtransportiert. Offiziell geht diese Hilfsaktion von den Slawenkomitees in Moskau und St. Petersburg aus, aber die russische Regierung leugnet jede Beteiligung.

Den 30. September wird von Petersburg aus sondiert, wie Rumänien sich einem Russisch-Türkischen Kriege gegenüber zu verhalten gedenke. Die Antwort ist ausweichend: Rumänien hoffe noch, daß der Friede erhalten bleibe, stehe aber mit seinen Sympathien auf der Seite der Serben, Bulgaren und aller unter türkischem Joche schmachtenden Christen; die Freundschaft Rußlands werde es stets zu schätzen wissen.

In den „Gedanken und Erinnerungen" des Fürsten Bismarck findet man den Schlüssel über die außerordentlich verwickelte Lage Europas um diese Zeit. Im Herbst 1876 erhielt Fürst Bismarck in Varzin ein chiffriertes Telegramm des Militärbevollmächtigten Generals von Werder aus Livadia, durch welchen er im Auftrage des Kaisers Alexander eine Aeußerung darüber verlangte, ob Deutschland neutral bleiben würde, wenn Rußland mit Oesterreich in Krieg geriete. Da der Botschafter v. Schweinitz am Ende seines Urlaubs stand, wurde er ersucht, vor der Rückkehr nach St. Petersburg nach Varzin zu kommen. Vom 11. bis 13. Oktober war v. Schweinitz der Gast des Reichskanzlers. Er bekam den Auftrag, sobald als möglich über St. Petersburg an das Hoflager des Kaisers Alexander nach Livadia zu gehen. Der Sinn der Instruktion für

Digitized by Google

Herrn v. Schweinitz war: „Deutschlands erstes Bedürfnis sei, die Freundschaft zwischen den großen Monarchien zu erhalten, welche der Revolution gegenüber mehr zu verlieren, als im Kampfe untereinander zu gewinnen hätten. Wenn dies, zum Schmerze Deutschlands, zwischen Rußland und Oesterreich nicht möglich sei, könnte Deutschland zwar ertragen, daß seine Freunde gegeneinander Schlachten verlören oder gewönnen, aber nicht, daß einer von beiden so schwer verwundet oder geschädigt werde, daß seine Stellung als unabhängige und in Europa mitredende Großmacht gefährdet würde. Diese Erklärung von zweifelsfreier Deutlichkeit hatte zur Folge, daß das russische Gewitter von Ostgalizien sich nach dem Balkan verzog und daß Rußland, anstatt der mit Deutschland abgebrochenen Verhandlungen, dergleichen mit Oesterreich, zunächst in Pest, im Sinne der Abmachungen von Reichstadt, wo die Kaiser Alexander und Franz Josef am 8. Juli 1876 zusammengetroffen waren, einleitete, die geheimgehalten wurden. Die Konvention, die am 15. Januar 1877 abgeschlossen wurde, ist die Grundlage des österreichischen Besitzes von Bosnien und der Herzegowina, und hat den Russen während ihres Krieges mit den Türken die Neutralität Oesterreichs gesichert."

Um diese Zeit hat die Pforte die von England befürworteten Friedensvorschläge abgelehnt, obgleich der englische Botschafter ihr vorgestellt hatte, daß sie damit die einzige Möglichkeit, den Krieg mit Rußland zu vermeiden, aufgäbe. Die Antwort der Pforte war, daß sie die geplanten Reformen auf das ganze Reich ausdehnen und nicht Bulgarien und Bosnien bevorzugen wolle, wie es die Mächte vorschlugen.

Angesichts dieser Lage ordnete Fürst Carol an, die Stärke seines Heeres durch Einziehung von Reserven auf 25 000 Mann zu bringen; den Vorwand dazu gaben die Manöver ab.

Am 3. Oktober beschließt noch der Fürst, seinen Minister Bratianu nach Livadia zu senden, wo der Zar mit dem Thronfolger, dem Fürsten Gortschakow und dem Kriegsminister Miljutin eingetroffen war, und wohin auch Graf Ignatjew von Konstantinopel berufen wurde.

Den 7. Oktober reist nach Livadia eine ganze Deputation, die den Kaiser Alexander begrüßen soll. Sie besteht aus dem Ministerpräsidenten Bratianu, dem Kriegsminister Slaniceanu, dem Hofmarschall Vacarescu und dem Flügeladjutanten Singurow.

Hierüber enthalten die Denkwürdigkeiten des Königs Carol von Rumänien folgende Darlegung:

„In Livadia ist die rumänische Deputation mit großer Auszeichnung empfangen worden.

„Die orientalische Frage steht eben auf der Tagesordnung und verleiht auch Rumänien eine erhöhte Bedeutung.

„Den 16. Oktober war Bratianu aus Livadia zurückgekehrt und erstattete sogleich Bericht über seine Eindrücke aus Rußland: der Krieg wird als unvermeidlich angesehen und die Stimmung ist durch ganz Rußland zuversichtlich und gehoben.

Digitized by Google

„Sofort nach dem Eintreffen der rumänischen Deputation in Livadia hatte Graf Ignatjew sich Bratianus bemächtigt, um ihm die absolute Notwendigkeit einer Vereinbarung über den Durchmarsch des russischen Heeres durch Rumänien auseinanderzusetzen. Bratianu hatte ausweichend geantwortet.

„In einer dann erfolgenden Unterredung mit dem Fürsten Gortschakow machte dieser seine Ansicht geltend, daß Rußland mit Rumänien eine militärische Konvention nichtpolitischen Charakters abschließen müsse; Rußland könne nur durch Rumänien in die Türkei einbrechen, dem Lande solle aber keinerlei Verlust daraus erwachsen. Bratianu erwiderte, daß die Einigung mit Rumänien ohne Schwierigkeiten sein würde, sobald Rußland den Krieg im Einverständnis mit den garantierenden Mächten führte; aber dieses Einverständnis müsse klar und sichergestellt sein.

„Fürst Gortschakow begegnete diesem Einwand mit großer Schärfe: Rumänien habe den Durchmarsch bedingungslos zuzugestehen; andernfalls werde Rußland sich auf die Verträge berufen, nach denen die Moldau und Walachei integrierende Teile des Osmanischen Reiches seien und ohne weiteres einrücken!

„Bratianu läßt sich aber nicht einschüchtern, sondern gab seinerseits dem russischen Kanzler zu bedenken, daß Rußland einen Krieg zur Befreiung seiner Christenbrüder aus dem Joche der Ungläubigen nicht eben glücklich mit der Niederwerfung einer christlichen Armee beginnen würde, und erklärte, daß die Streitkräfte Rumäniens sich am Pruth der Invasion eines feindlichen Heeres nach Kräften widersetzen würden.

„Dem Grafen Ignatjew bemerkte Bratianu später, daß der drohende und ausfallende Ton, dessen Fürst Gortschakow sich bedient habe, eventuelle Verhandlungen nur erschweren würde. Worauf jener meinte, die Worte des Kanzlers dürfe man nicht so ernst nehmen.

„Der Kaiser selbst war etwas zurückhaltend; so kam er bei der ersten Audienz der rumänischen Deputation zwar mit Wohlwollen entgegen, berührte aber die brennenden Fragen nicht direkt. Die Kaiserin dagegen beklagte sich bei Bratianu und Slaniceanu, daß eine nach Serbien bestimmte Sendung des unter ihrem Protektorate stehenden Komitees des Roten Kreuzes von den rumänischen Behörden angehalten worden sei; auf diese Weise sei das Verbandmaterial für die serbischen Verwundeten, sowie auch ein von ihr gestifteter Feldaltar seiner Bestimmung entzogen worden. Bratianu entschuldigte seine Regierung damit, daß sie sich gewissermaßen zwischen zwei Feuern befinde; von der einen Seite werde ihr übertriebene Strenge, von der andern, der türkischen, unerlaubte Laxheit in der Durchführung ihrer Neutralität vorgeworfen; durch die Reklamationen der Pforte sei sie gezwungen worden, etwas schärfere Kontrolle auszuüben. Die Sendungen seien aber trotzdem an ihren Bestimmungsort gelangt.

„Die Umgebung des Kaiserpaares zeichnete die Rumänen in schmeichelhafter Weise aus. Gräfin Bludow drückte ihre Ueberzeugung aus, daß das russische Offizierkorps demnächst Waffenbrüderschaft mit dem rumänischen gegen den gemeinsamen Feind schließen würde. Doch gewann Bratianu den Eindruck,

Digitized by Google

daß es am Hoflager selbst zwei Strömungen gebe, eine aktionslustige und eine mehr friedliche.

„Als beim Abschiede Fürst Gortschakow sagte: „Wenn es Krieg gibt, werden wir uns schon verständigen; Rumänien kann dabei nur gewinnen!“ erwiderte Bratianu: „Eine Verständigung liege durchaus im Interesse beider Staaten, und er sei bereit, die Angelegenheit näher zu erörtern.“

(Fortsetzung folgt)

Mexikanische Briefe[1])

Von

Kurd v. Schlözer

Am Bord der „Westfalia“, Sonntag, 17. Juli 1870,
41° 47′ nördlicher Breite, 58° 26′ östlicher Länge.

Himmel und Wasser sind heute so ruhig, daß sie mich nicht hindern, meiner guten Mutter zu schreiben.

Am 9. Juli, früh 7 Uhr, verließen wir Havre. Gegen Mittag brach ein Gewitter los, wie ich es noch nie auf dem Meer erlebt. Die Blitze zischten rechts und links vom Dampfer in die Wellen, in demselben Augenblick krachten auch die Schläge und donnerten weithin über die Fluten.

Gleich darauf erhob sich Nebel, der uns dicht einhüllte und bald verhängnisvoll werden sollte.

Den Nebel fürchtet der Seemann mehr als den Sturm, besonders im Kanal, wo es im Sommer von Schiffen wimmelt.

Es mochte etwa 2 Uhr nachmittags sein. Wir befanden uns auf der Höhe der Casquetsinseln. Unsre Maschine arbeitete nur mit halber Kraft, um in dieser grauen Wildnis ein plötzliches Zusammentreffen mit andern Fahrzeugen zu vermeiden. Kapitän Schwensen und der zweite Offizier Fischer standen auf der Kommandobrücke, beide unverrückt nach vorn äugend und scharf hinhörend, ob irgendein Geräusch zu vernehmen sei. Am Bugspriet lagen außerdem zwei Ausluger. In kurzen Intervallen stieß die „Westfalia“ das unheimliche Geheul der Nebelpfeife aus, ihren warnenden Ruf weithin durch die weißen Wasserdünste sendend, um anzuzeigen, daß der Riesendampfer der Neuzeit, die „Westfalia“, das alte Meer durchfurche, und alles aus dem Wege gehen möge, um nicht zermalmt zu werden.

Ich stand mit einem Amerikaner auf dem Vorderdeck und beobachtete, wie

---

[1]) Aus den im Anschluß an die „Römischen Briefe“ von Kurd v. Schlözer bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart demnächst erscheinenden „Mexikanischen Briefen“ desselben Verfassers, herausgegeben von Karl v. Schlözer.

Digitized by Google

unser Koloß langsam vorwärtsglitt. Plötzlich hörten wir vor uns wildes Geschrei und Hilferufe. Aus dem Nebel tauchte gespenstig ein Zweimaster mit vollen Segeln; im selben Moment ließ Kapitän Schwensen die Maschine auf rückwärts stellen.

Zu spät: die wuchtige „Westfalia" hatte trotz ihrer gemäßigten Gangart das fremde Schiff bereits vollständig überlaufen — mit solcher Gewalt, daß der Fockmast wie Glas zersplitterte und sein Rumpf mitten durchbarst.

Als wir uns links über die Reling beugten, trieben bereits die beiden Schiffsteile zu unsern Füßen vorüber — mit heulenden Menschen, zerbrochenen Rahen und Masten, zerrissenen Segeln, flatternden Tauen. Auf den sich neigenden Planken irrte die Bemannung händeringend hin und her, während die Wassermassen mit dumpfem Brausen in die offengelegten Räume hineindrängten. Dann nur wenige Sekunden — und alles versank vor unsern Augen.

Langsam breitete der Nebel seinen undurchdringlichen Schleier über die Katastrophe . . .

Doch schon hatte der Kapitän eins unsrer großen Rettungsboote seeklar machen lassen. Wenn auch niemand von uns, und Schwensen selbst wohl kaum, die Rettung für möglich hielt, und es allen undenkbar erschien, zwischen den dichten Nebelvorhängen die Stelle aufzufinden, wo die Unglücklichen verschwunden waren, wollte der Kapitän es doch, zur Beruhigung seines Gewissens, wenigstens versuchen.

Und wunderbarerweise glückte das Unternehmen. Leutnant Fischer, der das Rettungsboot kommandierte, schlug mitten durch den dicken Nebel eine so richtige Direktion ein, daß er schon nach wenigen Minuten die Hilferufe der Verunglückten hörte. Sie waren mit den Trümmern in die Tiefe gezogen, dann wieder heraufgewirbelt, und hatten, an herumtreibende Bretter und Planken geklammert, verzweifelt um Hilfe geschrien.

Als Fischer — er konnte in diesem Fall gar nicht besser heißen — die Verunglückten dem nassen Element entrissen und im Boot geborgen hatte, kehrte er triumphierend zur „Westfalia" zurück, und allgemein war die Freude, als diese armen Burschen, welche wohl schon am Leben verzweifelt hatten, wassertriefend die Schiffsleiter heraufkrabbelten und sich nun plötzlich in Sicherheit sahen.

Inzwischen hatte sich der Nebel etwas verzogen; wir setzten die Fahrt mit voller Kraft fort, um die dreiviertel Stunde, welche verloren war, möglichst einzuholen.

Diese Katastrophe zeigte mir aber außer dem dramatischen Bild eines Schiffsuntergangs noch etwas andres: das Plötzliche des ganzen Vorfalls und die tieftragischen Eindrücke, die sich auf wenige Minuten zusammendrängten, wirkten im Moment des Zusammenstoßes auch auf unsre Passagiere so niederschmetternd, daß zu meinem Schrecken alles den Kopf verlor und in wüstem Taumel durcheinander lief, der mich deutlich erkennnen ließ, wie arg die Verwirrung sein würde, wenn so ein großer Dampfer selber — mit seinen 600 bis

Digitized by Google

700 unerfahrenen Menschen — auf offener See von einem Unfall betroffen würde.

Nachträglich teilte mir der vierte Offizier, Zwang, mit, daß er schon eine halbe Stunde vor der Katastrophe ein Unglück geahnt: er habe eine tote Katze an der „Westfalia" vorbeitreiben sehen. Das sei immer ein böses Omen für den Seemann, weshalb auch — wie ich bei der Gelegenheit erfuhr — ein ordentlicher Schiffer die Katzen hochhält, und falls eine solche an Bord seines Fahrzeugs auf der See stirbt, sie niemals den Wellen preisgibt, sondern ihre irdische Hülle erst auf dem Festland bestattet.

Die Mannschaften des verunglückten Schiffes waren Norweger. Der Kapitän hieß Marcussen. Es war die norwegische Brigg „Präcis", mit Ballast von Frankreich unterwegs, um eine Holzladung aus Finnland zu holen. Das Schiff war schon elf Jahre alt, aus leichtem Föhrenholz gebaut; deshalb wurde es auch sofort zertrümmert.

Die Matrosen gestanden, sie wären ganz sorglos mit dem Scheuern des Schiffes beschäftigt gewesen, hätten plötzlich unsre Nebelpfeife gehört, aber gehofft, mit dem Ostwind, der in demselben Augenblick aufgekommen sei, noch vorbeizuschlüpfen. Da ist denn eine starke Distanzverrechnung vorgekommen. Hätten die Leute — wie es der Seemannsbrauch fordert — die Sirene mit ihrer Schiffsglocke beantwortet, so wäre bei der gespannten Aufmerksamkeit, die auf der „Westfalia" herrschte, das Läuten gehört worden. Statt dessen soll der Steuermann der „Präcis" sich darauf beschränkt haben, auf dem Hals einer Flasche zu blasen. Diese kindliche Musik hat man natürlich auf der „Westfalia" nicht gehört.

Der arme Kapitän Marcussen kann den Verlust seiner Brigg noch nicht verschmerzen und wandelt schweigsam und in sich gekehrt auf dem Deck der „Westfalia" umher. Seine Mannschaften aber haben sich schon lange getröstet. Auf dem einst so froh auslaufenden Fahrzeug, welches jetzt tief auf dem Grunde des Ozeans ruht, waren sie nur an Hering, Stockfisch, hartes Schiffsbrot und noch härtere Arbeit gewöhnt. Auf der „Westfalia" schwelgen sie in Freiheit und den ungeahnten Genüssen einer Hamburger Schiffsküche. Und nun sollen sie Neuyork sehen, was ihnen sonst verschlossen geblieben wäre; durch Sammlungen der Passagiere ausgerüstet, werden sie die „Music Halls" besuchen und in dieser herrlichen Neuen Welt ihrem Kapitän Marcussen wohl sämtlich abhanden kommen, um Wirkungskreise ausfindig zu machen, in denen sie weniger auf das Salz des Herings und der Meerestiefe angewiesen sind.

*

Neuyork, Sonnabend, 23. Juli 1870.

Am 8. Juli glaubten in Havre noch viele an Frieden. Am 9. ging es in See. Am 20. traf ich hier ein, und im Moment unsrer Ankunft kamen Zeitungen an Bord mit der Nachricht von der Uebergabe der französischen Kriegserklärung. Dasselbe Europa, welches so ruhig dalag, als ich von ihm schied, bereitet sich jetzt auf Schlachten vor. Ich verließ Varzin am 21. Juni

Digitized by Google

in so tiefem Frieden und unter so wenig Kriegsaussichten, daß Bismarck am Tag nach meiner Abreise anfing, Karlsbader zu trinken, was man nicht tut, wenn man vier Wochen später in den Krieg soll.

*

Mexiko, 2. September 1870.

In Neuyork lebte ich in den aufgeregten Tagen vom 20. Juli bis 1. August immer auf der Straße und mit den Landsleuten; es litt niemanden zu Hause. Unter den Deutschen sind ganz famose Kerls. Alles glüht von Patriotismus: mitten im vollsten Nordamerika war es eine großartige deutsche Bewegung. Viermal täglich wurden die Telegramme ausgegeben, die frisch von Europa herüberkamen. Was morgens am Rhein (Mosel) vorging, wußten wir schon am Nachmittag. Am 1. August schiffte ich mich ein, kam am 7. abends nach Habana, wo ich sofort die Weißenburger Siege erfuhr. Am folgenden Tag kam die Nachricht von Wörth! Dann ging es wieder in See; am 13. Ankunft in Veracruz. Am 17. Mexiko. Auch hier gewaltiger Enthusiasmus der Deutschen. Unsre Kolonie, fast 200 Köpfe stark, schickt heute 25 000 Pesos an den Invalidenfonds nach Berlin.

Aber hier — fehlen jetzt die Nachrichten. Zweimal im Monat! Das ist in einem solchen Moment furchtbar.

Und nun muß meine gute, teure Mutter in ihrem hohen Alter noch einmal einen Krieg Deutschlands mit einem Bonaparte erleben. Da sich hoffentlich niemand in unsre Sache mischt, so werden wir sie wohl bald siegreich zu Ende führen!

Nach der bewegten Reise bin ich hier nun wieder äußerlich ruhig eingerichtet. Am 26. v. M. habe ich mit Lerdo die Ratifikationen ausgewechselt und von ihm protokollarisch die Deklarationen bekommen, die der Bundesrat des Zollvereins (resp. Zollparlament) verlangt.

*

Mexiko, 29. September 1870.

Meine teure Mutter, ich schreibe ins Dunkle hinein, ohne zu wissen, ob und wann Dir diese Zeilen zukommen und ohne eine klare Anschauung von dem zu haben, was jetzt vorgeht. Seit vier Wochen habe ich weder Zeitungen noch Briefe von drüben bekommen, und was hier Ende August eintraf, war auch schon vier Wochen alt. Die Telegramme reichen bis zum 17. d. M., sind aber so konfus, daß ich nicht weiß, was sich seit Sedan und Napoleons Gefangennahme zugetragen hat.

Wir denken hier natürlich auch an nichts als an diesen gewaltigen Kampf. Unsre Beschäftigung besteht darin, die fragmentarisch einlaufenden Nachrichten zusammenzulegen und daraus mühsam uns ein Bild vom Gang der Dinge herzustellen.

Wenn alles wahr ist, was man über die Vorgänge in Rom hierher telegraphiert, wird die Ewige Stadt nicht wiederzuerkennen sein. Schon Anfang August, als ich in Habana ankam, sagten die Kablogramme, der Papst sei nach

Digitized by Google

Malta geflohen. Solche Möglichkeit habe ich stets bestritten. Daß dagegen Louis sich eines schönen Morgens zum König von Preußen flüchten werde, habe ich von Anfang des Krieges an erwartet. Denn siegen mußten wir; und der große Komödiant konnte sich nach seinen Niederlagen nicht mehr in Paris sehen lassen.

*

Mexiko, 31. Oktober 1870.

Am 30. v. M. hat ein furchtbarer Tornado auf Kuba gewütet und das Kabel zwischen dort und Florida, welches die Hauptnachrichten wenigstens bis Habana lieferte, zerrissen. Wir sind jetzt nur noch auf fabrizierte französische Lügentelegramme angewiesen. Und obgleich in Neuorleans das Gelbe Fieber so stark herrscht, daß selbst von dort die Kommunikation durch Quarantäne erschwert ist, überschwemmt auch jenes alte Zentrum der französischen Immigration unsre Küstenstädte mit solchen gefälschten Bulletins. Man muß seine ganze Geduld zusammennehmen. Humboldt sagt freilich: „So liegt oft in der Verwicklung ernster Lebensverhältnisse der Keim eines befriedigenden Ersatzes." Möge er keimen!

*

Mexiko, 31. Oktober 1870.

Nun fängt die Kälte bei Euch an, und dabei denke ich denn noch mehr als gewöhnlich an unsre gute Mutter. Hier ist vollständiger Sommer. Aber was bedeuten die schönsten Blüten, wenn in der Heimat ein Krieg ist, der so furchtbare Opfer fordert!

Fast wäre auch hier ein Umschwung eingetreten. Wie Pio IX., Louis und andre Größen jetzt von ihrer irdischen Höhe heruntersteigen, so schien auch Juarez vor vierzehn Tagen das Zeitliche segnen zu wollen. Infolge Schlaganfalls war er schon von den Aerzten aufgegeben. Aber die zähe Indianernatur arbeitete sich siegreich durch; er scheint noch weiter regieren zu können.

Dieses Ereignis zog natürlich auf vierundzwanzig Stunden das hiesige Publikum von Europa ab. Kaum aber war Juarez wieder sturmfest, so wandte sich alles von neuem der Alten Welt zu. Bis Sedan war jeder Mexikaner voll Begeisterung für die deutsche Sache; jeder weidete sich an unsern Siegen und an Napoleons Unglück. Da aber kommt in Paris Republik! Und nun wähnten die Mexikaner, daß sie als wahre Republikaner sich für ihre neuen Glaubensbrüder an der Seine echauffieren müßten. Aehnlicher Umschwung in Nordamerika. Inzwischen aber hat man sich hier schon wieder entnüchtert und kokettiert nur noch oberflächlich mit Paris.

Goethe sagte 1792: „Eine neue Epoche der Weltgeschichte fängt an." Ich glaube aber, daß die Erde sich noch auf manche Erschütterungen gefaßt machen muß. Daß jetzt das Zeitalter dauernden Friedens kommen soll, halte ich für Chimaire. Auch die durchgerüttelte Alte Welt wird wohl nie ganz zur Ruhe gelangen. Ich wenigstens bin innerlich auf die tiefgehendsten Umwandlungen vorbereitet.

Digitized by Google

Der letzte Sproß Virgils

Von

Luigi Rava, Minister a. D. und Deputierter (Rom)

Der Grammatiker Donatus

„... quel Donato
Che alla prima arte degnò poner mano“ [1])
(Dante)

erzählt in seiner Lebensbeschreibung, daß der große Dichter der Sohn eines Landmanns war; daß er vom Landleben seine ersten Anregungen bekam; daß er den Theokrit und die bedeutendsten griechischen Meister studierte und daß er in dem „Alexis“ mit sechsundzwanzig Jahren der staunenden Welt seine neue künstlerische und dichterische Persönlichkeit vor Augen stellte.

Auch Giovanni Pascoli war der Sohn eines Landmanns; von dem Landleben und der landwirtschaftlichen Arbeit bekam er die ersten — vielleicht die besten — Anregungen; er studierte eingehend und mit großer Liebe den Theokrit und den Virgil, und mit dreißig Jahren stellte er der Welt mit den „Myricae“ seine neue künstlerische und dichterische Persönlichkeit vor Augen.

Beide Dichter waren von bescheidener Herkunft; beider Seelen waren empfänglich für die Schönheit der bebauten Felder und die segenspendende Güte der Erde; zwischen Blumen und Früchten sahen sie die Not und das Elend der Menschen, die die Felder bebauen, und sie gaben der unendlichen Poesie, die von der Erde ausströmt, in Worten Ausdruck.

Virgil, der sich des Schutzes und der Hilfe der Mächtigen zu erfreuen hatte, konnte sein Leben in Frieden verbringen; er konnte sich in Cremona und Mailand zu seinem Lebenswerk vorbereiten, konnte dann von dem Ertrag seines Landgütchens leben, in völliger Seelenruhe die „Bucolica“ und die „Georgica“ zu seiner eignen Unsterblichkeit und der der Kunst schreiben und sich der großen italischen Dichtung, der „Aeneis“, widmen.

Giovanni Pascoli durchlebte als Jüngling frohe Tage, aber als sich sein Geist ganz den Studien ergeben sollte, wurde seine Familie durch ein schreckliches Verbrechen ins Elend gestürzt. Seine Mutter starb an gebrochenem Herzen, seine Brüder wurden von der Not heimgesucht, das Haus verkauft. Sein Herz verschloß sich im Schmerz; sein Geist aber, dem die Kenntnis des Lebens aufging, das ihm Leiden und Unglück bot, begehrte wenigstens zu wissen, von wem und warum sein Heim zerstört worden war. Und dann suchte er Trost in seinen Studien, lebte in der klassischen Welt, und Virgil wurde „sein

---

[1]) „... Donat, der nicht es
Verschmäht', Hand an die erste Kunst (die Grammatik) zu legen.“
(Uebertragung von Philalethes.)

Digitized by Google

Lehrer und sein Dichter". Giosuè Carducci ermutigte ihn und ermahnte ihn, für sich und seine Familie zu sorgen; so ging er denn, nachdem er promoviert hatte, mit dem schlichten Amt eines Lehrers bekleidet in die Welt und lebte wie eine zarte Pflanze, die von einer Erdlawine bedeckt ist, aber durch ihre innere Kraft in ihrem Grabe lebensfähig bleibt und durch die wohltätige Wirkung der Sonne später wieder an die Oberfläche kommt. Und da das Herz stets seinem Leben Gesetze diktierte, so veröffentlichte Giovanni Pascoli später anläßlich der Hochzeit eines seiner liebsten Freunde, der ihm in den Tagen der Trübsal am hilfreichsten zur Seite gestanden hatte, die „Myricae". Der Dichter war damals fünfunddreißig Jahre alt: die Pflanze kam beim Lächeln der Sonne wieder ans Licht, Giovanni Pascoli war gerettet, und die italienische Literatur bekam einen Dichter, einen neuen, originalen, großen Dichter, die Jugend einen ausgezeichneten Lehrer, das Vaterland einen treuen Freund, einen ruhmvollen Sohn.

*

Das poetische Werk Giovanni Pascolis, von den „Myricae" bis zu den „Canti di Castelvecchio" und den „Canti di S. Mauro", ist eine großartige, gedrängte, bedeutungsvolle Selbstbiographie. Die Einfachheit seines Lebens, das zuerst auf den von den Hügeln von San Mauro bis zu den Gestaden des Adriatischen Meeres hinabziehenden Feldern glücklich verlief, dann durch das unerwartete Unglück verdüstert wurde, kommt auch in seiner Poesie zum Ausdruck. Der Dichter, originell in seiner neuen künstlerischen Auffassung, ist es auch in der Form des Werkes, das er schafft, in dem reichen Schmucke an Bildern, Gemälden, Impressionen, in den entzückenden Gedichten, in den ergreifenden Gesprächen, in den anmutvollen Idyllen, in den lebendigen, tiefeindringenden Schilderungen. Seine Dichtung ist die Geschichte seiner Jugend und seiner Familie, das Lied seines Leides. Und da sein Leid das der andern nachempfindet und er davon zu erzählen und dem, was die vielen fühlen, aber nicht auszusprechen vermögen, Ausdruck zu geben weiß, so wird das Kunstwerk vollkommen und universell — aristokratisch der Form, aber volkstümlich dem Empfinden nach. Er selbst schreibt über sein Werk: „Ich glaube nicht allzusehr an die Wirkung der Poesie und habe wenig Hoffnung auf eine Wirkung der meinigen. Aber wenn ihr eine Wirkung beschieden ist, so wird sie in Trost, Erhebung und Standhaftigkeit und in Heiterkeit der Seele bestehen —"

Die ersten Jahre

Giovanni Pascoli empfand in den Universitätsjahren mit dem lebhaften Gefühl der Jugend die Qualen des Elends und die Grausamkeit des Unglücks. Eine neue Lehre verbreitete sich in jener Zeit unter den jungen Leuten; Männer aus dem Norden hatten sie gebracht. Ein Student der Literatur, Andrea Costa, ebenfalls ein Romagnole, wurde ihr Apostel, und auch Giovanni Pascoli wurde durch seine Herzensgüte und sein sehnsüchtiges Verlangen nach Gerechtigkeit zu ihr hingezogen. Doch die Staatsgewalt, die damals mißtrauisch auf die Freiheit blickte,

Digitized by Google

die jene Lehre durch Märtyertum und mit den Waffen errungen hatte, duldete keine Kundgebungen, und die Polizei verhaftete jene ersten Bekenner wie Verbrecher. So kam zu dem vielen Unglück Pascolis noch das einer viermonatigen Gefängnisstrafe, die er bis zum Dezember 1879 verbüßte. Aus dem Gefängnis entlassen, geriet er in immer bitterere Not. Sein Bruder Raffaele unterstützte ihn, und Giovanni brachte ihm später zu seiner Hochzeit (1885) seinen Dank mit einem Büchlein dar, das als der erste Keim der „Myricae" erscheint.

Eine heilige Stimme, die Stimme seiner Mutter, tröstet ihn oft in jenen Tagen des Unglücks:

„Quante volte sei rivenuta
Nei cupi abbandoni del cuore,
Voce stanca, voce perduta,
Col tremito del batticuore ..."

Sein Leben auf der Universität war anders als das gewöhnliche Studentenleben. Daß er dort, von seinen Leiden niedergedrückt, seine Studien vernachlässigt habe, ist nicht wahr. Er studierte unermüdlich und erwarb sich jene tiefe, selbständige klassische Bildung, die später so wunderbare Früchte bringen und die Welt überraschen und in Staunen setzen sollte. Doch noch breiteten sich die Schwingen nicht zum Fluge aus. Er promovierte und ging allein und traurig nach Matera, um am dortigen Gymnasium zu unterrichten, dann nach Massa, wohin er seine Schwestern zu sich rief, und hierauf nach Livorno. Er war trüb gestimmt, denn er war fern von allem, was ihm stets das Herz bewegte. Der Mühseligkeiten des Lehrberufes wurde er bald überdrüssig und dachte bereits daran, sich aufs Land zu einer befriedigenderen Tätigkeit zurückzuziehen. Er suchte Zuflucht in den Bergen und fand bei Castelvecchio di Barga ein altes Häuschen, das schlecht instand war, aber auch wenig kostete. Eine leidenschaftliche Liebe zur Pflanzenwelt, zu dem nahe vorüberfließenden Wasser, zur Einsamkeit, erfaßte ihn. Er pachtete das kleine Besitztum und arbeitete dort sieben Jahre lang. Schließlich, als ihm die Kündigung drohte, erwarb er es. Womit aber? Die lateinische Dichtkunst kam ihm zu Hilfe, in der er ein vollendeter Meister geworden war. Er ließ die ersten Medaillen, die er alljährlich bei dem internationalen Wettstreit in der lateinischen Dichtkunst in Amsterdam gewann, einschmelzen, um damit einen Teil des Preises zu bestreiten. Und so lebte jetzt Giovanni Pascoli in seinem eignen Heim: Virgil und Horaz hatten ihn dorthin geführt; der Traum, dem er so viele Jahre vergebens nachgehangen hatte, war Wirklichkeit geworden. Ein neuer Ton von heiterer Seelenruhe, Zuversicht und Hoffnung geht von diesem Hause aus, das endlich *sein* ist: es entstehen dort die „Canti di Castelvecchio", in denen der Dichter des Leides der Vergangenheit gedenkt und in der Zukunft manchen heiteren Tag vor sich sieht. Doch seine Pilgerfahrt sollte noch nicht enden. Sein altes Bologna berief ihn an die ruhmreiche Hochschule, und von Bologna ging er nach Messina, um Griechisch und Lateinisch zu lehren und mit seinen Lieblingsklassikern zu wetteifern, indem er sie übersetzte oder in ihrer Sprache dichtete. Das glühende sizilianische Land,

Digitized by Google

das den Theokrit zu seinen Idyllen angeregt, das den Pindar zu seinen Epinikien begeistert hatte, der Herd herrlichster Poesie, bewegte und inspirierte die Seele des Dichters. Er begann dort die wundervolle Homerübersetzung, dichtete die „Poemi Conviviali" und verfaßte neue lateinische Gedichte, die wie die vorhergegangenen den Amsterdamer Preis gewannen — Virgil ließ seinem letzten Sproß seinen Schutz angedeihen. Im Jahre 1903 mußte er auch Messina verlassen und siedelte nach Pisa über, wo er blieb, bis der trauervolle Tag über Italien aufging, an dem die mächtige Stimme Giosuè Carduccis, des Meisters, verstummte und sein größter Schüler, Giovanni Pascoli, berufen wurde, sein Nachfolger auf dem hochberühmten Lehrstuhl zu werden. Es war im November 1905; eine neue Periode für seine Kunst begann.

Die ersten Dichtungen. Die „Myricae"

Wie stellte sich die Persönlichkeit des Dichters zum ersten Male dar? Das erste gedruckte Gedicht, das ich von Giovanni Pascoli kenne, ist das zur Hochzeit der Prinzessin Anna Maria Torlonia mit dem Fürsten Giulio di Borghese. Es muß aus dem Jahre 1871 sein. Der Dichter war damals sechzehn Jahre alt; er besingt prächtig die von dem alten Fürsten Alessandro Torlonia ausgeführte Trockenlegung des Fuciner Sees. Es war ein bezeichnender Anfang. Er preist die Werke der Arbeit und die Güte der Erde, aber er ist nicht der Dichter unsrer Jahre. Es waren die Jahre des furchtbaren Unglücks, und die Augen des Jünglings starrten noch entsetzt auf die schrecklichen Spuren, die die Grausamkeit des Schicksals auf seinem Wege hinterlassen hatte. Sein Heim war zerstört; alles mußte vergessen sein. Wer hätte jemals die Erinnerung an jene Unglücklichen wachrufen können? In der Seele des Dichters bildete sich der Plan, sein Haus und seine Toten der Vergessenheit zu entreißen, von der Liebe zu seiner der Vernichtung anheimgefallenen Familie, zu seinem verlassenen Heim dort unter den Bergen seiner Romagna zu singen. Alle die Kritiker, die den Geist und die Form der Kunst Pascolis zu charakterisieren versucht und auf sein vieles Klagen und Jammern und die Einförmigkeit seiner dichterischen Eingebungen hingewiesen haben — das haben sie vergessen! Sie waren ungerecht, weil sie nicht tief genug in sein Leben eingedrungen waren. Hier liegt nicht nur die große Kunst Giovanni Pascolis, sondern von hier geht sie aus, von hier entwickelt sie sich.

Die „Myricae" erschienen im Jahre 1891, in schlichtem Gewande, bei Gelegenheit der Hochzeit Raffaello Marcovigis. Von dem Gedicht über den „Tag der Toten", das den Band eröffnet, bis zu dem „Gespräch" mit der Mutter, mit dem er schließt, sind die „Myricae" ein wunderbarer Gesang von süßem Klang, voll Schönheit und ewigen menschlichen Gefühls:

„Oh casa di mia gente unica e mesta,
oh casa di mio padre, unica e muta,
dove l'inonda e muove la tempesta;

Digitized by Google

oh camposanto che si crudi inverni
hai per mia madre gracile e sparuta,
oggi ti vedo tutto sempiterni
e crisantemi."

Im Vorwort heißt es: „Bleiben, ja bleiben sollen diese Lieder auf dem Grabe meines Vaters: sie sind wie das Schwirren der Vögel, das Rauschen der Zypressen, wie ferner Glockenklang: sie passen nicht schlecht für einen Friedhof."

Die Liebe zu der guten Mutter, der Schmerz um den getöteten Vater, die Freude über die Schönheit und die Güte der Natur — diese drei Gefühle bewegen die Seele des Dichters und regen sie an zum poetischen Schaffen. Seine Kunst erfaßt und schildert wunderbar die erhabensten Augenblicke der Natur und die holdesten des Lebens. Alle charakteristischen Bilder seiner Romagna, des Landlebens werden in kleinen Gemälden von sanfter, leuchtender Schönheit wiedergegeben: lachende Kinder und schmerzgequälte Mütter, fleißige Männer und betende Greise, tönende Glocken, Vogelsang und das Rauschen im Laub — kurz, das ganze schlichte, ehrliche, arbeitsreiche Leben von der schwermütigen Morgendämmerung bis zum blutroten Sonnenuntergang. Der wundervoll dargestellte Schauplatz belebt sich mit den verschiedenen Angehörigen der Familie. Die einzelnen Episoden des Lebens im Vaterhause sind mit verzweiflungsvollem Heimweh in die Seele des Dichters eingegraben. Da erleben wir mit ihm den letzten Abschied des Vaters von dem Hof; Maria, die liebliche Schwester, müht sich, ihn mit den Händchen zurückzuhalten. Der Vater kehrt nicht wieder. Das Heim ist zerstört, und die traurige Pilgerfahrt beginnt.

„Ma morto il babbo, da più d'un mese,
Non c'era posto per i suoi nati
Più, nella Torre, si che al paese
Ritornavamo come scacciati."

Warum gibt es bei so viel freigebiger Güte der Natur so viel menschliche Grausamkeit? Mit zerrissenem Herzen und erschütterter Seele stellt sich der Dichter diese Frage. Und aus seinem guten Herzen, aus seiner großen Seele erhebt sich der hehre, heroische Ruf an die Menschheit:

„Pace, o fratelli, e fate che le braccia
Che ora e poi tenderete ai più vicini
Non sappiano la lotta e la minaccia."

*

Die „Canti di Castelvecchio", denen die „Canti di S. Mauro" folgen sollten, und denen statt dessen die nach dem Tode des Dichters von seiner Schwester Maria gesammelten „Poesie varie" folgten, setzen die Reihe der Dichtungen Pascolis fort, die aus demselben Empfinden, aus derselben Inspiration hervorgehen, aus denen die „Myricae" hervorgegangen sind. Mit ihnen schließt die

Digitized by Google

autobiographische Dichtung, der Zyklus, der die Erlebnisse und Eindrücke des Dichters in seinem Familienleben zum Gegenstande hat, von der Sorge zum Leid, vom Leid zur Erinnerung, vom frommen Gedenken zum schwermütigen Lächeln. Der gute, unglückliche Sohn hat seine Gewissenspflicht erfüllt: Italien kennt seine Toten und begrüßt den neuen Dichter. Die Arbeit des Biographen endigt hier, und für den Leser bleibt die Poesie: die rein menschliche Poesie, die alle Blumen gesammelt, die alle Wechselfälle des Lebens der Armen beobachtet, die alle Leiden geteilt hat, die gut geblieben ist trotz des Unglücks, sanft trotz aller Ungerechtigkeiten des Schicksals, barmherzig über alle Feindschaft und Mißgunst hinaus.

Die „Poemetti"

Der neue, zartempfindende Dichter kann jetzt mit seinem Virgil ausrufen: „Paulo majora canamus". Dies ist in der Tat das Motto der „Primi Poemetti" und der „Nuovi Poemetti". Eine neue Welt kommt in die Poesie: das mühevolle Leben auf dem Land und die Psychologie der Landleute. Der Horizont des Dichters dehnt sich aus, sein Blick weitet sich; die Kunst ist stets großartig, die Inspiration immer originell. Die beiden Bände bezeichnen die neue Phase der Poesie Pascolis, die die Probleme der Arbeit ins Auge faßt, mittels der Kunst emporhebt, mit Anmut durchdringt und die empfindende Seele wie den betrachtenden Geist dafür einnimmt. So bringt Giovanni Pascoli mit der Macht der Kunst die Bestrebungen seiner jungen Jahre wieder zur Geltung.

In den „Poemetti" zeigt und befestigt sich der naturalistische Charakter der Inspiration immer mehr. Das Leben und die Arbeit auf dem Land mit ihren Bräuchen und ihren Wechselfällen, den Freuden und den Sorgen, den Hoffnungen und den Enttäuschungen — alle charakteristischen Erscheinungen seiner Romagna werden von dem Dichter herrlich in lebensprühenden Episoden und in kleinen Bildern von wundervollem Kolorit wiedergegeben und mit so peinlicher Treue geschildert, daß er sogar zu Worten der romagnolischen Volkssprache greift und viele von ihnen in die italienische Schriftsprache einzuführen und gebräuchlich zu machen sucht.

Der Band „Nuovi Poemetti" schließt mit „Pietole". Die Schwingen des Dichters breiten sich aus, und er fliegt von den Feldern der Heimat zu den Menschen, die in fremdem Lande arbeiten. Der Dichter geht vor allem, und zwar mit dem Herzen, an das neue Problem Italiens: die Auswanderung. Virgils alter Cilicier[1]) erscheint ihm, zeigt ihm die unbebauten Länder Italiens und lehrt ihn aus einem dürren Streifen Landes ein gutes Feld machen, das Brot und Sorgenlosigkeit für den kommenden Tag gibt. Das ganze Herz Pascolis vibriert in den herrlichen Versen und das menschliche Gefühl dringt durch die Kunst in das Herz und in das Bewußtsein aller.

[1]) Georgica IV., 116 ff.

Digitized by Google

Odi e Inni. Poemi Conviviali

Bald wird Seele und Geist des Dichters von einer Flut andrer erhabener Gedanken bewegt. Sein Wissen führt ihn dazu, in Gedanken die Welt des alten Hellas zu durchwandern, sie sozusagen wieder zu durchleben. Er beginnt die Ilias und die Odyssee in herrlichen Hexametern von klassischer Treue und Klangfülle zu übertragen — eine Arbeit, die ihm leider die Zeit nicht zu vollenden erlaubte; und er schreibt jene lateinischen Gedichte, die in Amsterdam mit Preisen gekrönt werden, und die „Poemi Conviviali". Der Dichter belebt die Sagen und Erzählungen der antiken Welt mit seinem Herzschlag, mit der lebendigen Kraft seiner tiefen Bildung, mit dem persönlichen Charakter seiner Inspiration, und schafft ein neues poetisches Werk von höchstem Werte, das noch nicht vollständig von der Kritik gewürdigt ist und von den Lesern verstanden wird, ein Werk, das mit besonderer Vertiefung und Liebe betrachtet sein will.

Doch noch hat der Dichter nicht das ganze Maß seiner Fähigkeiten und seiner künstlerischen Kraft gezeigt. Er tritt mit den „Odi e Inni" hervor. Sie bilden ein neues Element nach dem Leid der „Myricae", dem Naturalismus der „Poemetti", dem Klassizismus der „Poemi Conviviali". Es sind Hymnen und Oden auf fast jedes bedeutungsvolle vaterländische oder kulturelle Ereignis, reich an Lebenssaft, an erstaunlichem Wissen, an edelsten menschlichem Empfinden. Wir nennen unter ihnen das Gedicht zum hundertsten Geburtstag Mazzinis, die Oden auf den ermordeten „guten König", auf Manlio Garibaldi, auf Bismarck, Kolumbus, Dante, Andree, den Herzog der Abruzzen und endlich auf den Serchio, den Fluß des Volkes, das Bild der Naturkräfte, die dem Menschen gehorchen, um zu arbeiten und zu schaffen.

Die kleineren Werke

Die Flamme im Herzen des Dichters ist nicht erloschen, und neue Lieder sprühen aus dem poetischen Feuer Giovanni Pascolis auf. So entstehen die „Tre Canzoni di Re Enzio", in denen eine schöne Volkssage ihren Dichter findet; dann die „Poemi Italici" mit der herrlichen franziskanischen Vision Paolo Uccellos und viele andre kleinere Gedichte. Es sind oft kleine Sachen, aber das Gefühl, das sie erfüllt, läßt sie größer werden und die Kunst hüllt sie in Schönheit.

Dann kommen die Werke über Dante. Es sind exegetische Schriften und Reden, auf die er lange Jahre emsigen, liebevollen Studiums verwandte, ohne dafür etwas andres zum Lohn zu erhalten als scharfe Kritiken und ungerechtes Ignorieren.

Und endlich haben wir seines patriotischen Wirkens zu gedenken, das in den letzten Lebensjahren des Dichters seine ganze Kraft in Anspruch nahm und das im Jubiläumsjahre des Vaterlands zur vollen Blüte kam.

Digitized by Google

Pascoli als Redner und als Dichter der nationalen Wiedergeburt

Ein von Virgil ererbter Charakterzug Pascolis ist die „Italianität". Sein Wirken für die Geschichte und den Ruhm des italienischen „Risorgimento" beginnt mit der Rede über den „Eroe Italico", die er am 2. Juni 1901 in Messina hielt. Der Dichter des Schmerzes, der Familie, der ländlichen Gefilde und des einfachen Lebens wurde zum Dichter des Vaterlandes. Er sprach zu den jungen Sizilianern und legte ihnen dar, daß aller Ruhm und alles Glück Italiens sich in den beiden hehren Namen Dante und Garibaldi, dem Helden des Gedankens und dem Dichter der Tat, zusammenfassen läßt.

Dann schilderte er 1906 zu Castelvecchio di Barga in einer Rede auf Antonio Mordini das „Risorgimento" von den Verschwörungen des jungen Italien bis zu den Feldzügen nach den beiden Sizilien. Mit begeisterter Beredsamkeit feierte er das neue Italien und das „verbannte" Italien in der Rede, die er in Mantua auf „die italische Gesellschaft, die sich im Namen Dantes versammelt", hielt. Sein liebevolles, sorgendes Gefühl für das „verbannte" Italien, das in den Gedichten „Pietole" und „Italy" ergreifende Töne findet, entfaltet sich hier in herrlicher Weise. Schon Virgil hatte an den Anfang seines Werkes das traurige Idyll des auswandernden Bauern gestellt:

„Nos patriae fines et dulcia linquimus arva,
Nos patriam fugimus,"

und vor zweitausend Jahren zu den Italienern von der heutigen Gegenwart gesprochen. Pascoli setzt in Mantua mit der Ehrfurcht des Sohnes die Rede des Meisters fort und ermahnt und ermutigt die Auswanderer, das Vaterland zu lieben, zu ehren und im Gedächtnis zu behalten.

In Pietrasanta, der Heimat Giosuè Carduccis, hielt Pascoli die Gedächtnisrede auf den Lehrer, Dichter und Patrioten; er schilderte ihn als Mann der Tat und folgte ihm in seinem großartigen Schaffen bis zu den letzten Versen der „Canzone di Legnano". Vorher hatte er über den Meister zu Bologna in der feierlichen Antrittsvorlesung an der Universität gesprochen, und später sprach er über ihn in San Marino, wohin er von der Regierung dieser historischen Republik eingeladen worden war.

Als San Mauro ein Kinderheim errichten wollte, rief es seinen Lieblingssohn, und er hielt eine wundervolle Rede, in der er die Taten Garibaldis feierte, von dem historischen Augenblick an, wo der Freiheitsheld sich in Quarto zur Eroberung eines Königreiches einschiffte, bis zu seiner schlichten Heimkehr nach den Felsen von Caprera. Auch dabei wieder gewann das innerste Gefühl seines Herzens die Oberhand über seinen Kopf, und er sagte: „Ich will gleich neben dem Helden den Dichter Italiens, Virgil, neben Garibaldi vor Augen führen. Auch Virgil suchte das Glück in den ländlichen Gefilden; wohl hätte er sich auch die Wissenschaft und die Kunst, auch den Ruhm gewünscht — aber das Land gegebenen Falles auch ohne den Ruhm." Giovanni Pascoli hatte auch die Seele des

Digitized by Google

Dichters in Garibaldi erkannt und fühlte sich ihm im Innersten näher als andern der Schöpfer des Vaterlandes, so sehr, daß unter Garibaldis Führung die Kunst und das Denken Pascolis sich immer mehr der Geschichte des „Risorgimento" näherten und immer enger mit ihr verbanden. Italien rüstete sich, im Jahre 1911 das Jubiläum des Vaterlandes zu feiern. Pascoli gedachte seinen Beitrag dazu zu geben mit zwei Dichtungen in den beiden Sprachen seines Vaterlandes. Er schrieb mir im Jahre 1908: „Für 1911, wenn ich es noch erlebe, habe ich zwei Bücher in Vorbereitung, eine Dichtung in lateinischer Sprache, ‚Roma' von den Anfängen des römischen Hirten- und Naturvolks bis zum Anzünden der Lampe im Grabmal des Pallas im düsteren Mittelalter. Roma a Roma. Eine weitere Dichtung in italienischer Sprache, deren sämtliche schon vollendeten Gesänge von mir sorgfältig geheim gehalten werden. Das ist ‚Italia' oder besser ‚Il Risorgimento italiano'." Seinem Vorsatz getreu, hatte er fast niemand etwas davon gesagt, obwohl er rege arbeitete, um sich auf das schwierige Werk durch Lektüre und eifriges Studium von Karten, Urkunden, Handschriften und Aufzeichnungen vorzubereiten.

Die Napoleonische Epopöe, das Aufblühen Italiens in der zispadanischen und der zisalpinischen Republik, der Sturz des Adlers, die Reaktion von 1815, die Märtyrer, die Carbonari, Karl Albert waren schon mit ihrer ganzen Seele, in ihrem ganzen Licht an dem Dichter vorübergezogen; die Verse flossen ihm wie immer schön, ungezwungen, in vollendeter Form aus der Feder und hinterließen auf dem von holden Erinnerungen erhellten Antlitz ein wehmütiges Lächeln der Befriedigung.

Als ich ihn das letztemal in seinem Studierzimmer sah, zeigte er mir zwei dicke Hefte mit sauberen Blättern, die mit seiner winzig kleinen, charakteristischen Handschrift beschrieben waren: es waren der „Napoleone" und der „Re dei Carbonari", die beiden ersten Gesänge der neuen Dichtung. Er setzte alle seine Kräfte und seine ganze Kunst an das große Werk, das er sich vorgenommen hatte. Leider hinderte ihn der Tod, das Werk zu vollenden, das ihm sehr am Herzen lag und das er mit glühender Begeisterung gefördert hatte. Veröffentlicht worden sind nur der „Inno a Roma" und der „Inno a Torino", Teile des lateinischen Gedichtes voll ruhiger Kraft, von klassischer Schönheit und virgilianischer Form. Am Anfang des vaterländischen Festgesangs spricht er von dem Erdbeerbaum, den er so sehr liebte, dem dreifarbigen Baum; Virgil begeistert den jungen Pallas und dieser segnet vom Palatin aus das Vaterland. Dem Ruhme des neuerstandenen Vaterlandes widmete Giovanni Pascoli als dessen liebender, getreuester Sohn seine ganze Schaffenskraft.

Wir möchten noch die Rede über die Fünfzigjahrfeier des Vaterlandes erwähnen, die er an der Universität Bologna am 9. Januar 1911 hielt. „Nicht von Tod," mahnte er, „soll in diesem Jahre gesprochen werden, sondern von Unsterblichkeit." Alle Länder Italiens bekamen in der Rede des Dichters ihre Strophe, alle Städte ihre rühmende Erwähnung, alle Taten der Helden, auch der schlichten, ihr Wort des Gedenkens — eine wunderbare Zusammenfassung,

Digitized by Google

die mit dem weissagenden Sang an das künftige Italien schließt. Auch in Livorno hielt er im Jubeljahre des Vaterlandes eine Rede, und zwar vor den jungen Zöglingen der Marineakademie, denen er die Herrlichkeit und das Unglück des Vaterlandes von der Dämmerung der prähistorischen Zeiten bis zum Wiedererwachen schilderte.

Sein hervorragendes rednerisches Wirken schloß mit der in Barga gehaltenen Rede „La grande proletaria s'è mossa", und dieses Mal — leider das letzte — verstand ihn ganz Italien, dessen ausgezeichneter Interpret er war, und zollte ihm Beifall voll Liebe, Dankbarkeit und Bewunderung. Die Rede erhielt den größten Preis, der je einem Redner zuteil geworden ist: in den Laufgräben Libyens, in den Verschanzungen, in den Feldlagern, auf den weiten Land- und Sandflächen, die noch immer die Erinnerungen an Rom bergen, im Schatten der großen Palmen lasen die Soldaten Italiens, die die Proletarier, die Arbeiter, die Bauern, die Studenten sind, die anfeuernden Worte des Dichters, den vielleicht viele niemals hatten erwähnen hören oder verstehen können.

So kehren die Ideale des Risorgimento, die Hoffnungen der Märtyrer, der Traum der Denker und auch die armen Toten von Adua mit Pascoli in das Herz des Volkes zurück. Der Dichter der „Verbannten" fühlt nicht die ganze Schwere der wirtschaftlichen Gesetze, aber seine Poesie ist prophetisch und weist der Arbeit des jungen Italien für die Zivilisation und die Menschheit neue Grenzen.

Pascoli als Lehrer

Pascoli als Lehrer sollte (es ist noch nicht geschehen) in einer besonderen Abhandlung gewürdigt werden: die Erinnerung an ihn ist in den Herzen seiner Schüler wegen seiner Güte, seiner Milde, seines Wissens und der vorbildlichen Vornehmheit, die er als Erzieher an den Tag legte, lebendig geblieben. Wie viel Fleiß er auf die Vorbereitung zu seinen Universitätsvorlesungen, besonders seiner Dante-Erklärungen, verwendete, wissen wenige, aber seine kostbaren Manuskripte geben ein klares, überraschendes Bild davon. In den Mittelschulen sind manche teure, bleibende Erinnerungen an den Lehrer Pascoli vorhanden: sein Vorschlag über die Organisation der klassischen Studien in Italien, die Einleitung zu seinen Vorlesungen in Pisa und vier Anthologien, zwei lateinische und zwei italienische: „L'Epos" und „La Lyra Romana", „Fior da Fiore" und „Sul Limitare". Eine geistvolle Studie über die epische Poesie geht dem „Epos" voraus, das wirklich ein organisches Werk ist und das Ziel verfolgt, in der klassischen Schule das besondere, edle Ferment des italischen Gedankens und Charakters zu erhalten. Er plante, alle großen Dichter Roms um Virgil geschart vorzuführen, um die italienische Jugend zu bilden, sie zu erziehen und zu ermahnen zur Liebe für die erhabene Kunst in den Werken der antiken Welt. „La poesia epica in Roma" und „La poesia lirica in Roma" sind die beiden gelehrten und poetischen Einleitungen zum „Epos", worin Virgil im Vordergrund steht, und zur „Lyra Romana", worin der beste Teil der Oden des Horaz und der kleineren Lyriker wiedergegeben ist.

Digitized by Google

Die Anmerkungen zeugen von gründlicher Gelehrsamkeit, die Uebersetzungen sind ungemein treu und die Erläuterungen originell; nur ein hervorragender Latinist und Gräzist, der zugleich ein Dichter ersten Ranges war, konnte einer so schwierigen Aufgabe gerecht werden.

Vortrefflich sind auch die beiden italienischen Anthologien, die er mit feinem Verständnis und mit ganzem Herzen für die italienischen Kinder zusammengestellt hatte. In seiner schönen Rede „La mia scuola di grammatica" hatte er, als er seinen Unterricht in Pisa begann, sein erzieherisches Ideal geschildert. „Ich werde nur übersetzen lassen ... aber unsre Schule soll nicht nur große Lehrer, Kritiker und Gelehrte aus euch machen, und ihr sollt auch nicht mit diesem einzigen Vorsatz hierherkommen. Italien braucht seine eignen Bücher, die sein Volk bilden, die es belehren, begeistern, stärken; kurz, es will eine eigne Literatur haben." Und im Hinblick darauf wünschte er sich, seiner Schule einen Namen beilegen zu können, „der Heidentum und Christentum, Antike und Moderne und die große Zukunft umfaßt: den Namen der Menschheit."

Die Kunst Giovanni Pascolis

Solcher Art ist das Werk, das Giovanni Pascoli von 1882 bis 1912 vollbrachte, in zwanzig Jahren dichterischen Schaffens, in dreißig Jahren geistiger Arbeit, die ihn zum Ruhm führen sollte, in dreißig Jahren einer glühenden Liebe zum Vaterlande und hochsinnigen Wirkens für die Ideale des Guten und der Güte. Giovanni Pascoli, ein großer Künstler, ein großer Dichter, fühlte mit seinem weichen, weiten und guten Herzen die erzieherische Kraft des Schmerzes, „il fior che solo odora quando è colto."

Er lebte dem Kult des Einfachen und Guten, stellte sein Ideal sehr hoch und stand über den Parteien, ohne jemals den kühnsten und humansten Bestrebungen seine Anteilnahme zu versagen. Er fühlte, daß er, als er dem großen Meister, der der Sänger der ersten Lebensperiode des neuen Italiens war, Giosuè Carducci, auf dem ruhmreichen Lehrstuhl von Bologna nachfolgte, seine Kunst in den Dienst des Vaterlandes stellen und in der großen Vergangenheit die Ursachen seines neuen Erwachens und in der arbeitsamen Gegenwart die Anzeichen der sicheren Wiedergeburt finden müsse.

Als junger Mann hatte er gesagt:

„Io poco voglio: pur molto: accendere
io su le tombe mute la lampada
che irraggi e conforti
la veglia dei poveri morti."

Und in den ersten Jahren dichterischen Schaffens hatte er diese erste Pflicht seines Lebens erfüllt. Er hatte sie in den weinenden Augen seiner jungen, frommen Mutter gelesen, wenn er das Haupt auf ihre Knie legte und sie murmeln und seufzen hörte, wenn er mit ihr auf dem Friedhof, dort zwischen den Hügeln seiner Romagna ging, um die Toten zu beweinen, wenn er unter den Bedrängnissen der Not litt. Seinen Toten den Ruhm zu geben, es dahin

Digitized by Google

die mit dem weissagenden Sang an das künftige Italien schließt. Auch in Livorno hielt er im Jubeljahre des Vaterlandes eine Rede, und zwar vor den jungen Zöglingen der Marineakademie, denen er die Herrlichkeit und das Unglück des Vaterlandes von der Dämmerung der prähistorischen Zeiten bis zum Wiedererwachen schilderte.

Sein hervorragendes rednerisches Wirken schloß mit der in Barga gehaltenen Rede „La grande proletaria s'è mossa", und dieses Mal — leider das letzte — verstand ihn ganz Italien, dessen ausgezeichneter Interpret er war, und zollte ihm Beifall voll Liebe, Dankbarkeit und Bewunderung. Die Rede erhielt den größten Preis, der je einem Redner zuteil geworden ist: in den Laufgräben Libyens, in den Verschanzungen, in den Feldlagern, auf den weiten Land- und Sandflächen, die noch immer die Erinnerungen an Rom bergen, im Schatten der großen Palmen lasen die Soldaten Italiens, die die Proletarier, die Arbeiter, die Bauern, die Studenten sind, die anfeuernden Worte des Dichters, den vielleicht viele niemals hatten erwähnen hören oder verstehen können.

So kehren die Ideale des Risorgimento, die Hoffnungen der Märtyrer, der Traum der Denker und auch die armen Toten von Adua mit Pascoli in das Herz des Volkes zurück. Der Dichter der „Verbannten" fühlt nicht die ganze Schwere der wirtschaftlichen Gesetze, aber seine Poesie ist prophetisch und weist der Arbeit des jungen Italien für die Zivilisation und die Menschheit neue Grenzen.

Pascoli als Lehrer

Pascoli als Lehrer sollte (es ist noch nicht geschehen) in einer besonderen Abhandlung gewürdigt werden: die Erinnerung an ihn ist in den Herzen seiner Schüler wegen seiner Güte, seiner Milde, seines Wissens und der vorbildlichen Vornehmheit, die er als Erzieher an den Tag legte, lebendig geblieben. Wie viel Fleiß er auf die Vorbereitung zu seinen Universitätsvorlesungen, besonders seiner Dante-Erklärungen, verwendete, wissen wenige, aber seine kostbaren Manuskripte geben ein klares, überraschendes Bild davon. In den Mittelschulen sind manche teure, bleibende Erinnerungen an den Lehrer Pascoli vorhanden: sein Vorschlag über die Organisation der klassischen Studien in Italien, die Einleitung zu seinen Vorlesungen in Pisa und vier Anthologien, zwei lateinische und zwei italienische: „L'Epos" und „La Lyra Romana", „Fior da Fiore" und „Sul Limitare". Eine geistvolle Studie über die epische Poesie geht dem „Epos" voraus, das wirklich ein organisches Werk ist und das Ziel verfolgt, in der klassischen Schule das besondere, edle Ferment des italischen Gedankens und Charakters zu erhalten. Er plante, alle großen Dichter Roms um Virgil geschart vorzuführen, um die italienische Jugend zu bilden, sie zu erziehen und zu ermahnen zur Liebe für die erhabene Kunst in den Werken der antiken Welt. „La poesia epica in Roma" und „La poesia lirica in Roma" sind die beiden gelehrten und poetischen Einleitungen zum „Epos", worin Virgil im Vordergrund steht, und zur „Lyra Romana", worin der beste Teil der Oden des Horaz und der kleineren Lyriker wiedergegeben ist.

Digitized by Google

Die Anmerkungen zeugen von gründlicher Gelehrsamkeit, die Uebersetzungen sind ungemein treu und die Erläuterungen originell; nur ein hervorragender Latinist und Gräzist, der zugleich ein Dichter ersten Ranges war, konnte einer so schwierigen Aufgabe gerecht werden.

Vortrefflich sind auch die beiden italienischen Anthologien, die er mit feinem Verständnis und mit ganzem Herzen für die italienischen Kinder zusammengestellt hatte. In seiner schönen Rede „La mia scuola di grammatica" hatte er, als er seinen Unterricht in Pisa begann, sein erzieherisches Ideal geschildert. „Ich werde nur übersetzen lassen ... aber unsre Schule soll nicht nur große Lehrer, Kritiker und Gelehrte aus euch machen, und ihr sollt auch nicht mit diesem einzigen Vorsatz hierherkommen. Italien braucht seine eignen Bücher, die sein Volk bilden, die es belehren, begeistern, stärken; kurz, es will eine eigne Literatur haben." Und im Hinblick darauf wünschte er sich, seiner Schule einen Namen beilegen zu können, „der Heidentum und Christentum, Antike und Moderne und die große Zukunft umfaßt: den Namen der Menschheit."

Die Kunst Giovanni Pascolis

Solcher Art ist das Werk, das Giovanni Pascoli von 1882 bis 1912 vollbrachte, in zwanzig Jahren dichterischen Schaffens, in dreißig Jahren geistiger Arbeit, die ihn zum Ruhm führen sollte, in dreißig Jahren einer glühenden Liebe zum Vaterlande und hochsinnigen Wirkens für die Ideale des Guten und der Güte. Giovanni Pascoli, ein großer Künstler, ein großer Dichter, fühlte mit seinem weichen, weiten und guten Herzen die erzieherische Kraft des Schmerzes, „il fior che solo odora quando è colto."

Er lebte dem Kult des Einfachen und Guten, stellte sein Ideal sehr hoch und stand über den Parteien, ohne jemals den kühnsten und humansten Bestrebungen seine Anteilnahme zu versagen. Er fühlte, daß er, als er dem großen Meister, der der Sänger der ersten Lebensperiode des neuen Italiens war, Giosuè Carducci, auf dem ruhmreichen Lehrstuhl von Bologna nachfolgte, seine Kunst in den Dienst des Vaterlandes stellen und in der großen Vergangenheit die Ursachen seines neuen Erwachens und in der arbeitsamen Gegenwart die Anzeichen der sicheren Wiedergeburt finden müsse.

Als junger Mann hatte er gesagt:

„Io poco voglio: pur molto: accendere
io su le tombe mute la lampada
che irraggi e conforti
la veglia dei poveri morti."

Und in den ersten Jahren dichterischen Schaffens hatte er diese erste Pflicht seines Lebens erfüllt. Er hatte sie in den weinenden Augen seiner jungen, frommen Mutter gelesen, wenn er das Haupt auf ihre Knie legte und sie murmeln und seufzen hörte, wenn er mit ihr auf dem Friedhof, dort zwischen den Hügeln seiner Romagna ging, um die Toten zu beweinen, wenn er unter den Bedrängnissen der Not litt. Seinen Toten den Ruhm zu geben, es dahin

Digitized by Google

zu bringen, daß jene, die ein Verbrechen dem Vergessen preisgegeben hatte, den Herzen aller bekannt würden durch das Werk des unglücklichen Sohnes: das war das stillschweigende Versprechen, das die heilige Aufgabe seiner ersten Jahre. Die ersten — leider tragischen — Eindrücke der Jugend formten den Dichter: seine tief eindringenden, unermüdlichen Studien machten ihn zum Humanisten, zum Latinisten, zum Gräzisten, zum Gelehrten, zum Interpreten Dantes, zum geliebten Lehrer, aber zum Dichter wurde er durch den Schmerz, der in seiner Seele haften blieb. Der leuchtende Augenblick seiner Phantasie war der seines häuslichen Unglücks: Haus, Familie und Friedhof wurden die Welt seines Lebens und die Triebfedern seiner Poesie. Als er dann die Dichtung seines häuslichen Lebens abgeschlossen und sein Versprechen eingelöst hatte, da stieg Pascoli von der ruhmreichen Hochschule in Bologna aus geistig zu andern Idealen empor.

Von welcher Art war die Kunst Giovanni Pascolis und wie faßte er die Poesie dem Leben gegenüber und durch das Leben hindurch auf? Er hat es schon im „Fanciullino" gesagt und er selbst antwortet heute darauf mit einem unveröffentlichten Blatt, das ich von seiner Schwester Maria als Geschenk erhalten habe und hier wiedergebe:

„Ich fragte einmal, was die Poesie sei; aber ich fragte es mich selbst; dabei wurde das, was ich mir zur Antwort gab, indem ich sagte, was mir die Poesie zu sein schiene, aufgenommen, als ob ich von etwas Kenntnis geben wollte, was mir gar nicht bekannt war, oder doch als ob ich die Absicht gehegt hätte, eine mir eigne Art von falscher und schwacher Poesie als allgemein, wahr und ewig gelten zu lassen. Damals wurde diese Art sogar von Geistern, die sonst gar nicht gerne definieren, als die Poesie der kleinen Dinge definiert, und man sagte und wiederholte so lange, bis alle es glaubten, nicht nur, daß für mich nur das Kleine poetisch sei, sondern auch, und zwar deswegen, daß es kleine oder große Dinge in der Poesie gebe. Ich will mich jetzt nicht verteidigen, indem ich in Abrede stelle, daß ich immer den Flügel einer Fliege oder den Leib einer Mücke mit der Lupe untersuche und andern schildere; aber behaupten, daß es nicht möglich ist, von zwei Menschen, von denen der eine mit dem Teleskop einen Stern und der andre mit dem Mikroskop einen Tropfen betrachtet, den einen größer und den andern kleiner zu nennen, ja, das muß ich. Ich werde auch nicht Dante zuerst groß und dann klein nennen, wenn ich zuerst lese:

Sappi che non son torri, ma giganti,
E son nel pozzo intorno dalla ripa
Dall' umbelico in giuso tutti quanti.
. . . . . .
Torreggiavan di mezza la persona
Gli orribili giganti, cui minaccia
Giove dal cielo ancora, quando tuona . . .[1])

[1]) Giganten sind's, nicht Türme, die wir sehen,
Die — rings am Brunnenrande aufgerichtet —

Digitized by Google

und dann:

Così per entro loro schiera bruna
S'ammusa l'una con l'altra formica,
Forse a spiar lor via e lor fortuna;[1])

sondern ich werde ihn beide Male einen Dichter nennen.

Da ich diesen Namen, der von längerem Bestand und ehrenvoller ist, mir nicht selbst derart beilegen kann, daß das, was ich über die Poesie gesagt habe oder noch sagen werde, glaubwürdig würde und wäre, so wende ich mich jetzt an solche Leute, von denen niemand leugnen und jedermann behaupten kann, daß sie Dichter sind, aber Dichter von Kleinigkeiten, und richte dieselbe Frage an sie, die ich schon an mich gerichtet habe: Was ist die Poesie?"

Die Poesie, antwortete die Stimme des Volkes, ist die Familie, die er hat wieder aufleben lassen in ihren Freuden und ihren Qualen, in dem Süßesten und Heiligsten, in dem Innerlichsten und Ewigsten, was sie besitzt, die Romagna, die er mit Kindesliebe besang; Italien, das er in seinen Söhnen und in seinen Ruhmestaten feierte; die Güte, die er auf die Erde säte, die Sanftmut, die er lehrte, die Tugend, zu der er erzog, die milde Philosophie der Hoffnung und der Zuversicht, die er verbreitete, damit das Werk der Gerechtigkeit, das er im Herzen trug und das unsre Zivilisation zu vollenden bestimmt ist, den Weg leichter, näher und weniger steil fände.

„Etwas Magisches," schrieb treffend d'Annunzio, „liegt in der plötzlichen Kraft, mit der der große Dichter sich unsrer Seele bemächtigt." Giovanni Pascoli entschwand in dem entscheidenden Augenblick seiner dichterischen Bejahung. Er hätte noch viel geschaffen, und er fühlte es und vertraute es seinen Herzensfreunden an.

Virgil starb mit einundfünfzig Jahren und hinterließ die „Aeneis" unvollendet. Pascoli ist im Alter von sechsundfünfzig Jahren dahingegangen und hat weder die lateinische noch die italienische Dichtung vollendet hinterlassen, die das Werk seiner Reife sein sollten, die Stimme des wiedererstehenden, arbeitenden, wachsenden Vaterlandes, das kämpft, das auswandert, das zurückkehrt, das alle von Menschen und von Jahrhunderten aufgehäuften Hindernisse überwindet und an Kraft und Sicherheit zunimmt — die Stimme des Vaterlandes, wie sie sein

---

Vom Nabel abwärts tief im Schachte stehen. —
. . . . . .

So türmte hier auch, halben Leibs im Grunde,
Sich um den Brunnenrand von Riesensöhnen
Ein ungeschlachter Kreis, dem zum Erschrecken
Noch heute Jovis Donner krachend dröhnen.
(Die Hölle, 31. Gesang, Uebertragung von R. Zoozmann.)

[1]) So sieht man mit den Fühlern sich betasten,
Ameisen wohl, als ob sie fragten leise:
Wie geht's, wie steht's? und wimmelnd weiterhasten.
(Der Läuterungsberg, 26. Gesang, Uebertragung von R. Zoozmann.)

Digitized by Google

neuer Dichter in sich aufgenommen hat. Die „Aeneis“ wurde veröffentlicht; wird das Werk Pascolis so weit geführt sein, daß es dem italienischen Volke übergeben werden kann? Ich weiß es nicht; ich wünsche mir, daß dies möglich sei, aber in einer Weise, die der hehren Persönlichkeit des Dichters würdig ist, der zu seinem Ruhm nichts mehr nötig hat.

Zwei Episoden der „Aeneis“ standen ihm inmitten der Kriege und Schlachten der Heldendichtung besonders lebendig und eindrucksvoll vor der Seele: der Morgengesang der Sperlinge, die den Evander in seiner Hütte wecken, dort, wo sich die Kaiserpaläste Roms erheben sollten, und das Leichenbegängnis des Pallas, dessen Bahre, geflochten aus Zweigen des Arbutus, des dreifarbigen Baumes (Arbuteis virgis) von tausend Soldaten zu Grabe geleitet wird.

In dieser wundervollen virgilianischen Szene trat ihm gleichsam die Vision der künftigen Geschichte des Vaterlandes vor Augen; in seinen Gesängen hatte der virgilianische Erdbeerbaum immer den Ehrenplatz; er besang ihn mit liebevoller Ehrfurcht, als Symbol und Vorzeichen in dem unsterblichen Hymnus auf Rom.

Die jungen Studenten der Universität Rom schnitten auf dem Palatin, auf dem heiligen Boden, auf dem die Hütte Evanders sich erhob, die Zweige des Erdbeerbaumes ab und legten sie auf die entseelte Hülle des Dichters. Die Blumen von ganz Italien sammelten sich in seinem Hause über den Zweigen des dreifarbigen Baumes und begleiteten an einem heiteren Apriltage seine Bahre, und Virgil, der seinen letzten Sproß beweinte, murmelte still:

„Illum etiam lauri, etiam flevere myricae.“

Wo ein deutscher Kaiser starb

Von

Robert Kohlrausch

In der tiefen, stummen Einsamkeit im Norden von Rom steht ein verfallendes, graues Gemäuer. Kaum jemals naht sich ihm eines Menschen Fuß. Höchstens ein Hirt oder ein Waldarbeiter geht mit stumpfen Blicken an ihm vorbei. Mond und Sonne gleiten immer wieder darüber hin, der Sommerwind umspielt es, der Wintersturm rüttelt an ihm und läßt locker gewordene Steine zu Boden fallen, daß die Tiere der Wildnis erschrocken sich verbergen. Sie sind hier die Herren in der großen Einsamkeit. Ihre Stimmen mischen sich in das leise Rauschen von ein paar Wasserläufen tief zu Füßen des alten Gemäuers. Jahrzehnte vergehen, ohne daß ein Deutscher diesen Ort betritt, obwohl er durch ein trauriges Ereignis unsrer Geschichte geheiligt ist. In diesen Mauern ist ein deutscher Kaiser gestorben; denn die Trümmer gehören zur alten Burg von

Digitized by Google

Paterno, die Otto den Dritten, das „Wunder der Welt", kaum zweiundzwanzigjährig, sterben sah.

Die weite Landstrecke nördlich von Rom zwischen Tiber und Meer ist eine Gegend voller Ueberraschungen und Geheimnisse. Natur und Menschen haben zusammengewirkt, sie zu schaffen. Ungeheure Vulkane, deren Krater heute von stillen Seeflächen ausgefüllt werden, haben das ganze Land in der Urzeit mit ihren glühenden Lavaströmen überflutet, deren erkaltete Massen sich in weichen, graugelben Fels verwandelt haben. An ihm haben die Wasser der Erde genagt und haben sich tief hineingegraben in den leicht verwundbaren Stein. So dehnen sich gewaltige Strecken scheinbar eben oder mit großen, sanften Erdwellen überzogen aus. Aber wer sie betritt, sieht sich bald in einem Labyrinth gefangen. Tiefe Mulden öffnen sich plötzlich vor ihm, und in ihrer Tiefe reißt unversehens der Boden auseinander zu felsiger, häufig nur schmaler und von dichtem Gestrüpp überwachsener Schlucht. Ein Fehltritt, und man stürzt hinunter über die Felsen in die versteckte Flut; ungehört verhallt jeder Hilferuf in der leeren Weite. Denn selten und fern voneinander sind hier heute die menschlichen Wohnsitze. Wo sich einstmals das alte Südetrurien mit vielen Städten und Ortschaften ausdehnte, da betritt man jetzt einen Riesenfriedhof dieser gestorbenen Welt. Viele der Städte sind bis auf die letzten Trümmer verschwunden, und ihre Namen klingen jetzt nur gleich einem fernher tönenden Echo noch matt herüber. Fidenae, Veji, Caere, Capena, Tarquinii und wie sie heißen mögen, alle sind sie verschwunden, vom großen, sieghaften Rom unterworfen und vernichtet. Aber geheimnisvoll unter der Erde verborgen, eingegraben in die weichen Felsen, auf denen alle diese Städte mit kluger Benutzung der natürlichen, schirmenden Schluchten erbaut waren, haben sich reiche, beredte Denkmäler der toten Ortschaften erhalten. Die Gräber der Etrusker sind es, den Häusern des hochkultivierten Volkes pietätvoll nachgebildet, mit Malereien geschmückt, mit Geräten für die Toten sorgsam ausgestattet. Ueber die Gräber hin gingen jahrhundertelang zerstörende Kriege, bis nichts mehr dort oben blieb als Trümmer und Ruinen. Still aber unter der Erde dauerte die verschüttete Welt, um nach ein paar tausend Jahren wieder aufzuerstehen und ihre geheimen Schätze neu herauszugeben an das unverändert niederflutende Sonnenlicht. Etruriens Kultur spricht wieder zu uns aus dem kostbaren Inhalte dieser Gräber, doch ein grauer Schleier, aus Geheimnis und Schwermut gewoben, liegt für immer trotzdem auf der weiten Ruhestatt unzähliger Städte. Wir kennen die Schriftzeichen der Etrusker, aber wir können sie bis heute noch nicht entziffern, und mit natürlicher Melancholie nur schweifen die Blicke dahin über das weite Land, in dem von einer großen, untergegangenen Kultur nichts mehr zu uns redet als unzählige Gräber.

In dieser geheimnisvoll-schwermütigen Landschaft erheben sich auch die grauen Trümmer des Kastells von Paterno. Weitab von allen betretenen und befahrenen Straßen liegen seine Reste, so daß man selbst in den Werken über deutsche Geschichte nur ungenaue Winke findet, wo sie gesucht werden müssen. An oder auf den Berg Sorakte wird Paterno von ihnen am häufigsten verlegt,

Digitized by Google

in die Gegend von Viterbo versetzen es andre. Beides ist falsch; der Sorakte herrscht freilich über das weite Land, aber von seinem Fuß ist Paterno um Kilometer entfernt. Und meilenweit ist Viterbo von ihm. Am nächsten von bekannteren größeren Orten, die sich nur vereinzelt in der Einsamkeit erhalten haben, liegt ihm Civita Castellana, das jetzt mit Rom durch eine Trambahnlinie verbunden ist. Und eine Fahrt auf dieser Linie verschaffte mir durch einen glücklichen Zufall die Kenntnis von Paternos Lage, zugleich auch einen ersten Blick auf seine grauen Mauern von der Ferne her. Im Wagen war ein italienischer Geistlicher, der ein Gespräch mit mir begann, ein freundlicher, wohlunterrichteter Herr von jener liebenswürdigen Art, wie man sie den Fremdenzentren fern so häufig antrifft. Als er hörte, daß ich ein Deutscher sei, hob er lebhaft seine Hand und wies aus dem Fenster hinaus: „Dort hinten sehen Sie Paterno, dort ist Kaiser Otto III. gestorben." Ich sprang empor. Das war, was ich suchte. Dort stand sie nun wirklich vor mir, die alte Burg. Von der hochgelegenen Straße sah man hinunter in zwei zusammenlaufende Täler; am Fuß eines Hügels trafen sie einander, vereinigten dort ihre Wasserläufe zu gemeinsamem Fluß. Und auf jenem Hügel erhoben sich die Reste der kaiserlichen Burg, in einer tiefen, vom Wasser umklungenen, scheinbar unzugänglichen Einsamkeit.

Seit ich Paterno von weitem gesehen hatte, ließ mich's nicht wieder los. Ich mußte dorthin, mußte die weltferne Stätte betreten. Ich schrieb an den Geistlichen, und er versprach, mir einen Führer zu besorgen für den schwer zu findenden Weg. Daß dieser Weg auch sonst noch Schwierigkeiten bot, ging aus der Anfrage hervor, ob der Führer für meine Reisegenossen und mich einen oder zwei Esel mitbringen solle, weil ohne sie der Zugang unbequem sei. Wir beschränkten uns auf einen der nützlichen und geduldigen Vierfüßler, und er hat uns gute Dienste getan.

Ein heller Morgen leuchtete der Fahrt. Es war Winter, aber der sonnengoldige Winter von Rom. Der blaue Himmel spannte sich tief und weit über der schwermütig-ernsten Landschaft aus, die wir durchfuhren, und über die gelbgrauen Tuffelsen hingen die weißen Blütendolden des Laurus tinus in schwerer Fülle herab. Immer freier öffnete sich von der steigenden Straße der Blick in die tuskische Campagna mit ihrer menschenleeren Weite, mit ihren tiefen, geheimnisvollen Schluchten. Jetzt hob der Sorakte seine graue Gipfelkette mächtig empor, und als wir seinem Fuße nahekamen, schärfte sich mein suchender Blick. Ich wußte, daß hier bereits ein Denkzeichen zu finden war, ein Bote von Paterno gewissermaßen, der auch schon vom Kaiser Otto III. erzählte. Kurz vor der Station Sant' Oreste zeigte sich der gesuchte Bau. Links von der Straße auf niedrigem Hügel eine kleine Kirche, scheinbar ein Rundbau, wenigstens die Fassade halbrund herausgebaut, mit barockem Ornament bekrönt. Ein kleiner Hain von Zypressen und Pinien darum her, sich dunkel und ernsthaft abhebend von der hellgelben Kirche. Santi Martiri wird sie genannt, und eine der merkwürdigsten Heiligen- und Wundergeschichten, die offenbar auch des jungen, mystisch erregten

Digitized by Google

Kaisers Gemüt mächtig bewegt hat, ist mit ihr verknüpft. Man erzählt, in dieser nördlichen Campagna, doch näher bei Rom an einem Orte, der nach den rötlichen Felsen dort Saxa Rubra heißt, habe der Senator Marcianus Carosellus einen Besitz gehabt. Sein einziger Sohn sei dort in jungen Jahren gestorben, und verzweifelt habe der Vater die Totenwacht gehalten. Jetzt aber sei es geschehen, daß der Kaiser Diokletian zwei Christen mit Namen Abbondius und Abbondantius nach Saxa Rubra habe bringen lassen, um dort hingerichtet zu werden. Von ihnen und ihren heiligen Werken habe der trauernde Marcianus gehört und seinen toten Sohn zu ihnen getragen mit flehentlicher Bitte, den Gestorbenen wieder aufzuerwecken. Sie hätten versprochen, seinen Wunsch zu erfüllen, doch nur unter der Bedingung, daß er und sein wiedergeschenkter Sohn sich taufen ließen. So sei es geschehen, der Tote sei ins Leben zurückgekehrt und habe den Namen Johannes erhalten. Am selben Tage jedoch seien die Verfolger der Christen über sie hergefallen, und alle vier seien dort miteinander hingerichtet worden. Die fromme Matrone Theodora Savelli habe die Leichen der Märtyrer für sich erbeten und sie auf ihrer Besitzung unweit vom Fuße des Berges Sorakte — dort, wo die Kirche Santi Martiri dann erbaut worden ist, — in darunter befindlichen Katakomben beigesetzt.

Ein so wundersames Geschick wie das dieses jungen Johannes, der an einem Tage zweimal starb und mit seinem zweiten Tod in die Scharen der Heiligen einging, hat fromme Seelen immer tief bewegt. Man hat ihn mit einer Blume verglichen, die am selben Tage keimt, wächst, blüht und stirbt. Auch Otto III., der wie kein zweiter Kaiser eine doppelte Seele, den Geist eines Herrschers und eines Mönchs, in seiner Brust verbarg, ist von diesem Wundertod offenbar tief bewegt worden. Er ließ die Leiber der Heiligen aus den Katakomben hervorholen und Marcianus und Johannes nach dem nahen Civita Castellana bringen, wo sie zu Schutzpatronen dieser Stadt wurden. Abbondius und Abbondantius aber kamen nach Rom, wo sie zuerst in der von Otto gegründeten Kirche San Bartolommeo auf der Tiberinsel Ruhestatt und Verehrung fanden. Dann wurden sie nach Santi Cosma e Damiano, schließlich aber nach der Kirche Gesù gebracht. Hier im prunkvollsten Gotteshause von Rom ruhen sie jetzt unter dem Hauptaltar, von riesenhaften, vergoldeten Kandelabern, von einem vergoldeten Tempelchen und einer vergoldeten Sonne umleuchtet. Aber draußen in der stillen Campagna führt heute noch nach ihnen die kleine, verlassene Kirche den Namen der heiligen Märtyrer.

In rascher Fahrt glitten wir an ihr vorüber, sie blieb hinter uns gleich einer flüchtigen Erscheinung. Am Fuße des Berges Sorakte ging es noch eine Weile hin, dann blieb auch er zurück. Und nun kam die Station Faleria, wo wir die Trambahn verlassen mußten. Weitab, unsichtbar von hier, lag der gleichnamige Ort; nur ein kleines, einfaches Haus mit hellrot bemalten Wänden stand einsam in der großen, melancholischen Landschaft. Aber eine junge, schöne Frau grüßte freundlich heraus, und gegenüber an der Straße wartete der Führer bereits mit seinem Esel. Unsre kleine Kavalkade setzte sich in Bewegung: eine

Digitized by Google

Dame, zwei Herren, der Führer und sein Grautier, das er nicht Asino, sondern Ciuccio benannte. So ging es vorwärts in den hellen Tag mit seiner kühlen Januarluft und seiner sommerlich warmen Sonne. Mein Freund hoch voran auf dem Esel, wir andern hinterdrein, bescheiden zu Fuß. Anfangs führte der Weg auf guter Fahrstraße fort und überschritt auf neuer, fester Brücke die erste der Schluchten, die seinen Lauf zu hemmen drohten. Die Trümmer einer antiken Brücke zeigten sich daneben unten am Wasser, ein wenig römisches Netzwerk an der Straße. Weiter war kein Rest aus Römertagen zu sehen. Ein Stück weiterhin mußten wir die feste Straße verlassen und gingen rechtsab auf schmalem Hirtenpfade, zuerst noch durch bebautes Feld, bald aber auf unkultivierten, grasbewachsenen Flächen hin. Eine kleine Schlucht wurde leicht überschritten, eine größere tat sich störender vor uns auf. Nach Regenwetter wäre hier wohl kaum ein Hinüberkommen möglich; aber es war trockene Zeit, und ein paar Steine, die der Führer herbeitrug, schufen einen Steg über das Wasser, während unser Esel es gemächlich durchwatete. Nahebei fand er eine Quelle in einer Tuffhöhle, bei der er Station machte. Die steinerne Wölbung war innen ganz mit feinem Venushaar bekleidet, Brombeergesträuch hing malerisch von oben herab über den Eingang. Es war ein hübsches Bild, wie der Esel dort in dieser Nymphengrotte trank.

Wir hatten den Hügel jetzt gewonnen, an dessen Ende Paterno lag, und wandten uns rechtshin dem erstrebten Ziele zu. Doch ging es noch geraume Zeit bergan und bergab auf dem Hügelrücken hin; der immer freier werdende Blick auf einen fernen, großen Kreis von schöngeformten Bergen um die weite, zerrissene Fläche her gab der Wanderung stets neuen Reiz. Am nächsten und gewaltigsten erhob sich mit seinen breiten, kahlen, grauen Felsenmassen der Sorakte, dessen verfallenes Kloster auf der höchsten Spitze deutlich vor dem blauen Himmel stand. Hinter ihm und ihm gegenüber der ferne Ring andrer, zum Teil mit leuchtendem Schnee gekrönter Berge, die ganze Landschaft in wundervoll feinen, vornehmen Farben gemalt. Winterlich graubraun war noch der Boden, Eichen wuchsen häufig aus ihm hervor mit ihren dunklen Stämmen und ihrem herbstlich braunen Laube. Kahles, braunes Gesträuch, aus dem erste Veilchen hervorduftenten, stellte sich dazwischen, und aus den beiden seitlichen Schluchten, die mehr und mehr Gebirgscharakter gewannen, schimmerten die gelbgrauen Felsen herauf. Steineichengrün, des milden Klimas dunkler, schöner Zeuge, fiel über die Abstürze nieder. Braun und Grau waren die herrschenden Farben, auf allem aber lag der wunderbare Duft Italiens, in dem jeder Gegenstand Märchenglanz und Wärme gewann, der die Wolkenschatten auf den grauen Bergen in darüber gebreitete blaue Tücher zu verwandeln schien. Ein paar zertrümmerte, verlassene Kastelle traten links auf der andern Seite der tiefen Schlucht in jener Gegend hervor, die man heute noch nach Paterno die Piani di Castello nennt. Am deutlichsten und nächsten eine Castellaccio genannte Ruine, malerisch und stattlich mit noch aufrechtem, hohem Turme. Weiterhin Muraccio, Santa Maria, ganz in der Ferne Sant' Elia, und rechts gegenüber das helle,

Digitized by Google

neue Casale von Sant' Agata, das den Platz eines verschwundenen Kastells eingenommen hat. Geradeaus, ein wenig nach links hinüber, lag Civita Castellana mit seinem Borgiakastell, das einstmals das Gefängnis der politischen Gefangenen im Kirchenstaate war, hell im Sonnenlichte da. Dieser Ort und Sant' Agata waren aber die einzigen bewohnten Stätten, die der Blick in der Nähe ringsum entdecken konnte; sonst gab es nur Trümmer, Verfall, Verlassenheit in einer ungeheuren, melancholischen Weite.

Trümmer waren es auch, die uns begrüßten, als wir durch lichten Eichenwald endlich unser Ziel erreichten, als die Burg von Paterno sich vor uns erhob. Hier also war der junge Kaiser gestorben, hier hatte der Geist eines der merkwürdigsten Herrscher, in dem Weltflucht und Machtlust einen heißen Kampf miteinander gekämpft hatten, seine Ruhe gefunden. Hier war das Endziel einer unsteten, fluchtartigen, sprunghaften Wanderung durch einen großen Teil von Italien hin, die das letzte Jahr seines kurzen Lebens ausgefüllt hatte. Von geheimnisvollem Schleier ist für uns noch immer diese Zeit umgeben. Seit Otto das aufständische Rom im Februar 1001 verlassen hatte, fand er nirgends Ruhe mehr, tauchte plötzlich an weit voneinander entfernten Orten auf. Bald war er als weinender Büßer, in Begleitung des Eremiten Romuald, in Ravenna, bald auf nächtlicher, verschwiegener Fahrt in Venedig; dann in Pavia, vor Benevent, für kurze Zeit wieder in Rom und in der zweiten Hälfte des Juli zum erstenmal in Paterno. Bei dieser Wanderung umfing ihn immer tiefere Schwermut; heiße Gewissensbisse, von den römischen Mönchen am Hofe wohl absichtlich genährt, quälten ihn wegen seiner Härte gegen die römischen Rebellen, besonders gegen den hingerichteten Crescentius. Ganze Wochen hindurch fastete der Kaiser, mit Ausnahme der Donnerstage, die Nächte vergingen unter Tränen im Wachen und Beten. Der aufgeregte Geist arbeitete der Vernichtung des Körpers vor, schwächte die Widerstandskraft gegen die Tücken des Klimas.

Das Weihnachtsfest 1001 hatte der Kaiser in Fondi gefeiert, kurz darauf ging er nach Paterno. Den zuverlässigsten, freilich immer noch dürftigen Bericht über die letzte Zeit seines Lebens haben wir von dem Hildesheimer Geistlichen Thangmar, der das Leben seines berühmten Bischofs Bernward von Hildesheim beschrieben hat und auch von einer Mission an den Kaiser im Auftrage dieses Bischofs berichtet. Von ihm erfahren wir, daß Paterno eine stark befestigte Burg war, die von einem Grafen Tammo, dem Bruder des Bischofs Bernward, befehligt wurde. Bernwards bedeutende Gestalt erhebt sich so neben der des Kaisers, den er einstmals erzogen und auch in Rom besucht hatte. Nach Beendigung des dortigen Aufstandes erst, in dem er als Träger der heiligen Lanze, dieses wichtigen Kaiserabzeichens, den Kriegsscharen vorangeschritten war, hatte Bernward sich nach Deutschland heimbegeben. Die Nennung seines Namens weckt Bekanntes in uns auf. Wir sehen die Michaeliskirche zu Hildesheim, die Bernwardsäule, die von dem kunstfertigen Bischof geschmiedeten Domtüren, das von ihm gefertigte Kreuz. Wir sehen auch das dort bewahrte Buch, aus dem er den Knaben Otto soll unterrichtet haben. Der sterbende Kaiser scheint uns

Digitized by Google

weniger einsam unter der sorgsamen Obhut von einem Bruder dieses trefflichen Mannes. Doch auch er konnte dem Tode nicht wehren, der auf eiligen Flügeln herankam. Zwölf Tage nur vor Ottos Ende beurlaubte sich Thangmar von ihm, um reichbeschenkt nach Hildesheim zurückzukehren, und bei dieser letzten Unterredung sagte der Kaiser selbst ihm schon, daß er am Fieber leide. Bereits im Jahre vorher war er davon ergriffen gewesen. Ganz genau wissen wir es nicht, welche Krankheit seinen frühen Tod verschuldet hat; von den Blattern, auch von einem pestartigen Leiden hat man gesprochen. Am wahrscheinlichsten aber ist es, daß ihn das römische Fieber getötet hat. Er ist von dem Lande gemordet worden, das er so glühend geliebt hat, und es ist eine schöne, tief symbolische Sage, daß die Witwe des Crescentius ihn vergiftet habe. In Wahrheit hat Italien selbst seinen gemordeten Sohn an ihm gerächt. Im Kreise der Geistlichen, die stets um ihn waren, ist Kaiser Otto hier in Paterno nach Beichte und Kommunion gestorben; mit heiterem Angesicht soll er von der Erde geschieden sein. Man schrieb den 23. Januar 1002. Der Tod wurde zuerst verheimlicht, um genügende Mannschaft für die Bedeckung der Leiche zu sammeln. Unter häßlichen Kämpfen brachte man den Sarg nach Verona, dann über die Alpen. In Aachen, wo er in die Gruft Karls des Großen hinuntergestiegen war, hat Otto III. seine Ruhe gefunden.

Zertrümmert, in Ruinen erhoben sich vor uns die Mauern der Burg. Sie stellte sich quer über die Spitze des langen Hügelrückens. Rechts trat sie bis unmittelbar an den felsigen Absturz heran, links war ein schmaler Weg freigeblieben um die Feste herum, der zum alten, hinten gelegenen Eingang führte. Jetzt konnte man aber auch ohne seine Hilfe das Innere betreten; die linke Hälfte der vorderen Mauer war eingestürzt, und frei schweifte der Blick hinein. Das Erdreich stieg an bis zum Fuße der Burg, die Spuren von einem ehemals wohl tieferen Graben waren in ihm zu erkennen. Das erhaltene Mauerwerk stand auf einem Unterbau von gewaltigen Felsblöcken; ob die Natur, ob Menschenhand sie geschichtet hatte, war schwer zu entscheiden. Vielleicht haben die Etrusker oder die Römer dieses Fundament geschaffen; bei vielen Kastellen dieser Gegend führt man den Ursprung auf alte römische Krieger, belohnte Veteranen zurück, die Ländereien hier angewiesen erhielten, und auch Paterno kann von ihnen erbaut worden sein. Gleich einer schweren Stufe schob sich dieser Unterbau rechts vor das obere Mauerwerk vor, eine zweite, darunter gelegene Stufe ging als natürlicher, steiler, mit Steineichengrün bekrönter Fels in die Tiefe der Schlucht. Auf den mächtigen Blöcken wuchs die vordere Mauer, soweit sie noch erhalten war, in wohlgefügtem, gut bearbeitetem Quaderwerk empor. Graue, nicht übergroße, viereckige Tuffblöcke fügten sich fest aneinander. Die Mauer hatte die Höhe von einem stattlichen, einstöckigen Hause, scheinbare Zinnen liefen oben darauf hin, doch waren sie zu sehr zerfetzt, um sagen zu können, ob sie durch Zufall oder durch Absicht entstanden waren. Ein viereckiger Aufsatz ragte noch aus der Mauer hervor wie der Ueberrest von einem Turm, aber seine Wandung lag in der Mauerfläche, von der nur zwei tiefe, schwarze

Digitized by Google

Risse, wohl durch ein Erdbeben erzeugt, ihn schieden. Eine unregelmäßige Oeffnung durchbrach links von diesem turmähnlichen Bau die Wandung. Das war alles, was die Burg nach außen hin zeigte. Wir umschritten sie nun auf der linken Seite und kamen hinter ihr auf ein kleines, halbrundes Plateau, das die äußerste Spitze des Hügels darstellte. Früher war es auch mit Mauern umschlossen gewesen, aber sie waren zum großen Teil zertrümmert und verschwunden und wehrten dem Blick in die prächtige, feierlich-große Landschaft nicht mehr. Ein halbeingestürztes, rundbogiges Tor führte von hier in das Innere der wenig umfangreichen Burg. Bis auf einen großen Teil der Umfassungsmauern, die noch den rechteckigen, durch Mauervor- und -rücksprünge belebten Grundriß erkennen ließen, war alles hier zerstört. Nur an der Innenseite der zuerst gesehenen Mauer zeigte sich an ein paar Stellen eine Verstärkung, die von früheren Einbauten sprach. An der einen Wand lief eine von ihnen schräg hinan gleich einer Treppenwange; dort hatte sich ein junger Baum eingewurzelt und kroch mit seinen Aesten an der Schräge hinan gleich einer braunen Riesenschlange.

Vom Dach, vom Gewölbe, von den Innenmauern war nichts geblieben als ein großer Schutthaufen in der Mitte der Burg. Mit allerlei Gestrüpp überwachsen, lag er hier gleich einem riesenhaften Grabhügel von Paterno, von Otto III., von aller deutschen Kaiserherrlichkeit. Aber dem nachdenklichen Betrachter war er noch mehr: ein Grabhügel dreier Kulturepochen, deren Menschen hingegangen waren über diesen Ort. Er sprach von den fernen, in Dämmerung sich verlierenden Zeiten der Etrusker, deren Grabesbauten auch unten in den Felsen von Paterno hineingehauen waren; vom römischen Weltreich, dessen Gewaltige dies weite Land mit ihren Straßenbauten überzogen und mit üppigen Villenanlagen geschmückt hatten, wovon heute nichts mehr geblieben ist als vereinzelte Strecken des großen Basaltpflasters und ärmliche, kaum erkennbare Trümmer; von den ungeheuren Kämpfen des Mittelalters, in denen Reich und Kirche miteinander jahrhundertelang um die Weltherrschaft stritten.

Stumm ist in Paterno die Gegenwart; nur fremd und fern schaut sie von weitem herein. Um den Schutthaufen her wuchern stille Blumen, Disteln und Schierling und Königskerzen. Sie vor allem in seltener Zahl, über mannshoch emporgeschossen aus den Trümmern hervor. Im Sommer müssen ihre gelben, schlanken Fackeln die ganze Ruine durchleuchten. Und auch der Wintersturm bricht sie nicht, im Schutze der grauen Mauern verdorren sie nur, stehen tot und braun um den großen Grabhügel her. So mit wilden Blüten angefüllt, liegt Paterno still unter dem italienischen Himmel, während Glut und Kälte, Licht und Finsternis über seine Mauern dahingehen. Die Königskerzen aber halten Wacht, blühend oder verdorrt, an dieser Stätte, wo ein Kaiser starb.

Digitized by Google

Wert oder Unwert der Kavallerie?

Von

Generalmajor v. Wenninger

Keine militärische Frage war in den parlamentarischen Kämpfen des Frühjahrs so heftig umstritten, wie diese Titelfrage. Nicht ob drei oder sechs neue Kavallerieregimenter genehmigt werden sollten — diese Unterfrage hätte unmöglich den Reichstag so tief bewegen können —, sondern letzten Endes darum handelte es sich, ob die ganze Waffe heute noch überhaupt einen guten Groschen wert sei, ja, ob sie nicht schon seit Jahrzehnten ein unverdientes Brot aß. Dies war in dürren Worten der Sinn so mancher Kampfrede in der Kommission.

In der Tat schienen Rückblicke in die Kriegsgeschichte des letzten Jahrhunderts, des „technischen Säkulums", zu erweisen, daß der Kriegswert der Kavallerie in geradem Verhältnis mit den enormen Fortschritten der Waffentechnik abnahm.

Noch zu Napoleons Zeiten war die Kavallerie eine schlachtentscheidende Waffe; die Feuerwirkung jener Zeit erlaubte ihr, in tiefen und dicken Massen an die Infanterie auf 150 Meter, an die Artillerie auf 600 Meter verlustlos heranzureiten; und dieser letzte, kurze Attackenweg wurde durcheilt, bevor der Infanterist ein einziges Mal, der Artillerist zweimal wieder laden und feuern konnte.

Das Jahrhundert der Technik hat dieses Verhältnis Schritt vor Schritt, aber von Grund aus geändert. Der Uebergang vom Vorder- zum Hinterlader wirkte einschneidender auf die Taktik aller Waffen, als selbst der Ersatz von Pfeil und Wurfspeer durch das Feuergewehr. Mit zwingender Gewalt wurden alle geschlossenen Formen aus dem Schußfeld verbannt. Chlum und St. Privat waren blutige Lehren für die Infanterie, Morsbronn, Elsaßhausen und Floing für die Kavallerie. Die militärische und die öffentliche Meinung schlug um. Kaum noch Opferritte wie Mars-la-Tour und Vionville hielt man für angebracht. Nur mehr moralische Erfolge billigte man der Reiterwaffe zu.

Da schritt die Technik noch weiter. Mehrlader und Schnellfeuergeschütze, rauchschwaches Pulver, verflachte Flugbahn und verstärkte Durchschlagskraft der Geschosse folgten. Die gewaltige Steigerung von Feuerkraft und Feuerschnelligkeit zwang zu noch weiterer Lockerung aller taktischen Verbände im Angriff und zu einer ungeahnten Ausnützung des Geländes zur Deckung. Nur dünne, lose Linien, in großen Abständen hintereinander, sprungweise und regellos in kleinen und kleinsten Gruppen und in Bruchteilen von Minuten gebückt vorstürzend und wieder untertauchend — das ist alles, was der Angreifer zeigt, wo kaum ein Halbjahrhundert früher dicke Schützenketten, Mann an Mann mit schlagenden Tambouren, aufrecht und ohne Feuerhalt und nur durch Verluste sich lockernd, dichtauf gefolgt von dröhnenden Bataillonsmassen, mit spielenden Musiken und

Digitized by Google

fliegenden Fahnen, die Hauptleute und Kommandeure hoch zu Roß, sich zeigen durften wie zur Parade! —

Und völlig nichts, gar nichts verrät die Stellung des Verteidigers, nicht mehr mächtige, weiße Pulverballen zeichnen seine Linien, nur durchs Glas ist zuweilen ein Kopf erkennbar und auch dieser nur kurz zum Schuß, zum raschen Umherspähen erhoben — sonst nichts, nichts — die „Leere des Schlachtfeldes"!

Dieser gewaltige Unterschied der Erscheinungen ist von der ganzen Laienwelt nur der Zunft der Manöverbummler klar geworden. Und diese Zunft stirbt allmählich aus, sie kommt nicht mehr auf ihre Kosten; nur wer sich ein Auto leisten kann, mag da und dort eine interessante Episode erhaschen. Und doch gehört es schließlich in unsrer kriegerisch gespannten Zeit zum öffentlichen Interesse, vielleicht zur allgemeinen Bildung, den ungeheuren Umschwung der Erscheinungsformen aller weltgeschichtlichen Waffenentscheidungen zu kennen.

Ich habe da schon an Films gedacht. Die Kinoindustrie hat ja neben wilden Auswüchsen auch eine löbliche Tendenz: lehrhaften Anschauungsunterricht fürs große Publikum zu bieten. Warum sollte sie nicht auch einen Vorwurf aus der Entwicklung der Angriffstaktik seit 1870 sich wählen? Ich wünschte mir nur zwei Kinofilms, aufgenommen vom Westrande von St. Privat: der eine, ein Ausschnitt aus dem Angriff der Garde vom 18. August 1870, historisch getreu aufgebaut nach dem Vorriesschen Meisterwerk;[1]) der zweite, eine nüchterne Uebertragung des gleichen Vorgangs in die Gegenwart, in die Zeit, die nach Mitteln suchte und sie fand, auch gegenüber dem Höllenfeuer von heute und über ein grausames Glacis wie jenes von St. Privat den Angriff voranzutragen, — in die Zeit der Pulverisierung, der Atomisierung des alten Massenangriffs und einer raffinierten Ausnutzung auch der geringsten Unebenheiten zur Deckung des vorkriechenden und im Liegen feuernden Schützen.

Ich glaube, das zweite Projektionsbild würde unheimlich wenig von den 6000 Mann einer modernen Gardebrigade erkennen lassen; es würde beweisen, daß selbst jenes berühmte „Glacis" nicht deckungslos ist, kaum deckungsarm für die findigen Gruppenführer und Schützen von heute. Und ein weiteres würde dem Beschauer des zweiten Films zur unumstößlichen Wahrheit werden: in diesem Felde weitzerstreuter, niedrigster, kaum sichtbarer Einzelziele hat der Reiter, selbst der schnell dahinjagende Einzelreiter, jedes Daseinsrecht verloren! —

Uns Kavalleristen gilt dies längst als leidige Tatsache. Auch über die Waffe hinaus ist es Grundsatz geworden: von weither angesetzte Reiterangriffe gegen nicht erschütterte, feuernde Infanterie sind unnütze Blutopfer, wirkliche Todesritte, die nur dann einen Sinn haben, wenn es auch für die Kavallerie keinen Sinn mehr hat, zu leben, wenn nichts mehr zu retten ist, als die „Ehre des Tages".

Aber auch gegen erschütterte Infanterie ist der Reiterangriff großen Stiles erheblich schwieriger geworden. Da ist vor allem die Unsichtbarkeit der

[1]) „Der 18. August 1870", herausgegeben vom Großen Generalstab, 1906.

Digitized by Google

Attackenziele. Hier geht es dem Reiterführer wie dem enttäuschten Manöverbummler; er sieht auch von der Flanke her nichts weiter als da und dort ein kleines Bruchstück der im Gelände verkrümelten, langen, unregelmäßig gebrochenen Linien, zuweilen einige Mündungsfeuer von Geschützen, flüchtig aufleuchtend vor dunklem Hintergrund, oder eine Gruppe von Fahrzeugen — alles zusammen zu wenig, um den Brigaden und Regimentern einer Kavalleriedivision klare und sichere Angriffsziele zu geben, sie vor Luftstößen oder vor mörderischem Spießrutenlaufen längs plötzlich auftauchender Feuerfronten zu bewahren.

Und dann die ins Ungemessene angewachsenen Gefechtsausdehnungen! Wollte heute eine Kavalleriedivision nur so viele Bataillone über den Haufen reiten wie das eine Regiment Bayreuther Dragoner bei Hohenfriedeberg, dann müßten die Pferde 8 bis 10 Kilometer verstärkten Galopp leisten können! Das vermögen allenfalls auserlesene Jagdpferde unter blankem Sattel und leichten Reitern zu schaffen, aber niemals feldmäßig bepackte Soldatenpferde unter einem Mindestgewicht von $2^1/_2$ Zentnern!

So gab es Stimmen, die nicht nur eine Erschwerung, sondern die bare Unmöglichkeit einer Schlachtentätigkeit der Kavallerie feststellen wollten. Sie riefen die neueste Kriegsgeschichte zur Zeugin auf: Ueberall, in der Mandschurei wie am Balkan, wo überhaupt Kavallerie auf dem Gefechtsfelde sich zeigte, nur „kleine Affären", oft sogar nur mit dem Karabiner, selten mit Lanze und Säbel durchgefochten, nirgends ein Auftreten von Kavalleriemassen, nirgends ein gewaltsames Hinwegfegen erschütterter Bataillone und Batterien durch attackierende Reitergeschwader.

Das sind gewiß geschichtliche Wahrheiten, aber ein Aburteil über den Gefechtswert der Kavallerie begründen sie nicht: die Kavallerie, die in der Mandschurei und am Balkan auftrat, reicht an den Kriegswert mitteleuropäischer Reiterei nicht entfernt heran. Sie war auch in ihrer Zahl, im Verhältnis zu den andern Waffen, von minimaler Bedeutung. Dazu kam die Kriegsweise und das Gelände, die beide zumeist das Eingreifen von Kavallerie in das Gefecht ausschlossen: Dort in Ostasien fast nur Stellungskrieg, alles bis an den Hals eingegraben, hinter Drahtzäunen und Wolfsgruben; hier am Balkan großenteils Gebirgskämpfe, wo das Gelände seitwärts der Wege einer Reiterattacke verbot. Im hochentwickelten Kulturland Mitteleuropas, wo es sich nicht ausschließlich um den Schutz einer einzigen Bahnlinie handeln kann, wird der Positionskampf kaum eine vorherrschende Rolle spielen. Der in allen Heeren lebendige Angriffsgeist wird vielmehr auch künftig zu großen Begegnungsschlachten führen. Gewiß wird auch hierbei der eine der beiden Angreifer, meist der, der sich schwächer fühlt, in die Verteidigung fallen, aber er wird nicht die Zeit haben, sein Kampfgelände festungsähnlich umzugestalten, einen für Kavallerie unbetretbaren Boden zu schaffen. Auf der weiten Bühne der offenen Feldschlacht wird Kavallerie — wenigstens nach der Peripetie des Schlachtendramas — wie ehedem die dankbaren Rollen des fünften Aktes spielen, vielleicht sogar den Deus ex machina.

Bedauerlich ist, daß gerade die höheren Kavallerieführer bei den Friedens-

Digitized by Google

vorübungen für das Eingreifen in das Gefecht aller Waffen auf Hemmungen stoßen, die dem Infanterieführer nicht entgegenstehen. Schon die Gelegenheit ist seltener, denn die Heranziehung großer Kavallerieverbände zu den Manövern ist kostspielig. Entschluß und Befehl für den Reitereingriff in die Schlacht ist aus den schon erwähnten Gründen — Unsichtbarkeit und große Tiefe der Angriffsziele — besonders schwierig, auch im Frieden. Ja, man ist versucht zu sagen: Der Entschluß zum Reiterangriff kostet im Frieden mehr an Charakterstärke als im Kriege. Keinem Infanterieführer wächst im Frieden ein graues Haar, wenn der Schiedsrichter seinen Angriff als abgewiesen erklärt; beim Reiterführer aber hängt oft „Ehr' und Reputation" daran.

Moltke trug in seinem klassischen „Memoire" über 1866 seinem König vor: „Es hat unsern höheren Kavallerieführern vielleicht weniger an Fähigkeiten als an Selbstvertrauen gefehlt. Aber ihre Unbefangenheit ist ihnen dadurch geraubt worden, daß bei den Manövern Kritik und Tadel fast synonym geworden sind."

Darin hat sich seitdem viel gebessert. Gerade unser Kaiser hat jederzeit wohltuend das Rückgrat seiner Reitergenerale gesteift.

Aber eines ist gleichgeblieben — das abfällige, mitleidig-spöttische Urteil der feuernden Waffen; das kann sich nicht ändern, das ist im Grunde nichts als gesunder Waffenchauvinismus, unausrottbar wurzelnd in dem festen Vertrauen in die vernichtende Feuerkraft der eignen Waffe — das muß so sein und bleiben. Die Kavallerie, insonderheit ihr verantwortlicher Führer, muß die Folgen ertragen, muß die stereotypen Manöverwitze von „Unsterblichkeit", „Friedenstapferkeit", „Attackenkoller" über sich ergehen lassen. Was hilft der Hinweis: „Aber die Infanterie zeigte doch Verlustflaggen; sie war erschüttert, als ich angriff!" — Erschütterte Infanterie gibt es nun einmal im Frieden nicht, wenigstens nicht von dem Moment an, wo Kavallerie anreitet. Da flammt das wütendste Feuer des ganzen Tages auf, da schießen alle mit, die „Erschütterten", die „Schwerverwundeten" und die „Toten". Wie soll sich der Schiedsrichter angesichts dieses infernalischen Feuers, das die Kavallerie empfängt, die Vorstellung schwer erschütterter Infanterie retten? Das ist nicht menschenmöglich — er sieht keine zerzausten Fetzen von Schützengruppen, keine blutenden Menschenknäuel, die blindlings schießend sich zusammenballen oder, die Gewehre fortwerfend, sich zu retten suchen; er sieht vielmehr kampfkräftige, ruhig schießende Linien, hört das ununterbrochen rollende, mächtige Feuer, gegen das wahnwitzige Reiter über deckungslose Flächen anstürmen. Dazu kommt noch das Urteil der Infanteristen und Artilleristen der eignen Partei, die in der Regel finden, daß die Kavallerieattacke nicht nur keinen Nutzen brachte, sondern schädlich wirkte, weil sie „das eigne Feuer in den wirksamsten Momenten maskierte".

Kurz, es gehört ein ausgesprochenes Phlegma dazu, sich als verantwortlicher Führer von Reiterattacken im Frieden mit Seelenruhe über die unausbleiblichen Unerquicklichkeiten hinwegzusetzen. — Phlegma ist nun aber nicht gerade der Grundzug einer Seydlitznatur!

Noch ein andres wirkte mit, den Entschluß zum Reiterangriff zu erschweren.

Digitized by Google

Alle größeren Gefechtsübungen der Kavallerie fanden aus Gründen der Billigkeit bisher auf Truppenübungsplätzen oder auf festumgrenzten Geländeplätzen statt. Mindestens vom zweiten Tage ab kannte jeder Führer den Platz wie seine Tasche. In dem durchaus bekannten Gelände, das meist wenig oder gar keine Hindernisse bot, und gegenüber einem harmlosen, oft geradezu „gutmütigen" markierten Feind war der Entschluß in der Regel höchst einfach. Dann aber kommt der Führer mit seiner Truppe in die Manöver selbst und täglich in fremdes Gelände, das nach der Manöverkarte (wegen des kleinen Maßstabes) unmöglich auf seine Gangbarkeit beurteilt werden kann. Vorherige Erkundung des Attackengeländes verbietet der Schiedsrichter, vielleicht unerbittlicher als im Kriege die feindliche Kugel. So kann der Führer nie wissen, ob nicht die attackierenden Geschwader vor einem aus der Karte nicht ersichtlichen Hindernis (Sumpfwiese, Hohlweg) im heftigsten Feuer plötzlich halten und kehrtmachen müssen — Lagen, die im Kriege verlustreich, im Frieden — lächerlich sind. Das tut weh und schreckt ab. Gerade dem vom Uebungsplatz verwöhnten Führer fällt der Entschluß, in ein unbekanntes Gelände, das vielleicht von Fallstricken und Fußangeln strotzt, hineinzureiten, doppelt schwer. Um die Führer an solche schwere, aber einzig kriegsgemäße Entschlüsse mehr als bisher zu gewöhnen, sind die Heerverwaltungen dazu übergegangen, die größeren Kavallerieübungen in täglich wechselndes Gelände zu legen — auf die Gefahr, daß größere Kosten entstehen, die sich übrigens durch kurz vorhergehende Kraftwagenerkundungen des Leitenden erheblich werden einschränken lassen.

So darf erwartet werden, daß, wenn einmal alle Kriegsführer von Kavalleriedivisionen mit ihren Ernstfallsstäben in täglich fremdem Gelände alljährlich sich einspielen können, die menschlich begreifliche Erscheinung der zögernden Entschlüsse auch im Frieden allmählich verschwinden wird. Im Kriege — dessen dürfen wir sicher sein — wird so mancher, der im Frieden aus den geschilderten Gründen ein Kunktator war, frischweg die Pfeife in die Luft werfen und wie der Prinz von Homburg rufen: „Trompeter, blas, ich nehm's auf meine Kappe!"

Wir werden die Reiterführer haben, die es verstehen, dem Feinde den Puls zu fühlen, und wenn dieser schwächer und schwächer wird — ohne Scheu vor fremdem Gelände —, es wagen werden, die Gunst der Stunde zu nützen, um ihre Waffe zur vollen, vielleicht zur schlachtentscheidenden Wirkung zu bringen, wenn die kranke Stelle richtig und nachhaltig getroffen wird. Denn kranke Stellen am Feindeskörper sind, dank der nervenzerstörenden Kraft des heutigen Feuers, künftig kränker denn je. Was heute im Angriff ermattet liegen bleibt oder gar, abgewiesen, zurückflutet oder nur mühsam noch eine Stellung hält, das ist attackenreifer als jemals zuvor.

Gewiß, das sind Hoffnungen, die ihre Wurzeln in die Zukunft schlagen. Mit Hoffnungen läßt sich das Vorurteil nicht widerlegen, wonach „die Kavallerie ihre Aufgaben außerhalb des Schauplatzes der andern Waffen suchen müsse".[1])

[1]) „Deutsche Revue", Januar 1909, S. 18.

Digitized by Google

Grenzschutz? Gewiß — zur Abwehr von Kavallerieüberschwemmungen der Grenzgebiete kann in erster Linie wiederum nur Kavallerie berufen sein. Das ist aber nur ein Vorspiel des Krieges. Und im Kriege selbst? Vielleicht eine Wiederholung des berühmten Stuartschen Raids — Verwüstungs- und Schreckensritte ins feindliche Rückengebiet, Zerstörung von Schienen und Drähten, Bahnhöfen und Magazinen? Das hatte Sinn und Wert in dem Virginien von 1864 und in der Mandschurei 1904, wo je ein einziger Schienenstrang beiderseits die Armeen ernährte und mit Nachschub von Kriegsbedarf versorgte. Aber in Mitteleuropa? Wenn 100 Bahnhöfe zerstört sind, dann bleiben noch 1000, und wenn 100000 Drähte durchschnitten sind, dann hängt noch eine Million an den Stangen — ein Kampf gegen Windmühlen! „Solche Streifzüge entfernen die Kavallerie von ihren Hauptaufgaben; sie sind nur bei einem Ueberschuß an Kavallerie angebracht," sagt das Kavallerieregelement 1909. Wer wird einen solchen Ueberschuß haben? Vielleicht Rußland?

Aber Schlachten-Raids? Jagd auf Munitionskolonnen und Trains weit hinter der Schlachtfront? — Das wäre irrationell, solange Batterien des Feindes im Feuer stehen. Die Vorschrift lehnt solche Schlachtfeldstreifzüge nicht ab, aber — „die Erfüllung wichtigerer Aufgaben darf darunter nicht leiden". — Diese „wichtigeren Aufgaben" sieht die Vorschrift darin: „gegen Rücken und Flanke der feindlichen Armee zu wirken, erschütterte Infanterie oder ungeschützte Artillerie des Gegners anzufallen, die Flanken der eignen Armee zu schützen, heranrückende feindliche Verstärkungen vom Gefechtsfelde fernzuhalten."

Das sind aber alles Aufgaben „innerhalb des Schauplatzes der andern Waffen" — ihre Durchführbarkeit wird demnach bezweifelt.

So mußten wir kürzlich die noch Gönner unsrer Waffe nennen, die die Kavallerie auf ein andres, weites Feld verwiesen, wo noch ungepflückte Lorbeeren winkten — auf die strategische Aufklärung.

Den Weg zu diesen Lorbeeren hat schon Napoleon 1805 und 1806 seinen Reiterführern gezeigt. Daß diese sie nicht zu holen vermochten, war nicht die Schuld des Meisters. Kein Wunder, wenn diese Napoleonskunst wieder verloren ging, weil sie nie recht in die Erscheinung trat. Das kommt auch auf andern Gebieten des menschlichen Lebens vor, daß ein Kunstrezept verloren geht; nur ein Beispiel — die Glasmalerei!

Erst Moltke hat des Kaisers großzügige Aufklärungsmethode — seine Anweisung an Murat 1805 — wieder ausgegraben. Aber schon in den Jahren nach 1870 schien der Ruf des Feldmarschalls: „Kavallerie weit voraus!" wieder verhallt zu sein. Nur die Theorie spann seine Lehre weiter, für die Praxis fehlte der Waffe selbst vor allem — das Geld! Erst als es galt, der bedrohten Waffengattung eine neue Existenzberechtigung zu schaffen, wurden die Mittel für Aufklärungsübungen großen Stiles flüssig.

Die Kavallerie stürzte sich mit Eifer und Freude auf das neue Gebiet. Mit deutscher Gründlichkeit wurde das Neuland gepflügt. Systeme wurden gebaut, verbessert, reglementarisiert. Die Technik lieferte neue Mittel — erst den

Digitized by Google

Licht-, dann den Funkspruch — zur schnellsten Beförderung der Aufklärungsergebnisse zu den leitenden Befehlsstellen. Je weiter die Bogen der künstlichen Brücke wurden, um so weiter schob die Kavallerie ihre vordersten Fühler vor und knüpfte Tag um Tag ein planvolles Netz von doppelten und dreifachen Fäden, von den Patrouillen am Feind bis in die Stuben des Generalstabs. Das „Auge des Feldherrn" sollte schärfer und schneller sehen denn je. Die kritischen Geister gaben sich zufrieden und schenkten der alten Waffe noch einmal das Leben.

Die Gnadenfrist war kurz. Die Technik hatte siegreich das letzte jungfräuliche Element, heißumworben seit Dädalus' Zeiten, bezwungen — die Luft. Kaum hatten die ersten Lenkluftschiffe weite Strecken durchmessen und die ersten kühnen Flieger sich im Erkundungsdienste bewährt — da schien es endgültig um die Kavallerie geschehen. Ein wohlwollender Freund drückte sich noch zart aus: „Die Kavallerie ist im wesentlichen von ihrer Erkundungspflicht befreit." [1]) Dann aber kamen allenthalben deutliche, dürre Worte: Nun habe die Kavallerie auch ihre letzte Domäne, die Aufklärung, an die Erkunder von oben verloren, deren einer in der gleichen Zeit mehr vom Feinde sehe als zehn Patrouillen, und das Gesehene in der zehnfachen Geschwindigkeit melde. Wozu, so folgerte man, eine so entwertete und dabei so kostspielige Waffe noch weiter erhalten oder gar vermehren? In der Tat, hier schien ein Widersinn vorzuliegen.

Und doch, nirgends auf der Welt entschloß man sich, die scheinbar überlebte Waffe radikal über Bord zu werfen. Ja, bei unsern Nachbarn im Westen und Osten sprach man nicht einmal davon. Im Gegenteil — in Frankreich, dem Ursprungsland des Fliegerwesens, schloß ein Trémeau die Besprechung der großen Manöver mit begeisterten Worten über die Zukunft der Kavallerie: „Kein Sieg ohne Eskadrons!" Und auch bei uns begannen, nach der ersten Lufttrunkenheit, allmählich die radikalen Rufer im Streit sich zu beruhigen, und andre Stimmen rangen sich durch, Stimmen, die mit der Kraft der Ueberzeugung von positiven Zukunftswerten der diskreditierten Waffe sprachen.

Gewiß wird keine Armee mehr der Aufklärung von oben entraten können und wollen. Das beste Material an Luftschiffen und Flugzeugen, das tüchtigste Personal an Piloten und Beobachtern ist gerade gut genug! Aber bald legten die Ergebnisse von Wettflügen auf kriegsähnlicher Grundlage die bange Sorge nahe, wie unheimlich schnell die Zahl der Havarien wächst, wenn die Flüge nicht nach sorgfältiger Abwägung der atmosphärischen Verhältnisse, sondern wenn sie trotz Wetterungunst lediglich nach den Forderungen einer angenommenen Kriegslage oder auch nur im Eifer sportlicher Konkurrenz kühn, ja tollkühn unternommen werden. Rechnen wir die Reibungen des wirklichen Krieges hinzu — das Fehlen vorbereiteter Orientierungsbehelfe und Landungsplätze, die Verluste durch feindliche Waffenwirkung, durch Ueberanspruchnahme und mangelnde Pflege der Apparate, durch Verirren im Nebel und Notlandungen im Feindes-

[1]) „Deutsche Revue", Januar 1909, S. 20.

Digitized by Google

gebiet — dann werden wohl auch Optimisten die Möglichkeit, ja, die bittere Wahrscheinlichkeit zugeben, daß vielleicht wenige Wochen nach Kriegsausbruch die Kriegsgarnituren der Luftfahrzeuge herüben wie drüben in Scherben und Fetzen liegen werden. Dann wird es heißen: res ad equites redit — vielleicht bis der Krieg zu Ende geht, jedenfalls so lange, bis die an Arbeitskräften verarmte heimatliche Fluginduſtrie genügenden Nacherſatz geliefert hat. So lange wird die Reiterei wieder, wie in altmodiſchen Zeiten, die Geſamtkoſten der Aufklärung zu tragen haben. Wohl dem Staat und Heere, das für dieſen Fall, der wohl ſicher eintreten wird, weitſichtig vorgeſorgt hat und eine zahlreiche, im Aufklärungs- und Nachrichtendienſt wohlausgebildete und -ausgerüſtete Reiterei beſitzt!

Und nun zum Schluß das ſtärkſte, ich möchte ſagen, das ausſchlaggebende Argument für die Erhaltung einer ſtarken Reiterei im Heere!

Mag ſein, daß die Kavallerie in Zukunft nur epiſodenhaft am Schlachterfolg mitwirken kann, daß ein großer Wurf, eine ſchlachtentſcheidende Reitertat nur ſelten gelingt; mag ferner ſein, daß im Anfang eines Krieges die Aufklärungserfolge der Kavallerie vor den glanzvollen Ergebniſſen der Luferkundung zurücktreten müſſen, ganz gewiß aber wird eine ſtarke, gut ausgebildete, gut berittene und gut bewaffnete Kavallerie mehr denn je berufen ſein, durch Verfolgung nach gewonnener Schlacht den ganzen Feldzug zu entſcheiden. Vorausſetzung für dieſe Erfolgsmöglichkeit iſt nur, daß es der Kavallerie des Siegers gelang, einen allenfalls noch vorhandenen Kavalleriegegner völlig aus dem Felde zu ſchlagen.

Was heute nach — vielleicht tagelangem — verzweifeltem Ringen endlich geſchlagen das Schlachtfeld verläßt, iſt ein Menſchenbrei, ein Pandämonium, zur reſtloſen Selbſtvernichtung bereit. In jedem der Tauſende von nervenzermürbten Einzelweſen — Menſch wie Tier — iſt der Panikbazillus — der microbo dissolvente, wie der unglückliche Baratieri ihn nannte — lebendig, den letzten Reſt von Mut und Mannszucht zernagend. Im Augenblick kann die entſetzlichſte aller Seuchen geboren ſein, die Schreckenstollwut der Maſſen, die Raſerei der Selbſtvernichtung. Die wirkſamſten Mittel zur Panikerzeugung beſitzt eine modern ausgeſtattete Heereskavallerie: Wiederholte Reiterangriffe von Flanken und Rücken her, Feuerüberfälle mit Karabiner, Maſchinengewehr und Geſchützen, am wirkſamſten da, wo die fliehende Heerſchlange ſich durch ein Engnis zwängt, oder gar ein ſeitliches Ueberholen, Sprengen einer Brücke und Feuer von vorne, gegen den Kopf der Rückzugskolonne — ſolche Mittel, die unfehlbar die tödliche Erkrankung der Maſſenpſyche bewirken, kann nur eine Waffe anwenden, die Schnelligkeit und Feuerkraft verbindet — die Kavallerie mit ihren neuzeitlichen Hilfswaffen.

Wo ſolche Mittel fehlen, wo es dem Sieger an Kavallerie gebricht, oder wo die Reiterei des Siegers von einer ebenbürtigen oder überlegenen Kavallerie des Gegners in Schach gehalten wird, da wird es nie zu einer feldzugbeendenden Rückzugspanik in den Kolonnen des Geſchlagenen kommen. Die Infanterie des Siegers iſt in ihrer Maſſe am Schlachtabend ſelbſt am letzten

Digitized by Google

Ende ihrer Kräfte; nur die Stärksten, die Rassemenschen, werden sich um den Offizier scharen und als Freiwillige nachdrängen, vielleicht noch eine ganze, lange Nacht hindurch; aber wenn dann der Morgen graut, dann werden die Wackeren finden, daß sie nur mehr schwache Nachhuten vor sich haben, daß die große Masse des Feindes entkommen ist, denn der Rettungstrieb ist der stärkste Ansporn für menschliche Kräfte; „wer flieht, fliegt", sagt ein arabisches Sprichwort. — Sobald aber der Verfolger zurückbleibt, dann tritt in der fliehenden Menge mit jedem Schritt weiter Erholung ein, die erschütterte Massenseele richtet sich auf, das Bewußtsein des Losgelöstseins vom Feinde, die erste Stunde tiefen Schlafes, die erste geregelte Verpflegung, vielleicht auch Aufnahme durch frische Truppen — alle diese Heilmittel wirken zusammen, daß schon nach wenigen Tagen der haltlose Menschenbrei sich wieder zu taktischen Organismen ordnet, die der Sieger, der sie nicht durch Verfolgung *vernichten* konnte, in einer neuen Schlacht unter abermaligen großen Blutopfern neuerdings besiegen muß!

Trotz dieser eindringlichen Wahrheit, die die Kriegsgeschichte auf jeder Seite lehrt, wurde die Mehrzahl der großen Siege von jeher nicht ausgebeutet; die Verfolgung war matt oder blieb aus, und eine Schlacht gebar die andre.

Die Gründe hierfür sind mannigfach; der vorderste liegt in der menschlichen Natur.

Moltke sagt, „es gehöre ein sehr starker, mitleidloser Wille dazu, einer Truppe, die zehn oder zwölf Stunden marschiert, gefochten und gehungert habe, statt der erhofften Ruhe und Sättigung aufs neue Anstrengungen und Gefahren aufzuerlegen". „Wer eine Verfolgung versäumt, ladet die schwere Verantwortung für neue Opfer auf sich, die nötig werden, um den wiedergesammelten Feind aufs neue zu schlagen."

Es ist der Abend von Königgrätz, an den der rückschauende Feldherr denkt, und es klingt wie Selbstvorwurf, den seine große, loyale Seele erhebt, jede fremde Kritik entwaffnend.

Augenzeugen erzählen, wie auf dem langen Ritte von Sadowa bis Bor das Herz des greisen Königs sich mit Mitleid füllte an den Grauen der Wahlstatt. Und Moltke selbst, der Sechsundsechzigjährige, nach einer schlaflosen Nacht vierzehn Stunden im Sattel, war, wie er selbst gesteht, so sterbensmüde, daß er schließlich nach meilenlanger Fahrt in voller Uniform, mit Schärpe und Säbel sich aufs Lager warf, einem bleiernen Schlaf in die Arme.

So entstand aus menschlichen Gründen, aus Mitleid und Müdigkeit, jener Befehl vom Schlachtabend des 3. Juli: „*Morgen* wird im allgemeinen *geruht* und werden nur die zur *Bequemlichkeit* und Wiedervereinigung der Truppen nötigen Märsche ausgeführt. Vom Truppenkorps des Generals v. Herwarth ist, *soweit dies möglich*, eine *Verfolgung* des wesentlich in Richtung auf Pardubic zurückgegangenen Feindes auszuführen." — Also Verfolgung nicht sofort, erst morgen, nur von einem Korps und nicht von Kavallerie!

Die am 4. Juli früh in Berlin angeschlagene 17. Siegesdepesche lautete:

Digitized by Google

„Die Oesterreicher fliehen aufgelöst auf Königingrätz, rastlos verfolgt von unsrer Kavallerie."

Diese fünf Worte hatte der schlichte Laienverstand ergänzt, leider entsprachen sie nicht den Tatsachen. Für eine Kavallerieverfolgung am 3. Juli 1866 fehlte die erste Voraussetzung — die unbedingte Ueberlegenheit des Siegers an Kavallerie. In den großen Reiterkämpfen des Schlachttags hatten die beiderseitigen Kavallerien sich die Wage gehalten; und noch stand drüben, unberührt, zur Abwehr bereit, und gerade quer über die günstigste Verfolgungsrichtung — Edelsheim, einer der begabtesten Reiterführer jener Zeit!

So unterblieb die Verfolgung; der 3. Juli entschied eine große Schlacht, aber keinen Feldzug — entgegen der stolzen Prophezeiung, womit Moltke noch am Vormittag eine trübe Stimmung seines Königs zu zerstreuen suchte. Noch wochenlang zog der Krieg sich hin, Seuchen kehrten im Heere ein, politische Gefahren zogen herauf — das waren die Folgen der unterbliebenen Verfolgung.

Aber auch Napoleon, dem kalten Herzen, dem die Mythe sogar sadistische Freuden beim Anblick von zuckenden Menschenleibern andichtete, erging es einmal so, wie Moltke bei Königgrätz.

Derselbe Mann, der 1806 den geschlagenen Feind unerbittlich von Jena bis an die Ostsee verfolgte, hat am Abend von Eggmühl (22. April 1809) den „mitleidlosen Willen" völlig verloren. Die Sage erzählt, wie er um 10 Uhr abends vor dem Schlosse Alteglofsheim seine Reiterdivisionen im Mondschein habe defilieren lassen, sie musternd, ob sie noch einer nächtlichen Verfolgung fähig wären. Es waren dieselben Reiter, die in der Nacht vom 19./20. und vom 20./21. die Oesterreicher von der Abens bis über die Isar vor sich her jagten, und in einer dritten Nacht (21./22.) die 50 Kilometer von Landshut nach Eggmühl zurücklegten, um sich am Nachmittag des 22. und in den späten Abend hinein mehrmals mit frischer, österreichischer Kavallerie herumzubalgen. Wie nun der Kaiser diese todmüden, im Schritt stürzenden Pferde sah, da habe sich zum erstenmal sein eiserner Wille gebeugt, der bisher das Wort „unmöglich" nicht kennen wollte, und er habe die Kavallerie in Biwaks entlassen.

Diese Darstellung ist so wenig napoleonisch, daß sie kaum Glauben verdient. Nicht Mitleid mit seinen Reitern war es wohl, was seinen Willen lähmte, sondern die eigne Uebermüdung. Auch dieser Willenstitane unterlag zuweilen seinem Körper — ich erinnere nur an seinen festen Schlummer im Kanonendonner von Bautzen, an den sechsunddreißigstündigen todähnlichen Schlaf nach Aspern, während sein auf der Lobau zusammengepferchtes Heer nach seinem Kaiser schrie. — Am 22. April 1809 hatte der Kaiser gewiß das Recht, müde zu sein: auf 100 Stunden im Reisewagen von Paris bis Donauwörth waren fünf Tage und Nächte im Sattel und am Schreibtisch gefolgt — noch eine einzige Nacht und er hätte seine schönste Operation mit der vollen Vernichtung des Feindes gekrönt; nur seine Reiter und Geschütze mußte er noch vorwerfen, die 20 Kilometer bis an die Tore von Regensburg, und wenn von 10000 Pferden

Digitized by Google

9000 fielen! Dann hätte die alte Reichsstadt eine Schreckensnacht erlebt; in ihren engen Gassen, auf der uralten, mörderisch langen und schmalen Donaubrücke würde die Würgerin Panik die Vernichtung vollendet haben, wie vier Jahre früher, bei Austerlitz, auf dem morschen Eise des Satschaner Teiches! Aber leider, um einige Stunden zu früh gab der gigantische Wille des Vierzigjährigen nach — der müde Kaiser erlag den Lockungen des erleuchteten Schlosses hart am Wege und zahlte den sündhaften Schlaf — mit Aspern!

Nach solchen Beispielen müßte es Vorbedingung für eine wirksame Verfolgung sein, daß der Wille des obersten Führers mit allen Mitteln vor seelischen und körperlichen Hemmungen bewahrt werde. Mitleid und Müdigkeit dürfen nie an ihn herantreten. Die neue Zeit, die Zeit der Kraftwagen, der Flieger und des tönenden Funkens bietet hierfür ungeahnte Möglichkeiten. Der höchste Führer selbst muß aus barem Pflichtgefühl ein grausamer Sybarit werden: fernab vom Schlachtfeld in sicherer Obhut, unberührt von den Schauern tausendfachen Todes, unbekümmert um die Leiden und Entbehrungen der Truppen, vom Kraftwagen zur wohlbesetzten Tafel und in den wohlbeschirmten Schlaf — so muß sein Leben sein in großen Krisen, so *muß* er sich — und wenn es um den Preis der Selbstachtung wäre — den starken, mitleidlosen Verfolgerwillen erhalten, der rücksichtslose Ausbeutung des Sieges fordern *muß*, und wenn Tausende und aber Tausende von tapfern Verfolgern verschmachtend am Wege bleiben ...

„An die Klagen der Kavallerie muß man sich nicht kehren", sagte der alte Blücher. Den Führer von heute dürfen diese Klagen überhaupt nicht erreichen; dafür muß sein Stab sorgen — kaltlächelnde Prätorianer, die ihn mit Mauern von Filz umgeben und ihn mit rosenfarbenen Lügen füttern, auf daß er nur immer wolle und verlange und verlange und wolle, nicht nur „bis zum letzten Hauch von Mann und Roß", nein, noch länger, genau so lange, bis das Werk der Vernichtung getan ist — dann erst darf der Unmensch wieder Mensch werden! Aber der Wille des obersten Führers tut's nicht allein. Der unerbittliche Tyrann braucht noch grausamere Vögte. Seine Kavallerieführer müssen unermüdliche Geißelschwinger sein. Jeder Eskadronchef muß sein blutendes „Pferdeherz" verleugnen — „was liegen bleibt, bleibt liegen".

Murat 1805 und 1806, die russischen Kosakenführer von 1812 — das müssen die Vorbilder für Kavallerieverfolgung sein, ohne Rast, ohne Mitleid, l'épée dans les reins!

Freilich — „es war einmal", damals, als noch der Weizen der Reiter blühte, in der schönen Zeit der Vorderlader! Die verbesserten Feuerwaffen schienen der Kavallerie auch die Lorbeeren der Verfolgung für immer entreißen zu wollen. Unter den Eindrücken von Wörth und Orleans schreibt Moltke: „Ohne die Unterstützung von Infanterie wird die Kavallerie, vollends bei Nacht, vor allen Bodenhindernissen und jeder kleinen Postierung des Feindes aufgehalten, allein die Aufgabe der Verfolgung selten lösen."

Diese in begreiflicher Bitterkeit niedergeschriebenen Worte verlangen heute eine nähere Betrachtung.

Digitized by Google

Bei Wörth wurde vor allem die Kavallerie viel zu spät vorgeholt, und so versäumte sie das große Los, das der Schlachtengott gerade für sie hier bereitgehalten hatte. Wer immer den Weg der französischen Flucht vom Fröschweiler Neuwald gegen Reichshofen hinunterwandert und sich in die Lage der Abendstunden des 6. August 1870 hineindenkt, wie hier auf dieser Straße ein wilder Strom von flüchtenden Menschen und Tieren sich ergoß, und wer dann zur Linken weithin bis zum Großwald ein offenes, welliges Gelände überblickt, wie eigens von unserm Herrgott erschaffen für eine große Reiterattacke — der wird noch heute die fieberhafte Spannung ermessen, in der alle Blicke scheu und bang an jenen Waldrändern da oben hingen, ob nicht jetzt — jetzt der Reitersturm herabbraust, zweimal zum Atemholen untertauchend und wieder aufbrandend, um die wehrlose Masse von der Straße wegzufegen ...

Ja, da oben bei Eberbach, am linken Flügel des XI. Korps, da mußte die 4. Kavalleriedivision um 5 Uhr abends attackenbereit stehen und anreiten — dann würden wohl nur spärliche Trümmer des Korps Mac Mahon das schützende Waldgebirge erreicht haben. Tatsächlich aber kam erst vierundzwanzig Stunden später die Verfolgung in Fluß, um sich kurz darauf in den Vogesenpässen „vor kleinen Postierungen" zu stauen.

Heute würden einige zum Feuergefecht absitzende Schwadronen genügen, um jene Pässe zu öffnen. Dazu kommt, daß unsre Kavallerie in den letzten Jahrzehnten eine Stufe der Geländereiterei erstiegen hat, die 1870 noch als unerreichbar gegolten hätte. Das Seitengelände der Paßstraßen in den Nordvogesen ist nach heutigen Begriffen durchaus nicht mehr unpassierbar für Kavallerie. Heute würde weder die Verfolgung ins Stocken geraten noch die Fühlung mit dem Feinde verlorengegangen sein.

Aehnliche Gründe wie nach Wörth waren gegeben, als nach den Orleansschlachten die winterliche Verfolgung der Kavalleriedivision Schmidt in der Sologne nicht vorwärts kam — zum großen Schmerze ihres Führers, des unvergessenen Reitergenerals, der den Verfolgerwillen *hatte*, wie kaum einer vor ihm. Wohl hatte er seinen Reitern eroberte Chassepots gegeben, um sich wenigstens der feindseligen Einwohner erwehren zu können; aber sobald es sich um Angriffsgefechte gegen feindliche Nachhuten handelte, da mußte er einsehen, daß er die mangelnde Schieß- und Schützenausbildung nicht von heute auf morgen ersetzen konnte — ebensowenig wie jüngst die Türkei imstande war, ihre prächtigen anatolischen Redifs dadurch in Vollblutinfanteristen zu verwandeln, daß sie ihnen Mausergewehre in die Hand drückte. — So konnte auch die Reiterverfolgung nach den Dezemberschlachten kein feldzugbeendender Akt werden, sehr zum Leidwesen Moltkes, der nur zu gerne „die Militäretablissements von Bourges", die Hauptquelle der französischen Neubewaffnungen, in den Händen der Schmidtschen Reiter gesehen hätte.

Und noch eines! Bei der Verfolgung nach Wörth war es sogar zu einer nächtlichen Panik unter den Verfolgern selbst gekommen. Hieraus und aus ähnlichen Beispielen jener Zeit (wie Hünfeld und Pilnikau) wurde die harte

Digitized by Google

Behauptung abgeleitet, daß Kavallerie, selbst die des Siegers, bei Nacht ein Bakterienherd für Massenschrecken sei. Dies muß zugegeben werden für die Zeit, wo die Kavallerie noch einer vollwertigen Feuerwaffe und genügender Ausbildung in ihrem Gebrauch entbehrte. Heute darf füglich behauptet werden: Mit einer guten Schußwaffe auf dem Rücken hat die Nacht ihre Schrecken für die Kavallerie verloren. Diese fühlt sich nicht mehr wehrlos einem unsichtbaren Feinde preisgegeben. Das Gefühl der eignen Wehrhaftigkeit ist an die Stelle der früheren, sehr begreiflichen Beklommenheit getreten. Wenn heute bei nächtlichem Marsch der Kavallerie Schüsse entgegenschlagen, dann werfen sich die vordersten Schwadronen schleunigst von den Pferden und gehen in breiter Schützenentwicklung vor; der Rest folgt oder hält in sicherem Schutze, bis die „kleine Postierung" vertrieben ist.

Erst seit etwa zehn Jahren, durch die Vervollkommnung im kriegsmäßigen Geländereiten, durch die allgemeine Ausstattung mit einer Schußwaffe, die jene der Infanterie nahezu erreicht, und durch die gründliche Ausbildung auch im angriffsweisen Feuergefecht ist die Kavallerie ein volltaugliches Verfolgerinstrument geworden. Ich bin überzeugt, daß Moltke angesichts einer solchen Kavallerie sein Urteil revidieren würde."

Die Einschätzung von unten- und nebenher ist bekanntlich die sicherste Qualifikation; da ist es doch bemerkenswert, daß seit den jüngsten Kriegen sowohl der Instinkt des gemeinen Infanteristen wie das unbefangene Urteil des militärischen Laien der Kavallerie heute alle Verfolgerqualitäten zuspricht, die sie früher nicht hatte.

Was nach den vieltägigen Kämpfen von Mukden auf der Kaiserstraße sich nordwärts wälzte, das fürchtete nichts mehr als Kavallerie. Ein einziger hysterischer Schrei: „Kavallerie kommt!" genügte, daß die Infanteristen ihre Gewehre wegwarfen, Artillerie- und Trainfahrer die Stränge durchschnitten und wildeste Panik die Massen peitschte. Ist es doch bezeichnend, daß in den Tagen nach Mukden es durch Tagesbefehl bei Todesstrafe verboten war, das Wort „Kavallerie" auch nur laut auszusprechen!

Hätten die Japaner am letzten Tage von Mukden eine überlegene, vollwertige Kavallerie zur Verfügung gehabt, dann wären ihnen die monatelangen und doch fruchtlosen Kämpfe von Charbin und die allgemeine Finanzot des Staates erspart geblieben und ein befriedigenderes Ergebnis der Friedensverhandlungen sicher gewesen.

Und Lüle Burgas! Der einzige europäische Kriegskorrespondent, der Zeuge der dreitägigen Schlacht und des panischen Rückzugs über Tschorlu nach Tschataldscha war, schreibt:[1]) „Was für eine einzigartige Gelegenheit, den Krieg mit einem Schlage zu beenden, ging damals verloren! Welch ein Glück für die Türken, daß die Bulgaren keine Kavallerie zur Hand hatten, um die geschlagene Armee über die breitgewellte Ebene zwischen Lüle Burgas und

[1]) With the Turks in Thrace, by Ellis Ashmead-Bartlett, London 1913, S. 177 ff.

Digitized by Google

Tschorlu zu verfolgen! Wären nur wenige Kavalleriebrigaden losgelassen worden auf diese Masse von Fliehenden, dann wären Tausende von Gefangenen gemacht worden ... Diese Unzahl von Flüchtlingen, die sich an den Ufern des Flusses von Tschorlu stauten, wo sie nur eine einzige Brücke zum Uebergang hatten, würden völlig in der Hand der Kavallerie gewesen sein; und hätte diese einige reitende Batterien besessen, so ist es geradezu entsetzlich, sich das Unheil auszumalen, das hätte erfolgen müssen. Aber diese Ereignisse sollten nicht eintreten, und die thrazische Armee konnte sich auf die Linien von Tschataldscha zurückziehen, ohne daß ein Schuß fiel. Wären die Bulgaren fähig gewesen, ihren Sieg auszubeuten — sie würden die berühmten Stellungen eingenommen haben, beinahe ohne einen Schuß zu tun, sie würden nicht Zeit und Menschen verloren haben in den furchtbaren Versuchen, ihr Werk zu vollenden, drei Wochen später. Und Konstantinopel würde dem Islam nach einem Besitz von 600 Jahren entrissen worden sein. Je mehr ich heute auf die große Débâcle zurückblicke, um so natürlicher erscheint dies mir."

Wer vollends die ebenso offenherzigen wie packenden Schilderungen Mahmud Mukhtars[1]) auf sich wirken läßt, der wird die Darstellung des Laien Bartlett durch die berufenste Autorität bestätigt finden.

Nun mag man einwenden: Was bei Kirkilisse und Lüle Burgas floh, das sei eine undisziplinierte und unausgebildete Horde von Redifs gewesen. Nicht die Schrecken des Schlachtfeldes, sondern Hunger und Wetterunbill habe sie veranlaßt, ihre Stellungen zu verlassen. Mangel an Mannszucht und soldatischem Drill und — an Offizieren habe ihre Auflösung beschleunigt. Das ist zuzugeben. Aber dafür hatten sie keine Spur von Nerven, diese rauhen Hirten und Bauern der anatolischen Berge!

Europäische Millionenheere aber sind zur guten Hälfte aus Großstadtmenschen zusammengesetzt, aus Menschen, die von früher Jugend an in hartem Lebenskampfe ihre Nerven zerrütteten, die das enge Zusammenwohnen, das tägliche Sichreiben an vielen Mitkämpfern zum rücksichtslosen Ichmenschen erzogen hat. Ein geschlagenes, auf einem heutigen Schlachtfeld zu Schlacken ausgebranntes Heer solcher Art — das ist ein Boden, der sicher noch mehr empfänglich ist nicht nur für den Auflösungsbazillus, sondern auch für den Giftkeim der offenen Auflehnung — trotz Drill und soldatischer Erziehung.

Es ist daher wohl möglich, daß die Erscheinungsform der Angstseuche bei Kulturvölkern akuter ist als bei Naturstämmen. Hier bei den Kismettürken stumpfes, willenloses Dahinrennen, gleich gescheuchten Tieren — „like poor-starving animals" —, dort bei den kultivierten Großstädtern das Bild der bête humaine, wie Zolas „Débâcle" es so erschreckend wahr gemalt hat.

Die Redifs, die sich 20 Meilen weit bis Tschataldscha glücklich durchgehungert hatten, blieben vor dem ersten Verpflegszug ruhig stehen und warteten, bis sie ein Brot bekamen — und wer keines bekam, legte sich hin und starb. Jene

[1]) Meine Führung im Balkankriege 1912, von Mahmud Mukhtar-Pascha. Berlin 1913.

Digitized by Google

„zivilisierten" Massen aber, die der Sturmwind der Panik treibt, deren wilde Instinkte der Geist des Aufruhrs stachelt, — die können nicht ordnungsgemäß verpflegt werden, selbst wenn die Intendantur die leichteste Aufgabe, die ihr zufallen kann, die Truppenversorgung im Rückzug, gelöst, wenn sie Proviant- und Fuhrparkkolonnen in Tagesetappen längs der Rückzugstraßen entleert und Ausgabemagazine errichtet hat. — Da werfen sich die vordersten der Flüchtlinge auf die an der Straße liegenden Vorräte und reißen an sich, was sie verzehren und fortschleppen können, und wenn Gewalt sie hindern will, dann zerstören sie alles in sinnloser Wut. Und wenn ja Müdigkeit und Erschöpfung wieder scheinbar Ruhe in die Massen trägt, dann wird ein Schrapnell, eine Salve, ein Trompetensignal, ein Hurra aus fünfzig Kehlen, ja nur Pferdegetrappel, selbst eine Sinnestäuschung genügen, um die Tausende, die stumpfsinnig ihres Weges zogen, von neuem in die Tobsucht der Selbstvernichtung zu treiben.

Zusammenfassend darf gesagt werden: Die Kriegsgeschichte ist arm an vollgültigen Beweisen für vernichtende, feldzugentscheidende Kavallerieverfolgung. In den letzten mitteleuropäischen Kriegen war die Kavallerie noch nicht vollwertig als Verfolgungsinstrument. In der Mandschurei und am Balkan war die Kavallerie des Siegers zu dürftig. Und doch sind diese Kriege ausschlaggebend für eine entscheidende Bejahung des Wertes der Kavallerie als Verfolgungsmittel. Gewiß sind versäumte Gelegenheiten nur indirekte Beweise, aber Königgrätz, Wörth, Bourges, Mukden und Lüle Burgas sind indirekte Beweise von mathematischer Schlüssigkeit, der sich niemand, ob Laie, ob Militär, entziehen kann.

Mit den blutenden Völkern da unten am Balkan hat ganz Europa neuerdings eingesehen, wie recht Moltke hatte, als er schrieb: „Der Charakter der heutigen Kriegführung ist bezeichnet durch das Streben nach großer und schneller Entscheidung. Das Aufgebot aller Wehrfähigen, die Stärke der Armeen, die Schwierigkeit, sie zu ernähren, die Kostspieligkeit des bewaffneten Zustandes, die Unterbrechung von Handel und Verkehr, Gewerbe und Ackerbau, dazu die schlagfertige Organisation der Heere und die Leichtigkeit, mit der sie versammelt werden, alles drängt auf rasche Beendigung des Krieges. Die kleineren Gefechte üben darauf nur einen geringen Einfluß, aber sie ermöglichen die Hauptentscheidung und bahnen den Weg zu ihr."

Aber auch mit der Hauptentscheidung ist der Krieg meist nicht zu Ende. Von Cannae bis Sedan gab es keine Schlacht, die den Feldzug ohne Verfolgung entschied, das kann nur die Ringsumfassung im freien Felde, — ein seltenes Kunststück und ein seltenes Glück.

In der Regel entscheidet der Schlachtsieg nur die Schlacht, den Feldzug entscheidet vernichtende Verfolgung. Und das einzige Mittel hierzu ist und bleibt eine starke, gut berittene, mit einer modernen Schußwaffe gut ausgebildete Heereskavallerie mit ihren schnellbeweglichen Hilfswaffen.

Hätte Bulgarien am 29. Oktober 1912 statt einiger dezimierter Regimenter, denen noch dazu die türkische Kavalleriedivision drohend gegenüberstand, ein vollzähliges, frisches und vollwertiges Kavalleriekorps zur Stelle gehabt — nicht

Digitized by Google

nur der entsetzliche Winter von Tschataldscha mit seinen ohnmächtigen Blutopfern und grauenvollen Cholerahekatomben, sondern der ganze unglückliche Bruderkrieg, die politische Einkreisung und der jähe Sturz aus stolzer Höhe wäre dem jungen Königreich erspart geblieben.

*

Nicht alle Länder und Völker sind in der Lage, eine starke und gute Kavallerie zu haben. In manchen Staaten fehlt es an Soldatenpferden eigner Zucht. Damit ist freilich im Frieden eine gute Remontierung nicht unmöglich; der Friedensersatz ist nur eine Geldfrage.

In einem Europakriege aber — und der nächste große Krieg wird, wenn er kommt, ein solcher sein — kann nur die Landeszucht den Mobilmachungs- und Nachersatzbedarf an Pferden sicherstellen.

Der Kavallerist muß nicht nur Reiter, er muß auch Pferdepfleger sein, wenn anders sein braves Tier einen Feldzug durchhalten soll. Die Romanen sind wohl Reiter, aber sie haben keinen ausgeprägten Sinn für Pferdewart; ihnen fehlt die Liebe zum Tier, wie auch den meisten Orientalen; von allen Balkanvölkern sollen nur die Serben den Titel „Pferdepfleger" verdienen.

Deutschland ist ein Pferdeland. Seine Söhne sind geborene Reiter und Pferdepfleger. Das deutsche Volk kann sich das vollwertige Mittel schaffen, das allein die volle Siegausbeutung verbürgt, das nach dem ersten Schlachtensieg den ganzen Feldzug zu entscheiden vermag. Jede Million, im Frieden auf dieses Mittel verwendet, erspart im Krieg Milliarden an Nationalvermögen, spart den kostbarsten Einsatz, den ein langandauernder Krieg ein Volk zu leisten zwingt — das Blut der Familienväter.

1813*)

Nachklänge

Von

Freiherrn von der Goltz, Generalfeldmarschall

Die Größe der französischen Niederlage bei Leipzig ließ sich im ersten Augenblick nicht vollkommen erkennen. Sie übertraf alle Erwartungen. 73000 Mann waren tot, verwundet, versprengt oder gefangen, 325 Kanonen, 900 Munitionswagen, 28 Adler und Fahnen sowie zahlreiches Kriegsmaterial aller Art in Feindeshand gefallen. Aber damit nicht genug. Verloren war auch Saint-Cyr mit seinem Heer in Dresden, verloren die starken Besatzungen in den Weichsel-, Oder- und Elbfestungen, die zusammen eine große Armee ausmachten.

*) Dieser und die vorhergehenden Artikel sind soeben unter dem Titel: „1813. Blücher und Bonaparte" bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart in Buchform erschienen.

Digitized by Google

Von diesem furchtbaren Schlage und seinen Nachwirkungen konnte des Eroberers Macht sich nicht wieder erholen. In der Hauptsache war das Drama zu Ende, das materielle Uebergewicht der Verbündeten schon zu groß geworden, um durch das Genie eines einzigen Mannes ausgeglichen zu werden. Napoleons Gegner waren mit ihren Aufgaben und Erfolgen gewachsen, wie er es selbst durch den unwilligen Ausruf anerkannte: „Enfin, ces animaux ont appris quelque chose.“ Vor allen Dingen war es Blücher, der ihm an Kühnheit der Entschlüsse und an Tatkraft der Ausführung nicht mehr nachstand.

Hätte Fürst Schwarzenberg rechtzeitig während der Schlacht oberhalb Leipzigs verfügbare Reserven über die Elster gehen lassen, um dem Gegner den Rückzug abzuschneiden, so wären wohl nur wenige von der ehemaligen „großen Armee“ davongekommen. Kaiser Alexander hat am 18. Oktober, abends, hierauf gedrungen und möglich wäre es gewesen, denn an frischen Truppen fehlte es nicht. Vielleicht würde dadurch verhütet worden sein, daß noch ein neuer blutiger Feldzug nötig wurde, um des Kaisers Macht völlig niederzuwerfen. Aber es unterblieb, und es folgten noch fünf Monate bedeutender Anstrengung und verlustreicher Kämpfe, bis alle Nachklänge des großen Schlachtenkonzerts ausgeklungen waren.

Mit dem bei ihm in ähnlichen Lagen stets beobachteten Gleichmute hatte Napoleon den Szenen der Verwirrung und Zerstörung zugesehen, die sich beim Durchzug seines Heeres durch Leipzig und unmittelbar nachher vor seinen Augen entfalteten. Dann brachte er die ihm verbliebenen Truppen zwischen Markranstädt und Weißenfels unter, wo sie im Frühling vor der Großgörschener Schlacht gelagert hatten. Eine kräftige unmittelbare Verfolgung blieb aus.

Bei Neuköfen an der Saale leistete Bertrand noch einigen Widerstand. Alles übrige flutete zurück und erreichte bei Erfurt die große Straße nach Frankfurt a. M. Langsam folgten die Verbündeten. Allgemeine Ermattung machte sich fühlbar; nur am Hörselberg bei Eisenach kam es zu ernsteren Zusammenstößen. Kein Zweifel — der Krieg begann seinen Charakter zu ändern; aus dem frischen und frohen Drauflosgehen vom April und Mai wurde ein herbstliches, bedächtiges Vorrücken.

Der am 8. Oktober zwischen Oesterreich und Bayern geschlossene Vertrag von Ried, dem auch Rußland und Preußen beitraten, bewies deutlich, daß ein andrer Geist als der der Erhebung gegen die Fremdherrschaft die Handlungsweise der Verbündeten zu regieren begann. Die dynastischen Interessen und die Politik alter Art traten allmählich wieder in ihre Rechte. Für die erträumte Einigung Deutschlands, die der Befreiung vom fremden Joche folgen sollte, waren die Zeiten noch nicht reif.

Bayern war bisher ein treuer Bundesgenosse Napoleons gewesen und hatte bei der Unterwerfung Deutschlands tatkräftige Dienste geleistet. In Rußland war dann sein stattliches Heer von 38000 Mann im Dienste des Fremdlings zugrunde gegangen. Nur einige Tausend Rekruten, kranke und in der Genesung begriffene Soldaten waren übrig geblieben; eine völlig neue Armee mußte erst

Digitized by Google

aufgestellt werden, was bei der Erschöpfung des Landes und dem Mangel an Offizieren und Unteroffizieren schwierig war. Großes, materielles Gewicht konnte die bayrische Hilfe im Augenblick nicht für die Verbündeten in die Wagschale werfen. Dennoch hatte man sie durch die allergünstigsten Bedingungen erkauft. Bayern wurde als vollberechtigter Bundesgenosse anerkannt. Es erhielt die volle Souveränität seiner Staaten, die Zusage einer vorteilhaften Grenzregulierung und weitgehendste Selbständigkeit seiner Armee während der künftigen gemeinsamen Operationen. Es errang also einen bedeutenden diplomatischen Triumph. Dieser war nicht zumindest seinem begabtesten Führer, dem General Grafen Wrede, zu verdanken, der — lange im französischen Dienste —, jetzt die Führung des bayrischen Heeres übernahm. Sein Ruf stieg, als er sich am 30. und 31. Oktober bei Hanau in blutiger Schlacht dem Rückzuge Napoleons entgegenstellte. Daß dieses beiden Teilen überraschend geschah und mehr hätte erreicht werden können, schmälert sein Verdienst nicht. Im Großen Hauptquartier der Verbündeten hatte man angenommen, Napoleon sei auf Koblenz zurückgegangen, und Blücher, der am nächsten auf dessen Fersen war, auf Gießen und Wetzlar abgelenkt, sonst wäre auch er noch bei Hanau erschienen, um dem Korsen den Garaus zu machen. Trotz neuer erheblicher Verluste entkam Napoleon, der sich den Weg gewaltsam gebahnt hatte, am 2. November bei Mainz über den Rhein. Blüchers Aerger war groß. Aus Gießen schrieb er am 4. November an Freund Bonin:

„Daß große uns vorgesetzste unternehmen ist auß geführt die Francosen sind über den Reihn, es hat ein großes versehen stadt gefunden sonst wehre der große Napoleon mit den Rest seiner ungeheüren armeeh vernichtet worden, bey Hanau hat er sich durch geschlagen, obgleich der Baiersche Generall Wrede alles getahn um ihm nicht durch zu lassen. so wahr er doch zu Schwach um ihm gentzlich uf zu Reiben, ich vollgte den Francoischen kaiser bestendich uf der Chause u kahm täglich in daß quartir waß er verliß hette man mich uf diesen wege gelassen, so wahr ich am Feinde und griff ihm im Rücken an wie er sich mit Wrede angagierte aber gott weiß warum, genug ich erhillte ordre von Pilipethale meine Direction uf Gisen zu nehmen u die haupht armeeh wollte mit Ihrer avantgarde den Feind vollgen diese avantgarde wahr aber zwey mersche hinter mich und kahm zu spät um Wrede bey zu stehn, u so entkahm der würklig eingefangene kaisser." —

Inzwischen war auch Norddeutschland gesäubert und von den Verbündeten besetzt worden. Das Königreich Westfalen und das Großherzogtum Berg lösten sich stillschweigend auf. Der Reichsfreiherr vom Stein übernahm die Verwaltung der augenblicklich herrenlosen Länder. Als Marschall Davout in Hamburg am 18. November einen Befehl seines Kaisers aus Mainz erhielt, nach Holland abzuziehen, war es dazu bereits zu spät. Auch er war nunmehr aufgegeben. Die Zähigkeit im Unglück ist sicherlich für den Feldherrn eine kostbare Eigenschaft. Aber Napoleon war in der Leidenschaft, alles festzuhalten, was er einmal besessen, zu weit gegangen und hatte damit seinen Untergang selbst beschleunigt.

Digitized by Google

Auf den Schlachtfeldern in Sachsen hätten die zahlreichen Festungsbesatzungen vielleicht einen Umschwung zu seinen Gunsten herbeiführen können. In den fernen und isolierten Festungen, vom Feinde umschlossen, konnten sie wenig mehr tun, als minderwertige Truppen der Gegner festhalten. Ein Opfer zu rechter Zeit wiegt oft den Vorteil übertriebener Hartnäckigkeit auf.

Auf schwierigen Wegen, bei schlechtem Wetter und unter starken Marschverlusten kam Blücher am 4. November mit der schlesischen Armee bei Gießen und Wetzlar an. An den beiden folgenden Tagen hielt die Hauptarmee unter unermeßlichem Jubel der Bevölkerung ihren Einzug in die alte deutsche Krönungsstadt. Dort kamen nunmehr „Bündnisverträge" mit den Rheinbundfürsten zum Abschluß, die endlich Frankreichs Sache verließen. Nur wenige wurden wegen ihrer gar zu undeutschen Haltung nicht zugelassen. Als Bertrand mit der französischen Nachhut am 9. November, nach lebhaftem und für ihn verlustreichem Gefecht bei Hochheim, auf Mainz abzuziehen gezwungen war, hielten die Franzosen am rechten Rheinufer nur noch Wesel und die Brückenköpfe von Kastel und Kehl. Aber die Hauptarmee folgte ihnen nicht über den Strom. Anders als ihre Führer dachte Blücher, der erfahren hatte, daß Napoleon nur noch 60 000 Mann bei sich und keine Reservearmee mehr hinter sich habe, sowie daß die linksrheinischen Festungen nur schwach besetzt und schlecht imstande seien. Sogleich faßte er einen Entschluß, der an Kühnheit seinen früheren ebenbürtig war. Er wollte ohne Zögern auf Aachen vorgehen, Holland von Napoleons Herrschaft trennen, die Waffenfabriken von Lüttich und Namur für sich besetzen und noch vor Ablauf des November in Brüssel stehen. Wie an der Elbe bei Wartenburg, so hoffte er auch hier am Rhein die Verbündeten mit sich fortzureißen. Aber dieses Mal scheiterte er an dem Ruhebedürfnis der andern. Selbst Gneisenaus Ueberredungskünste vermochten den Widerstand im Großen Hauptquartier der Monarchen diesmal nicht zu besiegen. Man hielt dort die Arbeit für getan, weitere Anstrengungen und weiteres Blutvergießen für unnötig, ja für gefährlich, sehnte sich nach Frieden und machte Napoleon glänzende Anerbietungen. Deutschland, Holland und Italien sollten freilich wieder unabhängig werden, Frankreich aber seine „natürlichen Grenzen" erhalten, und darunter verstand man den Rhein, die Alpen und die Pyrenäen. Mehr konnte er wahrlich nicht verlangen. Die Absicht, ihm goldene Brücken zu bauen, lag klar zutage, die Hoffnung, daß er sie benutzen werde, die Unlust, den Krieg fortzusetzen, und auch die Verschiedenheit der politischen Ziele stellten dem Feuereifer der schlesischen Armee ein unüberwindliches Hindernis entgegen. Auch innerhalb derselben erfuhren Blücher und Gneisenau heftigen Widerspruch. Yorck wetterte über die Unbesonnenheit, jetzt schon den Rhein überschreiten und einen Winterfeldzug beginnen zu wollen. Die Linientruppen seines Korps hatten zwei Drittel, die Landwehr fünf Sechstel des ursprünglichen Bestandes verloren, und die Reste waren abgerissen und ausgehungert, Schuhwerk, warme Kleidung und hinreichende Verpflegung nicht mehr aufzutreiben. Ohne Frage sah es übel aus. Yorck hatte, wenn auch der Standpunkt Blüchers der höhere war, von dem

Digitized by Google

seinigen nicht ganz unrecht. Er gab vor, aufs schwärzeste in die Zukunft zu zu sehen. Das entsprach seinem gallsüchtigen Temperament; denn trotz alledem hegte er in seinem unerschütterlichen Soldatenherzen insgeheim wohl nicht den mindesten Zweifel am glücklichen Ausgange. Aber die Summe dieser Widerstände gegen Blüchers hochfliegende Pläne war doch zu groß. Von dem schon angetretenen Vormarsche nach dem ausgewählten Uebergangspunkt Mülheim wurde er zurückgerufen und mußte nachgeben. Auch er bezog mit den Seinen Winterquartiere. Napoleon gewann die Möglichkeit, einen neuen Feldzug vorzubereiten. Es hatte der Druck der Not gefehlt und ebenso der allgemeine Aufschwung der Seelen vom Winter vorher, um das Ungestüm des Alten, „der sich vor Napoleon nicht fürchtete", diesmal zu unterstützen. Die ungewöhnlichen Zeiten gingen allmählich in gewöhnliche über.

Eine unerwartete Wendung kam indes von andrer Seite. Bülow, der, im Norden vordringend, nur ganz geringen Widerstand fand, schritt zur Eroberung Hollands, die überraschend leicht und schnell vor sich ging. Die Erkenntnis brach sich allmählich Bahn, daß Napoleon nicht mehr so furchtbar war, wie man ihn auf dem eignen Boden wähnte, und er nur noch eine Scheinverteidigung am Rhein zu führen imstande sei. Von Holland bis zum Jura hinab hatte er nicht mehr als 100000 Mann im Felde. Zahlreiche Grenzfestungen blieben ganz ungenügend besetzt. Die zurückkehrenden Truppen hatten zudem zwei furchtbare Feinde mit in die Heimat gebracht, die Ruhr und den Typhus, die entsetzliche Verheerungen unter ihnen anrichteten. Die zerstreute Aufstellung erleichterte freilich die Neubildungen sowie die Ausrüstung und Ernährung der zu den Fahnen eilenden Mannschaften. Große Aushebungen wurden angeordnet und hätten abermals ein zahlreiches Heer schaffen können, wenn Napoleon die Täuschung der Feinde über seine augenblicklich verfügbaren Kräfte noch einige Monate länger hätte aufrecht erhalten können.

Während Blücher die ihm vorgehaltene Maske einer Armee ohne weiteres zerreißen wollte, hatte der Oberbefehlshaber Schwarzenberg Grundsätze für die Weiterführung des Krieges aufgestellt. Er wollte an dem bewährten Verfahren von 1813 festhalten, Flanken und Rücken des Gegners bedrohen, ausweichen, wo dieser mit seinen Hauptkräften erschien, und eine Schlacht nur wagen, wenn er sich zersplitterte oder die Ueberlegenheit der Zahl den Verbündeten sicher zur Seite stand. Blüchers und Gneisenaus Drängen galt im Großen Hauptquartier als die Unbesonnenheit von Heißspornen, denen die gründliche Kenntnis der Verhältnisse fehle. Oesterreich war am meisten für schnellen Frieden gestimmt, Kaiser Alexander wollte den großen Gegner stürzen und ihn auf dem Throne Frankreichs durch Bernadotte ersetzen. England beabsichtigte die Bourbonen zurückzuführen, die Niederlande wieder herzustellen und über die Scheldemündung auszudehnen, um diese Frankreich zu entziehen. Ein starkes Welfenreich sollte an der Nordsee entstehen. Seinen Lohn hatte es sich durch Wegnahme der meisten französischen und holländischen Kolonien im voraus gesichert. Preußen allein dachte zunächst an die Erfüllung seiner militärischen Aufgabe. Aus diesen

Digitized by Google

Widersprüchen und Halbheiten ging dann der Entschluß hervor, Bülows Angriff zu verstärken, die Franzosen am Rhein durch die schlesische Armee zu beschäftigen, mit der Hauptarmee durch die Schweiz oder südlich auszubiegen und die Hochfläche von Langres zu gewinnen. In beiden Flanken sollten die Franzosen bedroht und der Kaiser so zum Nachgeben oder zum weiteren Rückzuge bewogen werden. Dieser antwortete auf die ihm gemachten Friedensvorschläge inzwischen nur durch die Ernennung Caulincourts zu seinem Bevollmächtigten und forderte zugleich die Entlassung der Besatzungen aus den Weichsel- und Oderfestungen, die mit Waffen, Geschütz und Vorräten nach Frankreich abrücken sollten. Wie schätzte er seine Gegner ein, um ihnen derartiges zuzumuten! Freilich erfuhr er diesmal eine kurze Abweisung und der Einmarsch nach Frankreich begann, halb wider den entscheidenden Willen der Verbündeten. In der Neujahrsnacht überschritt Blücher bei Caub den Rhein. Er hatte es schon sieben Wochen vorher tun wollen. Am 11. November schrieb er an seine Frau:

„nun bin am Rhein und beschefftige mich damit diesen Stoltzen Strohm zu Passieren, den ersten briff den ich dich schreibe will ich vom ienseitigen uffer Datieren, was sagst due nun due unglaübige, ich hoffe dich noch aus Paris zu Schreiben und Schöne sachen zu schicken . . ."

Nun es ihm endlich gestattet war, versicherte er dem Reichsfreiherrn vom Stein: „vorwerts soll es gehen, davor stehe ich ihnen" — und es ging vorwärts. Im Herzen den Durst nach Rache, im Geiste die Ueberzeugung, daß jede Halbheit ein Verderben sei und in der Seele den Stolz auf sein altes Preußentum — dessen Niederlage und Schmach von 1806 bis 1807 er ganz erst durch den Tod oder die Verjagung Napoleons aus Frankreich vergolten sah — so betrat er das linke Rheinufer. Diese Empfindungen, die so ganz von den Wünschen und Bedenklichkeiten im Großen Hauptquartier abwichen, machten ihn von neuem zur treibenden Kraft in dem kommenden Feldzuge.

„In Harren und Krieg,
In Sturz und Sieg,
Bewußt und groß,
So riß er uns
Von Feinden los."

Das steht auf Schadows Blücherdenkmal in Rostock. Goethe hat uns den deutschen Nationalhelden von 1813 in den kurzen fünf Zeilen am besten geschildert.

Digitized by Google

Hypothesen über die Herkunft des Lebens

Von

Geh. Rat Prof. Dr. W. Branca (Berlin)

Der größten Rätsel eines, die uns die Natur gestellt hat, ist die Frage nach der Herkunft des Lebens auf der Erde. Aber sowie wir diese Frage stellen, springt sofort hinter derselben ein zweites Fragezeichen hervor, die ganz allgemeine Frage nach der Herkunft des Lebens im Weltall überhaupt. Ja, im Weltall. Nur kindliche Auffassung könnte doch annehmen, daß Planeten lediglich an den einen Fixstern, die Sonne, gefesselt sind und daß Leben lediglich auf den Planeten Erde beschränkt sei. Unter den vielleicht 500 Millionen Fixsternen, welche Zahl sich mit Hilfe der Himmelsphotographie ganz annähernd durch Schätzung ergeben mag, sollte allein der eine einzige, die Sonne, Planeten um sich geschart haben? Undenkbare Beschränkung. Sind doch alle Fixsterne gleicher Herkunft, gleicher Entstehung, durchlaufen gleiche Entwicklung — da sollte das Los, mit Planeten verknüpft zu sein, nur dem einen unter Hunderten von Millionen zuteil geworden sein? Das wäre fast, als wenn man sagen wollte, daß unter den zirka 1500 Millionen Menschen, die die Erde zurzeit tragen mag, nur ein einziges Menschenpaar Kinder besitze.

Notwendig müssen ebenso wie unsre Sonne auch noch überaus zahlreiche andre Fixsterne ebenfalls von Planeten umkreist werden. Da jedoch Planeten nur winzig klein gegenüber der Masse ihres Fixsternes sind — die Gesamtmasse aller Planeten der Sonne zum Beispiel beträgt nur $^1/_{700}$, die Masse der Erde allein aber $^1/_{360000}$ von der Masse der Sonne —, so kühlen sich diese winzigen Tröpfchen so schnell ab, sind nach ihrer Abkühlung so geringfügige Stäubchen im Weltall, daß wir, bezüglich die photographische Platte, bei der unsagbar großen Entfernung aller andern Fixsterne von uns, sie nicht zu sehen vermögen.

Selbstverständlich, nicht jeder Planet kann geeignet sein, Leben zu beherbergen; denn irdisches Leben ist ein sehr empfindliches Ding, dem es bald zu heiß, bald zu kalt wird, um bestehen zu können. So ist es zum Beispiel auf dem der Sonne nächsten unsrer Planetenschar, Merkur, so heiß, daß Wasser dort nur im dampfförmigen Zustande existieren kann und die Sonne dort so groß und so blendend hell erscheint, daß unsre Augen das nicht ertragen könnten und unser Blut verdampfen würde. Dort also können wir uns zurzeit kein irdisches Leben denken. Ich sage „zurzeit", denn das kann später anders werden.

Umgekehrt auf dem unsrer Sonne fernsten ihrer Planeten, Neptun, ist es so kalt, daß Wasser vermutlich nur in gefrorenem Zustande dort bestehen kann. Die Sonne erscheint dort so klein wie ein winziges Pünktchen, so daß, wenn mit Augen begabte Lebewesen dort zu existieren vermöchten, sie in ewiger Nacht leben würden. Zu viel oder zu wenig Licht würde freilich für die Möglichkeit tierischer Wesen nicht so viel bedeuten, wohl aber zu viel oder zu wenig Wärme.

Digitized by Google

Nur für chlorophyllhaltige Pflanzen würde auch eine stete Nacht das Assimilieren und damit Wachsen abschneiden.

So bleibt also nur die goldene Mittelstraße für das Leben übrig, auf der es nicht zu heiß und nicht zu kalt ist. Mit andern Worten, nur auf gewissen Planeten wird Leben sich einnisten können, nur auf solchen, die gerade in der richtigen Entfernung von ihrem Fixstern sich befinden.

Indessen die Wärme eines jeden heißen Fixsternes ist ja im Laufe der Zeiten einer allmählichen Verringerung unterworfen. Aus Weißglut gehen sie, durch Gelbglut hindurch, in Rotglut hinab und dann schließlich in Erstarrung über; das ist die absteigende Leiter der Entwicklung eines Fixsternes. Damit aber erlangen die Sonnennähe und Sonnenferne eines Planeten einen wechselnden Wert mit Bezug auf die Möglichkeit des Lebens: Ein dem Fixstern sehr naher Planet, der anfangs, als sein Fixstern noch sehr heiß war, eine viel zu hohe Temperatur empfing, um Leben auf ihm zu ermöglichen, derselbe Planet kann später, nachdem sein Fixstern sich stark abgekühlt hat, sehr wohl eine Stätte des Lebens werden.

Der Vorgang muß jedoch auch umgekehrt vorgestellt werden, denn es gibt für die Fixsterne ja auch eine aufsteigende Entwicklungsreihe: Aus kaltem Nebel durch allmähliche Verdichtung desselben in immer größere Erwärmung hinein; also durch allmählich entstehende Rotglut, in Gelbglut, bis zur Weißglut hinauf, von der ich oben bei der absteigenden Entwicklung ausging. Auch eine solche aufsteigende Entwicklung ist notwendige Konsequenz unsrer Vorstellungen über die Entstehung der Gestirne; gleichviel, ob man hierbei ausgeht von der Vorstellung eines kosmischen Nebels, d. h. also nebelartig, gasartig feinst verteilter Materie, oder von der Akkumulationshypothese, nach welcher die Gestirne durch Zusammenballung großer Massen von Meteoriten entstanden sein sollen, also aus gröber verteilter Materie.

Aber noch ein weiteres kommt hinzu: Nicht nur die Abkühlung seines Fixsternes, sondern auch die allmähliche Abkühlung des Planeten selbst spielt natürlich hier mit eine Rolle. Im Anfang seines Seins muß ein Planet stets viel zu heiß und schließlich dann wieder bei fortgeschrittener Abkühlung viel zu kalt sein, um Leben auf sich beherbergen zu können.

Wir sehen also, daß zwei entgegengesetzte Vorgänge verändernd auf die Möglichkeit des Lebens bei ein und demselben Planeten einwirken, Erwärmung und Abkühlung. Leben ist mithin allein schon wegen der Wärme- und Kälteverhältnisse keineswegs auf jedem Planeten möglich. Außerdem aber spielt noch die Frage des Vorhandenseins von Luft und Wasser eine entscheidende Rolle. Leben ist folglich auf den Planeten, auf denen es überhaupt möglich ist, nur zeitweise möglich, nur eine vorübergehende Erscheinung, die sich einstellt auf ihnen, „wenn die Zeit erfüllet ist", d. h. wenn die Temperatur die geeignete geworden ist; und die wieder verschwindet, wenn die Zeit abgelaufen ist, d. h. wenn es zu kalt geworden ist, und auch, wenn etwa Luft und Wasser verschwunden sind, wie das heute auf unserm Trabanten, dem Monde, der Fall ist.

Digitized by Google

Ziehen wir das Fazit aus dem Geſagten, ſo ergeben ſich zwei Sätze als höchſt wahrſcheinlich:

Es muß überaus zahlreiche Fixſterne geben, die ebenſo wie unſre Sonne von Planeten umkreiſt werden; und es werden ſich aus Nebelmaſſen auch noch in Zukunft viele Fixſterne bilden, die dann von Planeten werden umkreiſt werden. Und zweitens:

Auf vielen dieſer zahlreichen Planeten muß während gewiſſer Zeit Leben vorhanden ſein oder vormals geweſen ſein oder in Zukunft ſich noch einſtellen.

Wenn nun „die Zeit erfüllet iſt“ für irgendeinen dieſer Planeten, d. h. wenn Leben auf ihm möglich geworden iſt — auf welche Weiſe kommt bezw. entſteht dann das Leben auf dem Planeten. Alſo nicht nur für unſre Erde, ſondern für eine im Laufe der ungeheuerlichen Zeiträume immer größer werdende, immer mehr anſchwellende Zahl von Planeten gilt dieſe Frage.

Ein *Wiſſen* auf dieſem Gebiete gibt es, bis jetzt wenigſtens, nicht, nur ein Phantaſieren und ein Glauben. Das müſſen wir vor allen Dingen feſthalten. Wer etwa ſich oder andre glauben machen wollte, auf dieſe oder jene Weiſe ſei es *ſicher* geweſen, der würde ſich und andre täuſchen. Niemand darf ſich blenden laſſen von der mehr oder weniger großen Sicherheit, mit der von hüben und drüben Antworten entgegengeſetzter Natur zu ihm herüberſchallen. Der Antworten auf jene Frage ſind eben mehrere, die das melodienreiche Glockenſpiel der Phantaſie erdacht hat. Zunächſt will ich ſie kurz kennzeichnen, dann ausführlicher darauf eingehen:

Die in der Bibel gegebene Antwort iſt allbekannt: Gott hat das Leben erſchaffen, und zwar auf der Erde; denn nur von dieſem einen Planeten iſt hier die Rede.

Die unter den Naturwiſſenſchaftlern allgemeiner Geltung ſich erfreuende Anſchauung ſagt dagegen aus: Leben iſt auf der Erde gar nicht geſchaffen, ſondern es iſt entſtanden; es iſt von ſelbſt aus unbelebter Subſtanz, durch Zuſammentritt unbelebter Elemente hervorgegangen.

Eine dritte, aber wohl wenig beliebte, auch von naturwiſſenſchaftlicher Seite gegebene Erklärung iſt die: Leben iſt weder geſchaffen noch entſtanden, ſondern es wohnt von jeher der Materie inne. Die ganze Materie alſo iſt belebt; es gibt überhaupt keine unbelebte Materie. Das, was wir allgemein als Leben bezeichnen, iſt lediglich die eine Form des Lebens, die an Kohlenſtoff, Waſſerſtoff, Sauerſtoff, Stickſtoff gebunden iſt und in höherer Temperatur nicht beſtehen kann. Es gibt aber oder gab doch noch eine andre, an andre Elemente gebundene Form desſelben, die bei Feuersglut beſtehen konnte.

Eine vierte und letzte, wohl bisher ebenfalls nur ſehr Vereinzelten zuſagende Erklärung lautet dahin: Es gibt belebte und unbelebte Materie, wie das ja ganz allgemeine Anſicht iſt. Leben aber wurde weder geſchaffen noch entſtand oder entſteht es auf der Erde oder auf einem andern Planeten, ſondern es wird durch Meteorite, bez. größere Himmelskörper, von einem dieſer Körper auf den

Digitized by Google

andern verfrachtet. Leben ist ebenso alt wie unbelebte Materie, mindestens in deren jetziger Form.

Man sieht, daß auf die Frage nach der Herkunft des Lebens recht verschiedene Antworten versucht werden können. Bester Beweis dafür, daß wir nichts Sicheres über diese Frage wissen. Wir können lediglich die Gründe namhaft machen, aus denen dieser oder jener Erklärungsversuch uns besser gefällt, mehr zum Herzen bezüglich zum Verstande spricht; nichts weiter. Das will ich nun tun, indem ich das Für und Wider dieser verschiedenen Meinungen darlege.

Doch bevor ich das tue, wird man vielleicht erwarten, daß ich zunächst eine kurze Definition des Begriffes „Leben" geben solle. Das werde ich indessen nicht tun. Ist doch die Zahl derer, die eine solche Definition versucht haben, eine nicht geringe; aus eines jeden Munde klingt sie wieder anders; und keine vermag dieses rätselhafte Ding mit kurzen Worten erschöpfend zu packen.

Leben hat eben einen vielseitigen, einen sehr verwickelten Inhalt. Die Fähigkeit, Nachkommen zu erzeugen, ist gewiß eine Eigenschaft, die kennzeichnend für das Leben ist. Steine, Luft, Wasser erzeugen keine Nachkommen. Die Fähigkeit der Entwicklung zu höher und immer höher Organisiertem, sie kommt nur dem Leben zu. Das Zweckmäßige im Bau und in den Funktionen kennzeichnet ebenfalls das Leben. Das Geistige, das Selbstbewußtsein aber — wer will da ernstlich, sicher antworten, ob Pflanzen, die doch auch leben, Spuren von diesen Eigenschaften besitzen? Ich glaube es nicht. Aber es gibt solche, die gehen viel weiter und erklären sogar die ganze Materie für beseelt und belebt.

Als Träger des Lebens galt die Zelle, ebenso bei den einfachsten, nur aus einer einzigen Zelle bestehenden Wesen wie bei dem aus zahllosen Zellen zusammengesetzten Organismus. Aber schon heute haben wir erkennen gelernt, daß Zelle durchaus nicht das einfache Protoplasmaklümpchen ist, für das wir es früher ansahen. Sondern die Zelle stellt sich uns jetzt bereits als ein ziemlich differenzierter Organismus dar, umgeben von einer Haut oder, wo diese fehlt, doch von einer die Stelle der Haut vertretenden festeren Hautschicht. Und das Protoplasma im Innern scheint erst in den Kernen das eigentlich Lebenbringende zu haben; denn Protoplasma ohne Kernsubstanz ist nicht lange lebensfähig, ist auch unfähig, sich fortzupflanzen. Aber auch das Protoplasma selbst ist ein Gemenge von verschiedenen eiweißartigen Körpern; und außer ihm ist noch der Zellsaft vorhanden, der sogar im Kern nicht fehlt.

Man sieht, die Zelle erscheint jetzt fast wie ein komplizierter Organismus.

Es ist also vielleicht gar nicht die Zelle das, was am Anfange der Lebensleiter steht, sondern die unterste Sprosse dieser besteht vielleicht in einem noch Einfacheren, Niedrigeren. So sind wir also noch nicht einmal darüber schon im klaren.

Unsäglich leicht ist es, bei Absehen von Scheintod, Leben von Unleben auf den ersten Blick zu unterscheiden, solange wir hochorganisiertem Leben gegenüber-

Digitized by Google

stehen. Aber immer geringer wird der Unterschied, wenn wir jenes niedrigst organisierte Leben des Protoplasmaklümpchens der Protozoen ins Auge fassen. Und doch, es lebt doch; und der Stein lebt nicht.

Aber nun zu den verschiedenen Erklärungsversuchen der Herkunft dieses Lebens.

Die Bibel stützt sich, ohne das ausdrücklich hervorzuheben, auf die unbestreitbare Tatsache, daß alles seine Ursache hat und haben muß; also auch das Leben, auch die ganze Welt. Beider Ursache ist Gott, der Leben wie Welt schuf.

Gott macht jedoch von obiger Regel eine Ausnahme, er ist ohne Ursache, er ist von jeher.

Die biblische Schöpfungsgeschichte gibt mit dieser Ursache des Lebens und der Welt aber ein Unbegreifliches, ein Wunder: Da vor der Schaffung der Welt doch anscheinend nichts vorhanden war, so sind nach der Bibel die Erde und die ganze Welt aus nichts erschaffen worden.

Bezüglich der Schaffung des Lebens spricht die Bibel nur von dem Leben auf der Erde. In jener, oben als Notwendigkeit erkannten Verallgemeinerung des Problems würde der Satz also lauten müssen: Gott hat das Leben auf jedem einzelnen dieser zahllosen Planeten erschaffen.

Ueber die näheren Umstände des Schaffens der Lebewelt sagt die Bibel nichts; ich meine über die Frage, ob die belebte Substanz, Pflanzen und Tiere, ebenfalls wie die Welt, aus dem Nichts oder ob sie aus unbelebter Substanz geschaffen seien; denn diese Möglichkeit wäre ja gegeben, da die Welt bereits geschaffen war, als das Leben geschaffen wurde. Nur bezüglich des Menschen wird eine Erklärung gegeben; denn da heißt es ausdrücklich: der Mann sei aus einem Erdenkloß gemacht. In unsrer heutigen Sprache ausgedrückt, würde das also heißen: Aus unbelebter anorganischer Substanz ist der belebte Mensch, ist also organische Substanz geschaffen.

Aber wir haben kein Recht, die Sprache jener alten Zeit mit Hilfe heutigen Sprachgebrauches, heutiger Unterscheidung zu deuten; denn damals war man zwar des Unterschiedes zwischen belebt und unbelebt sich bewußt, hatte aber doch keine Ahnung von dem Unterschiede der organischen, aus Kohlenstoff, Sauerstoff, Wasserstoff, Stickstoff bestehenden und der anorganischen Substanz, konnte also mindestens das letztere nicht gemeint haben.

So die Schaffung des Mannes. Anders die des Weibes: Dieses wurde aus der Rippe des Mannes geschaffen. Aus dem zweierlei Maß, mit dem hier gemessen wird, erkennt man ohne weiteres das Spiel der Phantasie dessen, der diesen Text zuerst erdachte. Zwei völlig verschiedene Melodien läuten hier durcheinander, um etwas zu erklären, das zweifellos doch eine einheitliche Erklärung fordert; denn wie sollten Mann und Frau auf verschiedene Art und Weise erschaffen sein.

Es ist indessen schon so oft betont worden, daß die Bibel kein Lehrbuch der Naturgeschichte ist und sein soll, und daß die, die sie schrieben, in jenen

Digitized by Google

alten, längst verklungenen Zeiten überhaupt keine naturwissenschaftlichen Kenntnisse in unserm heutigen Sinne besaßen. Ein Widerstreit zwischen jener alten und der heutigen Erklärung in solchen Dingen ist daher nicht nur eine leicht erklärliche, sondern sogar eine selbstverständliche Sache.

Die Bibel nimmt also ein Wunder an. Die Naturwissenschaft aber sucht überall das Gesetzmäßige in den Naturerscheinungen festzustellen; die Möglichkeit eines Willkürlichen vermag sie nicht anzuerkennen. Es ist daher erklärlich, daß die Naturwissenschaft gegen die Annahme eines solchen Wunders sich ablehnend verhält. Wunder ist eben ein Vorgang, der gegen das Naturgesetz sich vollzieht; und ein Mann, der das Walten der Naturgesetze zu erforschen bemüht ist, vermag sich nicht in den Gedanken hinein zu denken, daß irgendwann und irgendwo die Naturgesetze gebeugt, verletzt worden sein sollten; daß sich also Vorgänge abgespielt haben sollten gegen die Naturgesetze.

Nun ist aber die Naturwissenschaft natürlich nicht in der Lage, für die Entstehung der Welt eine Ursache, ein Woher angeben zu können. Aus diesem Grunde wird sie zu der Anschauung gedrängt, daß die Welt von Ewigkeit her sein müsse, also keine Ursache habe. Dagegen das Leben habe eine Ursache, indem es auf der Erde ganz von selbst durch den zufälligen Zusammentritt von Elementen — Kohlenstoff, Wasserstoff, Sauerstoff, Stickstoff — entstanden sei. Wie also dort Gott ohne Ursache, von Ewigkeit her ist und die Welt und Leben schafft, so ist hier die Materie ohne Ursache, ewig und schafft das Leben.

Mir will scheinen, daß diese angebliche Urzeugung, diese vermeintliche Entstehung belebter Substanz aus unbelebter, ganz ebenso ein Wunder, d. h. ein gegen die Naturgesetze verstoßender Vorgang sein würde, wie der Vorgang, den die Bibel annimmt. Der ganze Unterschied wäre lediglich der, daß im letzteren Falle ein denkender Geist das Wunder vollzogen, während im ersteren Falle die geistlose „Natur" das Wunder getan haben soll. Es fragt sich indessen, ob nicht das Wunder, welches die Kirche annimmt, immer noch ein viel weniger unbegreifliches sein würde als das, welches die Naturwissenschaft annimmt; wenngleich sie es nicht als Wunder gelten läßt.

Gewiß, der Gedankengang der Naturwissenschaftler erscheint als ein sehr einschmeichelnder. Man stellt hier zwei Sätze auf: 1. Eine Urzeugung hat auf Erden stattgefunden; 2. Die Natur war es, die aus sich selbst heraus die Urzeugung bewirkt hat.

Da nun Wunder unmöglich sind, so betrachtet niemand die Urzeugung als ein Wunder, sondern als einen natürlichen Vorgang.

Aber das ist doch nichts als ein Zirkelschluß; denn die beiden Ausgangsbehauptungen, daß eine Urzeugung auf Erden stattgefunden habe, und daß die Natur sie bewirkt habe, sind ja zwei bisher völlig unbewiesene Glaubenssätze. Glaubenssätze, die gegen alle Naturgesetze und gegen millionenfältige Erfahrungen beim Sterilisieren verstoßen.

Um indessen dieser allgemein verbreiteten naturwissenschaftlichen Anschauung von der Urzeugung ganz gerecht zu werden, ist es nötig, sich klarzumachen,

Digitized by Google

daß die Naturwissenschaft hier nicht etwa die Entstehung hochorganisierten, komplizierten Lebens im Sinne hat, wie es irgendein höheres Lebewesen besitzt. Wollte man mit einer solchen Vorstellung an diese Hypothese herantreten, so würde sie natürlich ohne weiteres als unsinnig erscheinen; denn wie sollten Lebewesen mit ganz verschiedenen Arten von Zellkomplexen und verschiedener Funktion derselben ganz von selbst aus unbelebter Substanz entstanden sein.

Selbstverständlich hat die Naturwissenschaft nur im Auge die Entstehung niedrigst organisierten Lebens durch Zusammentritt von Elementen. Man darf also vielleicht hier noch nicht einmal an die Entstehung von belebten Protoplasmaklumpen denken, wie wir letztere ja auch heute noch in den niedersten Tieren, den Protozoen, kennen, oder an die Entstehung von Bakterien, wie sie als niederste Pflanzen, oft zur schweren Gefährdung des höheren Lebens, noch heute in ungezählten Milliarden existieren, sondern wir müssen vielleicht an noch einfachere, niedrigere Sprossen der Lebensleiter denken, wie ich das oben angedeutet habe.

Ich teile trotzdem einen solchen Glauben an eine Urzeugung nicht.

Freilich als absolut unmöglich wird man einen solchen Vorgang nie erklären können, da die Wissenschaft nie abgeschlossen sein kann. Aber es scheinen mir gegen eine solche Annahme doch überaus schwere Bedenken vorzuliegen. Leben ist doch und bleibt doch Leben, mag es noch so niedrig organisiert sein; und Unbelebtes ist (und bleibt meiner Ansicht nach) eben unbelebt. Wie soll da aus Unbelebtem das diametrale Gegenteil, Belebtes, entstanden sein? Wenn diese Urzeugung früher möglich gewesen sein soll, dann müßte sie doch auch noch heute möglich sein. Heute ist das aber, nach allem, was wir bis jetzt wissen, durchaus nicht der Fall, wir hätten das sonst längst kennen gelernt.

Ganz im Gegenteil, wir haben kennen gelernt, daß da, wo ganz sicher kein Leben vorhanden ist — indem man nämlich alles etwa vorhandene, auch das kleinste, niederste Leben vorher abtötete, daß da unter keinen Umständen Leben sich neubildet; wenn man nur dafür sorgt, daß nicht von anderswoher Leben dorthin einwandern kann. Der Vater des Berliner Zoologen Franz Eilhard Schulze, der Chemiker Franz Ferdinand Schulze in Rostock, hat schon vor langen Jahrzehnten wohl als einer der Ersten die Frage experimentell behandelt, ob Leben heute von selbst entstehen kann. Aber er hat nur negative Resultate[1]) erhalten; und so ist es trotz der außerordentlichen Fortschritte der Chemie in diesen langen Jahrzehnten immer noch geblieben.

---

[1]) Experimenteller Versuch über generatio aequivoca (Poggendorffs Annalen der Chemie und Physik 1836, Bd. 39, S. 487). Schulze kochte Wasser, dem er vorher animalische und vegetabilische Stoffe beigemengt hatte, vollständig aus, so daß alle Keime in diesem getötet wurden. Dieses Wasser schloß er dann zur Hälfte in einem Gefäße luftdicht ab und ließ Luft darüber streichen, die durch Schwefelsäure hindurchgegangen und damit keimfrei gemacht war. Trotz wochenlangen Versuches entwickelte sich in dem Wasser kein Leben. Die andre Hälfte des Wassers füllte er in ein andres Gefäß und ließ gewöhnliche, nicht sterilisierte Luft herantreten, und nun entwickelte sich in diesem Wasser sehr bald Leben, weil es durch die Luft herbeigebracht war. Von selbst also konnte es nicht entstehen.

Digitized by Google

Ueberaus interessant sind freilich die schönen, neuen Entdeckungen, nach welchen Gewebe, Knochen, Sehnen von toten Tieren und Menschen bei genügend rascher Konservierung derselben nach dem Tode, später, monatelang nach dem Tode in geeigneter Nährlösung wieder weiterwachsen können, so daß man heute Haut und andre Gewebe, Knochen, selbst Gelenke Toter benutzen kann, um sie auf und im lebenden Menschen und Tiere weiterleben und wachsen zu lassen.[1]) Indessen es handelt sich hier doch immer um belebt gewesene und sofort nach dem Tode vor Zersetzung geschützte Substanz, welche im Lebenden oder in der Nährstofflösung weiterlebt, nicht aber etwa um Neuentstehung von Leben durch Zusammentritt von Elementen, also um Urzeugung. Das Leben der betreffenden Gewebe war durchaus noch erhalten, es war nur in einen anabiotischen Zustand versetzt, ähnlich wie die Keime, die man durch Entziehung von Lebensbeziehungen in einen anabiotischen Zustand bringt, aus dem sie dann wieder in einen lebenden übergeführt werden können.

An eine anfängliche Urzeugung würde ich nur glauben können, wenn auch heute noch eine solche fortgesetzt stattfände; und daß das heute nicht der Fall ist, wird doch durch so vielfache Erfahrung bestätigt, daß wir dieser negativen Tatsache den Wert eines Naturgesetzes zuerkennen müssen. Das Sterilisieren von Früchten, von Milch, von Wunden, teils durch Kochen, teils durch andre abtötende Mittel, wäre ja ein sinnloses Verfahren, wenn man nicht die felsenfeste Ueberzeugung hätte, daß Leben heute nicht von selbst entstehen kann.

Allen, die an Urzeugung glauben, bleibt mithin nichts übrig, als die Annahme, daß Urzeugung nur früher stattgefunden habe, d. h. sie nehmen damit stillschweigend an, daß früher, vor Jahrmillionen, ganz besondere Zustände und Gesetze auf Erden gewaltet haben, unter denen ein Zusammentritt unbelebter Materie zu einem belebten niedersten Wesen vor sich gehen konnte. Zustände, die nun schon seit Jahrmillionen nicht mehr auf der Erde walten.

Eine solche Auffassung jedoch schlägt dem ins Gesicht, was man in der Geologie heute für richtig erkannt hat; daß nämlich in früheren Zeiten notwendig ganz dieselben Naturgesetze gewaltet haben müssen, wie in heutiger Zeit. Das Naturgesetz lehrt uns doch, daß heute Leben nicht aus unbelebter Substanz entsteht. Wenn letzteres also damals möglich gewesen sein sollte, dann müßte damals ein andres, diametral entgegengesetztes Naturgesetz bestanden haben als heute. Das aber klingt sehr bedenklich.

Es ist wohl zu bedenken, daß nicht nur ein, sondern zwei ganz verschiedene Dinge bei der Annahme einer Urzeugung zu unterscheiden sind: Einmal die Entstehung des Lebens aus unbelebter Substanz. Aber damit ist es nicht genug, denn zweitens muß auch noch dazu gegeben sein die Möglichkeit des Weiterfortlebens des soeben entstandenen Lebens.

---

[1]) Mit Gehirn läßt sich das leider nicht machen, da in diesem ganz schnell die zersetzenden Prozesse beginnen.

Digitized by Google

Wenn man also wirklich einmal annehmen will, auf der einen Seite sei in früherer Zeit, anders als jetzt, die Möglichkeit gegeben gewesen, daß durch Zusammentritt von Elementen Leben entstehen konnte, so ergibt sich mit zwingender Notwendigkeit, daß in früherer Zeit auf der anderen Seite die Bedingungen, unter denen dieses Leben fortbestehen konnte, genau dieselben gewesen sein müssen wie jetzt; denn die Bedingungen, unter denen Leben bestehen kann, schwanken gar nicht innerhalb so großer Grenzen. Wird es zu kalt, so hört Leben auf; wird es zu warm, so hört es auch auf; Wasser und Luft müssen ebenfalls vorhanden sein, wenn es bestehen soll.

Wir stoßen mithin auf einen Widerspruch: Auf der einen Seite wären damals die Bedingungen andere gewesen als jetzt; und auf der anderen Seite wären sie damals ganz dieselben gewesen als jetzt, wenn ein durch Urzeugung soeben entstandenes Leben nicht sofort sterben, sondern weiterleben sollte.

Ein solcher Widerspruch läßt sich nicht gut vereinen. Er würde sich nur lösen, wenn auch heute noch Urzeugung durch Zusammentritt von Elementen möglich wäre, d. h. wenn auch heute noch für Entstehung des Lebens ganz dieselben Bedingungen herrschen würden wie damals.

Urzeugung ist indessen heute nicht möglich. Soviel chemische Versuche auch in dieser Beziehung angestellt sein mögen, durch Synthese, also durch künstliche Zusammenbringung von Elementen, Leben aus Leblosem zu schaffen, sie sind alle erfolglos geblieben. Millionenfältig ist ja, wie schon gesagt, die Erfahrung bei der Wundbehandlung oder bei der Sterilisation von Milch und anderen Nahrungsmitteln, daß, sobald man einmal alles Lebende durch sterilisierende Mittel getötet hat und die betreffende Wunde oder die Nahrungsgegenstände dann von der Luft dicht abgeschlossen hat, es absolut unmöglich ist, daß Leben dort wieder von selbst entstehen kann.

Hier würde man vielleicht bei dem Gedanken an Karbolsäure und ähnliche Mittel den Einwurf machen können, daß das sterilisierende, die Keime tötende Mittel, doch auch nach der Tötung derselben noch fortwirke, so daß also die durch Urzeugung von selbst abermals entstehenden Keime sofort immer wieder aufs Neue durch dieses Mittel getötet würden; daß also nur aus diesem Grunde dort kein neues Leben entstehen könne.

Wir wollen daher von solchen sterilisierenden Mitteln, welche noch fernerhin eine Zeitlang tötend wirken, einmal ganz absehen und nur an das keimzerstörende Mittel des Kochens denken, das doch gewiß nicht lange nachwirken kann, da die erzeugte hohe Temperatur durch Abkühlung ja sehr bald wieder ganz verschwindet. Hier ist dann also das sterilisierende Mittel längst wirkungslos geworden und trotzdem stellt sich bei luftdichtem Abschluß der sterilisierten Masse in ihr kein neues Leben ein.

Daraus folgt also, daß es tatsächlich ein Naturgesetz ist, daß heute kein neues Leben sich von selbst bilden kann.

Nun stelle man sich einmal vor, daß die heutige Erde, mit allem, was auf ihr lebt, mit allem Erdboden und allen Gesteinen, mit allem Wasser und aller

Digitized by Google

Luft, von denen sie umgeben ist, abgekocht, ich meine einer recht hohen Temperatur ausgesetzt würde. Alles Leben, alle Keime auf der Erde, in den Spalten der Gesteine, in der Luft, im Wasser wären nun getötet, kein einziger Keim wäre mehr auf der Erde vorhanden. Würden denn dann, nach Abkühlung des so Gekochten, neue Keime durch Zusammentritt von Elementen entstehen? Gewiß nicht.

Diese heutige, durch Abkochung sterilisierte, künstlich keimfrei gemachte Erde ist aber nur das Spiegelbild der Erde, welche vor vielen Jahrmillionen bestand, als sie noch so heiß war, daß noch kein Leben auf ihr existieren konnte. Damals war also die Erde gewissermaßen durch natürliche Abkochung keimfrei, sterilisiert gemacht.

Wer wollte nun angesichts dieser unserer heutigen Erfahrungen bezüglich der Wirkungen der Sterilisation ernstlich behaupten, daß damals auf der natürlich sterilisierten Erde trotzdem eine Selbstentstehung von Leben sich vollzogen habe. Entweder sind unsere heutigen millionenfältigen Erfahrungen bei der Sterilisation alle auf Täuschung beruhend und es entsteht trotz der Sterilisation Leben, das wir nur nicht zu erkennen vermögen: Ein wenig wahrscheinlicher Gedanke. Oder die jetzigen Erfahrungen und Beobachtungen bezüglich der Sterilisation sind richtig; und dann kann auch unmöglich auf der sterilisiert gedachten Erde damals Leben aus unbelebter Substanz entstanden sein, kann also Urzeugung auch früher auf Erden nicht stattgefunden haben.

Nun wird man aber fragen, wie es denn zu erklären sei, daß trotzdem von den Naturwissenschaftlern ganz allgemein ein solcher Glaube gehegt werde, wenn er doch nach meiner Behauptung auf so überaus schwachen Füßen stehe. Ich glaube, für sehr, sehr viele erklärt sich die Sache dahin, daß die ganz überwiegende Mehrzahl aller Naturforscher, welche diesen Glauben hegen, sich überhaupt niemals eingehender mit dieser Frage beschäftigt hat, da sie mit vollstem Rechte ihre Lebensaufgabe in der Lösung anderer, Erfolge verheißenderer Fragen erblicken. So war und wird von ihnen dieser Glaubenssatz ohne weitere Prüfung angenommen; mir wenigstens ist es so ergangen. Irgendeine Vorstellung wollte man von der Sache haben. Die von der Kirche gegebene Vorstellung eines Wunders verstieß aber gegen das Naturgesetz. Auf irgendeine Weise mußte — so meinte man — Leben doch entstanden sein; folglich blieb die Natur als einziges Rettungsmittel übrig, dem man das Hervorbringen des Lebens zuschreiben konnte.

Ueber alle diese Schwierigkeiten sucht nun die dritte der oben angeführten Hypothesen hinwegzukommen, indem sie den Begriff des Lebens dahin erweitert, daß sie ein organisches und ein, wenn ich so sagen darf, anorganisches Leben annimmt. Eine solche, aber recht mystisch klingende Hypothese über die Herkunft des Lebens wurde zum Beispiel von Preyer als möglich vertreten; auch Martin hat neuerdings eine ganz ähnliche Ansicht ausgesprochen wie Preyer. Der Gedankengang ist der folgende:

Digitized by Google

Wenn es doch schwer zu begreifen ist, daß lebensfähige Organismen durch Urzeugung auf der Erde entstanden oder von außen her auf die Erde gelangt sein sollten, könnte da nicht umgekehrt das Leben zuerst in der Welt vorhanden gewesen und aus ihm erst das Tote, Unbelebte, hervorgegangen sein?

Leben, so lautet dieser Erklärungsversuch, ist seinem wesentlichsten Bestandteile nach Bewegung; denn wenn das Protoplasma der organischen Welt sich nicht mehr bewegt, dann ist es tot. Dieses Sichbewegen des Protoplasmas aber ist seinem innersten Wesen nach dieselbe Erscheinung, wie die Bewegung, welche wir auch in den anorganischen Stoffen erkennen können. Das Meer bewegt sich, in seinem Innern verlaufen Strömungen, es erzeugt durch die Strömungen und die Zerreibung seiner Wassermassen Wärme. Das Meer atmet auch ebenso wie wir Luft ein, es absorbiert also ebenfalls Sauerstoff. Es nimmt täglich vielerlei Stoffe als seine Nahrung in sich auf, löst sie auf, assimiliert sie, wie wir das tun mit unsrer Nahrung. Wie wir, so kann auch das Meer nur innerhalb enger Temperaturgrenzen bestehen; außerhalb dieser verdampft oder gefriert es.

Auch das Feuer atmet dieselbe Luft wie wir und erstickt wie wir, sobald ihm der Sauerstoff derselben entzogen wird.

So lebt also das Meer, lebt das Feuer. Aber weiter: Jetzt sind wesentlich nur Kohlenstoff, Wasserstoff, Sauerstoff, Stickstoff die Träger des Lebens, die Elemente des Protoplasmas. Einst aber waren andre Elemente Träger des Lebens, das heißt Träger der Bewegung. Wenn wir jene Zeiten der Erde ins Auge fassen, in denen sich die Erde im schmelzflüssigen Zustande befand, in denen es also noch kein organisches Leben auf ihr gab, so finden wir auch damals heftigste Bewegung der glühenden Massen. Da nun aber das wesentlichste Merkmal des Lebens die Bewegung ist, so waren diese glühenden Massen damals belebt, ja sie lebten sogar intensivstes Leben.

Bei dem Erlöschen der hohen Temperatur erlosch dann mehr und mehr auch die Lebenstätigkeit dieser anderen Elemente allmählich, sie erstarrte zu Schlacke, ihr Leben starb; und Leben blieb nun schließlich nur auf jene vier Elemente beschränkt, welche heute das Protoplasma bilden. Martin hebt hervor, daß das Silizium bei hoher Temperatur ganz ähnliche Eigenschaften habe, wie Kohlenstoff bei gewöhnlicher Temperatur. Einst, als die Erde noch im Feuerfluß befindlich war, habe daher das Silizium in den belebten Körpern dieselbe Rolle gespielt, wie heute der Kohlenstoff; das Silizium sei damals der Hauptträger des Lebens gewesen.

Derart beschaffene Lebewesen hätten nach der Ansicht Martins in der Schmelzglut der jungen Erde gewohnt und wären nach ihrem Tode in dem feurigen Gesteinsfluß verschwunden, ganz ebenso wie heute ein abgestorbenes Meertier im Meere verschwindet. Wogegen Preyer den ganzen Erdschmelzfluß als belebt ansieht, als ein einziges Lebewesen betrachtet. Auch Fechner und Paulsen haben

Digitized by Google

die Ansicht ausgesprochen, daß die Gestirne, ja zuletzt das ganze Weltsystem etwas den lebenden Wesen ähnliches seien.

Nach Martin würde man sich also eine allmähliche Entwicklung des Kieselzeitalters zum Kohlenstoffzeitalter vorzustellen haben, indem mehr und mehr die Kieselsäure aus der Zusammensetzung der lebenden Materie verdrängt wurde und sich in lebloser, fester Form dann ausschied, während im gleichen Schritte der Kohlenstoff immer mehr an der Zusammensetzung der lebenden Materie teilnahm. Vielleicht hätten vor dem Siliziumzeitalter auch noch andre Elemente die Rolle gespielt, die dann das Silizium spielte und wären ebenfalls allmählich durch immer leichtere Elemente verdrängt worden, je mehr die Erde sich abkühlte.

Infolge solcher Anschauung wäre also, gerade umgekehrt, wie wir heute das annehmen, das Leben das Erste auf der Erde gewesen und das Unbelebte wäre erst zu zweit, durch Ausscheidung, als Schlacke entstanden.

Einem solchen Gedankengange lassen sich indessen leicht zwei Einwürfe machen:

Einmal ist nicht einzusehen, warum denn nicht auch heute noch diese schlackigen, angeblich abgestorbenen Massen wieder ins Leben zurückgerufen werden könnten, sobald man sie nur wieder einschmölze.

Zweitens aber muß man doch einwerfen, daß bei dieser Auffassung der Begriff des Lebens künstlich zu einem völlig anderen gemacht wird, als der ist, in dem wir ihn gebrauchen. Mit einer derartigen Erweiterung, Verschiebung, gänzlichen Veränderung eines Begriffes läßt sich aber schließlich alles scheinbar beweisen. Es muß daher gefragt werden, ob ein solcher Gedankengang über ein Spielen mit Worten hinauskommt, ob er wenigstens einen greifbaren, berechtigten Hintergrund besitzt.

Leben ist Bewegung, so macht jene Auffassung geltend; folglich haben Meer, Luft, Feuer, glühende Gesteine Leben. Aber letzteres ist ein Trugschluß. Bei einem wirklichen, organischen lebenden Wesen erfolgt die Bewegung durch das Leben, liegt also die Bewegung im Leben, ist die Bewegung eine Eigenschaft des Lebens. Das wirkliche Leben also *bewegt sich selbst*, hat aktive Bewegung.

Ganz anders ist das dort. Gewiß, Steinblöcke regen sich auch, wenn sie abstürzen. Wasser und Luft bewegen sich ebenfalls, denn sie strömen und wogen. Und wenn man nun das Wesentliche am Leben in der Bewegung erkennen will, dann kann man ja behaupten, daß auch sie Leben haben. Aber das ist doch nur ein Scheinleben, wie bei einem Toten, dessen Glieder bewegt werden. In Wirklichkeit *werden* jene Steine, Wasser, Luft ja auch nur bewegt, *werden* sie gewogt, *werden* sie geströmt; denn ihre Bewegung wird lediglich durch die Schwerkraft, durch Unterschiede der Temperatur, des Luftdrucks, des spezifischen Gewichtes bewirkt.

Das angebliche Leben der Luft, des Wassers usw. besteht also nur in passiver Bewegung; es ist nur ein scheinbares, nicht ein wirkliches Leben. Und

Digitized by Google

es ist nicht nur kein wirkliches Leben in dem gebräuchlichen Sinne des Wortes Leben, sondern es kann offenbar auch im Sinne jener Autoren kein wirkliches Leben sein, da sie doch sicher eine aktive Bewegung als das wesentlichste Merkmal des Lebens im Auge hatten, nicht aber eine nur passive.

(Schluß folgt)

Mißhandlung Gefangener und Verwundeter im Kriege

In allen Kriegen, gleichviel ob sie in ältester oder neuester Zeit geführt wurden, haben Gewalttätigkeiten gegen Gefangene und Verwundete sowie auch gegen bürgerliche Personen beiderlei Geschlechts stattgefunden.

Im Altertum hieß es inter arma silent leges, d. h. man besaß oft nicht den Willen oder auch nicht die Mittel, Ungesetzlichkeiten der Soldateska zu verhindern und sah stillschweigend darüber hinweg, wenn dadurch militärische Interessen nicht geschädigt wurden.

Es hat im Mittelalter und bis in die neuere Zeit hinein als natürliches Recht des Siegers gegolten, den Gefangenen — wozu auch die Verwundeten gehörten — Wertsachen, Geld, Uhr, Ringe usw. als Kriegsbeute abzunehmen. Daß es dabei zu Gewalttätigkeiten kam, wenn sich der Besitzwechsel nicht friedlich vollzog, liegt auf der Hand; denn die Organe, die dergleichen verhindern könnten, sind nicht in der Lage, überall zur Stelle zu sein. Wo aber rohe Gewalt sich geltend macht, artet sie leicht in Grausamkeit aus.

Es ist aber auch noch gar nicht so lange her, daß eroberte Festungen oder mit stürmender Hand in Besitz genommene Städte von den siegreichen Truppen geplündert wurden, ohne daß deren höhere Führer dagegen eingeschritten wären, was beiläufig sich auch nicht leicht ermöglichen läßt, wenn die Truppe erst einmal losgelassen und ihr der innere Zusammenhalt dabei abhanden gekommen ist.

Im übrigen ist das Plündern den Truppen oft als Lohn für ertragene, Strapazen und Entbehrungen gewährt. Für die Landsknechte war die Aussicht auf reiche Beute der Hauptanreiz zur Wahl ihres Berufs, zu dem es dann auch gehörte, mit Gewalt zu nehmen, was nicht gutwillig hergegeben wurde.

Allerdings haben einsichtige Führer auch schon in älteren Zeiten erkannt, daß in jeder Truppe, die zum Plündern und zu rohen Gewalttaten neigt, Disziplin und kriegerische Leistungsfähigkeit bald verloren geht. Daß Friedrich der Große dieser Ansicht war, kann wohl aus dem Soldatenlied geschlossen werden, in dem es heißt:

„Friedrich Rex, den der Lorbeerkranz ziert,
Ach hättst du uns das Plündern nur häufiger permittiert."

Digitized by Google

Der König hielt auf straffe Mannszucht, ging in ritterlicher Behandlung des Gegners mit bestem Beispiel voran und duldete deshalb auch keinerlei Mißhandlung wehrloser Einwohner in Feindesland.

An diesem Standpunkt haben alle deutschen Heere, sowohl in den Napoleonischen Kriegen wie auch in allen späteren Feldzügen bis auf die Gegenwart hin, festgehalten.

Napoleon I. kehrte sich zwar nicht daran. Er ließ während des Feldzugs im Orient eine große Zahl von Gefangenen erschießen, weil er nicht wußte, wohin er sie schaffen könnte, ohne befürchten zu müssen, daß er von ihnen im Rücken belästigt würde. Und seine Marschälle waren in bezug auf ihre private Kriegsbeute und Brandschatzung der Besiegten gleichfalls skrupellos, und mit nur wenigen Ausnahmen duldeten sie gröbste Mißhandlungen derer, die sich nicht von ihrem Besitz trennen wollten. Damals wurde nicht viel Aufhebens davon gemacht, weil es Telegraphen und Kriegsberichterstatter nicht gab und die überhaupt nur dürftig entwickelte Presse vom Sieger völlig geknebelt war.

Heute wird bezüglich der auf dem Schlachtfelde vorkommenden Ausschreitungen es als ein Verstoß gegen das Völkerrecht betrachtet, wenn der Sieger sich an einem wehrlosen Verwundeten oder Gefangenen vergreift. Trotzdem wird man daran festhalten müssen, daß es Fälle geben kann, in denen der erbitterte Angreifer sich im Affekt hinreißen läßt, Verteidiger zu töten, die bereits wehrlos geworden und tatsächlich schon Gefangene sind.

So waren z. B. 1813 die Wut und der Haß unsrer Landwehr gegen die Franzosen so stark, daß diesen an der Katzbach wie auch bei Hagelsberg selten Pardon gegeben wurde. Die zur Truppe eingezogenen Wehrleute sagten damals: freiwillig zieht der Feind nicht ab, drängen wir ihn zurück, kommt er bald wieder, also schlagen wir ihn tot. Und das geschah mit dem Gewehrkolben, wenn die Flinten bei nassem Wetter nicht losgingen. Daß in der Hitze des Gefechts auch vielleicht Verwundete daran haben glauben müssen, wer wollte das bestreiten, denn unberechenbar ist alles, was in wilder Erregtheit begangen wird. Und wenn ein unterdrücktes, aber noch selbstbewußtes Volk von seinem Landesherrn aufgerufen wird zum Kampf für Freiheit und Recht, wird von ritterlichem Verhalten gegenüber dem brutalen Unterdrücker nie viel die Rede sein. Dann machen sich Imponderabilien geltend, die als unhemmbare Kundgebungen nationalen Selbsterhaltungstriebes unberührt bleiben von den Gesetzen des Völkerrechts und der Disziplin. Das ist schwer zu ändern und hat seine Bestätigung gefunden auch in den beiden Balkankriegen. Hier waren vier Völkerschaften einig in tödlichem Haß gegen die Türken, ihren Erbfeind, der vernichtet werden mußte, wenn sie leben und gedeihen wollten. Dazu war ihnen jedes Mittel recht; sie sahen es gern, daß Bürger und Bauern — bewaffnet und notdürftig in Banden gesammelt — sich am Kampf der regulären Truppen beteiligten und dem Feinde Abbruch taten, soviel es möglich war.

Diese Beteiligung ad hoc errichteter Freiwilligentrupps an den Operationen der Feldarmee — ohne ihr direkt unterstellt zu sein — hat aber etliche Schatten-

Digitized by Google

seiten. Da solchen Banden Ausbildung und Mannszucht fehlt, ist von innerer Ordnung bei ihnen nicht die Rede. Jeder tut, was ihm beliebt. Einheitliches Zusammenwirken im Gefecht ist meist ausgeschlossen. Nur im Beutemachen verfolgen sie — immer vereint — gleiche Ziele. Und darin liegt die Hauptquelle anarchischer Zustände auf manchen Kriegsschauplätzen. Die Angehörigen regulärer Truppen finden — solange sie in der Hand ihrer Führer sind — gar keine Gelegenheit, Verwundete oder Gefangene zu mißhandeln. Krankenträger- und Sanitätskompagnien suchen jene auf, um sie zu verbinden und in pflegliche Obhut zu bringen. Gefangene, die entwaffnet und an die höhere Instanz abgeliefert sind, bedürfen aber weiteren Schutzes nicht; sie schützt das Völkerrecht, welches den militärisch nicht organisierten Banden allerdings unbekannt ist. Und wäre es ihnen bekannt, würden sie sich nicht daran kehren.

Wenn im zweiten Balkankriege die Verbündeten sich untereinander mit größter Erbitterung bekämpft, gegenseitig der Unehrlichkeit und Grausamkeit bezichtigt haben, so ist anzunehmen, daß hierbei Rassengegensätze, völkische Eifersucht und Habgier mit im Spiel gewesen sind. Auch das sind Imponderabilien, deren Einwirkung auf die Durchführung der Kämpfe wohl sehr erheblich war und im Nahegefecht gewiß oft Ausschreitungen blinder Wut herbeigeführt hat; aber im ganzen darf man annehmen, daß die Handlungen viehischer Grausamkeit nicht den regulären Truppen, sondern dem Raub- und Mordgesindel zur Last fallen, das in größerem oder geringerem Umfang auf jedem Kriegsschauplatz sein Unwesen treibt.

Dem Anschein nach wird es ja zu einer gründlichen Untersuchung darüber kommen, doch wird sie wohl ergeben, daß die amtlichen und nichtamtlichen Berichte bezüglich der verübten Missetaten starke Uebertreibungen enthalten, und daß die Uebeltäter nur in geringer Zahl der regulären Truppe, größtenteils aber den nicht oder mangelhaft organisierten Banden bzw. dem wild umherstreifenden Raubgesindel angehörten, welches als die „Hyänen der Schlachtfelder" bezeichnet wird.

Dieses Raubgesindel findet sich nach jedem größeren Kampf auf dem Schlachtfelde ein und treibt dort, hauptsächlich in der Nacht, sein verbrecherisches Gewerbe, um Gefallene und etwa noch vorhandene Verwundete auszuplündern. Daß letztere dabei oft unmenschliche Behandlung erfahren, unterliegt keinem Zweifel. Es gibt unter den „Hyänen des Schlachtfeldes" auch solche, die in perverser Art noch die Toten verstümmeln. Mit Tagesanbruch verschwinden diese Scheusale so unbemerkt, wie sie sich eingefunden. Woher sie kamen und wohin sie gegangen, ist nie zu ermitteln. Die Truppe hat nach dem Kampf auch wichtigere militärische Aufgaben zu erfüllen, macht aber kurzen Prozeß mit jedem solchen Schädling, den sie zu fassen bekommt.

Wer das Wesen des Krieges aus eigner Erfahrung nicht kennt, wird naturgemäß die gegen das Völkerrecht verstoßenden Mißhandlungen Wehrloser den Truppenführern zur Last legen, weil sie für die Erhaltung von Zucht und Ordnung innerhalb ihres Bereichs verantwortlich sind und reiche Mittel

Digitized by Google

besitzen, Ausschreitungen ihrer Untergebenen und andrer zu verhindern. Theoretisch läßt sich das nicht bestreiten, es stimmt aber in der Praxis nicht.

Der aktive Soldat befindet sich im Kriege weit mehr im Dienst und unter der Aufsicht seiner Vorgesetzten als in der Friedensgarnison. Hierdurch sowie durch die Strenge der Kriegsartikel wird seine etwaige Neigung zu groben Verfehlungen wirksam unterdrückt. Es ist daher überhaupt ein Irrtum, zu glauben, daß die schweren Mißhandlungen von Verwundeten, worüber in den Zeitungen viel geschrieben war, immer von Soldaten des aktiven Dienststandes begangen sind.

Die Mehrzahl der Schandtaten ist sicher auf die vorerwähnten Kriegsvagabunden zurückzuführen, denen sich in einzelnen Fällen auch Marodeure, Deserteure usw. zugesellt haben mögen.

Wäre es leicht gewesen, die Uebeltäter zu ermitteln, kein höherer Führer hätte gezögert, sie zu beseitigen, sowohl im Interesse der eignen Truppe, wie auch von Rechts wegen.

Aber das Problem ist noch nicht gelöst, wie vermieden werden kann, daß zeitweise anarchische Zustände auf einem Kriegsschauplatz eintreten, und kann auch nicht gelöst werden, weil in jedem Lande, das durch den Einmarsch eines fremden Heeres in den Kriegszustand versetzt wird, die Tätigkeit der bürgerlichen Behörden, der Gerichte und Polizei entweder ganz eingestellt oder doch so unvollkommen ausgeübt wird, daß Verbrechen und Vergehen ungeahndet bleiben, die sonst streng bestraft werden.

Infolgedessen laufen die Kandidaten für Zuchthaus und Gefängnis frei umher, terrorisieren ihre eignen Landsleute, treten gelegentlich als Komitatschis oder Franktireurs usw. auf und verüben Raub, Mord und Totschlag auf Rechnung des feindlichen Heeres.

Das ist zu allen Zeiten so gewesen und wird sich auch ferner nicht wesentlich anders gestalten lassen, weil es nicht möglich ist, jedem Heerführer — sobald er feindliches Gebiet betritt — gleich den ganzen Apparat einer leistungsfähigen Zivilregierung zu überweisen.

Die Neutralisierung Afrikas

Von

K. Dove

Wenn ich mich auf Wunsch des Herausgebers zu der Frage einer Neutralisierung Afrikas äußere, so geschieht das in dem Bewußtsein, daß meine Ansichten den meisten „Afrikanern“ widerstreben. Daß diese den Wunsch hegen werden, ihre Kolonien möglichst wenig von Kriegsstürmen heimgesucht zu sehen, ist nur zu natürlich. Er entspricht ja auch dem Hoffen und Wünschen, das in unsrer europäischen Heimat jeden vernünftigen Menschen erfüllt. Wie aber,

Digitized by Google

wenn das Geschick oder richtiger die geschichtliche Entwicklung dennoch einmal einen großen Krieg zwischen den kolonisierenden Großmächten herbeiführt?

Zunächst scheidet nach logischen Grundsätzen jeder Anspruch, neutral zu bleiben, für die Kolonialländer aus, solange sie nicht selbständige Staaten sind. Solange sie noch als Teile des größeren Britannien, Deutschlands oder Frankreichs usw. gelten — und daß sie dies wollen, darf doch wohl auch von den stärker von Weißen besiedelten Ländern Afrikas nicht bezweifelt werden —, solange müssen sie auch an den großen und unabwendbaren Ereignissen Anteil haben, die das Mutterland in seinen tiefsten Daseinsfragen berühren. Man kann nicht Schutz und Förderung seiner Interessen von der europäischen Heimat verlangen, wenn man nicht auf der andern Seite auch für diese einzutreten bereit ist. Zudem würde sich doch höchstens eine europäisch besiedelte Kolonie einigermaßen selbständig entwickeln; sobald es sich um die in Afrika völlig überwiegenden Tropenländer handelt, ist die Abhängigkeit vom Mutterlande in allen Angelegenheiten so groß, daß hier, auch wenn sie bereits eine hohe wirtschaftliche Entwicklung erreicht haben, an eine Selbstverwaltung und damit an eine gewisse Selbständigkeit in einzelnen politischen Angelegenheiten kaum jemals zu denken ist.

Fällt nun das Recht auf Neutralisierung für die Kolonialgebiete Afrikas fort, so bleiben immer noch Gründe der europäischen Politik und solche der Wirtschaft übrig, die manchem die Herbeiführung einer Sonderstellung jener Länder recht wünschenswert machen dürften. Bei genauerem Zusehen ergibt sich indessen, daß wir Deutsche zu diesem Kreise jedenfalls nicht gehören.

Zunächst ist uns die Geschichte bis heute den Beweis schuldig geblieben, daß die andern Kolonialmächte bei der Erwerbung ihrer afrikanischen (und andern) Gebiete je zugunsten internationaler Interessen gehandelt hätten. Zumal die größte Kolonialmacht aller Zeiten und Länder, Großbritannien, hat nie nach andern Grundsätzen als denen des eignen Vorteils gehandelt. Das wird ihm niemand zum Vorwurf machen, aber es sollte uns anderseits argwöhnisch machen, wenn ein Vorschlag, Afrika zu internationalisieren, etwa in englischen Kreisen befürwortet werden würde. Vergegenwärtigen wir uns einmal, was Großbritannien zu verlieren hätte, wenn sein afrikanisches Kolonialreich einmal der Invasion durch einen Gegner unterliegen sollte. Sein Anteil an diesem Weltteil macht ein Fünftel seines Weltreiches aus, und die Einwohner, von denen manche an Kulturhöhe und Kaufkraft einzelne auf niedrigerer Stufe stehende Völker und Stämme Südasiens noch übertreffen, bilden ein rundes Zehntel der Bevölkerung aller britischen Kolonien. Noch deutlicher wird indessen die Bedeutung Afrikas für Großbritannien, wenn wir uns der Tatsache erinnern, daß die Beteiligung der britisch-afrikanischen Festlandskolonien am englischen Gesamthandel sich 1911 auf mehr als 1800 Millionen Mark belief, gleich annähernd 9 Prozent seines Wertes, während der Handel unsrer afrikanischen Schutzgebiete (wie bei England ohne Einrechnung des Geldes) mit Deutschland sich im Jahre 1910 erst 136 Millionen Mark, gleich vier Fünftel Prozent des deutschen Ein- und

Digitized by Google

Ausfuhrhandels wertete. Eine Lahmlegung des britischen Handels mit Englands afrikanischen Kolonien, der zudem in starkem Wachsen begriffen ist, durch einen Krieg bedeutet demnach für Großbritannien einen viel fühlbareren Verlust auf wirtschaftlichem Gebiete als für Deutschland.

Es wird jedermann verständlich sein, warum hier gerade die beiden Reiche miteinander verglichen sind, die am meisten an der Bewirtschaftung des großen Kontinents interessiert sind. Ganz einfach, um zu zeigen, daß wir unsertwegen wahrlich keinen zureichenden wirtschaftlichen Grund haben, eine Neutralisierung des Südweltteiles zu fördern oder auch nur zu wünschen. England dagegen hat allen Grund, vorsichtig zu sein. Wir könnten den zeitweiligen Verlust unsrer Schutzgebiete noch für längere Zeit ertragen, ohne den Schaden sonderlich an unsrer Handelsbewegung zu spüren. Anders Großbritannien, das bei einem Kriege mit Deutschland sehr wenig (d. h. für seine Verhältnisse) zu gewinnen, dagegen viel zu verlieren hätte. Denn die Möglichkeit, daß ein energischer Widerstand oder gar ein Angriff von deutschen Gebieten aus eine empfindliche Schädigung britischer Interessen zur Folge hätte, ist doch, zumal bei fortschreitender Entwicklung unsrer Kolonien, keineswegs ganz von der Hand zu weisen.

Noch viel weniger Grund haben wir, eine solche Aenderung der bestehenden Zustände im Hinblick auf Frankreich zu wünschen. Sollte es, was Gott verhüten möge, wirklich einmal zu dem großen europäischen Kriege kommen, der nicht von uns, wohl aber von andern Völkern gewünscht wird, so wären wir Verbrecher an unserm Reich und an unserm Volke, wenn wir nicht diejenigen Gebiete zu erlangen suchten, deren Frankreich zu seinem Gedeihen wahrlich nicht im geringsten bedarf, die wir aber, je mehr von unsern Landsleuten genötigt sind, sich ihr Brot außerhalb des Vaterlandes zu suchen, auf das schmerzlichste vermissen werden. Noch dazu, weil die wichtigsten von ihnen es sind, aus denen unser übelwollender Nachbar die fehlenden Scharen seiner Soldaten zu ersetzen gewillt ist. Ihm diese Möglichkeit zu unterbinden, helfen keine Verträge, dazu hilft nur, wenn's denn einmal zum Kampfe kommen sollte, daß wir, wenn wir oben bleiben, ihm diese Ergänzung seiner Heere durch halbwilde Völker für immer unmöglich machen.

Wozu überhaupt die Angst, es könnte die koloniale Arbeit völlig ins Stocken geraten, wenn in jenem bedauerlichen Falle eines europäischen Krieges auch die afrikanischen Länder von den Wellen erreicht werden, die einzudämmen uns daheim gerade genug zu schaffen machen wird. Wo nicht Eingeborene auf Weiße losgelassen werden, was selbstverständlich als niederträchtige Handlung gegen das elementarste Völkerrecht zu beurteilen ist, da bedeutet ein Krieg durchaus nicht jenen zeitweiligen Niedergang auf wirtschaftlichem Gebiete, der in alten, dichtbevölkerten Kulturländern mit ihm unweigerlich verbunden ist. In jungen, dünn besiedelten Gebieten verliert er für den einzelnen Europäer sehr viel von seiner Grausamkeit, und in Negergebieten wirkt eine Besitzergreifung durch eine von Europäern geführte Truppe viel weniger schlimm

Digitized by Google

als jede feindselige Handlung zwischen gegnerischen Farbigen, deren Tage selbst heute noch in den innern Landschaften nicht vorüber sind. Also auch um der Schrecken des Krieges willen braucht kein europäisches Volk auf die Möglichkeit zu verzichten, den Gegner dort zu fassen, wo der Griff ihn zu zwingen vermag, also auf neuem afrikanischem Boden so gut wie auf dem alten Kulturboden der europäischen Reiche.

Briefe des Fürsten Karl Anton von Hohenzollern an seine Gemahlin Josephine, geb. Prinzessin von Baden

Von

K. Th. Zingeler (Sigmaringen)

(Fortsetzung)

Berlin, den 30. März 1859.

Katharina hat an die Königin in Rom einen Brief geschrieben, worin sie sie dringend anfleht, in den Schoß der katholischen Kirche zurückzukehren. Die Königin hat entschieden abgelehnt und ihre Ueberzeugung über ihren protestantischen Standpunkt energisch ausgesprochen. Catherine a commis deux fautes; d'abord elle paraît avoir été l'instrument trop docile et trop obéissant — peut-être même involontaire — d'une puissance écclésiastique trop aigue, et en même temps elle a forcé la reine d'anticiper sur son avenir, en refusant une chose qu'elle ne pouvait pas faire maintenant, et qu'elle ne pourra plus faire plus tard parce qu'on l'a forcée de se déclarer maintenant. C'est bien maladroit.

Die Nachrichten von Rom sind im ganzen dieselben. Die Königin hat einen langen Brief an die Prinzeß von Preußen geschrieben, worin sie sagt, daß trotz aller Besserung etwas Wesentliches im Zustande des Königs sich nicht geändert habe. Sie kehren Ende Mai nach Stolzenfels zurück und kommen erst nach Sanssouci, wenn die Kaiserin von Rußland Berlin passiert haben wird, pour éviter toutes les agitations.

Die Kaiserin geht nach Ems im Juni, der Prinz von Preußen ebenfalls. Die Prinzeß von Preußen will anfangs Mai nach Baden, aber der Kongreß geniert sie sehr. Ich habe an Graf Pourtalés geschrieben pour en appeler à la galanterie de l'Empereur Napoléon de ne pas réunir le congrès à Bade et de le proposer à Spaa (?) ou Wiesbade. Ich bin begierig, was geschieht ... Heute war Diner bei Prinz Karl. Da ich nicht eingeladen war, so fand à deux ein kleines, recht angenehmes Invalidendiner beim Prinzen von Preußen statt. Sie mit verbundenem Auge und ich mit einem Heilpflaster hinter dem Ohr. Nous en avons beaucoup rit und haben uns viel besser amüsiert, als wenn wir das Diner Charles mitgemacht hätten.

Digitized by Google

Ich sehe täglich die Baden. Die Großherzogin Luise ist wirklich deliziös, täglich spreche ich über eine Stunde mit ihr. Er kommt viel zu mir et je suis bien content de sa manière de voir la politique.

Karl Anton.

*

Berlin, den 6. April 1859.

Gestern wurde ich abgehalten, Dir zu schreiben; die Prinzeß Karl nahm mir meinen gestrigen freien Augenblick weg, denn, da sie nach Weimar geht, wollte sie ein ein politisches Exposé von mir haben, um dem Großherzog etwas Neues mitteilen zu können.

In der Tat sind wichtige Dinge vorgefallen. Oesterreich refüsiert entschieden den Kongreß, wenn Sardinien nicht entwaffnet, und Sardinien refüsiert ebenso entschieden jede Entwaffnung, zu welcher es kein Mittel des äußeren Zwanges gibt. Es ist dies mithin eine große Verlegenheit, doch hoffe ich, Oesterreich wird nachgeben, wie es stets im letzten Moment nachgibt. Leider ist man in Wien sehr exaltiert kriegerisch, und es gibt nur drei Personen in Oesterreich, die für den Frieden sind, und zwar Buol, Hofrat Werner, der Direktor des Auswärtigen Ministeriums, und Feldzeugmeister Heß. Alles andre, Adel, Klerisei, Hautevolée, Kaiser und Sophie e tutti quanti für baldiges Losschlagen. Dem Ministerwechsel in England lege ich keine Bedeutung bei, übrigens wird das Ministerium bleiben und das Parlament wahrscheinlich aufgelöst werden. — Als Kongreßort ist nunmehr von Frankreich — Karlsruhe aufgestellt. Rußland will à tout prix Baden und refüsiert Mannheim. Fürst Gortschakow telegraphiert lakonisch: „Mannheim endroit malsain et ennuyeux, château grand casernement diplomatique, je refuse.“ Gortschakow scheint sich amüsieren zu wollen. Er ist ein leidenschaftlicher Spieler. — Soweit politisch nichts Neues. Im Innern wütet und wühlt die „Kreuzzeitung“, die übrigens viel Terrain verliert. Der Artikel wegen der Armee war wahrhaft maßlos und revolutionär ... In Deutschland, mit Ausnahme des Herrn v. Beust in Dresden, beginnt man mit der preußischen Politik sich zu versöhnen. Man findet, daß Preußen korrekter und selbstbewußter handelt wie Oesterreich, welches seinem germanisierenden Enthusiasmus höchst egoistische Selbstzwecke unterlegt.

Nachschrift: Sehr schlechte Nachrichten aus Wien, sehr kriegerisch — wir antworten noch heute. Ich habe keine Zeit mehr. Karl Anton.

Buol war noch österreichischer Ministerpräsident, bekam aber bei Ausbruch des Italienischen Krieges seinen Abschied.

Sophie ist die Erzherzogin Sophie, die Mutter des Kaisers.

*

Berlin, den 8. April 1859.

... Ueber die politische Situation kann ich etwas Neues nicht mitteilen. Die Spannung nimmt zu, der Kongreß wird immer unwahrscheinlicher und der Krieg in Italien dürfte bald entbrennen. Vorerst werden wir noch einige Zeit

Digitized by Google

in dieser bisherigen Stellung verharren können, aber es wird nicht lange mehr dauern.

Preußen wird sich am Ende von der deutschen Sache doch nicht trennen können. Wir werden waffnen müssen, aber nicht angreifen, sondern gegen einen Angriff uns lediglich schützen.

Für alle Fälle rüste ich mich persönlich durch Pferdeankauf; denn wenn es losgehen sollte, so muß man beizeiten sich vorsehen.

Jedenfalls ist es eine kritische Zeit, und Gott allein weiß, wie alles enden wird. — Hoffentlich kommt meiner Ankunft in Düsseldorf nichts in die Quere. Ich gedenke am Palmsonntag wegzukommen und etwa zehn Tage zu bleiben. Nur könnte es sich ereignen, daß gerade in der Karwoche die großen Würfel fallen. Ich glaube es nicht, aber es könnte sein. Karl Anton.

*

Berlin, den 9. April 1859.

... Neues ist nichts vorgefallen und die Situation hat sich durchaus nicht geändert, daher ich Politika Dir nicht mitteilen kann. Frankreich spielt ein höchst gefährliches Spiel, und bald wird England auch sich gegen dessen Politik erklären. Damit wird ein großer Wendepunkt eintreten; ob es zum Krieg oder Frieden führen wird, das weiß nur Gott.

Gestern, am Geburtsfest des Prinzen Albrecht Sohn, war Familiendiner bei dessen Vater. Nach Tisch gingen wir in den Garten, und das war das Schöne am Feste.

Karl ist erfreut, zur reitenden Batterie versetzt worden zu sein; aber er muß aufs Land. Seine Studien werden allerdings dadurch unterbrochen, allein es kann nicht anders sein ... Karl Anton.

*

Berlin, den 11. April 1859.

Die Verhältnisse reifen gewaltig, und bald muß es sich zeigen, ob ein Weltkrieg oder ein Weltfriede aus dem Chaos hervorgehen wird. Morgen kommt Erzherzog Albert von Oesterreich hier an — surprise bien fâcheuse pour nous, man kann es aber nicht ändern.

Gestern war Minister Beust aus Dresden drei Stunden bei mir, er geht Freitag nach Lissabon. Ich hatte eine sehr interessante Konversation und Diskussion mit ihm.

Es gibt in diesem Augenblick außerordentlich viel zu denken. Freitag kommt der Herzog von Koburg hier an, um nach London zu gehen. Es ist ebenfalls wichtig, weil England keine bestimmte Politik hat; jedenfalls werden wir au clair gesetzt werden, woran uns zu halten. Alles stürmt heran, um diesmal wohl grüne, aber keinen rosenfarbenen Ostern uns zu bereiten.

Ob ich am Palmsonntag werde in Düsseldorf sein können, weiß ich noch nicht zu beurteilen, jedenfalls aber ein paar Tage später. Doch will ich

Digitized by Google

vorerst mit dem freundlichen Gedanken mich vertraut erhalten, am Sonnabend den 15. abreisen zu können. Karl Anton.

*

Berlin, den 13. April 1859.

... Ich weiß noch nicht, ob ich am Sonntag kommen kann; jedenfalls Dienstag oder Mittwoch früh. Die Angelegenheiten sind so wichtig, daß ich unmöglich meinen Posten verlassen darf, bevor alles geregelt ist. Es hängt davon Krieg oder Frieden ab, und diese großen Weltfragen sind das Opfer wert. Alles drängt unglücklicherweise gegen Ostern zu einer Entscheidung, und es ist der unglückliche Zufall dieses Zusammentreffens.

Die Oesterreicher wollen à tout prix vorgehen und Sardinien ékrasieren. Unrecht haben sie nicht, aber sie laden eine ungeheure Verantwortlichkeit auf sich. Vielleicht gelingt uns, sie noch in der letzten Stunde zur Mäßigung zu vermögen. Alles hängt an seidenem Faden. Der Erzherzog Albrecht, obgleich ein Ausbund von Häßlichkeit, macht seines Herzens und Verstandes wegen einen ungemein angenehmen Eindruck ... Karl Anton.

*

Berlin, den 18. April 1859.

Leider kann ich erst Mittwoch abend abreisen und am Donnerstag früh eintreffen. Es ist unmöglich; denn die großen Fragen der Welt hängen an seidenem Faden. Gestern hatte ich lange Konversation mit dem Großherzog von Oldenburg, sodann Geschäfte mit dem Erzherzog. Heute kommen der Großherzog Alexander und der Großherzog von Mecklenburg. So geht es in einem fort. Ich sehne mich wahrlich nach Dir. Karl Anton.

*

Berlin, den 27. April 1859.

Nachdem der Fürst am 27. angekommen war, schrieb er sofort:

Heute war ich den ganzen Tag bei Prinz von Preußen in Beratung. Die Lage wird sehr ernst und wir gehen zu entschiedenen Maßregeln über, indem es sich um unsre eigne Existenz in Deutschland, nicht um den Krieg gegen Frankreich handelt. Die Oesterreicher laufen uns förmlich den Tag ab, und es ist nötig, das Heft der Handlungen in der Hand zu behalten.

Karl Anton.

*

Berlin, den 3. Mai 1859.

Eigentlich Neues und Verändertes gibt es nichts. Bleiben wir Herr der Situation in Deutschland, so behalten wir Frieden, wenn nicht, so gibt es Krieg. Aber unsre Rüstungen haben das einzige Ziel, Deutschland zu imponieren und ihm zu zeigen, daß wir gewaffnet sind, daß es daher mit Vertrauen auf uns blicken möge — denn die Völker und Regierungen jenseits des Mains sind rein toll.

Der Krieg für uns liegt gar nicht nahe, und wenn noch mehr gerüstet, ja wenn mobil gemacht wird, so bedeutet das preußischerseits nicht Krieg, sondern

Digitized by Google

die Notwendigkeit, Herr der Situation zu sein und zu bleiben. Wenn daher Frankreich nicht provoziert, so läßt sich der Krieg in Italien lokalisieren und wir behalten Frieden, wenn es aber provozieren sollte, so muß Preußen mit aller Macht losgehen. Das ist eine beschlossene Sache. Rußland imponiert uns nicht, und sollte es angreifen wollen, so werden wir uns zu verteidigen wissen. Also nur keine Angst, und je mehr Gefahren, desto mehr kaltes Blut. Aber so weit sind wir noch lange nicht. Ich bitte Dich also, Dich zu beruhigen und in Geduld abzuwarten, was die Zukunft bringt, die kein Sterblicher entziffern kann. Mehr weiß ich nicht, und ich habe auch kein Geheimnis vor Dir. Die vielen allerdings sich häufenden Geschäfte liegen in vielen Konseils und Sitzungen, weil man sich doch die Chancen klarmachen muß und ein bestimmtes System mit festen Zielpunkten aufzustellen hat.

Es war die Rede davon, daß ich nach Wien gehen sollte für eine Negociation, aber man ließ es wieder fallen und will lieber eine weniger markante Persönlichkeit schicken, die man nötigenfalls desavouieren kann, was bei mir nicht statthaft wäre; denn ein Desaveu ist bei der Politik in Wien vielleicht das einzige, was uns aus aktuellen Verlegenheiten ziehen kann. — Karl kommt wahrscheinlich mit seiner Batterie auf ein Dorf in der Nähe Berlins, was ihm sehr gesund und wohltätig sein wird, da es ihn stärken wird und zum Aufenthalt im Freien zwingen. Leopold sah ich vorigen Sonntag. Prinzeß von Preußen reist morgen ab; ich telegraphiere Dir, wenn sie nach Düsseldorf kommt. Es geht besser, doch sie sieht sehr schlecht aus, die ganze Seite italienische Trikolore. Der König und die Königin kommen in acht Tagen zurück. Ce sera pénible de les revoir.

Karl Anton.

*

Berlin, den 5. Mai 1859.

... Der „Moniteur"-Artikel ist sehr ungeschickt abgefaßt und macht in Deutschland viel böses Blut. Ich besorge lebhaft, daß der Kaiser Napoleon am Ende den Kopf verliert und stets mehr auf abschüssige Bahnen zu geraten in naher und großer Gefahr steht. Uebrigens kann ich Dir gar nichts mitteilen, und wenn Du auch in der Entfernung nach Nachrichten dürstest, so liegt eben das in der aufgeregten Stimmung und in dem Umstande, daß man dem Schauplatz der Entwicklung fern ist. Aber bedenke, wir sind ihm ebenso fern, denn die Entscheidungen liegen auf dem Schlachtfeld in Italien und in Wien und in Paris allein. Wir sind daher ebenso agitiert und müssen sozusagen ins Blaue hineinleben. Große Ereignisse werden sich nicht täglich bewahrheiten, und wir müssen in Geduld verharren. Aber man muß auf seinem Posten bleiben und für alle Fälle gerüstet sein. Tatsächliche Nachrichten werden, teuerste Josephine, nicht auf sich warten lassen.

Heute haben wir Kreditforderungen in die Häuser gebracht. Es handelt sich um viele Millionen, um für alle möglichen Eventualitäten gerüstet zu sein. Bei dem Ernst der Gegenwart muß alles ins Auge gefaßt werden.

Für mich ist die Abreise der Prinzessin eine große Lücke; denn ich habe

Digitized by Google

ein Stückchen Häuslichkeit mit ihr verloren. Doch werde ich meine Menage commun mit dem Prinzregenten fortsetzen und stets tête-à-tête mit ihm dinieren. Den Abend werde ich regelmäßig bei den Kindern zubringen ...

Karl Anton.

*

Berlin, den 9. Mai 1859.

... Die Situation wird täglich ernster und gespannter. Ich weiß nicht, wie es möglich sein soll, daß Preußen noch länger wird zusehen können, wie der Kaiser Napoleon sein welterschütterndes, alle Verträge brechendes Programm zur Ausführung bringen kann.

Wir werden, um uns nicht zu annullieren und gleichsam aus der Reihe der Großmächte streichen zu lassen, nunmehr ein freundschaftliches Halt ihm zurufen und dieses Halt dadurch bekräftigen, daß wir in vollkommenster Waffenrüstung es tun können. Wir verlieren sonst unsre Position in Deutschland und kommen um Ehre und Reputation. Bisher war alles gut, aber zusehen sollen, wie Schritt für Schritt Frankreich Oesterreich niederwirft, ist aus preußischen Selbsterhaltungsgründen unmöglich.

Wir treten somit in ein andres Stadium der Politik, nicht herausfordernd oder beleidigend, aber bestimmt fragend und Einhalt vorerst ratend, um später, wenn es nichts hilft, mit allen Mitteln kategorisch einzutreten ...

Karl Anton.

*

Berlin, den 14. Mai 1859.

... Nächsten Mittwoch kommen König und Königin von Preußen aus Dresden in Sanssouci an. Ich werde nicht bei dem Empfang sein, weil es den König aufregen könnte. Am Donnerstag reist Prinzeß Viktoria zu einem Besuche nach England ab, ohne ihren Mann. Elle en est desolée. Bleibt vierzehn Tage.

Großfürstin Maria habe ich täglich gesehen. Elle n'a pas été très aimable pour moi, was mir aber ganz gleichgültig ist. Elle est venu faire de la propagande en faveur de la Russie. Vielleicht denkt sie an eine Verbindung mit ihrer Tochter und Prinz Albrechts Sohn. Elle est toujours belle et ressemble à son père. Son mari est très joli garçon.

Von Prinzeß von Preußen bekomme ich häufig Briefe; sie ist stets leidend und muß beinahe immer liegen. Es tut mir leid, daß sie mehr französisch gesinnt ist, als es gut ist. Man kann über die deutsche Exaltation denken wie man will, man darf sie aber nicht verurteilen, weil es eine ganz nationale Stimmung ist. — Die Situation Preußens ist wahrhaft scheußlich, man weiß sich kaum noch zu helfen und zu raten. Die Diskussion in unsern Kammern war großartig und imponierend. Es spricht sich zwar eine ernste Mißstimmung gegen Napoleon aus, wie nicht anders möglich nach seinen unklugen Manifesten und Tagesbefehlen, allein auch großer politischer Blick und Voraussicht. Man fühlt deutsch hier, aber mit Bewußtsein und nicht kindisch.

Digitized by Google

Der Abgang des Grafen Buol ist wahrscheinlich eine Konzession an Rußland. Wir wissen noch nichts Bestimmtes. Graf Rechberg ist aber leider sehr antipreußisch.

Mit der Reise nach Portugal ist es besser — verschieben. Am Vorabend eines möglichen Weltkrieges nach Portugal zu reisen, wäre nicht zu rechtfertigen. Stephanie wird es sehr natürlich und begreiflich finden. Wie könnte sich eine Frau und Mutter in solchem Momente von der Familie trennen? Der Mann und drei Söhne ziehen vielleicht ins Feld, da ist ja jede Trennung unmöglich. Wer kann wissen, außer der Vorsehung, wann der Kriegsfunken sich entzündet?

Karl ist sehr unglücklich, nicht zur reitenden Batterie versetzt zu sein. Er ist einstweilen bei der Haubitzbatterie eingeteilt. Es ist das eine Erfahrnis im praktischen Leben. Entre nous ist es mir lieber, denn eine reitende Batterie ist immer exponierter.

Karl Anton.

*

Berlin, den 15. Mai 1859.

... Der Kaiser von Oesterreich ist ebenfalls nach Italien; les deux Empereurs font se battre ensemble.

Der Tagesbefehl Napoleons ist sehr schlimm; er spricht von Arcolo, Lod und andern, alles Orte in der Lombardei. — Ich schicke Dir zur Informierung zwei Memoiren zum Lesen, die der Großherzog von Baden mir geschickt hat. Sende sie mir bald zurück. Sie werden Dich über manches orientieren.

Karl Anton.

*

Berlin, den 21. Mai 1859.

... Von der Prinzeß von Preußen wirst Du die Details über die Ankunft des Königspaares gehört haben; lese den Brief, den ich ihr hierüber geschrieben. La reine est très aigrie de tous les changements qu'elle a trouvé ici, surtout dans l'intérieur. Ich habe sie seit der Ankunft nicht mehr gesehen, geize auch gar nicht nach dieser Gunst. Charlottenburg ist terre fermée für jedermann, und nur der Prinz von Preußen ist dort gewesen.

Sage der Prinzeß nebst meinen Respektversicherungen, daß die Ablehnung Rußlands wegen einer preußischen außerordentlichen Mission nach Petersburg nur der Person des Grafen Münster gilt, nicht der Sache selbst, wie gestern nach dem Bismarckschen Telegramm zu verstehen gegeben war.

Karl Anton.

Bismarck war Gesandter in Petersburg.

*

Berlin, den 24. Mai 1859.

... Ich freue mich herzlich Deines Aufenthaltes in Baden und möchte auch etwas von dem Grün, Waldesduft und Bergreiz abbekommen. Inzwischen schleicht die Zeit daher, ohne große Ereignisse gebären zu können, denn es ist dies gerade unsre Kunst und Aufgabe, solche zurückzuhalten. Es ist ein schweres, vielleicht unglückliches Spiel für Preußen; denn wenn Oesterreich siegen sollte, so haben

Digitized by Google

wir einem Gefühlssturm in Deutschland alle unsre Haltung entgegenzusetzen. Wie lange es uns noch gelingen wird, kräftig zu widerstehen, ohne uns zu annullieren, weiß ich kaum zu bezeichnen. Soviel ist gewiß, daß die Könige von Bayern und Württemberg im Herzen nicht gegen uns sind, sondern nur aus Zwang dem Enthusiasmus ihrer Bevölkerungen nachgeben. Mit dem Großherzog von Baden ist es anders; er ist überzeugt et de bonne foi, er glaubt fest und steif an nahe Gefahren seitens Frankreichs.

Ich danke der Prinzeß von Preußen für ihren Brief, den ich morgen beantworten werde. Inzwischen lege ich mich ihr zu Füßen. Der König ist nach Potsdam. Es ist jedenfalls besser als Charlottenburg, weil ihn Potsdam oder Sanssouci mehr zerstreut und die Königin seine Befriedigung am Garten und Arrangements nicht durch andre Sachen wird stören wollen.

Wie ich in der Zeitung gelesen, hat man ja in Sigmaringen auch die „Kölnische Zeitung" verbrannt. Die Leute sind wie die großen Kinder.

Karl Anton.

*

Berlin, den 27. Mai 1859.

Den gestrigen Pfingstsonntag brachten wir, Karl und Fritz, in Wörlitz bei Dessau zu, wo ich ein langentbehrtes Luft- und Waldbad nahm. Eine hübsche und gelungene Partie!

Soeben komme ich von einer entscheidenden Sitzung aus Babelsberg zurück. Morgen wird die Armee mobil. Behalte die Nachricht bei Dir, bis Du sie durch den Telegraph erfährst.

Wir haben nun Krieg oder Frieden. Dazwischen gibt es nichts. Für den Moment kann ich unmöglich abkommen, aber da ich mein Kommando übernehme, so geschieht es bald; ich werde wenigstens längere Zeit bei Dir oder in Deiner Nähe verweilen können.

Nunmehr wird es mit Deiner Reise nach Portugal auch vorbei sein. Doch muß man das Beste hoffen. Karl Anton.

*

Berlin, den 1. Juni 1859.

Dom Luis ist gestern abend angekommen und von mir mit den drei Brüdern empfangen worden. Er ist im Hotel Royal abgestiegen und hat das Schloß abgelehnt. Er ist ein netter, gesunder, anfänglich sehr verlegener Junge, voll Lebenslust, klein, dick und gesundheitstrotzend. Er hat die besten Nachrichten von Stephanie mitgebracht. Heute Morgen war ich lange bei ihm; um 5 Uhr ist Galadiner bei Prinz von Preußen. Morgen Diner in Glienike bei Prinzeß Karl. Am Sonntag abend reist er ab, und zwar zuerst nach Koburg, und kommt Dienstag oder Mittwoch nach Düsseldorf. Du hast demnach noch alle Zeit, diese Woche ruhig in Baden zu bleiben ... Karl Anton.

Dom Luis war der Bruder des Königs Dom Pedro I., mithin Schwager der Königin Stephanie. Der „nette Junge" war geboren 1838, stand mithin

Digitized by Google

im einundzwanzigsten Lebensjahre. Er folgte seinem Bruder in der Regierung schon 1861 als Ludwig I. und starb 1889.

*

Berlin, den 12. Juni 1859.

Die wichtigsten Verhandlungen halten mich hier zurück; leider kann ich so bald nicht kommen, wie ich es wünschte, denn es handelt sich um die größten, folgenschweren Entschlüsse. Wohl hätte ich auf Sonntag kommen können, aber dann mußte ich zwei Nächte nacheinander fahren; denn Montag ist unaufschiebbares Konseil in Babelsberg beim Prinzregenten, wo ich notwendig dabei sein muß.

Heute mache ich mit Karl und Fritz eine Landpartie, um uns wenigstens ein kleines Pfingstvergnügen zu bereiten, nachdem ich um das große gekommen bin, Dich wiederzusehen! Karl Anton.

*

Berlin, den 2. Juli 1859.

... Dem König geht es eigentlich nicht gut, d. h. physisch schon recht, aber er war doch diese Tage ganz konfus. — Die Großherzogin Luise schrieb mir im Auftrage ihrer Mutter, da die arme Prinzeß es nicht konnte. Apropos, hast Du ihr geschrieben?

Die gegenwärtige Zeit ist die interessanteste und wichtigste. Wir stehen am Vorabend von Krieg oder Frieden! Letzterer hat aber doch mehr Chancen als ersterer, obgleich ersterer außerhalb des Bereichs der Möglichkeit nicht liegt. In Deutschland beginnt man sonderbarerweise sich sehr zu kalmieren, die Franzosenfresserei und der Triumphmarsch nach Paris erscheint ihnen doch als kein Kinderspiel mehr, und ich glaube, daß Preußen die deutsche Partie gewinnen wird. Natürlich gibt es für nichts eine Sicherheit des Erfolges. Mais nous avons gagné un immense change de succès en Allemagne. Ruhe und Konsequenz belohnen sich immer.

Jedoch ist die Armee nötiger als je; denn auch dem Uebermut muß man die Spitze bieten können, wenn er sich, was ich zwar nicht glaube, französischerseits geltend machen sollte.

Die Truppenmärsche sind auf acht Tage noch verschoben worden.

Soeben erfahre ich, daß Fürst Windisch-Grätz hierher kommt, sehr unangenehm, weil er en mission vom Kaiser von Oesterreich geschickt wird.

Karl Anton.

*

Berlin, den 5. Juli 1859.

Ich schreibe Dir diese Zeilen aus dem Neuen Palais bei Potsdam, da ich eine Stunde warten muß, bis die Essensstunde gekommen ist, indem wir zur Kaiserin eingeladen sind. Mit mir ist Prinz Adalbert und Prinz Georg — letzterer liest Voltairesche Randbemerkungen zu dem „Œuvres de Frédéric le Grand“ und stört mich jeden Augenblick ...

Gestern abend ist die Prinzeß von Preußen angekommen, ich sah sie einen

Digitized by Google

Augenblick auf der Eisenbahn; sie ist ruhig und gefaßt, aber sehr erschüttert innerlich. Heute nach dem Diner bei der Kaiserin gehe ich nach Babelsberg. Es ist das Potsdamer Leben ein großer Zeitverlust.

Ich schließe für jetzt meinen Brief aus dem Neuen Palais mit schlechter Feder und schlechter Tinte. Es soll nur ein Beweis sein, daß ich Deiner überall gedenke. Von Berlin schreibe ich Dir mehr, auch über die Politik.

Berlin (Fortsetzung), den 6. Juli 1859.

Gestern nach dem steifen Diner bei der Kaiserin bin ich zur Prinzeß von Preußen nach Babelsberg gefahren. Leopold kam auch hin zum Tee. Karl, der auch eingeladen war, war dienstlich verhindert. Die Prinzessin ist gefaßt, aber sehr schmerzlich berührt. Morgen geht sie nach Weimar zurück und sodann nach Koblenz.

Die Kaiserin sieht wie ein Gespenst aus, mit hohler Grabesstimme. Prinzeß Viktoria findet es ebenfalls. Sie wechselte mit mir nur ein paar Worte ohne alle Bedeutung.

Die politische Situation ist sehr ernst, doch neigen die Chancen zum Frieden. Man kann aber noch gar nichts verbürgen. Ich schreibe Dir eingehend, wenn ich Sicheres weiß.

Fürst Windisch-Grätz ist in seinem Auftreten tragisch und wirkt auf Gemüt und Herz. Uebrigens erleichtert es unsre Stellung, daß Oesterreich maßlose Ansprüche macht und vom Aufgeben seiner italienischen Besitzungen nichts wissen will, nicht einmal seinen Einfluß will es modifiziert wissen.

Oesterreich steht am Vorabend großer innerer Revolution; das Konkordat trägt hieran viele Schuld ... Karl Anton.

Die Mutter der Prinzeß Wilhelm von Preußen, die verwitwete Großherzogin Marie, war sehr krank. Sie starb am 23. Juni 1859.

(Fortsetzung folgt)

Verwundetenfürsorge im Kriege. — Lehren des Balkankrieges

Von

Generalarzt z. D. Dr. Georg Körting

I. Nach Beendigung des zweiten Balkankrieges. — Fragen

Das blutige Drama von 1912/13 auf der Balkanhalbinsel ist beendet. Die Erschöpfung an Menschen und Mitteln und das Dazwischentreten der unberührten Macht Rumäniens haben einen vorläufigen Frieden erzwungen. Nun rühren sich die Federn, um die Lehren dieses Krieges zu ziehen, wie nach jedem Feldzug üblich. Auch die Sachverständigen des Militärsanitätswesens sind an der Arbeit.

Digitized by Google

Mit vollem Recht und voller Zuständigkeit; da erstens die auf diesem Gebiet auftauchenden Fragen ein weit allgemeineres Interesse erregen als viele andern, und zweitens eine ganz ungewöhnlich große Zahl junger Aerzte neutraler Staaten auf dem Kriegsschauplatz tätig war: ratend, helfend und eintretend für das, was von den Kriegführenden versäumt war. Denn bei den bisher kleinen, nicht sehr kapitalkräftigen Staaten war das Mißverhältnis zwischen der außerordentlich umfangreichen Vorbereitung für den Kampf und der vorausschauenden Sorge für dessen Opfer groß, stellenweise ungeheuerlich. Das internationale Rote Kreuz feierte die glänzendste Leistung seit seinem Bestehen. Wie ein Magnet das Eisen anzieht, so zog der Kriegsschauplatz die Chirurgen aus aller Welt an, und wir sahen mit Staunen, daß fast die gesamte Krankenpflege hinter der Front bei allen Kriegführenden in den Händen der Vertreter der internationalen freiwilligen Hilfsgesellschaften lag. Diese Erscheinung war in solchem Umfang etwas Neues und erregte daher die Aufmerksamkeit nicht bloß der Fachleute. Tagespresse und Fachzeitschriften, namentlich die weitverbreitete Vereinszeitschrift „Das Rote Kreuz", brachten eingehende Berichte von Augenzeugen über Zustände auf den Etappenlinien und in den Kriegslazaretten. Die Tagespresse tat das um so mehr und kritischer, als ihre Berichterstattung vom Kampffelde selber durch die Kriegführenden im eignen Interesse unterbunden war. Es wurde in weiten Kreisen bekannt, als ein Wiener Professor, der zur Eindämmung der Cholera nach Bulgarien berufen war, auch bei uns anklopfte, um zu internationalen Abmachungen über Seuchenschutz und Seuchenbekämpfung anzuregen, nachdem er sich von den unzureichenden Vorkehrungen am Balkan selbst überzeugt hatte. Aufmerksamen Lesern der Mitteilungen der Kriegsteilnehmer entging der eigentümliche Umstand nicht, daß in den Berichten aus den einzelnen Lazaretten überaus selten von verwundeten Kriegsgefangenen die Rede war, obwohl es auf der Hand liegt, daß der Verlierende immer einen Teil seiner Verwundeten dem Gegner überlassen muß — mehr oder weniger, je nach der Leistungsfähigkeit des Sanitätswesens. Eindrucksvoll trat dem ungarischen Delegierten Fenyes (Tagebuch eines Mannes vom Roten Kreuz, Berlin 1913) die Tatsache entgegen, daß türkische Verwundete in den von ihm besuchten Lazaretten selten waren. Er deutet an, was bald offen behauptet wurde, daß man sich ihrer oft schon auf dem Schlachtfelde summarisch entledigt habe. Aus dem zweiten, viel entmenschter geführten Kriege wurden ähnliche Dinge berichtet.

Das erregte bei allen Kulturvölkern die öffentliche Meinung; namentlich in Deutschland, wo es kaum eine Familie gibt, die nicht irgendeinen Verwandten oder Freund in der Armee oder Flotte hat. Daher kann es nicht überraschen, daß, ohne eingehende Kenntnis der Balkanvölker, Fragen aufgeworfen wurden, in denen die Befürchtung für die eignen Lieben ihren Ausdruck fand:

Wie ist in einem großen europäischen Kriege für unsre Verwundeten gesorgt? Auch für die, die dem Gegner in die Hände fallen?

Was kann auf internationalem Wege geschehen, um den Bestimmungen des von allen Nationen angenommenen Genfer Abkommens erhöhte Achtung

Digitized by Google

zu verschaffen? Ist eine Erweiterung des Abkommens über die Festsetzungen von 1906 erwünscht?

Sind internationale Abmachungen erwünscht oder möglich, um die Ausstattung der Feldsanitätsformationen mit Verbandmitteln, Transport- und Lagergerät gleichartig und so reichhaltig zu gestalten, daß dabei auf die Verwundeten des Gegners von vornherein gerücksichtigt wird?

Gern folge ich der Anregung seitens der Leitung dieser Zeitschrift, diese Fragen einmal auf ihre Berechtigung zu untersuchen.

Mehr wie einmal in unsrer Zeit war das Deutsche Reich dem Kriegsausbruch nahe. Wir können uns darüber nicht im unklaren sein, daß wir durch die glänzende Entwicklung Deutschlands seit 1871 den Neid vieler erregt haben und aus diesem wie aus andern Gründen das bestgehaßte Volk der Erde sind. Feindliche Nachbarn wie verschiedene unter dem deutschen Zepter lebende, mehr oder weniger angenehme Nationalitäten warten seit langem nur auf einen unglücklichen Krieg Deutschlands, um dem Reich ein Ende zu bereiten bzw. ihre zurzeit hochverräterischen Bestrebungen auf Losreißung von Deutschland in die Wirklichkeit umzusetzen. Jede internationale Verwicklung kann — das haben wir nun oft genug erlebt — uns in Mitleidenschaft ziehen. Wir müssen daher um unsrer Selbsterhaltung willen die schwere Rüstung einer gewaltigen Wehrmacht weitertragen. Aus gleichen Gründen hat aber auch die ganze Bevölkerung ein Interesse daran, zu wissen, wie sich das Los des Kriegers gestaltet, der, seiner Pflicht getreu, verwundet auf der Walstatt niedersinkt oder im Felde erkrankt.

Darauf geben uns eine vergleichende Betrachtung des Feldsanitätswesens der Großstaaten und die Sanitätsgeschichte des letzten Krieges die Antwort.

Nicht immer war das Interesse für diese Dinge allgemein rege. Ich entsinne mich nicht, daß während des Buren- oder Spanisch-Amerikanischen oder Russisch-Japanischen Krieges ähnliche Fragen aufgetaucht wären. Begreiflich. Damals war von einem Auftreten des internationalen Roten Kreuzes in dem Umfange nicht die Rede, der 1912/13 die Aufmerksamkeit weiter Kreise auf sich gezogen hat. Die Amerikaner, Engländer, auch die Italiener im Tripoliskriege waren in der meiner Ansicht nach einzig richtigen Lage, die angebotene Hilfe der Neutralen höflich, aber bestimmt abzulehnen. Die Japaner machten einen sehr beschränkten, die Russen einen etwas weitergehenden Gebrauch davon. Für die eignen Verwundeten und Kranken jener Mächte sorgten das Militärsanitätswesen und die nationalen freiwilligen Hilfsgesellschaften ausreichend; die Verwundeten des Gegners fanden den selbstverständlichen Schutz der Genfer Konvention und entbehrten nicht sachgemäßer Behandlung und Pflege. Der Kulturzustand der Kriegführenden und ihre sanitäre Vorbereitung schlossen Fragen aus, die sich aufdrängten, als die vom Balkan gemeldeten Scheußlichkeiten weite Kreise erregten.

Digitized by Google

II. Kriegssanitätsdienst und Genfer Konvention

Zum Verständnis des Weiteren ist es nötig, auf die Grundsätze einzugehen, nach denen bei den großen Militärmächten das Feldsanitätswesen eingerichtet ist und betrieben wird. Wir werden dann sehen, welche Abweichungen im Balkankriege hervortraten und was daraus gelernt werden kann. Die Gelegenheit, mich hierzu zu äußern, ist mir um so willkommener, als ich in langer Erfahrung gesehen habe, wie wenig die Allgemeinheit mit der Sanitätsorganisation vertraut ist, von der im Kriege eine hohe Leistung gebieterisch gefordert wird.

Es ist wesentlich das Verdienst der deutschen Heeresleitung, daß auf diesem Gebiet der Geheimnistuerei ein Ende gemacht wurde. Unsre Kriegssanitätsordnung von 1878 war die erste, die sofort dem Buchhandel freigegeben wurde, die sich der Kenntnisnahme und Kritik frei darbot. Der Gesichtspunkt war, die Errungenschaften der Heilwissenschaft und der daraus gezogenen organisatorischen Folgerungen, die Vervollkommnungen des Heilapparates, der Ausrüstung usw. zum Gemeingut aller Nationen zu machen, um jeden Fortschritt den Verwundeten allen Kriegführenden zugute kommen zu lassen. Die Kriegssanitätsordnung von 1878 hat den meisten auswärtigen Staaten zum Muster gedient und sich u. a. im ostasiatischen Kriege auf japanischer Seite voll bewährt. Die jetzt geltende Ordnung von 1907 hat an den Grundlinien nichts geändert. Das Muster, wie es sich in allen großen Armeen herausgebildet hat, ist im wesentlichen folgendes:

Wir unterscheiden zwischen dem Dienst erster Linie, im Operationsgebiet; dem zweiter Linie, im Etappengebiet; dem dritter Linie, im Heimatsgebiet. Der gesamte Dienst erster Linie hat zum Ziel, große Massen plötzlich zusammenströmender Verwundeter schnell so zu versorgen, daß sie transportfähig werden. Die fechtenden Armeen müssen von dem Abfall befreit, die Verwundeten selbst unter Verhältnisse gebracht werden, die ihre ungestörte Herstellung sichern. Jeder Angehörige des Heeres führt bei sich eine kleine Menge von Verbandmitteln in staub- und wasserdichter Hülle, die sog. Verbandpäckchen, in deren Handhabung er unterwiesen wird. Das genügt für den ersten Verband kleinerer Wunden, wie die meisten Gewehrschußwunden äußerlich sind. Gewehrschußwunden sind 85 bis 90 Prozent aller Kriegsverletzungen. Von den Truppenärzten werden in der Nähe der Gefechtslinie Truppenverbandplätze (Hilfsplätze) in irgendeiner einigermaßen schützenden Bodensenkung errichtet, mit Hilfe des Verband- und Schienenmaterials, das die Sanitätsmannschaften und die kleinen Truppensanitätswagen führen. Dort sammeln sich die Verwundeten, bis das zeitweilige oder endgültige Aufhören des Feuers ihre Fortschaffung durch Truppenkrankenträger und mit Hilfe der Krankentragen erlaubt. Nimmt ein Kampf an Umfang zu, so treten Sanitätskompagnien (Ambulanzen, Divisionssanitätsanstalten, Divisionslazarette), gewöhnlich drei beim Armeekorps, in Tätigkeit; dazu gehören in mehr oder weniger organischem Zusammenhange Krankenträgerabteilungen mit einer reicheren Ausrüstung an Tragen; außerdem Krankenwagen, meist für je vier liegende Verwundete. Bei uns hat jede Sanitätskompagnie acht solcher

Digitized by Google

Wagen, auf denen je neun Tragen fortgeschafft werden, und 224 Krankenträger. Die Sanitätskompagnie errichtet außerhalb des Feuers — 1 bis 2 Kilometer rückwärts — den Hauptverbandplatz, auf dem die Sonderung, genauere Versorgung und Expedition der von den Hilfsplätzen oder unmittelbar aus der Feuerlinie zuströmenden Verwundeten geschieht. Eine reiche Ausstattung an Verbandmitteln und Schienen resp. Gips ermöglicht die Versorgung für den weiteren Transport; 15 Prozent der Verwundeten können in der Regel nicht alsbald befördert werden; ein Zehntel von diesen ist in den ersten Stunden dem Tode verfallen. An jedem Verwundeten wird ein Wundtäfelchen befestigt, das über die Wunde, ihre Versorgung, über Transportfähigkeit Aufschluß gibt. Es bewahrt den Mann vor überflüssigem Verbandwechsel, der von fachmännischer Seite heute für schädlich angesehen, von den Verwundeten immer noch gefordert wird. Freund und Feind werden gleichmäßig behandelt; unter Kulturvölkern gilt der kampfunfähige Gegner nicht mehr als Feind. Jede Partei bestrebt sich aber heute, ihre Verwundeten nach Möglichkeit mitzunehmen, auch bei Völkern, denen Grausamkeit gegen Verwundete fern ist. Denn bei der aseptischen Wundbehandlung und der Geringfügigkeit vieler Weichteilverletzungen durch Kleingewehr wird ein sehr großer Teil der Verwundeten in wenigen Wochen wieder für den Frontdienst verwendungsfähig; diese Leute dem Gegner als Kriegsgefangene zu überlassen, liegt nicht im Interesse der Kriegführung. Es wird heute kaum wieder vorkommen, daß der Sieger nahezu alle Verwundeten des Gegners übernehmen muß, was in früherer Zeit nicht selten der Fall war. So z. B. wir bei Königgrätz 1866. Anderseits haben die Russen während der zehntägigen Schlacht bei Mukden, 1. bis 10. März 1905, fast alle ihre Verwundeten, über 50000, auf einer eingleisigen Bahn aus dem Bereich der Japaner gebracht.

Die von den Verbandplätzen fortgeschafften, noch nicht zum Heimtransport geeigneten Verwundeten, etwa 35 Prozent, werden in der Nähe des Schlachtfeldes von Feldlazaretten aufgenommen. Wir haben zwölf beim Armeekorps, zu je 200 Betten, aber erweiterungsfähig. Die Zahl wechselt bei den großen Armeen nicht unerheblich; indessen ist die Kopfstärke ja auch verschieden; die Erweiterungsfähigkeit ist überall vorgesehen. Von diesem in den meisten Armeen üblichen Schema des Dienstes erster Linie weichen die französische und griechische (meines Wissens auch die Schweizer) Kriegssanitätsordnung insofern ab, als sie seit 1910 die Sanitätskompagnien und Feldlazarette abgeschafft und durch kleine, sehr bewegliche Hilfseinheiten ersetzt haben. Ambulanzen (acht beim Armeekorps) etablieren die Verbandplätze und erweitern sich nach Bedarf auf der Stelle zu Feldlazaretten, indem sie eine der sechs Hospitalsektionen heranziehen, die reine Verwaltungseinheiten sind und Gerät für 100 Lagerstellen nebst Zubehör führen. Die liegenbleibende Ambulanz wird dann bei den vormarschierenden Truppen durch eine andre ersetzt, bis sie durch Abtransport ihrer Verwundeten wieder frei wird.

Ein umfängliches Transportwesen setzt schon in der ersten Linie ein, indem Krankenwagen, Automobile, ja unter Umständen hier schon Eisenbahnen

Digitized by Google

die Wegschaffung der Verwundeten einleiten. Alle schwerer Verletzten werden den im Etappengebiet errichteten Kriegslazaretten zugeführt, die unter recht verschiedenen Namen in allen Armeen vorbereitet werden. Der weitere Rücktransport geschieht dann unter möglichster Ausnutzung von Eisenbahnen und Wasserstraßen. Sanitätszüge und Schiffe aller Art, vom Lastkahn bis zum eleganten Personendampfer, dienen diesem Zweck mit teils vorbereiteten, teils erst im Gebrauchsfalle eingebauten Lagerungs- und Wirtschaftsvorkehrungen. Im Etappengebiet hinter der Armee ist ferner der Mittelpunkt der gesundheitlichen Fürsorge. Eigne hygienische Berater für die Militärärzte werden angestellt; ansteckende Kranke werden in besonderen Anstalten, Seuchenlazaretten, zurückgehalten. Die Schutzpockenimpfung wird an Kriegsgefangenen vollzogen: alles Maßnahmen, mit denen einer Verseuchung des Heimatsgebietes vorgebeugt werden soll, die uns 1866 durch Cholera, 1871 durch Pocken schwer belastete. Große Etappensanitätsdepots vermitteln die Ergänzung der massenhaft verbrauchten Verband-, Erquickungs- und Desinfektionsmittel, Arzneien und Geräte zur Krankenpflege. Diese Depots ergänzen sich aus Sammelstationen im Heimatsgebiet. In diesem endlich finden die vielen Tausende von Verwundeten und Kranken, die langer Behandlung und nachwirkender, besonderer Pflege bedürfen, ihre dauernde Versorgung. Außer den schon vorhandenen Krankenanstalten wird jedes geeignete öffentliche Gebäude zum Reservelazarett; die Zahl der vorhandenen Genesungsheime (bei uns zurzeit achtzehn im Bereich der Armee) vermehrt sich um viele Sanatorien, die schon im Frieden bestehen und gern für den Kriegszweck angeboten werden. An den Bahnhöfen und Wasseranlegestellen treten Verband- und Erfrischungsstellen in Tätigkeit. Ihre Zahl kann sich auf Hunderte belaufen; ihre Wirksamkeit hört erst mit Beendigung des Krieges auf. Die private Wohltätigkeit findet auf ihnen ein reiches Betätigungsfeld.

Dem hier in flüchtigen Umrissen gezeichneten Betriebe des militärischen Sanitätswesens tritt eine sehr umfangreiche freiwillige Krankenpflege zur Seite. In allen Kulturländern bereitet sie in sorgfältiger Friedensarbeit die Leistungen vor, die ihr zur Unterstützung des Heeres- bzw. Flottensanitätsdienstes im Kriege zugewiesen sind. Ihr gemeinsames Abzeichen bei den christlichen Völkern, Japanern und Chinesen ist das rote Kreuz im weißen Felde; kein christliches Symbol, sondern das in den Farben umgekehrte Wappen der Schweiz, von der die Organisation 1864 ausging. In einigen etablierten Lazaretten der vorderen Linie, in allen Krankenanstalten des Etappen- und Heimatsgebietes, im gesamten Transportwesen, im Depotdienst, auf allen Verband- und Erfrischungsstellen ist die freiwillige Hilfe heute unentbehrlich. Sie stellt durch die Ritterorden (Johanniter, Malteser, Georgsritter) und Vereinsvorstände ein großes Personal an Leitern (Delegierten); durch die Sanitätskolonnen Tausende von Krankenträgern, Pflegern, Depotarbeitern und Beamten. Ihr weibliches Personal umfaßt in weltlichen und religiösen Gemeinschaften Tausende von ausgebildeten Krankenschwestern, die zunächst für den fachtechnischen Pflegedienst am Krankenbett bestimmt sind. Außerdem sind zahlreiche Hilfsschwestern und eine

Digitized by Google

unbestimmte Zahl von Helferinnen den Vereinen, namentlich dem Vaterländischen Frauenverein, angegliedert, von denen sie ausgebildet werden. Sie stehen für die Haushaltungstätigkeit und, neben den Schwestern, für die Krankenpflege in den staatlichen wie eignen Krankenhäusern und Genesungsheimen zur Verfügung. Auch finden sie bei der Herstellung der Verbandmittel, bei feineren Depotarbeiten, bei der Korrespondenz der Kranken Verwendung. Eingeordnet in den militärischen Kriegssanitätsdienst, arbeitet die freiwillige Krankenpflege bei uns im Kriege durchaus im Rahmen der bewaffneten Macht; auch für ihre im übrigen völlig selbständige Friedensvorbereitung empfängt sie die leitenden Gesichtspunkte vom Kriegsministerium, während sie in ihrer reichen Wohlfahrtsarbeit im Frieden lediglich eignem Ermessen folgt. Depots des Roten Kreuzes sichern den ersten Bedarf an Sachen für die Vereinslazarette und Eisenbahnsanitätszüge, die die freiwillige Krankenpflege selber aufstellt und dem Heere darbietet. Eine vom Kaiser vollzogene Dienstvorschrift regelt im deutschen Heere das ganze Verhältnis zur Armee. Aehnlich ist die Stellung in Rußland, England, Frankreich, Japan. Oesterreich-Ungarn und Italien gehen weiter, indem sie der freiwilligen Hilfe die Aufstellung eines Teiles der Heeressanitätsformationen für den Krieg übertragen.

Ansätze zu freiwilliger Hilfe und zur Schonung der feindlichen Verwundeten finden sich vereinzelt bereits in früheren Kriegen, z. B. im Siebenjährigen. Der erste Staat, in dem eine Art Organisation ins Leben gerufen wurde, war Preußen, 1813, unter der hochherzigen Beteiligung der Prinzessin Marianne. Aber die Sache erlosch mit dem Kriege und wurde erst 1864 zu neuem Leben erweckt. Erst die Genfer Konvention, eines der größten Wohlfahrtswerke aller Zeiten, gab den Anstoß zur dauernden Errichtung freiwilliger Hilfsgesellschaften, deren Hauptziel die Unterstützung des Heeressanitätswesens im Kriege ist. Die erste Idee war die einer durchaus internationalen Hilfe. Der Schweizer Henry Dunant, dessen Kopf sie entsprang, ging 1859 nach der Lombardei, um Oesterreichern, Italienern und Franzosen zu helfen. Das Elend von Solferino gab den Anstoß zu den nächsten Schritten Dunants, deren weitere Folgen unter der tatkräftigen Einwirkung der Schweizer Regierung zutage traten. Manches Vorurteil war zu überwinden; aber das schnelle Eintreten König Wilhelms I. und Napoleons III. für den großen humanen Gedanken ebneten den Boden für die Durchführung. In der Konvention von 1864, der bis 1868 alle Kulturstaaten beitraten, wurde die Unverletzlichkeit des militärischen Sanitätspersonals, der Verbandplätze und Sanitätsdepots ausgesprochen. In mehreren Konferenzen wurden später die Bestimmungen erweitert, z. B. auf Hospitalschiffe im Seekriege ausgedehnt. Die letzte Durchberatung von 1906 hatte als wichtigstes Ergebnis die Annahme des Schutzes für die freiwilligen Hilfsgesellschaften.

Die Bestimmungen der Genfer Konvention sind nicht so in die Kenntnis der Bevölkerung eingedrungen, wie sie es verdienen und wie sie es nach Art. 26 der Konvention sollten. Das beweist schon ein Teil der eingangs angeführten Wünsche und Fragen. Aus diesen Gründen ist es zum Verständnis

Digitized by Google

des weiteren notwendig, die wichtigsten Festsetzungen auszugsweise hier wiederzugeben:

Art. 1. Militärpersonen und andre den Heeren dienstlich beigegebene Personen, die verwundet oder krank sind, sollen ohne Unterschied der Staatsangehörigkeit von der Kriegspartei, in deren Händen sie sich befinden, geachtet und versorgt werden. Die Kriegspartei, die gezwungen ist, Kranke oder Verwundete dem Gegner zu überlassen, soll, soweit es die Kriegslage gestattet, einen Teil ihres Sanitätspersonals und -materials zurücklassen, um zu deren Versorgung beizutragen.

Art. 2. ... Verwundete und Kranke eines Heeres, die in die Hände des Gegners fallen, sind Kriegsgefangene; ... es steht aber den Kriegsparteien frei, Ausnahmebestimmungen zu vereinbaren, z. B. die nach einem Kampf auf dem Schlachtfelde gebliebenen Verwundeten sich gegenseitig zurückzugeben; Verwundete und Kranke, nachdem sie beförderungsfähig geworden oder geheilt sind, in ihre Heimat zurückzuschicken oder sie einem dazu bereiten neutralen Staate zu übergeben zur Internierung bis zum Ende der Feindseligkeiten.

Art. 3. Nach jedem Kampf soll die das Schlachtfeld behauptende Partei Maßnahmen treffen, um die Verwundeten aufzusuchen und sie gegen Beraubung und schlechte Behandlung zu schützen.

Art. 4 behandelt die Verpflichtung zur Feststellung der Persönlichkeiten Gefallener und Verwundeter sowie Mitteilung darüber; ferner die Ueberweisung des persönlichen Eigentums Gestorbener oder Gefallener an die Landesbehörden und weiter an die Angehörigen.

Art. 6. Die beweglichen Sanitätsformationen (also Ambulanzen, Feldhospitäler, Sanitätszüge usw.) und die stehenden Krankenanstalten (z. B. Kriegslazarette, Sanitätsdepots) sollen von den Kriegsparteien geachtet und geschützt werden.

Art. 9 setzt den Schutz des Sanitätspersonals und der Feldprediger fest. Beide sollen nicht als Kriegsgefangene behandelt werden.

Art. 10. Das in den Sanitätsanstalten der Heere beschäftigte Personal der freiwilligen Hilfsgesellschaften genießt denselben Schutz. Jeder Staat soll dem andern schon im Frieden oder zu Beginn des Krieges die Namen der zugelassenen Gesellschaften mitteilen.

Art. 11. Gleiche Mitteilung ergeht, wenn ein Staat Hilfsgesellschaften eines neutralen Staates zuläßt.

Art. 12. Die zu 9 bis 11 bezeichneten Personen setzen, wenn sie in die Hände des Feindes fallen, ihre Verrichtungen unter dessen Leitung fort. Werden diese Personen nicht mehr beschäftigt, so sollen sie zu ihrem Heere oder in die Heimat zurückgeschickt werden. Ihre Habseligkeiten, die Privateigentum sind, dürfen sie mitnehmen.

Art. 14 bis 16 handeln von dem Schutz, den die Sanitätsausrüstung der vorgedachten Sanitätsformationen und Hilfsgesellschaften genießen soll. Desgleichen von dem Schutz der Gebäude, in denen Verwundete und Kranke sich befinden.

Art. 18 bis 23. Sanitätsformationen und Hilfsgesellschaften führen die Flagge ihrer Partei und die Genfer Flagge: das rote Kreuz im weißen Felde. Sanitätsformationen usw., die in feindliche Hände fallen, führen nur die Rote-Kreuz-Flagge.

Art. 25. Die Oberbefehlshaber der kriegführenden Heere haben für die Ausführung der vorstehenden Artikel zu sorgen.

Art. 26. Die an dem Abkommen beteiligten Regierungen treffen die erforderlichen Maßnahmen, um die bezüglichen Bestimmungen ihren Truppen ... und der Bevölkerung bekannt zu machen.

Art. 28. Dieselben Regierungen verpflichten sich, Beraubung und schlechte Behandlung der Verwundeten und Kranken mit Strafe zu belegen.

Digitized by Google

Schließlich wurde vereinbart, binnen fünf Jahren nach der Unterzeichnung des Abkommens gegenseitige Mitteilung über die Maßnahmen zu machen, die zur Durchführung der Bestimmungen getroffen seien.

Das Abkommen über die Gesetze und Gebräuche des Landkrieges vom 18. Oktober 1907 verbietet in Art. 23 c die Tötung und Verwundung wehrloser Feinde; in Art. 25 die Zerstörung unverteidigter Wohnstätten; in Art. 47 die Plünderung; in Art. 56 die Beschädigung von gottesdienstlichen Anlagen, Wohlfahrtseinrichtungen und geschichtlichen Denkmälern.

Es sei vorweg bemerkt, daß alle Balkanstaaten diese beiden Abkommen angenommen hatten.

Es erübrigt, einen Blick auf das Sanitätspersonal und -material zu werfen, auf das die Opfer des Krieges angewiesen sind, die mit dem Leben davonkommen. Die Träger des Sanitätswesens sind vor allem die Aerzte. Während noch vor wenig mehr als einem Jahrhundert ein starker Gegensatz zwischen den vornehmen Internen und den minder geachteten Chirurgen bestand, gibt es heute in allen Heeren, wie im Zivil, nur eine Klasse studierter Aerzte. Bei der Entwicklung des Verkehrs ist jedes Forschungsergebnis bald an allen Lehrstätten bekannt; die Ausbildung erfolgt in den Kulturstaaten überall im großen und ganzen nach gleichen Grundlinien. Gleichwohl ist — wie wieder der Balkankrieg gezeigt hat — der Wert der Lehrer wie der Schüler nach den Nationalitäten recht verschieden. Die Militärärzte des aktiven Dienststandes werden in den Großstaaten entweder schon als Studenten in besonderen Akademien vorgebildet (Preußen, Rußland, Frankreich) oder sie genießen alsbald nach ihrer Annahme besondere Ausbildungskurse (Oesterreich, England, Vereinigte Staaten). Eine praktische kriegschirurgische Ausbildung kann natürlich nur in einem Feldzuge gegeben werden; aber im Frieden soll wenigstens so viel erreicht werden, daß die Aerzte gegebenenfalls imstande sind, sich schnell in den besonderen Aufgaben des Krieges zurechtzufinden. Mit der heute so wichtigen Militärhygiene steht es insofern günstiger, als der Kampf gegen übertragbare Krankheiten niemals aufhört und in den großen Staaten durch hygienische Institute wie durch ein Heer von Medizinalbeamten dauernd geführt wird. Die praktische Schulung für das, was der Krieg fordert, ist also immer vorhanden. Die Durchschnittshöhe der Ausbildung in Chirurgie wie Hygiene wird außerdem sowohl bei den aktiven Militärärzten wie bei denen des Beurlaubtenstandes durch Fortbildungskurse gefördert, und endlich werden bei den Großstaaten Spezialisten von Ruf, Universitätslehrer, schon im Frieden als Fachbeiräte für den Krieg verpflichtet: konsultierende Generalärzte, beratende Hygieniker. Ihr höheres Wissen kommt dann den Aerzten im Felde und dadurch auch den Verwundeten und Kranken weithin zugute. Alles das kostet aber viel Geld. Kleinere Staaten stehen darin zurück, namentlich wenn sie, wie Bulgarien, Serbien, Montenegro, keine Universität haben. — Noch ein andrer Umstand bedingt eine nicht unerhebliche Ungleichheit der ärztlichen Leistungen: das Lebensalter. So sehr die Zahl der Aerzte in den wohlhabenden, dichtbevölkerten Kulturzentren gewachsen ist, so ist doch die Besetzung aller Kriegsstellen nicht leicht; wieviel schwerer

Digitized by Google

wird sie in dünn bevölkerten armen Staaten. Jedes Sanitätskorps vervielfältigt seine im Frieden vielleicht ausreichende Kopfstärke mit ausgesprochener Mobilmachung bedeutend; sowohl durch die vermehrte Truppenzahl wie durch die dann aufzustellenden besonderen Formationen. Es muß also auf ältere Jahrgänge des Beurlaubtenstandes zurückgegriffen werden. In Preußen z. B. umfaßt das Sanitätskorps der Reserve und Landwehr mehr als zwanzig Jahrgänge, in andern Ländern noch mehr. Da außer den noch dienstpflichtigen Aerzten hinter dem Heere, im Etappen- und Heimatsgebiet, im staatlichen Dienst wie in dem des Roten Kreuzes, bei Heilanstalten aller Art eine Menge älterer reaktivierter Militär- oder freiwillig eintretender Zivilärzte angenommen wird, so bedingt der Unterschied des Lebens- wie Berufsalters schon eine unter Umständen recht bedeutende Verschiedenheit der Anschauungen, Erfahrungen und Leistungen, namentlich in einer Zeit so überstürzender Fortschritte, wie wir in wenigen Jahrzehnten erlebten. Der Unterschied wird dadurch noch größer, daß im Kriege auch Aerzte in der Wundbehandlung oder Seuchenbekämpfung Verwendung finden müssen, die sich im Frieden mit fernerliegenden Spezialitäten beschäftigten, wie Kinderheilkunde, Geburtshilfe, als Badeärzte u. dgl. Darum ist die Forderung einer kurzen, klaren Zusammenfassung der Grundsätze für die erste Versorgung der Verwundeten in Form einer Instruktion für die Aerzte begreiflich. Schon v. Bergmann sprach das vor zehn Jahren aus; der russische Generalarzt Wreden gab in der Mandschurei seinen Aerzten eine solche Dienstanweisung; die österreichisch-ungarische Armee besitzt eine dienstlich eingeführte; wir haben einige Hinweise in der Kriegssanitätsordnung von 1907. Eine derartige Schablone war nicht möglich, solange die operative Tätigkeit und Fertigkeit auf den Verbandplätzen eine besondere Rolle spielte. Die ist dort durch den Triumph der erhaltenden Chirurgie nach Einführung der anti- resp. aseptischen Wundbehandlung zurückgetreten; die Gliedabsetzungen z. B. sind von 17 Prozent bei uns 1870/71 auf 0,5 Prozent bei den Russen 1904/05 zurückgegangen. Heute handelt es sich in der vorderen Linie nur um ein kunstgerechtes und schnelles Verpacken der Massen von Verwundeten für den Rücktransport. — Dazu ist eine Gleichartigkeit des Handelns der Aerzte aller Armeen von besonderer Wichtigkeit. Denn von einem guten ersten Verbande wird das Los der gewaltigen Mehrzahl der Verwundeten bestimmt. Hier haben wir einen der Punkte, der internationalen Vereinbarungen zugänglich sein würde. (Schluß folgt)

Digitized by Google

Die Konservierung der Nahrungsmittel vom Standpunkt der Gesundheitspflege[1]

Von

Prof. Dr. K. B. Lehmann

Vorstand des Hygienischen Instituts Würzburg

Von den zahllosen Verbindungen, welche die moderne Chemie von den Elementen Kohlenstoff, Wasserstoff, Sauerstoff, Stickstoff und Schwefel aufgefunden und selbst aufgebaut hat, kommen für unsre Ernährung nur die drei Gruppen der Eiweißkörper, der Fette und der sog. Kohlehydrate (Stärke und Zuckerarten) als Nahrungsstoffe in Betracht. Nur sie vermögen unserm Körper Spannkräfte zuzuführen, nur sie setzen in mannigfacher Kombination unsre Nahrungsmittel zusammen. Die Chemie kann heute manche dieser Stoffe künstlich herstellen, niemals vermögen aber die Kunstprodukte bisher mit den billigen Naturprodukten aus dem Tier- und Pflanzenreich wirtschaftlich zu konkurrieren; wie unsre ältesten Vorfahren sind wir auf Fleisch, Milch, Eier und Pflanzenstoffe aller Art angewiesen.

Es wäre aber ganz falsch, wenn wir uns vorstellen wollten, daß nur der Mensch und die höheren Tiere Interesse an diesen Nahrungsmitteln hätten; nein, wichtige, ungemein verbreitete Klassen von Pflanzen sind für ihre Entwicklung auf die gleichen Nahrungsstoffe angewiesen wie der Mensch und machen ihm diese Nahrung mit allen Mitteln streitig. Diese Konkurrenten der Menschen sind die Bakterien und Schimmelpilze, die wir unter dem Begriff pflanzliche Mikroorganismen oder Kleinlebewesen zusammenzufassen pflegen. Haben sie eine Nahrung befallen, dann nennen wir die Nahrungsmittel „infiziert", und wenn die Entwicklung fortschreitet und wir Rasen der Kleinlebewesen sehen oder die auch bei diesen Geschöpfen meist übelriechenden und übelschmeckenden Stoffwechselprodukte erkennen können, sprechen wir von „gesäuert", „verdorben", „zersetzt", „faul" usw. Das Problem der Erhaltung der Nahrungsmittel, die Nahrungsmittelkonservierung, läßt sich also wissenschaftlich dahin definieren, daß der Kulturmensch den Kampf mit den zurzeit wichtigsten Konkurrenten um die Nahrungsstoffe, den Kleinlebewesen, mit Energie aufnehmen und siegreich durchführen muß, wenn er sich die kostbare Nahrung sichern will.

Aehnliche Kämpfe führte der Mensch früher mit den wilden Tieren, dem Rotwild, das die Saaten aufzehrte, dem Raubzeug, das die Herden bedrohte; er führt ihn heute gegen die zahlreichen forst- und kulturschädlichen Insekten und höheren Pilze, von denen ich nur die drei Rebenfeinde, die Reblaus, den falschen Meltau und den Heu- und Sauerwurm nennen will. Bedrohen diese

[1] Vortrag, gehalten im November 1912 im Württembergischen Frauenverein vom Roten Kreuz für die Kolonien.

Digitized by Google

Feinde mehr die Produktion der Nahrungsmittel, so sind die Kleinlebewesen Bakterien und Schimmel besonders als Zerstörer fertiger Nahrungsmittel zu fürchten.

Wie in jedem Krieg, so dürfen wir auch in diesem nur dann hoffen zu siegen, wenn wir unsre Feinde richtig kennen, einerseits ihre Schwächen und schwachen Punkte auskundschaften, anderseits ihre Stärke nicht unterschätzen. Ratlos standen wir ihnen gegenüber, ehe sie genügend erforscht waren. Sie kennen, bedeutete eine mächtige Forderung ihrer Bekämpfung und die Millionen, die für die wissenschaftlichen Forschungsinstitute ausgegeben worden sind, kommen längst jährlich in verzehnfachtem Maße dem Vermögen der Kulturvölker zugute. Dies mögen alle bedenken, die über die stets steigende Summe der Aufwendungen für unsre Hochschulen seufzen. — Was sind nun die Eigenschaften unsrer kleinen Feinde? Wir haben zunächst Schimmelpilze und Bakterien zu unterscheiden. Schimmelpilze stellen sehr zierliche Formen dar, die man schon mit einer starken Lupe ziemlich deutlich erkennen kann. Sie haben die besondere Eigenschaft, noch auf ziemlich trockenem Boden (bei zirka 20 Prozent Wasser) gedeihen zu können und leicht in all ihren Formen durch Hitze getötet zu werden. Im allgemeinen bevorzugen sie saure Nährböden, gedeihen aber auch als graue, weiße, grüne, gelbe, orangefarbene, pelzartige Ueberzüge auf den verschiedensten andern Substanzen: Fleisch, Brot, Kartoffeln, Gemüse. Die Stoffwechselprodukte der Schimmel riechen und schmecken moderig. Es mag erwähnt sein, daß der üble „Korkengeschmack" des Weines sich erklärt durch Auslaugung von Schimmelprodukten aus dem von Schimmel durchwachsenen Stöpsel. Direkt gesundheitsschädliche Schimmel sind selten.

Von Bakterien hat die Mehrzahl von Ihnen wahrscheinlich bei vielen Gelegenheiten schon mehr gehört, als Ihnen lieb war. Wir brauchen uns heute namentlich an folgende ihrer Eigenschaften zu erinnern. Sie sind außerordentlich klein und werden mit Maßstäben gemessen, deren Einheit das $^1/_{1000}$ Millimeter, das Mikron, ist. Sie wachsen nur auf wasserreichen Nährböden, die allermindestens 40 Prozent Wasser enthalten müssen. Sie bilden die mannigfaltigsten, öfters übelriechenden, übelschmeckenden und in sehr vielen Fällen auch giftigen Produkte auf der Nahrung, deren Einführung in den Körper mit Nahrungsmitteln schwere Erkrankungen hervorbringen kann (Nahrungsmittelvergiftungen). Andre Bakterien — diese pflegen wir als Infektionserreger des Menschen zu bezeichnen — vermögen sich im Körper weiter zu vermehren und daselbst ihre Giftstoffe zu bilden, deren Wirkung die Infektionskrankheiten erzeugt. Besonders wichtig ist, daß die Bakterien bei 60 Grad in etwa $^1/_4$ bis $^1/_2$ Stunde bei 100 Grad fast sofort absterben, nur die Tuberkelbazillen sind etwas widerstandsfähiger. Viele Bakterien, glücklicherweise darunter nur wenige Infektionserreger, bilden aber Sporen (Dauerformen), die eine sehr starke Widerstandsfähigkeit besitzen. Die Sporen der krankheitserregenden Bakterien sterben bei 100 Grad in höchstens 20 Minuten ab, viele andre Sporen werden aber erst bei einstündiger Einwirkung von 103 bis 104 Grad vernichtet, ja es sind noch widerstandsfähigere, namentlich

Digitized by Google

im Erdboden, gefunden, die für $^3/_4$ Stunden 120 Grad aushalten. Die Kälte tötet dagegen die Bakterien nicht oder nur teilweise, hemmt sie aber in ihrer Entwicklung, bis sie wieder unter günstige Entwicklungsbedingungen kommen. Auch gegen chemische Stoffe sind die Bakterien empfindlich. Sie kennen alle die Wirkung von Sublimat und Karbolsäure in der Chirurgie gegen Bakterien. Die Bekämpfung in unsern Nahrungsmitteln darf sich dieser starken Gifte nicht bedienen, sie hat eine Reihe von Stoffen — chemische Konservierungsmittel — an ihrer Stelle eingeführt.

Damit kennen wir unsre Feinde für unsre heutigen Zwecke genügend. Klar müssen wir auch darüber sein, daß frische, gesunde Pflanzen, wie wir sie zu unsrer Ernährung verwenden, nur an ihrer Oberfläche Mikroorganismen haben, daß also frische, mit reinen Händen aus sauberen Schoten ausgebrochene Erbsen, aus gut gewaschenen gelben Rüben hergestellte Schnitze sehr keimarm sind. Tiere enthalten auch nur an der Haut- und Darmoberfläche Keime, sauber geschlachtetes Fleisch ist also nur an der Oberfläche mit einigen Bakterien von den Händen, der Fleischbank und der Luft in Berührung gekommen!

Je reinlicher wir arbeiten, um so weniger Feinde sind da, je schneller und kühler wir arbeiten, um so weniger Zeit haben sie zur Vermehrung und zur Bildung schwer zerstörbarer Dauersporen.

Nun unser Kriegsplan zur Bekämpfung der Feinde:

Sie sehen, ich habe im aufgehängten Schema [1]) die Bekämpfung der Bakterien in vier Abteilungen gebracht, wovon die erste die wichtigste ist.

Die erste Abteilung beschäftigt sich mit der Abtötung der Mikroorganismen durch die Hitze, dem einzigen Verfahren, das wir verwenden, wodurch die

---

[1]) Methoden der Konservierung.

I. Abtötung der Mikroorganismen durch Hitze. Schutz vor Neuinfektion durch guten Verschluß.
   1. Wattepfropf für nicht zu transportierende Dinge,
   2. Luftdruckverschluß (Weck usw.) für kurzen Transport,
   3. Verlöten für weiten Transport.

II. Hemmung der Mikroorganismen — unter Verminderung ihrer Zahl — durch mechanische Mittel.
   1. Dauernde Hemmung. Trocknen.
   2. Vorübergehende Wirkung. Kälte.
      a) Kühlung,
      b) Gefrieren.

III. Hemmung und zum Teil Abtötung durch chemische Mittel.
   1. Aeltere, sog. „natürliche" Mittel:
      a) Rauch, b) Salz, c) Essig, d) Zucker.
   2. Neuere, sog. „künstliche" Mittel:
      e) Borsäure, f) schweflige Säure, g) Fluorwasserstoffsäure, h) Salizylsäure, i) Benzoesäure.

IV. Hemmung unerwünschter Organismen durch Begünstigung erwünschter Mikroorganismen.
   (Sauerkraut — Salzgurken — Salzbohnen — Käse.)

Digitized by Google

Bakterien sicher getötet werden. Es muß danach ein Schutz für Neuinfektion aus der Luft durch guten Verschluß der sterilisierten Proben gegeben sein.

Daß die Luft Keime enthält, mögen Sie aus den hier aufgestellten Glasdosen ersehen. Sie sind mit einem Nährboden für Kleinlebewesen ausgegossen und dann verschieden lange Zeiten offenstehen gelassen. Jeder Keim, der aus der Luft darauf fiel, hat sich zu einer Kolonie entwickelt, in einer Viertelstunde fallen auf einen Quadratdezimeter etwa 10 bis 20 Keime, wesentlich weniger, als man sich meist vorstellt. 1 Liter Zimmerluft enthält auch nur etwa 1 bis 10 Keime. Einen Augenblick dürfen wir also eine keimfreie Nährlösung ohne Gefahr mit der Luft in Berührung bringen.

Das Erhitzen geschieht gewöhnlich bei 80 bis 100 Grad für eine halbe Stunde, dabei sterben alle vegetativen Bakterienformen und die leichter tötbaren Sporen ab. In der Mehrzahl der Fälle genügt dies. Sind noch widerstandsfähige Sporen am Leben geblieben, so können sie gelegentlich später auskeimen und den sterilisierten Gegenstand verderben. Doch ist es ein Glück, daß gerade wärmewiderstandsfähige Sporen meist auch wieder eine höhere Temperatur für ihre Auskeimung notwendig haben, also bei kühler Aufbewahrung unter 20 Grad in der Regel nicht auskeimen. Auch der Zusatz von Zucker, Salz, Gewürzen erschwert etwaigen überlebenden Sporen die Auskeimung. Sicherer und im großen meist ausgeführt ist das Erhitzen in geschlossenen Büchsen auf 103 Grad und höher. Am bequemsten ist das Sterilisieren der mit einem Wattepfropf allein verschlossenen Gefäße. Der Wattepfropf läßt durch seine engen Kanäle leicht Dampf entweichen und bei der Abkühlung keimfreie filtrierte Luft eintreten. Ist der Wattepfropf beim Sterilisieren naß geworden, so läßt er sich zum Schlusse durch einen rasch aufgesetzten trockenen sterilen Pfropf ersetzen. Durch feuchte Watte wachsen aufgefallene Schimmelpilze gelegentlich hindurch.

Sollen die Objekte bewegt oder längere Zeit aufbewahrt werden, so müssen luftdichte Verschlüsse gewählt werden. Fürs Haus hat sich der Luftdruckverschluß, wie ihn zum Beispiel Weck in seinen verbreiteten Gläsern angegeben hat, gut bewährt. Auf dem Glasrand der gefüllten Glasdose liegt oben ein Gummiring, auf dem ein Deckel lose ruht, durch eine Feder von oben schwach angedrückt. Während des Kochens, das meist im Wasserbad geschieht, entweicht Dampf. Sowie das Kochen aufhört, findet eine Abkühlung der Büchse statt und der Luftdruck schließt den Deckel luft- und keimdicht. Dieses Verfahren hat, obwohl es die Anschaffung nicht ganz billiger Gläser erheischt, starken Eingang in unsern Haushaltungen gefunden und die Herstellung wirklich haltbarer Konserven außerordentlich erleichtert. Obgleich für süße Objekte meist nur 80 Grad, bei Fleisch und Gemüse nie über 100 Grad angewendet werden, sind doch bei nachfolgender kühler Aufbewahrung die Resultate meist sehr gut. Auch andre brauchbare Verfahren existieren.

Sollen Objekte weit versandt werden, sehr billig sein und lange aufbewahrt werden, so ist der Einschluß in Metallbüchsen nicht zu umgehen.

Die Büchsen werden aus mit Zinn überzogenem Eisenblech, sog. Weißblech,

Digitized by Google

hergestellt, auf der Innenseite mit einem meist goldig glänzenden Lack überzogen. Sie werden heute in den Konservenfabriken selbst verfertigt, und zwar werden alle Verschlüsse an Deckeln und Böden nur durch Falzung und nicht mehr wie früher durch eine Lotschicht bewirkt, nur die Längsnaht wird noch von außen mit einem dünnen Lotstreifen versehen.

Die Büchsen werden mit Gemüsen, Fleisch usw. strichvoll gemacht und in verschlossenem Zustande bei 103 bis 120 Grad (süße Früchte niedriger) im Autoklaven sterilisiert. Die gut schließenden wölben Boden und Deckel etwas vor („sie bombieren"), was beim Abkühlen zurückgeht; was nicht vorübergehend bombiert hat, wird ausgeschieden. Einzelne Büchsen bombieren später durch Entwicklung von Bakterien beim Aufbewahren. Das Bombieren bedeutet in diesem Stadium eine Gasentwicklung (Kohlensäure, Wasserstoff) bei gutem Schließen der Büchsen. Meist ist die Gasentwicklung durch Bakterien bedingt, also ein Zeichen der Infektion, es kommt aber auch bei schlechter Verzinnung und saurem Büchseninhalt zu Wasserstoffentwicklung durch das Eisen der Bleche. Jedenfalls sind nachträglich bombierende Büchsen auszuscheiden. Leider gibt es aber auch Bakterienentwicklung ohne Gasentwicklung, und endlich kommt es vor, daß Büchsen minimale Oeffnungen bekommen, durch die sich eine Infektion vollziehen und das sich bildende Gas entweichen kann — in beiden Fällen fehlt leider die nachträgliche Bombierung.

Ich komme zur zweiten Kategorie der Konservierung: der Hemmung der Entwicklung der Mikroorganismen unter Verwendung von Trockenheit oder Kälte. Die Methoden werden im großen vielfach angewendet, sind aber keine wirklichen Abtötungs(Sterilisierungs-)mittel, sondern die Konservierung wird hier erzielt, obwohl die Bakterien, wenn solche vorhanden waren, mindestens teilweise am Leben bleiben. Die Erhaltung durch Trocknen wird namentlich angewendet bei Gemüsen, die meist nach vorhergehender Dämpfung in einem warmen, trockenen Luftstrom heutzutage mit außerordentlich schöner Erhaltung von Farbe, Aroma und Wohlgeschmack getrocknet werden. Ich zeige einige Arten Dörrgemüse vor. Es werden auch sehr praktische komprimierte Gemüse in Tafeln hergestellt: 1 Kilo = 40 Gemüseportionen. Kartoffelkonserven können jetzt auch hergestellt werden. Auch für Früchte, namentlich für zuckerreiche, spielt das Trocknen im Welthandel eine große Rolle. Die Zwetschen der Balkanländer, die Aprikosen, Pfirsiche, Aepfel Westamerikas machen heute dem deutschen Trockenobst durch Güte und Billigkeit Konkurrenz; Rosinen, Feigen und Datteln sind sehr frühe internationale Genüsse geworden.

Das Trocknen von Fleisch hat sich im großen praktisch nicht voll bewährt. Fleischpulver zersetzt sich leicht durch Ranzigwerden der Fette in sehr unerwünschter Weise, auch wenn es steril ist, durch rein chemische Umsetzung. Die „Carne pura" machte vor Jahren vergebliche Versuche, in Europa Absatz zu finden; als Hundekuchen haben aber derartige Präparate Bedeutung. Ein Fischmehl „Riba" sucht heute Absatz zu gewinnen und wird gelobt.

Eierkonserven spielen eine große Rolle, doch deutet ihr billiger Preis darauf

Digitized by Google

hin, daß wohl diejenigen recht haben, welche behaupten, daß vielfach sog. „fleckige Eier", also Eier dritter Qualität, dazu verwendet werden. Es sollen viel Eierkonserven für billige Luxusgebäcke verwendet werden.

Ueber Milchpulver habe ich keine Erfahrung. Dagegen ist sirupdick kondensierte Milch namentlich in stark gezuckerten Sorten ein sehr wichtiger Handelsartikel.

Natürlich müssen alle trockenen Objekte sorgfältig trocken aufbewahrt werden. Sonst siedeln sich sofort die Schimmelpilze, die Kleinlebewesen, welche am wenigsten Feuchtigkeit brauchen, auf ihnen an.

Außerordentlich wichtig ist die Kälte in neuerer Zeit geworden, seitdem wir Maschinen besitzen, welche, mit Ammoniak oder Kohlensäure arbeitend, beliebig niedere Kältegrade für beliebig lange Zeit zu erzeugen gestatten. Aber auch die primitive Kühlung durch Eis im Eisschrank oder Eishaus hat sich ihre Bedeutung bewahrt. Ja, in unsern großen Mietshäusern mit dem weiten Weg in den Keller gewinnt der Eisschrank und der Wasserschrank als Eisschrank der Unbemittelten fortwährend an Bedeutung. Es versteht sich von selbst, daß der Eisraum und der Nahrungsmittelraum getrennt sein müssen, daß man vermeiden soll, die Objekte selbst auf Eis zu legen, daß schmutziges Eis, wie es aus unsern Flüssen gewonnen wird, auf das schärfste zu bekämpfen ist. Eisschränke mit ungenügender Eiszufuhr können Faulkammern darstellen, da die Temperatur in diesen leicht plus 8 bis 10 und mehr Grad betragen kann. Es sind schon solche vernachlässigte Eisschränke, die immer wieder frische Fleischvorräte aufnahmen, zu Quellen von Massenerkrankungen in Restaurationen durch verdorbenes Fleisch geworden. Ich möchte bei der Gelegenheit aussprechen, daß die in manchen Städten geübte Rücksicht auf Flußeishändler im hygienischen Interesse nicht zu begrüßen ist, und daß städtische oder private Kunsteiswerke, die Sommer und Winter hindurch arbeiten, überall eine wichtige Funktion zu erfüllen hätten.

Im großen wird das Eis fast ganz durch Kälte abgebende mit unterkühlter Salzlösung gefüllte Röhren ersetzt, die zu zwei ganz verschiedenen Aufgaben verwendet werden.

Einmal schafft man Kühlhäuser mit einer Temperatur von plus 2 bis plus 3 Grad, zweitens Gefrieranlagen mit einer Temperatur von minus 10 bis minus 20 Grad. Die Kühlanlagen haben sich in den städtischen Schlachthöfen Europas allgemein eingebürgert. Das meiste Fleisch, das wir konsumieren, hat acht Tage bis vier Wochen im Kühlhause gehangen und dabei an Qualität gewonnen. Nur solch „gereiftes" Fleisch läßt sich zu voll wohlschmeckenden zarten halbgaren Speisen wie Beefsteaks, Lenden usw. verarbeiten. Man kann es sechs Wochen lang ohne Schaden aufheben, wenn nur für genügende Lufttrockenheit gesorgt wird, so daß an der Oberfläche des Fleisches zugleich eine niedere Temperatur und eine leichte Austrocknung das Eindringen der Bakterien stört.

Interessant ist, daß die Eierkühlhäuser, welche das Ei aufbewahren, ohne daß man außer etwas Eintrocknung (Vergrößerung der Luftblase) viel davon

Digitized by Google

bemerkt, schuld sein sollen, daß wir jetzt überhaupt wenig ganz frische Eier und ganz billige Eier bekommen. Die Eier des Großhandels sind jetzt immer etwas alt, verderben aber auch nie und sind nie mehr sehr teuer oder sehr billig. Auch für Obst, Gemüse, Blumen sind solche Kühlhäuser von großer Bedeutung geworden.

Die Gefrierhäuser spielen eine wichtige Rolle zur Verwendung des Fleisches der rinder- und schafreichen überseeischen Gebiete Argentiniens und Australiens zum Export nach Europa, namentlich geht seit Jahren massenhaft Gefrierfleisch nach England. In Deutschland wurde bisher die Einfuhr dieses Fleisches in erster Linie durch agrarische Rücksicht erschwert. Auch auf dem gefrorenen Fleisch sind die Bakterien nicht abgetötet, und es muß zugegeben werden, daß nach einem Auftauen das Gefrierfleisch etwas rascher verdirbt als das gewöhnliche, weil es durch die Durchsetzung mit Eiskristallen gelockert ist. Der viel behauptete Minderwert vom Standpunkte des Genusses ist mindestens stark übertrieben. In England hat man sich an das Gefrierfleisch vollständig gewöhnt. Bei dem großen Fleischkonsum in England scheint eine genügende Versorgung ohne Gefrierfleisch kaum möglich zu sein. Da das Gefrierfleisch bedeutend billiger ist als das einheimische Fleisch, so wäre eine kleine Verminderung der Quantität und Qualität durch ein starkes Zusammenschrumpfen beim Kochen sehr leicht in den Kauf zu nehmen.

Ich komme zum dritten Abschnitt, der Bekämpfung der Mikroorganismen durch chemische Mittel. Keines dieser Mittel bringt in den Konzentrationen, in denen es angewendet wird, eine vollkommene Abtötung hervor, nur mehr oder weniger starke Verminderung der vorhandenen Keime und eine sehr starke Erschwerung für ihre Vermehrung — ganz ähnlich wie Kälte und Trockenheit.

Man pflegt gegenwärtig scharf die sog. natürlichen chemischen Konservierungsmittel, d. h. die durch langjährigen Gebrauch geheiligten: Rauch, Salz, Essig, Zucker von den sog. künstlichen, d. h. erst seit einiger Zeit versuchten: Borsäure, schweflige Säure, Fluorwasserstoffsäure, Salizylsäure und Benzoesäure zu scheiden.

Die Zeit reicht nicht aus, um diese einzelnen Konservierungsmittel hier genauer zu besprechen. Ueber den Zucker habe ich schon einiges gesagt. Starker Essig ist als Abtötungsmittel für die meisten Mikroorganismen zu bezeichnen, doch ist er natürlich kein Universalmittel, da wir Essig nicht beliebig vielen Speisen zusetzen dürfen. Der Rauch wird in neuerer Zeit durch Bestreichen mit Kreosotlösungen, den wirksamen Bestandteilen des Rauches, ersetzt. Man hat sich daran gewöhnt, diese Schnellräucherung mit der alten Räucherung als hygienisch gleichwertig anzusehen — obwohl sie sicher „künstlich" genannt werden muß. Die alte Salzkonservierung ist entschieden als eine mangelhafte Methode anzusehen, da einmal den Speisen unnötige Salzmengen zugefügt werden, z. B. den Salzheringen, und anderseits an die Pökellake, die Eiweißkörper und Nährsalze der konservierten animalischen Produkte übertreten. Doch ist anderseits die Salzkonservierung eine sehr billige Methode, und die gesalzenen Produkte haben in mancher Beziehung wieder so den Charakter von Genuß-

Digitized by Google

mitteln, daß es töricht wäre, die Methode aus hygienischem Fanatismus zu bekämpfen. Von einer Abtötung der Mikroorganismen durch Salz ist nur in einer mangelhaften Weise die Rede. Es werden sehr erhebliche Mengen Kochsalz von vielen Bakterien vertragen, nur die Vermehrung wird energisch gehemmt.

Die künstlichen Konservierungsmittel werden in Deutschland außerordentlich streng beurteilt und sind durch Bundesratsverordnung im Jahre 1902 zur Konservierung der Nahrungsmittel größtenteils verboten. Man stellte sich mit Recht auf den prinzipiellen Standpunkt, daß die Technik möglichst ohne Konservierungsmittel auskommen soll. Man weist darauf hin, daß durch Sauberkeit, Schnelligkeit, Hitze und Kälte, und wo diese Mittel nicht verwendbar sind, durch Salz, Essig, Zucker meist eine genügende Konservierung möglich ist, und daß wenig Bedürfnis vorliege, weitere chemische Konservierungsmittel zu gestatten, zumal gegen die Mehrzahl derselben mehr oder weniger starke Bedenken vom Standpunkte der Giftlehre vorliegen. Ich stehe prinzipiell auf dem gleichen Standpunkt und habe ihn seit 1885 vertreten, wenn ich auch die Beweisführung mancher Autoren für die Schädlichkeit der einzelnen Stoffe nicht immer für vollkommen ausreichend ansehe. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß es im Interesse der Volksgesundheit unerwünscht ist, die Nahrungsmittel leicht, häufig, reichlich und unkontrolliert mit verschiedenen Substanzen versetzt werden können, die alle einzeln unschädlich sind, die aber in ihrer Zusammenwirkung doch vielleicht schädlich sind. Dagegen habe ich stets den Standpunkt vertreten, daß man für gewisse Objekte, deren Haltbarmachung bisher auf Schwierigkeiten stößt, unter Deklaration die Anwendung von einem Konservierungsmittel gestatten soll, das durch sorgfältige Untersuchung in den in Frage kommenden Dosen als unschädlich erwiesen ist. Ich wende mich auch dagegen, daß man in jedem Zusatz eines in der chemischen Fabrik erzeugten Produktes von vornherein eine viel größere Schädlichkeit erblickt als in der Anwendung der alten Küchenkonservierungsmittel, und daß man grundsätzlich eine künstliche einer natürlichen Konservierung entgegenstellt.

Und wenn gewisse Autoritäten behaupten, daß auch die für Gesunde unschädlichsten Konservierungsmittel vielleicht für Greise, Kinder und Kranke nicht ganz so unbedenklich seien, so mache ich sie darauf aufmerksam, daß es eine Menge Menschen gibt, für die auch die alten Küchenkonservierungsmittel schädlich sind. Diabetiker müssen den Zucker meiden, Nierenkranke das Salz, Magenkranke häufig den Essig. Und wenn behauptet wird, daß alle neuen chemischen Konservierungsmittel ein leichtsinniges Arbeiten erleichtern, so darf man nie vergessen, daß genau das gleiche von den alten Küchenkonservierungsmitteln und ebenso von der Kälte und Trockenheit und schließlich sogar von der Hitze gilt.

Ich bin also dafür, den Kampf gegen die chemischen Konservierungsmittel ohne einseitigen Fanatismus zu führen und namentlich nicht in den Behauptungen über die mit ihrer Gewährung verbundenen Gefahren über das Ziel hinauszuschießen. Denn das steht fest, es ist bis jetzt kaum eine Vergiftung durch chemische Konservierungsmittel mit Sicherheit nachgewiesen, kaum einige

Digitized by Google

Male wahrscheinlich gemacht, während wir hören werden, daß ungenügend sterilisierte Konserven schon vielfach schwere Gesundheitsstörungen hervorgebracht haben. Oder die Konservenvergiftungen sind bisher, von einigen zweifelhaften Fällen abgesehen, niemals Konservierungsmittelvergiftungen, sondern Vergiftungen durch zersetzte Stoffe gewesen.

Von den einzelnen Konservierungsmitteln will ich nur weniges Spezielles anführen:

Die Borsäure wird gegenwärtig wenig mehr empfohlen, nachdem einwandfrei nachgewiesen ist, daß die Ausnutzung der Nahrung bei Borsäurezusatz um einige Prozent vermindert ist und daß die Sekretion des Darmes durch die Borsäure in unerwünschter Weise vermehrt wird. Nur für die sonst schwer konservierbaren und nur in kleinen Mengen genossenen Krabben findet sie zuweilen Anwendung.

Die schweflige Säure, die wir ja noch als unentbehrliches und hier unverbotenes Konservierungsmittel unsrer Fässer in der Wein-, Obstwein- und Bierfabrikation in erheblichem Maße verwenden, muß bei der Konservierung des Fleisches absolut ausscheiden, weil Fleisch, das mit wenig schwefligsaurem Natron präpariert ist, fault, ohne dabei seine frischrote Farbe zu verlieren. Die schweflige Säure ist in den kleinen Dosen, in denen sie aus Geschmacksrücksichten angewendet werden muß, viel mehr ein Konservierungsmittel für den roten Blutfarbstoff als ein Abtötungsmittel für die Fäulnisbakterien des Fleisches. Durch Zusatz von schwefligsaurem Natrium kann sogar die Farbe schon unansehnlich gewordenen Fleisches regeneriert werden! Also ist hier vollste Strenge nötig.

Zur Gemüsekonservierung wird schweflige Säure nicht mehr verwendet, sie ist entbehrlich. Eine Giftigkeit in kleinen Dosen besteht kaum, da sie im Körper glatt in Schwefelsäure verwandelt wird; große Dosen machen Krankheit.

Von der Fluorwasserstoffsäure ist nachgewiesen, daß eine Ablagerung von Fluorkalzium oder Flußspat in den feinen Kanälchen der Knochen hervorbringt. Ihr Verbot ist deshalb durchaus gerechtfertigt.

Die Salizylsäure ist nach meiner Meinung vom Standpunkte der Giftlehre kaum zu verbieten. Ich empfahl vielmehr früher ihre Anwendung im Haushalt als Ergänzung der Sterilisierungsmaßnahmen. Das Aufstreuen einer dünnen Schicht Salizylsäure auf die Oberfläche eines mit einer Blase zu schließenden gezuckerten Fruchtsaftes ist eine hygienisch völlig unbedenkliche und recht günstige Maßnahme. Da die Salizylsäure verboten ist, so wird sie nicht mehr zur Konservierung von Handelswaren verwendet.

Dagegen ist in der neuesten Zeit in der Benzoesäure ein Konservierungsmittel gefunden, das stark konservierende Wirkung mit völliger Ungiftigkeit in den fraglichen Dosen verbindet. Es sind in Deutschland und Amerika, namentlich aber in letzterem Land, sehr eingehende Studien über die Wirkungen der Benzoesäure angestellt worden. Man hat Dosen bis zu 1 Gramm wochenlang täglich mit der Nahrung Menschen zugeführt ohne jede greifbare Wirkung. Man hat gefunden, daß der Verdauungsprozeß dadurch nicht gestört wird. Man hat auch

Digitized by Google

an Nierenkranken die Unschädlichkeit großer, selbst kolossaler Dosen dargetan. Ich vertrete deshalb den Standpunkt, daß, wenn in gewissen Fällen ein Konservierungsmittel für Stoffe saurer Reaktion gefordert werden muß, Benzoesäure in erster Linie vom hygienischen Standpunkte aus gestattet werden kann. Speziell ist von Margarinefabrikanten häufig ausgesprochen worden, daß die Herstellung einer garantiert haltbaren Margarine nur unter Verwendung von Benzoesäure möglich sei. Sollte sich dies als richtig bestätigen, so würde ich die Gestattung der Benzoesäure für diesen Zweck selbstverständlich unter Deklaration für eine verständige Maßnahme halten.

Endlich habe ich *viertens* nun noch mit ein paar Worten darauf hinzuweisen, daß in manchen Fällen eine Konservierung auch dadurch erreicht wird, daß man *bestimmte Bakterien in ihrer Entwicklung begünstigt*, da man durch ihre Entwicklung unerwünschte Bakterien in ihrer Vermehrung stört. Ein schönes Beispiel dieser Konservierung bildet das Sauerkraut. Versetzt man zerschnittenes Weißkraut mit Salz und Wasser und schließt die Luft durch einen mit einem Stein beschwerten Deckel im wesentlichen ab, so tritt durch die Entwicklung einer Spaltpilzart, die am Kraut gewöhnlich haftet, eine Milchsäuregärung auf, und diese Milchsäure dient als Konservierungsmittel für das Kraut. Sie hemmt die Entwicklung der Organismen, welche eine faulige Zersetzung des Krautes hervorrufen würden. Salzbohnen und Salzgurken werden in ähnlicher Weise haltbar gemacht. Auch der Käse ist eine konservierte Milch, die ihre Haltbarkeit neben der Wasserverminderung und der Salzung der Entwicklung gewisser Organismen zu verdanken scheint.

Wir kommen nun zu den allgemeinen *Bedenken*, die gegen konservierte Nahrungsmittel ausgesprochen sind. Der öfters gehörte Einwand des verminderten Nährwertes ist nicht ernst zu nehmen, er ist nur für Borsäurekonserven erwiesen. Aber selbst wenn die konservierte Nahrung um einige Prozent schlechter ausgenützt würde, wäre dies noch kein ernster Einwand, vorausgesetzt, daß sie preiswert, wohlschmeckend und bekömmlich wäre. Die sehr billigen Schwarzbrote (Verlust bis 18 Prozent der Trockensubstanz bei der Verdauung) sind durch die teuren Weizenfeinbrote (Verlust 5 Prozent) nicht ohne weiteres zu ersetzen. Ebensowenig wird uns ernstlich gegen Konserven einnehmen, was kürzlich vorgebracht wurde, daß wir die Freude an den Erstlingen des Frühlings verlieren, wenn wir sie den Winter über zuweilen als Konserven genossen haben.

Ernster erscheint auf den ersten Blick der Einwand, daß man in neuerer Zeit gezeigt hat, daß Kinder, welche *nur* sehr intensiv erhitzte Milch bekommen, an der sog. Barlowschen Krankheit erkranken, und daß Meerschweinchen und Kaninchen allerlei Symptome zeigen, die an Beriberi und Skorbut mahnen, wenn sie konsequent mit stark erhitzter Nahrung gefüttert werden. Wir empfehlen ja die Konserven nur als *Beikost*, und nicht eine einzige Erfahrung spricht dafür, daß sie dann schaden. Uebrigens lobte Nansen, der mit seinen Leuten ein ganzes Jahr sehr reichlich Konserven genoß, schriftlich und mündlich diese Ernährung aufs höchste.

Digitized by Google

Von allen Einwänden bleibt einer unwidersprechbar: Es sind schon durch Konserven Vergiftungen vorgekommen, Einzelvergiftungen und Massenvergiftungen namentlich durch Büchsenkonserven.

Was ist die Ursache? Früher war man sehr geneigt, an Metallvergiftungen durch Büchsenkonserven zu glauben. Es kommt in Frage der Gehalt an Blei (vom Lot), an Zinn von der aufgelösten Verzinnung, an Kupfer durch die Grünfärbung der Büchsengemüse.

Akute Vergiftung durch einmalige Aufnahme von Kupfer, Blei und Zinn durch Konserven ist fast undenkbar. Von Kupfer und Blei sind niemals Mengen vorhanden, daß die einmalige Zufuhr etwas schadet. Ich habe weit größere Kupfermengen (120 mg Cu = 480 mg Kupfervitriol) in der Nahrung auf einmal aufgenommen, als je in einem auf einmal zu essenden Gewicht gekupferten Gemüses enthalten sein kann; die akute Bleivergiftung ist durch die besprochene äußere Lötungsweise illusorisch. Von Zinn können Mengen bis 600 Milligramm im Gemüse vorkommen. 40 bis 100 Milligramm sind nicht eben selten. Alle behaupteten Zinnvergiftungen durch Konserven sind zweifelhaft — einige wenige durch stark saure Heringe, wo der Büchseninhalt 240 Milligramm Zink enthielt, mögen als Zinnvergiftungen passieren. Daß aber Zinn nur dann in nennenswerten Mengen gelöst wird, wenn die Büchsen leck sind, offenstehen oder der Inhalt reich an salpetersauren Salzen ist, so ist von vornherein beim Zusammentreffen von Schädigungen und hohem Zinngehalt der Verdacht gegeben, daß nicht das gelöste Zinn, sondern andre Ursachen schuld sind.

Diese andern Ursachen sind in bakteriellen Zersetzungen zu suchen. In der überwiegenden Mehrzahl der Fälle warnt ein Vorgetriebensein der Büchsenendflächen, eine Verfärbung, Gasentwicklung oder Geruchsveränderung in der Büchse vor dem Genuß des verdorbenen Inhalts. Büchseninhalt, der den Sinnen gar keine Veränderung verriet, hat nur sehr selten geschadet.

Der berühmteste und best untersuchte Fall der neueren Zeit die Bohnenkonservenvergiftung in Darmstadt (1904) ist auf eine Konserve zurückzuführen, welche deutlich verdächtig roch, aber von der Vorsteherin ihren Pflegebefohlenen vorgesetzt wurde mit der sehr heroischen, aber absolut unhygienischen Ermahnung, man müsse auch solche Dinge essen können. Die Vorsteherin ging mit gutem Beispiel voran und erkrankte zuerst und tödlich, mit ihr erkrankten zwanzig und starben zehn Personen.

Wenn aber aus ähnlichen Fällen der Schluß gezogen wird, die Konservennahrung ist gefährlich, eßt jedenfalls keine gekauften Büchsenkonserven, sondern bereitet die Konserven wenigstens sorgfältig selbst, so muß dagegen erwidert werden: Es kommen zunächst auch beim Genuß von nicht konservierten, vielmehr bei der Aufnahme von sog. frischer Nahrung, und zwar weit häufiger Vergiftungen vor als wir glauben. Frische Krebse, Barben, Muscheln und Austern können aus fauligem Wasser Gifte gespeichert haben (die letzteren sogar Typhuskeime aufgenommen haben) und dadurch schwere Erkrankung erzeugen.

Weiter haben zu altes Fleisch oder Fleisch kranker Tiere, Gefrorenes aus ver-

Digitized by Google

dorbener oder infizierter Milch, rohe, mit Bakterien behaftete Gemüse sehr viel öfter Gesundheitsgefährdung erzeugt als Konserven. Die verdorbenen Konserven bilden nur eine und lange nicht die größte Gruppe der Vergiftungen durch verdorbene Nahrung. Bei einiger Aufmerksamkeit wären auch von den Konservenvergiftungen, die noch vorkommen, die Mehrzahl zu vermeiden gewesen. Zweitens wird immer die Sicherheit der Konservierung durch eine renommierte Fabrik, deren Kredit aufs schwerste durch Leichtsinn geschädigt würde, die Sicherheit des häuslichen Produktes meist vorzuziehen sein und damit die Gefahr der Konservenvergiftung auf eine so minimale Größe zurückgeführt, daß wir sie praktisch als Null bezeichnen müssen. Die Darmstädter Konserve war übrigens im Haus gemacht.

Auf die Geschichte der Nahrungsmittelkonservierung einzugehen, verbietet Zeitmangel, ihre Anfänge reichen in die graue Vorzeit zurück. Konservierte Nahrungsmittel sind heute von stets zunehmender Bedeutung für die Volksernährung. Schätze weit entfernter Länder werden so benutzbar. Die Verpflegung der Armen wird teils billiger, teils bequemer und mannigfaltiger. Der Mittelstand genießt die gleichen Vorteile, es kommt dazu, daß ihm viele Leckerbissen fast nur als Konserven zugänglich sind. Besonderen Vorteil haben von den konservierten Nahrungsmitteln Menschen, welche unter schwierigen Umständen zu verpflegen sind, die Soldaten der Armeen und Flotten, Kranke, die bestimmte Nahrung bekommen sollen, und nicht zuletzt die Wirte, die mühelos Vorräte aufbewahren, und die Reisenden, die im Besitz von Konserven, die Wirtshäuser zum Teil entbehren können. Die leere Konservenbüchse ist längst zum sichersten Herold der vordringenden Kultur geworden.

Ich fasse mein Urteil über die konservierte Nahrung dahin zusammen: Die oft geltend gemachten Bedenken gegen Konserven zugunsten der frischen Nahrungsmittel sind nicht unberechtigt, wenn letztere in erster Qualität, in beliebiger Menge und zu erschwingbarem Preis zur Verfügung stehen und die Zeit zur Verarbeitung oder Einholung nicht fehlt. Ist aber nur eine der fünf Bedingungen nicht erfüllt, so ist der einzelne wie der Staat vielfach auf die Verwendung von Konserven angewiesen.

In unsern stark bevölkerten, emsig arbeitenden europäischen Industriestädten besteht der Konservenbedarf fast überall. Die Müheersparnis ist bei der Verwendung vieler Konserven dem handarbeitenden Armen und dem kopfarbeitenden Reichen gleich wichtig. Die selbstbereitete Konserve des eignen Gartens und der eignen Jagd und Schlachtung ist für den Landbewohner eine Ersparnis und ein wichtiges Mittel zur Verbesserung der Lebenshaltung. Es ist daher Pflicht der Hygiene, Vorurteile gegen die Konserven zu zerstreuen. Vergiftungen durch konservierte Nahrungsmittel sind mit etwas Vorsicht fast ganz zu vermeiden, sie sind keinesfalls häufiger als durch nicht konservierte Nahrungsmittel. Ernsthaft haben wir uns dagegen zu wehren, daß im wirtschaftlichen Kampfe der Nahrungsproduzenten — also eines Teiles der Staatsbürger — gegen die Nahrungskonsumenten, d. h. gegen alle Staatsbürger, durch irrtümliche hygienische Er-

Digitized by Google

wägungen die Beschaffung billiger konservierter Nahrung aus begünstigten Produktionsgebieten unnötig erschwert wird. Es steht dem Hygieniker nicht zu, in den schweren wirtschaftlichen Interessenkämpfen als nationalökonomischer Fachmann Partei zu ergreifen, aber das wird ihm niemand verwehren, wenn er sich bei jeder Gelegenheit bemüht, zu verhindern, daß gerade seine Wissenschaft durch irrtümliche Auslegung ihrer Lehre dazu mißbraucht wird, um bestimmte finanzielle oder politische Maßnahmen zu rechtfertigen, die vielleicht aus Gründen der Staatsräson notwendig erscheinen mögen.

Aus Kuno Fischers letzter Heidelberger Zeit

Erinnerungen

von

Therese v. Helldorf

Meine erste Begegnung mit Kuno Fischer fällt in meine frühen Jugendtage bei Gelegenheit des Universitätsjubiläums 1858 in Jena. Später traf ich den Professor vielfach in Drackendorf, dem Gute meiner lieben, geistvollen Tante, mit welcher enge Freundschaft ihn verband. Aber erst nach der Uebersiedlung Fischers nach Heidelberg trat auch ich ihm näher. Im Jahre 1882 begab ich mich in die Neckarstadt, um die Erziehung meiner Tochter zu vollenden. In den Tagen ersten Herbstglanzes traf ich dort ein. Da verlor ich plötzlich meine geliebte Mutter. Beinahe zur selben Zeit betrauerte Kuno Fischer seine Gattin! So fügte es sich, daß die Freunde seines Hauses, zu denen ich nunmehr zählte, ihm seine Einsamkeit zu erleichtern suchten. Sein Kummer führte uns nahe zusammen und erschloß eine Freundschaft, welche mir ein Lebensschatz werden sollte. Die Briefe, die mir Fischer nach meinem Scheiden aus Heidelberg schrieb, beweisen aber, wie tief auch er Freundesteilnahme empfand. Er ist nach dieser Seite hin oft ungerecht beurteilt worden. Es wußten wenige, daß er trotz mancher scharfen Ecken seines Wesens ein Gemütsmensch war und blieb.

So lautet ein Schreiben vom Frühjahr 1883:

„Wie sehr haben die liebenswürdigen Zeilen, die ich zu erhalten die Freude hatte, meinem Herzen wohlgetan! Wo Sie auch sind, werden Ihnen von meiner Seite stets die Geister jener Erinnerung folgen, die niemals vergißt. Den traurigsten Winter, den ich je erlebt, und am liebsten nicht überlebt hätte, haben Sie durch Ihre Gegenwart, die stets belebende, anregende, durch die Teilnahme Ihres tiefen, von der Welt nicht zerstreuten, so menschen- und herzenskundigen Gemüts mir lieb und heimlich gemacht. Wenn ich nach einer beinahe unerträglichen Anstrengung aus meinen Vorlesungen todmüde in das öde verlassene Haus zurückkehrte und Sie mir nun entgegenkamen, habe ich jedesmal die Wohltat und

Digitized by Google

Belebung empfunden. Sie sind lieb und gut für mich gewesen in einer Zeit, wo ich mich von allen verlassen fühlte und niemand weiter hier so mit und für mich gefühlt hat als Sie! — Das vergißt sich nicht und läßt sich auch nicht mit Worten vergelten! Sie mögen daraus erkennen, wie schmerzlich ich Sie vermisse, und daß es hier niemand gibt, der mir Ihre Nähe ersetzt! Im Moment, wo man sie braucht, versagt, wie ein schlechtes oder unsicheres Gewehr, auch die gute Freundschaft; — es muß darum noch eine bessere geben als die gute. Ja, es gibt eine bessere!

Ich bin sehr fleißig und lebe einsam, so rettet man sich von der Menschenquälerei, die viel zahlreicher ist als die Tierquälerei, denn sie quälen nicht bloß zum Spaß, sondern auch aus Mitleid und fühlen sich dabei gut und weise.

Meine Separatausgabe, die mir so viel Arbeit gemacht hat, ist vollendet, und ein Stein weniger belastet meinen Weg. Von dem Gebaren gewisser Gegner habe ich in der Vorrede gesagt, sie halten die Ellenbogen für die Organe der Widerlegung! Jetzt gehe ich an die neue Bearbeitung meiner Schrift über den Faust und freue mich darauf. Meine besten Aktien sind meine Zuhörer, sie stehen 240. Wollen Sie kaufen?

In der Ehrerbietung des Herzens Kuno Fischer."

Die Klage über innere Vereinsamung klingt auch noch in einem Briefe, welchen Fischer im Dezember des Jahres an mich richtete, fort:

„Meine eignen Lebenszustände sind nicht zu rühmen, noch dazu durch eine Menge kleiner Uebel verschlimmert, die mich in den letzten Wochen überfallen haben, und die mir das Leben verleiden, ohne es zu verkürzen! Indessen habe ich meine Vorlesungen, zwar mit Anstrengung und Arbeit, aber mit viel innerer Freude und Genugtuung gehalten, auch eine große Menge aufmerksamer Zuhörer gefunden, unter denen, um mit dem Gleichnisse vom Sämann zu sprechen, auch nicht Dornen und Steine auf dem Wege fehlten, doch scheint es mir bisweilen, daß es mehr gutes Erdreich als sonst war.

Nach der Vorlesung gehe ich nach Haus, und da ich meistens niemand finde, so bin ich allein auf meinem Zimmer und arbeite für den folgenden Tag. Nur die Arbeit hilft mir, sonst würde ich es kaum fassen, wie plötzlich und schnell sich mein hiesiges Leben vereinsamt hat. Es ist niemand da, der für mich lebt und Anteil an mir nimmt. Die Liebe ist in der Welt sehr teuer geworden, und ich habe nicht genug, sie zu verkaufen.

Das große Schachbrett unsrer äußeren Politik betrachte ich aus der Vogelperspektive meines Studierzimmers mit vielem Interesse. Wenn Bismarck befiehlt, so marschieren die Könige wie die Bauern. Er steht in dem Hühnerhof Europas und ruft „Put! Put!", worauf sich die Könige und Gemeinen sofort in Bewegung setzen. Er hat drei Völker besiegt und eine Friedenslage geschaffen, die in Europa immer weiter um sich greift und Frankreich zur Insel macht. Ich wünsche, daß Gott ihn uns erhalte!

Der Stern, der Sie uns zugeführt, wird, wie Sie mich hoffen lassen, viel-

Digitized by Google

leicht im Januar aufgehen. Ich werde ihn mit Freuden begrüßen, da ich sein wohltuendes Licht kenne und in der dankbarsten Erinnerung bewahre."

Es kam jedoch nicht dazu. Seit dem genannten Zeitpunkte kehrte ich stets nur zu kürzerem Aufenthalte in Heidelberg ein. Jene Herbst-, Winter- und Frühlingsmonate von 1882 zu 1883, die ich mit Kuno Fischer dort verlebte, blieben der Glanzpunkt meiner Erinnerungen an ihn.

In jenen still zusammen verbrachten Abendstunden, die mir Fischer widmete, ließ er oft den Inhalt der soeben in der Universität gehaltenen Vorträge an mir vorübergleiten und versuchte, sie meinem Laienauge durchsichtig zu machen. Sie bildeten dann für mich eine Brücke des Verständnisses eines Goethe, Schiller und Shakespeares, wie es mir nie wieder vor meinen Geist getreten. Hätte Fischer, damals noch in vollster Geisteskraft stehend, sich entschließen können, Goethes Biographie zu schreiben, so wäre sie ein Werk höchster Erfüllung für uns alle geworden. Denn in Kuno Fischer steckte die Kraft, die tief verborgenen Rätsel der Dichternaturen, sie in Intuition erratend, in die volle Klarheit zu stellen.

Dazu las er mir viel vor, in der machtvollen Form seiner Ausdrucksweise und unterstützt von der herrlichsten Modulation seines Organes. Iphigenie, Tasso, die natürliche Tochter, jene „Iphigenie der Revolution", wie sie Goethes Enkel Wolfgang so treffend bezeichnete! Auch Shakespeares Coriolan, Richard III.! Mit welch phänomenaler Gewalt der Auffassung behandelte er die Dramen! Gleich Geisterbeschwörungen wirkte seine Darstellung. Ich entsinne mich noch eines Abends, an dem er ganz erschöpft von dem Vortrag des Hamlet jede Diskussion darüber ablehnte', da ihn selbst die erdrückende Schicksalsgewalt der Tragödie zu tief erschüttert hätte. Ein andermal, an jener Stelle, wo Shakespeare inmitten der Verschwörungsszene „Julius Cäsars" an die stillen Vorgänge in der Natur anknüpfend gleichsam für Augenblicke Atem schöpft und Stillstand der Leidenschaft der Verschwörer gebietet — wie fein und tief nüancierte dies Fischer! Es war eben alles Erlebnis bei ihm. Das fühlte man!

In derselben Größe seines Erfassens zeigte sich Fischer auch bei der Wiedergabe Schillerscher Tragödien. Dann wand er wieder die kleinen Gedichte Goethes in seinem Vortrage zur reizenden Girlande zusammen, und der ganze Zauber ihrer Melodien klang durch diese Rezitation hindurch.

Ueber all diesem mit ihm Erlebten schwebt er mir aber als Erklärer des Faust einzig vor Augen. Saß er an schönen Abendstunden zuweilen auf seinem von Glyzinien durchflochtenen Balkone und kamen sehnsuchtsvolle Stimmungen über ihn, da griff er wohl nach dem Faustbuch, welches stets auf seinem Tische lag. Mit welcher Gedankenfülle erläuterte mir dann Fischer den Tiefsinn dieses Gedichtes! Erst durch seine Interpretation lichteten sich für mich die geheimnisvollen Züge der Faustschen Gestalt, und die tiefe Lebensweisheit Goethes, in tausendfache Formen gehüllt, trat mir durchsichtig entgegen.

Unvergessen bleiben auch für mich die Eindrücke unsrer gemeinschaftlichen Spaziergänge nach dem Heidelberger Schloß. Dann saßen wir zusammen auf

Digitized by Google

jener Bank, die dem Andenken Goethes dort gewidmet wurde. Fischer erzählte dabei von der Episode, welche Marianne v. Willemer in des Dichters Leben eingenommen. Er las mir in einer solchen Morgenstunde auch jenes Gedicht Mariannens vor, das Abschiedsblatt ihrer Liebe, in dem sich der ganze Schmerz über ihr vergangenes Glück so ergreifend malt:

„O schließt mich ein, ihr müden Augenlider,
Ins Dämmerlicht der fernen schönen Zeit" usw.

Auch die richtige Erkenntnis der Liebesmacht, wie sie uns in dem schönsten aller Briefwechsel, demjenigen Goethes mit Frau v. Stein, entgegenstrahlt, verdanke ich der Erläuterung Fischers. Er zog mit seiner feinen seelenkundigen Hand den Schleier von diesem Liebesgeheimnisse, es in seinen Wandlungen motivierend und geistig durchleuchtend.

Fischer erschien mir bei solcher Gelegenheit selbst als ganzer Künstler. Man hat ihn deshalb wohl auch getadelt, als ob das eigentliche Gelehrtentum seinem Schaffen fremd geblieben sei. Wahr ist, daß seine Wesenheit die Grenzen idealer Auffassung nie überschritt, die aber doch im gesunden Lebensboden der Realität wurzelte und deren Rechte er unentwegt zu Worte kommen ließ. So vor allem auch in seinem Humor, dem spielenden Witz, der sich im Leben so oft in Drolligkeit erging.

Als einst ein Kollege von ihm Schutz suchend unter seine Flügel sich flüchtete, meinte er lächelnd, „er sei es nun doch gewohnt, als Brönnersches Fleckwasser für andre fungieren zu müssen, und tue dies auch sehr gern". Ein andermal erzählte er, „wie doch niemand so kurzsichtig sein sollte, zu wähnen, daß man einen Einfluß auf seine Mitmenschen zu haben vermöge. Ihm geschähe es so oft, daß sein Erreichen nach dieser Richtung der Wirkung einer Schrift auf nasser Schiefertafel gleiche, wo sogleich alle Buchstaben verlöschten."

So scharf aber auch Fischer mit dem Stachel seines Witzes einzelne zu streifen vermochte, so blickte sein gutes Herz doch immer wieder hervor. Nur die heftige Form seiner Abwehr wirkte auf das Verhältnis zu seinen Mitmenschen zuweilen verhängnisvoll. Wie sehr aber Fischer anderseits das Glück geistigen Zusammenwirkens mit wirklich edlen Naturen zu schätzen wußte, zeigte mir u. a. ein ergreifender Brief, den er mir nach dem Fortgang seines Freundes Kurt Wachsmuth aus Heidelberg schrieb:

„Könnten wir uns den Freundeskreis, der uns Erquickung und Labsal erteilt, auch erhalten! Aber die Welt ist ein Kaleidoskop. Ein kleines Schütteln und etwas ist verändert und kommt nie wieder, wie es war. Darüber spricht die Prinzessin im Tasso so wahr und menschenkundig!

‚Es reißt sich los, was erst sich uns ergab.
Es gibt ein Glück, allein wir kennen's nicht,
Wir kennen's wohl und wissen's nicht zu schätzen.'

Die letzten Tage," fährt Fischer fort, „haben mir diese Worte, die ich oft wie von unsichtbaren Geistern höre, voll bestätigt. Das Unstete ist ein unglück-

Digitized by Google

leicht im Januar aufgehen. Ich werde ihn mit Freuden begrüßen, da ich sein wohltuendes Licht kenne und in der dankbarsten Erinnerung bewahre."

Es kam jedoch nicht dazu. Seit dem genannten Zeitpunkte kehrte ich stets nur zu kürzerem Aufenthalte in Heidelberg ein. Jene Herbst-, Winter- und Frühlingsmonate von 1882 zu 1883, die ich mit Kuno Fischer dort verlebte, blieben der Glanzpunkt meiner Erinnerungen an ihn.

In jenen still zusammen verbrachten Abendstunden, die mir Fischer widmete, ließ er oft den Inhalt der soeben in der Universität gehaltenen Vorträge an mir vorübergleiten und versuchte, sie meinem Laienauge durchsichtig zu machen. Sie bildeten dann für mich eine Brücke des Verständnisses eines Goethe, Schiller und Shakespeares, wie es mir nie wieder vor meinen Geist getreten. Hätte Fischer, damals noch in vollster Geisteskraft stehend, sich entschließen können, Goethes Biographie zu schreiben, so wäre sie ein Werk höchster Erfüllung für uns alle geworden. Denn in Kuno Fischer steckte die Kraft, die tief verborgenen Rätsel der Dichternaturen, sie in Intuition erratend, in die volle Klarheit zu stellen.

Dazu las er mir viel vor, in der machtvollen Form seiner Ausdrucksweise und unterstützt von der herrlichsten Modulation seines Organes. Iphigenie, Tasso, die natürliche Tochter, jene „Iphigenie der Revolution", wie sie Goethes Enkel Wolfgang so treffend bezeichnete! Auch Shakespeares Coriolan, Richard III.! Mit welch phänomenaler Gewalt der Auffassung behandelte er die Dramen! Gleich Geisterbeschwörungen wirkte seine Darstellung. Ich entsinne mich noch eines Abends, an dem er ganz erschöpft von dem Vortrag des Hamlet jede Diskussion darüber ablehnte', da ihn selbst die erdrückende Schicksalsgewalt der Tragödie zu tief erschüttert hätte. Ein andermal, an jener Stelle, wo Shakespeare inmitten der Verschwörungsszene „Julius Cäsars" an die stillen Vorgänge in der Natur anknüpfend gleichsam für Augenblicke Atem schöpft und Stillstand der Leidenschaft der Verschwörer gebietet — wie fein und tief nüancierte dies Fischer! Es war eben alles Erlebnis bei ihm. Das fühlte man!

In derselben Größe seines Erfassens zeigte sich Fischer auch bei der Wiedergabe Schillerscher Tragödien. Dann wand er wieder die kleinen Gedichte Goethes in seinem Vortrage zur reizenden Girlande zusammen, und der ganze Zauber ihrer Melodien klang durch diese Rezitation hindurch.

Ueber all diesem mit ihm Erlebten schwebt er mir aber als Erklärer des Faust einzig vor Augen. Saß er an schönen Abendstunden zuweilen auf seinem von Glyzinien durchflochtenen Balkone und kamen sehnsuchtsvolle Stimmungen über ihn, da griff er wohl nach dem Faustbuch, welches stets auf seinem Tische lag. Mit welcher Gedankenfülle erläuterte mir dann Fischer den Tiefsinn dieses Gedichtes! Erst durch seine Interpretation lichteten sich für mich die geheimnisvollen Züge der Faustschen Gestalt, und die tiefe Lebensweisheit Goethes, in tausendfache Formen gehüllt, trat mir durchsichtig entgegen.

Unvergessen bleiben auch für mich die Eindrücke unsrer gemeinschaftlichen Spaziergänge nach dem Heidelberger Schloß. Dann saßen wir zusammen auf

Digitized by Google

jener Bank, die dem Andenken Goethes dort gewidmet wurde. Fischer erzählte dabei von der Episode, welche Marianne v. Willemer in des Dichters Leben eingenommen. Er las mir in einer solchen Morgenstunde auch jenes Gedicht Mariannens vor, das Abschiedsblatt ihrer Liebe, in dem sich der ganze Schmerz über ihr vergangenes Glück so ergreifend malt:

„O schließt mich ein, ihr müden Augenlider,
Ins Dämmerlicht der fernen schönen Zeit" usw.

Auch die richtige Erkenntnis der Liebesmacht, wie sie uns in dem schönsten aller Briefwechsel, demjenigen Goethes mit Frau v. Stein, entgegenstrahlt, verdanke ich der Erläuterung Fischers. Er zog mit seiner feinen seelenkundigen Hand den Schleier von diesem Liebesgeheimnisse, es in seinen Wandlungen motivierend und geistig durchleuchtend.

Fischer erschien mir bei solcher Gelegenheit selbst als ganzer Künstler. Man hat ihn deshalb wohl auch getadelt, als ob das eigentliche Gelehrtentum seinem Schaffen fremd geblieben sei. Wahr ist, daß seine Wesenheit die Grenzen idealer Auffassung nie überschritt, die aber doch im gesunden Lebensboden der Realität wurzelte und deren Rechte er unentwegt zu Worte kommen ließ. So vor allem auch in seinem Humor, dem spielenden Witz, der sich im Leben so oft in Drolligkeit erging.

Als einst ein Kollege von ihm Schutz suchend unter seine Flügel sich flüchtete, meinte er lächelnd, „er sei es nun doch gewohnt, als Brönnersches Fleckwasser für andre fungieren zu müssen, und tue dies auch sehr gern". Ein andermal erzählte er, „wie doch niemand so kurzsichtig sein sollte, zu wähnen, daß man einen Einfluß auf seine Mitmenschen zu haben vermöge. Ihm geschähe es so oft, daß sein Erreichen nach dieser Richtung der Wirkung einer Schrift auf nasser Schiefertafel gleiche, wo sogleich alle Buchstaben verlöschten."

So scharf aber auch Fischer mit dem Stachel seines Witzes einzelne zu streifen vermochte, so blickte sein gutes Herz doch immer wieder hervor. Nur die heftige Form seiner Abwehr wirkte auf das Verhältnis zu seinen Mitmenschen zuweilen verhängnisvoll. Wie sehr aber Fischer anderseits das Glück geistigen Zusammenwirkens mit wirklich edlen Naturen zu schätzen wußte, zeigte mir u. a. ein ergreifender Brief, den er mir nach dem Fortgang seines Freundes Kurt Wachsmuth aus Heidelberg schrieb:

„Könnten wir uns den Freundeskreis, der uns Erquickung und Labsal erteilt, auch erhalten! Aber die Welt ist ein Kaleidoskop. Ein kleines Schütteln und etwas ist verändert und kommt nie wieder, wie es war. Darüber spricht die Prinzessin im Tasso so wahr und menschenkundig!

‚Es reißt sich los, was erst sich uns ergab.
Es gibt ein Glück, allein wir kennen's nicht,
Wir kennen's wohl und wissen's nicht zu schätzen.'

Die letzten Tage," fährt Fischer fort, „haben mir diese Worte, die ich oft wie von unsichtbaren Geistern höre, voll bestätigt. Das Unstete ist ein unglück-

Digitized by Google

licher Dämon, den man nicht einmal anklagen kann, denn er sagt: ‚Ich gehöre zum Schicksal!'"

Und doch wurde auch Fischer durch seine Wiederverheiratung mit einer ebenso schönen als begabten Dänin noch einmal in den Sommer des Lebens gestellt. Mit ihr zusammen besuchte er uns in den späteren Jahren öfters in Weimar und folgte in dem Jahre 1896 auch der Einladung der Großherzogin Sophie zur Einweihung des Goethe-Schiller-Archivs. Diese Feier machte auf Fischer tiefen Eindruck. Er fühlte, daß er trotz aller Trennungen von Weimar und Jena doch Thüringer geblieben sei, und gab dieser Empfindung bei der folgenden Trauerfeier der geliebten Fürstin einen wundervollen Ausdruck.

Noch einmal sprach er dann zu uns 1901, als man ihn aufgefordert hatte, die Gedächtnisrede auf den verstorbenen Großherzog Karl Alexander zu halten. Aber der Glanz der Jugend, der bisher auf seiner Erscheinung, seiner glänzenden Diktion geruht, schien verblaßt. Mühsam, weil körperlich leidend, vermochte er nur die äußere Anstrengung und innere Bewegung dabei zu überwinden. Er war plötzlich ein Greis geworden, und mit tiefer Trauer blickte seine Tochter, die ihn auch nach dem Tode seiner geliebten zweiten Frau unermüdlich pflegte, in diese Auflösung seiner Existenz hinein. Es war Erlösung für alle, die ihm nahe standen, als der Tod ihn von jahrelangem Siechtum heimrief — ihn, dessen innere Leuchtkraft einst phänomenal auf dem Gebiet des Geistes gewirkt hat. Daran wollten Freundschaft und Dankbarkeit mit diesem Gedenkblatte erinnern.

Literarische Berichte

Graf Julius Andrássy. Sein Leben und seine Zeit. Band 2 und 3. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Preis geheftet M. 20.—, gebunden M. 25.—.

Mit den beiden vorliegenden Bänden hat E. v. Wertheimers Andrássy-Biographie ihren Abschluß gefunden: ein monumentales Werk, würdig des großen Staatsmanns, dessen Gestalt es in plastischer Anschaulichkeit und voller Lebenswahrheit vor uns hinstellt. Der erste Band führte uns bis zur Ernennung Andrássys zum Minister des Aeußern; die Schlußbände schildern seine Wirksamkeit auf diesem wichtigen Posten und die Zeit, die ihm nach seinem Rücktritt vom Amt noch zu durchleben beschieden war. Für uns Reichsdeutsche bleibt in der politischen Tätigkeit des ungarischen Patrioten das Wichtigste natürlich sein Verhältnis zum Deutschen Reich, das durch die entschiedene Abwendung von der sterilen Rachepolitik Beusts charakterisiert wird und in dem Abschluß des Zweibundes gipfelt. Daß es kein leichtes war, die beiden Monarchien zu so enger Freundschaft zusammenzuschmieden, ist längst bekannt gewesen; Wertheimers ebenso eingehende wie objektive Darstellung bringt uns alles zu klarer Anschaulichkeit, aber auch zu dankbarem Bewußtsein, daß Bismarck in Andrássy einen kongenialen Partner gefunden hatte, ihm verwandt in der wunderbaren Mischung von glühender Vaterlandsliebe und kühler Berechnung der Mittel, von skeptischer Besonnenheit und fortreißendem Temperament. Daß auch der Mensch Andrássy — nicht allein der Staatsmann — uns durch Wertheimers Buch so lebendig und bewundernswert wird, ist nicht das letzte Verdienst des ausgezeichneten ungarischen Historikers.

—r.

Degeners Zeitgenossen-Lexikon. „Wer ist's?" VI. Auflage. Leipzig, Verlag von H. A. Ludwig Degener.

Das bekannte Nachschlagebuch zeigt auch jetzt wieder die Vorzüge, die es jedem geistigen Arbeiter zu einem nützlichen Hilfsmittel machen. Es sind die Namen von etwa 20 000 Personen, welche in irgendeiner Weise die Oeffentlichkeit interessieren, aufgeführt und von ihnen selbst gegebene biographische Angaben hinzugefügt. Nicht nur Deutsch-

Digitized by Google

land, Oesterreich und die Schweiz, sondern zum Teil auch das Ausland sind berücksichtigt. Es ist nicht anzunehmen, daß man irgendeine bekannte Persönlichkeit vermissen sollte. Die gute Anordnung, sowie der klare und genaue Druck erleichtern die Benutzung. Auch die Uebersichten über Universitäten, Akademien u. dgl. dürften sich als nicht unnützlich erweisen. Das Buch wird in der neuen Auflage sich sicher neue Freunde gewinnen. Bei einer etwaigen Neuauflage dürften vielleicht die auch schon jetzt von vielen Einsendern nicht beantworteten Fragen über Lieblingsbeschäftigung, sowie die Angabe der Kinder im Interesse der Raumersparnisse fortbleiben können. A. L.

Bürgers Verskunst. Von Dr. Paul Zaunert. 144 S., M. 3.—.

Immermanns „Tristan und Isolde". Von Dr. Max Szymanzig. 258 S., M. 4.50.

Zur Entstehungsgeschichte von Goethes „Torquato Tasso". Von Dr. Hans Rueff. 73 S., M. 1.60. Marburg, N. G. Elwert. (Beiträge zur deutschen Literaturwissenschaft, herausgegeben von Prof. Dr. Ernst Elster. Nr. 13, 17, 18).

Alle drei Abhandlungen zeigen Gründlichkeit der Forschung und klare, auch durchweg ansprechende Darstellung. Soweit sie Tatsachen feststellen, wird man auch die Ergebnisse gern anerkennen; soweit sie künstlerische Deutungen und Wertungen bieten, ist wohl zuweilen Widerspruch erlaubt, zumal wenn — wie namentlich in dem zweiten Werk — das Urteil in allzu überlegenem Ton vorgetragen wird. Zaunert untersucht in seiner fleißigen Arbeit, in der es nicht ohne — notwendige — Silbenstecherei abgeht, sehr genau den Versbau der Bürgerschen Gedichte; er zeigt, wie der Dichter in der Beherrschung der Form allmählich fortschreitet, und stellt fest, daß Bürger wohl bedeutende „Befähigung für das Metrische" hatte, daß aber bei ihm einerseits „ein übermäßiges Interesse an der äußeren Form" zu einem „kleinlichen Begriff der Korrektheit" führt, daß anderseits an Stelle „kraftvoller Lebendigkeit" häufig der Eindruck „forcierter Energie" entsteht. — Szymanzig gelangt in seiner Abhandlung, die das Gedicht Immermanns mit den Quellen vergleicht und es nach Technik, Sprachstil und Metrik untersucht, zu einer fast völligen Verurteilung des Werkes. Dies — doch wohl nicht ganz einwandfreie — Ergebnis läßt die Frage berechtigt erscheinen, ob die so außerordentlich eingehende Untersuchung wirklich etwas Förderliches zutage gebracht habe. — An Umfang die kleinste, an allgemeiner Bedeutung die wichtigste unter diesen Abhandlungen dürfte die Arbeit von Rueff sein. Er vergleicht in Goethes „Tasso" die alte und die neue Dichtung nach Motiven und geistigem Gehalt, indem er besonders an die grundlegenden Forschungen Kuno Fischers und Scheidemantels anknüpft, und fördert unsre Kenntnis von der Entstehungsgeschichte des Werkes in dankenswerter Weise. Die Annahme, daß der Schluß der Dichtung einen „rapiden Reifeprozeß" darstelle, daß sie keine Tragödie sei, macht er nicht wahrscheinlicher, als es Bielschowsky und andre Erklärer getan haben. Br.

Kleists Penthesilea oder von der lebendigen Form der Dichtung von Berthold Schulze. Berlin und Leipzig, B. G. Teubner. M. 1.—.

Eine treffliche Studie, in der B. Schulze Leben und Dichtung Kleists in engste Verbindung zu bringen sucht. Das gelingt ihm auch; aber er geht doch wohl zu weit mit der Annahme, daß bei Kleist nicht die Dichtung das Bild hervorbringe, sondern das Bildsymbol die Dichtung. Das ist für einzelnes wohl zutreffend, aber nicht für das Ganze. E. M.

50 Balladen und Romanzen. Von E. A. Benzinger. Berlin-Wilmersdorf, Silvaverlag. Gebunden M. 4.—.

Der Verfasser, Hofschauspieler, hat gute Themen für seine Dichtungen gewählt; aber leider fehlt häufig zwischen Stoff und Form die Harmonie. Man findet viel Prosa in den Gedichten und die Verse sind öfters ziemlich holperig. tm.

Der heilige Ignatius von Loyola. Von Francis Thompson. Kempten und München, Kösel. (XVI, 318). M. 3.20.

In unsern Tagen, wo das Für und Wider in bezug auf den Jesuitenorden abermals aufs lebhafteste debattiert wird, fragt gewiß mancher nach einer eingehenden Darstellung der Wirksamkeit des Begründers dieses Ordens. Die zuerst englisch erschienene von Thompson ist gewandt geschrieben und auch illustriert. Aber das Buch „Die Jesuiten" von Prof. Heinr. Boehmer (Marburg), das bei Teubner in der Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt" schon in dritter Auflage erschienen ist (zirka 170 engstgedruckte Seiten M. 1.—), stellt die Entwicklung und Grundsätze Loyolas mit größerer Bestimmtheit und Unparteilichkeit dar. Ed. König.

Austerlitz. La Fin du Saint-Empire (1804—1806). Par Ed. Driault (Bibliothèque d'Histoire Contemporaine.) Paris 1912, F. Alcan. Fr. 7.—.

Dieser Band ist eine Fortsetzung der Studien des Verfassers, die unter dem Titel „Napoléon et l'Europe" erscheinen und deren erster Band die auswärtige Politik des Ersten Konsuls während der Jahre 1801 bis 1803 schilderte. Der jetzt vorliegende zweite beruht auf ein-

Digitized by Google

gehenden Forschungen in den Archiven und berücksichtigt die gesamte bisher erschienene französische und ausländische Literatur. Er reicht von der Thronbesteigung Napoleons bis zum Ultimatum Preußens, das der Kaiser am 7. Oktober 1806, sieben Tage vor Jena, erhielt. Der Autor gibt eine klare, vortrefflich geschriebene Darstellung der großen Ereignisse, die in diesen Zeitraum fallen; sein Werk möge auch deutschen Lesern empfohlen sein. E. M.

Der Apotheker von Klein-Weltwil. Roman von Ernst Zahn. Geheftet M. 4.—, gebunden M. 5.—. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

In dem Titelhelden seines neuen Buches hat Ernst Zahn eine seiner originellsten Gestalten geschaffen. Hat er sonst öfter in den Mittelpunkt seiner Romane Menschen gestellt, die, fest in sich ruhend, ihre Umgebung nach sich formen, oder, wenn das Schicksal gegen sie ist, nur nach heldenhaftem Kampf erliegen, so ist der Apotheker von Klein-Weltwil ein Mischcharakter von ganz eigenartig schillernder und anziehender Art. Von seltsam gewinnender, ja faszinierender Persönlichkeit und außerordentlich gewandtem, klug berechnendem Benehmen, versteht er es, auf die Menschen Einfluß zu gewinnen, mit einem scheinbar harmlosen Wort Triebe und Kräfte, die bis dahin schlummerten, in ihrer Seele zu wecken, gleichsam ein Steinchen zu lockern, das zuletzt als Felssturz niedergeht. Seine Beobachtung hat ihn gelehrt, daß kaum auf eine Weise das Innere eines Menschen sicherer und gründlicher zu revolutionieren ist, als indem man den Neid auf den Nebenmenschen wachruft. Von dieser Erfahrung ausgehend, weiß er Mißtrauen und Groll zu säen zwischen Bruder und Bruder, zwischen Vater und Sohn, Arbeitgeber und Arbeitnehmern, Vorgesetztem und Untergebenen, Gönner und Schützling. So ist „Der Apotheker von Klein-Weltwil" einer der gestaltenreichsten Romane, die der Dichter uns bisher gegeben; er wird den Leser auch dann noch lange beschäftigen, wenn er das Tun des Helden, die Schicksale der übrigen Weltwiler bis zum Ende des Romans verfolgt hat, dessen tiefsten Sinn eine der Figuren des Romans in dem Ausspruch formuliert, daß „der Neid der Fluch und der Segen der Welt ist". —y—

Kulturbilder aus Alt-Mecklenburg. Von Hano Witte. 2 Bände. Leipzig 1911, Otto Wigand.

Die durchweg auf Archivalien beruhenden Schilderungen führen in die Zeiten zurück, in denen das Prügeln der leibeignen Bauern durch die Wirtschaftsschreiber kein seltenes Ereignis war, die Staatsordnung weder vermochte das Entlaufen der Bauern über die Grenze zu hindern noch die Schwärme von Bettlern, Vagabunden und Gaunern unschädlich zu machen. Die Förderung des Verbrechens durch öffentliche Einrichtungen ist eine der bezeichnenden Kapitelüberschriften. Auf Grund dieser trüben Zustände tritt der gute Wille des Landesfürstentums hervor, die agrarischen Mißstände zu bessern und für die öffentliche Sicherheit Vorsorge zu treffen, so im besonderen durch die Errichtung einer Gendarmerie, deren hundertster Gedenktag, der 1. Juni 1912, den Anlaß zur Abfassung des Werkes gegeben hat. Es ist nicht die „gute" alte Zeit, sondern die schlechte von der Mitte des 18. bis zu der des 19. Jahrhunderts, die der Leser kennen lernt. —lth—

Richard Wagner und die englische Literatur. Von Dr. Kurt Reichelt. Leipzig, Xenien-Verlag. 179 S.

Eine wertvolle Doktorarbeit wird hier in erweiterter Fassung dargeboten. Angeregt offenbar von Professor Koch in Breslau (dem Wagnerbiographen), gibt Reichelt einen Ueberblick über alle Fäden, die sich von England her zu R. Wagner hinüberspinnen. Im Mittelpunkt steht natürlich Shakespeare. Insbesondere wird „Maß für Maß" mit dem „Liebesverbot" verglichen, das übrigens jetzt im 11. Band von Wagners Schriften gedruckt vorliegt. Ebenso untersucht der Verfasser das Verhältnis zwischen Bulwers Roman und Wagners Rienzidrama. Andre englische Einflüsse weist er zum Beispiel im „Fliegenden Holländer" nach (die Erläuterungen in Lizts Schriften sind von der Fürstin Wittgenstein!). Auf Walter Scott führt er die Verwendung jener Art von Vision zurück, deren Inhalt sich sofort erfüllt. Auch zu Carlyle wird Wagner in Beziehung gebracht. Da es sich bei dem allem nicht um trockene und mechanische Aufzählung handelt, sondern die Urteilsfähigkeit und lebendige Auffassung des Verfassers überall aufs angenehmste hervortritt, so darf das Büchlein weiteren Kreisen empfohlen sein. Dr. K. Grunsky.

Wehr und Gegenwehr. Vorworte zur dritten und vierten Auflage der Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts. Von Houston Stewart Chamberlain. München, F. Bruckmann. 108 S. M. 1.—.

Das Heft ergänzt in dankenswerter Weise die Volksausgabe der Grundlagen, die ohne die hier mitgeteilten Vorworte erschienen ist. Der Verfasser bietet in ihnen vor allem eine Verteidigung des Dilettantismus, eine Auseinandersetzung mit der Schrift von Delitzsch über Babel und Bibel und eine Rechtfertigung seiner Unterscheidung zwischen „römisch" und „katholisch": er will die römische Priesterherrschaft bekämpfen, ohne darum die katholische Religion zu bekämpfen. Br.

Digitized by Google

Deutsche Museen. Von Valentin Scherer. Mit 24 Abbildungen. Jena, E. Diederichs. Brosch. M. 10.—.

Schon der Untertitel: „Entstehung und kulturgeschichtliche Bedeutung unsrer öffentlichen Kunstsammlungen" legt den Hintergrund fest, vor dem der Verfasser seine Museumsgeschichte entwickelt. Nicht um peinliche Vollständigkeit ist es ihm zu tun, er gibt vor allem typische Beispiele, an denen der Fortschritt sichtbar wird; und wenn man breiterer Schilderung des Details begegnet, so dient sie zur Verdeutlichung der Grundlinien der Entwicklung. Der Beginn derselben in der Renaissance, wo die „Kunst- und Raritätenkammern", dem universalistischen Zeitgeist gemäß, chaotische Stapelplätze bildeten; der weitere Fortschritt aus der Enge fürstlich-privater Galerien und Kabinette zu Neugestaltungen nach kulturgeschichtlichen Gesichtspunkten am Anfang des neunzehnten Jahrhunderts; der langsame Uebergang von einseitig rückschauender Kunstwertung zum warmen Gefühl für die Schöpfungen der eignen Zeit; die neue Bedeutung, die das Museum für die junge Kunstwissenschaft wie für die Allgemeinheit als Quelle der Volksbildung und -kultur gewann; — bis zu den neuesten Zielen, die im Kaiser-Friedrich-Museum einen prägnanten Ausdruck fanden: diesen Verlauf an der Hand des Werkes zu verfolgen, ist von hohem sachlichen und allgemeinen Interesse. Oskar Beyer.

L'Esprit Public en Allemagne vingt ans après Bismarck. Par Henry Moysset. Paris 1911, F. Alcan. Fr. 5.—.

Das Buch besteht im wesentlichen aus Abhandlungen, die der Verfasser, der mehrmals längere Zeit in Deutschland war, von 1908 bis 1911 in der „Revue des Deux Mondes" und im „Correspondent" veröffentlichte. Seine Absicht war, die ökonomische und soziale Umgestaltung zu schildern, die sich in der Zeit nach Bismarck in Deutschland vollzogen hat, und ihre Rückwirkung auf die innerpolitischen Verhältnisse darzulegen. „Wir wollen zeigen," schreibt er, „welche neuen und unablässig aus der unergründlichen Tiefe des Trachtens eines gewerbefleißigen Volkes sich neu kräftigenden Energien den Verfall eines antiken und halbfeudalen Agrarstaates beschleunigen, um an seine Stelle einen demokratischen Staat zu setzen." Inwieweit dies Moysset gelungen ist, kann hier nicht untersucht werden; wir müssen uns damit begnügen, auf das interessante, wenngleich von Einseitigkeiten und irrtümlichen Voraussetzungen nicht freie Buch hinzuweisen. E. M.

Fräulein Kapitän. Seeroman von Sophus Bonde. Geheftet M. 3.—, gebunden M. 4.—. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Seinen beiden ersten Büchern „Schimannsgarn" und „Im Scheine des Nordlichts" hat Sophus Bonde jetzt dieses dritte folgen lassen. Er führt uns wieder wie in „Schimannsgarn" an Bord eines Segelschiffes, läßt uns Freuden und Gefahren weiter Segelschiffahrten miterleben und die alten Seebären belauschen, wie sie in den Stunden der Erholung ihr „Garn" spinnen. Auch diesmal fesselt uns die Handlung mit ihrer dramatischen Belebtheit und der abenteuerlichen Buntheit der Ereignisse von Anfang bis zum Schluß. Die mutige schmucke Kapitänstochter, die so fröhlich mit ihrem Vater ihre erste große Fahrt antritt, die die letzte ihres Vaters werden soll, gewinnt sogleich das Herz des Lesers durch ihre frische Anmut und Natürlichkeit und wächst allmählich unter allerlei Heimsuchungen und Gefahren zu heldenhafter Tüchtigkeit und Charakterstärke heran. Um diese anziehende Hauptfigur gruppiert sich eine große Anzahl andrer Personen, alle gleich lebendig und anschaulich gezeichnet, und die Handlung, in der die bunte Phantastik orientalischer Märchen mit dem düsteren Ernst nordischer Meersagen abwechselt, spielt sich vor dem gewaltigen Hintergrund des bald lieblichen, bald mörderischen, immer wechselnden und farbenreichen Ozeans ab. —y—

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten)

Aathal, Werner v., Suka-Bumi Estate. Novelle aus dem Tabakpflanzerleben Delis. Leipzig, Modernes Verlagsbureau Curt Wigand. M. 5.—.

Adrianopel und die Zukunft Europas. Ein Mahnwort an die Großmächte und Völker Europas. Berlin, Modernes Verlagsbureau Curt Wigand. 40 Pf.

Alten, Georg v., Handbuch für Heer und Flotte. Lieferung 54 bis 60. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong & Cie. à M. 2.—.

Blum, Jean, J.-A. Starck et la Querelle du Crypto-Catholicisme en Allemagne 1785—1789. Paris, Librairie Felix Alcan. Fr. 4.—.

Blum, Jean, La vie et l'œuvre de J.-G. Hamann le „Mage du Nord" 1730—1788. Paris, Librairie Felix Alcan. Fr. 4.—.

Bombe, Walter, Geschichte der Peruginer

Digitized by Google

Malerei bis zu Perugino und Pinturicchio. Berlin, Bruno Cassirer. Geh. M. 16.—, geb. M. 19.—.

Borne, von dem, Der Italienisch-Türkische Krieg. Die Ereignisse des Jahres 1912. Oldenburg, Gerhard Stalling Verlag. M. 2.50.

Claustus, Sabine, Des Kampfes wert. Roman. Dresden, Heinrich Minden. M. 3.—.

Deutsche Weltpolitik und kein Krieg. Berlin, Puttkammer & Mühlbrecht. M. 1.50.

Dietze, Dr. M., Der wirtschaftliche Imperialismus und die Trusts. Vortrag. Berlin-Charlottenburg, Cordel & Renné G. m. b. H. M. 1.60.

Eichhorn, K., Wirtschaftspolitik und Volkswirtschaft. Hildesheim, August Lax. Geh. 80 Pf.

Fester, Richard, Neue Beiträge zur Geschichte der Hohenzollernschen Thronkandidatur in Spanien. Leipzig, B. G. Teubner. Geh. M. 5.—.

Fick, Dr. Richard, Praktische Grammatik der Sanskrit-Sprache für den Selbstunterricht. Wien, A. Hartleben's Verlag. M. 2.—.

Fink, Carl, Ein verteufelter Spaß. Politische Komödie in 3 Akten. Leipzig, Richard Lipinski. M. 2.—.

Forschung und Wissen. Nachrichten vom wissenschaftlichen Büchermarkt für Gelehrte und Ungelehrte. Berlin, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung.

Graevenitz, G. v., Geschichte des Italienisch-Türkischen Krieges. 2. Lieferung. Berlin, R. Eisenschmidt. M. 3.—.

Gröber, Gustav, Ueber die Quellen von Boccaccios Dekameron. Straßburg i. E., J. H. Ed. Heitz. M. 1.50.

Hildebrandt, Hermann, Planeten. Dichtungen. Stuttgart, A. Bonz Erben. Leinen geb. M. 6.—, Leder geb. M. 8.—.

Hoffmann, Camill, Briefe der Liebe. Dokumente des Herzens aus zwei Jahrhunderten europäischer Kultur. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong & Co. Kart. M. 2.—, geb. M. 3.—.

Hofmann, Arthur, Anno 1813. Historisches Schauspiel in 3 Akten. Leipzig, Richard Lipinski.

Koser, Reinhold, Geschichte Friedrichs des Großen. III. Band. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Krollmann, C., Landwehrbriefe 1813. Ein Denkmal der Erinnerung an den Burggrafen Ludwig zu Dohna-Schlobitten. Danzig, A. W. Kafemann. M. 7.—.

Kuhlenbeck, Ludwig, Die Entwicklungsgeschichte des Römischen Rechts. V. Band. München, J. F. Lehmanns Verlag. Geh. M. 7.—, geb. M. 8.—.

Lippiner, Siegfried, Adam. Ein Vorspiel. Hippolytos. Tragödie. Stuttgart, W. Spemann.

Littmann, Leo, Das europäische Friedensproblem. München, Hans-Sachs-Verlag. M. 1.—.

Münzer, Kurt, Mein erster Hund. Eine Geschichte von Ares und Eros. Berlin, Vita, Deutsches Verlagshaus G. m. b. H. Brosch. M. 4.—, geb. M. 5.50.

Muret, Gabriel, Jérémie Gotthelf. Sa vie et ses œuvres. Paris, Librairie Felix Alcan. Fr. 10.—.

Neophilosophos Tis. Der Mensch und seine Kultur. Neue Ausblicke auf ihre Entwicklung. Konstanz, Ernst Ackermann. M. 3.—.

Prateila, Balilla, Musica Futurista per Orchestra. Bologna, F. Bongiovanni. L. 10.—.

Rumpf, Fritz, Wenns die Soldaten durch die Stadt marschieren. Soldatenlieder. Berlin, Erich Reiß Verlag. Geb. M. 2.80.

Schaukal, Richard, Beiläufig. München, Georg Müller.

Schaukal, Richard, Neue Verse 1908—1912. München, Georg Müller.

Schaukal, Richard, Die Märchen von Hans Bürgers Kindheit. München, Georg Müller.

Schwellenbach, Robert, Der Wert des Lebens und der Sinn der Religion. Berlin, Leonhard Simion Nf. M. 1.80.

Spies, Georg, Petroleum-Monopol-Gewinn-Tabellen. Dresden, Dr. Güntzschen Stiftung.

Spies, Georg, Die Leuchtöl-Disponibilität für ein Deutsches Petroleum-Monopol. Berlin, Arthur Scholem Buchdruckerei.

The Review of Reviews. April-Heft: The Conquest of the air by Count Zeppelin. London, W. H. Smith & Sohn.

Treitschke, Heinrich v., 1813. Leipzig, S. Hirzel. M. 2.—.

Vater, O., Die blühenden und erloschenen Orden und Ehrenzeichen der ganzen Welt. Rudolstadt, Otto Mark. M. 1.85.

Vecchio, Dr. Giorgio Del, Ueber einige Grundgedanken der Politik Rousseaus. Berlin, Dr. Walther Rothschild.

Vogel, Dr. Paul, Beiträge zur Geschichte des Kölner Kirchenstreites. Bonn, A. Marcus & E. Webers Verlag. M. 3.—.

Wille, Bruno, Lebensweisheit. Eine Deutung unseres Daseins in Gedanken und Versen führender Geister. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong & Co. M. 2.—.

Winckler, Prof. Dr. Arzel, Ueber das Fachinger-Wasser. Berlin, Kgl. Mineralbrunnen, Siemens Erben.

Winterstetten, Dr. K. v., Berlin-Bagdad. Neue Ziele mitteleuropäischer Politik. München, J. F. Lehmanns Verlag. M. 1.—.

Wundt, Theodor, Hinauf. Stuttgart, W. Spemann. Geb. M. 4.80.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Justizrat Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart — Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg

Digitized by Google

Neue Gruppierungen auf dem Balkan

Von

Dr. Freiherrn v. Jettel

Wenn auch durch die Beschlüsse der Londoner Botschafterkonferenz, das Petersburger Protokoll und den Bukarester Frieden der schwierigste Teil des Balkanproblemes eine im allgemeinen befriedigende Lösung gefunden hat, befriedigend vor allem deshalb, weil sich dieser Prozeß ohne Implizierung der Großmächte vollziehen durfte, so hat die neue Ordnung der Dinge doch so viele Enttäuschungen gebracht, so viel kaum verhehlten Groll zurückgelassen, daß man Zweifel an der Dauerhaftigkeit des geschaffenen Zustandes nicht ohne weiteres unterdrücken kann. Vorläufig sind wohl die Verbündeten an Menschen wie an Geld zu sehr erschöpft, um an eine Revision der Bukarester Vereinbarungen denken zu können. Allein am politischen Horizont beginnen sich neue Gruppierungen abzuzeichnen, die für die künftige Gestaltung der Dinge auf dem Balkan von entscheidender Bedeutung sein können und denen vor allem Oesterreich-Ungarn, als die nächstbeteiligte Macht, die vollste Aufmerksamkeit wird zuwenden müssen. Es liegt auf der Hand, daß durch den namhaften Zuwachs an territorialem Umfang und Bewohnerzahl, den die Balkanstaaten erfuhren, das Verhältnis der Monarchie zu ihnen wesentlich beeinflußt werden wird.

Dies gilt zunächst von Serbien. Seit ihm durch die Angliederung Bosniens und der Herzegowina an Oesterreich-Ungarn die Hoffnung ein für allemal geraubt wurde, sich in diesen Ländern festsetzen zu können, sieht es in der Nachbarmonarchie seinen Todfeind. Der reiche Gewinn, den Serbien aus dem Balkankriege heimbrachte, vermochte es nicht freundlicher zu stimmen. Trotzdem Oesterreich-Ungarn die von Frankreich gewünschte Desinteressementserklärung nicht abgegeben hatte, verharrte es während der ganzen Dauer des Krieges in der Rolle des Beobachters; es besetzte nicht einmal den Sandschak Novibazar, welcher Fall im Bündnisvertrage ausdrücklich vorgesehen war und Bulgarien zur Hilfeleistung verpflichtete; es erntete schließlich für sein „mehr als wohlwollendes" Verhalten sogar die Anerkennung des serbischen Gesandten in Sofia, Spalajkovic, der nicht wohl zu den Freunden Oesterreich-Ungarns gezählt werden kann. Und doch grollt man heute in Serbien Oesterreich-Ungarn mehr denn je. Weshalb?

Nach dem Plane der Verbündeten sollte Albanien zwischen den angrenzenden Balkanstaaten geteilt und dadurch Serbien der längst ersehnte Zugang zum

Digitized by Google

Adriatischen Meere verschafft werden. Darin lag eine offene Mißachtung der Absichten der zunächst interessierten Großmächte. Für den Fall, als der Statusquo n der europäischen Türkei nicht mehr aufrecht zu erhalten wäre, ein dies certus an, incertus quando, hatten sie sich seit langem über das Schicksal der einzelnen türkischen Provinzen verständigt. In der Reichstädter Konvention von 1876 wie in der Nachtragskonvention zum Budapester Abkommen vom 18. März 1877 hatten sich Oesterreich-Ungarn und Rußland dahin geeinigt, daß Albanien beim Zusammenbruche der Türkei die volle Autonomie eingeräumt werden solle. Diese Abmachungen waren zu Beginn des Balkankrieges längst kein Geheimnis mehr. In höherem Maße als Rußland mußte Italien an der Zukunft Albaniens gelegen sein. Bald nach den ebenerwähnten Abmachungen mit Rußland und vielleicht in Kenntnis ihres Inhaltes besuchte am 17. September 1877 Crispi den deutschen Reichskanzler in Gastein und erklärte ihm unter anderm, Italien könne eine Festsetzung Oesterreich-Ungarns in Bosnien nicht gestatten, worauf Bismarck erwiderte, Italien könne sich ja dann Albanien nehmen. Crispi meinte zwar, Italien wüßte nicht, was es damit anfangen sollte; allein seit jener Zeit verfolgte man in Rom mit gespannter Aufmerksamkeit den zunehmenden Einfluß Oesterreich-Ungarns in jenen Gebieten. Dieser bedenklichen Situation, die leicht zu Konflikten zwischen den seither verbündeten Mächten hätte führen können, wurde bald nachher durch formelle Abmachungen ein Ende gemacht. Im Jahre 1899 kam zwischen den damaligen Ministern des Aeußern Visconti Venosta und Goluchowski eine Vereinbarung zustande, die später wiederholt bestätigt und erweitert wurde, des Inhaltes, daß Albanien für Oesterreich-Ungarn wie für Italien ein noli me tangere bilden solle. In dem Falle aber, als der Statusquo dort nicht mehr aufrecht zu erhalten wäre, würden beide Kabinette für die Autonomie Albaniens eintreten. In den österreichisch-ungarischen Delegationen wie in der italienischen Kammer wurde von kompetenter Seite wiederholt auf diesen österreichisch-italienischen Akkord hingewiesen. In einer Sitzung vom 18. Dezember 1906 äußerte sich der damalige italienische Minister des Aeußern, Tittoni, darüber mit folgenden Worten: „Die politische Autonomie der Balkanstaaten auf dem Prinzipe der Nationalität ist die einzige Lösung, die Italien und Oesterreich-Ungarn anstreben müssen, wenn der Statusquo nicht mehr aufrecht zu erhalten sein sollte."

Angesichts dieses klaren Sachverhaltes konnte es für Serbien nicht überraschend kommen, daß der österreichisch-ungarische und der italienische Vertreter auf der Londoner Botschafterkonferenz die Schaffung eines selbständigen Albanien vorschlugen und mit diesem Antrage durchdrangen. Ebenso natürlich und nur eine Konsequenz dieses Beschlusses war es, daß die serbische Regierung aufgefordert wurde, ihre Truppen aus dem Albanien zuerkannten Gebiete zurückzuziehen. Daß dies wiederholt geschehen mußte, war nur ihre Schuld. Und doch erblickte man darin einen neuen Beweis der Feindseligkeit Oesterreich-Ungarns. An Entgegenkommen hatte es das Wiener Kabinett nicht fehlen lassen. Es stimmte ohne weiteres zu, daß Serbien ein neutraler Hafen an der Adria

Digitized by Google

eingeräumt werde, der mit Serbien durch eine neutrale, unter internationaler Kontrolle stehende Bahn, auf der auch Kriegsmaterial transportiert werden darf, verbunden werden soll; es hat sich bereit erklärt, Serbien bei der Ordnung seiner Verhältnisse in den neuerworbenen Länderstrichen und auch auf wirtschaftlichem Gebiete weitgehende Zugeständnisse zu machen. Es bemühte sich umsonst. Schließlich hätte Serbien zu einer Zeit, wo die Angliederung volksfremder Elemente ihm manche schwierige Aufgabe zu lösen gibt, doppelten Grund, durch ein gutes Verhältnis zur Nachbarmonarchie sich den Rücken zu decken. Solange die Erkenntnis der Notwendigkeit einer andern Orientierung der serbischen Politik sich nicht durchgerungen hat, wird man in Serbien einen zumindest unzuverläßlichen Nachbarn erblicken und daraus seine Folgerungen ziehen müssen.

Es ist nicht in Abrede zu stellen, daß das Verhältnis Oesterreich-Ungarns zu Serbien wie zu Rumänien zum Teil durch nationale Fragen ungünstig beeinflußt wird. Die Klagen über angeblich schlechte Behandlung der auf österreichischem und ungarischem Boden ansässigen Südslawen und Rumänen tauchen, namentlich in kritischen Zeiten, immer wieder auf und finden selbst an Stellen Gehör, von welchen man eine unbefangenere Auffassung erwarten könnte. Es mutet beispielsweise sonderbar an, wenn bei Besprechung des Seton-Watsonschen Werkes über die südslawische Frage in einer angesehenen deutschen Revue die Südslawen als „Menschen" bezeichnet werden, „denen Ungarn und Deutsche die Hälfte des Bodens und das Licht der Sonne zu rauben bemüht sind". Das Urteil leidet wohl an einer gelinden Uebertreibung, aber zugegeben mag werden, daß in Oesterreich die Deutschen, in Ungarn die Magyaren die herrschende Rasse sind. Sie sind es, weil sie die relative Majorität der Bevölkerung und das staatenbildende Element darstellen. Eine Umgestaltung des bestehenden staatsrechtlichen Zustandes im Sinne einer erweiterten Autonomie der nationalen Minoritäten würde, abgesehen von sachlichen Schwierigkeiten, wie das Schicksal des deutsch-böhmischen, des polnisch-ruthenischen Ausgleiches usw. zeigt, an dem Widerstande der Deutschen in Oesterreich und der Magyaren in Ungarn scheitern. Nationale Minoritäten sind eben für jeden Staat eine Verlegenheit. Man denke nur an die Polen, Elsässer und Dänen in Deutschland, an die Polen und die Bewohner der Ostseeprovinzen in Rußland, an die Iren und Ulsterleute in England. Gelingt es nicht, sich die Sympathien solcher Minoritäten zu erwerben, denen es übrigens in der Regel gar nicht so schlecht geht, wie sie glauben machen möchten, dann ist das Verhältnis des Gesamtstaates zu ihnen eben eine Machtfrage.

Wie wenig geraten es ist, sich über die Beschlüsse der Großmächte hinauszusetzen, hat das zweite von Serben bewohnte Königreich, Montenegro, am eignen Leibe erfahren müssen. Für das an Menschen und Geld gleich arme Land sind die Wunden, die ihm der Krieg geschlagen hat, doppelt empfindlich.

Der dritte Ansprecher auf albanisches Gebiet, Griechenland, kämpft zurzeit noch um einige Landstriche im Süden. Allein es ist zu erwarten, daß es sich, wie der russische Ministerpräsident Kokowzew unlängst sagte, „vor dem

Digitized by Google

Willen Europas beugen" werde. Welche Stellung Griechenland künftighin im Areopag der Balkanstaaten einnehmen wird, ist vorläufig eine offene Frage. Nur so viel scheint nach einer Aeußerung des neuen griechischen Gesandten in Petersburg, Dragumis, festzustehen, daß zwischen Griechenland und Serbien ein formelles Bündnis besteht. San Giuliano, der gegenwärtige italienische Minister des Aeußern, sagt in einem seiner interessanten albanesischen Briefe, der vom 19. Juni 1903 datiert ist, der Hellenismus sei eine schätzbare Kraft, die einmal, ebenso wie die Rumänen, die Albanesen und die Magyaren, als Wehr gegen das auf den Balkan eindringende Slawentum dienen könne. Es wird abzuwarten sein, ob sich Griechenland dieser Mission bewußt bleibt. Vorläufig ist es ein unsicherer Faktor. Die Ereignisse des vorigen Herbstes, die offene Desavouierung des zu Deutschland hinneigenden Königs durch das franzosenfreundliche Ministerium, die warme Unterstützung seiner Pläne durch die französische Regierung und Presse sind jedenfalls bedenkliche Symptome, insbesondere in Anbetracht der Rolle, welche Griechenland bezüglich der Erhaltung des Gleichgewichtes im Mittelmeer zufallen wird.

Von größter Bedeutung für die künftige Gestaltung der Dinge auf dem Balkan wird die Haltung Rumäniens sein. Von jeher ein Faktor der Ruhe und Ordnung, hat es zur Zeit der größten Verwirrung sein ausschlaggebendes Wort in die Wagschale geworfen. Es mag hier daran erinnert werden, wie man sich die künftige Stellung und die Aufgabe dieses Staatswesens, das sich so früh von der Türkei loslöste und die Unabhängigkeit erwarb, damals und auch noch später vorstellte. Kaum ein halbes Jahr nach der Unterzeichnung des Pariser Friedens, am 4. September 1856, schrieb Cavour an den sardinischen Geschäftsträger in London: „Die rumänische Nationalität bildet ein Gegengewicht, welches sich zum Nutzen der Pforte und Europas der gefährlichen Entwicklung des Panslawismus' entgegenstellt." Dieses Axiom, ein Nachklang des Krimkrieges, behielt auch seither seine Geltung. Im Jahre 1868 erteilt Marchese Pepoli, der italienische Gesandte in Wien, dem damaligen Fürsten Carol allerlei gute Ratschläge über die zu beobachtende Politik. In dem vom 24. November 1868 datierten Briefe heißt es u. a.: „Rumänien hat die Aufgabe, das Vordringen der slawischen Ueberschwemmung im Oriente zu verhindern." Fast mit denselben Worten äußert sich Fürst Bismarck gelegentlich eines Gespräches, das er am 29. Juli 1879 in Kissingen mit dem rumänischen Minister Sturdza hatte: „Rumänien bildet," so lauteten seine Worte, „eine eiserne Barriere zwischen Bulgarien, das eine russische Provinz jenseits der Donau zu sein scheint, und dem eigentlichen Rußland. In Rußlands Interesse liegt es, diese Barriere niederzureißen." Das war auch das Glaubensbekenntnis des Grafen Andrássy. In einem nach Niederlegung seines Amtes an den König Carol gerichteten Abschiedsbriefe vom 21. April 1880 heißt es: „Nach meiner Ansicht hat Rumänien in seinem nationalen wie im europäischen Interesse den gleichen Beruf wie Oesterreich-Ungarn, eine wirksame Barriere gegen die Slawisierung des Orientes zu bilden. Eine Abweichung von dieser Richtung

Digitized by Google

würde für Oesterreich viele Gefahren, für Rumänien den Untergang nach sich ziehen müssen." Es ist wohl kein bloßer Zufall, daß die führenden Männer der heute zum Dreibund vereinigten Mächte sich in dieser Auffassung der Mission Rumäniens begegneten.

Ist es ihr treu geblieben? Als Bulgarien auf allen Seiten eingekreist, am Ende seiner Hilfsquellen angelangt war, trat Rumänien auf den Schauplatz und, man kann wohl sagen, diktierte die Friedensbedingungen. Bulgarien kam dabei schlecht weg. Nicht bloß das mit blutigen Opfern erkämpfte Adrianopel wurde ihm wieder entrissen, auch ein großes Stück Mazedoniens mit überwiegend bulgarischer Bevölkerung mußte es räumen, auf den wertvollen Hafen von Kavalla verzichten und zu guter Letzt als der einzige unter den Bundesgenossen sogar einen Teil seines alten Besitzes abtreten. Als Beweggrund für sein Verhalten gab Rumänien die Herstellung oder Aufrechthaltung des Gleichgewichtes auf dem Balkan an. Es war mit andern Worten die Furcht vor einem allzu großen Machtzuwachse Bulgariens. Diese Sorge datiert weit zurück. In einem Gespräche, das König Carol am 30. August 1880 in Berlin mit dem Fürsten Bismarck hatte, wies letzterer auf die schwierige Lage Rumäniens zwischen Rußland und dem unter russischem Einflusse stehenden Bulgarien hin, worauf König Carol erwiderte, eine wirkliche Gefahr für Rumänien werde erst dann vorliegen, wenn es zur Bildung eines Großbulgariens käme.

Ist aber Bulgarien auch heute noch als russischer Vorposten anzusehen? Hat es nicht auffällige Anläufe genommen, sich von Rußland zu emanzipieren? Und dürften schließlich seine allfälligen Expansionsbestrebungen sich nicht eher nach einer ganz andern Seite richten als nach einer Wiedererwerbung der Dobrudscha, die ja durch die neuerdings an Rumänien abgetretenen Gebiete genügend gesichert ist? Bulgarien bildet heute viel eher ein Hindernis für ein Vordringen Rußlands nach den Meerengen, als eine Gefahr für das ihm volksfremde Rumänien. Ein Zusammenschluß Rumäniens mit Bulgarien zur Abwehr russischer Velleitäten läge deshalb viel mehr im Interesse beider Länder als ein Bündnis Rumäniens mit Serbien, von dem man wohl in Belgrad mit berechtigtem Stolze spricht, durch das Rumänien aber in Konflikte verwickelt werden könnte, die mit seiner bisherigen Politik im vollen Widerspruche stünden. Rußland hat in der letzten Zeit Rumänien mit Aufmerksamkeiten überhäuft. Welchen Wert man in St. Petersburg darauf legt, sich Rumäniens zu versichern, zeigen die nicht dementierten Aeußerungen Sasonows einem russischen Journalisten gegenüber. Sie datieren vom 1. November d. J. „Ich bin überzeugt," so lauten seine Worte, „daß in Zukunft die traditionellen russisch-rumänischen Beziehungen von neuem befestigt und gemeinsame ruhmreiche Erinnerungen geschaffen werden, die durch vorübergehende Meinungsverschiedenheiten niemals verdunkelt werden können. Ich zweifle nicht, daß Bulgarien den vollen Wert seiner gegenwärtigen Beziehungen zu Rumänien versteht und daß es keine Lage schaffen wird, die es Rumänien erschweren würde, seine loyale Haltung bis zu Ende zu bewahren." Der Rede Sinn ist nicht dunkel. Daß Rumänien einst in die Lage kommen könne, zwischen Deutschland

Digitized by Google

und Oesterreich-Ungarn einerseits und Rußland anderseits zu optieren, war vorauszusehen. In einem Gespräche, das der Vater des jetzigen Königs von Rumänien, Fürst Karl Anton von Hohenzollern, im Jahre 1879 zur Zeit des Konfliktes in der Eisenbahn- und Judenfrage mit Kaiser Wilhelm hatte, sagte der Fürst, um ein Nachlassen des Druckes, der von Berlin aus auf die rumänische Regierung geübt wurde, zu erwirken, der Widerstand Bismarcks würde Rumänien schließlich in die Arme Rußlands treiben, und man könne sich nicht verhehlen, daß dadurch eine vollständige Verrückung des Gleichgewichtes im Osten Europas eintreten würde. Und in einem Briefe Bismarcks an König Carol vom 20. Mai 1880 äußert sich der deutsche Reichskanzler folgendermaßen: „Es ist ein Bedürfnis für Rumänien, mit den großen Nachbarmächten im Frieden zu leben, von welchen wenigstens einen zum Bundesgenossen zu haben immer das Ziel der rumänischen Politik bleiben wird."

Rumänien steht vielleicht heute am Scheidewege. Folgt es den Lockungen aus St. Petersburg, verbündet es sich mit Serbien, dem Exponenten Rußlands, mit Griechenland, dem Schützling Frankreichs, wagt es den Sprung in die slawische Hochflut, auf die Gefahr hin, darin unterzugehen, so würde das ein Abschwenken zur Tripelentente und eine Stärkung dieser Mächtegruppe bedeuten. Daraus ergäbe sich eine neue Konstellation, zu der nicht bloß Oesterreich-Ungarn Stellung zu nehmen hätte.

Wie immer die Dinge sich auch gestalten mögen, die Lebensinteressen Oesterreich-Ungarns werden im Dreibund stets den nötigen Rückhalt finden. Er ist aus der gefährlichen Kraftprobe, welche die Ereignisse des letzten Jahres mit sich brachten, unversehrt hervorgegangen. Wohl hat es nicht an Stimmen gefehlt, die, so oft sich nur eine Gelegenheit bot, darauf hinwiesen, daß es zwischen den drei Mächten dort und da doch nicht ganz klappe; wie oft mußte man hören, Deutschland habe Oesterreich-Ungarn im Stiche gelassen, worauf von der andern Seite die Antwort kam, Deutschland hätte eine Politik nicht unterstützen können, deren Ziele so unklar waren. Die verschiedene Stellungnahme Oesterreich-Ungarns und Deutschlands während der Bukarester Friedensverhandlungen, das Wohlwollen, das man in Berlin für Rumänien und Griechenland an den Tag legte, gaben Stoff zu allerhand Klatschereien. Dann wollte man wieder von Meinungsverschiedenheiten zwischen den Kabinetten von Wien und Rom in der albanesischen Frage wissen, die ernste Konfliktsmöglichkeiten in sich geborgen hätten, während sich in der Tat das vertrauensvolle Verhältnis der beiden Mächte zueinander nur noch vertiefte. Alle diese Kombinationen fielen in sich zusammen, als gerade während der kritischsten Zeit der Dreibund erneuert wurde. Gegründet zum Schutz gemeinsamer Interessen, wird er auch in Zukunft der bewährte Hort des Friedens bleiben.

Digitized by Google

Die Kriege von heute

Von

Sir Alfred Turner, Generalmajor

Der Krieg ist trotz des Ausspruches des großen Moltke, daß er „die moralische und physische Hygiene der Völker" ist, unzweifelhaft der größte Fluch, der die Menschheit treffen kann, und ein andrer großer Deutscher, Martin Luther, sagt, nachdem er davon gesprochen hat, wie David, dem die Wahl zwischen Pestilenz oder Krieg zur Strafe für die Sünden seines Volkes gelassen wurde, sich für jene entschied: „Kanonen und Feuerwaffen sind grausame und verdammungswürdige Maschinen. Ich glaube, sie sind die unmittelbare Eingebung des Teufels gewesen. Gegen die fliegende Kugel hilft keine Tapferkeit: Der Soldat ist tot, ehe er die Mittel zu seiner Vernichtung sieht. Wenn Adam in einem Traumgesicht die furchtbaren Instrumente gesehen hätte, die seine Kinder erfinden würden, er wäre vor Kummer gestorben!"

Man hätte annehmen können, daß die gewaltige Entwicklung der Wissenschaft und die große Verbreitung der Zivilisation und noch mehr die enorme Beschleunigung des Reisens und die gesteigerte Erleichterung des internationalen Verkehrs zur festen Begründung des Weltfriedens führen würde. Wenn wir jedoch die Kriege, sogar des gegenwärtigen, noch in seiner Kindheit befindlichen Jahrhunderts betrachten: den Krieg in Südafrika zwischen Buren und Engländern; den schreckensvollen Kampf zwischen Rußland und Japan, dessen Wirkung die war, daß das letztere Land sich als einer der mächtigsten Staaten der Erde erwies; den Türkisch-Italienischen Krieg und schließlich den scheußlich grausamen und greuelvollen Balkankrieg, in dem die Wildheit des Tigers und die Dummheit des Esels die Oberhand hatten, in dem alle beteiligten Mächte, mit Ausnahme einer einzigen, nacheinander sich gegen ihre Freunde und Verbündeten wandten und die Türkei, zuerst der gemeinsame Feind aller, unbekümmert um die leeren Drohungen der sog. Großmächte, dank dem zwischen ihren Feinden ausgebrochenen Streit nach und nach die Beute sammelt und alles wieder bekommt, was sie verloren hat — so kann man wohl sagen, daß der Haager Kongreß, der vielgerühmte Friedenspalast und die Bemühungen der Friedensfreunde alle vergeblich sind, und daß der Krieg, die Vereinigung und Konzentration aller Schrecknisse und Scheußlichkeiten, aller Verbrechen und Leiden, die die Menschheit sich aufbürden lassen und ertragen kann, so lange bestehen wird, wie die menschliche Natur bleibt, was sie gewesen ist, was sie ist und was sie sein wird, so lange sicherlich, als die Welt unter den gegenwärtigen Verhältnissen weiterbesteht. Die Theorie, daß eine Abrüstung möglich sei, ist ein Ideal jener, die in den Wolken leben. Es ist keine Abrüstung möglich, wenn nicht alle Nationen gleichzeitig abrüsten, und was die Einschränkung der Rüstungen betrifft, so wird jede Nation, und zwar mit voller Berechtigung, nicht auf das Recht verzichten, selbst zu entscheiden, was sie für ihre eignen Zwecke braucht.

Digitized by Google

Uebrigens muß man bedenken, daß der Krieg keineswegs auf zivilisierte Nationen beschränkt ist; der allerfanatischste Idealist kann kaum annehmen, daß unzivilisierte Länder „auf die Stimme des Zauberers hören" und ihre Kriegsmacht verringern würden, besonders, wenn sie das Beispiel der christlichen Nationen betrachten! Abrüsten oder die Rüstungen einschränken würde im Falle der letzteren die Schwächung der zivilisierten Rassen gegenüber den unzivilisierten bedeuten und zu einer verhängnisvollen Katastrophe führen.

Unglücklicherweise, aber unbestreitbar ruht in unserm zwanzigsten Jahrhundert der Weltfriede auf der bewaffneten Macht, und solange dies der Fall ist, wäre es für jede Nation die reine Torheit, ihre Kriegsmacht zu vermindern und für ihre Sicherheit sich auf die Mäßigung ihrer stärkeren und wachsameren Nachbarn zu verlassen.

Nichts andres als die Stärke seiner Rüstungen ist die höchste Sicherheitsgarantie eines Volkes, und diese Stärke wird darauf hinwirken, den Krieg abzuwenden, wie sie kürzlich trotz des siedenden Kessels auf der Balkanhalbinsel jeden Zusammenstoß zwischen den Großmächten verhütet hat, die klugerweise, welcher Art immer auch ihre Gefühle und Sympathien waren und welche Aussichten sie auch möglicherweise hatten, aus einem Krieg Vorteil zu ziehen, sich nicht darauf einließen, in dem Bewußtsein, daß solch ein Krieg mit den modernen Werkzeugen und Hilfsmitteln der Zerstörung Greuel und finanziellen Ruin und selbst für den Sieger auf Jahre hinaus einen Rückgang in allem Wohlstand und allem Fortschritt bedeuten, die sämtlichen Märkte der zivilisierten Welt aber große Veränderungen erleiden und für lange Zeit reaktionsunfähig werden würden. Europa verdankt den Frieden, dessen es sich in den letzten Jahren erfreute, mehr als irgend etwas anderm dem Deutschen Kaiser und der gewaltigen, unwiderstehlichen, stets wachsenden Macht Deutschlands. Deutschland hat seine Kriegspartei und seine Jingos so gut wie andre Nationen, aber unter einem klugen, starken Herrscher wie dem Kaiser sind diese unschädlich.

Kriege und Rüstungen können nicht abgeschafft werden, aber es sollte, wie General Izzet Fuad-Pascha ausführt, alles getan werden, um den Krieg so wenig grausam wie möglich zu machen und die grauenhaften Leiden, die von ihm unzertrennlich sind, zu mildern. Es ist in der Tat erfreulich, von ihm zu erfahren, daß während des denkwürdigen Marsches der türkischen Armee auf Adrianopel den Armeekorpskommandeuren der Befehl gegeben wurde, alle Soldaten, die sich mit der Zivilisation im Widerspruch stehende Verbrechen oder Vergehen hatten zuschulden kommen lassen, zu bestrafen, wenn es ihnen notwendig erschien, sogar mit dem Tode.

Er macht zwei Vorschläge, die in der Theorie vortrefflich, aber, wie ich fürchte, praktisch unausführbar sind. Der erste geht auf die Abschaffung der Schrapnells, was praktisch die Abschaffung der Artilleriegeschosse, deren Platzen verheerende Wirkungen verursachte, und das Verschwinden der dadurch nutzlos werdenden Artillerie selbst bedeutet.

Zweitens schlägt er vor, daß eine internationale Kommission von Schieds-

Digitized by Google

richtern die Truppen ins Feld begleiten sollte, wie das bei den Manövern geschieht, um die Funktionen des Unparteiischen auszuüben. Die Mitglieder dieser Kommission sollen eingreifen und dem Gang der Dinge Einhalt tun, wenn der Stärkere die Oberhand über den Schwächeren gewinnt, und so soll der erstere den Vorteil verlieren, daß ihm die Ueberlegenheit in der Zahl oder der Qualität seiner Truppen den Sieg verschafft! Kann irgend jemand etwas Derartiges für möglich halten, daß ein General, der nach einem erbitterten blutigen Kampf seine Ueberlegenheit zur Geltung bringt, dem Mandat eines Schiedsrichters gehorchen wird oder, wenn er es tun würde, daß er imstande wäre, seine Truppen zurückzuhalten und ihnen die Früchte eines mühevollen Kampfes vorzuenthalten? Nein, wenn einmal „Mord gerufen und des Krieges Hund' entfesselt" sind, würde die Stimme einer Kommission oder von Schiedsrichtern ebenso wirksam sein, wie König Knuts Stimme war, als er die herankommende Flut aufhalten wollte.

Die Schrecken des Krieges können auf mancherlei Weise gelindert werden, z. B. durch ausgezeichnete Lazarett- und Transporteinrichtungen und durch solche hygienische Maßnahmen, wie sie die Japaner bei ihrem Krieg mit Rußland trafen — Maßnahmen von einer Vollkommenheit, die niemals wieder erreicht worden ist; ferner durch eine strenge Disziplin, wie sie die Haltung der deutschen Truppen in Frankreich 1870/71 und der Japaner bei der Einnahme von Peking im Jahre 1900 sowie während des Russisch-Japanischen Krieges charakterisierte.

Ich fürchte indes, daß die Abschaffung von Granaten, die platzen, und die Anwesenheit einer Kommission auf dem Schlachtfelde, die einem Kampfe Einhalt tun könnte, wie Schiedsrichter es im Scheinkriege tun, Ideale sind, die sich nicht verwirklichen lassen, ehe nicht der Tag kommt, da die Völker der Erde „ihre Schwerter zu Pflugscharen und ihre Spieße zu Sicheln machen. Denn es wird kein Volk wider das andre ein Schwert aufheben, und werden fortan nicht mehr kriegen lernen". (Jesaias 2, 4.)

Die Entwicklung Rumäniens unter König Carol und der Balkankrieg

Aus den Erinnerungen

von

Demeter A. Sturdza, Königlich rumänischem Ministerpräsidenten a. D.

(Fortsetzung)

Es ist wichtig, eine datenmäßige Aufstellung der Ereignisse hier vorzunehmen, um deren Entwicklung zu verfolgen.

Den 16. Oktober stattet Bratianu dem Fürsten Carol seinen Bericht über die Reise nach Livadia ab.

Den 22. Oktober sendet Lord Derby den englischen Botschafter Lord Loftus nach Livadia, welcher am 27. Oktober dort eintrifft.

Digitized by Google

Den 31. Oktober reist Herr v. Schweinitz nach Livadia.

Den 29. Oktober hat Lord Loftus seine erste und am 1. November seine zweite Besprechung mit dem Fürsten Gortschakow.

Am 2. November hat Lord Loftus seine erste Audienz bei dem Kaiser Alexander. Der Bericht des englischen Botschafters enthält folgende Einzelheiten: „J'ai parlé des bruits d'après lesquels la Serbie et la Roumanie songeraient à s'ériger en royaumes indépendants et j'ai dit qu'une pareille mesure serait le premier pas vers la dissolution de l'Empire turc en Europe. L'histoire enseigne qu'il existait autrefois des Royaumes de Bohème, de Serbie et de Pologne, tous trois disparus, et leur dissolution fut due surtout à des dissentions intestines. Admettre aujourd'hui les prétentions de la Serbie et de la Roumanie, serait créer autant de petites Polognes qui finiraient par se fondre en républiques et menaceraient dès lors la paix et la sécurité des Etats limitrophes. — L'Empereur de Russie se borna à repondre: Il n'a jamais été question de faire de la Serbie et de la Roumanie des Royaumes et cela serait une maladresse. —"

Den 22. Oktober, am selben Tage, an welchem Lord Derby den Botschafter Lord Loftus nach Livadia sendete, schreibt Fürst Carol seinem Vater nach Sigmaringen: „In der Hoffnung, daß sich die politische Situation klären würde, zögerte ich, Dir zu schreiben. Die Dinge gestalten sich aber täglich kritischer, und es ist nicht mehr abzusehen, wie der Orient und Europa sich aus dem Chaos herausarbeiten werden. Rußland fordert eine Entscheidung, welche die Großmächte zwingen wird, Farbe zu bekennen. Unsre Stellung fängt an, ungemein schwierig zu werden, und ich verhehle mir nicht, daß wir einer ernsten Zeit entgegengehen, die über die Zukunft Rumäniens entscheiden wird. Vom Okzident her ruft man uns unaufhörlich zu, daß wir nichts zu befürchten hätten, solange wir neutral blieben und an den Verträgen festhielten; im Orient dagegen betont man einerseits, daß wir nach dem Pariser Vertrag ein integrierender Bestandteil der Türkei wären und demnach im Falle eines Krieges besetzt werden können, andrerseits fordert man uns auf, zum Sturze des Osmanischen Reichs nach Kräften mitzuwirken! Hätte man vor Jahren aus Rumänien ein zweites Belgien gemacht — was zwar durchaus nicht nach meinem persönlichen Geschmack gewesen wäre —, würde unsre heutige Stellung definiert sein, und die Diplomatie hätte eine Sorge weniger. Wir müssen uns nunmehr allein herausarbeiten! ... Vorläufig nehmen wir eine abwartende Stellung ein: trotzdem treffen wir alle Maßregeln, um im gegebenen Falle kriegsbereit zu sein ... Die Mission, die ich nach Livadia absandte, wurde mit großer Auszeichnung behandelt; man drückte aber russischerseits sein Befremden über die Ruhe und Gleichgültigkeit aus, die wir gegenüber den Ereignissen jenseits der Donau bewahren. Doch hat die Einberufung der Reserven einen guten Eindruck gemacht und auch die Griechen zu Rüstungen veranlaßt. In Rußland

Digitized by Google

soll die Erregung gegen die Türkei außerordentlich sein — alles drängt zum Kriege. Der Kaiser allein steht wie ein Fels inmitten dieser großen, man kann sagen nationalen Bewegung und sucht in versöhnlichem Geiste zu wirken, um eine friedliche Lösung der orientalischen Frage herbeizuführen. Er will aber den Christen der Türkei ein besseres Los zusichern; nur wenn dies durch eine Entente der Großmächte nicht zu erreichen ist, wird er zu den Waffen greifen. — Aller Augen sind jetzt auf Bismarck gerichtet, der sich in Schweigen hüllt. Im ganzen Orient glaubt man, daß er auf keinen Fall Rußland hindernd in den Weg treten werde, und gibt sich der Hoffnung hin, daß das Dreikaiserbündnis noch nicht erschüttert ist und den Türken Respekt einflößt. Bei ihrem Fatalismus werden sie sich aber lieber in einen Vernichtungskrieg stürzen, als von ihren Traditionen abgehen."

Die Landesvertretung wird am 2. November vom Fürsten in Person mit einer Thronrede eröffnet, welche die frühe Einberufung durch die schwierige politische Lage motiviert, wenn auch andrerseits hervorgehoben wird, daß die Beziehungen Rumäniens zum Auslande die besten sind und sämtliche Schutzmächte das Land ermutigt haben, in seiner neutralen Stellung zu verharren. Sollten aber Gefahren den rumänischen Staat bedrohen, so hoffen wir, daß uns der mächtige Schutz Europas nicht fehlen wird, um die Integrität unsres Territoriums und unsre nationalen Rechte zu verteidigen.

Vom deutschen Kronprinzen wird dem Fürsten ein Brief vom 8. November überreicht, welcher Bemerkungen des Fürsten Bismarck über Rumänien enthält: „Die Lage des Fürsten Karl ist schwierig, obgleich ich nicht überzeugt bin, daß Rußland zum Kriege schreitet, wenn sich niemand mehr findet, der es zurückhält ... Falls es zum Kriege kommt, so glaube ich, daß Fürst Karl am besten tun würde, sich gegen russische Zumutungen nicht ernstlich zu wehren, aber ihnen auch nicht entgegenzukommen, sondern sich auf seine Pflichten gegen die Pforte als Anstandspflichten zu berufen, der Gewalt jedoch zu weichen, die ja von Norden her wohl früher bei ihm eintreffen würde als von türkischer Seite. Er darf sich nicht von irgendwelchem Ehrgeiz, sondern nur von den Traktaten leiten lassen; seine Kräfte fallen zwischen zwei so großen Armeen nicht genug ins Gewicht, um ihm den Respekt des Siegers zu sichern, wenn er seine Macht einwirft. Die Berufung bei Europa auf Verträge bleibt ihm aber, solange er sie hält. Es ist immer ein Titel, wenn auch kein unumstößlicher; jedoch stets von großem Gewicht, falls der etwaige russische Feldzug mißglücken sollte. Ich urteile hierin, als ob ich rumänischer, nicht deutscher Minister wäre, lediglich aus persönlichem Interesse für Seine Hoheit."

Den 28. November trifft aus Konstantinopel, vom Grafen Ignatjew gesandt, Herr von Nelidow in Bukarest ein, um mit der rumänischen Regierung über einen Durchzugsvertrag und über eine eventuelle Teilnahme Rumäniens an der Aktion gegen die Türkei zu verhandeln. Seine Anwesenheit ist tiefstes Geheimnis.

Gleichzeitig langt Ali-Bei an, um ebenfalls ein Einverständnis mit Rumänien gegen Rußland anzubahnen.

Digitized by Google

Der Ministerpräsident teilt dem Fürsten die Anwesenheit des russischen und des türkischen Abgesandten mit. Der Fürst empfängt keinen von beiden und beschließt mit dem Minister, nach beiden Seiten sich reserviert zu verhalten und sich auf den Pariser Vertrag zu berufen.

In den ersten Tagen des Dezember konzentrieren die Türken ihre Truppen längs der Donau und verstärken die Garnisonen von Rustschuk und Widin. Infolgedessen ordnet Fürst Carol die Verlegung einer Infanteriebrigade nach Kalafat und die Befestigung dieses Punktes an, damit die Türken nicht in der Lage sind, sich hier eventuell einen Brückenkopf zu schaffen.

Am 5. Dezember hat sich Bratianu mit dem Botschaftsrat von Nelidow über die Hauptpunkte eines Durchzugsvertrags in 26 Artikeln geeinigt. Von den vier Punkten, die der politische Vertrag behandelt, hat besonders die Formulierung des zweiten Schwierigkeit gemacht, weil der Minister darauf gedrungen hat, daß die Institutionen und politischen Rechte des rumänischen Staates strenge gewahrt würden, und der Fürst verlangt, daß Rußland sich verpflichte, die intégrité actuelle de la Roumanie zu gewährleisten, und dadurch die naheliegende Befürchtung entkräfte, daß es eventuell Ansprüche auf Rückgabe des Teiles von Bessarabien erheben würde, der im Pariser Vertrage der Moldau zugesprochen wurde. Die Verhandlungen werden ganz im geheimen beim russischen Generalkonsul Baron Stuart geführt.

Am 19. Dezember schreibt Fürst Karl Anton seinem Sohne: „Will Rußland à tout prix den Krieg, und es muß ihn wohl wollen, denn für eine Armee wie die russische gibt es nach allem was geschehen ist keinen Rückzug mehr, so wird Dir wohl kein andrer Ausweg bleiben als mit dieser Macht zu gehen. Krieg gegen Rußland zum Schutze der Neutralität scheint mir für Rumänien eine Monstruosität zu sein, die selbst von Europa nicht verstanden werden würde."

Am 30. Dezember sendet Großfürst Nikolaus aus Kischinew einen Offizier seines Stabes, den Obrist Bobrikow, nach Bukarest, um militärische Details des Durchmarsches durch Rumänien zu besprechen. Der Einmarsch des russischen Heeres soll in drei Kolonnen erfolgen; 160 000 Mann ständen bereits in Bessarabien.

*

Am 22. Januar 1877 schreibt der Fürst von Hohenzollern aus Sigmaringen: „Inmitten der allgemeinen Verwirrung tritt vorteilhaft die Haltung Rumäniens hervor; daß diese abwartend und nicht herausfordernd gewesen, betrachte ich als ein großes dem Lande später zugute kommendes Glück. Rumänien ist res integra, und Europa ist ihm zu Dank verpflichtet, daß es die Schwierigkeiten der Lage nicht vermehrt hat. Durch seine Mobilmachung hat es bewiesen, daß es existiert und ein Faktor in der europäischen Abrechnung ist ... Wenn es die inneren Zustände der russischen Armee erlauben, so wird Rußland ohne die tiefste Schädigung seines moralischen und materiellen Ansehens nicht mehr umhin können, der Türkei

Digitized by Google

sofort den Krieg zu erklären — und zwar nicht als Mandatar der übrigen Großmächte, sondern auf eigne Faust und eignes Risiko! Die andern Mächte werden sich zu diesem Kriege nach Maßgabe ihrer eignen Interessen stellen, und es ist nicht abzusehen, wie diese sich gestalten werden. Rumänien wird in die tiefste Mitleidenschaft gezogen werden. Die Basis eines solchen Krieges für Rußland ist Rumänien. Eine andre Operationsbasis gibt es nicht. Widerstand gegen Rußland ist unmöglich, man muß daher aus dieser Unmöglichkeit die größtmöglichen Vorteile zu ziehen suchen ... Für ein unterlegenes niedergeworfenes Rumänien wird sich Europa nicht interessieren, nur für ein freies durch keine Verträge gebundenes. Darum Vorsicht und Mäßigung in dieser überaus schweren Krise, die eine entweder heilsame oder den Keim der Vernichtung in sich tragende Uebergangsperiode für Dein Land sein wird."

Den 28. Januar überbringt Baron Stuart einen Brief des Großfürsten Nikolaus für den Fürsten: „Aujourd'hui que les événements politiques peuvent, d'un moment à l'autre, précipiter le terme de l'accomplissement du devoir sacré qui s'impose à l'armée placée sous mes ordres est peut-être appelée à remplir; il ne m'est pas permis d'oublier que, sur la route qu'elle aura à parcourir pour voler au secours de nos frères, se trouve un pays ami, dont nous avons à cœur de respecter l'indépendance, l'autorité et le bien-être, un pays, dont, par la grâce de Dieu et la volonté de la nation, les destinées ont été confiées à Votre Altesse ... En présence de ces préoccupations, je crois de mon devoir de m'adresser à Votre Altesse, en lui proposant de nous entendre d'avance sur les mesures qu'il est nécessaire d'arrêter, afin d'atteindre un but qui doit nous être également cher."

Den 2. Februar antwortet Fürst Carol dem Großfürsten Nikolaus: „Heureux et fier de faciliter par ma position et par les moyens en mon pouvoir la grande œuvre humanitaire entreprise par la Russie, je dois cependant vous déclarer que le réglement officiel des rapports de l'armée impériale avec les autorités de mon pays sera toujours considéré comme un acte politique, et dans cette qualité, il doit faire l'objet d'un arrangement de Gouvernement à Gouvernement. Or la conclusion d'un pareil arrangement, avant que le Cabinet de Sa Majesté l'Empereur aît notifié sa décision à l'Europe, pourrait être considérée par celle-ci comme un acte par lequel mon Gouvernement aurait violé de sa propre initiative les traités par lesquels les Grandes Puissances ont garanti la situation politique du pays. Néanmoins je prie Votre Altesse Impériale d'être bien convaincu que l'armée confiée à Son haut commandement trouvera toujours les plus grandes facilités dans mon pays, même si l'acte officiel devait être signé la veille de son passage."

Am 9. April schreibt Fürst Carol seinem Vater: „Die theoretische Neutralität ist schon lange ein überwundener Standpunkt, die politische Stellung Rumäniens verlangt, daß es mit dem Stärkeren gehe. Da es keinem Zweifel unter-

Digitized by Google

liegt, daß Rußland im Kriegsfalle bedeutende militärische Erfolge erringen wird, vorausgesetzt daß kein drittes es darin stört, so ist unsre Haltung klar vorgezeichnet. Daß diese den meisten Großmächten mißfallen wird, ist ziemlich sicher; da sie uns aber nichts bieten können und wollen, so müssen wir uns darüber hinwegsetzen. Ein siegreicher Feldzug Rußlands wird unser nominelles Vasallenverhältnis zur Türkei lösen, Europa wird aber niemals zugeben, daß sich Rußland substituiert. Ich kann daher in dieser Beziehung keine Gefahr sehen und fürchte ebensowenig die Preisgabe meines Landes zum Tauschobjekt."

*

Am 14. April 1877 wird Michael Kogalniceanu zum Minister der Auswärtigen Angelegenheiten ernannt, und am 16. April gibt der Fürst Carol Kogalniceanu die nötigen Vollmachten den Vertrag mit Rußland zu unterschreiben mit Baron Stuart, der gleicherweise im Besitze seiner Kaiserlich russischen Vollmachten ist. Am selben Tage reiste General Jon Ghika, Sohn des letzten Fürsten der Moldau, nach St. Petersburg in außerordentlicher Mission mit den unterzeichneten Verträgen ab.

Der Vertrag hat folgenden Wortlaut:

„Agissant d'accord avec les Grandes Puissances, dans le but d'améliorer les conditions d'existence des Chrétiens soumis à la domination du Sultan, le Gouvernement Impérial de Russie a attiré l'attention des Cabinets Garants sur la nécessité d'assurer d'une manière efficace l'exécution des réformes exigées de la Porte.

„Comme l'excitation des musulmans et la faiblesse avérée du Gouvernement Ottoman ne laissent pas espérer des mesures sérieuses d'exécution de la parti des autorités turques, une intervention militaire du dehors peut devenir nécessaire.

„Pour le cas où le développement ultérieur des affaires politiques en Orient obligerait la Russie à assumer cette tâche et à diriger son armée du côté de la Turquie d'Europe, le Gouvernement Impérial, désirant respecter l'inviolabilité territoriale de l'Etat Roumain, est convenu de conclure avec le Gouvernement de Son Altesse le Prince Charles Ier une Convention spéciale, relativement au passage des troupes russes par la Roumanie.

„En conséquence ont été désignés comme Plénipotentiaires:

„De la part de Sa Majesté l'Empereur de toutes les Russies le Baron Dimitri Stuart, Conseiller d'Etat, Agent diplomatique et Consul général de Russie en Roumanie, Chevalier de l'Ordre de Saint Wladimir de la 3me Classe, de Saint Anne de la 2de Classe et des ordres étrangers du Lion et du Soleil de la 2de Classe avec la plaque, et de la Croix d'Officier du Saint-Sauveur;

Digitized by Google

„De la part de Son Altesse le Prince de Roumanie, le sieur Michel Kogalniceanu, son Ministre des Affaires Étrangères, Grande Croix de l'Ordre de Sainte Anne de 1re Classe, de la Couronne de fer de la 1re Classe, de l'Aigle Rouge de la 1re Classe, du Medjidié de la 1re Classe;

„Lesquels après avoir échangé leurs pleins pouvoirs, trouvés en bonne et due forme, sont tombés d'accord sur les articles suivants:

„Article 1. Le Gouvernement de Son Altesse le Prince de Roumanie Charles Ier assure à l'armée russe, qui sera appelée à se rendre en Turquie, le libre passage à travers le territoire de la Roumanie et le traitement réservé aux armées amies. Tous les frais qui pourraient être occasionnés par les besoins de l'armée russe, par son transport, ainsi que par la satisfaction de toutes ses nécessités, tombent naturellement à la charge du Gouvernement Impérial.

„Article 2. Afin qu'aucun inconvénient ni danger ne résulte pour la Roumanie du fait du passage des troupes russes sur son territoire, le Gouvernement de Sa Majesté l'Empereur de toutes les Russies s'engage à maintenir et à faire respecter les Droits politiques de l'Etat Roumain, tels qu'ils résultent des Lois intérieures et des Traités existants, ainsi qu'à maintenir et à défendre l'intégrité actuelle de la Roumanie.

„Article 3. Tous les détails relatifs au passage des troupes russes, à leur relations avec les autorités locales, ainsi que tous les arrangements qui devaient être pris dans ce but, seront consignés dans une Convention Spéciale, qui sera conclue par les délégués des deux gouvernements et ratifiée en même temps que la présente et entrera en vigueur simultanément.

„Article 4. Le Gouvernement de Son Altesse le Prince de Roumanie s'engage à obtenir pour la présente Convention, ainsi que pour celle mentionnée dans l'Article précédent la ratification requise par les lois roumaines et à rendre les stipulations immédiatement exécutoires.

„En foi de quoi, les Plénipotentiaires respectifs ont revêtu la présente Convention de leurs signatures et du sceau de leurs armes.

Fait à Bucarest, le 4/16 Avril de l'an de grâce 1877.

Baron Dimitri Stuart
Agent diplomatique et Consul
Général de Russie en Roumanie.

M. Kogalniceanu
Ministre des Affaires
Étrangères de Roumanie."

In der Konvention, betreffend den Durchmarsch der russischen Truppen durch Rumänien, die aus 26 Artikeln besteht, ist besonders zu erwähnen der Anfang des Artikels 18: „Il sera établi sur les derrières de l'armée russe une ligne et des points d'étapes, à l'exclusion de la ville de Bucarest, où il n'y aura pas de troupes russes."

Am 18. April wird aus Calafat berichtet, daß in Widin größere Truppen-

Digitized by Google

bewegungen wahrzunehmen sind und viele Schiffe vor der Festung liegen. Osman Pascha ist dort eingetroffen; er stand bis jetzt, noch vom serbischen Kriege her, mit 35000 Mann zwischen Nisch und Widin.

Am 19. April schreibt Fürst Carol seinem Vater: „Ich habe keinen Moment frei. In wenigen Tagen bricht der Krieg aus: es werden harte Zeiten für Rumänien kommen. Die Türken drohen mit Einfällen ins Land. Calafat wird schwer zu halten sein, weil wir dort über zu wenig Truppen verfügen. Bukarest muß mit 30000 Mann gedeckt werden."

Am 22. April erklärt Rußland der Hohen Pforte den Krieg, und die russische Botschaft verläßt Konstantinopel.

Am 23. April trifft der russische Kaiser mit dem Thronfolger in Kischinew ein, hält eine Revue über die dort zusammengezogenen Truppen, erläßt ein Kriegsmanifest und gibt den Befehl zur Ueberschreitung der türkischen Grenzen in Europa und Asien.

Am 25. April hat die Regierung im „Moniteur" den erfolgten Einmarsch der Russen bekannt gemacht und erklärt, daß sie es ablehnen müsse, vor Zusammentritt der Kammern den Russen gegenüber irgendwelche Verbindlichkeiten zu übernehmen: aus diesem Grunde habe sie auch die rumänischen Truppen angewiesen, sich ins Innere des Landes zurückzuziehen, und den Anwohnern der Donau geraten, Leib und Habe in Sicherheit zu bringen. Den Behörden endlich habe sie verboten, mit den Russen in offiziellem Verkehr zu treten.

Der Großwesir gibt durch ein Telegramm der rumänischen Regierung offizielle Kenntnis von der erfolgten Kriegserklärung und spricht die Erwartung der Hohen Pforte aus, daß Rumänien nunmehr handeln werde, wie es den Verträgen, die es mit dem Osmanischen Reiche verknüpfe, entspreche.

Am 26. April eröffnet der Fürst persönlich die außerordentliche Sitzung der Kammer und des Senats. Die Thronrede hebt hervor, daß die Hohe Pforte und die Garantiemächte dem Lande trotz aller Bemühungen seiner Regierung die Neutralität, die man als Pflicht von ihm verlange, nicht als Recht hätten zuerkennen wollen. Von allen verlassen, könne Rumänien jetzt nur noch auf sich selbst zählen und müsse einzig und allein darauf bedacht sein, zu verhüten, daß es zum Kriegsschauplatz werde. Die russischen Truppen seien zwar eingerückt, würden aber die Landeshauptstadt nicht berühren, zum Zeichen, daß Rußland, welches eine der garantierenden Mächte sei, die politische Individualität Rumäniens anerkenne. Die rumänische Regierung ihrerseits werde, bis die Kammern sich ausgesprochen hätten, dem russischen Heere gegenüber vollkommene Reserve bewahren. Die Tätigkeit der Kammern habe sich bei der Schwierigkeit der Lage auf das Streben nach dem einen Ziele zu beschränken: das Land und seine Rechte unangetastet zu erhalten. Der Fürst hoffe, daß vor diesem Ziele alle Zwietracht der Parteien schwinden werde, gleichwie er selbst zum einzigen Gedanken seines Lebens die Größe Rumäniens gemacht habe.

Abends ist Kriegsrat. Es wird beschlossen, die Saborlinie zu besetzen und die Truppen an der Donau zu verstärken, da es zu befürchten steht, daß die

Digitized by Google

Türkei die Offensive ergreife. In Calafat sollen alle Maßregeln getroffen werden, diesen wichtigen Punkt um jeden Preis zu halten. Noch in der Nacht wird Befehl erteilt, daß die Besatzung von Calafat, die kürzlich aus der Stadt und von der Donau weg in die Ortschaften der Umgegend verlegt worden war, sofort wieder in ihre früheren Stellungen einrücke.

Den 28. April trifft der kaiserliche Flügeladjutant Fürst Dolgorukij in Bukarest ein und überbringt dem Fürsten Carol folgenden Brief des Zaren aus Kischinew vom 25. April: „Le Général Prince Ghika m'a remis la lettre de V. A. Je suis touché des sentiments qu'Elle m'exprime. Les miens n'ont varié ni envers Sa personne, ni envers la Roumanie. — La Porte ayant rejeté tous les offres de conciliation qui lui ont été faites, je viens de lui déclarer la guerre. Je charge mon aide-de-camp le Prince Dolgorouky de porter cette lettre à V. A. Il lui expliquera les motifs qui ne m'ont pas permis de retarder plus longtemps l'entrée de mes troupes en Roumanie. Elles ont passé la frontière en amis sincères et se dirigent vers le Danube afin de défendre un pays pour lequel elles ont déjà plus d'une fois versé leur sang. Je suis fermement persuadé que le concours de V. A. et de Son Gouvernement ne leur fera pas défaut sur le territoire roumain. En appelant sur nos troupes les bénédictions de la Divine Providence, je crois superflu de Vous assurer que la Roumanie peut compter sur l'intérêt traditionnel et l'appui constant de la Russie."

Am selben Tage erhält der Fürst einen Brief des Großfürsten Nikolaus aus Kischinew durch seinen Adjutanten, Hauptmann Papow, vom 26. April: „Si les troupes placées sous mon commandement sont entrées en Roumanie avec une extrême précipitation, et s'il a été impossible d'ajourner cette entrée, ça n'a été qu'en vertu de necessités stratégiques dont V. A. appréciera certainement la valeur. — S. M. l'Empereur, mon Auguste Frère et Maître, ayant été amené par les circonstances à devoir déclarer la guerre à la Turquie le 22 Avril, a donné l'ordre à Ses deux Armées, celle du Caucase et celle que je commande, de passer simultanément la frontière. D'un autre côté, ayant en vue les dangers auxquels était exposée la Roumanie, et ayant reçu des informations inquiétantes qui pouvaient faire prévoir un coup de main de la part de l'ennemi, S. M. m'a ordonné d'occuper au plus vite des points aussi exposés que le sont le pont de Barbochi et l'embouchure du Sereth. — En donnant l'ordre a mes troupes de passer la frontière des états de V. A., je n'ai pas marqué de les munir d'une proclamation adressée aux habitants, afin de les prévenir que nous entrions en amis, et que l'entrée de nos troupes sur le territoire roumain s'effectuait en vertu d'un accord établi entre nos deux Gouvernements."

Den 25. April hat die Deputiertenkammer in einer Abendsitzung die russisch-rumänische Konvention mit 69 gegen 25 Stimmen gutgeheißen, und den 29. April wurde sie vom Senate in einer Nachtsitzung mit 41 gegen 10 Stimmen genehmigt.

Den 28. Mai erklärt der Fürst Carol, daß er den Oberbefehl über die

Digitized by Google

Armee übernommen hat. Die Gesamtstärke der Armee beträgt 50000 Mann mit 180 Geschützen, ohne die noch nicht einberufenen Jahrgänge und die Miliz.

Am 10. Mai bombardieren die Türken Oltenitza. In der Kammer wird eine Resolution den 21. Mai einstimmig votiert, welche die Losreißung Rumäniens von der Pforte und die Unabhängigkeit des Landes fordert.

Der 22. Mai wird als Tag der Unabhängigkeitserklärung besonders festlich begangen. Nach dem Tedeum in der Metropolie ist großer Empfang im Thronsaale.

Auf die Glückwünsche des Senats antwortet Fürst Carol wie folgt: „Wenn wir unsere Geschichte durchblättern, so finden wir beständig, daß die Rumänen ihre Erhaltung hauptsächlich einer charakteristischen Tugend verdanken, in der Stunde der Gefahr streng geeinigt, für das Staatswohl und die Interessen des Vaterlandes nur von einem Gedanken, nur von einem Herzenswunsche, nur von einem Willen geführt zu sein. — Die Einstimmigkeit, mit welcher der Senat die Aenderung der seit langem nicht mehr zeitgemäßen politischen Stellung unseres Landes proklamiert hat, welche Rumänien hinderte, auf der Bahn des Friedens und der Zivilisation vorwärts zu schreiten, unser Vaterland solidarisch bindend mit fremden Fehlern, welche nicht von uns provozierte böse Tage und viel Unglück auf uns wälzten; dieses einstimmige Votum ist ein nicht abzuleugnender Beweis, daß in eurem Geiste sich das Vertrauen jener alten Generationen lebendig erhalten hat, welche in den schwersten Stürmen nie gezweifelt haben an dem guten Stern Rumäniens. — Dieser reife und heilbringende Geist möge jederzeit in uns lebendig sein und immer fester die Einigkeit aller Söhne des gemeinsamen Vaterlandes befestigen. Ich hege die feste Ueberzeugung, daß trotz aller Schwierigkeiten, die uns noch erwarten, wir in den von uns allen gewünschten Hafen einlaufen werden. — In der Voraussicht jenes lang erwarteten Tages rufen wir alle in diesen sonnigen Tagen: Es lebe Rumänien hoch! Es lebe hoch der Senat Rumäniens!"

Die Glückwünsche der Deputiertenkammer wurden vom Fürsten Carol durch folgende historische Beleuchtung der älteren und neueren Vergangenheit beantwortet, sowie mit einem Programm für die Zukunft:

„Ich erinnere Mich gerade heute jener Worte, die Ich vor elf Jahren an jenem Tage aussprach, als Ich zum ersten Male in dem Palast der Nation auftrat. Diese Worte sind in Meinem Herzen tief eingeprägt geblieben, und sie blieben die Richtschnur Meiner Regierung im Laufe der Jahre, die wir zusammen durchwanderten.

„Auch heute, wie am Tage des 10./22. Mai 1866, bedauere Ich nicht, Meine Familie und Mein Geburtsland verlassen zu haben. Nein! Ich bedaure nicht, daß Ich aus Rumänien Mein Vaterland und aus dem rumänischen Volke Meine Familie gemacht habe.

„Im Gegenteil, gerade heute, da Ich die Schönheit dieses Landes und die Zukunft, auf die es mit Recht hofft, besser kenne; gerade heute, da Ich die großen Eigenschaften, die das rumänische Volk auszeichnen, näher schätzen lernte,

Digitized by Google

erinnere Ich Mich mit Freude des Tages meiner Fürstenwahl, des Tages, an dem Ich mitten unter den Rumänen auftrat, des Tages, an dem ihr Mich auf einen Thron brachtet, berühmt durch so viele große und bedeutende Fürsten, Verteidiger der nationalen Unabhängigkeit und des Christentums gegen den Halbmond.

„Ein einziger Schatten verdunkelte die nun vergangenen Jahre, eine einzige Erniedrigung blieb noch für Rumänien und dessen Herrscher. Ich will reden von jenen schlecht definierten und nicht passenden Beziehungen, die in Konstantinopel Suzeränität und für Bukarest Vasallität genannt wurden.

„Für die Beseitigung dieser Beziehungen, unvereinbar mit der Stellung, mit den Interessen, mit unsern Rechten ab antiquo, sowie für die Aufrichtung von Beziehungen, welche im neunzehnten Jahrhundert freie Staaten und Völker eingehen mit andern freien Staaten und Völkern, und für welche zwei rumänische Generationen, hauptsächlich aber jene von 1857, gearbeitet haben.

„Ich darf mit Recht behaupten, daß Meine Wahl, daß der an Mich ergangene Ruf von den Mündungen der Donau an die Quelle des großen Flusses, daß die Mission, die Ich zu erfüllen unternahm, keine andre Bedeutung hatte als die Befreiung Rumäniens von jenen drückenden Beziehungen.

„Mitten in den Begebenheiten, die nicht von uns heraufbeschworen wurden, hat die Hohe Pforte selbst diesen Beziehungen ein Ende gemacht. Wir werden dieselben nicht wiederherstellen! Die gesetzgebenden Körperschaften, die ganze Nation hat erklärt und verkündet, daß durch Beseitigung dieser Beziehungen Rumänien in seine alte Unabhängigkeit wieder einkehrt, als selbständiger Staat, als freie Nation, als ein nützlicher, friedlicher, zivilisatorischer Faktor unter den europäischen Staaten!

„Jetzt wird die Tatkraft und die Ergebenheit aller Söhne dieses Landes, die politische Vorsicht der gesetzgebenden Staatskörper und, erlauben Sie Mir beizufügen, auch Mein eignes Bewußtsein, Meine eigne Arbeitskraft, Meine unermüdlichen Bemühungen vermitteln und erreichen, daß die neue politische Stellung Rumäniens die Anerkennung Europas erhalte.

„Wenn wir unsre Blicke wenden nach dem Wohlwollen und dem hohen Interesse, mit denen die Großmächte und deren Souveräne alle Bemühungen und Taten unsrer Wiedergeburt umgeben haben, sei es erlaubt, zu hoffen, ja die feste Ueberzeugung zu haben, daß diese mächtige Hilfe nicht gerade in diesem wichtigen Augenblicke Rumänien fehlen wird. Wir verlangen bloß, was einem Volke, einem Lande, das frei sein will, zukommt, das nicht unwürdig des Vertrauens Europas ist, sowie einem Staate, der die Kraft und das Bewußtsein hat, die Mission zu vollziehen, die ihm durch seine geographische und politische Lage vorgezeichnet ist.

„Dies hoffen wir, glauben wir, wollen wir. Die Unabhängigkeit Rumäniens wird nicht den Frieden Europas, die Ruhe der Nachbarstaaten stören! Ich habe die feste Ueberzeugung, daß unsre Unabhängigkeit nicht bloß unsre nationalen Erfordernisse, aber auch ein großes europäisches Interesse befriedigen wird.

Digitized by Google

„Ich danke nochmals für die warmen Worte, die Sie an Mich an diesem denkwürdigen Tage richten. Die Fürstin reiht sich auch diesem Danke an, und wir wünschen — Es leben hoch die Deputierten Rumäniens! Es lebe aber über alle hoch unser geliebtes Vaterland Rumänien!"

Diese zwei Reden des Fürsten Carol im Momente der Unabhängigkeitserklärung sind eine beachtenswerte Rekapitulation seines Lebensprogramms mit erweiterten Zukunftsaussichten für die Stellung Rumäniens. Der russisch-rumänische Vertrag vom 16. April enthält nur die einseitige Anerkennung der Unabhängigkeit durch Rußland; nun mußte notwendigerweise die Anerkennung durch ganz Europa folgen, allen Schwierigkeiten zum Trotz, deren Beseitigung erreicht wird durch die Arbeit und die Bemühungen aller Staatsorgane, an deren Spitze der Landesfürst steht.

Der erste Akt am Tage der Unabhängigkeitserklärung war die Stiftung des Ordens des Sterns von Rumänien. Das erste Ritterkreuz des Ordens mit den Schwertern wurde dem Major Murgesku erteilt, der am 25. Mai mit dem russischen Marineleutnant Dubasow von Braila aus einen türkischen Monitor vor Matschin angegriffen und mit einem Torpedo in die Luft gesprengt hatte.

Den 26. Mai reiste Fürst Carol nach Craiova und Calafat, begleitet von seinem militärischen Stabe und vom französischen Oberst Gaillard und dem russischen Oberst Doktorow. Der Fürst trifft um $^1/_2 5$ abends in Calafat ein und inspiziert sogleich die Batterien, die Feldbefestigungen und das Lager. Auf dem höchsten Punkt der Befestigungslinie war die Batterie Carol aufgestellt. Um 7 Uhr abends wird auf des Fürsten Befehl die Beschießung Widins eröffnet, die von den Türken sogleich beantwortet wird. In die Batterie Carol fallen fünf Bomben, von denen drei in der unmittelbaren Nähe des Fürsten fallen. Dieser begrüßt die feindlichen Kugeln kaltblütig durch Schwenken seiner Mütze. Die Mannschaften brechen in laute Hurras aus, die sich bis ins Lager fortpflanzen, wo die Musikkorps zu spielen beginnen.

Die politischen und militärischen Schwierigkeiten fangen aber jetzt an, und sie kamen in erster Linie von Rußland.

Fürst Gortschakow schickte der rumänischen Regierung folgende schriftliche Note, die den russischen Standpunkt klar darlegte:

„Le Gouvernement Roumain avait fait des démarches auprès du Cabinet Impérial pour témoigner de son désir de coopérer à l'action de l'Armée Russe au delà du Danube et pour les conditions auxquelles cette coopération était possible.

„Sa Majesté l'Empereur, prenant en considération les circonstances politiques au milieu desquelles s'effectue la marche de Son Armée contre la Turquie et les moyens dont elle dispose, a bien voulu faire entendre au Cabinet de Bucarest, par l'organe du Général Prince J. Ghika, qu' Il ne conviait point la Roumanie à une coopération au delà du Danube, mais que, si le Gouvernement Roumain voulait entreprendre

Digitized by Google

une semblable action à ses propres frais et à ses risques et périls, elle ne saurait avoir lieu qu'à la condition absolue de l'unité du commandement supérieur, qui resterait entre les mains du Général en Chef de l'Armée Impériale.

„Cette décision de l'Empereur a été dictée, tant par la necessité de garantir le succès des opérations entreprises par les forces russes, en écartant toute divergence de plans, toujours nuisible en pareille matière, que par un sentiment d'intérêt réel pour la Roumanie, dont les forces disponibles ne pouvaient agir avec sécurité et fruit au delà du Danube, que si elles étaient à même de s'appuyer sur l'armée russe et compter, en cas de besoin, sur son soutien.

„Cependant dans les délibérations qui ont eu lieu dernièrement au sujet d'un plan d'action à élaborer pour les deux armées, les autorités militaires roumaines ont manifesté la tendance d'agir isolément et sur un théâtre séparé.

„Quoique des considérations stratégiques d'une valeur décisive aient suffisamment démontré le désavantage, et même dans certaines circonstances le danger du plan proposé par les Roumains, il paraîtrait urgent d'établir nettement l'impossibilité politique d'une action isolée de leurs troupes.

„La Russie n'a pas besoin du concours de l'Armée Roumaine. Les forces qu'elle a mises en mouvement à l'effet de combattre la Turquie sont plus que suffisantes pour atteindre ce but élevé que l'Empereur s'est posé en commençant la guerre actuelle. Si donc par des considérations personnelles d'une nature différente, et que le Gouvernement Roumain tient à ne point dévoiler, mais qui ressortent assez clairement du langage de la presse locale, il se croit tenu d'honneur à entreprendre une action offensive contre l'Empire Ottoman, cette action ne doit en aucun cas gêner l'exécution du plan général des grandes opérations de l'armée russe, à l'ombre desquelles exclusivement ont pu être jetées les bases des destinées futures de l'Etat Roumain.

„L'intérêt bien entendu de la Roumanie exige ainsi, — et la sécurité des forces russes le commande impérieusement, — que la coopération de cet Etat n'ait lieu qu'en stricte conformité avec le plan général des opérations de la grande armée Impériale, et dans les conditions qui y seront posées par l'Auguste Commandant en Chef Russe, — tout comme la glorieuse activité défensive actuelle des forces roumaines n'est une garantie de sécurité pour le territoire de la Principauté, que lorsqu'elle forme une part de tout le système stratégique qui protège avec tant de succès la rive gauche du Danube.

„La communauté du but et les sympathies traditionnelles

Digitized by Google

qui unissent la Russie et la Roumanie, auraient dû constituer pour le Gouvernement Princier une garantie suffisante des dispositions sincères qui guident dans les circonstances actuelles les actes du Cabinet Impérial à son égard. Les nombreuses marques de confiance et de bienveillance que la Russie lui a données dans le passé, et même en dernier lieu, révèlent déjà l'étendue des avantages matériels et politiques que la Roumanie aurait pu acquérir encore à la faveur de pareils rapports.

„D'un autre côté, les hommes d'Etat placés à la tête des affaires de la Roumanie ne sauraient perdre de vue la valeur des forces engagées par la Russie dans le conflit actuel, les obligations que les dimensions de la lutte lui imposent et les droits qu'elle lui créent pour garantir par tous les moyens possibles la sécurité et le succès de sa grande entreprise.

„L'imminence des opérations décisives sur le Danube, coincidant avec l'arrivée prochaine de Sa Majesté l'Empereur — il serait urgent à tous les titres de définir sans retard et d'une façon précise et formelle les intentions du Gouvernement Roumain quant à la part que le Corps d'opération Princier serait appelé à prendre au cours ultérieur de la guerre et qui ne saurait varier qu'entre une abstention de toute marche aggressive et une action commune sous le Commandement supérieur et conformément aux vues du Général en Chef Russe. De la réponse prompte et décisive, qui sera donné à l'ensemble de cette question, dépendront les dispositions pratiques que Monseigneur le Grand Duc doit prendre sans retard, en vertu des pouvoirs dont il est muni."

Am 1. Juni fährt der Fürst Carol nach Plojeschti. Auf dem Kriegsrat, der hier beim Großfürsten Nikolaus stattfindet, kommen die Vorbereitungen für den Donauübergang und die Dispositionen des Vormarsches in Bulgarien zur Sprache. Fürst Carol, die ausgebreitete Karte Nordbulgariens vor sich, macht auf die strategische Wichtigkeit des Straßenknotenpunktes Plewna aufmerksam und rät den Russen, nach vollzogenem Donauübergang, diesen Ort sobald als möglich in ihre Gewalt zu bringen. Ueberhaupt liegt ihm daran, daß der Flügel der russischen Armee sich über den Wid hinaus bis an den Isker ausdehne, da er die Zone Widin—Rahowa den rumänischen Truppen vorbehalten sehen und für den linken Flügel derselben die Anlehnung an die Russen erwirken möchte.

Am 6. Juni schreibt der Fürst seinem Vater: „Seit meinem letzten Briefe haben sich bedeutungsvolle Ereignisse abgespielt. Unser Verhältnis zur Pforte hat sich gelöst, wir befinden uns im Kriegszustande mit ihr. Dies war der einzige würdige Ausweg für mein Land und meine Person, nachdem Europa zugegeben hatte, daß Rumänien ins Kriegstheater hineingezogen wurde. Ruhige Zuschauer konnten und durften wir nicht bleiben; als türkische Provinz wollten wir uns nicht behandeln lassen, und von der Gnade andrer ab-

Digitized by Google

zuhängen fand ich meiner unwürdig. Die Unabhängigkeitserklärung hat vielleicht bei den Kabinetten keinen angenehmen Eindruck gemacht, da wir uns heute schon genommen haben, was man uns später wahrscheinlich zu geben gedachte! Aber gerade dem wollten wir vorbeugen! Meiner Armee fällt nun die Rolle zu, sich für eine Idee zu schlagen; bis jetzt hat Rumänien alles ohne Kampf erreicht, diesmal aber ist Gelegenheit gegeben, seine Existenz mit den Waffen in der Hand zu verteidigen. Der Geist der Truppen ist vortrefflich, sie brennen nach Waffentaten; und daß sie im Feuer standhalten, haben sie bereits in Calafat bewiesen."

Am 6. Juni kommt aus St. Petersburg Kaiser Alexander in Plojeschti an. An der russisch-rumänischen Grenze ist er am 5. Juni von Bratianu und Kogalnicanu begrüßt worden, und in allen größeren Orten, die er berührt hat, insbesondere in Jassy, haben ihm die Behörden und die Bevölkerung einen so außerordentlichen Empfang bereitet, daß er aufs angenehmste berührt wurde. Sein Gefolge besteht aus 700 Personen und 1000 Pferden und muß nun auch noch neben dem Großen Hauptquartier in der kleinen Provinzstadt untergebracht werden.

Am 7. Juni begibt sich Fürst Carol zur Begrüßung des Kaisers nach Plojeschti. Großfürst Nikolaus erwartet ihn auf dem Bahnhofe und fährt mit ihm direkt zu seinem kaiserlichen Bruder, der den Fürsten im Hofe seines Hauses empfängt, umgeben von dem Thronfolger, den Großfürsten, den hohen Würdenträgern des russischen Reiches und seiner ganzen Suite. Der Kaiser hatte die Kette des Hohenzollernordens angelegt. — Nach der Vorstellung zieht sich der Kaiser mit dem Fürsten zu längerer Unterredung in sein Haus zurück. Der Kaiser erklärt, daß Rumänien nur Gutes von ihm zu erwarten habe. Es sei immer seine Hoffnung gewesen, den Krieg noch zu vermeiden, da es aber nun dazu gekommen sei, habe er das Ziel vor Augen, allen christlichen Völkern des Orients hinfort bessere Zeiten zu bringen. Rumänien verdanke Rußland schon seit alters vieles, und er freue sich doppelt, daß das Einvernehmen zwischen seinem Heere und der rumänischen Bevölkerung so gut sei. Fürst Carol entgegnet, er erwarte von dem Kriege, daß er seinem Lande die Unabhängigkeit sichere und seinem Heere die Möglichkeit gegeben werde, durch Teilnahme an der Aktion die Ehre Rumäniens hochzuhalten. Der Kaiser geht auf diese Bemerkung nicht weiter ein.

Der Chef der Dritten Abteilung, Mezenzow, hat sich dem Fürsten gegenüber etwas besorgt über den vom Kaiser geplanten Besuch in Bukarest ausgesprochen, da die vielen dort ansässigen Polen ihm Angst einflößten für die Sicherheit seines Herrn. Fürst Carol aber verbürgte sich für die guten Gesinnungen der Hauptstadt und für die Geschicklichkeit der rumänischen Polizei.

Am 8. Juni trifft der Kaiser mit Extrazug in Bukarest ein. Drei seiner Söhne, der Thronfolger und die Großfürsten Wladimir und Sergius, der Großfürst Nikolaus mit seinem Sohne, die Herzöge Eugen und Sergius von Leuchten-

Digitized by Google

berg und der Prinz Alexander von Battenberg begleiteten ihn; außerdem Fürst Gortschakow und die ganze Suite der Generale und Flügeladjutanten. Das Fürstenpaar ist mit seinem Hofstaate, der hohen Geistlichkeit, den Ministern und den Spitzen aller Militär- und Zivilbehörden zum Empfange auf dem Bahnhofe; als Ehrenwache fungierte eine Eskadron Roschiori mit Fahne und Musik. Nachdem der Kaiser das Königspaar begrüßt hat, schreitet er unter den Klängen der russischen Nationalhymne die Front ab und nimmt dann die Huldigungsanreden der hohen Geistlichkeit und des Bürgermeisters der Hauptstadt entgegen; er dankt mit einigen freundlichen Worten. Der Kaiser, seinen Arm der Fürstin reichend, schreitet in den Empfangsalon und besteigt den schöngeschmückten Hofwagen, um welchen der Militärhofstaat und die höheren Offiziere der Garnison Eskorte bilden. Im zweiten Wagen folgen der Thronfolger mit den Fürsten, dann die übrigen Großfürsten. Fürst Gortschakow fährt mit Bratianu. Der Wagenzug, von einer Schwadron Gendarmen eröffnet, bewegt sich durch die reich geschmückten und beflaggten Straßen, auf denen eine bewegte Volksmenge dem Befreier der orientalischen Christenheit zujubelt, nach dem Palais. Vor dem Palais, zwischen Fürst und Fürstin auf der Rampe stehend, nimmt der Kaiser den Vorbeimarsch der Ehrenwache, eines Jägerbataillons mit Fahne und Musik, ab.

Am 9. Juni fährt das Fürstenpaar nach Plojeschti, um dem Kaiser den Besuch zu erwidern.

Am 14. Juni fährt Fürst Carol nach Plojeschti und stattet bei dieser Gelegenheit dem Fürsten Gortschakow einen Besuch ab. Die Unterredung mit dem russischen Reichskanzler währt lange und läßt den Fürsten nicht ohne mannigfaches Unbehagen. So räumt der Kanzler zwar ein, daß Rumänien zu seiner staatlichen und wirtschaftlichen Entwicklung der Donaumündungen absolut bedürfe, verlangt aber für Rußland den Kiliaarm. Der Fürst entgegnete, daß zur Entscheidung dieser Dinge Europa das einzige Forum sei; sein Hauptbestreben gehe dahin, die durch die Verträge gewährleistete Integrität des Landes zu wahren, und eine Erweiterung seiner Grenzen, die er allerdings von einem siegreichen Feldzuge erwarte, komme erst in zweiter Linie in Betracht. Fürst Gortschakow ist der Meinung, daß der Krieg kurz und glorreich sein werde; er wisse wohl, daß im Hauptquartier der Wunsch laut geworden sei, Rumänien zu einer Kooperation zu veranlassen, er könne sich aber dem Wunsche nicht anschließen. Als Fürst Carol darauf betont, daß er die aktive Teilnahme seiner Armee am Krieg schon deshalb für erstrebenswert halten müsse, weil nur auf dem Schlachtfelde die Unabhängigkeit des Landes besiegelt werden könne, so daß er jedenfalls fest entschlossen sei, das Kommando über die rumänischen Truppen allein in seiner Hand zu behalten, erwidert Fürst Gortschakow, daß die Unabhängigkeit Rumäniens sicherlich auch ohne Teilnahme am Kriege von allen Garantiemächten anerkannt werden würde.

Nach dieser Unterredung mit dem Reichskanzler begibt sich Fürst Carol zum Großfürsten Nikolaus, dem er das Wesentliche seines Gespräches

Digitized by Google

mitteilt. Der Großfürst ist mit der Aeußerung Gortschakows, daß Rußland die Kooperation Rumäniens nicht wünsche, sehr unzufrieden; er findet, daß die Diplomatie sich überhaupt zu sehr in Dinge mische, die sie nichts angingen.

Der Anfang der praktischen russisch-rumänischen Beziehungen, betreffend die Lösung der kriegerischen und politischen Fragen, endigt mit einem Mißton, der im Laufe der Ereignisse durch die gerade, feste Haltung des Fürsten Carol sich zugunsten seiner Entschlüsse wendet. (Fortsetzung folgt)

Die Lage des Papsttums in Italien

Von

T. Galimberti,

Mitglied der italienischen Abgeordnetenkammer

Das Jahr 1860 und die ihm folgenden brachten in Italien, Frankreich, England und Deutschland eine Hochflut von Zeitschriftartikeln, Broschüren und Büchern über die römische Frage. Es ließe sich eine stattliche Bibliothek daraus zusammenstellen — ungerechnet die Polemiken in der Tagespresse, in der besonders Louis Veuillot im „Univers“ und der Theologe Giacomo Margotti in der „Unità Cattolica“ das Feld hielten.

Unter den verschiedenen Broschüren war eine sehr merkwürdige, die zugleich die römische und die sehr aktuelle orientalische Frage löste und die den Titel trägt: „Le pape et Jérusalem“. Der Verfasser — wie man annimmt, war es Lacaussade, der damalige Herausgeber der „Revue Européenne“ — ist ein Katholik von versöhnlichen Anschauungen; er schlägt darum einfach vor, den apostolischen Stuhl nach Jerusalem zu verlegen, den Stellvertreter Jesu unter dem Schutze einer Truppe von 50 000 Mann, die aus allen katholischen Nationen zu nehmen seien, in das Land Jesu zu versetzen, die Türkei zu neutralisieren und die Unabhängigkeit Aegyptens zu proklamieren.

So würde, meint der Verfasser, nachdem Syrien dem Papst gegeben, die Türkei der österreichisch-russischen, Aegypten der englischen Begehrlichkeit entzogen sei, nicht mehr von einer römischen und nicht mehr von einer orientalischen Frage die Rede sein, zum großen Vorteil für den Frieden Europas, das statt dessen jetzt wieder einen Krieg erlebt hat und das Gott vor einem allgemeinen Konflikt bewahren möge.

Ich stehe nicht für den vollen Erfolg einer solchen Lösung ein, die wie alle jene, die zu viele und zu große Fragen lösen wollen, nicht einmal ernst genommen wurde; aber auch die von der Diplomatie akzeptierten Lösungen haben mit aller ihrer Ernsthaftigkeit nicht zu einem praktischen Resultat geführt!

Die römische Frage (um von Avignon und der temporären Gefangenschaft

Digitized by Google

Clemens' VII. zu schweigen) wurde durch die Französische Revolution und ihren nicht fiduziarischen Erben, Napoleon I., hervorgerufen.

Vor dem Jahre 1870 wurde die weltliche Macht des Papstes dreimal aufgehoben: am 20. Februar 1798 durch Volksbeschluß auf dem Kapitol nach dem Einzug der von Berthier befehligten Franzosen in Rom, am 17. Mai 1809 durch kaiserliches Dekret Napoleons I. und am 9. Februar 1849 durch Gesetz der römischen konstituierenden Versammlung.

Das Dekret vom 9. Oktober 1870 war also nichts Neues, ebensowenig wie die Kanonenschüsse Cadornas, das Plebiszit der Römer und das Garantiegesetz, das nach dem Ausspruch Quirico Filopantis, des Sekretärs der konstituierenden Versammlung, nur eine Wiederholung des von der mazzinianischen Versammlung beratenen Gesetzes war.

Etwas ganz Neues jedoch gab es: das Verbleiben des Pontifex in Rom als sein eigner Gefangener. Das war eine Tatsache von großer Bedeutung; die italienische Nation setzte, als sie ihre Hauptstadt bekam, den Papst nicht gefangen, wie es zuerst die Französische Revolution und dann Napoleon getan hatte, der Pius VII. in Savona gefangenhielt und ihn auf die Würde eines Erzbischofs von Paris beschränken wollte, zwang den Papst auch nicht zur Flucht, wie es Pius IX. im Jahre 1849 erlebte, sondern ließ den Heiligen Vater ungestört auf seinem Stuhl und umgab ihn mit Garantien, die bis heute genügend Sicherheit für seine Freiheit und für Europa geboten haben.

Sicherlich wäre es ohne den großen Kaiser, der die Könige und Päpste versetzte, wie man die Präfekten versetzt, und jenes Glanzbild eines italischen Königreichs schuf, nicht zu den Unabhängigkeitsbewegungen und folglich auch nicht zur Aufhebung der theokratischen Macht gekommen, die Bonaparte durch einfaches kaiserliches Dekret beseitigte.

Auf andern Wegen gelangte dazu Mazzini mit seiner kurzlebigen römischen Republik, die in ihrem reinen ritterlichen Heldentum noch immer wie ein Gesang Tassos in der Dichtung der italienischen Unabhängigkeit wirkt und die erst in neuerer Zeit noch den Engländer George Macaulay Trevelyan zu seinem schönen Werk „Garibaldi's defence of the Roman Republic" und die deutsche Dichterin Ricarda Huch zu ihrer herrlichen „Verteidigung Roms" angeregt hat.

Auch Cavour arbeitete auf die Lösung der so ungemein wichtigen römischen Frage hin und bot, indem er sich die Erfahrung der Vergangenheit zunutze machte, dem Papst die größte, unbestrittene Freiheit der Kirche mit jedem Prestige ihres Oberhauptes zur Entschädigung für die Abtretung der weltlichen Macht an. Die Unterhandlungen, die im Jahre 1860 durch den Doktor Diomede Pantaleoni, den Jesuitenpater Passaglia und den General der Rosminianer Bertetti für den Grafen Cavour, die Kardinäle Santucci und d'Andrea für das Heilige Kollegium eröffnet wurden, näherten sich bereits einer glücklichen Lösung und bewegten sich auf den Grundlagen des gegenwärtigen Garantiegesetzes, außer daß der Papst dem Hause Savoyen auf immer das Vikariat und die

Digitized by Google

Zivilregierung in den päpstlichen Provinzen abtreten, sich aber die Oberhoheit darüber vorbehalten sollte.

Vom Kardinal Antonelli wurde verlangt, daß der Vertrag die Sanktion der katholischen Mächte erhielte, aber davon wollte Graf Cavour absolut nichts wissen. Er hatte sich schon im Jahre 1861 auf Kosten seiner Popularität, um Rom von den französischen Truppen zu befreien, dazu herbeigelassen, die weltliche Souveränität des Papstes zu garantieren. Seine damaligen Vorschläge führten später zu jenem Vertrag vom Jahre 1864, den zum Glück für Italien Kaiser Napoleon III. niemals zur Ausführung brachte und der durch den Sieg von Sedan für immer zerrissen wurde.

Im Jahre 1860 hatten (wie ein Landsmann von Karl Marx, der Jesuitenpater Kraus, und der Abbé Isaia Antonino, der Sekretär des obenerwähnten Kardinals d'Andrea, bezeugen) Papst Pius IX. und der Kardinal Antonelli bereits dem Vertrage des Grafen Cavour zugestimmt, aber Napoleon III., dem Cavour davon Kenntnis gab, war nicht damit einverstanden und ließ durch den Gesandten beim Heiligen Stuhl, den Herzog von Grammont, alles vereiteln.

Um den Vertrag vorzubereiten, hatte Passaglia eine lateinische Petition an den Papst entworfen, in der dieser im Namen des Klerus um den Verzicht auf die weltliche Macht gebeten wurde. Die Petition wurde in der Tat von über 11000 Priestern unterschrieben, führte aber zu nichts. Die intransigente Partei hatte das Uebergewicht, und Passaglia erhielt statt des erträumten Kardinalsgehalts den mageren Lehrstuhl der Philosophie an der Universität von Turin.

Passaglia war ein toskanischer Jesuit von großen Fähigkeiten; er war der Verfasser des Dogmas „Sine labe" und Professor der Theologie an der Sapienza in Rom. Er war jedoch ein sehr eitler Mann, und Graf Cavour gewann ihn leicht für seine Sache. Man erzählt von ihm, daß er die Nacht vor der Verkündigung des Dogmas von der Unbefleckten Empfängnis damit zugebracht habe, darüber nachzudenken, ob es besser sei, mit dem Namen Carlus oder Carolus Passaglia zu unterzeichnen, und es war für ihn sicherlich ein großer Schmerz, von dem von Hörern umdrängten Lehrstuhl in der Sapienza, wo mit Büchern beladene Pedelle ihm vorausschritten, zu dem der Moralphilosophie in Turin überzugehen, wo er in einem düsteren, engen, kalten Hörsaal vor einer Zuhörerschaft sprach, die niemals über ein halbes Dutzend gelangweilter und unaufmerksamer Zöglinge hinausging.

Als er das Priestergewand abgelegt hatte, wurde er Abgeordneter im Parlament für Montecchio und saß stets stumm auf der Rechten. Er leitete eine Zeitung, den „Mediatore", in dem er das allzu berühmte „Leben Jesu" Renans bekämpfte. In den letzten Jahren nahm er die religiösen Uebungen wieder auf, und so starb der exkommunizierte Verfasser der Epistel „Pro causa italica" im Schoße der Kirche.

Nach dem Tode Cavours verschärfte sich der Kampf gegen den Klerus einerseits dadurch, daß den intransigenten Bischöfen Zwangswohnsitze angewiesen wurden, durch die Gesetze gegen die religiösen Kongregationen und die Ein-

Digitized by Google

ziehung der Kirchengüter, anderseits durch Aspromonte, Turin und Mentana, wo Garibaldi vergebens mit seinem Schwert den gordischen Knoten zu durchhauen versuchte.

Bei Aspromonte geboten ihm die Bersaglieri Pallavicinis auf Befehl Napoleons III. Halt, bei Mentana seine Chassepots, und hinter dem Kaiser stand Frankreich, das der republikanischen Expedition von 1849 und dem „Jamais" des kaiserlichen Ministers Rouher Beifall gezollt hatte und noch unter Thiers nach dem Jahre 1870 eine Intervention gewünscht hätte.

Darauf muß man wohl achten, wenn man von der Lage des Papsttums in Italien spricht, denn wie das Scheitern des Vertrages mit Pius IX. auf Frankreich zurückzuführen war, so ging es auch später unter Papst Leo XIII., als der Kardinal Lavigerie aus Afrika ankam, um seinen Einfluß auf den Papst geltend zu machen. Jener Ollivier, der schon im Jahre 1859 gegen den Krieg in Italien sprach und später Frankreich zur Katastrophe von 1870 führte, redete dem Heiligen Vater zum Verzicht zu, und sein Gefährte in dem päpstlichen Feldzug war Henri Rochefort, der damit vielleicht schon sein boulangistisch-dreyfusianisches Ende einleitete. Wenn heute unter Pius X. die Beziehungen zwischen der Kirche und dem Staat sich so gebessert haben, daß die Katholiken zu den Wahlurnen herbeiströmen und ihre Stimmen gegen die sozialistischen Kandidaten abgeben, um Vorgänge zu verhüten, wie sie beim Streik von 1904 vorkamen, so ist dies sicher zum Teil der in Frankreich durchgeführten Trennung der Kirche vom Staat, der Aufhebung der französischen Gesandtschaft beim Vatikan und den jenseits der Alpen erlassenen Gesetzen gegen die Kirche zu verdanken.

Erst mit dem Sturz des Kaiserreiches war der Einzug in Rom möglich; vor diesem hatte die italienische Regierung dem Heiligen Stuhl vorgeschlagen, das Garantiegesetz unter den Schutz der Mächte zu stellen, aber der Papst wollte nicht, wie auch in einer Note des Kardinals Antonelli der am 31. Januar 1871 von Gladstone gemachte und vom Minister Visconti-Venosta nicht abgelehnte Vorschlag einer internationalen Konferenz zur Regelung der Stellung des Papstes gegenüber dem Könige von Italien zurückgewiesen wurde.

Zu der heutigen Situation (die in einigen Jahren ein halbes Jahrhundert lang, also nicht viel kürzer als die Gefangenschaft in Avignon gedauert haben wird) trugen zweifellos der Zustand Europas im Jahre 1870 und die vorausgegangenen Unterhandlungen des Grafen Cavour bei, die durch denselben Monarchen eingeleitet waren, der dann mit seinem Programm in Rom einzog.

Der damalige Zustand Europas, sagten wir — das heißt: Deutschland stand im Gegensatz zum Papst und war dem Kulturkampfe nahe, Oesterreich hatte zwei Jahre vorher durch den Grafen Beust die Besetzung Roms durch die Italiener vorgeschlagen, Frankreich war besiegt, und in England regierten die Whigs mit Gladstone an der Spitze. So viele Vorschläge auch in der Folge dem alten Papst von den auswärtigen Mächten gemacht wurden, er nahm sie nicht an, da er sich in Rom durch den nationalen Vertrag, der in dem gewisser-

Digitized by Google

maßen statutarischen Garantiegesetz ausgedrückt war, sicher fühlte und fürchtete, daß die Wiederkehr nicht mehr so sicher und nahe sein würde wie von Gaëta.

Selbst der Graf von Chambord gab, als er in Görz gefragt wurde, ob er dem Papste helfen würde, wenn er auf den Thron käme, offen zur Antwort: „Moralisch ja, materiell nein." Frankreich, Spanien, England (das Malta anbot) machten bestimmte Anerbietungen; aber man braucht nur die Gegenwart zum Vergleich heranzuziehen, um sich ein Bild davon zu machen, wie die Lage des Papstes jetzt sein würde, wenn er jene Vorschläge angenommen hätte, abgesehen von der Gefahr der sich selbst überlassenen Kirche in Italien. Der Papst hat im Gegenteil während des Kulturkampfes die entschiedenste Haltung einnehmen können, da er durch Italien gegen den Zorn des Fürsten Bismarck geschützt war, der vergeblich Italien dazu aneiferte, sich seiner zu entledigen, wie er auch vergeblich den erforderlichen Streifen Land verlangte, um manu militari die schwierige Frage zu lösen. Ebenso ging es mit Spanien, mit Portugal, mit Irland, wo überall der Papst sich offen frei und unabhängig zeigte, ohne daß noch irgendein Cromwell drohte, seine Kanonen in Sankt Peter erdröhnen zu lassen, wenn der Pontifex sich vor seinen Forderungen nicht beuge.

Es sind sehr ernst zu nehmende Ereignisse, wie die Ueberführung der Asche Pius IX., vorgekommen; aber wenn diese auch die Unbedachtsamkeit der Regierung bewiesen, so bewiesen sie noch weit mehr die Einsicht des italienischen Volkes, das Zeugnis dafür ablegte, daß die Ausnahme der sehr Wenigen nicht nach der Meinung und dem Urteil der sehr Vielen gemacht werden kann.

Trotz diesem Fall und dem des Pantheons und trotz der Einweihung der Statue Giordano Brunos auf dem Campo de' Fiori, auf dem der Scheiterhaufen gebrannt hatte, blieb die Piazza San Pietro ruhig; und was bedeuteten jene Ereignisse gegenüber der Tatsache, daß bei den letzten zwei Konklaves die Freiheit der Wahl so unbeschränkt und unbestritten war, wie sie bei allen andern Konklaves niemals gewesen war?[1])

Noch zweimal wurde nach Aufzeichnungen, die Francesco Crispi nach seinem Rücktritt vom Amte gemacht hat, unter Leo XIII. von französischen Sendlingen der Versuch unternommen, die Flucht des Papstes aus Rom herbeizuführen, um einen Casus belli zu schaffen; aber der Heilige Vater zog, nachdem er alles genau überlegt hatte, es schließlich stets vor, in Rom zu bleiben, und die spätere Zeit hat ihm recht gegeben.

An Restaurationsversuchen fehlte es nicht. Leo XIII., dem Crispi vorwarf, daß er „vom Ehrgeiz verzehrt werde und sich dem Teufel ergebe, nur um König

[1]) Crispalto Crispolti hat in seinem vortrefflichen Buch über die Politik Leos XIII. geschrieben, daß das von dem Kardinal Puzza im Namen Seiner Apostolischen Majestät des Kaisers Franz Josef eingelegte Veto gegen die Wahl des Kardinals Rampolla durch das Ministerium Zanardelli zwischen den Regierungen des Dreibunds vereinbart worden sei. Ich war damals Mitglied dieses Ministeriums und kann Herrn Crispolti versichern, daß gerade das Gegenteil der Fall war, d. h. daß zuerst mit dem Kardinal Rampolla selbst Pourparlers stattfanden.

Digitized by Google

zu werden", ließ anläßlich seines Priesterjubiläums den Kardinal Galimberti mit dem Fürsten Bismarck darüber reden, aber der große Kanzler zog sich aus der Affäre mit dem Ausspruch: „Chaque jour a son travail." Und als bei der Zusammenkunft vom 24. März 1888 zum zweitenmal davon die Rede war, zog sich der Fürst mit einem Rat heraus: „Il faut savoir attendre."

Schließlich unterbrach Graf Herbert Bismarck, im Einverständnis mit seinem Vater, bei dem berühmten Besuch Kaiser Wilhelms II. im Vatikan die Unterredung zwischen Leo XIII. und dem Kaiser, indem er die Tür vor dem Prinzen Heinrich öffnete, womit er die der Hoffnungen des Papstes für immer schloß.

Es fehlte aber auch nicht an Versöhnungsversuchen, die mit Hilfe Frankreichs selbst in den Tagen des Ministers Flourens unternommen wurden, und zwar durch die Veröffentlichungen des Paters Curci, des Paters Tosti, des Abbés Stoppani, die von Achille Fazzari hervorgerufene Bewegung und die Unterhandlungen Monsignore Bonomellis und Monsignore Isidoro Carinis.

Leo XIII. selbst deutete im Konsistorium vom 23. März 1887 zuerst auf eine Uebereinkunft oder Einigung hin, „unter der Bedingung, daß der römische Papst nicht der Macht irgend jemands unterworfen ist und volle und wirkliche Freiheit genießt, wie es jede Rücksicht auf Gerechtigkeit fordert", ohne wieder die Wiederkehr der weltlichen Macht zu erwähnen.

Dieser Gedanke, der vom jetzigen Papst wiederholt wurde, ist im Grunde derselbe wie der Giovanni Lanzas, der im Jahre 1870 an der Spitze der Regierung stand. „Das Ministerium," sagte er in der Kammer, „betrachtet den Papst, das Haupt der Weltkirche, als eine Persönlichkeit, auf die sich in keinem Falle irgendwelche auf unser inneres Recht bezügliche Bestimmung anwenden läßt: es betrachtet ihn als ein internationales Wesen, als ein Wesen, das von keinem Staat abhängig sein, Untergebener keiner Regierung sein und daher nicht irgendwelcher Gerichtsbarkeit dieser Art unterstellt werden kann." Und die an sämtliche Mächte gerichtete Note des Marchese Visconti-Venosta vom 29. August 1870 schlug vor, dies zum Gegenstand eines internationalen Vertrags zu machen.

Fest in seinem „Non possumus", schlug Pius IX. alles, auch den Besitz der leoninischen Stadt aus, und Italien, das in den vorhergegangenen Unterhandlungen das geringe Interesse der Mächte für die römische Frage bemerkt hatte, lehnte es später ab, sie durch einen internationalen Vertrag zu lösen, besetzte die leoninische Stadt, änderte das Garantiegesetz im Sinne des gemeinen Rechtes und hatte allen Grund dazu, da es in Rom nicht auf Grund gegenseitigen friedlichen Einverständnisses, sondern mit Kanonenschüssen eingezogen war.

Das Garantiegesetz macht die Persönlichkeit des Papstes heilig und unverletzlich, indem es ihn einem Souverän gleichstellt, mit einer jährlichen Dotation, wie sie sich aus dem letzten Budget seines ehemaligen Staates ergab, Palästen und Gärten. Die Kardinäle nehmen während des Konklaves an seiner Unverletzlichkeit und seinen Garantien teil, und am päpstlichen Hofe genießen Gesandte und Nuntien ihre Vorrechte, zu denen auch der ungehinderte, freie postalische

Digitized by Google

und telegraphische Verkehr gehört. Jede besondere Einschränkung bei der Ausübung des Versammlungsrechtes des Klerus ist aufgehoben, ebenso wie der Eid der Treue der Bischöfe, das königliche „Exequatur" oder „Placet" für die Veröffentlichung und Ausführung der kirchlichen Entscheidungen und dieses nur, solange nicht eine gesetzliche Regelung erfolgt ist, für die Bestimmung der Güter und Pfründen aufrecht erhalten, Rom und Umgebung ausgenommen.

Das sind die Hauptpunkte des Gesetzes, das der König in Turin unterzeichnete und das Parlament in Florenz, nachdem es darüber debattiert hatte, annahm. Es war das Ergebnis einer Diskussion, in der die katholische „Patrouille" mehr Forderungen als Vorschläge äußerte; die konservative Partei zeigte sich geteilt zwischen dem alten liberalen katholischen Programm der einen und der religiösen Gleichgültigkeit in Verbindung mit der politischen Klugheit der andern, bildete aber die Mehrheit unter allen; die Opposition trat unter Führung des Juristen Mancini und der prävalierenden radikalen Partei für die Anwendung des gemeinen Rechtes ein, wodurch die katholische Kirche allen andern Kirchen gleichgestellt werden sollte; sie befand sich darin in Uebereinstimmung mit wenigen Mitgliedern der Mehrheit wie Civinini, der in diesem Sinne, eingedenk des bei Aspromonte und Mentana getragenen roten Hemdes, eine sehr energische Rede hielt.

Kurz, es standen noch immer die beiden alten Parteien einander gegenüber: die gemäßigte, die das Programm Cavours fortsetzte, und die revolutionäre, die wollte, daß die Revolution dem Papsttum ein Ende mache, indem sie es wieder unter das gemeine Recht treten ließe und so ihr eignes Werk krönte.

Merkwürdig war in der Debatte die dem Gesetz feindliche Meinung, die im Senat vom Marchese di Villamarina ausgesprochen wurde, der verlangte, daß alle Garantien des Papstes gerade in dem Prinzip der Freiheit bestehen sollten; er behauptete, daß dies das wirkliche Programm des Grafen Cavour gewesen sei, und las einige äußerst bedeutsame Bruchstücke aus Briefen vor, die dieser an ihn nach Paris geschrieben, als er ihn dorthin geschickt hatte, um über die Mittel zur Wiederherstellung des italienischen Königreiches zu verhandeln und Vorschläge darüber zu machen.

Erwähnenswert ist auch die Ansicht des Grafen Ponza di San Martino, des letzten Bevollmächtigten, den der König zu Pius IX. geschickt hatte, um über eine freundschaftliche Uebereinkunft zu unterhandeln. Der edle Graf, ehemaliger Minister unter Cavour, fand sich mehr mit dem Gesetz ab, als daß er ihm mit Begeisterung zustimmte; er erklärte, daß nach seinem Dafürhalten „die Liberalen auch nach diesem Gesetze eifrig kämpfen müßten, um der Freiheit die Oberhand zu verschaffen".

Noch bemerkenswerter aber war vor allem das Verhalten des italienischen Volkes und des Klerus. Keine Erregung irgendwelcher Art erschütterte die Halbinsel, und die Ruhe und die friedliche Stimmung, die seitdem dort geherrscht haben, sind die beste Garantie, die der Welt dieses unser Volk gibt, das nicht einmal im Toben der Reformation erfuhr, was Religionskriege sind, und in seiner

Digitized by Google

ruhmreichen Revolution weder septembristische Metzeleien noch eine Vendee kennen lernte.

Von den Gegnern des Garantiegesetzes im päpstlichen Sinne, unter denen an erster Stelle Leroy Beaulieu und der jüngst verstorbene Exminister Ollivier zu erwähnen sind, wird eingewendet, daß es kein statutarisches Gesetz sei und, wenn es dieses auch wäre, nur durch den Willen der Nation abgeändert werden könne, woraus sich die Notwendigkeit jenes im Jahre 1870 abgelehnten internationalen Vertrages ergäbe.

Vor allem wurde das Gesetz, wenn es kein konstitutioneller Vertrag ist, doch immer von der Nation als solcher angesehen. Sein fundamentaler Charakter wurde vom Staatsrat auf Antrag des Ministers Crispi schon im Jahre 1878 und im Jahre 1881 vom Ministerium selbst, unter dem Vorsitz Benedetto Cairolis, des Bruders der Märtyrer von Villa Glori, anerkannt.

Ein im Jahre 1875 vom Abgeordneten Petruccelli della Gattina eingebrachter Revisionsantrag wurde nicht einmal der sonst allen gewährten Ehre der ersten Lesung teilhaftig, da von neun Kommissionen acht dagegen stimmten, zur großen Genugtuung des Abgeordneten Mancini, des gewichtigsten Gegners, den das Gesetz selbst einige Jahre zuvor gehabt hatte.

In neuerer Zeit sprach der Abgeordnete Alessio von einem ähnlichen Antrag, aber es blieb bei dem persönlichen Wunsch. Auf die Rechte folgte die Linke; es kam das fast radikal-sozialistische Ministerium Zanardelli; in den letzten Jahren traten in die Regierung, die stets von den extremsten Parteien behauptet wurde, Radikale wie Sacchi, der bereits durch den Abgeordneten Borio wegen einer energischeren antiklerikalen Politik interpellieren ließ, wie Credoro, Pantano, Vicini, Pavia ein, und die Abgeordneten Bissolati, Bonomi, Cabrini, Sozialisten von reinem Wasser, waren nahe daran, Minister zu werden, aber es wurde kein Revisionsantrag gestellt, und ebensowenig wird für die nächsten Wahlen, obwohl das allgemeine Wahlrecht Gültigkeit erlangt, darauf hingewiesen.

Alle Versuche des Abgeordneten Murri, mit seinen ebenso raschen wie abschweifenden Reden die Kammer in ein ökumenisches Konzil zu verwandeln, trafen immer auf die Gleichgültigkeit der ganzen Versammlung und die Gegnerschaft der dem Exprieſter ohnehin wenig freundlich gesinnten Regierung.

Auch der Fall Monsignore Carons, dem das königliche Exequatur wegen der Beschuldigungen antipatriotischer Gesinnung verweigert wurde, ist kein Beweis für das Gegenteil. Vor allem ist die Kammer kein ständiger Gerichtshof, sondern entscheidet von Fall zu Fall und ist wie die Politik von den Ereignissen abhängig. Ferner gilt die Behauptung des Justizministers (Guardasigilli), daß das königliche Exequatur für die Bischöfe das Amt und die Pfründe umschließt, nur für einen Teil, es war also kein Gesetz gegen eine andre Gewalt. Denn wenn der Papst einen Priester zum Bischof ernannt hat, ist er, was das Amt betrifft, Bischof für immer, und folglich kann der Staat durch seinen Einspruch ihn nur an der Verwaltung der Pfründe hindern, indem er sie einzieht und nicht andre zeitweilig damit belehnt.

Digitized by Google

Der Guardasigilli folgte der weniger liberalen und weniger cavourianischen Theorie gegenüber der Kirche, und zwar mit wenig Logik. Denn wenn das königliche Exequatur für Monsignore Caron als Bischof von Ceneda erteilt und nicht widerrufen wurde, so kann man sich nicht wohl überzeugen, daß er sein dort ausgeübtes Amt als Bischof wegen Mangels an Patriotismus in Genua nicht ausüben könne. Ist etwa Ceneda nicht zu Italien zu rechnen?

Doch der Fall Monsignore Carons ist mehr in bezug auf die Katholiken von Genua, die gegen seine Ernennung waren, wie als Streitfall zwischen dem Staat und der Kirche zu betrachten. Soviel ist sicher, daß der Papst das Verbot für diese Diözese aufrecht erhielt und es dem, der das Uebel angerichtet hatte, überließ, es wieder gut zu machen. Die Kirche nahm die Sache zum Anlaß, sich in ihrer Freiheit geschmälert zu nennen, während doch der Fall eine Angelegenheit ihrer selbst oder wenigstens ihrer Kinder darstellt; und es wurde jetzt tatsächlich behauptet, daß auf Intervention gerade des berühmten Barnabitenpaters Semeria das Exequatur erteilt werden würde, ein Gerücht, das von seiten des Guardasigillis, aber nicht von seiten der genuesischen Katholiken dementiert wurde, wodurch das oben darüber Gesagte bestätigt wird.

Wir fassen das bis hierher historisch Dargelegte zusammen mit der Frage: Ist eine Versöhnung in Italien zwischen dem Staat und der Kirche zu erhoffen? Diejenigen, die sie wünschen, beachten eine Tatsache nicht genügend: daß die Kirche katholisch, d. h. international ist, während der Staat ein vor allem nationales Wesen ist; daß die Kirche ist, wie sie ihre unveränderlichen Dogmen machen, während der Staat den immer wechselnden und veränderlichen Willen des Volkes darstellt.

In seiner berühmten Allokution vom 29. April 1848 mußte sich Pius IX., der Italien gesegnet hatte, indem er den Krieg und die Aufstände förderte, von dem nationalen Unabhängigkeitskriege zurückziehen (wie er nachher die Verfassung widerrief), da er „auf Erden die Stelle desjenigen, der der Urheber des Friedens und ein Freund der Nächstenliebe ist, vertrete und gemäß der Obliegenheit des höchsten Apostolats alle Menschen, Völker und Nationen mit gleichem Eifer väterlicher Liebe schütze und umfange."

Die österreichischen Katholiken hatten den Papst merken lassen, daß auch sie Söhne der Kirche seien wie die Italiener, und daß der Papst, weil er katholisch war, nicht Italiener sein könnte. Das republikanische Frankreich kam ihm im Namen dieses Katholizitätsprinzipes zu Hilfe, um ihn mit seinen Waffen wieder auf den päpstlichen Stuhl zu setzen. Spanien und der Bourbon von Neapel setzten sich in Bewegung, und der Abbé Gioberti verlangte sogar das bewaffnete Eingreifen Piemonts! Die späteren Vorwürfe Bismarcks gegen das Zentrum, daß es nicht deutsch sei, weil es Rom gehorche, die gleichartigen Vorwürfe Englands gegen die irischen Katholiken, und in der Gegenwart die der französischen Radikalen gegen die Katholiken, die in kirchlichen Angelegenheiten dem Papst gehorchen, bestätigen dessen internationalen Charakter. Noch im jüngsten Libyschen Krieg mußte Pius X., obwohl Italiener, die Heftigkeit der

Digitized by Google

katholischen italienischen Presse gegen die Türkei im Gedanken an die dem Halbmond untertänen Katholiken zügeln. Wie könnte sich daher jemals bewahrheiten und erweisen, was der damalige Petroleur Rochefort „die unmögliche Lage des Papstes als Großalmoseniers des Hauses Savoyen" nannte?

Die Kirche würde sehr Gefahr laufen, noch römisch-apostolisch, aber nicht mehr katholisch zu bleiben.

Ueberdies bekämpfen Jean Jacques Rousseau und seine Anhänger sie gerade deshalb, weil sie im Unterschied von den alten und den modernen Religionen nicht den Staat durchdringt, sondern ein Staat im Staat ist — eine Macht, die die Freiheit des Staates behindert, der keine Religion hat und in seiner Gleichgültigkeit gegen alle sich gleich bleiben muß, der mit der Freiheit die freie wissenschaftliche Forschung verfolgt und sich notwendigerweise der Barriere des Dogmas gegenüber sieht, der den Willen des Volkes mit dem Willen Gottes vereint, aber diesem nicht unterwirft.

Ist es möglich, den modernen Staat, wie er sich jetzt überall herausbildet, mit der Unwandelbarkeit der Kirche, wie sie sich erhält und sich erhalten muß, in Einklang zu bringen? Ist es vollends möglich im Königreich Italien, das, was es ist, ausschließlich durch die Revolution ist, d. h. durch das Ergebnis aller jener entgegengesetzten Kräfte, die die Kirche hat bekämpfen müssen und noch bekämpfen muß?

Man bedenke, daß hier von Aussöhnung, d. h. von Eintracht, von Einigung die Rede ist, die in der Tat nichts andres als eine Verbindung bedeuten könnte.

Und was den italienischen Staat betrifft — in welchen Gewässern würde er bei den jederzeit möglichen Konflikten zwischen der Kirche und den andern Staaten segeln, in den stets vorhandenen Gegensätzen zwischen der Religion und der Wissenschaft? Wie ließe sich die vollständigste Neutralität des Papstes in allen parlamentarischen, politischen, nationalen Wechselfällen und umgekehrt die der Regierung bei jeder ihrer Handlungen, sei es gegenüber dem Papst, der Kirche oder den Katholiken, erreichen?

Sehr wahrscheinlich würde man zu den vergangenen Zeiten zurückkehren, in denen die Kirche, gerade weil sie katholisch war, sich überall in die Angelegenheiten aller Nationen und dafür jede Nation ihrerseits sich in die Angelegenheiten Italiens einmischte. Der Staat müßte sich mit Gewalt dazu zwingen, konfessionell zu sein. Und bei den Zusammenstößen der Parteien, in dem unaufhörlichen Wechsel der Niederlagen und der Siege der politischen Parteien, die das Leben und die Geschichte der Nation bilden (im Unterschied von den andern Mächten, die den Papst nicht bei sich beherbergen), müßte der Papst entweder, wenn er Partei ergriffe, mit den Parteien siegen oder verlieren, oder, wenn er nicht Partei nähme, sie schließlich alle gegen sich haben.

Das Papsttum hat in seiner vielhundertjährigen Geschichte schon ähnliche Perioden gehabt und durchgemacht, und es sind sicherlich nicht diejenigen, die der Kirche die liebsten sind.

Ergibt sich dann daraus die Notwendigkeit der weltlichen Macht? Diese

Digitized by Google

Frage können sich diejenigen stellen, die nicht wissen, welche geringe Garantie in den vergangenen Jahrhunderten der Kirche die weltliche Macht bot, die schon von der erhabenen gläubigen Seele Dantes gegeißelt worden ist; oder die Feinde der Kirche, die sie wie jede andre für eine durch den Lauf der Zeiten hervorgebrachte menschliche Institution halten, ihren göttlichen Ursprung leugnen und ihr die Zukunft absprechen.

Die Kirche steht in ihrem neunzehnten Jahrhundert; während der ersten sechs ist der Papst zweifellos und in jeder Hinsicht Untertan gewesen. Am Ende des sechsten Jahrhunderts war er der reichste Grundbesitzer Italiens, aber niemand bildete sich ein, daß er Fürst sei; und dies war er auch nicht, als beim Aufeinanderfolgen der Longobarden und der Franken seine schützende Autorität sich auf Wunsch der Völker selbst ausdehnt. Im Jahre 800 erstand durch den Papst das westliche Kaiserreich wieder, aber im Namen und im Auftrag des römischen Volkes. Die Karolinger verschwinden, und als Ludwig II. ohne Kinder stirbt, ist der Papst bei der Uebertragung des Kaisertums nicht mehr durch das Recht der Thronfolge gebunden, aber deswegen nicht frei und Herr von Rom. Dann kommen die Ottonen von Deutschland und setzen die Päpste ab und ein, so daß bis zum Ende des zehnten Jahrhunderts der Papst nicht als Souverän gilt.

Es folgen dann die Zeiten der größten Macht des Papsttums, in denen dieses sogar versuchen konnte, die Freiheit des Staates zu umgrenzen; doch jene ruhmreichen und mächtigen Päpste mußten, weit entfernt, die Herren Roms zu sein, fast alle als Flüchtlinge leben. Man kann Innozenz III. den Gründer des Kirchenstaates nennen, aber dieser Staat wird beständig geschaffen und aufgelöst, bis die Päpste in die Gefangenschaft nach Avignon gehen, aus der sie nur zurückkehren, um die Staaten, die sie als die ihrigen ansehen, in der größten Verwirrung und durch feindliche Einfälle zerrissen zu sehen, wie es die Kirche durch die Schismen war; und diese Zügellosigkeit und Verworrenheit greift auch auf die Päpste selbst über, die ihre Nepoten zu Fürsten machen wollen, wie Sixtus IV., oder daran denken, das Reich einem Sohne zum Geschenk zu machen, wie Alexander VI., und es mehr mit dem Schwert des Soldaten als mit dem Kruzifix des Apostels verteidigen und erweitern, wie der kraftvolle Julius II., der auf seinem Gewissen erheblich mehr Breschen in den Staaten andrer hat, als Italien mit dem bißchen Porta Pia.

Erst in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts begann der Kirchenstaat jene Form anzunehmen, die er bis 1870 behielt; aber die Gefangenschaft Clemens VII., die Kriege Pauls IV. und Urbans VIII., die Demütigungen Alexanders VII. und Innozenz XI. beweisen, welch schwacher Schutz für die päpstliche Freiheit die weltliche Macht war. Wurde nicht selbst die von Ganganelli dekretierte Auflösung der Gesellschaft Jesu gerade vom bourbonischen Hof verlangt, trotzdem und gerade weil jener Orden der eifrigste und mächtigste Verfechter der weltlichen Rechte des Papsttums war?

In der Vergangenheit also waren die Päpste nur groß und glorreich, wenn

Digitized by Google

sie ganz oder nahezu ganz ohne weltliche Machtmittel, aus ihrer geistlichen Autorität jene Kraft zogen, die Heinrich IV. nach Kanossa führte und die allmächtigen Bajonette in den Händen Napoleons I. wanken machte. In neuerer Zeit wurde Leo XIII. zum Schiedsrichter zwischen Spanien und Deutschland in der Karolinenfrage gewählt und sah seine Entscheidung mit mehr Respekt aufgenommen als der Papst und König Alexander VI.; oder er behandelte, wie Pius IX. die italienische Frage, die Arbeiterfrage mit der Enzyklika Rerum Novarum und arbeitete mit der Enzyklika Praeclara auf die Herbeiführung der Vereinigung aller Kirchen vielleicht mit in der Zukunft größerem Erfolg hin, als ihn sicherlich sein souveräner Vorgänger Alexander V. gehabt hatte.

Wie ließe sich anderseits heutigestags die weltliche Macht wiederherstellen? Durch einen Krieg? — Ein Krieg könnte, selbst wenn er für Italien unglücklich ausginge, nicht die Kräfte der Demokratie niederwerfen, die heute nicht mehr die von Athen, von Rom oder Paris ist, sondern die ganze Welt umfaßt.

Wie also einen Staat im Gegensatz zu allen andern wiederherstellen? Man lese noch einmal die letzte Allokution Pius' X. an die lombardischen Pilger, in der er von den öffentlichen Freiheiten spricht, und dann überzeuge man sich, ob ein Staat noch ohne die Rede-, Vereins-, Presse- und Lehrfreiheit usw. leben könnte.

Anderseits marschiert Rom auf die Million Einwohner zu, die es mit der Zeit noch überschreiten wird, und wie könnte der Papst jemals noch über eine Stadt von der Art des kleinen klösterlichen Rom von 1870 herrschen? Die Erzählung Jules Favres, Pius IX. habe bekannt, daß er es nicht einmal wünsche, ist dementiert worden, aber wenn er es auch nicht gesagt hat, so dachte er es doch sicher, und wer anders dächte, würde in dem Wahn befangen sein, noch in den Zeiten der weißen Zelter zu leben, die der Papst bestieg, den Fuß auf königliche Knie und die Hand auf gekrönte Häupter stützend, statt in unsern Zeiten, in denen der Heilige Vater, um zu segnen, Hand und Kopf hoch zu den Seglern der Lüfte emporheben muß, die bezeugen, wie weit der freie Geist des Menschen gelangt.

Ganz gewiß ist der Papst in Rom nicht frei. Aber ist selbst der König im Quirinal so frei wie er möchte? Ist irgendein Fürst oder der Präsident einer Republik auf dieser Erde frei? Die Attentate auf Carnot, Mac Kinley, Canovas, Canalejas, auf den tiefbeklagten Umberto I., die Kaiserin Elisabeth von Oesterreich, ja auf König Viktor Emanuel III. selbst zeigen, daß, so viel Mühe man sich auch geben mag, niemand vor einem Wahnsinnigen sicher ist, nicht einmal der Selbstherrscher aller Reußen.

Der Papst wird trotzdem weiter protestieren, und sein Protest ist noch immer die höchste Garantie seiner Unabhängigkeit gegenüber den andern Nationen; nur durch diese kann er frei in Rom bleiben, wie der Exminister Gaspare Finali, ein alter Verschwörer und eifriger Patriot der Romagna, im Senat sagte.

Wie bei Avignon, bei der neapolitanischen Investitur, bei den venezianischen Interdikten usw. gleichen sich die Gegensätze zwischen der Kirche und dem Staat

Digitized by Google

durch das Beharrungsvermögen und nicht durch die Macht der Logik aus, gemäß der bekannten, nie vergessenen kirchlichen Maxime: „Toleranda aliquando pro bono utilitatis, quae pro bono aequitatis odio habenda sunt."

Den politischen Päpsten folgten die theologischen, wie jetzt den Kurienpäpsten die Diözesanpäpste und vielleicht den italienischen die ausländischen folgen, nach dem bereits gemachten Experiment eines spanischen Staatssekretärs und nach den Gerüchten zu urteilen, die vor einiger Zeit umliefen, als von einem Konklave die Rede war, durch das die mit dem Holländer Hadrian VI. abgebrochene Reihe der ausländischen Päpste mit einem andern Holländer wieder fortgesetzt werden sollte.

Deus viam inveniat! Gott wird seinen Weg finden, und vorläufig hat sich kein trauriges Vorzeichen dafür bemerkbar gemacht, daß in den nächsten fünfzig Jahren der Einheit Italiens die Tafel an der Porta Pia verhüllt werden müßte, die der Welt bezeugt: „Cinque lustri — Da che la libertà di pensiero — E l'autorità della fede — Sotto eque leggi — In Roma convivono."

„Die christliche Religion," hat sich, klar und kalt wie eine winterliche Sternennacht, der olympische Geist Goethes vernehmen lassen, „ist ein mächtiges Wesen für sich, woran die gesunkene und leidende Menschheit sich immer wieder emporgearbeitet hat; und indem man ihr diese Wirkung zugesteht, ist sie über aller Philosophie erhaben und bedarf von ihr keine Stütze. Mag die geistige Kultur nun immer fortschreiten, mögen die Naturwissenschaften in immer breiterer Ausdehnung und Tiefe wachsen und der menschliche Geist sich erweitern, wie er will, über die Hoheit und sittliche Kultur, wie es in den Evangelien schimmert und leuchtet, wird es nicht hinauskommen."

Die atheistische, materialistische Philosophie kann gleichgültig bleiben gegen den Verfall und das Verschwinden der Kirche, oder sogar Genugtuung darüber empfinden, weil sie ihr ganz und gar nicht notwendig erscheint, um den Menschen zu lehren, daß die Seele das Resultat seines Körpers ist und daß kein andrer Gott existiert, als die Welt; aber für die Spiritualisten liegt die Sache ganz anders, weil sie niemals vergessen können, daß die Kirche besonders bei den Massen, bei dem Volk, der größte Exponent des Spiritualismus ist, weswegen die Moral unter diesen zerstören soviel bedeutet, wie die Religion zerstören — diese einfache und tiefe Philosophie des Volkes, die allein die Macht besitzt, die tiefen Abgründe der Ungerechtigkeit und des Elends zu verschleiern.

Dies erkannte selbst der Heilige Vater der Anarchie, Joseph Proudhon, an, indem er in seinem Werk: „Confédération et Unité de l'Italie" sagt, „que la réligion est encore pour l'immense majorité des mortels le fondement de la morale, la forteresse des consciences."

Den Papst als geistiges Oberhaupt zu vernichten, ohne die katholische Religion zu vernichten, ist absolut unmöglich für jeden, der weiß, was die Kirche ist, deren Wesen Dante in jener Terzine kennzeichnete:

Avete il vecchio e il nuovo Testamento,

Digitized by Google

E il Pastor della Chiesa che vi guida:
Questi vi basti a vostro salvamento.[1])

Aber das wirkliche Italien hat ein ganz andres Programm. Kirche und Staat können nicht, wie Scialoia gesagt und Giolitti wiederholt hat, zwei Parallelen sein, die sich in die Unendlichkeit verlängern lassen, ohne sich zu berühren, oder wie die beiden Inseln Alcardis, die

„Si guardan sempre e non si toccan mai."[2])

Die Inseln sind nicht aus Nerven und Geist zusammengesetzt, wie die Bevölkerungen, die die Kirche und den Staat bilden: sie sind von Natur unbeweglich, wie die Völker von Natur beweglich und von Leidenschaften erfüllt sind. Daher darf der „Modus vivendi" zwischen Kirche und Staat in Rom nicht in der gegenseitigen Unbeweglichkeit bestehen, sondern darin, daß sie sich einander nähern, ohne zu verschmelzen, und wechselseitig, wenn nicht gemeinsam zum Ideal emporsteigen, dem der Staat für die Gerechtigkeit und die Kirche für das Reich Gottes auf Erden zustrebt.

Den Völkern die größtmögliche Freiheit zu geben, zur Förderung jedes zivilisatorischen Fortschrittes und den Völkern den lebendigsten Glauben zu geben zur Stärkung und Befestigung der erhabensten Ideale, das ist die Aufgabe, die erste des Staates, die zweite der Kirche, die noch immer berufen ist, jene Quellen der Nächstenliebe und der Brüderlichkeit wieder zu erschließen, nach denen die Gesellschaft jederzeit dürstet und vollends das gegenwärtige Jahrhundert, das nicht mit den von der französischen Revolution hervorgerufenen freudigen Gefühlen und Hoffnungen beginnt, wie das vorherige Jahrhundert, sondern mit einer Sorge, einer Niedergeschlagenheit, die beinahe ein Vorzeichen für die schrecklichsten Kriege, die sozialen ist.

Ein amerikanischer protestantischer Schriftsteller, ich glaube Story, hat darüber etwas gesagt, was ich, so wie ich es im Gedächtnis habe, zum Schluß hier wiedergeben will.

„Als ich Rom verließ, hatte sich die Nacht über die Campagna gebreitet, aber das sommerliche Licht spielte noch hell auf den Gipfeln der Albanerberge. Es war wunderbar schön. Der ganze westliche Himmel war von der Flamme erleuchtet, die ihn beleckte, die von einem Gipfel der schweigenden Hügel zum andern sprang, als wenn die Geister der alten Vulkane die Krater wieder besuchten, aus denen die Feuerlava vor vielen Jahrhunderten ins zischende Meer herabgeströmt war. Aber kein Donner war nach dem Blitz zu hören; es war nur eine glänzende Probe himmlischer Pyrotechnik, die mich in den Stand setzte,

---

[1]) Zwei Testamente wurden euch zuteile,
Der Kirche Hirt will euern Führer machen,
Mehr braucht es nicht zu euerm Seelenheile.
(Dante, Göttl. Komödie. III, 5, 76 ff.)
Uebertragung von R. Zoozmann.

[2]) „... die sich immer anschauen und sich niemals berühren."

Digitized by Google

wieder den Anblick des waldigen Hügels drüben zu genießen, dessen steiler Abhang die kühlen und klaren Wasser des Albanersees berührte.

„Es war wie eine nicht unpassende Vision der gegenwärtigen Verhältnisse der katholischen Kirche, in Flammenschrift quer über den Himmel geschrieben, der sich verdunkelte. Ihre Bannflüche sind nur ein Wetterleuchten im Vergleich zu jenen gefürchteten, zischenden und flammenden Pfeilen, die von den Händen der Päpste entsandt wurden, die den Stuhl St. Petri bestiegen und von dort aus den Blitz des Zeus schleuderten."

„Aber wenn auch der Vulkan seit langer Zeit erloschen ist, im tiefsten Innern des mächtigen Kraters liegt, wie das Wasser des Albanersees, ein großer Vorrat von christlicher Liebe und menschlicher Sympathie, der jederzeit benützt werden kann, um den Durst der Welt zu löschen. Die alten Aquädukte sind so kläglich zerstört, wie jene, die das Wasser nach Rom leiteten; aber das Wasser ist immer noch da, und die Aquädukte können wieder hergestellt werden. Ist es nicht der Mühe wert, es zu versuchen?"

Der Einfluß der Staatsformen auf die Entwicklung der Kriegsflotten

Von

Graf Posadowsky-Wehner, Kapitän z. S. a. D.

Aus der Geschichte und der Statistik kann man bekanntlich alles und nichts beweisen, es kommt nur darauf an, wie man die Beispiele wählt und die Zahlen gruppiert. Immerhin wird man aber, wenn man dem Stoff nicht Gewalt antut, in vielen Fragen zu ganz bestimmten Schlüssen gelangen, welche sich herauskristallisieren und deutlich in Erscheinung treten. Nur darf man nicht verlangen, daß die Lehren der Geschichte wie die Theorien in den exakten Wissenschaften allen bekannten Tatsachen gerecht werden, der Einfluß der Imponderabilien auf den Gang der Weltgeschichte ist oft sehr groß und verhindert den Aufbau eines lückenlosen Systems.

Es ist wohl unbestreitbar, daß nur eine starke Regierung, welche von der Tagesströmung unabhängig ist, militärische Machtmittel langerhand vorbereiten und für eine weit ausschauende Politik bereitstellen kann. Als in der französischen Kammer kürzlich über die dreijährige Dienstzeit verhandelt wurde, rief ein radikaler Deputierter der Mehrheit zu: „Wenn Sie eine solche Politik treiben wollen, dann können Sie auch gleich das Königtum wieder herstellen." Der Redner hielt also eine Begünstigung der militaristischen Strömung im Lande für unvereinbar mit den Prinzipien einer demokratischen Republik. Es handelte sich dabei um ein Gesetz, dessen militärische Wirksamkeit sofort in Erscheinung treten sollte,

Digitized by Google

nicht um Maßnahmen, deren Erfolg nur eine langjährige stetige Politik gewährleisten kann. Die Schaffung einer Flotte ist dagegen ein Ziel, welches nur in Dezennien angestrengter Arbeit zu erreichen ist. Mit dem Vorherrschen des technischen Elementes in der Neuzeit sind die Anforderungen, welche an die Ausbildung des Personals und die Herrichtung des Materials gestellt werden müssen, gegen früher noch gestiegen. Eine sprunghafte Entwicklung würde nur zu Rückschlägen führen; man muß damit rechnen, daß erst die nächste Generation die Früchte einer Flottenpolitik ernten kann. Es handelt sich also um Zukunftshoffnungen, für welche man viele Jahre lang schwere Opfer bringen muß. Nur eine starke Regierung kann es wagen, die Gegenwart zugunsten der Zukunft zu belasten, und nur eine Staatsform, welche die Elemente der Stetigkeit und der Tradition in sich birgt, ermöglicht eine vorausblickende zielbewußte Politik. Zu den starken Regierungen in diesem Sinne muß man die Monarchien und die aristokratischen Republiken rechnen, weil sie auf traditioneller Grundlage aufgebaut sind und den Schwankungen der öffentlichen Meinung nicht fortgesetzt Konzessionen zu machen brauchen. Natürlich ist nicht jede Monarchie stark — es kommt auf den Träger der Krone und die überlieferte Stellung des Herrscherhauses an — und nicht jede aristokratische Republik wird mit Erbweisheit verwaltet, da die Gefahr vorliegt, daß einseitige Standesinteressen zu viel Spielraum gewinnen. Wenn man die Geschichte verfolgt, läßt sich aber unschwer erkennen, daß das Hervortreten demokratischer Prinzipien die Flottenpolitik stets ungünstig beeinflußt hat.

Greift man auf das Altertum zurück, dann muß man berücksichtigen, daß in der alten Zeit ein großer Unterschied zwischen dem Kampf zur See und zu Lande nicht bestand. Es war leicht möglich, in kurzer Zeit die Flotten zu bauen und zu bemannen, besondere nautische Kenntnisse wurden von den Besatzungen der Ruderboote nicht verlangt. Daher kommt es auch, daß Staaten wie Rom und Sparta, deren Kraft im Landkrieg wurzelte, in kurzer Zeit mit den alten Seemächten in Wettbewerb treten konnten. Wenn man will, kann man anführen, daß Athen seit der Demokratisierung des Staatswesens seine Uebermacht zur See verloren hat.

Im Mittelalter war die Grenze zwischen Kriegsschiff und Kauffahrer noch nicht scharf gezogen, jedenfalls erforderte aber die Besetzung der Schiffe eine seegewohnte Bevölkerung und der Schiffbau wurde allmählich eine Kunst. Die großen Seestädte des Mittelalters waren aristokratische Republiken, ihre jahrhundertelange Blütezeit verdankten sie ihrem straffen und klugen Regiment. Die Seemacht der Hansa sank, als der Einfluß der führenden Geschlechter auf die Leitung der Geschäfte zurückging. Allerdings haben auch äußere Umstände, deren Wirkung man nicht unterschätzen darf, eine bedeutende Rolle gespielt.

Der Niedergang der holländischen Seemacht im Anfang der Neuzeit ist zum großen Teil auf die Schwäche der Regierungsgewalt gegenüber den festgefügten Staatswesen von England und Frankreich zurückzuführen. Es ist wohl kein Zufall, daß die eifrigsten Förderer der englischen Seemacht, Königin Elisabeth,

Digitized by Google

Cromwell und Wilhelm III. auch eine starke Stellung gegenüber ihren Parlamenten eingenommen haben. Später war die Aufrechterhaltung der englischen Seegeltung nicht mehr von einzelnen Personen abhängig, sie war mit den Lebensinteressen der Nation zu deutlich verknüpft und deshalb dem Parteihader entzogen. Die Beherrschung des Meeres war ein Axiom geworden, es wechselte nur das Maß der Fürsorge, welches der Flotte zugewandt wurde. Die Verwaltung war allerdings durchaus nicht immer auf der Höhe, nur der Mangel eines ebenbürtigen Gegners hat das Land vor schweren Rückschlägen bewahrt. Ob das Hervortreten demokratischer Tendenzen im heutigen England einen Einfluß auf die Marinepolitik ausüben wird, muß die Folgezeit lehren.

Die Schaffung von großen Kriegsflotten, welche dauernd mit festem Berufspersonal in Dienst gehalten wurden oder für welche wenigstens ein Besatzungsstamm bereit stand, ist eine Erscheinung der neueren Zeit. Es erwuchsen dadurch hohe laufende Kosten in Friedenszeiten, deren Berechtigung die großen Massen nur in solchen Ländern erkennen konnten, deren Handelsinteressen direkt von der See abhängig waren. In den Staaten, welche den Wert der Seegeltung nicht dauernd fühlten, vermochte es allein ein starker monarchischer Wille, die Vorbereitungen beizeiten zu treffen, um sich das Instrument für eine künftige maritime und koloniale Ausdehnung zu schaffen. Das zeigt deutlich die Marinegeschichte Frankreichs, Rußlands und Deutschlands. Eine staatsrechtliche Tüftelei, ob Deutschland theoretisch zu den rein monarchischen Gebilden gehört, soll hier vermieden werden.

Unter Ludwig XIV. ist mit Hilfe des genialen Colbert in verhältnismäßig kurzer Zeit eine Flotte entstanden, welche es wagen konnte, die älteren großen Seemächte zum Kampf herauszufordern. Da in dem damaligen Frankreich nur wenig Verständnis für eine überseeische Politik vorhanden war, muß man diesen Erfolg der tatkräftigen zielbewußten Politik des Königtums zuschreiben. Es bleibt sich dabei gleich, wie hoch das Verdienst des Ministers Colbert war, da er nur als Ratgeber seines Königs die Flottenpläne durchführen konnte. Die Gestaltung kolonialer Ausdehnung würde wahrscheinlich ein ganz andres Gesicht erhalten haben, wenn nicht Frankreich ohne greifbaren Erfolg seine Kräfte in kontinentalen Kriegen verzettelt hätte. Und trotzdem hat die königliche Flotte, diese Schöpfung eines absoluten Willens, ein Jahrhundert überdauert. Als das Königtum unter den Schlägen der Revolution zusammenbrach, war die Flotte vielleicht der gesündeste Teil des alten Staatswesens. Es ist die Schuld der Revolution, daß die Flotte in ganz kurzer Zeit verkam, denn die radikalen Machthaber verjagten die erfahrenen Offiziere und zerstörten die Disziplin der Besatzungen. Die Folgen traten bald zutage und wirkten noch lange nach. Trotz der großen Anstrengungen Napoleons war es nicht möglich, die Seerüstung den Erfordernissen der Politik entsprechend zu verstärken, da man vielleicht Armeen, aber bestimmt nicht Flotten aus dem Boden stampfen kann. Es fehlte an Männern und den vorhandenen Männern fehlte es an Erfahrung. Wie wenig die Lehren der Geschichte beherzigt werden, kann man daraus ersehen, daß auch

Digitized by Google

die jetzige Republik in den Fehler verfallen ist, lange Zeit die Flotte zu vernachlässigen, obwohl Frankreich bewußt Kolonialpolitik trieb. Unter der Aera Pelletan war man wieder drauf und dran, nicht nur die Stärke der Flotte, sondern auch die Disziplin der Besatzungen zu erschüttern.

Was ein rücksichtsloser Wille vermag, sieht man an dem raschen Aufkommen der russischen Seemacht unter Peter dem Großen. Der Zar hat sein Volk an und auf die See geführt, und seiner Tätigkeit ist die Stellung Rußlands an der Ostsee und am Schwarzen Meer zu verdanken. Abgesehen von den Schwierigkeiten, welche in technischer Hinsicht vorlagen, ist auch bei der Beurteilung dieser Leistung zu berücksichtigen, daß der Russe bodenständig ist und sich für den Seedienst von Natur wenig eignet. In neuester Zeit war Nikolaus II. bestrebt, die Flotte zu vergrößern und die russische Seemacht in Ostasien fest zu begründen. Der Erfolg hat gegen ihn entschieden, damit ist aber noch nicht gesagt, daß seine Politik falsch war. Der Krieg brach vorzeitig aus und die russische Flotte hat infolge verschiedener ungünstiger Verhältnisse nicht das geleistet, was man von ihr hätte erwarten können. Ob das russische Reich den großen Aufgaben im Osten gewachsen war, ist schwer zu entscheiden, jedenfalls ließ sich dort aber nur eine aussichtsreiche Politik mit Hilfe einer starken Flotte verfolgen.

Während man über den Wert einer großen Flotte für Rußland verschiedener Ansicht sein kann, werden die Vereinigten Staaten von Amerika durch die natürlichen Bedingungen auf eine Ausgestaltung ihrer Seemacht hingedrängt. Obwohl die geographische Lage auf die Seegeltung in zwei Ozeanen hinwies und die politische Stellung eine achtunggebietende Flotte erforderte, hat die demokratische Republik lange gezögert, ehe sie sich zu einer tatkräftigen Marinepolitik entschloß. Es ist der langen Aufklärungsarbeit historisch gebildeter Schriftsteller zu verdanken, daß man endlich eine Reorganisation der lange vernachlässigten Flotte in Angriff nahm. Die Bewegung, welche in Deutschland zugunsten einer stärkeren Flotte einsetzte, hat wohl auch eine anspornende Wirkung ausgeübt. Fraglos waren die innern politischen Verhältnisse daran schuld, daß der Sinn für die Erfordernisse einer starken Marinepolitik erst spät erwachte. Fast wäre es zu spät gewesen, denn die Vereinigten Staaten haben es nur ihrem Gegner zu verdanken, daß sich die Unterlassungssünden im Spanisch-Amerikanischen Kriege nicht bitter gerächt haben. In neuerer Zeit macht sich wieder ein Schwanken auf der eingeschlagenen Bahn bemerkbar. Die rege Bautätigkeit, welche man mehrere Jahre hindurch entfaltet hatte, ist eingeschränkt worden, und man gewinnt den Eindruck, daß die weitgesteckten Ziele einer großzügigen Politik, welche Jahre hindurch verfolgt wurden, möglicherweise wieder aufgegeben werden könnten. Der Wechsel in den leitenden Personen scheint auch einen Wechsel im System zur Folge zu haben, doch handelt es sich hierbei wohl nicht um ausgesprochene Parteifragen, da sich die Anzeichen einer veränderten Haltung schon während der letzten Präsidentschaft bemerkbar machten.

Ein klassisches Beispiel für den Einfluß monarchischer Staatsformen auf die Entwicklung der Flotte ist Deutschland. Wer offenen Auges die Entstehung

Digitized by Google

der deutschen Flotte verfolgt hat, kann nicht im Zweifel darüber sein, daß wir ohne die persönliche Initiative des Kaisers keine nennenswerte Flotte besitzen würden. Es zeigt sich darin die Richtigkeit des Wortes, daß „Völker langsam marschieren", daß es nur dem einzelnen gegeben ist, mit weitem Blick die großen Aufgaben der Zukunft zu erfassen. Man könnte einwenden, daß die nationale Bewegung in der Mitte des vorigen Jahrhunderts nach langer Ohnmacht zur See den Gedanken einer deutschen Flotte zuerst wachgerufen hat. Es handelte sich damals aber um ganz anders geartete, eng begrenzte Ziele, und der klägliche Abschluß dieser kurzen Episode zeigte nur zu deutlich, daß die Organisation einer Flotte ohne den Rückhalt einer starken Regierungsgewalt ein Unding war. Schließlich kommt es auch nicht auf den Gedanken, sondern auf die Tat an.

Auf die Schaffung der kaiserlichen Flotte näher einzugehen, ist unnötig, da dank einer zielbewußten Aufklärung jeder Schuljunge die Entwicklung kennt. Wohl zum erstenmal in der Geschichte ist der Versuch gemacht worden, den Bestand der Flotte gesetzlich festzulegen. Jedes Gesetz kann und muß natürlich geändert werden, wenn die Lebensbedingungen der Nation einen Wechsel gebieterisch fordern, das Flottengesetz verhindert aber immerhin, daß vorübergehende Tagesströmungen den Ausbau der Seemacht gefährden. Und das ist gut so, denn es läßt sich nicht leugnen, daß sich zurzeit ein Stillstand in der Flottenbewegung bemerkbar macht. Schuld daran sind die zweifellos berechtigten hohen Forderungen für das Heer und die Hoffnungen, welche man auf die Entwicklung des Flugwesens setzt. Die Entwicklungsmöglichkeiten der Flugtechnik sollen nicht bestritten werden, die praktische Leistungsfähigkeit zurzeit darf aber nicht überschätzt werden. Es ist ferner leider Tatsache, daß man an manchen Stellen aus Opportunitätsgründen der augenblicklichen äußern Politik das Abflauen des Flottengedankens nicht ungern sieht. Da liegt eine große Gefahr, es ist falsche Politik, wenn man den Forderungen des Tages zuliebe die Anforderungen der Zukunft vernachlässigt. Es wäre schwachmütig, wenn man auf halber Höhe stehen bleiben wollte, nachdem der gefährlichste Teil des Weges überwunden ist. Die Weltgeschichte eröffnet einem Volke nur selten die Aussicht auf den Pfad, der zu den Höhen führt. Wenn Völker auch langsam marschieren, dürfen sie doch nicht rasten noch ruhen, sie müssen stetig vorwärts gehen, sonst wird das Ziel niemals erreicht.

Digitized by Google

Ueber das Ideal des ewigen Friedens und des Krieges

Von

Fredrik Bajer,

Ehrenpräsident des Internationalen Friedensbureaus in Bern

Ueber dieses Thema wünschen Sie einen Artikel von mir. Aber das Ideal des Krieges kenne ich nicht. Entspricht es vielleicht dem, was ich in meiner Jugend als Offizier (1856 bis 1865) auf der Kommandoschule den jungen Unteroffizieren lehrte: das Ziel des Krieges ist der Friede, — das ist: den Krieg so schnell wie möglich zu beendigen, damit der Friede geschlossen werden kann. Das Ideal des Krieges wäre also: sich selbst zu vernichten[1]) — paradox?!

Gilt das für jeden einzelnen Krieg, so werden doch gewiß die Militaristen bestreiten, daß es für den Krieg im allgemeinen gilt. War nicht auch der Feldmarschall Graf Moltke der Meinung, daß Kriege gewissermaßen wie Gewitter reinigend auf die politische Atmosphäre einwirken? — „Wie Gewitter!" — Gewitter macht man doch nicht — ebensowenig wie man große nationale Unglücke hervorzubringen sucht, auch wenn sie reinigend einwirken.

Vergebens suche ich also das Ideal des Krieges. Was aber das Ideal „des ewigen Friedens" betrifft, hat meiner Meinung nach der große deutsche Denker Immanuel Kant schon 1795 dieses so bezeichnet, daß die wahren Friedensfreunde unsrer Zeit es heute noch anerkennen müssen. „Da die Vernunft, vom Throne der höchsten moralisch gesetzgebenden Gewalt herab, den Krieg schlechterdings verdammt, den Friedenszustand dagegen zur unmittelbaren Pflicht macht, welcher doch, ohne einen Vertrag der Völker unter sich, nicht gestiftet oder gesichert werden kann, so muß es einen Bund von besonderer Art geben, den man den Friedensbund (Foedus pacificum) nennen kann, der vom Friedensvertrag (Pactum pacis) darin unterschieden sein würde, daß dieser bloß einen Krieg, jener aber alle Kriege auf immer zu endigen suchte."[2])

Wie weit hat sich nun seit 1795 die Welt diesem Ideal genähert?

Bevor wir diese Frage zu beantworten suchen, wollen wir eine andre aufstellen:

Wie ist die Friedensbewegung seit Kant vorgeschritten?

Erst zehn bis zwölf Jahre nach Kants Tod wurden die ersten Friedensgesellschaften gestiftet.

---

[1]) Meine „Livserindringer" (Lebenserinnerungen). Jul. Gjellerups Verlag, Kopenhagen 1909/10, S. 415.

[2]) Kant, Zum ewigen Frieden, 1795. Zweiter Abschnitt. Zweiter definitiver Artikel zum ewigen Frieden: Das Völkerrecht soll auf einem Föderalismus freier Staaten gegründet sein.

Digitized by Google

1843 fand der erste internationale Friedenskongreß statt. Seit 1889 werden sie — soweit möglich — jährlich abgehalten.

1889 tagte die erste interparlamentarische Konferenz und 1899 die erste intergouvernementale Friedenskonferenz.

Man merke sich die Steigerung: Nation — Parlament — Gouvernement. Auf deutsch: Volk — Reichstag — Regierung! Das neutrale lateinische Wort inter drückt aus, wie die Völker ihre Vertreter in den Reichstagen und die Regierungen sich miteinander beraten, um den Weltfrieden soweit wie möglich zu sichern.

Wenn die Friedensbewegung weiterschreitet, was ist dann die nächste Stufe?

Nach der intergouvernementalen Konferenz, meinen einige Friedensfreunde, mögen Zusammenkünfte von Staatsoberhäuptern kommen.

Aber die Staatsoberhäupter sind in konstitutionellen Staaten nicht verantwortlich. Verantwortlichkeit und Macht lassen sich nicht scheiden. Die verantwortlichen Minister der verschiedenen Staaten sollten sich ab und zu versammeln.

„Ambassadeurkonferenzen" sind allzu schwach. Wenn man auch die Gesandten „Plénipotentiaires" nennt, müssen sie doch immer wieder und wieder von ihren „Supérieurs", den Ministern der auswärtigen Angelegenheiten in der Heimat, Instruktionen einholen. Diese Minister sollten daher selbst sich versammeln. Können sie ihren Posten nicht verlassen, so müssen andre verantwortliche Minister — „Sans portefeuille" — oder lieber besondere „Friedensminister" an den internationalen Ministerkonferenzen teilnehmen.

Diese Konferenzen sollten jährlich abgehalten werden. Bisher sind solche diplomatische Konferenzen nur einberufen worden, wenn eine politische Frage schon so verwickelt war, daß sie sehr schwer zu lösen war. So verwickelt kann sie sein, daß sie wie ein gordischer Knoten nur mit dem Schwerte gelöst werden kann. Aber dann hat die Diplomatie Bankerott gemacht. Nein, in ruhigeren Zeiten müssen internationale Ministerkonferenzen stattfinden.[1]) Da müssen die Fragen verhandelt werden, die zwar Kriegsursachen werden können, aber rechtzeitig behandelt, gefahrlos sich lösen lassen. Ein solches Verfahren ist Hygiene statt Chirurgie.

„Friedensministerkonferenzen" könnte man diese Zusammenkünfte also nennen. Aber wer soll die Ehre haben, zu der ersten solchen Konferenz einzuladen? Ein Staatsoberhaupt muß es wohl sein. Der russische Kaiser ergriff die Initiative zu der ersten Haager Friedenskonferenz 1899, die den Keim der internationalen Legislative schuf. Will ein andrer Kaiser den Keim der internationalen Exekutive schaffen, indem er verantwortliche Minister aller zivilisierten Staaten einladet, sich in seiner Hauptstadt zu versammeln, um da die erste „Friedensminister-

---

[1]) Damit ist nicht ausgeschlossen, daß außerordentliche Konferenzen einberufen werden, wenn etwas eintritt, was man nicht auf den ordentlichen hat voraussehen können.

Digitized by Google

konferenz" abzuhalten? Ich frage nur: Hat meine Frage größeres Gewicht, wenn sie in einer deutschen Zeitschrift gestellt wird?

Jetzt können wir beurteilen, wie weit die Friedensbewegung fortgeschritten ist und was noch fehlt.

In den interparlamentarischen Konferenzen finden wir den Keim des Weltparlaments, — es gilt nur den Keim so zu pflegen, daß er nicht vernichtet wird.

Die intergouvernementalen Haager Friedenskonferenzen, die den Keim eines Welttribunals geschaffen haben, können sich vielleicht zu einem „Oberhaus" des Weltparlaments entwickeln. Auch ist es möglich, daß sie verschwinden; denn solche Diplomatenkonferenzen braucht man wohl nicht mehr, wenn Konferenzen von verantwortlichen Ministern ins Leben treten.

Solche „Friedensministerkonferenzen" — das ist es eben, was in der näheren Zukunft noch fehlt.

Damit ist ganz gewiß „das Ideal des ewigen Friedens" nicht erreicht Ideale werden überhaupt nicht erreicht. Das liegt im Begriff des Wortes.

Aber die Richtung gegen das Ideal ist damit gegeben.

Die Friedensministerkonferenzen könnten sich nämlich so entwickeln, daß sie einen festen Kern bilden, eine Art Exekutivkomitee. Ebenso wie z. B. die interparlamentarischen Konferenzen. Daraus wird sich schließlich der Keim einer internationalen ausführenden Gewalt bilden. Und damit ist die Grundlage eines allgemeinen Rechtszustandes gegeben.

Mit folgenden Worten schließt Kant sein ewig junges Büchlein „Zum ewigen Frieden" (von 1795):

„Wenn es Pflicht, wenn zugleich gegründete Hoffnung da ist, den Zustand eines öffentlichen Rechts, obgleich nur in einer ins Unendliche fortschreitenden Annäherung, wirklich zu machen, so ist der ewige Friede, der auf die bisher fälschlich sog. Friedensschlüsse (eigentlich Waffenstillstande) folgt, keine leere Idee, sondern eine Aufgabe, die, nach und nach aufgelöst, ihrem Ziele (weil die Zeiten, in denen gleiche Fortschritte geschehen, hoffentlich immer kürzer werden) beständig näherkommt."

Die Bevölkerungsfrage

Von

Prof. Dr. Hugo Ribbert (Bonn)

Der Rückgang der Geburtenziffer fängt auch bei uns an in weiteren Kreisen beunruhigend zu wirken. In Frankreich ist er schon so groß geworden, daß man fürchten muß, die Zahl derer, die im Lande geboren werden, könnte nicht mehr ausreichen, um die Friedensstärke der Landarmee auf der Höhe zu erhalten, geschweige denn zu steigern, und die Vergrößerung der Flotte werde an der Unmöglichkeit scheitern, die für die Besatzung der Schiffe erforderlichen

Digitized by Google

Mannschaften herbeizuschaffen. Derartige verhängnisvolle weitgehende Folgen haben wir zunächst noch nicht zu fürchten, aber man denkt mit Sorge daran, daß es auch bei uns einmal so weit kommen könnte.

Wäre nun der Rückgang bei allen Völkern der gleiche, so würde das bisherige Stärkeverhältnis erhalten bleiben und wir ständen auch in Zukunft insbesondere Frankreich gegenüber nicht schlechter als bisher. Aber wir müssen auch mit den anderen Völkern rechnen, und bei ihnen ist die Abnahme der Geburten teils noch nicht so deutlich, teils überhaupt nicht vorhanden. Wir würden also von ihnen, vor allen von den Slawen, soweit es sich lediglich um die Zahlen handelt, immer mehr überflügelt werden.

Da ist es denn begreiflich, daß man versucht, die Gründe für den Rückgang ausfindig zu machen, um durch deren Bekämpfung das Verhängnis, dem man entgegenzutreiben glaubt, abzuwenden.

Wenn man nun fragt, weshalb die Geburten sich vermindern, so hält man zweierlei nicht immer genügend auseinander, einmal nämlich die Mittel, die angewendet werden, um eine Beschränkung der Kinderzahl herbeizuführen, und andrerseits die Gründe, die für die Eltern bestimmend sind, die Mittel anzuwenden. Diese Unterscheidung aber ist selbstverständlich und notwendig. Denn auch wenn man die Benutzung aller jener Mittel ausschließen könnte, was aber völlig unmöglich ist, dann hätte man damit das Wesen der Erscheinung keineswegs getroffen. Die Wege, auf denen man das Ziel zu erreichen sucht, sind unabhängig von den Gründen, die für diese Bestrebungen in Betracht kommen. Man kann freilich zugeben, daß die allgemeine Zugänglichkeit der käuflichen antikonzeptionellen Mittel die Beschränkung der Kinderzahl erleichtert, aber wenn man sie nicht zur Verfügung hätte, würde man andre Wege einschlagen. Man bleibt daher an der Oberfläche, wenn man glaubt, etwas Nennenswertes dadurch erreichen zu können, daß man jene Mittel vom öffentlichen Verkaufe ausschließt und nur dem Arzte in die Hand gibt.

Der Grund der Geburtenabnahme ist in erster Linie der Wunsch der Eltern, keine oder nur wenige Kinder zu bekommen. Weil sie das wünschen, weil sie die Zahl der Nachkommen beschränken wollen, wenden sie diese oder jene Mittel an. Das ist an sich nichts Neues, es war in gewissem Umfange immer so und wird immer so bleiben, aber die größere Ausdehnung, in der es sich zurzeit geltend macht, fällt beunruhigend auf.

Wodurch aber wird nun der Wille zur Geburtenverminderung ausgelöst und geleitet? Durch mancherlei Umstände, unter denen wir zunächst solchen begegnen, die wir ganz oder teilweise anerkennen können, die an sich freilich von jeher beachtet wurden, die aber erst neuerdings zu größerer Wirksamkeit gelangten, weil die Menschen sich infolge weiterer Verbreitung medizinisch-naturwissenschaftlicher Anschauungen häufiger als früher die Frage vorlegten, inwieweit sie selbst zur Elternschaft und zur Erzeugung brauchbarer Nachkommen geeignet seien. Diese an sich berechtigte Ueberlegung wird dann zur Kinderbeschränkung oder Kinderlosigkeit führen, wenn die Eltern nicht gesund genug

Digitized by Google

sind oder zu sein glauben, um kräftige normale Nachkommen frei von erblichen Krankheiten zu gewinnen oder wenn sie fürchten müssen, daß zwar die Kinder nicht von vorneherein krank sind, daß sie selbst aber wegen zu frühen Todes oder dauernder schwerer Erkrankung unfähig sein werden, sie aufzuziehen. Die Ueberlegung wird sich aber auch auf die Fälle erstrecken, in denen die Frau nicht imstande ist oder zu sein glaubt, ohne eigne Lebensgefahr Kinder zu gebären. Und in ärmlichen Verhältnissen ist ferner die Sorge maßgebend, daß zahlreiche Kinder nicht ausreichend ernährt werden könnten, daß sie sich deshalb nur mangelhaft entwickeln und teilweise früh zugrunde gehen würden.

Ueber alle diese Veranlassungen zur Geburtenverminderung läßt sich diskutieren, wenn auch vielleicht manche Selbsttäuschung der Eltern über ihre Tauglichkeit und über die Aussichten der Nachkommen unterläuft und die Herabsetzung der Kinderzahl nicht immer berechtigt ist. Unter ihnen aber hat heute eine etwaige mangelhafte körperliche und psychische Beschaffenheit, die, wie wir weiter sehen werden, von besonderer Bedeutung ist, noch nicht wesentlich mehr Einfluß auf die Zahl der Geburten, als es früher schon der Fall war. Einen weit größeren Anteil haben die wirtschaftlichen Verhältnisse, aber keineswegs besonders in den Kreisen, in denen wirkliche Armut herrscht oder in denen die Mittel sehr knapp sind, sondern weit mehr in den Ehen, in denen bei einiger Einschränkung sehr wohl mehr Kinder aufgezogen werden könnten, in denen es aber nicht geschieht, weil die Eltern ein bequemeres Leben haben wollen, als es ihnen bei zahlreichen Nachkommen beschieden sein würde. Diese Rücksicht aber kommt auch ohne oder wenigstens ohne berechtigte pekuniäre Sorgen noch mehr in Betracht bei den wohlhabenden Familien, in denen die Verminderung der Geburten überhaupt zuerst eingesetzt hat. Die Frauen wollen die Unbequemlichkeiten der Schwangerschaft und der Geburt, beide Eltern die Lasten und die Kosten der Kindererziehung vermeiden. Sie wollen in ihren vielfach übermäßig hohen Ansprüchen an das Leben nicht eingeengt, die Frauen, — hier spielt die Frauenbewegung mit hinein — die einen Beruf haben und ihn auch in der Ehe ausüben zu müssen glauben, wollen in ihm durch Kinder nicht gestört sein. Die Eltern wollen ferner, daß auch ihre Nachkommen es dadurch bequemer haben, daß Ausgaben und Vermögen sich auf wenige statt auf viele verteilen. Man darf sagen, daß alle diese Rücksichten heute, da der Geburtennachlaß noch vorwiegend die gut oder wenigstens die nicht schlecht gestellten Klassen betrifft, die bei weitem überwiegende Rolle spielen. Aber sie stehen nicht hoch im Werte. Um äußerer Bequemlichkeiten willen die Aufgaben der Ehe vernachlässigen, ist das Zeichen eines Mangels an ethischem Empfinden, an Energie, einer Verweichlichung oder einer Minderwertigkeit, die an Entartung grenzt oder gar schon mit ihr identisch ist. Ich meine hier die psychische Entartung, nicht eine körperliche. Denn diese, die man wohl auch hier und da verantwortlich zu machen versucht hat, kommt, wenn überhaupt, so doch nicht nennenswert, in Betracht. Die physiologische Fähigkeit der Frauen, Kinder zu gebären, ist heute nicht oder doch nicht sicher nachweisbar geringer als früher. Es ist allein die

Digitized by Google

psychische Schwäche, die jenen Geburtenrückgang, den wir allein für unberechtigt halten und bekämpfen müssen, begreiflich macht. Hier den Hebel anzusetzen, ist Aufgabe des Staates und der Gesellschaft. Gesunde, körperlich und geistig gesunde Eltern dadurch zu gewinnen, daß wir für eine möglichst vollkommene Aufzucht unsrer Nachkommen sorgen, das ist das Ziel, dem wir nachstreben müssen, wenn wir wieder kinderreichere Ehen haben wollen. Dahin werden wir gelangen, wenn wir die heute durchschnittlich viel zu weit gehenden Ansprüche an die äußeren Existenzverhältnisse zurückweisen, wenn wir die Kinder lehren, das Leben ernster zu nehmen und eine Verweichlichung zu vermeiden, die eine Abnahme der psychischen Energie mit sich bringt. Nur auf diesem Wege werden wir weiterkommen. Damit werden freilich die nicht zufrieden sein, die im Handumdrehen auf dem Wege der Gesetzgebung Abhilfe schaffen wollen. Hier gilt es Geduld haben. Mit Ueberstürzung und Gewalt läßt sich da nichts ausrichten, und nur daran könnte man denken, daß in den Fällen, in denen pekuniäre Gesichtspunkte eine Rolle spielen, mit staatlicher Unterstützung etwas zu erreichen wäre. Aber nennenswert wird sich dadurch der Geburtenrückgang nicht vermindern lassen. Denn in den Fällen, die seine zurzeit bedenkenerregende Zunahme verschulden, ist die Bequemlichkeit der Eltern in erster Linie maßgebend. Erst wenn es uns gelungen sein wird, diese Rücksicht wieder in den Hintergrund treten zu lassen, wird die Zahl der Geburten von selbst wieder steigen. Körperlich und geistig gesunde Eltern werden gar nicht daran denken, die Zahl der Kinder auf ein Minimum herabzudrücken. Sie werden auch wieder Motiven zugängig sein, die in der Rücksicht auf die Gesamtheit gegeben und zurzeit besonders bei den Polen maßgebend sind. Denn diese sind ungewöhnlich fruchtbar in der ausgesprochenen Absicht, die Zahl ihrer Stammesangehörigen nach Möglichkeit zu steigern.

So sind wir auf die Zukunft angewiesen und werden heute an dem Geburtenrückgang noch nicht viel ändern können. Glücklicherweise ist er noch nicht sehr beträchtlich, weil der größere Teil des Volkes den Bequemlichkeitsstandpunkt noch nicht zu dem seinigen gemacht hat. Würde es so bleiben, so wäre die Gefahr einer Abnahme der Wehrkraft nur gering. Mit dem gegen früher etwas verminderten aber doch noch vorhandenen Geburtenüberschuß würde Deutschland seine Armee auf der Höhe erhalten und auch noch steigern können. In der Tat geht die Sorge auch mehr auf die Zukunft als auf die Gegenwart, also daraufhin, daß die Zahl der Kinder noch mehr abnehmen könnte. Diesem Bedenken gegenüber verlangt man nun, daß sofort alles geschehen müsse, um die Geburten sich nicht weiter vermindern, sondern wieder zunehmen zu lassen. Und wenn man sieht, daß der Bequemlichkeitsstandpunkt nicht so schnell überwunden werden kann, dann wird man fordern, daß alles daran gesetzt wird, um seine weitere Ausbreitung zu verhüten, und man wird wünschen, daß die von ihm noch nicht ergriffenen Kreise wie bisher möglichst viel Kinder erzeugen oder ihre Leistungen in dieser Richtung noch steigern. Ist das nun eine richtige Auffassung? Ist es wirklich anzuraten, daß alle Eltern ohne Rücksicht auf die

Digitized by Google

in ihnen gelegenen Bedingungen, man möchte sagen ohne Ueberlegung möglichst viele Kinder in die Welt setzen? Wenn man diese Frage bejaht, dann vergißt man oder man hat es nie gewußt, daß es mancherlei Gründe gibt, die eine Beschränkung der Kinderzahl auch in sehr zahlreichen Familien dringend geboten erscheinen lassen, in denen sie heute noch nicht in Betracht gezogen wird. Wir wiesen oben schon darauf hin, daß Gesundheitsrücksichten hier und da für den Geburtenrückgang maßgebend sind. Aber was in dieser Hinsicht einzelne Eltern aus eignem Antriebe und wohl nicht immer mit richtiger Ueberlegung tun, das reicht nicht entfernt hin. Es gibt sehr viele Menschen, bei denen diese Motive eine Rolle spielen sollten, denen aber die erforderliche Einsicht fehlt und die deshalb an die Gefahr einer schlechten Nachkommenschaft gar nicht denken. Eben deshalb werden heute noch außerordentlich viele Kinder geboren, die besser das Licht der Welt nicht erblickt hätten.

Diese Anschauungen werden vielleicht bei denen Erstaunen oder gar Entsetzen hervorrufen, die der Meinung sind, daß man dem Geburtenrückgang mit allen Mitteln entgegentreten müsse. Soll denn, so fragen sie, die ohnehin schon sinkende Zahl der Kinder noch mehr und nun gar unter Zustimmung der Gesellschaft und des Staates vermindert werden? Aber wer über diese Fragen schon ein wenig nachgedacht hat, wird an ihrer Erörterung noch keinen Anstoß nehmen. Oder will man es wirklich verantworten, daß zum Beispiel tuberkulöse Eltern möglichst viele, ebenfalls tuberkulöse Kinder erzeugen, daß sie also, wie man es irrtümlich auszudrücken pflegt, ihre Krankheit auf eine große Zahl von Nachkommen vererben? Wäre durch eine so erzielte Zunahme der Geburten den Gefahren, denen man entgegentreten will, irgendwie abgeholfen? Gewiß nicht. Tuberkulöse Individuen gehen zum großen Teil früh zugrunde. Wenn sie aber länger am Leben bleiben, sind sie nicht fähig, sich so zu betätigen, wie der Staat es von seinen Bürgern erwartet.

Nun ist aber die sogenannte Vererbung der Tuberkulose bekanntlich eine überaus häufige Erscheinung, wenn auch nicht im strengen Sinne. Denn die Tuberkulose als solche, d. h. also die durch Tuberkelbazillen bei den Eltern hervorgerufene Erkrankung wird überhaupt nicht vererbt, sie entsteht bei den Kindern immer wieder aufs neue durch Bazillen, die in sie nach der Geburt eindrangen oder schon vor ihr in ihnen vorhanden und von der Mutter auf sie übergegangen waren (s. hierüber wie über manche andre hier berührte Fragen mein Buch, „Die Bedeutung der Krankheiten für die Entwicklung der Menschheit", Bonn 1912). Was sich vererbt, das ist allein die Beschaffenheit des elterlichen Körpers, die den Tuberkelbazillen das Wachstum erleichtert, es ist die sogenannte Disposition zur Tuberkulose. Aber das macht natürlich für diese Frage keinen Unterschied. Denn die Disposition ist eine wichtige Bedingung für das Zustandekommen der Tuberkulose. Wenn das disponierte Kind Tuberkelbazillen aufnimmt, dann erkrankt es schwer, während ein nicht empfängliches die Infektion überwindet.

Nun stellen freilich viele das Vorhandensein und die Vererbung der Dis-

Digitized by Google

position in Abrede. Sie sind der Meinung, daß die Erkrankung der Kinder nur dadurch zustande kommt, daß ihnen bei der Pflege durch die tuberkulösen Eltern, weil diese mit dem Auswurf andauernd Bazillen entleeren, weit häufiger und ausgiebiger als Kindern gesunder Eltern Gelegenheit geboten ist, sich mit diesen in den Staub und in die Nahrung gelangenden Bazillen zu infizieren. Wir wollen hier nicht untersuchen, welche Berechtigung dieser Auffassung zukommt, aber auch wenn man sie in vollem Umfang anerkennt, wird man nicht den Wunsch hegen dürfen, daß den tuberkulösen Eltern möglichst viele Kinder geboren werden. Denn ob die Nachkommen auf Grund einer Disposition oder lediglich infolge intensiver Infektion schwer erkranken, das ist für unsre Frage zunächst und so lange ohne durchgreifende Bedeutung, als die Kinder in ständigem Verkehr mit ihren Eltern aufwachsen. Nur wenn man sie sofort nach der Geburt aus der kranken Umgebung entfernte und in gesunden Verhältnissen aufwachsen ließe, könnte man die Gefahr der Infektion abwenden, aber dann hätte die Erzeugung von Kindern durch tuberkulöse Eltern immerhin noch das Bedenken, daß die Bazillen, wenn auch nur in dem kleineren Teil der Fälle, schon vor der Geburt in den kindlichen Organismus hineingelangt sein könnten. Daß man aber durch jene Isolierung der Kinder die Tuberkulose wirklich zu verhindern vermag, wissen wir aus Versuchen, die in dieser Absicht angestellt wurden. Doch wird sich die Trennung in vollem Umfange wohl niemals, jedenfalls aber heute noch nicht durchführen lassen, und so bleibt, wie die Verhältnisse liegen, nur die Möglichkeit einer zurzeit noch kaum geübten Beschränkung der Kinderzahl durch offenkundig tuberkulöse Eltern.

Aehnlich wie bei der Tuberkulose liegen die Verhältnisse bei den psychischen Störungen, dem Idiotismus, den epileptischen Störungen, den ethischen Minderwertigkeiten, den Verbrechern u. a. Auch hier wird niemand eine möglichst große Zahl von Kindern wünschen wollen. Je weniger geboren werden, um so besser ist es. Denn alle diese psychischen Krankheiten sind erblich. Und auch, wenn man das nicht in allen Fällen in vollem Umfange gelten lassen will, so würde doch auch hier, wenigstens bei den ethischen Defekten, die Gefahr einer psychischen Infektion der Kinder durch die Eltern in ähnlichem Sinne naheliegen, wie es bei der Tuberkulose mit der Bazilleninfektion der Fall ist.

Ueber die Notwendigkeit einer Beschränkung der Kinderzahl oder vielmehr einer völligen Kinderlosigkeit bei den geisteskranken Eltern sind denn auch die wissenschaftlichen Kreise einig, die sich mit diesen Fragen eingehend beschäftigen und ihr Arbeitsgebiet unter der Bezeichnung „Rassenhygiene" abgegrenzt haben. Und manche amerikanische Staaten sind schon auf dem Wege der Gesetzgebung vorgegangen und haben die Ehen derartig erkrankter Individuen verboten.

Dieselben Gesichtspunkte gelten aber auch für die Ehen der Alkoholiker mit ihren sehr häufig körperlich und geistig minderwertigen und oft epileptischen Kindern, für die mit Syphilis infizierten und nicht ausreichend behandelten Individuen und für manche andre, zahlenmäßig weniger bedeutsame Fälle.

Wenn wir bei allen diesen Gruppen kranker Menschen eine Nachkommen-

Digitized by Google

schaft nicht wünschen, so tun wir es, weil wir neben dem Maßstabe der Zahl vor allem auch den der Qualität in Betracht ziehen, an den man bei Beurteilung des Geburtenrückgangs viel zu wenig zu denken pflegt. In manchen Auseinandersetzungen ist von ihm überhaupt nicht die Rede. Und doch ist er von der größten Wichtigkeit, er darf unter keinen Umständen vernachlässigt werden. Denn von den schlechten und kranken Nachkommen hat die Menschheit ganz überwiegend großen Schaden und nur ausnahmsweise einmal neben dem Nachteil auch Nutzen zu erwarten.

Nun könnte man vielleicht einwenden, es ließe sich doch nicht mit aller Bestimmtheit voraussehen, ob die Kinder kranker Eltern wirklich auch alle krank werden würden. Es wäre doch möglich, daß neben abnormen auch gesunde geboren würden, die bei völliger Kinderlosigkeit auch mit fortfielen. Aber man wird selbstverständlich nur da eingreifen, wo die Gefahr einer schlechten Nachkommenschaft auf der Hand liegt. Und wenn man wirklich annehmen müßte, daß auch dann das eine oder andre gute Element ungeboren bliebe, so hätte das gegenüber der Gesamtzahl der nicht erzeugten kranken Individuen nichts zu bedeuten.

Aber man wird vielleicht weiter einwenden, daß, wenn man es ruhig darauf ankommen ließe und generell ohne besondere Unterscheidung eine zunehmende Kinderzahl forderte, damit doch in der Gesamtzahl unter allen Umständen auch die absolute Menge der guten Elemente steigen würde, und dann hätten wir, was wir brauchten. Das wäre ja freilich zahlenmäßig richtig, aber mit der Zunahme der ganzen Bevölkerung stiege eben doch auch die Zahl der Kranken. Und nun bedenke man, welche Hemmung diese schlechten Elemente für die Gesamtheit bedeuten. Man halte sich die zusammengenommen ungeheuren Kosten vor Augen, die von den kranken Kindern erfordert und die so oft völlig vergeblich gebracht werden. Denn die Individuen sterben zum großen Teil vor dem arbeitsfähigen Alter, in dem sie vielleicht zum Teil noch etwas hätten leisten können. Man denke ferner daran, wie unendlich viele Menschen, die erblich krank sind, während ihres ganzen Lebens auf Kosten der Allgemeinheit verpflegt werden, wie viele Krankenhäuser, Gefängnisse, Pflegeanstalten für sie gebaut und unterhalten werden müssen, und wieviel Personal ihre Versorgung erfordert usw. Man vergesse auch nicht, welchen Schaden minderwertige, geisteskranke, verbrecherische, dem Alkohol ergebene Individuen, auch abgesehen von den pekuniären Gesichtspunkten, ihren Mitmenschen zufügen. Wenn wir aber auch von allen diesen besonderen Nachteilen absehen und nur die Kosten berechnen wollen, die uns die Aufzucht, die Pflege, die Existenz der kranken und minderwertigen Menschen verursacht, deren Geburt besser unterblieben wäre, und wenn wir uns vorstellen, daß alle diese Ausgaben nicht nötig wären, wenn die kranken Individuen nicht existierten, daß wir sie also im Interesse der Gesamtheit verwerten könnten, dann wäre die Frage nach der Aufbringung der für die Erhöhung der Machtstellung des Vaterlandes erforderlichen Mittel, die uns jetzt so viele Schwierigkeiten macht, auf einfache Weise gelöst.

Digitized by Google

So ist also die Einschränkung der Kinderzahl oder die Kinderlosigkeit in den Ehen, die nach wohlerwogener Voraussicht keine gesunden Elemente liefern würden, eine berechtigte und notwendige Forderung. Und wenn dadurch der heutige Geburtenrückgang sich noch weiter steigern wird, so hat das keine Bedenken. Denn die Zahl der brauchbaren Individuen würde nicht abnehmen, und auf sie allein kommt es an. Nun hört man hier und da wohl noch ein andres Bedenken. Man meint, daß körperlich kranke, z. B. tuberkulöse Menschen doch für die Gesamtheit durch hohe geistige Fähigkeiten unter Umständen von hohem Nutzen sein könnten und daß derartige psychisch hervorragende Individuen bei sterilen Ehen ja auch nicht geboren werden würden. Aber wenn wir uns einmal ein gesundes Volk ohne diesen oder jenen Geistesheroen vorstellen und anderseits ein zum großen Teile krankes Volk mit jenen vereinzelten bedeutenden Menschen, dann werden wir uns gewiß für das erstere entscheiden, zumal ja auch in ihm geistig hervorragende Individuen keineswegs fehlen werden. Jener Einwand knüpft stets an diese oder jene Erfahrung der Vergangenheit an. Aber mit ihr haben wir es nicht mehr zu tun. Wir rechnen mit der Zukunft. Und da wird gewiß niemand dafür eintreten, daß man kranke Eltern deshalb ruhig Kinder solle erzeugen lassen, weil die entfernte Möglichkeit bestände, daß unter den kranken Nachkommen vielleicht einmal ein geistig hervorragender, die Gesamtheit fördernder Mensch vorhanden sein könnte.

Zusammenfassend müssen wir also sagen, daß wir bei der Bekämpfung des Geburtenrückganges nicht lediglich den Maßstab der Zahl in Betracht ziehen dürfen. Es hätte gar kein Bedenken, wenn die Geburten noch mehr, als es bis heute der Fall ist, abnehmen würden, sofern diese weitere Verminderung nur dadurch zustande käme, daß wir die Geburt schlechter Elemente nach Möglichkeit verhinderten. Denn darauf muß es uns vor allem ankommen, daß unser Volk sich aus gesunden Individuen zusammensetzt. Mit einer kleineren Macht normaler Menschen ist ebensoviel und mehr zu erreichen als mit einer durch erblich kranke Nachkommen vergrößerten Zahl. Aber das eine müssen wir auch noch wünschen und zu erreichen streben, daß Eltern, bei denen die Gefahr einer Vererbung von Krankheiten nicht zu erwarten ist, die Zahl ihrer Kinder nicht so beschränken, daß daraus für die Gesamtheit ein Nachteil erwächst. Denn nur ein Volk, das auch in der Zahl seiner gesunden Angehörigen den andern nicht nachsteht, sie womöglich aber übertrifft, hat Aussicht, im Wettbewerb nicht zu unterliegen.

Digitized by Google

Briefe des Fürsten Karl Anton von Hohenzollern an seine Gemahlin Josephine, geb. Prinzessin von Baden

Von

K. Th. Zingeler (Sigmaringen)

(Fortsetzung)

Berlin, Juli 1859.

Der Waffenstillstand ist möglicherweise ein Friedenszeichen. Man kann die Bedeutung desselben noch nicht präzisieren, weil alles zu kurz gefaßt ist, allein die Tatsache muß notiert werden als Vorbote eines wechselseitigen guten Willensaustausches. Vielleicht kann ich Dir getrosten Mutes in acht Tagen schon die Reise nach Lissabon anraten, für welche Du dann Zeit und Muße findest. Kommt es etwa durch dieses Mittel nicht zum Frieden, so nahen sehr ernste und sehr schlimme Zeiten, und ich glaube nicht mehr, daß Preußen außerhalb des Krieges bleiben kann.

Voilà la situation d'aujourd'hui.

Gestern ist Prinzeß von Preußen nach Weimar und Koblenz abgereist. Ich war noch bei ihr auf dem Eisenbahnhof.

Heute früh um $8^1/_2$ Uhr erhielt ich einen überraschenden Besuch. Es kamen ganz plötzlich Antoinette und Friedrich von Dessau zu mir, weil sie der Kaiserin ihren Besuch machen wollen. Sie frühstückten bei mir, und um 10 Uhr fuhren sie nach Potsdam.

Gestern hatte ich zwei Stunden lang den Fürsten Windisch-Grätz bei mir. Es war ein Märtyrertum meines innersten Gefühls. Man möchte ihnen ja gern helfen, den Oesterreichern, allein sie sind zu plump und zu ungeschickt. Es wäre Selbstmord von Preußen, für ihre Fehler in Italien einstehen zu wollen.

Er ist eine imponierende Erscheinung und erinnert mich, was Manieren und Auftreten betrifft, etwas an Prinz Xaver von Hohenzollern-Hechingen, damals in Wien!

Die Kaiserin geht Sonnabend abends ab und kommt Sonntag früh morgens nach Düsseldorf. Du bist sonach der unangenehmen Pflicht enthoben, sie auf dem Bahnhofe zu empfangen oder Notiz von ihr zu nehmen, weil es artig und taktvoll ist, sie nicht aus dem Morgenschlaf in früher Stunde zu derangieren.

Karl Anton.

Der Fürst sollte schlimm sich getäuscht haben, als er vermeinte, die Fürstin könnte nun bald nach Lissabon fahren. Schon am 17. Juli starb Königin Stephanie, ein schwerer Schlag für die ganze Familie. Die Fürstin trug viele Jahre hart an dem Gedanken, daß sie nicht vorher nach Lissabon gereist sei, während Karl Anton und die Kinder nun erst recht froh waren, daß die Verhältnisse die Fürstin abgehalten hatten, die Tochter zu besuchen; denn wer konnte

Digitized by Google

wissen, ob nicht Josephine von Hohenzollern ebenfalls in Lissabon schwer erkrankt sein würde, angesteckt von der Tochter.

*

Berlin, den 14. Juli 1859.

Also Frieden! Vielleicht ein gefährlicher Frieden für Preußen, dem Oesterreich nie verzeihen wird, aber doch immerhin Frieden für den Augenblick. Ich bin außerordentlich in Anspruch genommen für den Moment, doch rate ich Dir, Deine Reise nach Portugal ernstlich ins Auge zu fassen und mir Dein Projekt hierüber mitzuteilen. Jetzt ist es noch Zeit, und vielleicht können wir doch noch einen Teil des Herbstes in Weinburg verleben, wenn Du Dich jetzt entschließest.

Karl Anton.

*

Berlin, den 15. Juli 1859.

Ich danke Dir für Deinen lieben Brief mit der Erinnerung an Stephanies Geburtstag. Heute vor zweiundzwanzig Jahren in Krauchenwies, nachdem wir lange vorher schon auf die Ankunft dieses lieben Kindes gewartet hatten. Es war ein Rechnungsverstoß in der Zeit. Zwischen damals und heute liegt ein ganzes Stück Geschichte, viel Freud und viel Leid. Ich habe Vater, Mutter, Großmutter und eine Schwester, Du ebenfalls eine Schwester verloren, gewonnen haben wir noch drei Söhne und eine Tochter, und sie, die Gegenstand meiner heutigen Betrachtung ist, lebt hoffentlich glücklich, aber sie ist für uns gewissermaßen auch verloren. Das ist der Welt Lauf, doch haben wir Anlaß, mit demütigem Dank einen Aufblick nach oben zu tun.

Ich habe ebenfalls einen telegraphischen Gruß nach Lissabon geschickt. Vielleicht bist Du bald dort! Ich komme jedenfalls nach Düsseldorf, Dich vorher zu sehen, wenn es so weit ist.

Nunmehr meine Eindrücke über den Frieden!

Es ist ein großes, gewaltiges Ereignis. Für den Moment beruhigend, für die Zukunft die größten Gefahren in sich schließend. Es gibt mehrere sehr beachtenswerte Gesichtspunkte:

1. Kaiser Napoleon erfüllt nicht sein Programm, verfeindet sich mit Italien und hat die Revolution angefacht, ohne sie zu löschen. Er hat einen Beweis zur Mäßigung gegeben und hat es mit Oesterreich wie mit Rußland gemacht.

2. Oesterreich demütigt sich, gibt seinen militärischen Ruhm auf und verliert lieber eine seiner schönsten Provinzen, als Preußen das Verdienst beizumessen, durch seine Mediation den Frieden erzwungen zu haben. Jedenfalls wäre das Resultat nicht so beschämend, machtabschwächend und national nachteilig gewesen, wenn es Preußen vertraulich eröffnet haben würde, was es angesichts der tatsächlichen militärischen Erfolge Frankreichs gegenüber zu konzediren im Fall sei.

3. In dem geheimen Frieden zwischen Oesterreich und Frankreich liegt wahrscheinlich eine folgenschwere Verständigung über die von Oesterreich in Deutschland in die Hand zu nehmende moralische Erniedrigung Preußens.

Die Folge kann sein, daß Napoleon nunmehr einen Streitfall mit Preußen

Digitized by Google

aufs Tapet bringen wird, welcher in seinem Gefolge den Krieg haben wird. Dieser Krieg wird furchtbar und blutig werden, weil Preußen von Oesterreich in Deutschland verlassen, im Stich gelassen, isoliert diesen Existenzkampf aufnehmen wird und muß.

Vielleicht tritt dieser Fall bei dem inkalkulabeln Charakter Napoleons nicht ein, allein es ist gewiß nicht außer Zweifel zu stellen, daß Oesterreich für den Verlust Italiens und seines dortigen Einflusses sich wird von Frankreich haben *Garantien* geben lassen, wie es in einem vermehrten Druck auf Deutschland, namentlich Preußen, denjenigen reichlichen Ersatz und Machtstellung gewinnen wird, den Frankreich vermöge seines eingegangenen Vertragsverhältnisses geschehen lassen wird.

Oesterreich wird mit allen Mitteln: Konkordat, Jesuiten, Presse, dynastischen Verdächtigungen, selbst Liberalismen, wie es gerade passen wird, *gegen* Preußen agitieren, und ich sehe als das geringste Uebel noch die *offenen* Feindschaften, weil offene Feinde leichter als versteckte zu bekämpfen sind.

4. Die öffentliche Meinung Deutschlands, namentlich jene durch klerikale Einflüsse beherrschte, wird nunmehr Chorus gegen die Treulosigkeit Preußens machen und ihm den Frieden vorwerfen, welchen Oesterreich einzugehen gezwungen war, weil es *so* und nicht anders *wollte*. Dies ist sodann der Dank, den Preußen für seine mäßige Haltung ernten wird, dafür, daß es den Krieg fern von Deutschlands Grenzen gehalten, daß es die italienische Frage nicht mit einer spezifisch deutschen absichtlich vermengte, sondern beide weise auseinander gehalten hat.

5. Wir haben zwar das Bewußtsein, auf einer korrekten Linie verharrt zu haben, allein es wird nichts nützen, und für Preußen, das ist meine Ueberzeugung, entstehen nunmehr große und größere Gefahren, als wenn es in den Krieg vor sechs Wochen getreten wäre. Es sind die Gefahren der Mißgunst und der Isolierung.

Sachsen, Bayern und die kleinen Raubstaaten jubilieren jetzt schon und schlagen unsre soi-disant moralische Niederlage höher an, als die wirkliche Demütigung des jungen Franz Joseph, der ihnen ein unliebsames, aber doch wirksames Mittel für den Zweck preußischer Zurücksetzung und Kompromittierung gewesen ist. Italien verschmerzt man leicht, man kann sogar finden und herausklügeln, daß sein Verlust eine Stärkung Oesterreichs ist, aber man wird *jubilieren*, daß Preußen mit seiner Politik *Fiasko* gemacht hat.

Das ist das *Deutschland von heute!*

Ich sehe zwar nicht so schwarz, doch ist nicht zu leugnen, daß die Situation und die Zukunft dem Friedensschluß für Preußen sehr bedenklich, wenn auch noch nicht in nächster Nähe, gefährlich geworden ist.

Voilà les impressions du premier moment. Teile sie Deiner Mutter mit; vielleicht hat es auch auf sie einen unheimlichen Eindruck gemacht.

Leopold und Karl sind sehr ungehalten über den Frieden; es sind ihre Stimmungen übrigens nur Leutnantsechos.

Digitized by Google

Nun lebe wohl! Verzeihe meine lange Dissertation, aber Du wolltest ein kleines Aperçu haben. Was wohl Pepoli, Cornu, ja alle dazu sagen?

Karl Anton.

Ganz unerwartet kam einen Tag später aus Lissabon die erschreckende Nachricht, daß Königin Stephanie erkrankt sei, und schon am 17. Juli lief die telegraphische Nachricht ein, daß den fürstlichen Eltern die heißgeliebte Tochter durch den Tod entrissen worden. Karl Anton arbeitete, was er nur konnte, um nach Düsseldorf zur furchtbar getroffenen Fürstin zu kommen. Am 25. Juli traf er wieder in Berlin ein und schrieb sofort an die Fürstin, daß er wohl gut angekommen sei, sich aber doppelt vereinsamt fühle. In den Tagen schrieb er weiter, daß er in Sanssouci gewesen sei, wo er beide Majestäten sah und den Brief der Fürstin übergab: Beide waren sehr teilnehmend und herzlich, selbst der gute König, den ich sehr schlecht aussehend fand, war sehr bewegt. Die Königin grüßt Dich bestens und herzlichst. —

Von allen Seiten gingen dem Fürsten, wie er der Gemahlin mitteilt, herzliche Beweise der Teilnahme zu. Die nächste freie Zeit benutzte er, um wieder nach Düsseldorf zu eilen.

*

Berlin, den 13. August 1859.

... Anliegend ein Schreiben des Kaisers Napoleon, das Mouſtin dem Herrn v. Schleinitz zur Besorgung übergeben hat. Es würde mich interessieren, über dessen Inhalt etwas zu erfahren.

Vom Könige nichts Neues; er wird immer schwächer, und ich glaube beinahe, daß er anfangs kommender Woche sterben wird. Solange der Arme zwischen Leben und Sterben schwebt, bin ich zurückgehalten hier. Es ist dies ein neues Opfer, das ich zu den vielen andern bringe. Ich tröste mich aber damit, daß ich unter allen Umständen hier sein müßte, car tous les membres de la famille sont arrivés aus Bädern und von Reisen, es ist eine Pflicht, die ich zu erfüllen hätte, auch wenn ich nicht gegenwärtig an der Spitze des Ministeriums stände. — Karl sehe ich heute in Potsdam, wohin ich ihn bestellt habe, denn um 2 Uhr fahre ich abermals hin. Karl Anton.

Der Fürst täuschte sich, wie alle königlichen Verwandten, da der König noch lange lebte und schwer duldete. Er starb am 2. Januar 1861.

*

Berlin, den 16. August 1859.

... Mit dem Befinden des Königs geht es langsam besser; in einigen Tagen wird Böyer sagen können, ob man sich entfernen dürfe. Ich bin täglich sechs bis sieben Stunden in Sanssouci, wo ich mit esse und sodann mit der Prinzeß, gestern auch mit dem Prinzen, längere Promenaden zu Fuß in dem Parke mache. Doch ist der Aufenthalt tötend langweilig und steif, weil die Königin, die man niemals sieht, hors d'elle sein soll, daß die Prinzeß sich dort einquartiert habe. Und doch ist es notwendig gewesen, die Schicklichkeit verlangte es ... Diese Miß-

Digitized by Google

töne sind sehr zu beklagen, weil ja auch die Königin sehr zu bedauern ist wegen ihres Leids, und sie sich mit rührender Hingebung dem aufopferndsten Krankendienst widmet. Der König ist in einem hoch bedauernswertem Zustand.

Karl Anton.

Der Zustand des Königs blieb derselbe und gab zu keiner augenblicklichen Katastrophe Befürchtung. Deshalb konnte Karl Anton, worauf er sich so sehr freute, nach seinem Herbstaufenthalt, der Weinburg, gehen. Er blieb hier bis November; dann schrieb er der Fürstin wieder von Berlin aus.

*

Berlin, den 5. November 1859.

Meinen Namenstag habe ich gestern in Gedanken bei Dir gefeiert; den ganzen Tag über sehr beschäftigt und nur unterbrochen durch das Diner bei Prinz von Preußen, woselbst der junge Orange erschien, ein netter junger, aber etwas ungeleckter Mann. Als Prinz Friedrich Wilhelm ihn frug, ob er etwas zu sehen wünsche, etwa Kunst oder Truppen, vielleicht ein Bataillon, erwiderte er arglos, am meisten würde ihn ein Bataillon junger Mädchen interessieren. Cela ne prouve pas pour une éducation consciencieuse.

Leopold hat seinen Urlaub vom Prinzregenten für Lissabon schon erhalten.

... Die Königin habe ich noch nicht gesehen; hoffentlich hast Du ihr geschrieben, damit, wenn ich sie sehen sollte, sie Deinen Brief schon hat.

Karl Anton.

In einem vorhergehenden Brief hatte Karl Anton mitgeteilt, daß der Prinz von Oranien, Sohn des Königs der Niederlande, zum Besuche eingetroffen sei. Der Prinz war 1840 geboren.

*

Berlin, den 8. November 1859.

... Feldmarschall Wrangel, der sich Dir empfehlen läßt, hat mir gesagt, daß der Fürstbischof von Breslau recht sehr das Porträt von Stephanie wünsche. Schicke mir umgehend ein solches, wenn möglich mit Unterschrift, damit ich es ihm hier einrahmen und zusenden lassen kann.

Die Kinder sind vorigen Sonntag in Koblenz gewesen, wie Prinzeß von Preußen mir schreibt. Du wirst sie wahrscheinlich am nächsten Sonntag sehen.

Von Katharina habe ich nichts gehört, auch noch keinen Brief vom Bischof von Paderborn erhalten. Wie sollte er mir auch schreiben?

In Oesterreich gestalten sich die Zustände auf eine bedenkliche Weise, namentlich in Ungarn und Böhmen. Es ist sehr traurig, namentlich wirft sich der ganze Armee- und der Volksunwille auf den Kaiser!

Ich hoffe, daß Du nunmehr einige Personen beim Diner Sonntags sehen wirst. Ich halte es absolut für notwendig. Generale, Oberste, Oberbürgermeister, Bendemann usw.

Karl ist sehr beschäftigt; ich sehe ihn nur abends, gewöhnlich zwischen 9 und 10 Uhr.

Karl Anton.

*

Digitized by Google

Berlin, den 15. November 1859.

Leopold hat also eine beschwerliche Reise gehabt. Graf v. Minutoli, der Anfangs dieses Monats Portugal und den König verlassen hat, brauchte sieben volle Tage zur Ueberfahrt. Il a laissé le Roi dans une profonde mélancolie. Dom Pedro sprach mit ihm viel über Stephanie und wie mit ihr sein bester Teil auf immer von ihm gewichen sei.

Ich bin auf die ersten Briefe Leopolds sehr gespannt.

Der König, der in ein wärmeres Klima soll, weil ihm große Kälte wie große Hitze gleich gefährlich sein kann, ist nicht abgereist, weil eine kleine Lähmung am Fuße eingetreten ist — ein Schlaganfall wohl, wenn auch nicht bedeutend.

Karl ist vollständig wohl, hustet gar nicht mehr. Leider sehe ich ihn weniger.

Karl Anton.

*

Berlin, den 16. November 1859.

Nachdem Karl Anton über die grenzenlosen Roheiten der Jugend von vierzehn bis sechzehn Jahren am Schillertage Mädchen gegenüber heftig geschrieben und der Polizei den Vorwurf machte, zu spät eingegriffen zu haben, fährt er fort:

Der Prälat Hohenlohe habe am päpstlichen Hofe gar wenig Einfluß mehr, indem die italienischen Prälaten ihn verdrängt hätten.

Ich fahre sehr häufig, um den König zu sehen. Die Königin sieht merkwürdig gut aus. Den König habe ich gestern nicht gesehen. Son état spirituel est anéanti, das körperliche aber rätselhaft kräftig. Karl Anton.

*

Berlin, den 19. November 1859.

Wenn Leopold wieder glücklich hier ist, werden wir uns freuen. Und doch ist diese Reise ein Trost für uns, zu wissen, daß er am Grabe der heimgegangenen Tochter und Schwester gewesen. Mir kommt es wie eine Liebespflicht vor.

Heute ist der Prinz von Preußen nach Leglingen zur Jagd abgereist und kommt übermorgen wieder. Ich werde meine kleinen Tete-a-tete-Diners mit Karl veranstalten.

Gestern abend war ich — Du rätst nicht, wo? — in Soiree bei Bennigsen, Karl, er und ich. Wir schwelgten in der Erinnerung an Weinburg. Er ist hübsch arrangiert und wohnt im vierten Stockwerk. Er ließ keine Ruhe; wir mußten eine Flasche Champagner trinken, trotz aller Protestationen. Als sie geöffnet wurde, fand sich, daß sie verdorben war, somit untrinkbar. Er in Verzweiflung, wir in höchster Freude, daß wir nicht zu trinken brauchten; denn er hatte nur die eine.

Heute war ich bei Bildhauer Alberti; Stephanies größere Marmorbüste wird vortrefflich und sehr gut ausgeführt. In drei Wochen kann sie mit Piedestal fertig sein.

Digitized by Google

Am Sonntag war General v. Werder mit seiner Frau hier, nur auf der Durchreise. Es freute mich, diese alten Bekannten wieder zu sehen. Frau v. Werder war tief gerührt. Karl Anton.

*

Berlin, den 21. November 1859.

... Als Neuigkeit teile ich Dir mit, daß der König und die Königin nächstens nach der Insel Wight zum Winteraufenthalt abreisen werden. Das Klima dort soll äußerst mild sein und Schutz gegen die kalten Nord- und Ostwinde gewähren, die der König ohne Lebensgefahr nicht ertragen kann. Man ist im allgemeinen froh, daß der Hof von Sanssouci weggeht. Böven soll vor allem auf dem Klima von Wight beharren ... Karl Anton.

*

Berlin, den 2. Dezember 1859.

... Von Prinz und Prinzessin Wilhelm habe ich Nachrichten aus Düsseldorf erhalten. Sie haben ganz und gar nicht erwartet, im Jägerhof zu übernachten, da sie wußten, daß Du Gäste habest. Sie finden alles charmant, aber klein, und haben gar keinen Anspruch auf Deine Gastfreundschaft gemacht. Beruhige Dich deshalb.

Die Prinzessin Friedrich Wilhelm raffole de la beauté de notre Marie. Ich habe schon mit ihnen diniert und den Abend zugebracht. Die Prinzessin erzählte mir unaufgefordert über Prinz Georg von Sachsen, und daß er einen so schlechten Eindruck auf ihre Mutter, die Königin Viktoria, gemacht habe. Er mache sich ein Geschäft daraus, auf den armen Pedro zu schimpfen, ihn als dumm zu schildern.

Auch der König Leopold ist sehr frappiert gewesen, wie wenig er es verstanden, sich in Brüssel zu benehmen. Wahrscheinlich hat er auch auf Stephanie räsonniert, aber die Prinzeß wollte mir das natürlich nicht sagen.

In Geschäften habe ich jetzt wieder etwas mehr Ruhe, wenigstens nicht unausgesetzt Vortrag und Landtag und Schreibereien. Roon ist installiert, und ich halte es für einen Gewinn. Er ist jedenfalls ein bedeutenderer Mann als unser guter Bonin, der sich nicht korrekt benommen hat. Seine Entlassung war eine Notwendigkeit, allerdings ist er auf mich nicht gut zu sprechen, aber man muß vor allem seine Pflicht tun.

Mit dem König geht es etwas besser; ich hoffe sehr, daß er über Neujahr noch leben wird, vielleicht selbst noch den Winter. Vor acht Tagen war es so schlimm, daß man nicht mehr nach Stunden, sondern nach Minuten zählte. Die Königin hielt ihn für tot einen Augenblick lang, so derangiert war sein Gesicht. Einige Stunden darauf aß er vier Speisen, und für den Moment ist er wieder gerettet ... Karl Anton.

Einer der Begleiter des Erbprinzen Leopold von Hohenzollern, der 1859 in Lissabon war, v. Mayenfisch, hat zahlreiche Briefe an seine Verwandten geschrieben, in denen er sich keinen Zwang aufzulegen nötig hatte und es auch

Digitized by Google

nicht tat. Ueber den König Dom Pedro ist er dagegen Lobes voll. Er schildert ihn als sehr ernst, sehr zurückhaltend und schweigsam, aber gütig und liebenswürdig, auch als klug. Da v. Mayenfisch den Fürsten Karl von Hohenzollern-Sigmaringen, den Vater des Fürsten Karl Anton, noch sehr gut gekannt hatte, so ist der Vergleich in seinem Munde: „Dom Pedro erinnert mich viel an Fürst Karl in seinem ernsten, gediegenen Wesen", recht beachtenswert.

Es ist der folgende Brief daher auch von Interesse:

Berlin, den 6. Dezember 1859.

Endlich kann ich einmal wieder einen vernünftigen Brief schreiben, nachdem General Roon heute das Kriegsministerium übernommen und mir eine Bürde abgenommen hat, die ich acht Tage lang unter Aufwand meiner ganzen Zeit getragen hatte.

Die Nachrichten aus Lissabon sind durch einen Brief Leopolds an mich und durch einen Bericht des Herrn v. Rosenberg an den Regenten ergänzt worden. Nicht ohne tiefe Rührung und Wehmut kann man diese Mitteilungen alle lesen und muß den armen König mehr beklagen als unser teures Kind, das der Himmel zu sich genommen. Ich glaube, daß der König am ehesten sich trösten könnte, wenn er zu uns käme und bei uns seinen Schmerz ausweinen wollte; aber ich habe doch gewisse Bedenken gegen die Ausführung; denn wer kann dafür stehen, que ce ne sera pas le commencement pour Marie.

Leopold scheint, der Andeutung nach an mich, sich mit der Idee zu familiarisieren wegen Donna Antonia. Man muß ihn ganz seinen Gefühlen folgen lassen und ihm in nichts raten. C'est d'abord son affaire à lui seule.

Der Regent ist auf die Jagd nach Blankenburg zum Herzog von Braunschweig.

Die Prinzessin von Preußen hat ganz ernstlich die Absicht, Marie einzuladen, auf ein paar Tage hierher zu kommen und bei ihr im Palais zu wohnen. Nur der sehr schwankende und unsichere Zustand des Königs hält sie davon ab, es jetzt zu tun. Man ist keinen Augenblick sicher, ob eine rechute nicht kommt, und dann wäre es sehr unangenehm, wenn Marie in diesem Trubel hier sein würde. Sage ihr jedenfalls von dieser Intention, welche die Königin auch weiß. Ich glaube, Marie sollte der Prinzeß schreiben.

Wir sollten notwendigerweise der Prinzeß von Preußen zu Weihnachten ein Cadeau machen. Das Schicklichste wäre ein Bild, etwa wie jenes, das ich Dir zum 21. Oktober gegeben. Ittenbach könnte es vielleicht kopieren und dann könntest Du Dein Original ablassen. Oder befindet sich ein hübsches, religiöses, nicht zu großes, gelungenes Motiv unter den jetzt fertigen Bildern in Düsseldorf? Lasse Dich erkundigen und schreibe mir umgehend, oder weißt Du vielleicht etwas Geeigneteres oder Besseres? Karl Anton.

*

Digitized by Google

Berlin, den 2. Januar 1860.

Nachdem Karl Anton die Weihnachten 1859 in Düsseldorf zugebracht hatte, fuhr er vor Neujahr 1860 wieder nach Berlin zurück und schrieb unter obigem Datum:

... Um 12 Uhr war schon alles von Potsdam zurück, ich erwartete Prinzeß von Preußen in ihrem Palais. Wie ein Bruder oder wie ein Sohn wurde ich aufgenommen. Hierauf Gratulationen aller Art; ich fuhr bei sämtlichen Herrschaften umher, überall Grüße von Dir und an Dich. Um 5 Uhr Familientafel und dann abends für mich in der höchst traurigen Gesellschaft mit einem kolossalen Schnupfen.

Das Schmürsche Aquarell hat die Prinzeß ungemein erfreut. Heute hatte ich schon Vortrag und viele Geschäfte, was mir lieb ist.

Gestern bei der Gratulation der Minister führte der Regent alle die Herren in sein Kabinett, um den Hohenzoller ihnen zu zeigen. Das Bild scheint ihm große Freude gemacht zu haben; denn er sprach bei der Familientafel ebenfalls davon. (Es war ein Weihnachtsgeschenk des Fürsten.)

Leopolds Ankunft in England müssen wir stündlich erfahren.

Der Neujahrstag ist in Paris ohne Allarm vorübergegangen. Der Kongreß steht in weiter Ferne, in Italien embroulliert sich alles täglich mehr.

Karl Anton.

(Fortsetzung folgt)

Die humanistische Bildung, ihre Gegenwart und ihre Zukunft

Von

Professor v. Meß

Ebbe und Flut in der Wertschätzung der humanistischen Bildung sind keine isolierten Erscheinungen, sondern hängen aufs engste mit Kultur und Geistesrichtung ihrer Zeit zusammen. Die Hochflut der materialistischen Lebensauffassung hat unaufhaltsam den Rückgang der humanistischen Bildung, der Blüte des vergangenen idealistischen Zeitalters, im Gefolge gehabt. Diese Hochflut ist vorüber, man beginnt die Imponderabilien der inneren Kultur und die Kräfte, aus denen sie ihre Nahrung saugt, wieder schätzen zu lernen, und mit diesen Werten hat auch das Interesse an der Kultur der Antike wieder langsam an Boden gewonnen. Aber diese neue, scheinbare Renaissance geht mehr in die Breite, als in die Tiefe. Immer größere Massen werden der humanistischen Bildung, werden den Universitäten, die trotz mancher Veränderungen und Erweiterungen immer noch auf diesem Grunde ruhen, zugeführt. Aber ein schärfer blickendes Auge kann nicht verkennen: unsre Bildung, unsre Kultur ist nicht in

Digitized by Google

fortschreitender Bewegung begriffen, die bange Sorge von Erwin Rohde und von Friedrich Nietzsche scheint Recht zu behalten, und nur die rein praktischen Wissenszweige halten sich noch immer auf der imponierenden Höhe, die sie in den letzten Dezennien erklommen haben. Am stärksten kann dieses Abflauen vielleicht an dem breiten aber immer träger und matter fließenden Strom der humanistischen Bildung beobachtet werden. Wo liegen die Gründe für diese Erscheinung? In ihr, in uns, in unsrer Zeit?

Einer der Hauptgründe liegt — in der äußeren Verbreitung der humanistischen Bildung. Noch immer repräsentieren bei uns die humanistische Bildung, die akademischen Grade einen sozialen Wertmesser in unsrer Gesellschaft, Tausende drängen sich zu den Gymnasien und Universitäten nicht aus innerem Trieb, sondern um sich eine soziale Stellung in den bevorzugten Schichten zu erringen, diese Erscheinung macht am stärksten sich im Norden unsres Vaterlandes geltend. Aus diesen Kreisen steigt mit immer erneuter, leidenschaftlicher Erbitterung der Vorwurf gegen eine unnütze Bildung empor. Und sie haben recht: diese Bildung ist für sie nur ein Ballast und keine Hebung, aber sie suchen die Gründe an falscher Stelle — in dem Humanismus und nicht in den Vorurteilen und Mängeln unsrer Gesellschaftsordnung. Wie reiche andre Bildungsmöglichkeiten daneben innerhalb einer gleich, zum Teil höher stehenden Gesellschaftsordnung vorhanden sind, zeigt uns ein Blick in unsre Nachbarländer, auf unsre Hansastädte und ihr Patriziat, in die emporstrebenden Zentren von Großhandel und Großindustrie; aber — leider — sehen wir auch hier, namentlich in den großen Zentren der westlichen Industriegebiete, die Wertschätzung der selbsterrungenen Kultur, die durch Reisen und mehrjährigen Aufenthalt im Ausland, Berührung mit eigenartigen und hochstehenden Kulturen, wie der englischen, der amerikanischen sich immer wieder aus verwandten Kreisen nährte und ergänzte, sinken und an die Stelle die verhängnisvolle Mode des juristischen Studiums an einer feudalen Universität treten. So sieht man die Söhne einer in der Bildung begriffenen, uns infolge der Verarmung und des Niederganges so vieler opferfreudigen adeligen und bürgerlichen Geschlechter bitter notwendigen neuen besitzkräftigen Aristokratie in dem erstarrenden Formelwesen eines zum großen Teil überlebten Komments das Beste ihrer Eigenart verlieren — und nicht alle haben die Kraft, im Ernst des Lebens und Berufs sich wieder zu einer freieren und tieferen Lebensauffassung durchzuringen. Von dem Humanismus aber haben sie auf der Schulbank des Repetitors, der gerade auf diesen Universitäten immer mehr den akademischen Unterricht verdrängt, und in dem Zwange unfreiwilligen Gymnasialunterrichts nicht viel verspürt. Für sie, für viele andre ist die humanistische Bildung nur eine Last, sie würden ihr in reiferen Jahren und aus freier Wahl in einer mit humanistischen Elementen gesättigten Atmosphäre, wie es die unsre ist, vielleicht näher treten, wenn sie mittelbar, durch die moderne Literatur ein Stück ihres Reichtums auf sich wirken ließen. In den führenden Gesellschaftskreisen benachbarter Nationen und in ihrer Hochkultur können wir das oft und reich beobachten, aber — wenn

Digitized by Google

wir zu suchen und zu finden wissen — auch bei uns. Hier ist ein reiches Feld für die Aufnahme der englischen Kultur. Das Geheimnis ihrer Macht liegt in der abgeschlossenen Ausbildung von Charakter und Persönlichkeit, die Vertrautheit mit ihr erwächst aus der persönlichen Berührung mit ihren Trägern. Aber auch ihre Literatur muß und wird immer mehr die französische, ihren gespreizten Klassizismus und ihre moderne Decadence aus Schule und Lektüre unsrer Nation verdrängen. Das Realgymnasium wird die Domäne der englischen Kultur und Sprache werden und erst dann als vollwertiger Faktor unsrer Bildung neben das Gymnasium treten, aber auch im Gymnasium muß das Englische wegen seiner stets wachsenden praktischen Bedeutung und wegen der Möglichkeiten, die es der Bildung der Persönlichkeit in Leben und Verkehr erschließt, immer breiteren Raum gegenüber der rückflutenden Bedeutung des Französischen gewinnen. Und damit wird — so weit es an der Schule liegt — die Kluft zwischen humanistischer und realistischer Ausbildung sich Schritt um Schritt verringern. Gewiß wird das Realgymnasium immer mehr die praktische Ausbildung für Leben und Beruf, das humanistische die ideelle Ausbildung der geistigen und ethischen Persönlichkeit und ihrer Imponderabilien im Auge haben, aber über die englische Persönlichkeitskultur, die beides bis zu einer gewissen Grenze zu vereinigen weiß, werden sich die höher stehenden Vertreter beider Richtungen die Hand reichen, der Idealist an der Geschlossenheit und Formensicherheit des welterfahrenen Gentlemans, der Mann der Welt und des Geschäfts an den Schätzen der historischen, philosophischen und künstlerischen Betrachtung von Menschentum und Welt sich bilden, die Besten werden, von den verschiedenartigsten Grundlagen aus, beides in sich zu vereinigen wissen, wie der junge und der alte Bismarck.

Andre Gründe für die Entfremdung des Humanismus liegen in der Form, in der Auswahl und der Art und Weise, wie die antike Kultur und Literatur den heranwachsenden Generationen näher gebracht wird oder näher gebracht werden soll. Es ist dies ein Kapitel für sich, auf eines aber muß bereits in diesem weiteren Zusammenhange hingewiesen werden. Ein nicht ganz berechtigtes Gleichheitsprinzip, das die Quantität und nicht die Qualität der Arbeit mißt, hat an den Gymnasien durch mechanische Gleichsetzung der Stundenzahl und Stundenleistung in den ungleichartigsten Fächern zu einer drückenden Ungleichheit und Mehrbelastung der humanistischen Lehrerschaft im weitesten Sinn und gerade ihrer besten und kostbarsten Kräfte geführt und entfremdet immer mehr begabte und interessierte junge Kräfte diesem undankbaren Studium und Beruf; und es bedarf zur Besserung kaum einer einschneidenden Reform: die Entlastung ist da, sobald die Schülerzahl in den humanistischen Gymnasien und Klassen zurückgeht und eine kleinere aufnahmefähige Elite an die Stelle tritt. Noch wirksamer drohen falsche Sparsamkeit und gleichgültiges Gehenlassen auf den Universitäten die Lebenskraft des Humanismus zu unterbinden. Es ist zweifellos sehr viel für die Universitäten, ihre Institute, Kliniken und Laboratorien geschehen, für die Pflege und Vertretung aber ihrer ältesten Wissenschaften so gut

Digitized by Google

wie nichts. Während die Zuhörerschaft sich in nie geahnter Weise vermehrt hat, der seminaristische Betrieb an Intensität und Breite in noch größerem Maße zugenommen hat, muß die gleiche oder fast die gleiche Zahl von Lehrern eine drei- und mehrfach angewachsene Zahl von Studierenden unterrichten, und es sind oft Zustände geschaffen, die für Lehrer wie für Schüler gleich unhaltbar sind, am fühlbarsten an den Riesenuniversitäten, den ungesunden Bildungen des modernen Pseudohumanismus, längst und schwer empfunden aber auch an den sog. mittleren Universitäten; früher galt eine Universität als stark besucht, wenn sie etwa 1600 Studenten zählte, als groß, wenn sie 3000 Hörer umfaßte, als mittlere, wenn das erste Tausend überschritten war, heute sind die Zahlen auf 7000, 8000 und mehr gestiegen, Universitäten unter 2000 gelten kaum noch als Mitteluniversitäten, und in den einzelnen Fächern ist das Verhältnis oft noch ungünstiger verschoben — von kurzsichtigen Statistikern aber werden diese Zustände als Zeichen des Hochstandes unsrer Bildung und Kultur gepriesen.

Aber, so schwerwiegend diese Gründe sind und so viel sie an dem Rückgang des Humanismus mitgearbeitet haben — es sind äußere Gründe und mit äußeren Mitteln zu bekämpfen. Hier kann noch viel geholfen werden und wird auch viel geholfen werden, sobald man die Notwendigkeit erkennt — freilich, dann vielleicht zu spät, denn die Schäden der inneren Kultur treten nicht mit gleicher Handgreiflichkeit zutage, wie die Verwüstungen von Seuchen, Kriegen oder finanziellen Krisen, aber sie heilen schwerer und langsamer als die Verletzungen des äußeren Organismus.

Langsam beginnt das Verständnis dafür wieder aufzudämmern, die oft handgreiflich in materielle Werte umsetzbare Kraft des Idealismus — in Schaffen und Erhalten — neuen und weiteren Kreisen Interesse abzuzwingen, und man beginnt seine unsichtbaren Schutztruppen gegen die Verödung des Materialismus, die Verrohung der Instinkte, die Entartung des Geschmacks, die Verarmung des Lebens und des Fühlens aufzurufen und — gedankenlos wie unsre Zeit oft ist — ruft man in der Not an erster Stelle wieder die Kräfte von Religion und Humanismus zu Hilfe, ohne zu fragen, ob sie oder ob wir noch die alten sind. Daß der Humanismus nicht für alle gleichen Bildungswert besitzt, daß er für viele vielmehr in der heute gebotenen Gestalt eine hemmende Kraft bedeutet, haben wir gesehen. Ist er, so lautet jetzt die Frage, ist er heute und für uns überhaupt noch der Kulturfaktor, der er in der Renaissance, der er bei dem Wiedererwachen der Aufklärungszeit und des deutschen Humanismus war?

Und diese Fragestellung führt uns in den tiefsten Kern der Frage ein: was ist der Humanismus für die Gegenwart?

Er ist sicher für uns nicht mehr dasselbe, was dem Mittelalter, was der Renaissance die Beschäftigung mit der Antike war. Damals die Lehrmeisterin in allen Wissenschaften und Künsten, ist die Antike heute — unmittelbar — für uns dieses längst nicht mehr. Wir sind frei geworden, frei selbst in den Wissenschaften, die am engsten mit der geistigen Kultur des Altertums zusammenhängen,

Digitized by Google

äußerlich gibt sich dieser Prozeß vielleicht am deutlichsten in dem unaufhaltsamen Rückgang der lateinischen Sprache wieder: einst die Weltsprache der Bildung, der Kirche, der Diplomatie, des Rechts, ist sie jetzt selbst in ihren eigensten Gebieten bedrängt oder verdrängt.

Wir sind frei geworden und es ist vielleicht dies der höchste — aber vielleicht auch unberechtigste Stolz der modernen Menschheit.

Sind wir wirklich so frei geworden? Wer etwas tiefer sieht, erkennt, daß wir mit tausend Fäden mit der antiken Kultur zusammenhängen, in unserm Rechtsleben, in Ethik, Wissenschaften und Religion, in unsren ganzen, oft sehr unfreien Anschauungen. Und es sind unerbittliche historische Gesetze, die — zum weitaus größten Teile unbewußt und unerkannt — hier walten, nicht freie Werturteile oder freier Entschluß. So hängen wir nicht unmittelbar mit den freiesten und höchsten Blüteperioden antiken Geistes- und Kulturlebens, zu deren Höhen echtes Menschentum sich immer wieder mächtig hingezogen fühlt, zusammen, sondern, so fremd es auch dem allgemeinen Bewußtsein erscheinen mag, nur zu oft mit ihren letzten welken, dürren Ausläufern — gemildert nur dadurch, daß diese zum großen Teile aufgepfropft sind auf die robuste gesunde Barbarei jüngerer Nationen. Bei den romanischen Nationen liegt dieser Entwicklungsprozeß klar vor aller Augen, und dem Verständnis ihrer Sprache und Kultur können wir nur auf dem Wege der Erforschung der römischen Welt näher kommen, aber auch die übrige Kulturwelt ist durch die Geschichte des ausgehenden Altertums, des Mittelalters und der Renaissance — es sei nur an die Rezeption des römischen Rechts erinnert — mit unzerreißbaren Banden mit ihr, mit den letzten Trägern der antiken Kultur verbunden.

Einer der allgemeinsten, wirksamsten und imposantesten Bestandteile, darum aber auch bei seiner Rezeption vielleicht das grausamste Erbteil der Antike ist das römische Recht, die vollendetste und grandioseste Rechtsschöpfung der Menschheit und heute noch die Grundlage der verschiedenen modernen Rechtsbildungen. Es ist noch nicht lange her, daß in weiten Teilen des Deutschen Reiches das römische Recht, das Pandektenrecht, wenn auch mit starken Einschränkungen, galt. Erst unsre Zeit hat ein einheitliches deutsches Bürgerliches Gesetzbuch geschaffen. Aber diese Neuschöpfung des Deutschen Reiches bedeutet nicht einen Bruch mit der Vergangenheit, ein neues selbstgeschaffenes deutsches Recht. Gewiß, große Teile sind umgestaltet, aus dem gewachsenen deutschen Recht ergänzt, den Forderungen des modernen Verkehrs angepaßt, aber die Grundlage ist die gleiche geblieben, das römische Recht in seiner unerreichten Klarheit und Vollendung, die es in den Händen der römischen Juristengenerationen und in dem Ausbau und der Ausgestaltung durch das Rechtsleben der Neuzeit und ihre Rechtswissenschaft erlangt hat. Wir haben das Recht und die Pflicht, immer von neuem das ererbte Gut und seine fremden Bestandteile nachzuprüfen, und nicht immer braucht das Urteil der folgenden Generationen das gleiche wie das der unsrigen zu sein, die Romanistik der Rechtswissenschaft hat eine neue, aber nicht minder wichtige Aufgabe wie früher zu erfüllen, und vielleicht ist die Kluft,

Digitized by Google

die an mehr als einer Stelle zwischen der formalen Rechtsauffassung des Juristen und dem lebendigen Rechtsgefühl des Volkes tiefer als es notwendig erscheint oft klafft, noch ein letzter Rest der Rezeption des fremden Rechts.

Oft noch weniger bewußt, aber nicht minder tief und mit ungelösten, unzerreißbaren Banden mit dem modernen Empfinden verbunden sind die Elemente der antiken Ethik, die sich aus den Zeiten des sinkenden Altertums durch Schule, Religion und Haus mit zähen Wurzeln in unsrer Moral und unserm Seelenleben erhalten haben. Es sind Kräfte von unsterblichem Wert, das letzte Erbe des geläutertsten antiken Menschentums, aber auch Elemente ängstlicher Schwäche, Unnatur und Gebundenheit, die dem gesunden Leben der Antike ebenso fremd waren wie dem naiven germanischen Empfinden: sie sind erst aus dem Zerfall der alten Welt und aus der Reaktion gegen seine ungesunden Triebe emporgestiegen, aber sie haften tief in unserm ethischen Empfinden und es ist schwer, sie aus ihm herauszulösen; die gewaltsamen Versuche haben die edelsten Wurzeln mitverletzt, hier kann nur eine erfahrene linde Hand, die das Gesunde von den Auswüchsen zu scheiden weiß, mit schonender Vorsicht nachhelfen.

Auch unsre Sprache trägt bis tief in die Sprache des Volkes hinein die Spuren und Merkmale einer tiefgehenden fremdländischen Beeinflussung, eines aus fremden und dazu oft erstarrten Formen geschöpften doktrinären Regelkrams, für das feinere Ohr empfindlicher als die äußeren und nicht tiefer in den Organismus der Sprache eingedrungenen Bestandteile, die das Heer der in Ursprung, Geschichte und Berechtigung so verschiedenartigen Fremdwörter bilden. Auch hier ist Freiheit nicht durch diktatorische Gewaltmaßregeln, sondern nur durch sorgsames und immer wieder sich erneuerndes Studium des fremden Sprachguts und unsrer eignen, von Schulmeistern und pedantischen Stilisten arg geplagten Sprache zu gewinnen. Nur wer das Glück hat, lebende und antike Sprachen in den Zeiten ihrer Reinheit — sie sind auch für die antiken Sprachen unter dem Einfluß von Schule, Rhetorik und Grammatik bald geschwunden — zu beobachten und zu belauschen, weiß, was für Schätze unverfälschter Natürlichkeit, Kraft, Anmut und Beweglichkeit hier liegen, und nur der wird es verstehen, wenn unsre erste Forderung nicht die Jagd nach Fremdwörtern und Sprachfehlern — die oft keine sind —, sondern das Streben nach harmonischer Kraft, Einfachheit und ungekünstelter Anpassungsfähigkeit sein sollte. Und auch auf diesem Wege könnte für die Menge eine Rückkehr zur veredelten Natur erst durch jahrhundertelange ungestörte Uebung erfolgen, ganz wird sie nie erfolgen, denn immer wieder wird Schulmeisterei und Zwang des Unterrichts zur bequemen Regel und Schablone greifen.

Es sind das Erscheinungen, auf die unser Volk und selbst unsre Wissenschaft nicht immer zu achten gewohnt ist, die aber unerbittlich dem, der die vergangenen und gegenwärtigen Kulturen zu umspannen sucht, sich aufdrängen.

Aber diese historische Betrachtung gilt den Kräften, die unsre lebendige Kultur bewußt und unbewußt in sich aufgenommen hat und in sich trägt. Wie

Digitized by Google

steht es mit der Gesamtheit der antiken Kultur, die mit dem Untergange der alten Welt zugrunde gegangen ist und nur noch in ihren Denkmälern und Resten zu uns spricht? Hat sie für uns noch die Bedeutung wie vor hundert Jahren? Oder sind andre, neue, bessere Werte an ihre Stelle getreten? Einen Teil der Antwort haben bereits die vorausgehenden Betrachtungen gegeben: gerade die Befreiung von den schädigenden, hemmenden, unbewußt mit fortgeschleppten Bestandteilen, die die Erstarrungsprodukte der alten und durch sie der neuen Welt bilden, findet eine ihrer mächtigsten Hilfen in der Rückkehr zu den Quellen der antiken Kraft, zu den Höhepunkten ihres Lebens, ihres Schaffens, ihrer Kultur. Darum beobachten wir auch immer wieder: wenn eine Periode der Befreiung von Vorurteilen und dumpfem Drucke anbricht, so beginnt mit ihr zugleich eine Renaissance und ein Wiederaufleben der Antike und des Humanismus, Erscheinungen freilich, die sich in sehr verschiedenen Gestaltungen abspielen.

Wir haben gelernt — die Bahn hat Houston Chamberlain gebrochen — die Antike heute in ihrer Wirkung auf die Neuzeit nicht bloß zu betrachten wie sie war, sondern wie sie uns und den betreffenden Epochen erschienen ist. Nicht sie selbst, sondern ihr Bild, nie rein, stets durch ein andres Glas gesehen und in der seltsamsten Weise verschoben und verwirrt, hat auf die Phantasie und auf das Seelenleben der späteren Zeiten magisch eingewirkt.

Ihr Gehalt ist für uns durch die rastlosen Fortschritte der Wissenschaft von Grund aus ein andrer geworden, als für die naive Bewunderung der ersten und der zweiten Renaissance. Für sie und ihre Kinder war sie das goldene Zeitalter, an dessen Herrlichkeit man sich berauschte und begeisterte, ein nie erreichtes, aber wunderbares Ideal, das in heißem Wetteifer und hingebender Nachahmung zur Entfaltung aller Kräfte anspornte. Das Märchen ist zerstört. Und es ist seltsam, ein großer Teil des Grolls, der gegen die Antike sich heute angesammelt hat, er ist — unbewußt — aus diesem zerstörten Paradies erwachsen, er ist das Echo auf den harten Rückruf in die Wirklichkeit.

Aber wiedererwecken läßt sich der verrauschte Traum nicht. Wir sind dafür zu reif geworden. Zu reif — sind wir auch über die antike Kultur und ihre Schöpfungen, wie sie jetzt ihres Märchenzaubers entkleidet in dem kalten, scharfen Licht der Wirklichkeit vor uns stehen, hinausgewachsen? Viele würden diese Frage unbedenklich bejahen. Stolz auf die unerreichte Höhe unsrer Technik, die ungeheuren Dimensionen unsres Lebens glaubt der moderne Mensch vielfach auf die gesamte Vergangenheit und ihre versunkenen Kulturen mitleidig herabsehen zu können. Und sieht doch nicht, was uns eben die historische Betrachtung lehrt, daß die Kultur der Menschheit nicht in den Errungenschaften der Technik ruht, die im Grunde nie etwas andres sind als eine — oft grandiose — Anpassung an erschwerte Lebensbedingungen, daß uns verwandte Schäden und Gefahren wie den antiken Völkern drohen, daß oft die gleichen Symptome des Verfalls, die gleichen Keime neuen Lebens in dem Gewirr der Erscheinungen

Digitized by Google

der Gegenwart wie in dem Schoße der vergangenen Kulturen schlummern. Die Kultur der Mittelmeerwelt steht uns in ihren Zenitpunkten, in der politischen und geistigen Blüte des Griechentums und in dem römischen Imperium Cäsars — nicht zu verwechseln mit dem Niedergang seiner Zentrale, Roms — am nächsten, weit näher als die ferne, fremde Zeit des Mittelalters, und nur der Name, Altertum, führt in die Irre, der sie mit den dunkelsten Anfängen unsrer eignen Geschichte durcheinanderwirft. Es ist überraschend — wenn diese Erkenntnis sich voll auch nur dem tiefer dringenden Forscherauge erschließt — wie eng verwandt die politischen, geistigen und sozialen Bewegungen in der antiken Welt mit denen unsrer Zeit und unsrer Vergangenheit sind. Wir lernen die Kräfte, die auf der Oberfläche und in dem dunkeln Innern unsrer modernsten Gegenwart wirken, erst verstehen, wenn sich uns der Blick in diese abgeschlossenen, fremden und doch so wahlverwandten Kulturen öffnet, und wir fangen an, die Linien und die Möglichkeiten zu ahnen, die an der Schwelle einer gewaltigen Zeit, des Aufgehens unsrer engen europäischen Geschichte in die neuen, großen Zusammenhänge der Geschichte des gesamten Erdballs aus den Wirrungen der Gegenwart in das wogende Nebelmeer der Zukunft führen.

Fremd also ist uns diese Welt der Vergangenheit nicht, und wenn sie uns vielleicht eine Zeitlang fremd und farblos erschien, so lag es an uns und an dem ungewohnten Uebergang aus dem Dämmerlicht des Märchens in das helle Licht des Tages. Können die Schöpfungen der Antike dieses helle Licht vertragen?

Gewiß, nicht alles, was die Schwarmzeit des ersten und des zweiten Humanismus aus der antiken Kultur und Literatur unbedenklich als reines Gold hinnahm, hält heute vor dem strenger prüfenden Auge stand. Aber wem sich einmal ein Blick in die Größe der Aeschyleischen Poesie, in die Tiefen der Sokratischen Philosophie, in den Geist der Thukydideischen Geschichtsforschung, die alle Höhen und Abgründe menschlichen und staatlichen Lebens mit abgeklärter Reife überschaut, aufgetan hat, der kann nicht fragen: ist das gut genug für uns, sondern dem steigt ernst und unabweisbar die Frage auf: sind wir, ist unsre Zeit, ist unsre Jugend fähig, diese Werte in sich aufzunehmen oder nur zu ahnen?

Die Antwort ist nicht leicht und nicht für alles und für alle gleich.

Daß es Cäsars Glück nicht ist, daß seine Kommentarien über seine Feldzüge, das reifste Denkmal genialer Kriegskunst, zur Lektüre der Mittelklassen degradiert sind wegen ihrer durchsichtigen Klarheit und Schlichtheit, ist längst bemerkt und viel verkannt. Seine Schriften sind das hohe Buch der Kriegskunst, nicht theoretisch — selten, daß er eine theoretische Bemerkung einflicht —, sondern praktisch. Immer neue Seiten seines unerschöpflichen Genies hat die Forschung der modernen Kriegswissenschaft aufgedeckt. Nicht in seinen Siegen, nicht in den Kapitulationen ganzer Armeen, am größten tritt sein Genius in seinen schwersten Feldzügen, in seinen Fehlschlägen, seinen Rückzügen und in seinem wunderbaren Wiederaufrichten uns entgegen. Seine ganze Feldherrnlaufbahn aber ist so frei

Digitized by Google

von jeder Schablone, eine so geniale Kombination von verwegenster Offensive und vorsichtigster Defensive, von nie erreichter Energie der Verfolgung und unverwüstlichem Ausharren, von kühnstem Erfassen des Moments und tief philosophischer Erkenntnis und Beherrschung der psychischen Imponderabilien in Kriegführung und Politik, daß er bis auf heute als die vollendetste und abgeschlossenste Persönlichkeit der gesamten Kriegsgeschichte dasteht. Nicht alles ist hier gesagt und nicht alles tritt unmittelbar und von selbst dem Leser der Cäsarischen Denkwürdigkeiten entgegen. Cäsar schreibt für das große römische Publikum, vieles erklärt sich daraus, was er sagt und was er nicht sagt, am meisten der kraß nationalistische Standpunkt, der dem großen Genius, dem Begründer einer neuen Völkerwelt und dem Bewunderer der militärischen Kraft der germanischen Nationen, ferner lag als jemand seiner Zeit. Aber er hat zugleich auch für die Nachwelt und für den Fachmann geschrieben, und es ist nicht seine Schuld, wenn sich Historiker und Militärs durch die Riesenzahlen der Gallischen Kolonialkriege, die er ohne Gewähr und nie als Effektivstärken der kämpfenden Armeen, oft berichtigt und ergänzt durch genauere Spezialangaben, gibt, haben täuschen lassen. So öffnet sich der innerste Gehalt der schlichten, schnell hingeworfenen Aufzeichnungen des großen Truppenführers und Staatsmanns erst der tiefer eindringenden Forschung.

Soll Cäsar deshalb aus den Schulen, in denen er Generationen begeistert hat und heute noch begeistert, verschwinden? Nein! Denn wie sich dem Historiker aus ihm die tiefsten Lehren der Strategie und Staatskunst erschließen, so wird seine klare und hinreißende Form auch immer zu der naiven Auffassung sprechen, und nicht nur die Schlichtheit seiner Sprache, sondern auch die größere Einfachheit und Uebersichtlichkeit der antiken Kriegführung auch auf ihrer höchsten Stufe erleichtert das Verständnis gegenüber der äußeren Kompliziertheit der modernen Strategie und Taktik.

Und damit kommen wir auf ein Moment, das — solange über Barock, Künstelei und Manier ein Rest von echtem Empfinden sich bei uns erhält, und es scheint, als wenn er wieder sich kräftiger zu regen beginnt — der Antike und ihrer Kultur ein ewiges Leben bei uns sichert. In manchen äußerlichen Erscheinungen, die auf das ungeübte Auge oft täuschend wirken, fremdartig — freilich sind es oft nur fremde Namen, nicht Begriffe, die die Altertumskunde lange gedankenlos weitergegeben hat, ohne sie durch den Vergleich mit den uns wohl geläufigen Begriffen mit lebendigem Inhalt zu erfüllen —, ist sie uns in ihrem Sein und Werden doch aufs nächste verwandt. In ihren vielfach engeren und übersichtlicheren Verhältnissen aber treten die gleichen bewegenden Kräfte und Erscheinungen auf geistigem und ethischem, auf literarischem, sozialem und politischem Gebiet klarer, schärfer und greifbarer hervor, sind leichter zu verstehen und erfassen als die ungeheure Mannigfaltigkeit und Kompliziertheit der modernen Zeit, aus der die einfachen Grundlinien erst von einer genialen Forschung herausgearbeitet werden müssen, die doch immer die Möglichkeit des Irrtums und der willkürlichen Auswahl in sich schließen wird. Und diese

Digitized by Google

kunstvollen Gebilde, klein oft im Verhältnis zum Riesenmaßstab der modernen Zeit, sind weit entfernt von jener Roheit und Unfertigkeit, die uns in dem Rahmen primitiverer Kulturen entgegentritt: sie sind gewissermaßen das fertige Modell, an dem wir das Getriebe und die Teile der großen Maschine uns vor Augen führen können.

Schon an ihrer Schwelle tritt uns die hellenische Kultur in Homer in einer Reife und Schönheit entgegen, nicht in der Form allein, sondern vielmehr in seinem kraftvoll naiven und harmonisch durchgebildeten Menschentum, wie sie unser von dem Kampfe heterogener Prinzipien zerrissenes Mittelalter auch in seinen vollendetsten Schöpfungen nicht kennt. Es ist die strahlende Jugend unsrer Kulturwelt. Und diese Jugend und ursprüngliche Kraft des Griechentums hat sich lange, auch im Mannesalter, ungeschmälert erhalten und entfaltet. Frei, naiv und stark steht es vor uns da, ohne Imitation, Kopie und bewußte, anerzogene Aufnahme heterogener Elemente. Was es aus fremden Kulturen übernahm, das hat es in den Zeiten der Blüte restlos und organisch in sich aufgesogen. Anders bei uns und auch in den größten Zeiten unsrer Literatur und Kunst. Schiller ist so geeignet wie nur einer, die Masse der Nation in den Geist und die Schönheit des Humanismus einzuführen, aber wer einmal an den Quellen getrunken hat, der kann sich der Erkenntnis nicht verschließen: das ist nicht die erdgewachsene Kraft der attischen Tragödie, das ist — eben weil er zu sehr Humanist im alten Sinne, ebenso wie Goethe in seinen klassischen und klassizisierenden Werken, war — nicht volle, reife, nur aus den Tiefen des eignen Selbst und des eignen Volkstums schöpfende Natur, sondern — in vielem, nicht in allem — Imitation und der letzte, reichste Ausläufer des Alexandrinismus. — Wir aber, frei geworden und doch noch nicht ganz frei, wollen im Umgang mit dieser frei geborenen Kultur an ihrer Freiheit lernen und nicht an den Schablonen, die aus ihr gemacht werden. Und wenn wir Plato zu den Tiefen der Sokratischen Philosophie, die sein eignes Senkblei nicht zu ermessen wagt, folgen, dann nahen wir als freie Sucher und nehmen nur, was unserm Geist verwandt ist, was wir ähnlich, wenn vielleicht auch dunkel, in ernstem Ringen selbst gefunden und geahnt. Erst dann werden wir seines Umgangs würdig, wie der weite, bunte Kreis der Forscher der Akademie, nicht wenn wir das System und die Systeme, die geschäftig die Epigonen aus seiner ewig in Kampf und Fluß befindlichen Philosophie zurechtgeschmiedet haben, gläubig anbeten. Für Anbetung und bedingungslose Hingabe ist die Religion da, nicht die Wissenschaft und Kunst. Genau so wie dem kühnen Geiste Nietzsches sich nicht der gesellt, der ihn restlos aufnimmt, sondern der, der den Schutt beiseitewirft und nur das echte Gold, von dem er schon bei eignem Schürfen Proben fand, herausliest.

So bietet uns die Antike nach Ausscheidung des Minderwertigen und des Ueberlebten nicht weniger, sondern mehr als ihre restlose Bewunderung durch den ehrwürdigen, aber überwundenen Kinderglauben einer früheren, auch heute noch nicht ganz geschwundenen Epoche. Nicht an ihr, sondern an uns liegt es,

Digitized by Google

ob wir sie und ihr edelstes Erbteil erfassen wollen, ob wir — nicht in blinder Hinnahme, sondern in freiem Umgang — ihre reichen Schätze uns wieder zu eigen machen können, von denen das Dichterwort in seines Wortes tiefstem Sinne gilt:

Was du ererbt von deinen Vätern hast,
Erwirb es, um es zu besitzen.

Denn nicht in Büchern und Papier, nicht in einem geräumigen Gedächtnis, sondern nur in einem ewig ringenden, selbst schaffenden Geiste ist Raum für diese Welt, nur ihm kann sie sich voll erschließen, aber wie ein volles, echtes Kunstwerk oder Stück Natur bietet sie einen Teil ihres Zaubers jedem dar, der sich ihr mit unverdorbenem Geschmacke hingibt. Wer sie aber nicht kennen lernen will, dem soll man sie nicht nachtragen, und er hat keinen Grund enttäuscht zu sein, wenn sie vor dem Fremden ihren Blütenkelch nicht öffnet.

Ein Frankfurter Kaiserkrönungsprojekt im Dezember 1870

Mitgeteilt von

Adalbert Wahl

In den Faszikeln 1, 20 und 23 der Korrespondenz Robert v. Mohls, welche der Sohn R. v. Mohls, der Wirkliche Geheime Rat Ottmar v. Mohl, in Kairo der Tübinger Universitätsbibliothek zur Aufbewahrung übergeben hat, finden sich folgende Briefe, die einer Veröffentlichung würdig erscheinen. Sie behandeln freilich ein nicht zur Ausführung gelangtes Projekt; allein, wie alles, was zur Reichsgründung in Beziehung steht, ist dieser Plan an sich schon unsrer Teilnahme sicher. Auch enthält namentlich Nr. II anderweitige, recht interessante Mitteilungen.

Robert v. Mohl war damals (1867 bis 1871) badischer Gesandter in München; vorher war er, von 1861 an, badischer Gesandter am Bundestag in Frankfurt gewesen; 1871 wurde er Präsident der badischen Oberrechnungskammer. Der Schreiber des ersten Briefs, der Frankfurter praktische Arzt Dr. Georg Varrentrapp, hat sich als medizinalpolizeilicher Schriftsteller einen großen Namen gemacht. (Vgl. über ihn die „Allgemeine Deutsche Biographie", Band 39.)

Nr. I

Georg Varrentrapp an Robert v. Mohl

(Eigenhändiges Original)

Frankfurt, 15. Dezember 1870.

Hochgeehrter Herr!

Ich komme heute mit einer delikaten politischen Anfrage an Sie. Ich denke, Sie kennen mich genug, daß nicht ein enger lokaler Egoismus dahintersteckend

Digitized by Google

bei mir vermuthet werde. Ich hätte übrigens wirklich in dieser Sache kaum die Feder ergriffen, wenn nicht entgegengesetzte Federn [sich] bereits in der Presse regten.

Ich las nämlich in einigen Blättern, daß die Stadt Aachen sich bemühe, den König von Preußen zu bewegen, sich in Aachen zum deutschen Kaiser krönen zu lassen. Ich untersuche nicht die Frage größerer Ansprüche dieser oder jener Stadt für solches Schauspiel. Ich betrachte es (indem ich es nicht für ganz unwahrscheinlich halte, daß König Wilhelm sich zum Kaiser krönen werde oder krönen lassen werde) als den allein richtigen Standpunkt, dieses Fest als ein weiteres Zeichen und Bindemittel des Hinzutrittes von Süddeutschland zum norddeutschen Bunde [aufzufassen]. Es gilt, daß dieser Schritt möglichst gerne gethan, möglichst erleichtert werde. Ich halte den Titel für klug; der bayrische Städter und Bauer wird schließlich in einem deutschen Kaiser etwas höheres noch erkennen als in einem bayrischen Könige, nicht aber wird er es in einem preußischen König und wenn dieser auch 25 Millionen Unterthanen hat. Ich glaube nun aber, daß wenn der König in die nordwestliche Ecke Preußens nach Aachen geht, der Bayer und Schwabe nur einen preußischen Kaiser vor sich sehen werde, während der in Frankfurt gekrönte ihm allein der deutsche Kaiser sein wird, nicht weil [seit] dem 16. Jahrhundert hier sämtliche Kaiser gekrönt wurden, sondern weil auch das Parlament von 1848 hier tagte und weil er Frankfurt zu seinem Süddeutschland rechnet. Die Herzen der Süddeutschen aber gilt es zu gewinnen und herüber zu ziehen.

Wer kann besser einen Einfluß in dieser Beziehung auf König Wilhelm üben als Bayern, Württemberg und Baden.

Halten Sie nun meine Ansicht bei näherer Prüfung für richtig, so bemühen Sie sich gefälligst auch, da Sie nun einmal an günstiger Stelle stehen, dafür zu wirken.

Mit bekannter Hochachtung

Ihr ergebenster

Dr. G. Varrentrapp.

Mohl wandte sich, vielleicht nach einem weiteren schriftlichen oder mündlichen Gedankenaustausch mit Varrentrapp, um seiner Bitte zu entsprechen, mit folgendem Schreiben an Großherzog Friedrich von Baden.

Nr. II

Robert v. Mohl an Großherzog Friedrich von Baden

(Eigenhändiges Bleistiftkonzept)

o. O. u. o. D. [20. Dezember 1870.]

Durchlauchtigster Großherzog,
Allergnädigster Herr und Fürst!

E. K. H. gestatten mir gnädigst, meinem untertänigsten Danke für die abermalige Ernennung zum Präsidenten der 1. Kammer Ausdruck zu geben. Die

Digitized by Google

mir zugefallene Aufgabe ist diesmal eine sehr leichte, da das großherzige Vorgehen E. K. H. uns alle mit Bewunderung erfüllt und zur Nacheiferung, so weit eine solche bei uns steht, antreibt. Nur zwei Mitglieder haben den traurigen Mut gehabt, sich dem nationalen Gefühle zu entziehen, eines derselben sogar in unbegreiflich ungezogener Form.

Zu meinem großen Bedauern lauten meine Privatnachrichten aus München ganz unerwartet ungünstig für die Annahme der Verträge. Als ich vor acht Tagen München verließ, war die Annahme, nur die extremste ultramontane Partei, etwa 40, werde gegen die Verträge stimmen, so daß eine $^2/_3$ Majorität reichlich gesichert sei. Seit dieser Zeit scheint nun ein großer Umschlag eingetreten zu sein, so daß selbst eine einfache Mehrheit schon im Zweifel stehen soll. Man schreibt österreichischem Einfluß die Schuld zu; als Agitationsmittel aber werden, teilt man mir mit, die großen Verluste der bayerischen Truppen und die Kosten des Krieges benützt. Auf dem sogenannten Herrenklub (dem Zusammenkunftsort der höheren Gesellschaft und mancher der Reichsräte) werde offen bedauert, daß es kein Mittel zu einem Separatfrieden zu geben scheine. — Ohne Zweifel wird eine Auflösung erfolgen; allein, was dann, wenn die Neuwahlen kein besseres Ergebnis liefern? Daß in diesem Falle die Verträge durch einen extralegalen Schritt werden aufrecht erhalten werden, wage ich wenigstens nicht zu glauben, so wie ich die Minister und namentlich den Grafen Bray kenne, dies alles trotz der falschen Stellung, in welche S. M. der König kommen muß, wenn Bayern nicht in das Reich eintritt, für dessen Kaiserkrone Er — gleichgültig itzt, aus welchen Motiven — sich zuerst ausgesprochen hat. Wenn dann aber, was ich für möglich halte, die Rheinprovinz[1]) und der protestantische Teil von Franken, ferner die größeren Städte, München voran, sich energisch erheben, so können für Bayern sehr kritische Zustände entstehen.

Es sei mir sodann noch gnädigst gestattet, E. K. H. zu benachrichtigen, daß mir in den letzten Tagen eine Mitteilung einiger Führer der nationalen Partei in Frankfurt zugekommen ist, welche den Ort der künftigen Kaiserkrönung bespricht. Es wird für die Wahl der Stadt Frankfurt plaidiert, nicht blos, wie angegeben wird, aus Lokalpatriotismus, und auch nicht wegen der geschichtlichen Vorgänge seit dem 16. Jahrhundert, sondern aus einem höheren politischen Grunde. Es möchte, führt Dr. Varrentrapp und seine Freunde aus, eine ernste Aufgabe sein, das süddeutsche Volk für Kaiser und Reich zu gewinnen, nicht blos äußerlich und rechtlich, sondern auch innerlich und gemütlich; hierzu werde dann eine Krönung in einer mehr oder weniger als süddeutsch geltenden Stadt viel beitragen, während eine Krönung in Aachen bizarr, ein in Berlin gekrönter Kaiser aber weniger als ein deutscher, denn als ein preußischer Kaiser erscheinen würde. — Die genannten Männer setzen ein so großes Vertrauen in die patriotische Gesinnung und in den Einfluß E. K. H., daß ich es nicht unterlassen darf, Höchstderselben Vortrag über die Sache zu machen, obgleich mir bei der Er-

[1]) Gemeint ist natürlich die Rheinpfalz.

Digitized by Google

wägung des Wunsches nicht entgehen kann, daß der Frankfurter Dom, sowie auch der in Aachen, eine katholische Kirche ist, und daß von den protestantischen Kirchen in Frankfurt die Katharinen-Kirche unscheinbar und finster, die Pauls-kirche aber vielleicht wegen der Erinnerung an 1848/49 nicht passend erscheinen mag.

Schließlich wage ich noch die Gelegenheit zu ergreifen, um zu versichern, daß E. K. H. mich bei der bevorstehenden Reorganisation des äußeren und inneren Dienstes zur Uebernahme jedes Auftrages, für welchen Allerhöchstdieselbe mich fähig und würdig erachten sollten, bereit finden würden. Ich bin seit Jahren so hoch begünstigt und ausgezeichnet worden, daß es geradezu unverantwortlich wäre, wenn irgendeine Schwierigkeit von mir ausginge.

Mit Ehrfurcht verharrend

Großherzog Friedrich antwortete mit seinem gesunden Urteil dilatorisch.

Nr. III

Großherzog Friedrich von Baden an Robert v. Mohl

(Nichteigenhändiges Original, Bruchstück)

o. O. [Versailles] u. o. D.

Mein lieber Geheimrath von Mohl!

Sie haben in Ihrem Schreiben vom 20. Dezember in so freundlicher Weise meiner Wirksamkeit bei den Verhandlungen gedacht, welche Deutschlands Einigung zum Gegenstande hatten, daß ich es mir nicht versagen kann, Ihnen herzlich zu danken, für diesen wohlthuenden Ausdruck Ihrer anerkennenden Gesinnung. Möchten bald alle Hindernisse beseitigt werden, welche der Vollendung des Werkes noch entgegenstehen und gleichzeitig der Krieg einen befriedigenden Abschluß finden, damit die Nation in gesichertem Frieden sich der großen Errungenschaften erfreuen könne. Wenn auch neuere Nachrichten aus München die Lage etwas günstiger erscheinen lassen, so berechtigen sie doch nicht zur Annahme einer alsbaldigen glücklichen Lösung; so lange aber diese noch nicht erlangt ist, werden alle auf die Annahme der Kaiserwürde bezüglichen Fragen ausgesetzt bleiben müssen, so werthvoll es auch ist, schon jetzt die Wünsche patriotisch gesinnter Männer

Hier bricht das Schreiben mitten im Satz ab, da der Rest, der auch das Datum enthielt, wohl von Mohl selbst, mit der Schere abgeschnitten worden ist. Leider fand er sich nicht mehr vor. Er mag besonders interessante, vertrauliche Mitteilungen oder Anschauungen des Großherzogs enthalten haben.

Digitized by Google

Hypothesen über die Herkunft des Lebens

Von

Geh. Rat Prof. Dr. W. Branca (Berlin)

(Schluß)

So hat sich nun im Vorhergehenden ergeben, daß die bisher besprochenen drei Erklärungsversuche der rätselhaften Herkunft des Lebens auf große Schwierigkeiten stoßen:

Die biblische Erklärung des Rätsels nimmt ein Wunder an und gesteht das offen ein.

Die allgemein übliche naturwissenschaftliche Lösung, die Hypothese von der Urzeugung, nimmt meiner Ansicht nach ebenso ein Wunder an, wenn auch ohne das zuzugeben.

Die von Preyer und Martin vertretene Lösung verbreitert und verschiebt den Begriff des Lebens willkürlich, was nicht statthaft ist.

Jene beiden ersten Erklärungsversuche stimmen darin überein, daß sie das Leben erst entstehen lassen, und zwar auf der Erde. Dieser dritte dagegen weicht von ihnen ab, indem er das Leben offenbar doch für ebenso alt als die Materie selbst annimmt. Darin kommt er dem vierten, der mir als das Richtigere, besser gesagt als das am wenigsten Unwahrscheinliche, erscheint, in diesem einen Punkte scheinbar nahe. Indessen das ist nur Schein; denn gegenüber dem Preyerschen und dem sogleich zu besprechenden vierten Erklärungsversuche besteht der sehr tiefgreifende Unterschied, daß, wie schon gesagt, dieses anorganische, ältere, von Preyer sogenannte Leben nur ein vermeintliches, kein wirkliches Leben ist.

Ich möchte gegenüber diesen besprochenen Lösungsversuchen meinen, daß nichts andres übrigbleibt als die Annahme, daß das Leben — ich meine natürlich das wirkliche, echte, an Kohlenstoff, Sauerstoff, Wasserstoff, Stickstoff gebundene Leben — weder geschaffen, noch von selbst entstanden, sondern ebenso alt ist wie die leblose Materie, ich meine wie die Sternenwelt überhaupt. Aber wie die leblose Materie *in ihrer jetzigen Form*; daß es also *in demselben Maße* von Ewigkeit her ist, wie diese Materie in *ihrer jetzigen Form* selbst.

Ist die Sternenwelt von Ewigkeit her, so ist kein Grund vorhanden, warum nicht auch das Leben von Ewigkeit her sein sollte. Ist die Sternenwelt erst entstanden, so dann auch mit ihr das Leben. Ich komme darauf zum Schlusse zurück.

Mir will scheinen, daß das der einzige Erklärungsversuch ist, den die Naturwissenschaft — wenn sie überhaupt irgendeinen Erklärungsversuch machen will — machen dürfte, weil er eben von jedem eingestandenen und nicht eingestandenen Wunder Abstand nimmt und weil er so absolut einfach ist. Ich möchte diese Vorstellung noch etwas näher ausführen.

Digitized by Google

Wohl schon im Jahre 1865 sprach Richter in Dresden die Ansicht aus, welche später von Helmholtz in einem seiner populären Vorträge ebenfalls besprochen wurde, welche in neuerer Zeit dann auch von Arrhenius und auch von mir vertreten wurde: Daß das Leben nicht auf der Erde entstanden, sondern durch Meteorite bezüglich irgendwelche Himmelskörper auf die Erde verfrachtet sei. Man könnte das als die Impfhypothese bezeichnen, da das Leben nach ihr in gleicher Weise durch das Ausstreuen von Keimen auf die Himmelskörper letzteren eingeimpft wird, wie man z. B. den Ackerboden mit gewissen Bakterien durch das Ausstreuen derselben impft, um besseres Wachstum von Leguminosen zu erzeugen.

Wir sahen oben, daß das Vorhandensein von Leben auf zahlreichen andern Planeten fast eine zwingende Wahrscheinlichkeit ist; und wir brauchen ferner nur diejenigen, allerdings nicht häufigen Fälle von Meteoriten ins Auge zu fassen, in welchen kohlenstoffhaltige Substanz, also Humus, aus dem Weltall auf die Erde herabgefallen ist, um in diesem Humus einen sicheren Beweis für diese Ansicht zu erkennen. Humus besteht bekanntlich nur durch Vermoderung organischer Substanz und zwar unter Mitwirkung von Fermentpilzen, d. h. also unter Mitwirkung von Lebewesen. Leben ist folglich dort, wo diese kohlenstoffhaltigen Meteorite herkommen, d. h. auch an andern Orten des Weltalls als die Erde, vorhanden gewesen!

Ist nun aber einmal Leben auf andern Gestirnen, seien sie groß oder klein oder kleinest, möglich oder vorhanden und wird erweislich Humus, also Ueberrest ehemaligen Lebens, aus dem Weltall auf die Erde verfrachtet, dann ist damit selbstverständlich auch die Wahrscheinlichkeit mehr als groß, daß nicht nur Ueberreste des Lebens, sondern auch Leben selbst von einem Himmelskörper auf den andern verfrachtet wird. Ist dann der betreffende Himmelskörper zu kalt oder zu heiß, also seine „Zeit nicht erfüllet", dann wird natürlich Leben, das auf solche Weise auf ihn gelangt, entweder erstarren oder verbrennen. Ist dagegen die „Zeit für ihn erfüllet", dann wird Leben auf ihm weiterleben können.

Man könnte nun einer solchen Vorstellung von der Verfrachtung des Lebens drei verschiedene Einwürfe machen.

Einmal den Einwurf, daß sowohl die auf die Erde fallenden, als auch die unendlich viel zahlreicheren Meteorite, welche nur die oberen Schichten der irdischen Lufthülle durchschneiden und dann jenseits derselben wieder in das Weltall hinaustreten, daß alle diese Meteorite ja glühend würden dadurch, daß die vor ihnen stark zusammengepreßte Luft infolge dieser Zusammenpressung sich außerordentlich erhitzt.

Indessen, das ist insofern ein Irrtum, als schon solche Meteorite von der Größe einer Gewehrkugel wahrscheinlich keineswegs durch und durch glühend werden; jedenfalls erstreckt sich die auf solche Weise hervorgerufene Schmelzung der Meteorite immer nur auf ihre oberflächlichste Schicht. Es ist daher sehr

Digitized by Google

wohl möglich, daß diese Meteorite, obgleich sie außen schmelzen, doch im Innern noch eisig kalt sein können. Keime, die in den Spalten dieser Meteorite sitzen, werden mithin unbeschadet der Schmelzung der obersten Schicht erhalten bleiben können und auf die Erde gelangen.

Auf der Erde sind bekanntlich alle Spalten der Gesteine erfüllt mit zahlreichen mikroskopischen Lebewesen; warum sollte das nur von der Erde gelten, nicht auch von andern belebten Körpern im Weltall.

Indessen es ist gar nicht einmal nötig, auf Keime in den Spalten der Meteorite zurückzugreifen; denn bei dem ungeheuer raschen Lauf, welcher den Meteoriten eigen ist, muß bei dem Durchschneiden unsrer Atmosphäre ein so mächtiger Luftzug stattfinden, daß die Keime zum größten Teil sofort von dem Meteorit herabgeblasen werden und sich dann auf die Erdoberfläche niedersenken, bevor der Meteorit auch nur stark erhitzt worden ist.

Dazu muß man sich ferner vergegenwärtigen, daß zwar die Zahl der auf die Erdoberfläche herniederfallenden Meteorite eine geringe ist. Daß aber die Zahl der durch die oberen Schichten unsrer Atmosphäre nur hindurchgehenden Meteorite, von denen doch ebenfalls etwaige Keime herabgeblasen werden können, sich jährlich auf Milliarden beläuft. Man vergegenwärtige sich ferner, daß nicht nur so kleine Weltstäubchen, wie es die Meteorite sind, sondern auch größere Himmelskörper auf einen Planeten stürzen können.

Nach all dem wird man der Annahme einer Verfrachtung des Lebens durch Meteorite und andre Himmelskörper eine starke Wahrscheinlichkeit nicht absprechen dürfen.

Noch ein Zweites jedoch könnte man einer solchen Anschauung entgegenhalten wollen: Daß nämlich derartig durch Meteorite verfrachtete Keime im Weltall, wo sie der eisigen Temperatur desselben ausgesetzt sind, getötet werden müßten, also nur im abgestorbenen Zustande auf die Erde niedersinken würden. Demgegenüber kann indessen geltend gemacht werden, wie ich schon vorher sagte, daß es gelungen ist, Keime in einen sogenannten anabiotischen Zustand, d. h. in einen Zustand vorübergehender Leblosigkeit, gewissermaßen schlafenden Lebens zu versetzen, indem man ihnen ihre wichtigen Lebensbedingungen entzog. Aus diesem Zustande konnte man sie dann durch Zuführung dieser Lebensbedingungen wieder ins Leben zurückrufen.

Es wäre also vielleicht nicht nötig, daß Keime, denen ja auf kleinen Meteoriten keine Luft, kein Wasser, keine Wärme zu Gebote stehen würden und die zudem der sehr niedrigen Temperatur des Weltalls ausgesetzt wären, durchaus das Leben verlieren müßten. Sie könnten vielleicht in einem anabiotischen Zustande durch das Weltall fahren.

Indessen es liegt auf der Hand, daß eine solche Verfrachtung doch auch, oder vielleicht noch sehr viel besser, durch größere Himmelskörper erfolgen könnte, auf denen den Keimen Luft, Wasser und genügende Wärme zu Gebote gestanden hätten.

Selbst aber wenn man das zugibt, so könnte immerhin noch ein Drittes

Digitized by Google

eingeworfen werden: Daß mit alledem die Entstehung des Lebens doch nur von der Erde auf irgendeinen andern Planeten verlegt würde; denn irgendwo müsse doch das Leben einmal angefangen haben. Es sei also damit bezüglich der Frage nach der Entstehung des Lebens gar nichts gewonnen. Dieser Einwurf aber, so scheint mir, ist noch weniger stichhaltig als jene beiden ersten; denn wie ich schon betonte, warum sollte denn Leben notwendig einmal angefangen haben müssen, warum sollte es denn nicht von jeher bestanden haben können? Freilich in einem andern, richtigeren Sinne, als Preyer und Martin das im Auge hatten.

Wenn nämlich die Welt, wie doch die Naturwissenschaft annimmt, weil sie eine Entstehung oder Schaffung derselben aus dem Nichts unmöglich fassen und begreifen kann, wenn also die Welt wirklich von Ewigkeit her ist, dann muß mit ganz demselben Rechte auch das Leben von Ewigkeit her sein können.

Man sieht, bei dieser Anschauungsweise besteht die Schwierigkeit viel weniger in der Frage nach der Herkunft des Lebens, als in dem Begriff der Ewigkeit überhaupt, also in einem Begriffe, für den wir wohl ein Wort, aber nicht das geringste wirkliche Verständnis haben, weil uns die Fähigkeit fehlt, die Ewigkeit zu begreifen.

Das Leben ebenso alt wie diese Sternenwelt, in der wir leben. Aber wie alt ist nun diese Welt? Mit dieser Frage beginnt überhaupt erst das eigentliche Problem, und dieselbe Frage legt sich ganz ebenso quer vor den Weg dessen, der eine Entstehung des Lebens durch Urzeugung und die Ewigkeit der Welt annimmt.

Die Welt ist von Ewigkeit da, so sagt die Naturwissenschaft. Warum?

Weil es undenkbar ist, daß die Erde bezüglich ganz allgemein, daß ein körperliches Etwas aus nichts hervorgehen könne; sei es von selbst, sei es durch höhere Macht. Ich teile diese Ansicht voll und ganz; denn das wäre ein Wunder. Aus nichts kann nicht etwas werden; und etwas kann nicht zu nichts werden. Eben darum teile ich ja auch nicht den Glauben von der Urzeugung, weil die Entstehung von Leben aus Unleben ebenfalls ein Wunder sein würde. Mithin bleibt allerdings scheinbar absolut nichts übrig als der Glaube, daß die Welt, so wie sie ist, von Ewigkeit her da sein muß. Aber doch nur scheinbar; denn die Schwierigkeit liegt eben in der Ewigkeit dieser Welt.

Wie soll — so kann man fragen und muß es tun, wenn man sich nicht mit Schlagworten abspeisen lassen will — wie soll diese Ewigkeit möglich sein, wenn doch die Gestirne ausnahmslos einen Entwicklungsgang durchlaufen und ein Entwicklungsgang doch ein zeitlich Begrenztes ist, also einen Anfang und ein Ende hat? Hätte dieser heutige Entwicklungsprozeß der Gestirne sich von Ewigkeit her vollzogen, dann müßte er schon seit undenklichen Aeonen von Jahren abgelaufen sein, es müßte schon von Ewigkeit her jedes Gestirn erkaltet, erstarrt, jedes Leben erloschen sein; denn auch ein Bruchteil einer Ewigkeit ist ja immer noch eine Ewigkeit.

Dieser Entwicklungsprozeß ist aber noch nicht abgelaufen, sondern die

Digitized by Google

Sternenwelt befindet sich noch mitten in demselben. Folglich muß er einmal einen Anfang gehabt haben, so lautet der folgerichtige Gedankengang.

Halten wir trotzdem an der Vorstellung von der Ewigkeit der Welt fest, so müssen wir einen Ausweg aus diesem Dilemma suchen, und dieser zeigt sich uns auf zwei verschiedenen Straßen.

Der eine Ausweg ist der bekannte, den Haeckel in seinen „Welträtseln" gewählt hat. Es ist das die Ansicht, daß die Gestirne, wenn sie erkaltet sind, immer wieder zufällig aufeinander gestürzt sind und in alle Ewigkeit stürzen werden; daß sie dadurch sich jedesmal so stark erhitzen, daß sie wieder verdampfen, zu kosmischem Nebel werden, worauf dann der Entwicklungsprozeß wieder von neuem anfängt. So soll es von Ewigkeit her gewesen sein und in alle Ewigkeiten hinein sich wiederholen.

Wie der bekannte Physiker Chwolson gezeigt hat, ist diese Ansicht indessen völlig unhaltbar: Indem die Gestirne sich abkühlen, strahlt ihre Wärme in das kalte Weltall aus, zerstreut sich also mehr und mehr und verteilt sich in demselben, so daß schließlich, wenn einmal alle Wärme sich in dem Weltall verteilt haben wird, der sogenannte Wärmetod eintreten muß. Die von einem jeden Gestirn auf solche Weise ausgestrahlte Wärmemenge ist demselben also verloren und kann durch einen Zusammenstoß nur teilweise wieder ersetzt werden. Es muß also der Wärme in den Gestirnen immer weniger werden; sie werden bei einem Zusammenstoße immer weniger verdampfen können.

Da nun dieser Prozeß sich schon von Ewigkeit her vollzogen haben soll, so müßten die Gestirne längst alle ihre Wärme verloren haben. Nur wenn man die vollends unglaubhafte Annahme machen wollte, daß das Weltall rings von einem riesigen Kugelspiegel umgeben sein würde (was sollte wohl hinter diesem Kugelspiegel sein?), der die Wärme wieder zurückwürfe, würde sie nicht verloren gehen.

Ein Beispiel, das das noch klarer macht: Ich habe 365000 Goldstücke in einem Kasten; werfe jeden Tag 1000 derselben, immer wieder an andrer Stelle, in das Meer. Nach einem Jahre ist nichts mehr davon im Kasten, alle sind verstreut, unwiederbringlich für mich verloren; obgleich doch noch alle 365000 Goldstücke auf der Erde vorhanden sind. Und nur wenn der Boden des Meeres elastisch wäre und sie mir alle wieder in den Kasten würfe, nur dann hätte ich sie wieder. Ganz ebenso geht auch von der Wärmeenergie in der Welt nichts verloren. Aber wenn sie erst einmal zerstreut ist, dann ist sie für die Gestirne doch verloren.

Dieser scheinbare Ausweg aus dem Dilemma ist also ein Irrweg.

Der andre Ausweg könnte in der folgenden Richtung versucht werden: Heutige Physik erkennt in der Materie nur Energien. Es gibt aber verschiedene Formen der Energie, wie Wärmeenergie, elektrische Energie, die ineinander übergeführt werden können. Wenn nun in ähnlicher Weise die Materie vor ihrer jetzigen Form eine ganz andere Form gehabt hätte. Dann hätte die jetzige

Digitized by Google

Form der Materie — ich will sie die B-Form nennen — und hätten die Gestirne wirklich einen Anfang gehabt, wären also nicht von Ewigkeit her; obgleich doch die Materie an sich bezüglich eben das, was vor demjenigen da war, das wir jetzt Materie nennen — ich will es als A-Form bezeichnen — von Ewigkeit her sein würde.

Damit hätten wir Endlichkeit und Ewigkeit zugleich, eins in dem andern. Die Endlichkeit der jetzigen Materie, der B-Form, in der Ewigkeit dessen, was vorher da war in der Ewigkeit der A-Form.

Ich will das etwas weiter ausführen:

Genau wie in der Lebewelt die Zelle (s. oben), die man früher für den letzten Baustein des Körpers hielt, sich nach neueren Untersuchungen als ein bereits kompliziertes Gebilde erwiesen hat, so ist auch in der anorganischen Welt das Atom nicht mehr der elementare Baustein der Materie, für den man es früher hielt, sondern bereits ein kompliziertes Gebilde, „eine Welt im kleinen".[1]) Das Atom ist also bereits ein Gewordenes, kein Ursprüngliches mehr; es ist, wie ich mich ausdrückte, bereits die B-Form der Materie, nicht mehr die A-Form. Aber weiter:

Ganz ebenso wie nicht die Zelle der elementare Baustein der Lebewelt und wie nicht das Atom derjenige der Materie ist, so ist nun auch in der Sternenwelt der kosmische Nebel nicht mehr als der elementare Baustein zu betrachten, aus dem die Gestirne in letzter Linie ihre Entwicklung genommen haben.

Der kosmische Nebel zeigt ja durch sein Spektrum an, daß er aus Elementen, also aus fertigen Atomen besteht. Die Atome aber sind, wie wir sahen, nicht die elementarsten Bausteine, nicht die A-Form der Materie; folglich ist auch der kosmische Nebel nicht die A-Form der Gestirne, nicht ihr Ausgangsstadium.

Was könnte nun die A-Form im Aufbau der Materie sein? Die Physiker sind heute darin sich einig, daß jedes Atom aus einer unbekannten, allem Anschein nach aber großen Anzahl von Elektronen, d. h. von Elektrizitätsatomen, aufgebaut ist. Erst aus einer Vereinigung solcher Elektronen entsteht das körperliche Atom; und aus einer allmählichen Vereinigung unzählbarer Atome ist dann der kosmische Nebel gebildet, aus dem wieder die Gestirne allmählich entstehen. Mit den Atomen entstehen dann erst die zwischen ihnen wirksamen Gravitationskräfte; und indem im kosmischen Nebel immer mehr und mehr Atome aus der Vereinigung von Elektronen sich bilden, wächst im Innern des Nebels mehr und mehr die Gravitation. Nölke hat auf diese Verhältnisse kürzlich hingewiesen.

Was sind nun aber die Elektronen? Sie sind masselos, ganz ähnlich wie der das Weltall erfüllende Aether. Aber wenn sie auch masselos sind, so sind sie doch nicht kraftlos, sie besitzen potentielle Energie, sie sind in steter Bewegung,

[1]) Eine vorzüglich klare, kurze Darlegung dieser Dinge gibt die kleine Schrift von Heinr. Rubens, Die Entwicklung der Atomistik. Berlin 1913, bei Hirschwald.

Digitized by Google

sie üben anziehende und abstoßende Kräfte aufeinander aus, sie geben gewissermaßen dem Weltäther Leben. Auf sie, d. h. auf elektrische Kräfte, sind also letzten Endes alle Molekularkräfte, wie Kohäsion, Adhäsion, Elastizität, Festigkeit, alle chemische Verwandtschaft, überhaupt alle Naturkräfte zurückzuführen.

Wie sich aber eine Anzahl von Elektronen zu einem Atom vereinigt, so kann das Atom dann auch wieder seine Unveränderlichkeit verlieren, es kann sich im Innern umwandeln, kann zerfallen zu Atomen andrer Art, von andrer innerer Anordnung, und dann entsteht aus dem einen Element das andre — ein Vorgang, den bis vor kurzem die Wissenschaft für unmöglich erklärt hatte. Das zeigen uns die radioaktiven Vorgänge, auf die ich nachher zurückkomme.

Aus masselosen Elektronen also entstehen die massebesitzenden Atome? Das wäre ein Mysterium, dann entstände aus einem körperlichen Nichts ein körperliches Etwas; wie sollten wir das begreifen? Somit ergibt sich die folgende Alternative: Entweder besitzen diese masselosen Elektrizitätsatome, die Elektronen, dennoch unmeßbare, unwägbare Spuren von Materie, an die ihre Elektrizität gebunden ist, oder indem sie sich zum materiellen Atom verbinden, binden sie sich dort an bereits vorhanden gewesene Materie.

Indessen auch das verhilft uns nicht zu einer Lösung des Rätsels. Wenn auf solche Weise die B-Form, die aus Atomen aufgebaute Form der Materie nicht von Ewigkeit her, sondern aus dieser elektrischen A-Form hervorgegangen ist, dann würden wir ja doch wieder dieser A-Form gegenüber vor der Frage stehen, ob sie als solche von Ewigkeit her ist, ob man sich also vorstellen soll, daß von Ewigkeit her nur diese Elektrizitätsatome bestanden haben, die sich bewegten und die nun zu einer gewissen Zeit sich zu materiellen Atomen verbanden, die letzteren dann die jetzige Körperwelt bildeten — und damit das Leben erstehen ließen.

Eine einmalige Entstehung der B-Form aus der A-Form würde somit die Sache nicht klären; es würde vielmehr einer unaufhörlichen, ewig sich wiederholenden Entwicklung der B-Form aus der A-Form und wieder zurück der B-Form in die A-Form bedürfen, um das Ewige, Anfangslose der Materie und damit auch das Ewige, Anfangslose des Lebens zu verstehen. Mit andern Worten, gewissermaßen eine Art von Perpetuum mobile würde nötig sein; und Arrhenius ist es, der uns ein solches — wenn er es auch nicht als Perpetuum mobile bezeichnet — als Folgewirkung des Verhaltens der radioaktiven Substanzen klarzumachen sucht. Zum besseren Verständnis dessen sei jedoch erst noch das folgende vorausgeschickt:

Wir unterscheiden bekanntlich eine ganze Anzahl von Elementen, aus denen die Materie besteht, wie z. B. Eisen, Kalzium, Magnesium, Kalium, Silizium usw. Bisher galt als feststehend, daß diese Elemente sich nicht verändern, sich nicht ineinander umwandeln könnten; so daß also die Versuche der Alchimisten, das Element Gold aus andern Stoffen bzw. Elementen darzustellen, als völlig unsinnig betrachtet wurden.

Digitized by Google

Wie so manche andre für zweifellos richtig erachtete Ansicht in der Wissenschaft, so hat sich auch diese Ansicht als irrig erwiesen: die Alchimisten haben theoretisch recht gehabt. Zwar ist bisher nicht erwiesen, daß gerade das Element Gold aus andern Elementen hervorgehe; es ist das auch bisher von der ganz überwiegend größten Anzahl aller Elemente nicht erwiesen — aber es ist doch durch Herrn und Frau Curie von einigen wenigen Elementen bereits erwiesen; und damit ist die übergroße Wahrscheinlichkeit gegeben, daß auch die andern Elemente nichts Beständiges, Unveränderliches, keine Grundstoffe sind, sondern ebenfalls sich umwandeln können, sobald nur die dazu nötigen Bedingungen geboten werden; und ob speziell für Gold diese Bedingungen sich hier auf der Erdoberfläche finden, das ist sehr fraglich.

Eines dieser sehr wenigen, bisher als nicht beständig erwiesenen Elemente ist nun das Radium. Dieses zerfällt bei gewöhnlicher Temperatur in andre Elemente, wobei ganz gewaltige Wärmemengen erzeugt werden.[1]) Umgekehrt aber, bei sehr hohen Temperaturen, bildet sich Radium aus seinen Zerfallsprodukten wieder zurück, wobei nun entsprechend gewaltige Wärmemengen verbraucht werden.

Auf diese Verhältnisse gründet Arrhenius seine Hypothese; denn es ist klar, daß auf solche Weise diese radioaktiven Körper gewissermaßen eine Art von Perpetuum mobile ergeben würden, sobald es möglich wird, daß sie abwechselnd immer das eine Mal in einem Gestirne von überaus hoher Temperatur sich befinden, wo sie sich dann aus ihren Zerfallsprodukten wieder neu bilden können, und das andre Mal in ein kühles Gestirn verpflanzt werden, wo sie dann unter hoher Wärmeentwicklung wieder zerfallen.

Nun folgert Arrhenius: Wir haben beiderlei Arten von Gestirnen im Weltall. Die einen sind die Fixsterne, die ja zum Teil außerordentlich hohe Temperaturen besitzen.[2]) Die andern sind die zahlreichen kosmischen Nebel, deren Temperatur zunächst eine recht niedrige ist.

Durch vulkanische Ausbrüche von gewaltiger Heftigkeit, wie wir sie auf unsrer Sonne tatsächlich beobachten, werden aus dem heißen Innern der Fixsterne solche radioaktiven Stoffe heraufgebracht und bis zu gewaltigen Höhen hinaufgeschossen. Dort erkalten sie durch die Berührung mit dem eisigen Weltall, kondensieren sich zu kosmischem Staub, d. h. zu Meteoriten. Dieser Staub wird durch den Strahlungs-

---

[1]) Radiumverbindungen geben Helium ab unter Entwicklung von 2000 Millionen Kalorien pro Gramm Radium; also 1 Gramm Radium entwickelt so viel Wärme, daß damit 2 000 000 000 Liter Wasser um 1 Grad Celsius erwärmt werden, bzw. 20 Millionen Liter Wasser von 0 auf 100 Grad Celsius gebracht werden können.

[2]) Rosenberg in Tübingen hat neuerdings aus photographischen Untersuchungen der Intensitätsverteilung in Spektren von Fixsternen die folgenden Ergebnisse geschöpft: Wenn man die Temperatur unsrer Sonne zu rund 5000 Grad Celsius gelten läßt, so dürften die heißesten Sterne eine Temperatur von zirka 400 000 Grad Celsius besitzen, die nächstfolgenden von zirka 50 000 Grad Celsius, die kühlsten (der untersuchten) von nur 2150 Grad Celsius.

Digitized by Google

druck[1]) der glühenden Gestirne in das Weltall hinausgepreßt, fährt in ihm umher und wird von andern Gestirnen angezogen.

Auch die zahlreichen kosmischen Nebel, die eine niedrige Temperatur besitzen, nehmen radioaktiven Staub auf; und da Radium, wie oben gesagt, bei gewöhnlicher Temperatur zerfällt und dabei außerordentliche Wärmemengen entwickelt, so geraten die kosmischen Nebel durch das Zerfallen des radioaktiven Staubes sowie durch ihre Verdichtung ins Glühen und entwickeln sich so allmählich zu Fixsternen. Sobald sie aber dieses Sonnenstadium erreicht haben, bilden sich aus den Zerfallsprodukten wiederum radioaktive Substanzen zurück, und nun beginnt jener soeben geschilderte Umlauf aufs neue und vollzieht sich in alle Ewigkeit hindurch.

Notwendig aber ist dazu natürlich das stete, ewige Vorhandensein von immer wieder neu entstehenden kosmischen Nebeln niedriger Temperatur; denn andernfalls müßten ja alle jetzt vorhandenen kosmischen Nebel in gegebener Zeit sich in Sonnen verwandeln und müßten diese, wieder in gegebener weiterer Zeit, zu festen, nichtleuchtenden Gestirnen erkalten; und wenn das alles seit Ewigkeit her im Gange ist, müßten längst alle Nebel und alle glühenden Fixsterne zu kalten, festen Gestirnen geworden sein, trotz aller Möglichkeit des Austausches von staubförmiger Materie unter den Gestirnen.

Arrhenius ist daher, ganz wie Haeckel, gezwungen, anzunehmen, daß durch den Zusammenstoß von erloschenen Fixsternen immer wieder aufs neue Nebel entstehen. Lassen wir nun einmal solche ewig sich wiederholenden Zusammenstöße zahlloser Gestirne als tatsächlich gelten, so ergibt sich meines Erachtens doch die sehr große Schwierigkeit: Wenn zwei erloschene Fixsterne aufeinanderstoßen und dadurch eine so ungeheure Wärmemenge entsteht, daß die beiden Gestirne verdampfen, also sich in einen Nebel verwandeln, dann entsteht eine in höchster Glut befindliche Nebelmasse. Arrhenius braucht jedoch für seine Hypothese, gerade umgekehrt, kühle Nebel; denn nur bei gewöhnlicher Temperatur können ja die vom Nebel angezogenen radioaktiven kosmischen Staubmassen zerfallen. Die von einem heißglühenden Nebel angezogenen radioaktiven Staubmassen dagegen würden hier ganz dieselben Temperaturbedingungen vorfinden wie im Innern der Fixsterne, aus dem sie entstammen; sie würden mithin bestehen bleiben und nicht zerfallen.

Freilich würde jeder auf solche Weise plötzlich entstandene hellglühende Nebel

[1]) Wie man neuerdings erkannt hat, übt jede Art von Strahlungsenergie, also Licht-, Wärme-, elektrische Strahlung, die von einem Körper ausgeht, einen Druck aus. Durch diesen Druck werden diese durch Kondensation entstandenen feinen Tröpfchen oder Staubmassen, die sich in den oberen Schichten der glühenden Sterne finden, in das Weltall hinausgetrieben. Da das seit undenklichen Zeiten, seit Ewigkeit her, stattfindet, so fahren auf solche Weise ungeheure Massen von kosmischem Staub durch das Weltall; und indem diese Massen von andern Gestirnen angezogen werden, auf sie hinabstürzen, wird die Materie von Gestirn zu Gestirn ausgetauscht. Brzesina hat zuerst die Entstehung der Meteorite auf solche kondensierten Gase von Fixsternen zurückgeführt; und Arrhenius wendet nun diese Vorgänge in der obigen wiedergegebenen Weise auf die radioaktiven Stoffe an.

Digitized by Google

durch Abkühlung in das Weltall Wärme mehr und mehr abgeben. Aber zugleich würde er doch durch ſeine Zuſammenziehung immer wieder Wärme, und zwar im Ueberfluß, erzeugen; denn nach allgemeiner Annahme führt der Entwicklungsgang einen glühenden Nebel in ein glühend flüſſiges Geſtirnsſtadium hinein, d. h. die Wärmeeinnahme muß in dieſem Stadium größer ſein als die Wärmeabgabe. Durch Zuſammenſtoß erloſchener Fixſterne können ſomit ſchwerlich Nebel von niedriger Temperatur entſtehen, wie Arrhenius ſie für ſeine Hypotheſe als Conditio sine qua non gebraucht.

Mir will ſomit ſcheinen, daß wir auch mit dieſer Hypotheſe eines ewig währenden Austauſches radioaktiver Subſtanzen zwiſchen Fixſternen und Nebeln nicht zum Verſtändnis eines ewig ſich wiederholenden, kreislaufenden Entwicklungsganges der Geſtirne gelangen. Ohne einen ſolchen Kreislauf aber iſt die Ewigkeit der Materie in Form von Geſtirnen unbegreiflich, und damit auch die Ewigkeit des Lebens auf gewiſſen dieſer Geſtirne. Halten wir trotzdem an der Ueberzeugung feſt, daß die Materie ewig iſt, weil ſie doch nicht aus nichts entſtanden ſein kann, dann kann uns nur die Annahme helfen, daß der bekannte Entwicklungsgang der Geſtirne ein zeitlich Begrenztes iſt und als ſolches die oben ſo genannte B-Form der Materie darſtellt, während die von Ewigkeit her ſeiende A-Form der Materie ſich anders als in Geſtirnsform darſtellt und uns unbekannt iſt.

Damit aber wäre die Ewigkeit des Lebens auch nur in der Weiſe begreifbar, daß wir es für ebenſo alt wie die B-Form der Materie, wie die Geſtirnswelt anſehen können, aber gegenüber dem, was vorher, während der Zeit der A-Form war, vor einem Rätſel ſtehen.

So ſtoßen wir immer wieder, auf jedem Wege der Hypotheſe, auf Fragen, Rätſel, von deren Löſung wir träumen mögen, weil Wiſſen uns fehlt und fehlen wird. Wohl mag das als ein unbefriedigender Schluß erſcheinen. Allein er dünkt mich ſehr viel beſſer, richtiger, dem Geiſte der Wahrheit ſuchenden Wiſſenſchaft entſprechender, als ein Schluß, in dem Unbewieſenes, Unbeweisbares als mehr oder weniger ſicherer Beſitz der Wiſſenſchaft hingeſtellt würde.

Wenn aber auch die Materie auf dieſe oder jene Weiſe ewig iſt und wenn auch vom Leben dasſelbe gelten ſollte, der Glaube, daß die Welt noch ein Höheres als dieſe Materie, ein Geiſtiges birgt — wir nennen es Gott — wird mir dadurch nicht berührt. Er ſteht mir über aller Frage.

Digitized by Google

Generalleutnant Freiherr v. Loë und General Salamanca[1])

Im Jahre 1883 war der Kronprinz von Deutschland, auf der Reise über Genua nach Madrid zum Besuch des Königs Alfons XII., in Valencia an Land gegangen und bis zur Weiterfahrt im Hause des Generalkapitäns Don Manuel de Salamanca y Negrete abgestiegen. Generalleutnant Freiherr v. Loë, zur Ankündigung des Besuches nach Madrid vorausgesandt, hatte sich nach Erfüllung seines Auftrags zum Empfang des Kronprinzen auf spanischem Boden bereits vorher in Valencia eingefunden und hier die überraschende Gelegenheit gehabt, dem eben erst auf seinem Posten eingetroffenen Generalleutnant Salamanca als Führer in der Stadt des Cid Campeador dienen zu können.

Als zwei Jahre später der spanisch-deutsche Karolinenstreit die üblichen parteipolitischen Begleiterscheinungen in Madrid auslöste, erhielt der kurze Aufenthalt in Valencia ein Nachspiel, dessen kluge und ritterliche Erledigung durch den General v. Loë charakteristisch ist für ihn und für den Geist des preußischen Offizierkorps.

General Salamanca war inzwischen Generaldirektor der militärischen Verwaltung und des Militärgesundheitswesens geworden und zugleich Präsident des Centro del Ejército y de la Armada. Doch betrachtete er seine Stellung in Madrid wesentlich als Mittel, um bei passender Gelegenheit die öffentliche Meinung zu gewinnen, und, von seiner Partei auf den Schild gehoben, Kriegsminister zu werden. Jetzt, als die Wogen der Erregung gegen Deutschland hoch gingen, als schon Ausschreitungen gegen das deutsche Gesandtschaftshotel vorgekommen waren, als „ulano“ zum Schimpfwort, der Deutschenhaß zum Kennzeichen eines edlen Spaniers wurde, als die Revolutionäre und Republikaner auf den Umsturz, die Liberalen auf den Fall des konservativen Ministeriums hofften, glaubte der intrigante Mann den Moment für einen Hauptschlag gekommen. In die Madrider Presse wurde die Nachricht lanciert, General Salamanca, der große Patriot, habe das ihm 1883 verliehene Großkreuz des Roten Adlerordens an den deutschen Kronprinzen mit einem Begleitschreiben zurückgeschickt, in dem der General sagte, wohl sei dieser Orden einst „als Zeichen der Freundschaft einer großen Macht“ von ihm angenommen, dann aber fortfuhr: „Der vor kurzem durch das deutsche Geschwader an den Karolineninseln geschehene, den gewöhnlichsten Grundsätzen von Freundschaft und internationalem Recht widersprechende Erwerbsakt hat mir den einzigen Grund, die genannte Dekoration ohne Verletzung meiner Ehre zu tragen, genommen. Ich sende sie deshalb Eurer Kaiserlichen Hoheit hiermit zurück, willens, dem

[1]) Aus dem demnächst im Verlage der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart erscheinenden Werk: „Generalfeldmarschall Freiherr v. Loë. Ein militärisches Zeit- und Lebensbild. Von Leopold v. Schlözer.“

Digitized by Google

Stolz in meiner Brust durch andern Gewinst Genüge zu tun, indem ich gegen Deutschland kämpfe, sobald die Regierung, wie ich es wünsche, meine Dienste gebrauchen wird."

Gleichzeitig erklärte eine Generalversammlung des Centro militar, unter Vorsitz ihres Präsidenten Salamanca, die an deutsche Offiziere verliehene Ehrenmitgliedschaft für verfallen und die Betreffenden aller daraus erwachsenen Rechte für verlustig.

Der Coup schien geglückt.

Wohl verurteilten die spanischen Offiziere solches Vorgehen, wohl sprachen der König und der Kriegsminister dem General ihre Mißbilligung aus, aber angesichts seiner Popularität und der allgemeinen Aufregung wagte das Ministerium keine Schritte zu tun.

Die Regierung war nicht mehr Herr der Lage.

Ein Sturm der Begeisterung für Salamanca erhob sich. Sammlungen wurden veranstaltet, um dem „Nationalhelden" einen Ehrendegen zu stiften.

Man dachte in Spanien nicht mehr, man fühlte. Und was man fühlte, sollte gleich geschehen. Erst nach der Tat folgte bei wenigen die Ueberlegung.

Auf welche Weise aber hatte Salamanca Brief und Orden nach Deutschland befördert?

Den Orden hatte er gar nicht abgeschickt, für den Brief aber einen Weg gewählt, auf dem er an den falschen Mann kam. Denn an seinen Gast vom Jahre 1883, den Generalleutnant Freiherrn v. Loë, jetzt kommandierenden General des VIII. Armeekorps, hatte er den für den Kronprinzen bestimmten Brief offen gesandt, in freundschaftlichem Ton um die Weiterbeförderung gebeten und mit den Worten geschlossen:

„Es ist unbestimmt, welches Schicksal uns beiden der Gang der internationalen Verhandlungen zuteilen wird. Möglich ist, daß der eine gegen den andern auftreten muß. Wie dem aber auch sei, stets können Sie rechnen auf die unveränderliche Freundschaft Ihres —"

Manch andrer hätte in dieser Lage den Instanzenweg betreten, schon um jegliche Verantwortung von sich abzuschieben. Wobei dann allerdings mit der Möglichkeit gerechnet werden mußte, Salamancas Prestige durch das Hereinziehen der offiziellen Vertretung zu erhöhen.

Loë aber pflegte einer an ihn herantretenden Verantwortung nicht auszuweichen, sondern den Stier bei den Hörnern zu packen. Im Besitz eines Briefes, beleidigend für den Kronprinzen, für den Kaiser, für Deutschland, fühlte er sich in erster Linie als deutscher Offizier beleidigt. War der Brief Salamancas an ihn selbst auch durchaus in den Formen der Höflichkeit gehalten, die Tatsache genügte. Es kam hinzu, daß durch eine rein persönliche Auffassung der Angelegenheit dem spanischen General das Postament, auf das er sich gestellt, unter den Füßen fortgezogen wurde.

Nachdem die erforderlichen Schritte in Berlin getan waren, auch Fürst Bismarck das beabsichtigte Vorgehen als „richtig und schneidig" gelobt hatte,

Digitized by Google

sandte General v. Loë den Chef seines Stabes, Oberst von der Planitz, nach Madrid, mit dem Auftrag, dem General den Brief zurückzugeben, ihn in ruhiger Weise — suaviter in modo, fortiter in re — über die im deutschen Offizierskorps herrschende Ehrenauffassung sowie über die Loë persönlich zugefügte Beleidigung aufzuklären und, unter Ablehnung jeder Exkursion auf das politische Gebiet und einer etwaigen Fortsetzung der Korrespondenz, die persönliche Genugtuung dem eignen loyalen und ritterlichen Gefühle Salamancas anheimzugeben. Im Weigerungsfalle solle Planitz eine Forderung auf die in Spanien landesübliche Waffe, den Degen, überbringen und ein neutrales Land, z. B. Italien, für den Ort der Zusammenkunft vorschlagen.

Um jedes Mißverständnis auszuschließen, setzte Loë in einem an Planitz in französischer Sprache gerichteten Brief seine Auffassung auseinander. Er charakterisierte den Standpunkt des preußischen Offiziers, seine monarchische Gesinnung, seine Stellung zu politischen Fragen.

„Est-ce que le Général Salamanca croit que je suis moins sensible sur le point d'honneur national, représenté chez nous par une dynastie séculaire, que le reste de la nation? A quelle occasion lui ai-je donné le droit de douter de mon attachement à l'Empereur et à sa Famille au point d'aller porter au Prince Impérial une lettre qui, je lui en donne ma parole de soldat, a froissé toute l'Allemagne?

J'appartiens à cette vieille race de soldats prussiens qui n'entend pas la politique.

Nous laissons au Roi le soin de diriger la politique extérieure. Nous sommes muets jusqu'au moment où notre voix s'élève, c'est la voix du canon, et nous espérons alors nous faire comprendre de tout le monde."

Auf das Ungewöhnliche der Ordensrückgabe wird hingewiesen: „Si le Général a voulu donner par là une satisfaction à son sentiment national, il voudra bien remarquer que, selon nos habitudes et notre expérience, cette démarche est inusitée entre les officiers des grandes armées européennes, même en cas de guerre déclarée. Je ne me rappelle pas qu'un seul fait de ce genre se soit produit d'aucun côté avant ou pendant nos guerres de Danemark, d'Autriche ou de France. Moi-même, officier de la Légion d'Honneur avant la guerre de 1870 pour avoir combattu à côté de l'armée française en Afrique, j'ai tenu cette distinction en grand honneur, malgré la guerre, et je porte cette décoration aujourd'hui comme auparavant. Je ne crois pas qu'un seul officier des armées que nous avons eu l'honneur de combattre ait agi autrement. Nous tous, officiers danois, autrichiens, français, allemands, étions inspirés du même sentiment de courtoisie militaire, nous combattant vaillamment sur les champs de bataille, nous respectant avant, pendant et après. Nous n'avons pas cru que notre patriotisme nous imposât le devoir d'offenser, par des démarches personnelles d'une portée politique avant le commencement des hostilités, ceux qui pensaient devenir nos adversaires. Habitués par la discipline à ne jamais

Digitized by Google

nous occuper de politique, nous avons attendu silencieusement l'ordre du Roi de faire notre devoir. Je ne sache pas que cette froide réserve ait affaibli notre élan et notre dévouement sur les champs de bataille."

Nicht ohne Ironie fügte Loë hinzu:

„Les îles Carolines ne m'intéressent pas plus que la lune. Le Général Salamanca peut être sûr que jusqu'à ce moment j'en ignorais même l'existence. Il est pourtant bien dur d'être la victime de cet archipel lointain, en lui sacrifiant tous ces intérêts militaires qui me tiennent tant au cœur."

Und schloß dann mit den Worten:

„Rien au monde ne changera les sentiments de vénération, d'attachement, de reconnaissance, d'amitié et de sympathie que je ressens pour Sa Majesté le Roi d'Espagne, la Famille Royale, l'armée et le peuple espagnols. J'ai gardé de notre séjour à Madrid le souvenir le plus charmant. Je considère comme une faveur du sort toute occasion de pouvoir témoigner aux Espagnols mes sentiments sincères.

Je ne comprends rien à la politique, je ne m'en occupe pas, mais j'espère bien que, s'il y a pour le moment un différend entre les deux peuples, le bon sens des deux gouvernements et l'amitié des peuples le fera certainement cesser.

Partez, mon cher Colonel, soyez l'interprète de mes sentiments sympathiques, de mes souvenirs reconnaissants, de mes meilleurs vœux pour l'avenir de l'Espagne. Tout à vous

Loë."

Inzwischen war die öffentliche Stimmung gegen Deutschland in Spanien umgeschlagen. In erster Linie infolge des energischen Auftretens des Königs, der nicht allein persönlichen Mut zeigte, sondern auch direkt in die Verhandlungen eingriff und dem Ministerrat erklärte, er wolle unter allen Umständen Frieden mit Deutschland. „Wolle das Ministerium Krieg, dann werde er die Cortes einberufen und diesen die Fragen vorlegen. Stimmten sie auch für den Krieg, dann wolle er lieber die Krone niederlegen."

Die feste Haltung des Königs und das würdige, taktvolle Benehmen des Gesandten Grafen Solms wurden unterstützt durch eine kleine, aber nicht wenig mächtige politische Partei, an deren Spitze der frühere Minister des Innern Moret stand.

Mochte General Salamanca angesichts dieser Situation eine Fortsetzung des von ihm gewählten Weges zum Ruhm für inopportun halten, wurde ihm seine Lage durch die energische Haltung des Obersten von der Planitz bedenklich, jedenfalls ging er bei der Zusammenkunft mit Loës Abgesandten in äußerlich chevalereskter Form sofort auf alles ein, nahm seinen Brief ohne jede Bemerkung zurück und erklärte — wie in Gegenwart der Zeugen, des spanischen Brigadiers Jiménez Palacios und des deutschen Konsuls Bankdirektor Gwinner zu Protokoll

Digitized by Google

genommen wurde —, daß er „bedaure, durch die Ueberreichung des Briefes an Seine Kaiserliche Hoheit den Kronprinzen, den General v. Loë beleidigt zu haben, dem er im Gegenteil als einem Freund durch diese Vertrauensmission eine Ehre zu erzeigen glaubte".

Für General v. Loë war der Vorfall hiermit erledigt.

Als Erzherzog Albrecht, der Sieger von Custozza, davon hörte, freute sich sein altes Soldatenherz: „Die ritterliche Weise, in der Loë diese Affäre so korrekt und energisch durchführte, steigert meine Wertschätzung für ihn zu wahrer Hochachtung."

Salamanca hatte sich in seiner eignen Falle gefangen. Sein Prestige schmolz dahin. Es wurde bekannt, daß er den Orden überhaupt nicht abgeschickt, den famosen Brief an den Kronprinzen aber zurückgenommen und den General v. Loë um Verzeihung gebeten habe. Seine politischen Feinde nutzten seine tonteria (Dummheit) und Taktlosigkeit aus. Die eignen Gesinnungsgenossen tadelten, daß er nicht die Energie und den Mut besessen habe, den einmal eingeschlagenen Weg in der Ordensangelegenheit fortzusetzen. Er hätte nach ihrer Ansicht den Brief überhaupt nicht veröffentlichen sollen, wenn er es aber getan, ihn nicht zurücknehmen dürfen.

Die Möglichkeit einer Kombination mit Salamanca als Kriegsminister war für die nächste Zeit ausgeschlossen.

Der General wollte wenigstens seinen Orden los sein. Er reichte ihn dem spanischen Kriegsminister ein, mit der Bitte um Weitergabe auf dem Instanzenwege. Da er aber nie um die Erlaubnis eingekommen war, den Orden tragen zu dürfen — die Sporteln betrugen 75 Pesetas —, so antwortete der Kriegsminister, unter Rücksendung des Ordens, daß er nicht in der Lage sei, der vom General erbetenen Vermittlung näher zu treten.

Von Berlin aus wurde der preußischen Gesandtschaft offiziell mitgeteilt, daß der General aus der Ordensliste gestrichen sei.

Zwar glissierte Salamanca in den „El Liberal" eine seinem Publikum gefälligere Erklärung als die tatsächlich von ihm abgegebene. Doch dieser neue Schachzug half dem politischen „Streber" in den korrekteren Kreisen der spanischen Armee und des spanischen Volkes um so weniger, als nach und nach der authentische Wortlaut des Protokolls durchsickerte.

„Este no es un general como los otros," sagte man entschuldigend dem deutschen Militärattaché v. Deines. „Dieser General steht nicht auf der Höhe der andern."

Die tausend Pesetas, welche das revolutionäre Blatt „El Progreso" für den Ehrendegen gesammelt hatte, wurden zum Ankauf des Schiffes „Ejercito" bestimmt. Zum Trost wollte man mit den nachträglich eingegangenen Beiträgen ein Salamanca-Album stiften, in welches der Brief an den Kronprinzen und die Namen der Geber eingetragen werden sollten. Diese Ehre nahm der Nationalheld an.

Indessen beschämte ihn ein junger Eleve der Militärakademie, der vom

Digitized by Google

Kronprinzen bei dessen Anwesenheit in Toledo für geschicktes Vorführen seiner Abteilung eine Brillantnadel erhalten hatte. Als in der Presse verbreitet wurde, er habe diese Nadel ebenfalls zurückgeschickt, veröffentlichte der Militärschüler eine Erklärung, in der er sagte, es sei ihm niemals eingefallen, ein ehrenvolles Geschenk zurückzugeben, das er sein Lebenlang als teuere Erinnerung bewahren werde. „Ich meine," schloß er, „der wahre Patriotismus wird durch Taten bekräftigt, nicht aber durch unzeitige und augenscheinlich undiplomatische Handlungen."

Als General v. Loë hörte, daß in einigen spanischen Blättern der anonyme Versuch gemacht worden war, die Angelegenheit zugunsten des Generals Salamanca zu verschieben, schrieb er an Planitz: „Sollte Salamanca sich persönlich mit einem Dementi seiner Erklärung hervorwagen, dann gehe ich ihm, wenn er nur meinen Namen nennt, sofort zu Leibe, diesmal ohne Vermittlung und Erklärung. Telegraphisch. Mit diesen Leuten ist kein Friede zu machen, außer mit dem Degen in der Hand."

General Salamanca ließ sich indessen auf weitere Enthüllungen nicht ein. Auch seine Drohung, die Angelegenheit im Senat zur Sprache zu bringen, führte er nicht aus.

Fünf Jahre später starb er in Habana am Gelben Fieber.

Verwundetenfürsorge im Kriege. — Lehren des Balkankrieges

Von

Generalarzt z. D. Dr. Georg Körting

(Schluß)

Den Feldärzten steht ein umfangreiches Unterpersonal an Sanitätssoldaten und Krankenwärtern für den Hilfsdienst zur Seite. Aeltere Sanitätsunteroffiziere sind in allen großen Heeren sehr verläßliche Stützen des Dienstes. Zahl und Ausbildung des Unterpersonals steht im direkten Verhältnis zur Gesamtorganisation einer Armee. Wo es an Kämpfern fehlt, herrscht in der Regel keine Neigung, das Sanitätspersonal in dem erforderlichen Umfange aufzustellen, siehe Bulgarien, Montenegro. Das straft sich dann im Kriege. Die bei den Aerzten erwähnten Umstände gelten zum Teil auch hier. Es wird an Pflege und Arbeitskräften bei allen Sanitätsformationen im Kriege so viel mehr gebraucht, daß Leute eingezogen werden müssen, die dem Sanitätsdienst seit langem entzogen waren. Ja, die Sache liegt noch schwieriger, weil die Sanitätsmannschaften des Beurlaubtenstandes in ihrem bürgerlichen Leben nur zu häufig nichts mit dem Sanitätswesen zu tun haben. Fortbildungskurse finden übrigens auch

Digitized by Google

hier statt. Eine wesentliche Verstärkung erhält das männliche Unterpersonal der deutschen Armee in Kriegszeiten durch die erwähnten Sanitätskolonnen der freiwilligen Krankenpflege, die sich aus nicht oder nicht mehr dienstpflichtigen Männern zusammensetzen. Allein Preußen stellte 1913 1102 Kolonnen mit rund 34 000 Mitgliedern, außerdem rund 10 000 Mitglieder der Genossenschaft freiwilliger Krankenpfleger. Allerdings ist nur die Minderheit davon für das Feld verfügbar. Die Leute werden für den Krankenträger- und Pflegedienst, für Desinfektion und Depotarbeiten ausgebildet; sie finden im Heimats- wie Etappengebiet in Lazaretten, auf Sanitätszügen und -schiffen, auf Bahnhöfen, bei Einrichtung und Betrieb der Krankenanstalten, Depots usw. eine weitgehende, vielseitige Verwendung. Meines Wissens ist diese Leistung freiwilliger Hilfsbereitschaft in keinem andern Staate so gesichert wie in Deutschland.

Für die eigentliche Pflege am Bett und in der Hauswirtschaft der Hospitäler steht heute bei allen christlichen Nationen und in Japan ein zahlreiches weibliches Pflegepersonal unter dem Zeichen des Roten Kreuzes zur Verfügung. Die deutschen Bundesstaaten stellten 1913 3317 ausgebildete Schwestern, 571 Hilfsschwestern, zirka 4000 freiwillige Helferinnen. Auch die andern Völker verfügen über bedeutende Zahlen, zumal die Krankenpflege in religiösen Genossenschaften der verschiedenen christlichen Bekenntnisarten umfassend als Beruf geübt wird. Natürlich sind an jeder Stelle, wo es not tut, voll ausgebildete Schwestern vorzuziehen. Diese Forderung ist auch nach den Erfahrungen im Balkankriege wieder aufs lebhafteste gestellt worden. Da aber die Schwestern aus ihren Friedensstellungen, zu denen vorwiegend Gemeindekrankenpflege, Kinder-, besonders Säuglingspflege gehören, nur zu einem begrenzten Teil abkömmlich sind, so fehlt es jedem mobilisierten Heere an Pflegerinnen dieser Art. Ihre Vermehrung im Frieden wird von allen Feldärzten auch jetzt wieder lebhaft gefordert. Aber die Erfüllung dieses Wunsches ist recht schwierig. Denn erstens würde eine solche Zahl, wie im Kriege gebraucht wird, im Frieden keine Existenz finden, und zweitens hat die heutige Entwicklung der Frauenfrage mit ihren immer zunehmenden Berufsmöglichkeiten die Lust zu dem entsagungsvollen Beruf der Krankenschwester erheblich beeinträchtigt. Man ist daher überall genötigt, freiwillige Helferinnen in der Kriegskrankenpflege im Heimatsgebiet zuzulassen; Helferinnen, deren Ausbildung keine berufsmäßige ist und natürlich nicht an die der Schwestern heranreicht. Die Ausbildung wird im deutschen Roten Kreuz nach besonderen Bestimmungen mit Ernst und Eifer betrieben. Wir erwarten von der Vaterlandsliebe deutscher Frauen, daß sie das Ziel dieser Ausbildung erreichen und sich im Kriege unter Leitung von Aerzten und Schwestern im Lazarett wie im Depot, auf Verband- und Erfrischungsstellen und in andern Wirtschaftszweigen von Krankenanstalten bald zu brauchbaren Gehilfinnen entwickeln werden.

Vom Sanitätsmaterial muß schließlich etwas gesagt werden; denn die Beantwortung der eingangs gestellten Fragen ist davon in hohem Grade abhängig. Verband- und Transportmittel, sowie vorläufige Unterkunft kommen in Betracht.

Digitized by Google

In allen Armeen und Flotten ist die Baumwolle der allein noch gebräuchliche Stoff zur Bedeckung der Wunden. Mull, Watte sind die Gewebe; Kompressen, Binden, Tupfer die Grundformen der Anwendung. Ein kriegführender Staat, dem die Baumwollzufuhr gesperrt werden könnte, würde in böse Verlegenheit geraten, wenn er sich nicht vorgesehen hätte. Alle Verbandstoffe zum Bedecken der Wunden sind heute nur durch Hitze keimfrei gemacht, steriliſiert; in diesem Zustande bei guter Verpackung unbegrenzt haltbar. Die Notwendigkeit, sie zum Verbinden vieler Verwundeter schnell zur Hand zu haben, hat dazu geführt, die Stoffe in fertigen Einzelverbänden mitzuführen, gewöhnlich in drei Größen: 20 Prozent große für den Rumpf, ebensoviel mittlere für Kopf und Hals, 60 Prozent kleinere für die Glieder. So in der französischen Armee, wo z. B. ein Armeekorps von zwei Divisionen einschließlich seiner Sanitätsformationen mit 41 000 fertigen Verbänden ausrückt. Die deutsche Marine hat dieses System an Bord ebenfalls; die deutsche Armee zieht zurzeit Preßstücke vor, die auf sehr kleinem Raum viel Material vereinigen. Sie sind so gepackt, daß die für Verbände erforderlichen Stoffe leicht entnommen werden können, ohne daß der Rest unbrauchbar wird. Zur ersten Wundbehandlung dienen ferner große Mengen verschiedener Schienen. 32 bis 38 Prozent der Gliederverletzungen sind mit Knochenbrüchen verbunden, deren Ruhigstellung die Vorbedingung des Transportes ist. In den großen Heeren wird ferner das Unterpersonal des Sanitätsdienstes wie des Roten Kreuzes sorgfältig darin unterwiesen, Notbehelfe aller Art für die Versorgung, Lagerung und Unterbringung einschließlich Beförderung der Verwundeten nutzbar zu machen. Werkzeug dazu befindet sich in der Sanitätsausstattung. Von entscheidender Bedeutung für die uns hier interessierenden Fragen ist die Menge der Verbandmittel. Jede gut gerüstete Armee hat diesen Vorrat auf die größtmögliche Höhe gebracht. Nach den Erfahrungen der Kriegssanitätsgeschichte werden der Ausrüstung bestimmte Verlustgrößen zugrunde gelegt; aber nur für die eigne Armee, nicht für die Versorgung feindlicher Verwundeter. Man rechnet heute bei einem Armeekorps auf etwa 15 bis 20 Prozent Gesamtverlust, davon ein Sechstel Gefallene. Von 100 Verwundeten sind 30 bis 35 schwer, 50 leicht, 15 bis 20 ganz leicht verwundet. Für alle muß je nach der Art der Wunden Verband- und Schienenmaterial in der vorderen Linie bereit sein. Die Verbandpäckchen, die jeder Soldat trägt, zählen hierbei mit. Neben den Verbandmitteln sind schmerzstillende Arzneien (Morphium, Chloroform u. a.) nach der angenommenen Zahl tödlich und schwer Getroffener vorgesehen — auch diese Mittel werden in gebrauchsfertigen Einzelgaben für verschiedene Arten der ärztlichen Verwendung mitgeführt. Dazu kommen endlich Nahrungs- und Erquickungsmittel in möglichster Konzentration (Fleischextrakt, Schokolade, Konserven usw.) und möglichster Menge. Ihr Fehlen ist im Balkankriege oft schmerzlich bedauert worden. Denn das, was der Verwundete meist zuerst bedarf, ist Nahrung und Ruhe! Zu den nervenberuhigenden Mitteln gehört mit Recht der Tabak; das hat der letzte Krieg wieder einmal dargetan. Branntwein ist bei uns von der Annahme in freiwilligen Spenden ausgeschlossen.

Digitized by Google

Für die erste Notunterkunft der Schwerverwundeten am Verbandplatz werden in der deutschen Armee die Zeltbahnen der Mannschaften mannigfach benutzt. Sanitätssoldaten wie freiwillige Pfleger lernen umfangreiche Schutzhütten aus diesen vielseitig verwendbaren Segeltuchbahnen herzustellen. Zunächst kommen sie den zirka 15 Prozent nicht Fortzuschaffenden zugute.

An Transportmitteln kommen Krankentragen, Räderbahren, Krankenwagen für je vier liegende Verwundete, Kraftwagen und landesübliche Fuhrwerke zur Verwendung. Dazu weiter hinten Eisenbahnsanitätszüge und Flußfahrzeuge; zutreffenden Falles natürlich auch Seeschiffe. Bei günstiger Lage einer Eisenbahn können Waggons bis an die erste Linie vorgeführt werden, um Verwundete unmittelbar am Verbandplatz aufzunehmen. So 1905 bei Mukden seitens der Russen und Ende Oktober 1912 bei Kumanowo und Lüle Burgas. Die Montenegriner brachten 1913 auf dem Skutarisee Boote bis an die Verbandplätze der Belagerungslinie. Die technischen Einrichtungen der Beförderungsmittel sind sehr verschieden; Mittel zur Einrichtung von Güterwagen und Flußschiffen werden bei den Etappensanitätsdepots mitgeführt; in der Herrichtung von Landwagen mit Behelfsmitteln sind die Sanitätssoldaten geübt, ebenso die Kolonnenmitglieder des Roten Kreuzes. Am Balkan mußten, wie schon 1877/78 im Russisch-Türkischen Kriege, so auch jetzt wieder viele Tausende federloser, landesüblicher Ochsenkarren mit Strohschüttung, leider auch ohne solche, tagelangen Transporten dienen. Die Vorbereitung der Transportmittel geht im allgemeinen davon aus, daß 40 Prozent der Verwundeten auf Wagen fortgeschafft werden müssen, davon die Hälfte liegend. Die französische Armee sieht eignes Beförderungsgerät für 55 Prozent der Verwundeten und Kranken vor; darin sind allerdings Krankenzüge einbegriffen, in denen sich die Verwundeten der vorhandenen Sitze bedienen. Solche Züge benutzt jede Armee.

In sämtlichen Armeen sind in den letzten Jahren die Vorkehrungen für die erste Versorgung der Opfer des Kampfes bedeutend vermehrt worden. Ein Weitergehen darin zu dem Zweck, im Falle des Sieges die Verwundeten des Gegners mit zu berücksichtigen, ist ausgeschlossen. Die Vermehrung der Trains — „Impedimenta" der alten Römer — findet eine unübersteigbare Grenze an der Bewegungsfreiheit der Truppen. Auch die beste Sanitätsausrüstung wird immer nur ein Kompromiß zwischen dem Wünschenswerten und dem Erreichbaren bleiben, sagte schon vor dreißig Jahren der ältere Bronsart v. Schellendorf in seinem Buch über den Generalstabsdienst; das gilt heute in der Zeit der Millionenheere mit ihren enormen Munitions- und Verpflegungstrains, Lastkraftwagenkolonnen und Verkehrstruppenfahrzeugen noch mehr wie damals. Die Genfer Konvention hat ja darum die angeführte Bestimmung des Art. 1, nach der der das Schlachtfeld räumende Gegner Sanitätspersonal und Material bei denjenigen Verwundeten zurücklassen soll, die er nicht mitnehmen kann.

Sanitätsausrüstung ist teuer. Die Reichhaltigkeit der Versorgung damit ist also auch eine Frage der Geldmittel. Es ist erklärlich, daß es bei den weniger kapitalkräftigen Balkanstaaten daran gefehlt hat. Aber auch die großen Militär-

Digitized by Google

mächte nehmen im Kriege die private Wohltätigkeit gern in Anspruch, die ihnen von den freiwilligen Hilfsgesellschaften geboten wird. An Geld wie Material. Das Rote Kreuz eröffnet bei Kriegsausbruch sofort die Sammlungen; es stellt Vereinshospitäler, Sanitätszüge, Gabendepots auf. In Deutschland z. B. bezifferten sich 1870/71 diese Leistungen auf mehr als 18 Millionen Taler in bar und mehr als 9 Millionen Taler in Naturalgaben. Das japanische Rote Kreuz brachte 1904/05 über 12 Millionen Mark auf; es unterhielt u. a. 2 eigne Lazarettseeschiffe und besetzte 18 staatliche Dampfer, die dem Sanitätsdienst teilweise nutzbar gemacht wurden. Und doch, was wollen diese Kosten sagen gegen die lebenslängliche Versorgung von Tausenden von Krüppeln!

Zu dem Gesamtbilde der Organisation gehört die Sorge für die Kriegsgefangenen und die Nachrichtenvermittlung über tote und leidende Angehörige der kämpfenden Heere. Die Gefangenen werden nach der Schutzpockenimpfung in eignen Lagern untergebracht. Ihre Kranken werden so versorgt wie die des eignen Heeres. Der Nachrichtenvermittlung dient das Zentralnachweisebureau im Kriegsministerium. Es läßt auf diplomatischem Wege auch dem Gegner Mitteilungen und gegebenen Falles Nachlaßeigentum seiner Angehörigen zukommen. Viel Not und Sorge wird dadurch international gemildert. Immer freilich gelingt das nicht, trotz der in allen Heeren eingeführten Erkennungsmarken — das zeigt leider die beträchtliche Zahl der Vermißten nach jedem Kriege.

III. Das Sanitätswesen im Balkankriege

Sehen wir nun, wie sich der Sanitätsdienst im Balkankriege in die Formen einfügte, die heute mit geringen Verschiedenheiten allgemein gültig sind. Wir werden danach die Antwort auf die Fragen finden, die den Ausgangspunkt der Betrachtung bilden. Die Geschichte dieses Krieges ist zu einer Zeit noch nicht zu schreiben, in der die Erregung über das Ereignis noch bei allen Beteiligten nachzittert. Quellen für die uns hier interessierenden Geschehnisse sind die Berichte von Kriegsteilnehmern, überwiegend von jungen Aerzten des internationalen Roten Kreuzes. Bis jetzt liegt etwa ein Hundert solcher Arbeiten in Zeitschriften, Tagebüchern und Mitteilungen der Tagespresse vor — in allen Kultursprachen. Die meisten Beurteilungen gehen von Anschauungen aus, die der Verfasser zu Hause, in seiner Klinik, seinem Krankenhause, seiner Zivilpraxis gewonnen hatte, ehe er die entsetzliche Wirklichkeit des Krieges sah. Ein paar Berichterstatter waren schon am Russisch-Japanischen oder an einem der afrikanischen Kriege beteiligt und gingen daher an die Verhältnisse mit einer Erfahrung heran, die ihren Mitteilungen besonderen Wert verleiht. Aber alle Berichte geben frische, ungeschminkte Eindrücke der Gegenwart wieder und sind darum wertvoller als spätere amtliche Darstellungen, in denen vieles gemildert, vieles weggelassen wird, was den verantwortlichen Herausgebern unbequem ist.

Ueber den Dienst erster Linie erfahren wir nur vom Hörensagen und aus dem Zustand, in dem die Verwundeten in die rückwärtigen Lazarette gelangten; denn mit einer Ausnahme wurden die internationalen Aerzte nicht über das

Digitized by Google

Etappengebiet hinaus nach vorn gelassen. Ich möchte noch hinzufügen, daß brauchbares Zahlenmaterial über Verluste usw. noch kaum vorliegt. Das heikle Gebiet der Statistik wird daher nicht berührt, zumal es ja auch mit dem Thema in geringem Zusammenhange steht.

Die Griechen sandten bis vor drei Jahren Militärärzte zur Fortbildung nach Berlin. Als aber eine Anleihe in Paris begeben wurde, kam eine französische militärische Abordnung ins Land; mit ihr ein französischer Generalarzt. Nun wurde die Organisation des Sanitätswesens nach dem französischen Muster in Angriff genommen, die griechischen Aerzte fortan nach Paris dirigiert. Der französische Chefarzt ging übrigens beim Ausbruch des Krieges nicht mit ins Feld, sondern blieb in Athen. Dort etablierten sich bald Lazarette des Roten Kreuzes verschiedener Nationen und entfalteten eine ausgedehnte, segensreiche Wirksamkeit. Besonders zeichneten sich, wie auch in den andern Staaten, die russische und die deutsche Abordnung aus. Bei der Armee klappte trotz der Tüchtigkeit des Sanitätspersonals nicht alles. Die Einteilung der Sanitätsformationen nach französischem Muster war noch nicht fertig durchgeführt; die Hospitalsektionen standen meist nur auf dem Papier. Die Soldaten hatten Verbandpäckchen französischer Herkunft und tadelloser Zusammensetzung, aber mit französischem Aufdruck, den sie nicht lesen konnten; der Nutzen war also gering. Wundtäfelchen waren da, nutzten aber auch nicht viel, da die Verbände von den Aerzten oft unnötig erneuert wurden. Mangelhaft angelegte Knochenbruchverbände und ungünstige Transporte erhöhten die Zahl der Eiterinfektionen der Wunden. Im Heere des Kronprinzen, jetzigen Königs, war es sein in Deutschland ausgebildeter Chefarzt, Dr. Anastosopulos, der Feld- und Kriegslazarette schuf und den Sanitätsdienst in Saloniki wie in Janina mit fester Hand organisierte. Der aus Berlin entsandte Stabsarzt Dr. Goldammer, Assistent der chirurgischen Universitätsklinik, leistete eine besonders tüchtige chirurgisch-konsultative Mithilfe bis Mai 1913. Er wurde vom Könige bei Beginn des Krieges gegen die Bulgaren im Juli 1913 wieder zur griechischen Armee berufen.

Bei den Bulgaren scheint zwischen der glänzenden Vorbereitung zum Kampf und der Sorge für dessen Opfer ein besonders großes Mißverhältnis geherrscht zu haben. Vieles war vorhanden; einige tüchtige Aerzte, ein mutiges, nüchternes Sanitätsunterpersonal, dem ausgezeichneten bulgarischen Soldaten ebenbürtig. Sanitätsformationen gab es — aber alles war an Zahl und Ausrüstung unzulänglich. Im ganzen Lande befanden sich etwa 650 Aerzte, darunter 10 Chirurgen mit spezialistischer Ausbildung. Die Armee hätte, wenn man einen Arzt auf 333 und einen Sanitätssoldaten auf 100 Mitkämpfer rechnet, etwa 950 Aerzte und 3000 Mann Unterpersonal haben müssen. Davon war noch nicht die Hälfte vorhanden, obwohl man die Zivilärzte bis zum sechzigsten Lebensjahr einzog. Vielen Orten nahm man alle Aerzte; das strafte sich, als die Cholera ins Land kam. Für den gesamten Sanitätsdienst im Heimatsgebiet blieben 130 Aerzte, einschließlich einiger Aerztinnen. Die Leistungen der großen Mehrzahl der Aerzte werden verschieden beurteilt; den etwa 300 Feldscherern

Digitized by Google

einer Art älterer Sanitätsunteroffiziere ohne einheitliche Ausbildung, mußte vieles selbständig überlassen werden. Verbandpäckchen wurden erst im Kriege ausgegeben; die nicht damit vertrauten Soldaten wußten nichts damit anzufangen. Wundtäfelchen fehlten; an Schienen und Gips war großer Mangel, ebenso an Feldlazaretten. Da die vorn nicht immer ausreichend versorgten Verwundeten ohne zweckmäßige Unterlage, ohne genügende Pflege und Aufsicht bis zu zehn Tagen dauernden Transporten im Gebirge auf den federlosen Ochsenkarren ausgesetzt waren, so ist es begreiflich, daß die Zahl der vereiterten Wunden stark anwuchs. Die angegebenen 7 Prozent Amputationen sind heute ein hoher Satz. Große Kriegslazarette in Sofia und andern Städten wirkten ausgezeichnet mit dem Personal und Material, das von auswärtigen Hilfsgesellschaften gestellt wurde; mehrere deutsche und österreichische Fachchirurgen haben dort monatelang gewirkt, mit hingebender sachkundiger Unterstützung durch die Königin Eleonore, die vor ihrer Heirat als Prinzessin Reuß Diakonisse in Lübben gewesen war. Das Erscheinen der Cholera verschlimmerte die Verhältnisse noch; die Seuche wurde zum Glück durch österreichische und deutsche Aerzte, die der König berief, bald eingedämmt.

Am besten war Serbien in Personal und Material für den Krieg gerüstet; ebenso mit Munition, Getreide, Schlachtvieh usw. Für das Sanitätswesen des Heeres war viel geschehen. Der geistige Einfluß des benachbarten Oesterreichs ist unverkennbar, obwohl nächst Bulgarien Oesterreich der bestgehaßte Staat in Serbien ist. Die Aerzte hatten meist in Wien studiert und waren durchschnittlich gut ausgebildet. Namentlich wußten sie im zweiten Kriege gut Bescheid, und die Versorgung der Verwundeten in der ersten Linie kann als eine gute bezeichnet werden. Aber an Zahl genügten weder die Aerzte noch das Unterpersonal; auch das Schienenmaterial reichte nicht aus. Begreiflicherweise trat dieser Mangel im zweiten Kriege noch mehr hervor als im ersten. Die Soldaten hatten Verbandpäckchen und benutzten sie mit Vorteil. Sanitätskompagnien waren da; auch Feldlazarette, aber nicht genug. Auch an Krankenwagen und Sanitätszügen war Mangel, wenn auch nicht ein so großer wie in Bulgarien; auf die Ochsenkarren konnte auch bei den Serben nicht verzichtet werden. Der Dienst hinter der Armee war durch den reichen Zustrom deutscher, österreichischer, russischer u. a. Aerzte gesichert. Vom deutschen Roten Kreuz ging auf Wunsch der serbischen Regierung noch im Frühjahr 1913 eine Abordnung von Internen und Bakteriologen hinaus, die zur Bekämpfung des Typhus erbeten war.

Montenegro, das 15 Prozent seiner 200 000 Bewohner in der Armee hatte,[1]) besaß gar kein Sanitätswesen, sondern verließ sich auf das internationale Rote Kreuz, von dem ihm denn auch Hilfe gebracht wurde. Alle Männer vom fünfzehnten bis siebzigsten Lebensjahre kämpften; den Train leiteten Frauen, von denen mehrere verwundet wurden. Eine Hilfe in der ersten Linie gab es überhaupt nicht. Starrend von Blut, Schmutz, Ungeziefer kamen die verwundeten

[1]) Preußen 1813 17 Prozent.

Digitized by Google

Helden der schwarzen Berge auf ihren Ochsenkarren nach Podgoritza und Cetinje, wo die Fürsorge des Roten Kreuzes sie erwartete.

Das Sanitätswesen der Türken war vor drei Jahren einem höheren deutschen Militärarzt anvertraut worden.[1]) Dieser hatte eine Organisation unter Anlehnung an die deutsche Kriegssanitätsordnung von 1907 eingeleitet, war aber noch mitten in der Arbeit, als die Türkei vom Balkanbunde überfallen wurde. Mahmud Mukhtar Pascha erzählt in seinem vor kurzem erschienenen Buch „Meine Führung im Balkankriege", daß die Feldlazarette und Sanitätskompagnien seines Armeekorps noch weit hinten in der Bildung begriffen waren, als er den Befehl zum Angriff erhielt. Ueber den schlimmen Zustand, in dem türkische Verwundete und Kranke (Cholera!) zurückkamen, verweise ich auf die Berichte der Augenzeugen. Photographien türkischer Lazarette, die von den Griechen in Saloniki und Janina vorgefunden wurden, lassen völlige Verwahrlosung erkennen. Sie entsprechen dem düsteren Bilde, das Wereschagin nach der Einnahme von Plewna 1877 von einem solchen Lazarett malte und 1882 in Berlin ausstellte, wo ich es sah. In Janina hatten sich diese Zustände entwickelt, während 70 Aerzte und 700 Krankenwärter für zirka 5000 Kranke und Verwundete vorhanden waren, also ausreichend viel Personal. Das Bild von der Ausführung des Sanitätsdienstes im Kriege bei der türkischen Armee ist kein erfreuliches. Nur in und bei Konstantinopel war die Krankenpflege einwandfrei sichergestellt. Dort wirkten neben den deutschen in türkischen Diensten stehenden Aerzten Abordnungen der verschiedenen Rote-Kreuzgesellschaften. Dazu trat der türkische Rote Halbmond, der besonders reich von Aegypten aus unterstützt wurde.

Eine besondere Stellung wurde im Balkankriege dem Roten Kreuz zuteil. Internationalen Ursprunges, hat es sich nach 1871 vorwiegend national gestaltet. Staaten, in denen diese unentbehrliche Hilfseinrichtung des militärischen Sanitätsdienstes richtig organisiert, von den amtlichen Stellen gefördert, aber auch in seiner Kriegsvorbereitung überwacht wird, müssen in der Lage sein, im Kriege die internationale Hilfe abzulehnen, wie England im Burenkriege und Italien im Tripolisfeldzuge taten. Bei uns können Hilfsabordnungen Neutraler ausnahmsweise im Inlande zugelassen werden. Hoffen wir, daß das niemals nötig wird. Bei den Balkanstaaten waren Ansätze der Organisation des Roten Kreuzes vorhanden, aber nur in den fünf Hauptstädten, und beinahe nur als Sammelstellen für Geld und Gegenstände. Die bei uns vornehmste Pflicht des Roten Kreuzes, Pflegepersonal auszubilden, war nur in Sofia begonnen. Dort hatte die Königin seit einigen Jahren eine Gesellschaft freiwilliger Kriegskrankenpflegerinnen „Samarianka" ins Leben gerufen. Aber deren Umfang genügte dem Bedürfnis nicht. Tatsächlich lag die Krankenpflege, diese schönste Wirkungsstätte der Frau, in der sie von keinem Mann erreicht wird — sehr im argen. Nimmt man dazu den geschilderten Mangel an Aerzten überhaupt, an Chirurgen

[1]) Ist jetzt aus der Türkei zurückgekehrt.

Digitized by Google

insbesondere, so kann es nicht wundernehmen, daß die Hilfe des internationalen Roten Kreuzes erbeten und mit offenen Armen aufgenommen wurde. Der Kriegsschauplatz zog die auswärtigen Aerzte in großer Zahl herbei. Genaue Zahlen kann ich nicht geben, aber ich glaube nicht fehl zu gehen, wenn ich die Zahl der Aerzte, die mit den Abordnungen neutraler Staaten den Kriegführenden in beiden Kriegen zu Hilfe eilten, auf mehr als 200 schätze. Allein für Serbien gibt v. Oettingen, der in Nisch wirkte, Juli 1913 130 an. Oesterreich-Ungarn in erster Linie; Deutschland mit neun Abordnungen des Zentralkomitees, Rußland, Italien, England, Niederlande, die Schweiz, Frankreich u. a. sandten große Summen Geldes, dazu ganze Lazarette mit Einrichtung, Massen von Arzneien, Verband- und Pflegemitteln; vor allem Aerzte, Pfleger und Schwestern. Deutsche Schwestern fanden in Konstantinopel, Athen, Sofia, Belgrad, österreichisch-ungarische und russische ebenda und in Cetinje einen umfassenden Wirkungskreis auf viele Monate. Den ausgebildeten Schwestern aller Nationen wird uneingeschränktes Lob gespendet. Den freiwilligen Helferinnen aber um so weniger. Am besten noch bewährten sich nach kurzer Zeit durch Ueberlegung, Verständnis und Pflichteifer die Frauen höherer Kreise, Gattinnen von Gesandten und höheren Beamten, auch fürstliche Frauen. Sie waren wenigstens heranzubilden. Aber alle unausgebildeten Helferinnen, die in der Not ohne jede Prüfung wahllos eingestellt waren, Griechinnen, Bulgarinnen, levantinische Jüdinnen usw., versagten vollkommen an Kenntnissen, Fleiß, Umsicht und Auffassung des Ernstes ihrer selbstübernommenen Pflicht. Aeußerst harte Urteile wurden von Aerzten darüber gefällt und, besonders bei uns, mit behaglicher Hilfe einer staatsfeindlichen Presse auf alle freiwilligen Kriegskrankenpflegerinnen übertragen, obwohl ein Vergleich gar nicht statthaft ist. Manches Versagen mag dadurch erklärlicher — nicht entschuldbarer — werden, daß den Helferinnen Aufgaben zugemutet wurden, die außerhalb des Rahmens weiblicher Betätigung liegen — namentlich haben mir Berichte aus Cetinje diesen Eindruck hervorgerufen.

Die Darstellung kann nicht ganz an den entsetzlichen Grausamkeiten vorübergehen, denen nach allen Berichterstattern Verwundete seitens ihrer Gegner ausgesetzt waren. Haben doch Zeitungen und Berichte Einzelheiten gemeldet, die wohl zu der Befürchtung beigetragen haben mögen, von der meine Erörterung ausging. Ich habe Photographien von einem türkischen und einem serbischen Krieger gesehen, denen vom Feinde die Nase, Lippen, Wangen abgeschnitten, die Augen ausgestochen waren und die in diesem Zustande lebten! Erschießen von Gefangenen, die ermattet auf dem Marsch zusammensanken; grausamste Niedermetzelung wehrloser Einwohner, Frauenschändung und Ermordung, Niederbrennen friedlicher Dörfer in besetzten gegnerischen Bezirken wurde oft gemeldet. Im zweiten Kriege wurden die Bestialitäten womöglich noch schlimmer, denn der Haß der slawischen Brüder gegeneinander war fanatischer als vordem der gemeinsame gegen die Türken. Wem die Krone zukommt, ist nicht zu entscheiden; an Vorwürfen jedes Gegners gegen alle andern fehlt es nicht, das zeigen alle Mitteilungen. Wie Max Roloff im „Daheim"

Digitized by Google

(26. Juli 1913) nach gründlicher eigner Kenntnis der Balkanvölker richtig ausführt, ist zu bedenken, daß alle diese Gegner noch weit von der Kulturhöhe der großen europäischen Völker entfernt sind, daß dieser Krieg daher mehr den Charakter eines Kolonialkrieges gehabt hat, in dem der wilde Gegner keinen Pardon gibt und keinen erwartet.

IV. Nutzanwendungen

Eine Nutzanwendung der Erfahrungen des Balkankrieges auf unsre Verhältnisse ist nicht ohne Einschränkung erlaubt. Man war dort in der Organisation des Sanitätsdienstes in vielen Stücken so weit zurück, daß ein Vergleich mit diesem Dienst in den Heeren westeuropäischer Mächte zu falschen Schlüssen führen würde. Gleichwohl soll die Beantwortung der Fragen versucht werden, um aufklärend zu wirken.

Alle kriegführenden Mächte am Balkan waren dem Genfer Abkommen von 1906 beigetreten. Doch zeigen die Kriegserfahrungen, daß seine Bestimmungen im Dienst erster Linie wenig oder gar nicht beachtet wurden. Diese Bestimmungen — ich verweise besonders auf die oben angeführten Artikel 1, 2, 12, 25, 26 — sind so klar und so von wahrer Humanität durchweht, daß eine Erweiterung nicht nötig ist. Eine Anregung dazu dürfte denn auch kein Entgegenkommen finden. Unter Kulturvölkern regelt sich das Los der in Feindeshand fallenden Verwundeten so gut wie möglich, wenn die Kriegsfurie losgelassen ist. Vorbedingung ist die gleiche Höhe der sittlichen Anschauungen bei beiden Gegnern. Nie wird man für so humane Bestimmungen unter Kriegern Verständnis erwarten dürfen, die bei niederer Kultur durch religiösen Fanatismus, Haß und Rachsucht verblendet sind oder von Raubsucht getrieben werden. Es wäre z. B. eine kindliche Annahme, von der schwarzen afrikanischen Armee, die Frankreich auf uns loslassen will, Verständnis für die Schonung verwundeter Feinde zu erwarten. Aber auch unter weißen Gegnern können — vereinzelt — Scheußlichkeiten wieder vorkommen, wenn systematisch geschürter, lang aufgespeicherter Nationalhaß zur Explosion gebracht wird. An die Genfer Konvention denkt in der Siedehitze des Kampfes keiner, der um sein Leben fechten muß. Immerhin mag beim internationalen Komitee in Genf, bei Rote Kreuzkongressen und ähnlichen Veranstaltungen auf eine eindrucksvollere Erfüllung der angeführten Artikel der Konvention hingewirkt werden; vielleicht hat es Erfolg.

Gleiche Zahl von Aerzten und Pflegepersonal, gleiche Ausbildung und gleiche Sanitätsausstattung in den verschiedenen Armeen wird gefordert. Ein frommer Wunsch! Die Zahl der für eine bestimmte Heeresstärke verfügbaren Aerzte hängt von der Zahl der vorhandenen ab. Die großen europäischen Mächte, außer Rußland, zeigen keine erheblichen Unterschiede der Gesamtzahl ihrer Aerzte im Verhältnis zur Gesamtzahl der Bevölkerung. Bei ihren Heeren wird im Kriege ein Mangel kaum eintreten. Das hat sogar Rußland im Ostasiatischen Kriege erreicht, obwohl es in ungeheuren Landstrichen dünn bevölkert ist und im Durchschnitt weniger Aerzte auf den Kopf der Bevölkerung besitzt,

Digitized by Google

als alle andern Großmächte. In der deutschen, österreichisch-ungarischen, italienischen, französischen Armee wird das mobile Sanitätspersonal unter Hinzunahme des nationalen Roten Kreuzes wohl imstande sein, den Anforderungen zu genügen, auch wenn sie durch die Aufnahme verwundeter Feinde steigen. Auf diesem Gebiet ist international nichts anzuregen; eher auf dem der gleichartigen Ausbildung. Im vorstehenden wurden die Gründe für die Verschiedenheit der Ausbildung gewürdigt. Nationen, die keine Universitäten und große Krankenhäuser als Lehrstätten besitzen, werden immer im Nachteil bleiben; aber mit solchen haben wir es im Kriege wohl nie zu tun. Eine einheitliche Dienstanweisung für die erste Hilfe ließe sich entwerfen und auf dem nächsten internationalen medizinischen Kongreß zur Annahme empfehlen. Natürlich müßte solche Anweisung von Zeit zu Zeit darauf revidiert werden, ob sie noch dem Stande der Wissenschaft entspräche; Gelegenheit dazu würden die in mehrjährigen Zeiträumen stattfindenden medizinischen oder Chirurgenkongresse geben. Dabei ließen sich auch gewisse gemeinsame Grundlinien für die Ausbildung des Unterpersonals gewinnen.

Weit schwieriger liegt die Frage einer international gleichartigen Sanitätsausrüstung. Art und Menge werden von den Preisen sehr beeinflußt, man denke an Fuhrwerke, Autos, Eisenbahnwagen. Aber auch in diesem Punkt dürfte eine Besorgnis bei Kriegen unter den großen Militärmächten kaum gerechtfertigt sein, wenigstens nicht bei dem jetzigen Stande ihrer Vorbereitungen. Das rollende Material wird zu einem nicht unerheblichen Teile auch für die Heeresverwaltung, zur Heranführung von Nachersatz, Verpflegung usw. gebraucht und steht auf dem Heimwege zur Fortschaffung Verwundeter und Kranker zur Verfügung. Die eigentlichen Sanitätstrains sind bis an die Grenze ausgedehnt, die von der Bewegungsmöglichkeit des Heeres gezogen wird. Die weitere Entwicklung der Verkehrsmittel wird dem Sanitätsdienst sicher ebenfalls zugute kommen. Auch der Luftweg ist bereits dafür genannt worden. In unsrer Zeit der unbegrenzten Möglichkeiten darf man das wenigstens anführen. Auf diesem ganzen Gebiet kann jede Armee lediglich nach ihren eignen Mitteln und Interessen entscheiden. Internationale Anregungen dürften darum zurückgewiesen werden.

Die Verbandstoffe, Schienen usw. sind ihrer Art nach heute bereits einheitlich. Die Wissenschaft ist international. Fachzeitschriften, Kongresse, Vereine sorgen für das weitreichende Bekanntwerden eines jeden Fortschrittes. Daß es bei den wenig finanzkräftigen Balkanstaaten auch auf diesem Gebiete gefehlt hat, erlaubt keinen Schluß auf unsre Verhältnisse. Die Mengen der Verbandmittel und ihres Nachschubes sind für eine Höchstzahl von Verwundeten berechnet; bei uns wie bei unsern Nachbarstaaten. Das Vorhandene reicht auch für Verwundete des geschlagenen Feindes, namentlich wenn dessen Sanitätsformationen den Artikel 1 der Genfer Konvention beachten. Nach den Erfahrungen des Balkankrieges können Erörterungen darüber indessen nicht schaden. Denn es ist eine der eindringlichsten Lehren dieses Krieges, daß der Vorrat an Verbandmitteln und Mitteln zur Schienung gebrochener Glieder in der ersten Linie gar

Digitized by Google

nicht groß genug sein kann. Verbandpäckchen, deren Nutzen zum ersten Male in der Mandschurei allgemein anerkannt wurde, sind heute in allen großen Armeen in zweckmäßiger, wesentlich gleicher Zusammensetzung vorhanden. In der deutschen Armee führt jeder Heeresangehörige zwei. Von großer Bedeutung aber würde die sehr wohl angängige Einführung gleicher Wundtäfelchen in den verschiedenen Armeen sein. Das Täfelchen, von dem oben die Rede war, ließe sich durch farbige, abreißbare Abschnitte so gestalten, daß jeder Arzt, in dessen Hände der Verwundete kommt, sofort über die Schwere der Verwundung, die Art des Verbandes, Transportfähigkeit des Mannes Bescheid wüßte, auch ohne die Sprache des Gegners zu verstehen. Der unvermeidliche kurze Text, nur die Krankheitsbezeichnung, könnte Lateinisch gegeben werden. Mit dieser Anregung, sei es auf diplomatischem, sei es auf wissenschaftlichem Wege, könnten sich diejenigen Stellen ein Verdienst erwerben, die für die bestmögliche Verwundetenfürsorge in der Armee an erster Stelle verantwortlich sind.

Den Rote-Kreuz-Vereinen, die ja dauernd durch ihr internationales Komitee in Genf, durch den Austausch ihrer Berichte, durch Zusammenkünfte in Verbindung miteinander stehen, wird aus den Erfahrungen des Balkankrieges die erhöhte Pflicht erwachsen, ihre Kriegsvorbereitung zu prüfen. In erster Stelle hinsichtlich der Ausbildung des Pflegepersonals. Und darin steht die Mühe um die Gewinnung zahlreicher, gründlich unterrichteter Pflegerinnen obenan; beruflicher wie nichtberuflicher. Das üble Wort von der Salonpflegerin, das im Balkankriege fiel, darf keine Berechtigung in der Kriegskrankenpflege einer Kulturnation finden. Einer weiteren Prüfung ist die materielle Ausrüstung des Roten Kreuzes zu unterziehen. Auf diesem Gebiet herrschte im Balkankriege eine Verschiedenheit, die der einheitlichen Wirksamkeit der zu gleichem Zweck am gleichen Ort vereinigten Abordnungen nicht günstig war. (Bericht des Vertreters des Internationalen Genfer Komitees.) Hierüber sind Vereinbarungen wohl möglich. Natürlich nicht ohne maßgebende Mitwirkung der militärischen Organe; denn nur Ein- und Unterordnung unter das Heer, dem es dient, sichert dem Roten Kreuz seinen vollen Erfolg.

Nach allen Kriegen der neueren Zeit hat das Sanitätswesen den Gegenstand vielfacher Verhandlungen und umfänglichen Austausches der gemachten Erfahrungen in wissenschaftlich ärztlichen Kreisen gebildet. Dadurch ist der Weg vorgezeichnet, auf dem auch die Erlebnisse im Balkankriege zu Schlußfolgerungen und Anregungen führen werden, die den Opfern künftiger Kriege zugute kommen. Denn Kriege werden niemals aufhören, solange menschliche Interessen und Leidenschaften auf dem Erdenrund nach Geltung ringen und in Gegensatz geraten.

Digitized by Google

Die Neutralisierung Jerusalems

Von

A. v. Kirchenheim (Heidelberg)

Wem wird Jerusalem gehören? So rief Fr. Naumann 1898 in seiner „Asia" aus, und die gleiche Frage hat sich schon vielen Politikern und Orientreisenden auf die Lippen gedrängt. Mag sie im gegenwärtigen Augenblick zurücktreten, die Frage bleibt vorhanden, ja sie bildet einen wesentlichen Teil der sog. orientalischen Frage. Die Aufmerksamkeit des großen Publikums ist in letzter Zeit durch den Balkankrieg und die Friedensverhandlungen, durch den Blick auf Albanien und Griechenland u. a. m. etwas abgelenkt von den Versammlungen, die z. B. im Juni dieses Jahres in Paris und im Frühjahr in Berut über die Organisation Syriens usw. stattfanden. Für viele Kreise aber haben gerade durch die jüngsten Ereignisse die Probleme der asiatischen Türkei an Bedeutung gewonnen. Konstantinopel ist der eine Solitär, um dessen Besitz sich alles dreht — militärisch, politisch, wirtschaftlich der wichtigst erscheinende Punkt; Jerusalem, das ist der andre Edelstein, um den nicht nur im Zeitalter der Kreuzzüge gekämpft wurde, sondern das erst vor 70 Jahren erneuten Anlaß zu Fehde und Krieg gegeben hat. Lord Cannings Bericht an die englische Regierung vom 10. Mai 1850 bildet das erste Aktenstück beim Vorspiel des Krimkrieges.[1]) Wem wird die heilige Stadt gehören? Die einen sagen, „den Juden" und weisen auf die Erfolge des Zionismus hin; andre zählen alle jene russischen Grundbesitzerwerbungen auf, von denen man in Europa nicht viel Aufhebens macht und die nach vieler Ansicht doch nur eine Etappe seiner Orientpolitik sind. Auch auf englische Einflüsse und stille Eroberungen wird hingewiesen, ja selbst in Syrien wird wohl hier und da von englischer Okkupation à la Aegypten gemunkelt (siehe „Frankfurter Zeitung" 1913, 184 I), und schließlich gibt es auch evangelische Deutsche, die die Hoffnung nicht aufgeben, daß der im letzten halben Jahrhundert in zahlreichen Missionsanstalten gestreute Samen Frucht tragen und daß das Heilige Land dem Evangelium in seiner reinsten Gestalt werde erobert werden, daß man nicht mehr streiten werde um die Verwahrung eines heiligen Grabes, sondern daß ein lebendiges Bekenntnis einziehen werde.

Die Frage der Zukunft Jerusalems und Palästinas ist vielleicht nicht „brennend", wie man in der Zeitungssprache sagt, aber der Politiker, der einmal die Verhältnisse dort aus eigner Anschauung kennen gelernt, der wird schließlich auch zu rechtzeitigem Nachdenken genötigt: über kurz oder lang, wahrscheinlich sehr bald, wenn wir etwa die Tabellen über die Beschneidungen der Türkei in den letzten Jahrzehnten erwägen (Donaufürstentümer — Kreta — Aegypten — Tripolis usw.!), wird sich auch diese Frage entscheiden müssen, und da muß man sich über Lösungsmöglichkeiten klar sein. Und wenn auch heute das Bestreben besteht,

[1]) „Es steht ein Streit über die heiligen Stätten bevor, der zu erheblichen Verwicklungen Anlaß bieten könnte." (Jasmund, Aktenstücke zur orientalischen Frage, 1853.)

Digitized by Google

religiöse und politische Fragen möglichst zu trennen, so spricht hier immerhin mit, daß diese „Regierungsbezirke" eben für viele doch mehr sind als gewöhnliche Verwaltungsbezirke (heißt doch der Regierungsbezirk Mutessariflik Jerusalem amtlich sogar Esch-scherif, d. h. das Heilige). Und der Verfasser des Französischen Bürgerlichen Gesetzbuchs hat einmal gesagt: „La religion en général est du droit des gens." Ob die religiösen Gefühle hier nicht schwerwiegende Imponderabilien sind?

Vielleicht darf unserm Geschlecht ins Gedächtnis gerufen werden, daß Moltke es war, der 1841 in der „Allgemeinen Zeitung" Gedanken und Vorschläge über diese Frage veröffentlichte.[1]) Er wies darauf hin, wie die Stimmung des neunzehnten Jahrhunderts zwischen den beiden Extremen liege, zwischen der Begeisterung der abendländischen Ritterschaft, die ihr Herzblut verspritzte, um die heiligen Stätten der Herrschaft der Ungläubigen zu entziehen, und der kühlen Aeußerung des großen Feldherrn der Nation, die gern den Titel der Beschützerin des katholischen Glaubens im Orient führte: „Jerusalem n'entre pas dans ma ligne d'opération" (Napoleon I. nach der Eroberung Aegyptens). So wandeln sich die Anschauungen. Fast genau ein halbes Jahrtausend zuvor (1305) ist ein französischer Schriftsteller, den man in den letzten zwanzig Jahren mehr studiert hat, Pierre Dubois, in einer Schrift „De recuperatione terre sancte" für die Eroberung des Heiligen Landes und Errichtung einer Art französischen Fürstentums daselbst eingetreten, wobei er so nebenher die allerinteressantesten Einzelheiten einfließen läßt, z. B. will er (1305!) die Frauen Medizin studieren lassen und durch diese medizinisch ausgebildeten Frauen den Orient christianisieren.[2])

Moltkes Ideal ist uns Deutschen selbstverständlich sympathisch, aber es gibt doch viele, wie z. B. der Verfasser von „Wenn ich der Kaiser wäre", die seine Verwirklichung für ganz ausgeschlossen halten. Moltke wünscht die Abzweigung eines größeren Bezirks mit Küstenland und einem befestigten Platz und auf diesem Gebiet ein deutsches unumschränktes Fürstentum. Die Militärmacht könnte gering sein, um die Bevölkerung nicht zu sehr zu belasten. Die Hauptsache bliebe die Umgestaltung der inneren Verwaltung in westeuropäischem Sinne. Unumschränkt müßte das Fürstentum sein, weil dies allein orientalischen Anschauungen entspricht, deutsch müßte es sein, weil allein dadurch eine gesunde Duldsamkeit über den sich befehdenden christlichen und nichtchristlichen Genossenschaften gewährleistet würde. Ja, von unserm deutschen Standpunkt müssen wir sagen, die fremden Nationen könnten nichts Besseres und nichts Klügeres tun, als hier Deutschland einen Vorzug einzuräumen. Ist doch das deutsche Volk, wie Wildenbruch so schön sagt, „die große stille Macht, die eines Volkes Seele der andern nahe gebracht", und wie kein andres geeignet, Gegensätze auszugleichen, überdies wirtschaftlich und politisch nicht unmittelbar interessiert. Aber werden die andern Mächte im eignen Interesse Deutschland für geeignet halten? Es wäre ja hier eine prächtige Gelegenheit insbesondere für England, sich entgegenkommend zu zeigen.

---

[1]) Moltke, Gesammelte Schriften, II, 279.

[2]) „Schlaraffia politica" (1892), S. 40.

Digitized by Google

Wenn nicht, so dürfte ein andrer Weg vielleicht den völkerrechtlichen Anschauungen des zwanzigsten Jahrhunderts eher entsprechen. Es müßte bei nächster Gelegenheit versucht werden, diesen Teil Kleinasiens für neutral zu erklären. Es wären damit nicht alle Fragen der heiligen Stätten gelöst, aber jedenfalls ein groß Stück Streitstoff erledigt und für alle Zeiten eine befriedigende Grundlage gewonnen. Die Streitigkeiten über das Eigentum an der Grabeskirche (Kenîset el Kijâme, so nennen die Orientalen die „Grabeskirche") sind so verwickelt, daß der Europäer sich das kaum vorstellen kann — die Karte dieses kleinen Stücks von etwa 180 : 130 Metern zeigt elf Farben! Für uns handelt es sich zunächst nicht um die privatrechtlichen Fragen, sondern um die öffentlich-rechtliche, verwaltungs- und völkerrechtliche Regelung. Ein verhältnismäßig kleiner Bezirk um Jerusalem, östlich etwa bis zum Jordan, See Genezareth, Toten Meer, westlich bis zur Küste, im Norden bis etwas über Akka, im Süden etwa bis Beersebа, also vielleicht gerade der jetzige Regierungsbezirk Jerusalem, müßte herausgehoben und zu einem exterritorialen neutralen Bezirk — sei es selbständig, sei es ähnlich wie der Vatikan im italienischen Staate — erklärt werden. Eine besondere rechtliche Schwierigkeit besteht hier nicht, aus zwei sehr wichtigen Gründen. Einmal sind zufolge der Kapitulationen die Fremden ohnehin hier besonders gestellt. Sie sind schon in gewissem Sinne exterritorial, sie stehen nicht unter türkischer, sondern unter der Gerichtsbarkeit ihres Staates. Es würde sich da also gar nicht so sehr viel ändern. Sodann aber haben wir, was wohl nur Diplomaten und Kennern bekannt ist, bereits in einem anstoßenden Gebiet den Ansatz zu einer außergewöhnlichen Organisation, die man zunächst als Vorbild benutzen könnte: in der Provinz Libanon. Das entsetzliche Blutbad, das vom 9. bis 16. Juli 1860 in Damaskus stattfand, hatte das Einschreiten Frankreichs, das ein Expeditionskorps entsandte, und der europäischen Großmächte zur Folge, und die Türkei wurde gezwungen, das Réglement du Liban vom 6. September 1864, das man in großen völkerrechtlichen Quellensammlungen findet, anzuerkennen. Danach ist der Libanon eine autonome Provinz mit besonderer Verfassung, und zwar unter einem christlichen Gouverneur, der von der Pforte im Einvernehmen mit den Großmächten erwählt wird. Es sind somit gar keine großen Schwierigkeiten vorhanden, um ein neutrales Gebiet zu schaffen, mit dessen rechtlicher Ordnung die Türkei selbst einverstanden sein könnte. In ein paar Sitzungen ließen sich die Einzelheiten feststellen, auf die hier natürlich nicht eingegangen werden kann.

Eine solche Gestaltung würde von großem Vorteil sein. Wenn das Land zu seiner Verteidigung nur geringe Mittel, einige Landtruppen und ein paar Fregatten brauchte (etwa wie es Moltke vorschlug), so würde in der innern Verwaltung alles neu zu schaffen sein und Trümmer und Schmutz würden endlich verschwinden, neue gewerbliche und Handelsunternehmungen erblühen.[1]) In der

[1]) Vgl. Verney & Dambmann, Les puissances étrangères dans le Levant, en Syrie et en Palestine. Paris 1900.

Digitized by Google

Rechtspflege durch die europäischen Konsuln, in den zahlreichen Missions- und Schulanstalten des Jerusalemvereins sind erfreuliche Ansätze großer Entwicklung enthalten. Und der Johanniterorden ist zwar nicht mehr souverän wie in alten Zeiten, aber durch die Werke seiner barmherzigen Samariterdienste könnte er auch zu einem Kristallisationspunkt europäischer Kultur und christlicher Bruderliebe werden. Selbstverständlich müßte die Entsendung von Beamten, die Besiedlung durch Auswanderer usw. so erfolgen, daß uns diese Volksglieder in keiner Weise verloren gingen oder entfremdet würden. Jedenfalls würde durch eine Neutralisierung das christliche Europa eine „moralische Genugtuung erlangen, die ihm durch Jahrhunderte vorenthalten war". Es würde vielleicht aber auch dahin kommen, daß die Häfen und Straßen dieses armen Landes sich mit den Reichtümern zweier Welten füllten.

Es mag zum Schluß gestattet sein, gerade bei dieser Gelegenheit auf eine höchst eigenartige Ideenverbindung hinzuweisen. Die beiden Männer Dubois und Moltke, die eine besondere Gestaltung Palästinas wünschten, haben merkwürdigerweise in denselben Schriften, in denen sie diese ihre Gedanken aussprachen, sich als Anhänger der allermodernsten Friedensbewegung erklärt. Wie wenige mögen von Moltke wissen, daß er das Wort schrieb: „Wir bekennen uns offen zu der vielfach verspotteten Idee eines allgemeinen europäischen Friedens." Freilich war es der vierzigjährige Moltke, während der Achtundsiebzigjährige etwas andres schrieb, aber es ist doch beachtenswert, daß er in dem Gang der Weltgeschichte eine Annäherung an den allgemeinen Frieden sieht. Noch wunderbarer muß es uns berühren, daß ein Schriftsteller am Anfang des vierzehnten Jahrhunderts den Gedanken des internationalen Schiedsgerichts vertritt. Dubois ist seinerzeit, einer Zeit, in der noch ziemlich allgemein der Papst als Arbiter mundi betrachtet wurde, vorausgeeilt und hat Gedanken vertreten, die ganz modern sind: die Organisation des Schiedsgerichts, das er vorschlägt, ist nicht so sehr verschieden von der des Haager Gerichtshofs, dessen Prachtbau am 28. August d. J. eingeweiht wurde. Beide Männer waren unzweifelhaft von nationaler Gesinnung durchglüht, und es zeigt sich darin, daß nationale Gesinnung und kosmopolitisches Denken sich nicht immer ausschließen. Als unser Kaiser 1898 seine Palästinafahrt machte, erfolgte kurz zuvor das Rundschreiben des russischen Ministers Murajew, das den Anstoß zu den Haager Friedenskonferenzen gab. In Hofkreisen erzählte man sich wohl, man sei damit unserm Kaiser zuvorgekommen, der die Absicht gehabt, ähnliches von Jerusalem aus ins Werk zu setzen. Ob dies mehr wie Vermutung war, ist schwer zu beurteilen. Nach allem scheinen aber doch verborgene Fäden der Geschichte vorhanden, zwischen dem allgemeinen Friedensgedanken und den Idealen, die sich auf die Ordnung der staats- und völkerrechtlichen Verhältnisse Jerusalems und des Heiligen Landes beziehen.

Digitized by Google

Enthaltsamkeit und Freiheit

Von

Dr. Otto von der Pfordten, Universitätsprofessor in Straßburg i. E.

Viel verhandelt in unsern Tagen, wird die sog. Alkoholfrage, das bekannteste Enthaltsamkeitsproblem, meist von praktischen, statistischen, oft auch leidenschaftlich agitatorischen Standpunkten aus angefaßt. Nimmt man aber einmal die Bewegung gegen und für den Alkohol als eine gegebene Erscheinung unseres Kulturlebens, so läßt sich dieser Tatsache auch eine psychologische Seite abgewinnen und von da aus ein Beitrag leisten zu dem Hauptgegensatz innerhalb der Enthaltsamen, der sich durch die Schlagworte: „Abstinenz oder Mäßigkeit" präzisieren läßt. Eine solche Betrachtung muß zunächst die Einzelleistung ins Auge fassen und fragen: Wie ist für den einzelnen der Weg zur Enthaltsamkeit beschaffen und wie gewinnt er eine Freiheit gegenüber dem Reiz des Berauschungsmittels; die soziale Seite der Sache tritt zunächst zurück. Also nicht: soll man enthaltsam sein, sondern: wenn man es wünscht, wie gelangt man am besten dahin. Der Alkohol ist dann natürlich nur ein Spezialfall; was man festsetzt, gilt für alles Abgewöhnen von irgendeinem Reiz- oder Genußmittel. Denn auch das setze ich voraus, daß man sich ein solches schon angewöhnt hat; sei es nun Kaffee und Tee, Zigarre, Fleischessen (das Problem des Vegetarianismus!), oder gar Aethertrinken, Opiumrauchen usw. — von alledem wird gelegentlich verlangt, man solle es lassen. Ja selbst das Trinken an sich von unschuldigem Wasser ist bei Sportleistungen (Bergsteigen u. dgl.) verboten, und es bleibt wirklich nur das Atemholen, von dem noch kein Hygieniker verlangt hat, man solle es sich abgewöhnen.

Es handelt sich in all diesen Fällen um die Bekämpfung einer schon vorhandenen Gewohnheit, einer Art feindlicher Macht, aus der bald ein sog. „Trieb" wird, der mit den eigentlichen Naturtrieben, obwohl künstlich angezüchtet, das gemeinsam hat, daß er unbewußt entstanden und gewachsen ist. Der Instinkt verweigert bekanntlich am Anfang die fraglichen Gifte, beim ersten Glas Bier wie bei der ersten Zigarre; die Natur reagiert oft heftig dagegen, später aber paßt sie sich an, und dann ist der „Kulturtrieb" zu den unnatürlichen Reizmitteln oft weit stärker als der animalische Naturtrieb: der Trinker entsagt leichter der nötigen Speise als dem unnützen Getränke. Wir fragen unsere Gewohnheiten meist nicht nach ihrer biologischen Legitimation.

Nun ist der Trieb ein Herr über uns, und darum sagen wir nicht mehr: ich möchte gern, ich wünsche, ich will trinken oder rauchen, sondern ich muß zum Beispiel „mein" Bier am Abend haben; genau so wie: „ich muß doch zu leben haben", oder „ich muß an die frische Luft gehen". Wer im vollen Wortsinn sagen kann: ich will jetzt einmal trinken, ein andres Mal nicht, so wie man ein Theater besucht oder nicht, ein Buch liest oder nicht usw., für den

Digitized by Google

existiert das Problem in seiner Schärfe gar nicht; er ist schon darüber hinaus. Sondern die Schwierigkeit liegt dann vor, wenn unser Wille in einer Richtung völlig gebunden ist und von uns die Entfesselung eines andersgerichteten, jenem entgegengesetzten Willens verlangt wird. Wie aber stellt das der Wille nun an? Daß es möglich ist, steht aus zahllosen Beispielen fest, auch wie es äußerlich genommen dabei zugeht: entweder mit viel Stöhnen und Jammern und zahllosen Rückfällen — oder ruckweise mit einem Male, was am sichersten ist. Aber was dabei in uns vorgeht, soll im Folgenden kurz beleuchtet werden.

Es scheint zunächst, zumal im Titel schon die „Freiheit" vorkommt, als könne man nicht umhin, vor allem das berühmte Problem der menschlichen „Willensfreiheit" zu verhandeln; aber das ist zum Glück nicht der Fall, weil sich alle Denker einig sind, daß wir praktisch so handeln müssen, als ob wir frei wären. Daß wir eine bestimmte Handlung irgendwie wollen können, leugnet niemand. Der Effekt ist möglich, sonst könnte sich ja niemand das Trinken oder irgend etwas andres abgewöhnen.

Auch daß die Vererbung praktisch eine viel geringere Rolle spielt, als man heute bei dem vielen Reden über sie annehmen sollte, läßt sich leicht zeigen. Wir müssen nicht trinken, weil unsre Väter tranken oder gar, weil die alten Deutschen auf Bärenhäuten lagen und „immer noch eins" tranken; das beweisen — unsere Frauen. Die stammen ja von denselben Eltern und Voreltern ab und tranken, rauchten oder morphinierten doch zu allen Zeiten wenig oder gar nicht. Sogar ob sich eine Disposition zu diesen Genüssen vererbt, kann bestritten werden; der Mensch unsrer Tage gelangt jedenfalls durch Beispiel und Aufforderung dazu, nicht von selbst auf Grund einer geheimnisvollen Anlage. Nur der unter Umständen aus Not und Sorgen erwachende Wunsch, sich zu betäuben, Vergessenheit im Genuß zu suchen oder sich zu animieren, kann als allgemeine menschliche Ursache bezeichnet werden. Er hat den Menschen wohl ursprünglich einmal dazu getrieben, solche Reizmittel zu suchen. Dann ist etwa die Not oder die Armut vererbt, und ähnliche Ursachen erzeugen ähnliche Wirkungen. Und wieder könnten die Frauen diese Ausreden mit demselben Recht für sich geltend machen, tragen aber Kummer und Sorge auf andere Weise. Wir stehen also mit diesen speziellen Männerlastern uns selbst gegenüber, nicht einer historischen Entwicklung oder einer erblichen Belastung.

Was nennen wir nun menschlichen Willen im Gegensatz etwa zu Gedanken, Gefühlen oder Phantasien? Einen inneren seelischen Vorgang, der eine Richtung auf ein Ziel in sich schließt. Ob das Ziel erreicht wird, ist sekundär und hängt nicht von uns allein ab; nötig ist zunächst, daß wir es „vor uns sehen"; genauer: davon eine Vorstellung haben und zugleich unserm Denken die Richtung dahin erteilen — ihm gleichsam eine Parole geben oder einen Befehl. Diesem Ziel ordnen wir unsre Handlungen unter, zunächst nur in Gedanken; dazu müssen wir also mit unsrer Phantasie uns ein Bild machen können von dem späteren erstrebten Zustand, der uns oder andern

Digitized by Google

einen Vorteil bringen soll, uns als erstrebenswert erscheint. Diese Mitwirkung der Phantasie beim Willen wird meist unterschätzt oder gar nicht beachtet, ist aber sehr wichtig. Auch wenn wir den erwünschten Zustand schon einmal erlebt haben, muß er reproduziert werden, um als Ziel dienen zu können; aber es genügt nicht die einfach konstatierende Erinnerung: „So war es einmal," sondern je lebhafter unsre Phantasie den zukünftigen Zustand uns vormalen kann, um so eher werden wir ihn uns als Ziel setzen; und das wird erleichtert durch die Erinnerung an Früheres, ruht aber schließlich doch auf der erneuten Kombination einzelner Erinnerungen zu einem Phantasiebild, das uns dann möglichst lebendig „vor Augen steht" — natürlich vor dem inneren, geistigen Auge.

Das alles finden wir nun auch bei einer Erscheinung, die wir nicht oder noch nicht Wille nennen: beim bloßen Wunsch. Hier herrscht die Phantasie ganz unbeschränkt; wünschen können wir uns schlechthin alles, auch das Unsinnige und Unmögliche. Aber nur ein Narr „will" das Unmögliche; nur ein Dichter kann es etwa künstlerisch gestalten und uns damit zum Möglichen anregen. Ein sog. Idealist, das heißt ein für Ideen begeisterter Mensch, will auch das zunächst Unwahrscheinliche, aber auch er nicht das völlig Unmögliche.

Wunsch und Wille unterscheiden sich nur durch unsre Stellungnahme zur Welt, die die möglichen Ziele umfaßt. Zum Begriff des Wollens gehören die Hemmungen und Schwierigkeiten, die die Welt uns bietet; und nur wenn sie überwindbar scheinen, werden wir wollen. Der Wunsch ignoriert die Realität des Zieles, die wirkliche Zukunft und die Handlungen, die dazu führen sollen; er setzt seine Bestimmungen einfach ins Leere, ins Zeitlose, ins Unwirkliche. Aber er kann zu einer Vorstufe des Willens werden, sobald das Nachdenken das Ziel als möglich erkennt, den Weg vor sich sieht, der dahin führt, und dann den erst frei umherschweifenden Wunsch lokalisiert, auf die Erde bannt, in das Bereich des Erreichbaren rückt. So gibt es Wünsche, die Phantasieprodukte bleiben, und solche, die durch unsern Willen oder den andrer in Erfüllung gehen; wir selbst realisieren sie, oder sie werden uns erfüllt. Wichtig für uns hier ist nur der erstere Fall, wo wir einen Wunsch zum Willen machen.

Den ersten Anstoß dazu nennen wir Entschluß. Er besteht wesentlich in einem Fest-ins-Auge-Fassen des Zieles und kann der Willenshandlung lange vorhergehen. Wir können Entschlüsse fassen für den Fall, daß die Gelegenheit, sie zu betätigen, eintritt; morgen oder in einem Jahr. Wenn es so oder so kommt, dann setzen wir uns das Ziel für den Willen einstweilen fest; wir beschließen, gegebenenfalls so und nicht anders zu handeln. Das kann gleich und für einmal sein oder im voraus für eine unbestimmte Anzahl ähnlicher Fälle. Der Wunsch enthält keine Regel oder Norm für unser Handeln; der Entschluß setzt diese zunächst in Gedanken fest, als eine Gesamtrichtung für unser Verhalten. Erst der Wille führt zur Tat, zur Handlung, zur Verwirklichung der Norm.

Woher aber nimmt der Wille seine Ziele!? Wo findet er sie und wie

Digitized by Google

werden sie ihm zu lebendigen Vorstellungen? Um diese Frage zu beantworten, sieht man am besten von den so sehr komplizierten Erscheinungen beim Erwachsenen ab und begibt sich zu den Anfängen des Wollens beim Kinde. Daß hier ein bewußter Wille nicht von Anfang an vorhanden ist, ist klar; der Säugling kann noch nicht wollen. Später sprechen wir dann von dem Auftreten des sog. Eigensinns — die populäre Bezeichnung für in einer bestimmten Richtung sich oft wiederholende Willensakte. Die Ziele dafür muß das Kind schon früher Erlebtem entnehmen, also seinem Gedächtnisschatz; was vorher zu Zielen führte, nennen wir Triebe. Sie finden ihre Ziele, ohne daß wir nachzudenken brauchen, ohne daß unser Ich oder unser Wille sich dabei geltend macht. Was der Wille zunächst beim Kinde vermag, ist nur ein Bevorzugen und Festhalten bestimmter, schon in Triebhandlungen erlebter Ziele; das Kind will eines lieber als das andre, und in dieser Vorliebe zeigen sich die Anfänge der Individualität, des Charakters.

Unendlich viel schwieriger ist dagegen das Setzen neuer, noch nicht erlebter Ziele; hier muß der Wille etwas ergreifen, was nur in der Phantasie vorgestellt werden kann und höchstens unbestimmte und unklare Bilder erzeugt. Deshalb vor allem muß bei der Erziehung zuerst der Wille Anderer eingreifen, weil man das Neue noch nicht erfassen noch wollen kann. Gelingt es diesen andern — Eltern, Erziehern oder Kameraden —, die Phantasie des Kindes lebhaft zu erregen, so haben sie leichtes Spiel; denn der bloße Gedanke, der ein Ziel zeigt, hat etwas Kaltes, Gefühlschwaches, Farbloses. Er kann im reifen Erwachsenen genügen, etwas Unbekanntes zu wollen; das Kind bedarf der Belebung abstrakter Formeln durch Anschauung und ist darum weit eher durch Beispiel zu beeinflussen als durch Regeln und Lehre.

Ungleich steht der Kampf Wille kontra Trieb allemal. Nur für eine Gegenwart, einen Moment würde jener immer unterliegen; Zukunftssorge muß erwachen, ehe Wille wirken kann. Genau so wie zuerst gegen den Trieb, so später gegen die Gewohnheit, die genau so prinzipiell die stärkere ist. Aber hier ist der große Unterschied der, daß der Trieb nur selten die Ziele von selbst einschlägt, die wir wünschen und wollen — dagegen die Gewohnheit ebensogut das Gewollte wie das Triebhafte festhält; also, einmal in den Dienst des Willens gespannt, ihm seine Geschäfte erleichtert und besorgen hilft.

Was wird man also leicht und mühelos wollen können? Offenbar das schon Erlebte, von dem lebhafte Bilder im Gedächtnis vorhanden sind und dadurch auch klare und deutliche Phantasiebilder von künftigen ähnlichen Zuständen, die man eben wünscht. Und auch vollbringen, was ja nur ein öfteres, regelmäßiges, erfolgreiches Wollen bedeutet, wird man etwas um so leichter, je öfter uns Trieb oder Gewohnheit schon dahin geführt hatten; sehr schwer ist es dagegen, ganz Unbekanntes zu wollen. Der Kampf steht dann besonders ungleich; strenggenommen nur Phantasie oder Gedanke kontra Trieb. Andernfalls aber eine Gewohnheit, die eine gewisse Zeit gedauert hatte — kontra eine andre Gewohnheit.

Digitized by Google

Was aber endlich bedeutet in diesen Zusammenhängen das Wort Freiheit, das für uns alle, so oft es erklingt, einen so eigentümlichen Zauber ausübt? Offenbar hier Abwesenheit oder tunlichste Ausschaltung eines Zwanges, etwa mittels des Bildes der Wage: daß in jeder Schale fast gleichviel liegt, so daß wir selbst, als das Zünglein gedacht, leicht und mühelos nach einer oder der anderen Seite ausschlagen können. Ob das durch Willensfreiheit oder anderswie geschieht, bleibt für uns hier gleich. Liegen in der einen Wagschale nur Triebe, in der andern ein ganz unbestimmter Gedanke, so sind wir sehr unfrei; umgekehrt ebenso, wenn wir unter fremdem Einfluß handeln und das Ziel uns von außen gesetzt ist. Aber dieses Bestimmtwerden durch andre kann nötig sein, damit in die eine Wagschale überhaupt etwas hineinkommt.

Freiheit ist nicht da bei planlosem, zufälligem, gedankenlosem Handeln — denn da herrschen unrettbar die Triebe; sie ist nicht da, solange fremdes Gebot oder Satzung das Bestimmende ist. Aber sie ist wohl da, wenn ich diese Regel oder Norm selbst als das Bestimmende in meinen Willen aufgenommen habe und in beiden Schalen ungefähr gleichviel liegt: drüben Trieb oder eine Gewohnheit, hüben Ziel und andersgerichtete Gewohnheit — das Zünglein aber kann herüber und hinüber spielen.

Und was ist nun der langen abstrakten Rede kurzer praktischer Sinn? Gegeben ist ein Gemeinsames, aber Negatives: der Kampf gegen die Schäden eines Reizmittels. Und im Positiven lautet der Gegensatz der Meinungen, z. B. beim Alkohol: was ist das Ziel, das wünschenswert und anzustreben ist, Mäßigkeit oder völlige Abstinenz? Und die Formel, die ich beweisen möchte, heißt: der beste Weg zur Mäßigkeit geht durch die Abstinenz.

Und das läßt sich aus dem Allgemeinen über den Willen Gesagten so begründen: der leichteste Weg für den Willen ist der, wenn das Ziel reich an Vorstellungen im Gedächtnis lebt und von der Phantasie darum zu lebhaftem Bilde gesteigert werden kann. Nur die volle Abstinenz, eine Zeitlang geübt, bietet dem Vorstellungsleben den wünschenswerten Reichtum an Eindrücken von dem Trinken entgegengesetzter Art; die Mäßigkeit in ihrer unbestimmteren Form, dem ständigen Wechsel divergierender Eindrücke, hat die geringere Kraft, den Willen zu bestimmen. Also erst das scharfe Gegengewicht, dann eventuell die Balancierung der Wage. Es muß gleichviel in den Wagschalen liegen, wenigstens ungefähr; möglichst ebenso starke und zahlreiche Vorstellungen vom Leben mit und von dem ohne Trinken; also alte Gewohnheit und neue Gewohnheit, diese in ihrer reinen Ausprägung nur von der Abstinenz geliefert.

Trotzdem mir also aus psychologischen Gründen die Abstinenz als Mittel zum Zweck von der größten Bedeutung erscheint, habe ich in der obigen Formulierung doch die Mäßigkeit als den Zweck, als das Ziel hingestellt: durch Abstinenz zur Mäßigkeit. Aus zwei Gründen: einmal ist die Abstinenz als Ziel, als Endstandpunkt nur medizinisch oder ethisch zu rechtfertigen, nicht aber eigentlich psychologisch. Und zweitens ist die geforderte Freiheit vom Trieb oder Gewohnheit schon in der Mäßigkeit verwirklicht.

Digitized by Google

Wer wirklich ganz beliebig mäßig sein kann, der steht eben der ganzen Trinkfrage völlig unbefangen, gleichgültig, frei gegenüber; er kann es tun, er kann es lassen, wie man eine Ware kauft oder nicht, spazierengeht oder zu Hause bleibt. Wer so wirklich wollen kann, so oder so, der hat das erreicht, was man auf Grund einer Willenstheorie von ihm fordern kann — Beherrschung des Triebes, Handeln nach eigenem Ermessen, Selbstbestimmung des denkenden Menschen. Aber das ist eben nicht das Problem, nicht da liegt die Schwierigkeit.

Sondern in der Frage: wie gelangt man zu dieser Seelenruhe dem Alkohol gegenüber, die ihn gleichgültig nehmen oder ablehnen kann wie ein andres Genußmittel, etwa eine Speise, auch? Und der Weg zu dieser Freiheit braucht nicht auch wieder die Mäßigkeit zu sein, kann sie nicht sein — denn sonst wäre ja das Ziel schon erreicht. Es gilt eben durch einen Selbstzwang erst die Parität herzustellen zwischen ja und nein; und der Weg führt erst durch Unfreiheit hindurch zur Freiheit.

Denn der Trinker gleicht dem Kinde, insofern er der Selbsterziehung, eventuell mit Hilfe Anderer, bedarf — und er gleicht ihm nicht, denn er ist kein unbeschriebenes Blatt mehr; er ist ganz einseitig beeinflußt und gewöhnt. Daher gelingt ja erfahrungsgemäß die Heilung von wirklichen Säufern nur in besonderen Anstalten; aber auch der harmlosere Gewohnheitstrinker, der den Wunsch hat, vom Alkohol loszukommen, wird ein Sanatorium oder dergleichen nicht verschmähen, wo es zunächst mal gar nichts Spirituöses gibt. Erst der Zwang, dann die Freiheit. Man wende nicht ein, Erzwungenes sei „moralisch nichts wert". Gewiß, von höchsten Standpunkten aus ist nur die freie Tat das Wertvollste — aber der Weg dahin kann mit Pflastersteinen des Zwanges sehr heilsam gepflastert sein. Das hat eben dann indirekten Wert, wie die Vermeidung der Versuchung überhaupt. Sonst müßte man ja, um seine Tugend in irgend etwas sich und andren zu beweisen, jeden Tag womöglich die Gelegenheit zu allen Lastern aufsuchen, um sie ständig zu bekämpfen.

Erst wenn man die Abstinenz eine Zeitlang erlebt hat — wobei wünschenswert wäre, mindestens ebenso viele Wochen lang, als man Jahre durch getrunken hatte —, dann steht man nochmals vor der Wahl: Will man die Abstinenz beibehalten oder, gewissen sozialen Schwierigkeiten Rechnung tragend, es mit der Mäßigkeit versuchen. Aber wer diese direkt zu erreichen versucht, dem fehlt das wirksame Gegengewicht: das persönliche, lebhafte, starkgefühlte Leben ohne jeden Alkohol; und es ist dem Willen natürlich, Bekanntes zu bevorzugen. Also gilt es, ihm diese Bekanntschaft in ausgiebigem Maße zu verschaffen und ihm auch für die andre Seite annähernd so viel Gedächtnisbilder zu verschaffen als für die bisherige. Diese kennen wir gut und haben reiche Vorstellungen davon; nun müssen wir möglichst gründlich erleben, daß und wie es anders geht. Erst dann können wir frei wählen zwischen zweierlei Erlebtem; ohne das Abstinenzstadium fehlen die starken Eindrücke der einen Seite, die eben Mäßigkeit nicht zu geben vermag, weil sie praktisch nur als eine Ab-

Digitized by Google

schwächung des Vieltrinkens erscheint, nicht aber als etwas wesentlich Anderes.

Wir sehen ja auch, daß es gilt, mit der Phantasie Bilder einer Zukunft vorwegzunehmen, wenn man etwas Neues „wollen will". Die Phantasie baut aber nicht aus nichts, sondern mit den Bausteinen der Erinnerung. Nun soll sich derjenige, der vom Trinken loskommen will, die Vorteile eines neuen Zustandes immer lebhaft vor Augen halten. Das kann er am ehesten, wenn er das einmal eine Zeitlang ausgiebig erlebt hat. Dann hat er es als eignen Schatz, das Bewußtsein: es geht auch so, sehr gut sogar! Der ganze hygienische Nutzen, den man immer predigt, wird zunächst einmal in möglichster Stärke erlebt; noch lange nicht so stark, als er sich bei fortgesetzter Beibehaltung zeigen kann, aber doch immerhin ganz anders als bei der bloßen Mäßigkeit.

Zweifellos muß die Abstinenz als eine gewaltsame Willensbeeinflussung gelten; aber nur dadurch gelangt man zur wahren Willensfreiheit. So gefaßt, gilt eben dieser Weg durchaus nicht nur für die Alkoholfrage, die den Anlaß zu diesen Betrachtungen gegeben hat, sondern für jedes neue, ungewohnte, unbekannte Willensziel, für alles Abgewöhnen, alles Umändern von Gewohnheiten. Wer eine ganz neue Sprache etwa noch als Erwachsener lernen will, geht am besten in das fremde Land nur unter Fremde, denn jeder heimische Laut lenkt ihn ab; er legt sich damit ebenso selbst einen heilsamen Zwang auf. Ja, man kann sagen, ohne eine gewisse Uebertreibung wird kein Ziel erreicht; das Maß, das Gleichgewicht, die Unbefangenheit ist ein späteres Stadium, zu dem der Weg durch die Hochspannung hindurch führt.

Soweit kann man, wie mir scheint, auf Grund der Psychologie, der Willensanalyse, kommen — aber weiter nicht. Sobald man sich entscheiden will, einmal, ob denn überhaupt der Kampf speziell gegen den Alkohol so wichtig ist, oder weiter, ob man Mäßigkeit bzw. Abstinenz als dauernden Zustand anstreben will, dann reichen die bisherigen Gründe nicht aus. Wir verlassen dann das Reich des Seins und der Feststellung und betreten das des Sollens — der Ethik und der Hygiene, die Normen für unser Leben aufstellen.

Normen sind aber immer strittig; man kann sie niemals zwingend beweisen, nur als gültig nachweisen und sich freiwillig zu ihnen bekennen. Um so lebhafter verteidigt da jeder seine Ueberzeugung, weil die Tatsachen niemals völlig eindeutig und klar für die eine oder andre Lebensregel sprechen. Es bleibt im Grunde Sache des persönlichen Entschlusses, es mit der einen Lebensnorm zu versuchen und andre dafür zu gewinnen. Die hygienisch-ethischen Gründe, die für die Notwendigkeit des Kampfes gegen den Alkohol ins Feld geführt werden, sind bekannt; und so bleiben nur zwei Fragen: der mögliche Erfolg dieses Kampfes und der innerste Grund dafür.

Beides fällt noch in den Rahmen psychologischer Erörterung. Der Erfolg dann, wenn man ihn mit der nun einmal gegebenen seelischen Konstitution

Digitized by Google

des Menschen, seinen Fehlern und Leidenschaften, in Zusammenhang bringt. Da, glaube ich, versprechen sich viele aus ungenügender Beurteilung der menschlichen Natur heraus allzuviel von dem Erfolg und sind oder würden sehr enttäuscht sein, auch wenn noch viel mehr erreicht würde, als bis jetzt gelungen ist.

Alles Böse, das Böse kommt mit dem Alkohol nicht in die Welt und darum mit der Abstinenz nicht aus der Welt — wer das hofft, hofft zuviel. Unmäßigkeit im Essen und Trinken ist ein Symptom mangelhafter Selbstbeherrschung — aber nicht ihre Ursache. Wenn man, auch von Vegetariern, gern zitieren hört: „Der Mensch ist, was er ißt bzw. was er trinkt", so bedeutet das philosophisch einen ganz groben Materialismus. Also die Anschauung, daß auch Denken und Wollen des Menschen von den Gesetzen der äußeren Natur bestimmt werden und der Magen darüber entscheidet, was man für einen Charakter hat.

Nein, weder das Gute noch das Böse sitzt im Körper allein und kann auch nicht durch eine veränderte Lebensweise entscheidend beeinflußt werden. Wer hygienische Vorschriften in eifrigem Streben befolgen will, der zeigt eben auf diesem Gebiet schon „guten Willen" oder besser Willen zum Guten. Er hat teilweise das Bestreben, sich zu erziehen, an sich zu arbeiten, tüchtiger zu werden. Dafür gibt es aber auch noch andre Aufgaben als die Regelung der Kost; man kann vielleicht sagen, die Disziplinierung der Lebensweise beim Antialkoholiker sei eine sehr gute Schule und Vorbereitung für weitere Selbsterziehung — aber sie ist noch nicht alles, sie macht den Menschen nicht per se tugendhaft. Umgekehrt, wer es ablehnt, an sich und seiner Besserung zu arbeiten, ist auch für die Abstinenzbewegung verloren; und das tun sehr viele und leisten auf keinem Selbsterziehungsgebiet etwas. Also ist die Regelung des Essens und Trinkens ein Teil, ein wichtiges Gebiet — aber doch nicht das Ganze aller Sittlichkeit und Tugend.

Fragen wir einmal positiv, auf welche Arten seelischer Vorgänge denn nachweisbar Mäßigkeit oder Unmäßigkeit stark einwirkt, so zeigt sich folgendes. Direkt berührt werden die Gefühle, stark gemildert die sog. Affekte: Zorn, Wut, Aufregung usw., aber nur indirekt berührt die Gedanken, die Triebe, Wünsche, Neigungen und alle Zwecke, die die Handlungen des Menschen bestimmen. Die Schädigungen durch ein Gift sind zunächst körperliche und nur indirekt seelische, und zwar hier ganz bestimmte, nicht das Ganze betreffend. Noch niemand hat behauptet, daß ein Gewohnheitstrinker gar nichts in der Welt zu leisten vermöchte; die Erfahrung würde einer solchen Behauptung auch allzusehr widersprechen. Aber selbst wenn wir den extremen Fall annehmen, die Wirkung starken und übermäßigen Trinkens, so erzeugt es nicht eine Veränderung aller seelischen Erscheinungen, außer beim völligen Rausche, von dessen Folgen ich hier ganz absehen will, da sie ja genügend bekannt sind.

Die populäre Lebensweisheit leistet uns als Wegweiserin ganz gute Dienste.

Digitized by Google

In vino veritas — im Wein ist Wahrheit — sagen seine Verehrer. Was ist an diesem Wort Richtiges? Alle Reizmittel, auch andre, steigern zunächst die Lebensenergie für kurze Zeit; erst später tritt dann die Erschlaffung ein. Deshalb ist ja manchmal, wo man momentan einen Antrieb oder Sporn braucht, auf Kosten späteren Rückschlags und mit dem Bewußtsein eventueller Schädigung, ein Reizmittel nicht zu entbehren; zum Beispiel, wenn man eine Arbeit nachts vollenden muß und den Schlaf bekämpfen will. Durch den Wein werden also die „Lebensgeister" zunächst geweckt, die „Zunge gelöst", der Mut zu rücksichtsloser Offenheit gesteigert. Denn nicht philosophische oder wissenschaftliche Wahrheit kündet der trunkene Mund; nichts besonders Richtiges, aber Ehrliches; der Mensch spricht seine innersten Gedanken aus, die er sonst sorgsam vor andern verbirgt; die Heuchelei wird unmöglich. Die Gedanken selbst aber werden nicht anders durch den Wein, also auch nicht durch die Enthaltsamkeit! Neid, Haß, Mißgunst, Verleumdung usw. stecken anderswo als im Trinkgefäß.

Deshalb heißt es richtig bei Schiller: „Der Wein erfindet nichts — er schwatzt's nur aus." Was der Mensch sich zum Nutzen oder Schaden erfinden kann, das hängt nicht vom Alkohol ab; im Gegenteil, mancher kühne und neue Gedanke ist von ihm befeuert worden. Man muß sich da schon prinzipiell entschließen, alles Nüchterne dem Rauschähnlichen vorzuziehen; aber das Wort nüchtern wird auch in tadelndem Sinne gebraucht. Es ist eine ernste Aufgabe für alle Alkoholgegner, der Welt zu zeigen, daß sie der durch den Wein erzeugten „Begeisterung" und „Befeuerung" nicht bedürfen — und doch keine vertrockneten, schwunglosen, im schlimmen Sinne prosaisch-nüchternen Menschen geworden sind! Beispiele müssen das lehren.

Seine Freunde behaupten ferner vom Wein, er mache froh und sei ein Sorgenbrecher. Das beruht im Grund auf der gleichen psychologischen Erscheinung wie das Wahrheitreden; eben diese Steigerung des animalischen Lebensgefühls, der erst viel später der Katzenjammer folgt, läßt die Sorgen momentan zurücktreten. Sie werden nur verscheucht — nicht eigentlich gebrochen. Es fallen die sog. Hemmungen teilweise weg, die sich in Gestalt von Zukunftsgedanken lähmend um unsre Handlungen legen: dagegen wird die freischweifende Phantasie stark angeregt. Der Mensch wird durch das Reizmittel gedankenloser und ist leicht zu einer Handlung zu bestimmen, gegen die er nüchtern tausend Bedenken haben würde. Und die Phantasie spiegelt ihm Glück vor, ohne daß das Nachdenken sich hemmend dazwischenschiebt; seltener Unglück, eben weil das Lebensgefühl für kurze Zeit gesteigert wird. So erkläre ich die sonst wohl vertretene Behauptung, der Alkohol beseitige Unlustgefühle; das wäre psychologisch eine sehr seltsame spezifische Eigenschaft, eine Art Serum gegen die Unlustgefühle. Also auch der Wille wird beeinflußt, der ja sehr von den Zukunftsgedanken abhängt; aber neue Ziele erschafft der Wein auch nicht, ebensowenig als neue Ideen. Wie zur Aussprache, so ist der vom Wein erregte Mensch auch rascher zur Tat; aber in welcher Richtung sie verlaufen wird, das hängt vom Charakter des Menschen ab.

Digitized by Google

Fragen wir nun umgekehrt positiv, was sich denn mit Sicherheit von einer größeren Nüchternheit erwarten läßt.

Körperlich ist das bekannt; Schonung der Nerven, Erhaltung der Arbeitskraft, der Gesundheit überhaupt. Seelisch aber ist nur zu erwarten eine Milderung, nicht eine Ausrottung der Leidenschaften und Begierden. Am einfachsten sieht man das wieder am Extrem, bei den Verbrechen.

Da werden es wesentlich nur die gegen Leib und Leben gerichteten Verbrechen sein, eventuell noch die gegen die Ehre, die im Zorn und in der Erregung geschehen, was vielleicht wegfällt; und die nicht einmal alle, denn man kann sich auch mit Worten bis aufs Blut reizen. Die Verbrechen gegen das Eigentum aber geschehen meist mit kaltem Blut, aus Not oder aus Habgier; also Diebstahl und Raub, dann das weite Feld des Betrugs — des groben und des feinen — werden von der Alkoholfrage gar nicht berührt. Ebensowenig Lüge, Meineid, Treulosigkeit, Wortbruch; Verbrechen gegen die Freiheit des einzelnen, gegen die Gesellschaft, gegen den Staat. Also nur die Affektverbrechen werden umgekehrt von der Enthaltsamkeit beeinflußt.

Besondere Schwierigkeit macht fernerhin die Wirkung auf die geistigen Leistungen. Hier wird meines Erachtens das rein Verstandesmäßige unbedingt gewinnen, wenn die Menschen weniger trinken; ob das Gefühlsmäßige, die Wärme und hinreißende Kraft, die Begeisterung nicht oft mit der Erregung durch ein Reizmittel zusammengehangen hat und darum künftig vielleicht geringer in die Erscheinung tritt, möchte ich nicht zu entscheiden versuchen. Ich meine, der Alkoholgegner müsse sich da kühn entschließen, das Verstandesklare und geistig Nüchterne zu bevorzugen, selbst wenn das Gefühlvolle darunter leidet. Daß aber zum eigentlichen Nachdenken, Scharfdenken, genau Ueberlegen ein nüchterner Kopf besser taugt als ein umnebelter, ist wohl zweifellos. Man könnte, wenn man die Umstände wüßte, sicher unterscheiden zwischen Büchern von Alkoholikern und von Enthaltsamen und sollte künftig, wo man es weiß, die Leistungen dieser bevorzugen und auf das trunkene Reden verzichten.

Ganz seltsam aber wird die Sache in der Kunst. Hier scheint der Begriff nüchterne Kunst vielen einen Widersinn zu bergen; daß Kunst dionysisch, rauschartig, hypnotisierend sein und wirken soll, wird häufig als selbstverständlich angenommen; diese und ähnliche Worte kehren immer wieder gerade in unserer Zeit. Wenn man von der Kunst auch die Befriedigung des Verstandes verlangt, wird man als Intellektualist oder Banause verschrien; die Enthusiasten verlangen ganz einfach, daß man sich diesem Kunstrausch willig hingibt, und sehen darin die eigentliche Kunstwirkung. Ist aber die Kunst ein Rausch, dann wirkt sie auch als solcher, das müßte sich jeder Alkoholgegner einmal klarmachen; dann ist sie, speziell die moderne Musik, ebenso gefährlich als der Alkohol, sowohl was die Nerven als was den übrigen Menschen betrifft. Ein konsequenter Denker muß sich entschließen, den Begriff einer gesunden Kunst, wie man besser hier statt „nüchtern" sagt, zum Programm zu

Digitized by Google

machen und einfach zu sagen: ich *will* keine Kunst, die der Berauschung gleicht und dieselben Wirkungen zeigt. Gesundheit des Geistes und Körpers ist dem Vollmenschen unentbehrlich und darf daher den Primat vor ästhetischen Geschmacksrichtungen beanspruchen.

Und nun zum Schluß: was ist der *letzte, tiefste, innerste* Grund, den man einem Gegner entgegenhalten kann, der den Kampf gegen den Alkohol als unnötig oder unwichtig erklären sollte?

Daß diese Frage im Grunde eine *ethische* ist, ist oft erörtert und allgemein anerkannt. Nun hat sich in aller Ethik gezeigt, daß der Gedanke der Nützlichkeit, der sogenannte Utilitarismus, kein durchschlagendes Prinzip ist, das einen zureichenden Grund ergäbe, schwere moralische Anforderungen zu befolgen. Speziell: wem irgendein *Genuß* dieser Erde höher steht als der mögliche Schaden *für ihn* oder für die Gesamtheit — der ist mit Nützlichkeitsgründen nicht zu besiegen.

Um auf die Gesamtheit in seinem privaten Verhalten Rücksicht zu nehmen, sich wegen seiner Mitmenschen irgend etwas zu versagen, dazu muß man schon sehr ethisch, im Speziellen „*sozial*" oder altruistisch gesinnt sein. Und über den *eigenen* Schaden setzt sich der leicht hinweg, der irgend etwas leidenschaftlich begehrt. Wer Aviatiker sein will, dem kann man hundertmal sagen, daß die meisten schließlich herunterfallen — er will eben *dennoch* fliegen!

Was will man da einem antworten, der etwa sagt: „Es liegt mir gar nichts daran, mein Leben zu verlängern, meine Nerven zu schonen, meine Arbeitskraft zu erhalten. Wenn ich nicht mehr trinken soll, dann freut mich das ganze Leben nicht mehr. Meine Nachkommen mögen es halten wie ich, und meine Mitmenschen sind mir gleichgültig — ihnen opfere ich meinen gewohnten Genuß nicht auf. Ueberhaupt: lieber kürzer und lustig leben, als sich so abquälen, ich will ja gar nicht so alt werden; das ist gar nichts Schönes, wenn man es nur mit Entsagung und Kampf erkaufen kann."

Ich meine, die Lösung liegt hier in dem richtig gefaßten Begriff des *Ideals*: nicht als einer phantastischen, verschwommenen Sache im Wolkenkuckucksheim, sondern als einer Zusammenfassung *möglicher* Ziele des Menschen hier auf der Erde.

Man kann einem solchen Manne, vorausgesetzt, daß er überhaupt *zuhört*, antworten: Der Mensch soll zu einer möglichst *vollkommenen* Ausbildung seines Körpers und seines Geistes streben; das ist ein *alleroberstes* Gesetz, ohne das es gar keine Entwicklung und keinen Fortschritt gibt. Man muß sich das Bild eines *Idealmenschen* vor Augen halten; das wird man natürlich niemals völlig erreichen, aber darum kann man es doch anstreben. Wir sind alle unvollkommen, aber ohne ein Streben *in der Richtung* auf Vollkommenheit zu würden wir nichts lernen, nie vorwärtskommen, nie *irgend etwas* bessern. Nun, zu diesem Idealmenschentypus *wollen* wir die Freiheit vom Trinken rechnen; wir wollen keinen Menschen *achten*, der gedankenlos säuft, und *wollen*, der Mensch solle stets nüchtern und seiner Sinne und Gedanken

Digitized by Google

mächtig sein. Wir wollen — und das ist sehr wichtig — auch Trunkenheit nicht mehr komisch finden und darüber lachen, sondern einfach ekelhaft; wir wollen das nicht, was im Rausch erzeugt und geschaffen wird, und alles nicht, was daraus folgt. Wir stellen diese Forderung an den Menschen der Zukunft — gleichgültig, ob es ihm paßt oder nicht; und diejenigen Menschen werden wir höher schätzen und für die Besseren, Tauglicheren, Wertvolleren halten, die dieses Ideal mit uns teilen.

Neues zur Verhaftungsgeschichte des Staatsrats Justus Gruner

Von

Justus v. Gruner

Am 6. August des vorigen Jahres waren hundert Jahre verflossen, seit der Chef des preußischen Departements der höheren und allgemeinen Sicherheitspolizei, der Geheime Staatsrat v. Bülow, den Hofrat Janke beauftragte, zunächst in Dresden und, falls der Staatsrat Gruner nicht mehr auf sächsischem Gebiete weile, dann in Wien die Verhaftung und Auslieferung Gruners zu betreiben. In der Tat ging man in Wien — Gruner war nie in Sachsen gewesen — auf den preußischen Antrag ein, und infolgedessen wurde in der Nacht vom 21. bis 22. August Gruner, der damals in russischen Diensten stand, von der österreichischen Polizei in Prag verhaftet. Seine Auslieferung an Preußen aber unterblieb. Es erscheint um so mehr angebracht, wenn auch die Tage, an denen dies vor mehr als hundert Jahren geschah, schon vorüber sind, hier noch einmal jenes Ereignisses zu gedenken, als es uns endlich möglich ist, die bis zum heutigen Tage noch recht dunkle Angelegenheit wenigstens in einem Punkte aufhellen zu können.

Man kennt im allgemeinen das Leben Gruners, des „feurigen Patrioten", wie ihn Treitschke nennt.[1]) Als Leiter der von ihm organisierten höheren oder geheimen Polizei hatte er, wie Varnhagen erzählt, eine scharfe antifranzösische Tätigkeit entfaltet, infolge deren er nach Abschluß des französisch-preußischen Bündnisses im März 1812 seinen Abschied nahm. Sogleich in den russischen Staatsdienst aufgenommen, hatte sich Gruner von Berlin, nach einem kurzen Aufenthalte in Breslau, nach Prag begeben, um von dort aus seinen vom Kaiser Alexander schon früher gebilligten, gegen die Franzosen gerichteten Plan zur Ausführung zu bringen. Erst wenige einleitende Schritte waren dazu getan, als die Verhaftung Gruners seiner weiteren Tätigkeit ein jähes Ende bereitete.

Auf die Frage nach den Gründen für die Verhaftung Gruners sind viele

[1]) Treitschke, Deutsche Geschichte, II, 5, S. 192.

Digitized by Google

und sehr verschiedene Antworten gegeben, ohne daß man doch eine als die allein richtige hätte bezeichnen können. Als erster beschäftigte sich Fournier auf Grund von ihm vorgelegenen Akten eingehend mit der Verhaftungsgeschichte Gruners. Er behandelte diese Angelegenheit in einem im 53. Bande der „Deutschen Rundschau" veröffentlichten Aufsatze „Stein und Gruner in Oesterreich". Da der Antrag auf Verhaftung und Auslieferung Gruners bei der österreichischen Regierung durch den Chef der preußischen höheren Polizei gestellt war, konnte es keinem Zweifel unterliegen, daß kein andrer als der Staatskanzler Freiherr v. Hardenberg, als der Leiter der preußischen Regierung, den Befehl zu diesem Schritte gegeben haben mußte. Von dieser ganz selbstverständlichen Ansicht ausgehend, suchte nun Fournier den Grund zu finden, der Hardenberg zu seinem Vorgehen gegen Gruner veranlaßt habe. Allein gegen den für das Verfahren gegen Gruner ausschlaggebenden Grund, den Fournier vorbringt, lassen sich denn doch einige, und zwar sehr schwerwiegende Einwendungen machen. Eine völlig einwandfreie Aufklärung darüber, was Hardenberg zu seinem Vorgehen bewogen hat, war auch Fournier noch nicht in der Lage, feststellen zu können.

In einem Aufsatz über „Die Gründe der Verhaftung Justus Gruners" hat dann im Februar-Heft des 17. Jahrganges der „Deutschen Revue" der Schreiber dieser Zeilen, natürlich gleichfalls von der oben angegebenen Ansicht ausgehend, auf wesentlich umfangreicheres Aktenmaterial gestützt als Fournier, versucht, den wahren Grund für die Handlungsweise Hardenbergs in dieser Angelegenheit zu finden. Infolge einer späteren archivalischen Entdeckung aber kann das damals Gesagte auf Richtigkeit heute keinen Anspruch mehr erheben.

Mit einer Rostocker Doktordissertation „Zur Geschichte der Verhaftung des Staatsrats Justus Gruner" trat dann ein Herr Erich Janke als dritter auf den Plan. Von derselben Ansicht, wie Fournier und ich ausgehend, kam Herr Janke zu dem Resultate, daß Fourniers Ansicht die richtige, meine aber völlig falsch sei. Jedoch auch ihm ist es nicht gelungen, einen einwandfreien Grund für Hardenbergs Vorgehen gegen Gruner nachzuweisen. Im Gegenteil brachte er sogar, ohne es zu bemerken, den durchschlagendsten Beweis gegen die von ihm in seiner Dissertation aufgestellte Behauptung selbst in dieser vor.

So ist es denn merkwürdigerweise trotz aller Bemühungen bis heute noch nicht gelungen, in diese so dunkle Angelegenheit Licht zu bringen. Indessen verdanken wir es der Dissertation des Herrn Janke, daß wir heute endlich in der Lage sind, einwandfrei feststellen zu können, was Hardenberg in dieser Angelegenheit wirklich getan hat. Dr. Janke hat nämlich im Geheimen Staatsarchiv einen bis dahin unbekannten Brief Bülows vom 6. August 1812 an Hardenberg gefunden und denselben, soweit er sich auf die Verhaftung Gruners bezieht, in seiner Dissertation mitgeteilt. Die Tatsache aber, daß dieser Brief Bülows nicht nur für die Stellung Hardenbergs zu der Verhaftung Gruners von der allergrößten Wichtigkeit ist, sondern auch noch ein ganz neues Licht auf diese Angelegenheit wirft, diese Tatsache ist allerdings Janke höchst auffallenderweise völlig entgangen.

Digitized by Google

Der Satz aus dem an den in Schlesien weilenden Hardenberg gerichteten Brief Bülows, auf den hier alles ankommt, und den Janke selbst mitteilt, hat den folgenden Wortlaut: „Heute Abend gehet Janke mit der größten Heimlichkeit — selbst Lecoq und Falkenberg sind nicht davon unterrichtet — unter dem angenommenen Namen Dr. Bärwald über Dresden und Prag nach Wien ab, wohin ich ihm das in Abschrift ganz gehorsamst beigefügte Schreiben an den Grafen v. Metternich mitgebe, aus dessen Inhalt Euer Exzellenz zu ersehen geruhen werden, wie weit ich mit der Ausmittelung der Bundesverhältnisse, die selbst Janke nicht alle bekannt waren, vorgeschritten bin."

Wer diese Zeilen des Bülowschen Briefes völlig unbefangen liest, dem wird dabei sofort Verschiedenes auffallen. Zunächst ist es doch in hohem Grade auffallend, daß sich Bülow hier weder auf einen schriftlichen noch mündlichen Befehl Hardenbergs für die Sendung Jankes nach Wien bezieht. Aber Bülow erwähnt auch mit keiner Silbe, daß Hardenberg schon vor seiner Abreise nach Schlesien schriftlich oder mündlich einen Befehl oder eine Zustimmung zu einer während seiner Abwesenheit vielleicht nötig werdenden Sendung Jankes nach Wien gegeben habe. Es kann nun aber doch auch nicht dem leisesten Zweifel unterliegen, daß Bülow selbstverständlich, wenn das eine oder das andre der Fall gewesen wäre, sich in den oben mitgeteilten Zeilen seines Briefes vom 6. August darauf bezogen haben würde. Ein schriftlicher Befehl an Bülow zur Entsendung Jankes nach Wien scheine von Hardenberg nicht gegeben zu sein, sagt Dr. Janke. Ein solcher sei wenigstens in den Akten des Geheimen Staatsarchivs nicht aufzufinden gewesen.

Aber das Auffallende in den oben angeführten Zeilen Bülows ist nun damit noch durchaus nicht erschöpft. Es findet sich nämlich in ihnen mit keinem Worte angedeutet, daß Bülow, schon ehe er diesen Brief schrieb, schriftlich oder mündlich über seine Entdeckungen von Gruners Tätigkeit Mitteilungen an Hardenberg gemacht habe. Es kann aber auch hier gleichfalls nicht der mindeste Zweifel darüber obwalten, daß Bülow, wenn er Hardenberg bereits früher Mitteilungen über seine Entdeckungen gemacht hätte, dies in seinen oben angeführten Zeilen erwähnt haben würde. Noch merkwürdiger aber ist es, daß in seinem ganzen Brief Bülow die Sendung Jankes nach Dresden überhaupt nicht Hardenberg mitgeteilt hat!

Aus dem völligen Schweigen Bülows über alles dieses muß man nun aber doch ganz naturgemäß folgern, daß Hardenberg weder mündlich noch schriftlich der Sendung Jankes nach Wien, falls sie in seiner Abwesenheit nötig würde, zugestimmt habe und daß auch ein mündlicher Befehl für dieselbe nicht erfolgt ist. Weiter aber ergibt sich auch noch aus dem Briefe Bülows an Hardenberg, daß der Staatskanzler, da ihm die in dem an Metternich gerichteten Briefe Bülows gemachten Mitteilungen bis zum Empfang von Bülows Brief vom 6. August völlig unbekannt waren, selbstverständlich gar nicht in der Lage gewesen ist, die Sendung Jankes nach Wien vor seiner am Abend des 3. August erfolgten Abreise nach Schlesien überhaupt zu befehlen oder der vielleicht nötig werdenden zuzustimmen.

Digitized by Google

Nach alledem kann es heute keinem Zweifel mehr unterliegen, daß die Sendung Jankes nach Wien ohne Wissen und Willen Hardenbergs erfolgt ist. Genau dasselbe gilt für die auch heute noch gänzlich unerklärliche Sendung Jankes nach Dresden, von der aber Hardenberg noch nichts am 9. August erfahren hat. Daß Janke, nachdem er von seiner vergeblichen Expedition nach Dresden wieder nach Berlin zurückgekehrt war, erst infolge der Mitteilung Hardenbergs an Bülow aus Breslau, daß er Metternich die Ankunft Jankes angezeigt habe, nach Wien gesandt wurde, kann nicht zur Widerlegung des eben Gesagten dienen. Hardenberg mußte ja, da ihm die Sendung Jankes nach Dresden und dessen Rückkehr nach Berlin unbekannt war, annehmen, daß Janke auf dem Wege nach Wien war. Auch der Brief Hardenbergs an Metternich aus Breslau vom 9. August ändert an der obigen Feststellung absolut nichts. Da er sich einer vollendeten Tatsache gegenüber befand, konnte Hardenberg unmöglich anders an Metternich schreiben, als er es wirklich getan hat, nämlich so, als ob er mit der Handlungsweise Bülows nicht nur völlig einverstanden sei, sondern sogar, als ob er sie befohlen hätte.

Nach diesen Feststellungen fallen natürlich alle früheren Annahmen in betreff des Vorgehens Hardenbergs in dieser Angelegenheit zusammen. Gleichzeitig ist aber auch dadurch die Aufgabe, die trotzdem noch immer dunkle Angelegenheit endlich gänzlich aufzuhellen, in ein ganz neues Stadium getreten. Es wird nunmehr zu untersuchen sein, ob Bülow nur aus eignem Antriebe so gehandelt hat oder ob er durch einen andern dazu überredet ist, wer dieser andre war und aus welchen Gründen die Bitte um Verhaftung und Auslieferung Gruners erfolgte.

Literarische Berichte

Das Weltbild der Gegenwart. Ein Ueberblick über das Schaffen und Wissen unserer Zeit in Einzeldarstellungen. Herausgegeben von Karl Lamprecht und Hans F. Helmolt. 20 Bände, in Subskription zu je 6 Mark gebunden. Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt.

In jeder geistig regen und fortschreitenden Zeit lebt der Drang, sich über sich selbst, über die Richtungen und Ziele, die Erkenntnisse und Schöpfungen, an denen sie teil hat, klar zu werden. Diesem Drang entgegenzukommen, der nie stärker war als in unsern Tagen, das Weltbild der Gegenwart in der ganzen Weite seines Umfangs, in seinen großen Hauptlinien, mit all seinen in die Vergangenheit zurück und in die Zukunft hinausführenden Perspektiven zur klaren Anschauung zu bringen, das ist der Zweck des großen Sammelwerkes, das unter dem obigen Titel bei der Deutschen Verlags-Anstalt erscheint. In 20 Bänden, deren jeder ein in sich abgeschlossenes Ganzes bildet, werden berufene Vertreter ihres Faches — berufen als Fachmänner und als Schriftsteller — schildern, wie in Naturforschung und Geisteswissenschaft, in Politik und Rechtspflege, in Handel und Industrie, in der Technik, der bildenden und angewandten Kunst, in Literatur und Musik das Suchen und Schaffen unsrer Zeit sich darstellt. Wenn schon die Namen der beiden Herausgeber: Karl Lamprecht und Hans F. Helmolt, dafür bürgen, daß es sich hier um eine Publikation handelt, die den Vorzug der Allgemeinverständlichkeit nicht mit der Preisgabe wissenschaftlichen Ernstes erkauft, so sind die bisher erschienenen Bände der beste Beweis dafür, daß wir es hier in der Tat mit einem Standard work zu tun haben. Es sind dies Band 1, 6 und 17 der Sammlung: Ferdinand Meisel, Die Wandlungen des Weltbildes und des

Digitized by Google

Wissens von der Erde (Einzelpreis M. 7.50); Wilhelm v. Massow, Die deutsche innere Politik unter Kaiser Wilhelm II. (Einzelpreis M. 7.—); Rich. M. Meyer, Die Weltliteratur im zwanzigsten Jahrhundert (Einzelpreis M. 6.50). F. Meisel, der rühmlich bekannte Darmstädter Gelehrte, hat seinen gewaltigen Stoff in drei großen Abschnitten: „Die Grundbegriffe der Astronomie", „Das Weltall und seine Erforschung", „Unser Wissen von der Erde", klar disponiert und kunstvoll zusammengedrängt. Der erste Abschnitt führt den Laien in die Welt des mathematischen Denkens ein; der zweite Abschnitt gibt einen Ueberblick in die geschichtliche Entwicklung der Himmelskunde, einen Abriß des astronomischen Weltbildes der Gegenwart und eine Darstellung dessen, was heute als „Weltgesetz" gilt; im dritten Abschnitt endlich werden uns vor allem die Ergebnisse der heutigen Geologie und Geophysik vorgeführt. Ueberall ist die Darstellung auf den neuesten Ergebnissen der Forschung aufgebaut, aber immer betont Meisel die Vorläufigkeit und Nichtabgeschlossenheit der heute herrschenden Anschauungen und sucht so jedem naturwissenschaftlichen Unfehlbarkeitsdünkel entgegenzuwirken. Ganz von selbst stellt sich bei ihm der Relativität der Natur„gesetze" die Unumstößlichkeit der Grundformen des logischen Denkens gegenüber; und in dieser prägnanten Gegenüberstellung liegt ein besonderer Wert dieses Buches, das dem Leser nicht nur sachliche Kenntnisse und Aufschlüsse vermittelt, sondern ihn zum Selbstdenken hinführt. — R. M. Meyer hat das fast unübersehbare Gebiet der Weltliteratur, wie er im Untertitel sagt, „vom deutschen Standpunkt aus betrachtet" — wie es bei diesem Autor selbstverständlich ist, nicht vom Standpunkt des deutschen Ueberpatrioten, der auf alles Nichtdeutsche als auf etwas im Grunde Minderwertiges herabblickt, wohl aber als Gelehrter, der sich dessen bewußt ist, daß nicht nur der Begriff „Weltliteratur" von einem Deutschen — Goethe — geprägt worden ist, sondern daß die Deutschen soviel wie nur irgendeine der andern großen Kulturnationen getan haben, was dem Begriff Inhalt und Bedeutung zu geben vermag. Nach prinzipiellen Gesichtspunkten hat R. M. Meyer, der eine fast sprichwörtlich gewordene Belesenheit mit der Gabe weiten, freien Ueberblicks und gedankenreicher, anregender Darstellungsweise aufs glücklichste vereint, seinen Stoff in sieben Kapitel gegliedert, deren erstes der Begriff „Weltliteratur" begrifflich und historisch umschreibt. Im zweiten wird eine „Vorgeschichte der Weltliteratur" gegeben, die von selbst zum dritten Kapitel, „Die Dichtung der Gegenwart", überleitet. In diesem tritt als besonders markant und aufschlußreich hervor, was über die Mission, die Schaffensweise und soziale Stellung des modernen Dichters gesagt ist. Das vierte Kapitel, „Die Formen" — Lyrik, Epos und Drama behandelnd — enthält u. a. eine sehr feine Analyse der neuen Formen und Stoffe in der modernen Lyrik. Das fünfte Kapitel behandelt, ausgehend von den Hauptgebieten poetischer Möglichkeiten, die „Typen und Motive", das sechste „Die Zusammensetzung der gegenwärtigen Literatur" nach dem Anteil der Kulturnationen. Hier, wie im Schlußkapitel, das, „Individualitäten" überschrieben, gleichsam eine literarische Porträtsammlung enthält, tritt besonders stark und überzeugend die Anschauung des Verfassers hervor, daß Deutschland, ohne zurzeit ein überragendes Genie zu besitzen, an Tiefe und Originalität der Begabungen, an Ernst und Weite der poetischen Weltbetrachtung mit jeder andern Nation sich messen darf, die meisten übertrifft und sichere Bürgschaft für eine schöne Weiterentwicklung bietet. — W. v. Massow war sich, als er es übernahm, die deutsche innere Politik unter Wilhelm II. zu schildern, wohlbewußt, wie schwierig, aber auch wie wichtig die Aufgabe ist, ein klares, objektives Bild von den Strömungen und Ereignissen der jüngsten Vergangenheit zu entwerfen. Sein Werk gibt uns eine treffliche Orientierung über die letzten fünfundzwanzig Jahre unsrer inneren Geschichte schon insofern, als der Verfasser nie der Gefahr erlegen ist, sich allzusehr in Details zu verlieren. Er hat immer die großen Grund- und Richtlinien, in denen die Entwicklung verlief, aufgefunden und hervorgehoben, sich darum aber nicht auf Allgemeinheiten und theoretische Reflexionen beschränkt. Er gibt uns kein chronologisches Verzeichnis sämtlicher Ministerwechsel, Reichstagsauflösungen u. dgl., von den prinzipiell wichtigen Streitfragen und entscheidenden Geschehnissen aber wird man nichts vermissen, alle an der richtigen Stelle in den großen Zusammenhang gerückt finden. Innerhalb der chronologischen Anordnung des Stoffes sehen wir die einzelnen Strömungen und Faktoren der innern Politik wie in einer kontrapunktisch klaren Komposition nebeneinander hergehen und aufeinander einwirken. Und aus diesem klaren Ueberblick wird der Leser, wenn er sich nicht ganz einer Parteidoktrin verschrieben hat, etwas von der Objektivität gewinnen, die den Verfasser bei seiner Arbeit beseelte: Objektivität verstanden als das Streben, in allen Parteifragen an das Wohl der Allgemeinheit, in allen Tageskämpfen an die Wirkung für die Zukunft zu denken; das Streben, auch die Anschauung des Gegners wenigstens menschlich zu begreifen und zu respektieren. Diese Objektivität besitzt W. v. Massow; er ist ein guter Deutscher, der andre nicht darum für schlechtere Deutsche

Digitized by Google

hält, weil sie in einem andern Lager stehen. Sein durchaus phrasenloser Patriotismus gibt seinem Buch einen warmen, menschlich gewinnenden Grundton und weckt auch in der Brust des Lesers neues Vertrauen auf die Tüchtigkeit des deutschen Volkes und für die Zukunft des Vaterlandes. s.

Das Malthussche Bevölkerungsgesetz und die theoretische Nationalökonomie der letzten Jahrzehnte. Von Dr. Siegfried Budge. Karlsruhe, G. Braunsche Hofbuchdruckerei u. Verlag.

Die Abnahme der Bevölkerungsziffer in Frankreich und jetzt auch in Deutschland hat die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf die Probleme der Bevölkerungstheorie erneut gelenkt und diese Probleme zum Gegenstand vielfacher Erörterungen gemacht. Das vorliegende Werk erscheint darum doppelt willkommen. In mustergültiger, klarer, aber doch durchweg wissenschaftlicher Sprache gibt es eine erschöpfende Darstellung des gesamten Materials für die Beurteilung des Malthusschen Bevölkerungsgesetzes. Unter steter Angabe der Quellen und mit reichlichen statistischen Angaben bespricht es die hervorragendsten Erscheinungen der einschlägigen Literatur, um schließlich eine selbständige Kritik der Malthusschen Lehre zu geben. Allen denen, welche das Malthussche Gesetz studieren oder behandeln wollen, wird das vorliegende Buch reiche Anregung geben und eine erhebliche Zeit für das Quellenstudium ersparen. A. L.

1813. Blücher und Bonaparte. Von Generalfeldmarschall Freiherrn von der Goltz. Geheftet M. 1.50, in Leinen gebunden M. 2.50. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

In diesem schmucken Bändchen sind die Aufsätze über 1813 vereinigt, die Generalfeldmarschall von der Goltz in den letzten Heften der „Deutschen Revue" veröffentlicht hat. Vielen Lesern unsrer Zeitschrift wird es willkommen sein, die nach Inhalt und Form klassischen kriegsgeschichtlichen Essays in dieser Sonderausgabe als dauernd wertvollen Besitz ihrer Bücherei einreihen zu können. r.

Mozarts Briefe. Mit Einleitung und Anmerkungen von Dr. M. Weigel. Verlag von Karl Curtius in Berlin. Preis M. 2.—, geb. M. 2.50.

Diese Briefauswahl gibt ein übersichtliches Bild der inneren Verfassung und Entwicklung Mozarts. Der Wunderknabe, der so gar nichts von seiner Kindlichkeit einbüßt (dies ist das eigentliche Wunder!), dann der angehende Komponist, dem es schwer wird, eine Stellung zu erlangen, während die Durchschnittsbegabung sich überall einnistet, weiter der unwürdig behandelte Künstler, der mit seinem Brotherrn auseinanderkommt, der vertrauensselige Bräutigam, der sich harmlos umgarnen läßt, endlich der mit Not, Kummer und Sorge ringende Meister, dem die Mitwelt nicht einmal Licht und Luft des Daseins zum Schaffen gönnt — all diese Zustände kommen in den Briefen hier zum ergreifenden Ausdruck. Die Sammlung ist geschickt getroffen und auch durch klaren Druck empfehlenswert. Dr. K. G.

Das Menschlein Matthias. Erzählung von Paul Ilg. Geheftet M. 3.—, gebunden M. 4.—. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Wer auch nur eines der bisher erschienenen Bücher des jungen Schweizer Dichters kennt, wird ein fest umrissenes Bild von seiner literarischen Persönlichkeit empfangen haben. Denn als eine ausgeprägte literarische Physiognomie reiht sich Paul Ilg seinen berühmten älteren Landsleuten, einem Gotthelf, Keller, K. F. Meyer, an; ausgeprägt in seiner Weltanschauung, die das Schwere und Düstere im Leben nicht beschönigt, sondern mit männlichem Mut zu überwinden trachtet, ausgeprägt aber auch in seiner Kunst, die mit fest zupackender Hand Menschen und Schicksale voll unwiderstehlich überzeugender Lebenswahrheit und -fülle gestaltet. Wie bei allem trotzigen Ernst, allem oft herben Realismus der Darstellung doch zartes Empfinden, tiefes Mitgefühl für die Bedrückten und Verstoßenen im Herzen des Dichters lebt, das Rohe und Niedere, wo er es schildern muß, in eine höhere menschlich-künstlerische Sphäre hebt, das zeigt besonders schön sein neues Buch vom „Menschlein Matthias". Der kleine Matthias und seine Mutter sind in aller Armut und Schlichtheit Menschen von eingeborenem Adel der Gesinnung, wehrlos in ihrer Vornehmheit, aber auch, trotz allem, was ihnen zuleid geschieht, unantastbar in dieser Reinheit des Herzens. Erstaunlich ist die sichere Meisterschaft, die gleichzeitig diese zwei feinen, zarten Figuren und daneben, nicht minder plastisch und lebensvoll, derbe, erdschwere Gestalten formt, die wie Verkörperungen harter Selbstsucht und brutaler Rücksichtslosigkeit erscheinen. Wer „Das Menschlein Matthias" gelesen hat, wird mit teilnehmender Spannung vernehmen, daß der Dichter die Schicksale seines kleinen Helden in einem zweiten Band weiter verfolgen will.

—y—

Digitized by Google

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten)

Anträge der Kommission zur Förderung der Verwaltungsreform, betreffend die Reform der rechts- und staatswissenschaftlichen Studien. Wien, F. Tempsky. Geh. Kr. 1.80.

Aryan, Junius, The Aryans and Mongrelized America. Philadelphia, Eagle Printing House.

Bernhard, Ludwig, Die politische Kultur der Deutschen. Festrede. Berlin, Julius Springer. 50 Pf.

Beseler, Hans v., Die allgemeine Wehrpflicht. Ein Gedenkwort zum 17. März. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 80 Pf.

Bibicescu, J. G., Les Revendications de la Roumanie. Bucarest, Carol Göbl.

Blankenburg, Johannes, Friedrich Hebbels „Nibelungen" in christlich-deutscher Beleuchtung. Halle a. S., Richard Mühlmann. M. 1.50.

Forschung und Wissen. Nachrichten vom wissenschaftlichen Büchermarkt für Gelehrte und Ungelehrte. Berlin, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung, J. Guttentag, Georg Reimer, Straßburg, Karl J. Trübner.

Fournier, August, Die Geheimpolizei auf dem Wiener Kongreß. Eine Auswahl aus ihren Papieren. Wien, F. Tempsky. Geh. M. 12.—, geb. M. 15.—.

Fränkel, Dr. Heinrich, Deutsche Gedichte und Gedanken. Berlin, Verlagsanstalt „Teutonia" G. m. b. H.

Fraentin, K., Ja .. ja .. Amerika! Skizzen nach dem Leben. Köln a. Rh., Brückenstr. 10 11, Selbstverlag.

Freimark, Hans, Der Meister. Roman aus der Gegenwart. Leipzig, Wilhelm Heims. Brosch. M. 3.60, geb. M. 4.80.

Grothe, Dr. Hugo, Durch Albanien und Montenegro. München, Martin Mörikes Verlag. Brosch. M. 4.50, geb. M. 6.—.

Gruber, Dr. Robert, Der Briefwechsel zwischen Arthur Schopenhauer und Otto Lindner. Wien, A. Hartleben's Verlag. M. 2.—.

Herbertz, Dr. Richard, Philosophie und Einzelwissenschaften. Bern, A. Francke. Brosch. M. 1.—.

Hermann, Georg, Das Biedermeier im Spiegel seiner Zeit. Briefe, Tagebücher, Memoiren, Volksszenen und ähnliche Dokumente. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong & Co. M. 2.—.

Hofstaetter, Dr. Walther, Zeitschrift für den deutschen Unterricht. 7. Ergänzungsheft: Verhandlungen bei der Gründung des Deutschen Germanisten-Verbandes. Leipzig, B. G. Teubner. M. 1.20.

Holl, Karl, Gerhart Hauptmann. His Life and His Work 1862—1912. London, Gay and Hancock Lim.

Koch, Dr. Hugo, Konstantin der Große und das Christentum. München, Martin Mörikes Verlag. Brosch. M. 1.20.

Koch, Dr. Hugo, Katholizismus und Jesuitismus. München, Martin Mörikes Verlag. Brosch. M. 1.20.

Kraze, Friede H., Die Sendung des Christoph Frei. Roman. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp. M. 3.—.

Lützow, Hermann, Die Seeoffizier-Laufbahn. Berlin, R. Eisenschmidt. 70 Pf.

Maczewski, Walther, Der Deutschritter. Drama. Schweidnitz, L. Heege. M. 1.50.

Martin, W., La Crise politique de L'Allemagne contemporaine. Paris, Librairie Felix Alcan. Fr. 3.50.

Mülde, von der, Wolf Heinrich, Michelangelo. Ein Kranz von Sonetten. Hannover, Ludwig Ey.

Neue Lieder zur 100. Auflage des Allgemeinen deutschen Kommersbuches. Lahr, Moritz Schauenburg. M. 2.—.

Seder, Dr. Max, Neue Kulturperspektiven. Weltanschauungsstreit oder Menschheitskultur. Dresden, Karl Reißner.

Sell, Karl, Die Entwicklung der wissenschaftlichen Theologie in den letzten fünfzig Jahren. Bonn, A. Marcus & E. Webers Verlag. 80 Pf.

Siff, Dr. Heinrich, Gedichte. Neuyork, Roßwaag's Verlags-Buchdruckerei.

Spann, Othmar, Zur Soziologie und Philosophie des Krieges. Vortrag. Berlin, J. Guttenberg G. m. b. H. M. 1.—.

Spies, Georg, Entgegnung auf den Vortrag des Herrn R. Nöllenburg. Berlin, Arthur Scholem.

Ströle, Dr. Albrecht, Carlyles Sartor Resartus. Ein Beitrag zum Verständnis Carlyles. Tübingen, J. C. B. Mohr. M. 1.20.

Strozzi, Tito, Die trauernde Cascade und anderes. Agram, Joch & A. Liesnik.

Tango- und Two-Step-Album. Preis für Klavier M. 2.50. Berlin W 66, Verlag von C. M. Roehr.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Justizrat Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart — Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg

Digitized by Google

Achtunddreißigster Jahrgang
Jährlich 12 Hefte

1. Dezember 1913.

Preis viertelj. 6 Mark
Beim Postbezug ohne Bestellgeld

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS
15 DEC 1913

Deutsche Revue

Eine Monatschrift

Herausgegeben von

Richard Fleischer

Inhalts-Verzeichnis

Seite

Dr. Freiherr v. Jettel: Neue Gruppierungen auf dem Balkan 257
Sir Alfred Turner, Generalmajor: Die Kriege von heute 263
Demeter A. Sturdza, Königlich rumänischer Ministerpräsident a. D.: Die Entwicklung Rumäniens unter König Carol und der Balkankrieg (Fortsetzung) 265
T. Galimberti, Mitglied der italienischen Abgeordnetenkammer: Die Lage des Papsttums in Italien 281
Graf Posadowsky-Wehner, Kapitän z. S. a. D.: Der Einfluß der Statasformen auf die Entwicklung der Kriegsflotten 295
Fredrik Bajer, Ehrenpräsident des Internationalen Friedensbureaus in Bern: Ueber das Ideal des ewigen Friedens und des Krieges 300
Prof. Dr. Hugo Ribbert (Bonn): Die Bevölkerungsfrage 302
K. Th. Zingeler (Sigmaringen): Briefe des Fürsten Karl Anton von Hohenzollern an seine Gemahlin Josephine, geb. Prinzessin von Baden (Fortsetzung) 310
Professor v. Meß: Die humanistische Bildung, ihre Gegenwart und ihre Zukunft 318
Adalbert Wahl: Ein Frankfurter Kaiserkrönungsprojekt im Dezember 1870 . 328
Geh. Rat Prof. Dr. W. Branca (Berlin): Hypothesen über die Herkunft des Lebens (Schluß) 332
Generalleutnant Freiherr v. Loë und General Salamanca 342
Generalarzt z. D. Dr. Georg Körting: Verwundetenfürsorge im Kriege. — Lehren des Balkankrieges (Schluß) 347
A. v. Kirchenheim (Heidelberg): Die Neutralisierung Jerusalems 359
Dr. Otto von der Pfordten, Universitätsprofessor in Straßburg i E.: Enthaltsamkeit und Freiheit 363
Justus v. Gruner: Neues zur Verhaftungsgeschichte des Staatsrats Justus Gruner 374
Literarische Berichte 377
Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes 380

Stuttgart Deutsche Verlags-Anstalt Leipzig
1913
Preis des Jahrgangs 24 Mark

Digitized by Google

Karlsruher Lebensversicherung

auf Gegenseitigkeit.

Ende 1912 Bestand: 785 Millionen Mark.

Kostenfreie Kriegsversicherung.

Bromwasser von Dr. A. ERLENMEYER

Erprobt und bewährt bei

Schlaflosigkeit und Nervosität

In Apotheken und Handlungen natürlicher Mineralwässer. Einzelgabe 75 ccm = 1 gr Bromsalze. :: Diese 2 bis 3 mal täglich.

Größere Gaben auf ärztliche Verordnung.

Dr. Carbach & Cie. in Bendorf am Rhein

KÖNIGL. FACHINGEN

Natürliches Mineralwasser

FAUST-TAGEBUCH.

Gedanken und Stimmungen aus Goethes Faust I. und II. Teil. ::

Zusammengestellt von **Irma Gräfin Adelmann.** :: ::

Geh. M 3.—, in Leinen geb. M 4.—, in Lederband M 6.—

Feines, vornehmes Geschenkbuch für Bücherfreunde.

Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart.

Stuttgarter Lebensversicherungsbank a. G.

(Alte Stuttgarter)

Gegründet 1854.

Versicherungsstand . . . . . 1 Milliarde 78 Millionen Mark

Seither für die Versicherten erzielte Überschüsse . . . 217 Millionen Mark

Digitized by Google

Dezember 1913 LITERARISCHER Dezember 1913

WEIHNACHTS-ANZEIGER

DER

DEUTSCHEN REVUE

Verlag von Friedr. Vieweg & Sohn in Braunschweig

BRILLAT-SAVARIN

Physiologie des Geschmacks

oder Betrachtungen über höhere Gastronomie

Den Pariser Feinschmeckern gewidmet von einem Professor, Mitglied vieler gelehrter Gesellschaften

Nach Carl Vogts Übersetzung in sechster Auflage neu herausgegeben von Alexander von Gleichen-Rußwurm

In Leinenband Mark 7.50, in Halblederband Mark 9.—

Die „Physiologie du goût", welche 1825 in Paris bei Sautelet anonym erschien, „den Pariser Feinschmeckern gewidmet von einem Professor, Mitgliede vieler gelehrter Gesellschaften", bedeutete nicht bloß damals etwas ganz Neues, noch nicht Dagewesenes; nein, noch heute, nach bald hundert Jahren, hat weder die französische noch die deutsche oder irgendeine andere Literatur ein Werk aufzuweisen, das nach Inhalt oder Form mit diesem sich messen könnte, wenn auch vielleicht einige wenige ihm ähnliche sich finden lassen.

Und wer das Buch kennt, wird auch verstehen, warum ein Lebenskünstler wie Alexander von Gleichen-Rußwurm sich von ihm angezogen fühlen mußte und seine Kraft gern an die Aufgabe setzen mochte, es in Carl Vogts meisterhafter Übersetzung — die lediglich hier und da berichtigt und der modernen Denk- und Sprachweise angepaßt wurde — wiederum der Allgemeinheit darzubieten. Es ist daher zu hoffen, daß alle, die dieses „göttliche" Buch mit seinen unzähligen Feinheiten des Denkens und Fühlens, mit seiner prickelnden und graziösen Sprache, mit seiner überlegenen und doch so milden, gutherzigen, nie verletzenden Ironie zur Hand nehmen, es schnell lieb gewinnen und immer wieder nach ihm greifen werden, um dieses oder jenes ihnen besonders behagende Kapitel recht innig zu genießen. Darf Brillat-Savarins „Physiologie des Geschmacks" doch noch heute im besten Sinne als „das französischste aller französischen Bücher" bezeichnet werden; behauptet es doch auch heute noch als „Philosophie des Genießens" seinen einzigartigen Platz in der Weltliteratur! Es ist ein Buch, dessen einfache, klare, durchsichtige und liebenswürdige Sprache jede Spur von „Gelehrsamkeit" abgestreift hat und das durch die Fülle seiner prächtigen Anekdoten mehr als einmal beweist, daß seinem Verfasser nichts Menschliches fremd war.

Digitized by Google

Neuer Handatlas

über alle Teile der Erde

In 65 Haupt- und 131 Nebenkarten auf 110 Kartenseiten, mit über 125 000 geographische Namen enthaltendem alphabetischen Namenverzeichnis

von

ERNST DEBES

Dr. phil. h. c., Professor

Vierte, stark vermehrte und verbesserte Auflage

Neudruck 1914

Mit den neuen politischen Grenzen der Balkan-Länder auf den betreffenden Karten

Elegant **27 MARK** gebunden

Empfangen Sie meinen herzlichsten Dank für den schönen Atlas und besonders für die Auszeichnung, die in seiner Schenkung liegt. Ich habe das Kartenwerk in meine Wohnung in Friedrichshafen mitgenommen, wo es mir und meinen Mitarbeitern gewiß häufig für unsere Studien von Nutzen sein wird. *(Graf F. von Zeppelin.)*

Ich wünsche, daß die vortreffliche Neuauflage sich bald ebenso viele Freunde erwerben möge wie ihre Vorgänger, und in weiteren Kreisen dasselbe Interesse erweckt, das sie bei mir hervorgerufen hat. *(Chef des Generalstabes Graf von Moltke.)*

Der Atlas reiht sich seinen Vorgängern würdig an und kommt einem großen Bedürfnis entgegen. Ich wünsche von Herzen großen Absatz. *(Prof. Dr. W. Sievers, Gießen.)*

Jede ältere Auflage oder jeder andere Handatlas beliebigen Verlags wird auch im Umtausch gegen die neueste Auflage angenommen und mit 6 Mark gutgeschrieben.

Wir bitten ausführl. Prospekt zu verlangen. Durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Verlag von H. Wagner & E. Debes in Leipzig

M. Du Mont-Schauberg'sche Verlagsbuchh., Köln

Erdmann, B.

Prof. a. d. Universität Berlin

Die wissenschaftlichen Hypothesen über Leib und Seele

Geb. in Leder M. 5.50, in Leinen M. 5.—

Dieses Buch ist entstanden aus einem Zyklus von Vorträgen, die der Verfasser vor einem zahlreichen Publikum in Köln gehalten hat. Über die Lehren des Materialismus, Spiritualismus, über das Seelenleben der Tiere und Pflanzen, über die Bewußtseinsvorgänge in den Menschen etc. wird eine klare und allgemein verständliche Darstellung gegeben. In der Ausbildung der psychophysisch-parallelistischen Weltanschauung, der herrschenden Hypothese, gipfelt das Werk.

Hamann, R.

Prof. a. d. Universität Marburg

Der Impressionismus in Leben und Kunst

Mit 16 Illustrationen und zahlr. Notenbeispielen.

Geb. in Leinen M. 8.50

Professor Thimme urteilt: „Was dem Hamannschen Buche seinen besonderen Reiz verleiht, ist das Gefühl, daß ein Mann von seltener Vielseitigkeit und Feinfühligkeit uns gegenübersteht, dem der Impressionismus in seinen verschiedenen Erscheinungsformen Erlebnis geworden ist, ehe er daran ging, das Vergängliche und Ewige darin zu scheiden, das er einerseits in dem Altersstil einzelner großer Individuen, wie Rembrandt, Goethe, Beethoven, andererseits in dem Stil ganzer Perioden alternder Kultur, wie des Hellenismus, des Rokoko, findet . . ."

Soeben erschienen:

Deva-Almanach 1914

Der diesjährige Deva-Almanach schließt sich in der Form dem vorjährigen an und bringt gleich diesem eine Anzahl interessanter Beiträge der Autoren über die Entstehungsgeschichte ihrer letzten Werke. Mit seinem reichen Inhalt stellt er sich als

ein literarischer Ratgeber von dauerndem Wert

dar, der durch seine aparte Ausstattung, vornehme Ausführung der beigegebenen Illustrationen und die klare Schrift des Textes einen bleibenden Platz in der Bibliothek jedes Bücherfreundes verdient. Der Deva-Almanach wird gegen Einsendung von 25 Pf. von jeder Buchhandlung, auf Wunsch auch von der unterzeichneten Verlagshandlung, direkt per Post frei zugesandt.

Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart

(Postfach 209)

Digitized by Google

Alfred Kröner Verlag in Leipzig

Ludwig Bellermann

Schiller

Zweite, verbesserte Auflage, mit 16 Bildnissen
Preis geheftet 3 Mark, gebunden 3 Mark 60 Pf.

Seit langer Zeit hat mich keine Lektüre mit soviel Freude erfüllt als wie dieses Buch; ja mit Rührung habe ich es aus der Hand gelegt. (Karl Ebert, Nürnberg.)

Georg Witkowski

Goethe

Zweite, umgearbeitete Auflage mit 32 Abbildungen auf besonderen Tafeln
Preis geheftet 6 Mark, gebunden 7 Mark 50 Pf.

In knapper klarer Form, alles Weitschweifige in den Ausführungen vermeidend, verstand es Witkowski, mit festen, ausdrucksvollen Linien ein Bild vom Leben des Dichters zu zeichnen. Wir können uns kaum eine künstlerisch schönere Sprache, eine objektivere und zugleich höhere Auffassung von der Dichterseele vorstellen, als dies Buch uns gibt. (Niederschlesische Zeitung.)

Elisabeth Förster-Nietzsche

Der einsame Nietzsche

Preis geheftet 4 Mark, gebunden 4 Mark 80 Pf.

„Der einsame Nietzsche" erscheint soeben als zweiter (Schluß-) Band eines neuen volkstümlichen Lebensbildes, das uns die Schwester und treue Lebensgefährtin des großen Denkers, Frau Elisabeth Förster-Nietzsche, gibt. Die vielen Erlebnisse und einzelnen Züge, welche hier zum erstenmal erzählt werden, gestatten dem Leser manchen tiefen Einblick in das liebenswürdige und verehrungswürdige Wesen dieses Mannes.

Elisabeth Förster-Nietzsche

Der junge Nietzsche

Preis geheftet 4 Mark, gebunden 4 Mark 80 Pf.

Wir rechnen diese Schilderungen zu den besten biographischen Leistungen der deutschen Literatur ... Das deutsche Volk hat erst mit dieser knappen Bearbeitung des Stoffes Gelegenheit bekommen, in das Wesen des großen Denkers einzudringen. (Hamburgischer Korrespondent.)

Karl Heinemann

Goethes Mutter

Achte, verbesserte Auflage mit zahlreichen Abbildungen und 4 Heliogravüren
Geheftet 6 Mark 50 Pf., in Leinen gebunden 8 Mark, in Halbfranz 9 Mark

Es ist ein rechtes Hausbuch, dieses Heinemannsche, in das man sich hineinlesen kann wie in eine profane Bibel, auch, oder besser gesagt, vornehmlich auch für Frauen geeignet, und verdient die allerwärmste Empfehlung. (Leipziger Zeitung.)

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen

Digitized by Google

Die schönsten Weihnachtsgeschenke sind die Bücher des Deutschen Kronprinzen

Aus meinem Jagdtagebuch

Von Kronprinz Wilhelm

Mit 32 Bildern nach eigenen Aufnahmen des hohen Verfassers und der Frau Kronprinzessin sowie einem Bildnis des Kronprinzen in Dreifarbendruck

28. Auflage. In grünen Rips gebunden M 7.50, Luxusausgabe in Lederneinband M 12.—

«Ein menschlich sympathisches, liebenswürdiges Buch, weil es so gar nichts von hohlem Pathos hat, und weil es so viel Liebe und so viel Seele ahnen läßt.» (Westermanns Monatshefte, Braunschweig.)

«Knapp und klar ist durchweg die Sprache, soldatisch kurz. Dennoch schlägt uns aus jeder Seite der erquickende Hauch einer tiefen, warmen Naturempfindung entgegen. Nicht ein Großer schreibt, der, auf des Lebens Höhen stehend, von erhabener Warte herunterblickt auf jene, die unter ihm, sondern der Mensch spricht hier offen und frei zum Menschen, der Jäger zum Jäger. Man hat das Gefühl, mit deutschem Handschlag grüßt hier der Deutsche Kronprinz jeden, dem, wie ihm, die schöne, große Natur ein unversiegbarer Quell von Schönheit und Lebensfreude ist.» (Allgemeine Zeitung, München.)

Deutschland in Waffen

Ein Album in Querfolio mit 20 farbigen Bildtafeln und Begleittexten aktiver Militärs. Mit einem Geleitwort und einem Beitrag zum Text

von Kronprinz Wilhelm

Vornehm geb. M 5.—

«Das Buch zeigt in trefflichen, teilweise meisterhaften Bildern unsere gesamte Streitkraft zu Lande, zu Wasser, in der Luft gewissermaßen in Tätigkeit ... wohl dazu geeignet, Lust und Liebe zum Waffenhandwerk zu erwecken und, was ebensoviel wert ist, zu stählen und zu erhalten ... Kronprinz Wilhelm hat selbst zwei Artikel verfaßt: «Ein Wort zum Geleit» und «Regiment der Gardes du Corps, Standarteneskadron». Beide Arbeiten sind von frischem militärischem Geist durchweht, von Herzen empfunden, schlicht, einfach und doch eindringlich in der Darstellung. Die übrigen Artikel stehen auf ähnlicher Höhe, denn sie sind von sachverständigen Offizieren verfaßt.» (Berliner Lokal-Anzeiger.)

Der Reinertrag wurde vom Deutschen Kronprinzen für Zwecke des Jungdeutschlandbundes bestimmt

DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT IN STUTTGART

Digitized by Google

Fragen Sie
in jeder Kunsthandlung

Verlangen Sie sofort
Neuen Katalog mit farbiger
Probe und 1500 Abbildungen
für 1 Mark franko
von E. A. Seemann Leipzig 1

Soeben ist erschienen:

August Sperl
Burschen heraus!

Roman a. d. Zeit unserer tiefsten Erniedrigung

Gebunden 6 Mark

Der Roman umspannt die Zeit vom Einfalle Jourdans in Süddeutschland 1796 bis ins Jahr 1813 — die Zeit der tiefsten Erniedrigung Deutschlands und den Beginn der Befreiung. Den mit scharf gezeichneten Gestalten von charaktervollen Männern, Frauen und Jünglingen reich belebten Hintergrund bilden die heute dem Königreich Bayern zugehörigen fränkischen Gebiete. Von den Zuständen und Vorgängen im kleinstaatlichen Süden vor der Auflösung des Reiches, in der napoleonischen Zeit und im Jahre des Befreiungskrieges gibt der Dichter ein lebensvolles und farbiges Bild, das das Interesse des Lesers aufs höchste zu fesseln vermag. Und mitten hinein führt er uns in das brausende Studentenleben jener vorburschenschaftlichen Zeit. — Das an dichterischen wie an ethischen Werten reiche Werk ist ein groß gesehener Ausschnitt aus dem wirklichen Leben; es sind Stellen darin, die wie Scheinwerfer in die tiefsten Rätsel des Menschenlebens hineinleuchten; und mehr als eine Szene wird man mit atemloser Spannung lesen.

C. H. BECK'sche Verlagsbuchhandlung
OSKAR BECK ··· MÜNCHEN

:-: **Verlag von Zuckschwerdt & Co. in Berlin** :-:

Kurze militär-geographische Beschreibung Rußlands

Nach russischen und deutschen Quellen bearbeitet von

L. SCHMIDT

Hauptmann und Kompagniechef im k. b. 7. Infanterie-Regiment „Prinz Leopold"

Preis 3 Mark

Heere und Flotten aller Staaten der Erde

XII. Jahrgang 1913 :-: Preis 2 Mark

:-: *Ausführliche Prospekte stehen kostenlos zu Diensten* :-:

Digitized by Google

Prächtige Weihnachts-Bücher

für Jung und Alt:

Ewalds reizende naturgeschichtliche **Märchen**

Bis jetzt erschien:

Mutter Natur erzählt
Der Zweifüßler
Vier feine Freunde u. andere Geschichten

Thompsons köstliche **Tiergeschichten**

Bis jetzt erschien: **Bingo und andere Tiergeschichten**
Prärietiere ~~~ **Tierhelden**

Jeder Band ist in sich abgeschlossen und kostet in eleganter Ausstattung mit vielen Bildern **nur M 4.80.**

Fabre, Der Sternhimmel

Eine ganz einzigartige, im Plauderton gehaltene Einführung in die Himmelskunde für Alt und Jung. — Frei von mathematischen Exempeln etc.

Reich illustriert. **Elegant gebunden M 4.80.**

Die Serben im Balkankrieg

Auf Grund **amtlicher Quellen** bearbeitet von

A. Kutschbach

Der als Kriegskorrespondent rühmlichst bekannte Autor hat den Feldzug gegen Bulgarien selbst mitgemacht und erhielt vom serbischen Ministerium die Erlaubnis, zur Bearbeitung des Buches das **amtliche Aktenmaterial** zu benutzen.

Viele Pläne und Bilder. **Fein gebunden M 4.—.**

Franckh'sche Verlagshandlung, Stuttgart 9

Digitized by Google

Neuer Roman von Ernst Zahn

Soeben wurde das **16.—20. Tausend** ausgegeben:

Der Apotheker von Klein-Weltwil

Geheftet M 4.—, gebunden M 5.—

In dem Titelhelden zeichnet Ernst Zahn einen Mischcharakter von ganz eigenartig schillernder und anziehender Art. Von seltsam gewinnender, ja faszinierender Persönlichkeit und außerordentlich gewandtem, klug berechnendem Benehmen, versteht er es, auf die Menschen Einfluß zu gewinnen, mit einem scheinbar harmlosen Wort Triebe und Kräfte, die bis dahin schlummerten, in ihrer Seele zu wecken. Er ist der Dämon der Klein-Weltwiler, die ihn ob seines

Ernst Zahn

Wissens schätzen, ob seiner Suggestionskraft fürchten und sich doch dem Zauber dieses Mannes nicht entziehen können. „Der Apotheker von Klein-Weltwil" ist einer der gestaltenreichsten Romane, welche der Dichter uns bisher gegeben; er wird den Leser noch lange beschäftigen, wenn er mit immer neuem Interesse das Tun des Helden, die Schicksale der übrigen Weltwiler bis zum Ende des Romans verfolgt hat.

Von Ernst Zahn sind früher bei uns erschienen:

Kämpfe. Erzählung. Geh. M 3.—, geb. M 4.—

Bergvolk. Novellen. Geh. M 3.50, geb. M 4.50

Erni Behaim. Roman. Geh. M 4.—, geb. M 5.—

Menschen. Erzählungen. Geh. M 4.—, geb. M 5.—

Herrgottsfäden. Roman. Geh. M 4.—, geb. M 5.—

Schattenhalb. Erzählungen. Geh. M 4.—. geb. M 5.—

Die Clari-Marie. Roman. Geh. M 4.—, geb. M 5.—

Helden des Alltags. Novellen. Geh. M 4.—, geb. M 5.—

Firnwind. Erzählungen. Geh. M 4.—, geb. M 5.—

Lukas Hochstraßers Haus. Roman. Geh. M 4.—, geb. M 5.—

Vier Erzählungen aus den „Helden des Alltags". Für die Jugend ausgewählt. Gebunden M —.90

Die da kommen und gehen! Ein Buch von Menschen. Geh. M 4.—, geb M 5.—

Einsamkeit. Roman. Geh. M 4.—, geb. M 5.—

Gedichte. Geh. M 3.—, geb. M 4.—

Die Frauen von Tannò. Roman. Geh. M 4.—, geb. M 5.—

Was das Leben zerbricht. Erzählungen. Geh. M 4.—, geb. M 5.—

Erzählungen aus den Bergen für die Jugend. Aus seinen Werken ausgewählt. In Pappband M 1.—

Gesammelte Werke. I. Serie. 10 Bände. Gebunden M 25.—

Einzelne Bände dieser Gesamtausgabe werden nicht abgegeben.

DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT IN STUTTGART

Digitized by Google

Verlag von Schuſter & Loeffler

Bülowſtraße 107 ··· Berlin W 57 ··· Bülowſtraße 107

Detlev von Liliencron

Sein Leben und ſeine Werke

Von Heinrich Spiero

Mit 68 Bildern * 2. Auflage

Geheftet 8 Mark * In Halbpergamentband 10 Mark

In jeder Buchhandlung zur Anſicht!

Geſammelte Werke und Ausgewählte Briefe von

Detlev von Liliencron

Herausgegeben von Richard Dehmel

10 Bände geheftet à 4 Mark, in Halbfranz gebunden à 6 Mark. In Geſchenkkaſſette 60 Mark

Jeder Band der Geſammelten Werke: Band I: Poggfred, Band II und III: Gedichte, Band IV: Dramen, Band V und VI: Romane, Band VII: Novellen, Band VIII: Miscellen, iſt auch einzeln käuflich.

Näheres im Liliencron-Katalog auch über die Einzelausgaben

Digitized by Google

SCHUSTER & LOEFFLER, BERLIN W 57

EMIL LUCKA

DIE DREI STUFEN DER EROTIK

MIT 5 ABBILDUNGEN

2. Auflage. -:- Geheftet 9 Mark, in Halbfranz 12 Mark

„Einer der feinsten, reichsten und tiefsten Poeten Wiens hat ein sehr ernstes und gelehrtes Werk, durchgängig auf eigenen Forschungen und Auffassungen beruhend und dabei so faszinierend unterhaltsam geschrieben, daß jeder den Band nicht wieder aus der Hand legen wird! Ist doch das Thema, das uns alle angeht, von ewig unzerstörbarem Interesse: Das Liebesleben im Menschen. Das wird hier intensiv durchleuchtet, in ein geordnetes System gebracht und mit geschultestem Psychologenspürblick auseinandergelegt." (Berliner Tageblatt.)

„Lucka, der Philosoph — das ist die Auflösung der Erscheinung Luckas, des Künstlers. Diese Überzeugung hat das majestätische Werk in mir unumstößlich werden lassen. Ich wünsche dem Autor und uns, daß er auf solchen Bahnen fortschreite: in hoc signo vinces!" (Tagesbote aus Mähren und Schlesien.)

„Die Vorzüge des Buches sind nicht bloß die Schönheit der Darstellung und die Fülle der Motive, sondern auch die Weite der Perspektive, in die das Liebesphänomen gestellt wird." (Neue Freie Presse.)

„Die Fülle neuer Gedanken überwältigt. Der Verfasser, der Philosoph, Dichter und Psychologe ist, hat mit diesem an neuen und großen Gedanken so reichen Werk etwas geschaffen, das reformierend wirken muß. Es wird dazu beitragen, Licht in eine Materie zu bringen, in der noch vieles im Dunklen liegt; es wird Gelehrten imponieren und Nichtgelehrten Bewunderung einflößen." (Hamburg. Correspondent.)

„Ein tiefreligiöses, dichterisches Werk, das für unsere Zeit, die so plump Gläubigkeit mit Klerikalismus, Tiefe mit Breite verwechselt, mahnend und aufklärend wirken muß." (Tägliche Rundschau.)

IN VORBEREITUNG:

GRENZEN DER SEELE

Digitized by Google

L. Schwann, Kgl. Hof- und Verlagshandlung, Düsseldorf

Wertvolle Geschenkwerke für Kunstfreunde

Soeben erschien:

Rathgens, Dr. H. Die Kirche St. Maria im Kapitel zu Köln.
Mit 22 Tafeln und 149 Textabbildungen. Groß 4°.
Preis gebunden Mark 30.—

Anheisser, Dr. R. Altkölnische Baukunst. 56 Tafeln (Großfolio) in Lichtdruck, Zinkographie und mehrfarbigem Steindruck. Mit erläuterndem Text.
Preis in Mappe Mark 30.—

Oidtmann, Dr. H. Die rheinischen Glasmalereien vom 12.–16. Jahrhundert.
I. Band. Mit 18 Tafeln und 400 Textabbildungen.
Preis gebunden Mark 29.—

Preisgekrönt von der Gesellschaft
für rheinische Geschichtskunde.

Lohmeyer, Karl. Fr. Joach. Stengel.
Ein Meister des deutschen Barockbaues, 1694–1787.
Groß 4°. Mit 12 Tafeln und 71 Abbildungen.
Preis gebunden Mark 10.—

Diese Bücher sind in jeder besseren Buchhandlung zu haben, eventuell auch durch den Verlag zu beziehen. Ausführliche Prospekte kostenfrei.

Digitized by Google

Soeben erschien bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

So seid Ihr! Aphorismen von Otto Weiß

3. Folge. Geheftet M 3.—, in Leinen gebunden M 4.—

Mit gesteigertem Vergnügen wird jeder Liebhaber geistreicher und anregender Lektüre in diesem neuen schmucken Bändchen blättern, um bald hier, bald da bei einem der Sprüche nachdenklich zu verweilen. „Witz, dem der Ernst fehlt, ist Spaß" — nach dieser Definition, die unter den Sprüchen in dem Bändchen zu finden ist, überwiegt bei Weiß der Witz, denn auch in seinen heitersten Einfällen, in den lustigsten Fassungen fehlt nie ein Gran von jenem Ernst, der dem Menschenkenner eigen ist.

Von demselben Verfasser erschienen früher in unserem Verlage: „So seid Ihr!" 1. und 2. Folge. Jedes Bändchen geheftet M 3.—, gebunden M 4.—. Sämtliche drei Bändchen, in elegantem Geschenkkarton vereint, sind unter dem Titel

Aphorismenschatz

zum Preise von M 7.50 (Einzelpreis der 3 Bändchen M 12.—) zur Ausgabe gelangt. Die drei schmucken Bändchen in dem eleganten Geschenkkarton bilden ein

vornehmes Geschenk für den Weihnachtsgabentisch.

Verlag von R. Oldenbourg, München NW 2 und Berlin W 10

Soeben erschien in **dritter** Auflage:

Die Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I.

Vornehmlich nach den preußischen Staatsakten

von Dr. **Heinrich von Sybel**

Volksausgabe

Sieben Bände. In Leinwand gebunden, mit dem Bildnis des Verfassers und ausführlichem Sachregister M. 25.—

Luxusausgabe auf ff. Papier in 7 eleganten Geschenkbänden M. 32.—

(Die Volksausgabe ist inhaltlich identisch mit der früher erschienenen Großoktav-Ausgabe, die seit mehreren Jahren vergriffen ist)

Selten ist ein Werk mit so großer Freude begrüßt und mit solchem Interesse aufgenommen worden wie Sybels monumentale „Begründung des Deutschen Reiches". Die gesamte Presse aller Richtungen und politischen Anschauungen beglückwünschte das deutsche Volk zu der ebenso begeisterten und warm gefühlten als wissenschaftlich korrekten Darstellung der machtvollen Entwicklung unseres Vaterlandes. Bekanntlich sind Sybel seinerzeit zur Benutzung für sein Werk die Archive des Auswärtigen Amtes und des preußischen Ministeriums in anzuerkennender Liberalität geöffnet gewesen, was vor Sybel keinem Historiker gestattet war. Aus diesem überreichen Material hat Sybel mit staunenswertem Fleiße und meisterhaftem Geschick ein authentisches Bild der Entwicklung des Deutschen Reiches und der seiner Aufrichtung vorhergegangenen Kämpfe gezeichnet, was auch Bismarck in seinen „Gedanken und Erinnerungen" durch zahlreiche Hinweise auf Sybels „Begründung" bestätigt hat.

Digitized by Google

KLASSIKER DER KUNST

IN GESAMTAUSGABEN

Reich illustrierte, vornehm in Leinen gebundene Bände

1. **Raffael.** Von Georg Gronau.
275 Abbildungen . . . M 8.—

2. **Rembrandts Gemälde.**
Von W. R. Valentiner.
643 Abbildungen . . . M 14.—

3. **Tizian.** Von Oskar Fischel.
284 Abbildungen . . . M 8.—

4. **Dürer.** Von Valentin Scherer.
473 Abbildungen . . . M 10.—

5. **Rubens.** Von A. Rosenberg.
551 Abbildungen . . . M 12.—

6. **Velazquez.** Von W. Gensel.
172 Abbildungen . . . M 7.—

7. **Michelangelo.** Von F. Knapp.
169 Abbildungen . . . M 6.—

8. **Rembrandts Radierungen.**
Von H. W. Singer.
408 Abbildungen . . . M 8.—

9. **Schwind.** Von O. Weigmann.
1265 Abbildungen . . M 15.—

10. **Correggio.** Von G. Gronau.
196 Abbildungen . . . M 7.—

11. **Donatello.** Von P. Schubring.
277 Abbildungen . . . M 8.—

12. **Uhde.** Von H. Rosenhagen.
285 Abbildungen . . . M 10.—

13 **van Dyck.** Von E. Schaeffer.
537 Abbildungen . . . M 15.—

14. **Memling.** Von Karl Voll.
197 Abbildungen . . . M 7.—

15. **Thoma.** Von Henry Thode.
874 Abbildungen . . . M 15.—

16. **Mantegna.** Von F. Knapp.
200 Abbildungen . . . M 8.—

17. **Rethel.** Von Josef Ponten.
300 Abbildungen . . . M 9.—

18. **Fra Angelico.**
Von Frida Schottmüller.
327 Abbildungen . . . M 9.—

19. **Liebermann.**
Von Gustav Pauli.
304 Abbildungen . . . M 10.—

20. **Holbein der Jüngere.**
Von Paul Ganz.
252 Abbildungen . . . M 9.—

21. **Antoine Watteau.**
Von E. H. Zimmermann.
182 Abbildungen . . . M 8.—

22. **Murillo.** Von A. L. Mayer.
287 Abbildungen . . . M 12.—

23. **Feuerbach.**
Von H. Uhde-Bernays.
200 Abbildungen . . . M 8.—

24. **Dou.** Von W. Martin.
247 Abbildungen . . . M 9.—

In Vorbereitung: Perugino — Hals — Botticelli — Leonardo da Vinci — Bellini u a.

DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT IN STUTTGART

Digitized by Google

„Die Klassiker der Kunst geben dem Laien ein treues und umfassendes Gesamtbild von den Leistungen eines Künstlers, und der Fachmann greift bei brennenden Fragen lieber zu ihnen als in das Chaos seiner Photographiensammlung."

(Direktor Prof. Dr. Ernst Steinmann in der Deutschen Literatur-Zeitung.)

Mädchen, Zwiebeln hackend

Verkleinerte Wiedergabe einer Illustration aus Klassiker der Kunst in Gesamtausgaben. Band XXIV: Dou.

„Diese Klassiker-Ausgaben sind so berühmt und trotz ihres jungen Alters so populär, daß man zu ihrem Lob eigentlich nichts mehr hinzuzufügen braucht." (Alfred Georg Hartmann im „Tag", Berlin.)

Digitized by Google

Wer Freunden unsre Bücher schenkt,
Zeigt, daß er hoch von ihnen denkt!

Salons. *Bilder gesellschaftlicher Kultur aus fünf Jahrhunderten.*

Von Dr. Valerian Tornius.

2 Bände von zusammen 512 Seiten mit 48 Tafeln. Geheftet M 7.50. Gebunden M 10.—. In Seidenband mit Pergamentrücken M 20.—.

„Salons!" Der Zauber der Vergangenheit spricht aus diesem Worte zu uns. Wir sehen uns versetzt in die zierlichen Boudoirs galanter Damen, in die strahlenden Säle fürstlicher Schlösser oder in die bescheidenen Gemächer großer Männer. Und Valerian Tornius ist uns dort ein trefflicher Führer, überall, wo man das Leben mit seinen feinsten Reizen zu genießen versteht und wo man Geselligkeit zu einer heiteren Kunst erhebt, lädt er uns zum Schauen und Lauschen ein. Wir weilen im Kreise der Mediceer in Careggi, bei den Estes in Ferrara und Mantua, am lebenslustigen Vatikan, in den Villen reicher Bankiers der Renaissance, bei den schönen Frauen Venedigs. Wir befreunden uns mit der launigen verschnörkelten Welt des Barock mit ihren Kavalieren und Damen, nehmen teil an der bunten Schäferromantik in Boudoir und Salon der anmutigen Zeit des Rokoko, halten dann eine Weile still im Kreise der schönen Seelen, streifen durch Weimar, Paris, Berlin, kreuz und quer durch die Welt, wo sich im 19. Jahrhundert noch feinfühlige gesellige Menschen regen und wo sie erlischt, die Kunst der Geselligkeit, da ist das Endziel unserer Reise.
Ein Buch für Menschen von Geschmack und Kultur.

Johanna Schopenhauer. *Ein Frauenleben aus der klassischen Zeit.*

Von L. Frost.

XVI und 254 Seiten mit 8 Tafeln. Geheftet M 4.—, gebunden M 4.80.

Das Buch greift einen überaus interessanten Abschnitt aus dem Leben des Goethekreises heraus. Johanna Schopenhauer ist nicht nur als vielgelesene Schriftstellerin, als Mutter des Philosophen und Veranstalterin gern besuchter „Salons" in Weimar von Bedeutung, ihre Lebensschicksale sind auch verknüpft mit der großen Zeit, deren Gedächtnis wir jetzt gefeiert haben. Besonders Frauenhände werden gern nach diesem gehaltvollen Bändchen greifen.

Die Frauen um Goethe. *Weimarer Interieurs.*

Von Dr. Paul Kühn.

2 Bände. XXIV und 442 und XVI und 533 Seiten mit 50 Tafeln. Geheftet je M 5.—. In Pappband je M 6.—, in Leinen je M 6.50, Luxusband je M 10.—.

Das alte Weimar steht auf in seinem intimen Leben. Die hohen Geister, von uns seit den Tagen der Schulbank her bewundert und verehrt, treten uns zum Greifen menschlich nahe. Ihr Alltagsleben gibt den Schlüssel zum vollen Verständnis ihrer Werke; in ihrer Häuslichkeit werden sie uns traut und förmlich verwandtschaftlich liebgewohnt. — Dr. Paul Kühn hat sich da als Meister in Anordnung des vielverzweigten Stoffes erwiesen. Wir lassen das Buch kaum aus der Hand, bis wir es bis zur letzten Zeile mit höchstem Interesse verschlungen haben — und alsdann wieder von vorne anfangen mit erneuerter Andacht. *Grazer Tageblatt.*

Klinkhardt & Biermann, Verlag, Leipzig.

Digitized by Google

Rudolf Presbers Bücher

Die neuesten Werke des Dichters:

Vom Weg eines Weltkinds. Ein Buch Sprüche.
Geheftet M 2.50, in vornehmem Geschenkband M 4.–

Die epigrammatische Kürze, der prickelnde Wortlaut des Reims geben diesen Dichtungen kleinsten Umfangs einen Reiz der Form, der das Inhaltliche noch anziehender und wertvoller macht. Alles, was ein Weltkind auf seinem Wege durch Leben und Beruf findet, ist hier mit einem klugen, heiteren oder boshaften Wort bedacht, oft in ein neues überraschendes Licht gerückt. Daß neben Witz, Satire und Ironie auch gar manchmal eine feine lyrische Stimmung leise anklingt, erhöht den Reiz und die Mannigfaltigkeit dieses köstlichen Werkes.

Der Retter in der Not. Lustspiel in 3 Akten.
Von **Franz von Schönthan** und **Rudolf Presber**
Geheftet M 2.–, gebunden M 3.–

Die routinierten Theaterdichter Rudolf Presber und Franz von Schönthan haben mit dem „Retter in der Not" ein höchst amüsantes Lustspiel geschaffen, das bereits im Manuskript von zahlreichen großen Bühnen erworben worden ist. Das von sprühendem Witz und Humor durchleuchtete Lustspiel hat seine Bühnenwirksamkeit auch bereits durch eine Reihe von Aufführungen bewiesen.

Früher sind erschienen:

Dichtungen erzählenden Inhalts

Von Leutchen, die ich liebgewann. Skizzenbuch. Geheftet M 3.50, geb. M 4.50. 29. Auflage.

Die Diva und andere Satiren. Geheftet M 3.–, gebunden M 4.–. 8. Auflage.

Die sieben törichten Jungfrauen. Humoristische Novellen. Geh. M 4.–, geb. M 5.–. 7. Auflage.

Von Kindern und jungen Hunden. Humor. Novellen. Geheftet M 3.50, geb. M 4.50. 12. Auflage.

Von Torheit u. Freude. 2 Bde. In Lederband M 12.–
Inhalt: Von Leutchen, die ich liebgewann. Die Diva u. andere Satiren. Die sieben törichten Jungfrauen. Von Kindern und Jungen Hunden.

Die bunte Kuh. Humor. Roman. Geheftet M 5.–, geb. M 6.–. 11. Auflage.

Rudolf Presber

Der Tag von Damaskus. Humorist. Novellen. M 3.–, geb. M 4.–. 5. Aufl.

Von Ihr und Ihm. Dialoge. Geh. M 3.–, geb. M 4.–. 6. Auflage.

Das Mädchen vom Nil. Novellen. Geh. M 2.50, geb. M 3.50. 6. Auflage.

Theater. Ein Bündel Satiren. Geh. M 2.–, geb. M 3.– 3. Auflage.

Der Vetter aus Köln. Schwänke. Geheftet M 1.–, geb. M 1.80. 3. Auflage.

Der Knick im Ohr. Skizzen. Geheftet M 1.—, gebunden M 1.80.

Späne. Geheftet M 2.–, geb. M 3.–. 3. Auflage.

Ein Buch der Lebensfreude

Freut euch des Lebens! Ein Blütenstrauß deutscher Lyrik. Kartoniert M 3.–, gebunden M 4.–. 6. Tausend.

Schauspiele

Auge um Auge. Drei Einakter. Geheftet M 3.–, gebunden M 4.–.

Die Dame mit den Lilien. Lustspiel. M 2.50, geb. M 3.50.

Der Jünger – Das Versöhnungsfest. Einakter. Geh. M 2.50, geb. M 3.50.

Ein ausführlicher Prospekt über sämtliche in unserem Verlag erschienenen Werke Rudolf Presbers ist kostenlos durch jede Buchhandlung, auf Wunsch auch direkt von uns zu erhalten.

STUTTGART **DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT**

Digitized by Google

VERLAG VON GUSTAV FISCHER IN JENA

Der Mensch

Sein Ursprung und seine Entwicklung
In gemeinverständlicher Darstellung

Von **Wilhelm Leche,**

Professor an der Universität zu Stockholm

Nach der zweiten schwedischen Auflage. Mit 369 Abbildungen. 1911.
Preis: 7 Mark 50 Pf., geb. 8 Mark 50 Pf.

Inhalt: Vorwort. 1. Deszendenztheorie. 2. Der Mensch und die Wirbeltiere. Die Ausbildungsstufen der Wirbeltiere. 3. Die Aussage der ausgestorbenen Lebewesen. 4. Der Mensch im Lichte der vergleichenden Anatomie. 5. Das Ergebnis der Embryologie. 6. Die rudimentären Organe des menschlichen Körpers. 7. Das Gehirn. 8. Der Mensch und seine nächsten Verwandten. 9. Die ersten Menschen. 10. Der Affenmensch von Java. — Die Menschheit der Zukunft.

Aus der Natur, 1912, Heft 3: „Als eine „Anthropogenie" kann man dieses Buch bezeichnen und darf es, was die Klarheit und elegante Form der Darstellung anlangt, jenem bekannten Werke E. Haeckels sehr wohl zur Seite stellen. Bei all diesen Erörterungen vermeidet der Verfasser jegliche tendenziöse Mache; er spricht zum Leser lediglich als Forscher. Das Buch, das sich auf jeder Seite als Leistung eines bedeutenden Gelehrten zu erkennen gibt, darf als eine der besten Darstellungen über die Entwicklungsgeschichte des Menschen angesprochen werden. Hervorgehoben sei noch die gediegene Illustrierung, die zahlreiche originelle und selten reproduzierte Bilder enthält."

Neue Weltanschauung, 1911, Heft 4: „... eins der besten und sachlichsten Bücher, die jemals über die Abstammung und Entwicklung des Menschen geschrieben worden sind."

Natur und Kultur, 9. Jahrg., 4. Heft, v. 15. November 1911: „Gleichwohl stehe ich nicht an' das Buch als das Werk eines durchaus selbständigen, vornehmen Denkers anzuerkennen, das trotz des monistischen Grundtons nicht aufdringlich tendenziös und agitatorisch wirkt. Anatomie und Physiologie des Menschen sind speziell für den Nichtfachmann in geradezu idealer Weise geboten." Dr. Völler.

Frankfurter Zeitung, Nr. 174, vom 25. Juni 1911: „Das Buch von Leche wird ein Handbuch für Lehrer und Studierende werden. Durch seine leicht faßliche Darstellung eignet es sich auch zur Lektüre für Schüler von Oberklassen höherer Schulen. — Freunden naturwissenschaftlicher Werke sei es ganz besonders empfohlen, da es sie in wirklich klassischer Weise mit dem gegenwärtigen Stand unserer Kenntnisse für unsern eigenen Werdegang vertraut macht."

Vererbung und Auslese

in ihrer soziologischen Bedeutung
Preisgekrönte Studie über Volksentartung und Volkseugenik

Von **Dr. Wilhelm Schallmayer**

Zweite, durchwegs umgearbeitete Auflage. 1910. **Preis: 9 Mark, geb. 10 Mark.**

Inhalt: 1. Geschichte und Grundzüge der Abstammungslehre. — 2. Die Bestandteile der Darwinschen Abstammungslehre. — 3. Ergebnisse der mikroskopischen Erforschung der Erbsubstanz. — 4. Die somatischen Erscheinungen der Vererbung. — 5. Erklärungsversuche der Vererbungserscheinungen. — 6. Die Bedeutung der Erbanlagen beim Menschen und die Möglichkeit ihrer Vervollkommnung und Verschlechterung. — 7. Die Bedingungen, unter denen die Erbqualitäten menschlicher Gesellschaften zu- oder abnehmen. — 8. Ungünstige Beeinflussungen der generativen Erbentwicklung menschlicher Gesellschaften durch kulturelle und soziale Verhältnisse, verglichen mit primitiven Zuständen. — 9. Günstige Wirkungen unserer Kultur auf die generative Entwicklung. — 10. Der Völkertod in Vergangenheit und Gegenwart. — 11. Die chinesische Gesellschaftsverfassung und Kultur sozialeugenisch bewertet. — 12. Das sozialphilosophische Problem des Endzieles und Wertmaßes aller Staatspolitik im Lichte der Selektionstheorie. — 13. Zu welchen politischen Bestrebungen führt die Orientierung durch die selektive Entwicklungslehre? — 14. Direkte Korrekturen der Fortpflanzungsauslese. — 15. Indirekte Korrekturen der Fortpflanzungsauslese. — Autoren- und Sachregister.

Sozialistische Monatshefte, Heft 18—20, 1911: „Wie man sich auch zu den Theorien des Verfassers stellen mag: Selbst sein Gegner wird dies Werk nicht aus der Hand legen, ohne eine Fülle von Anregungen empfangen, ohne aus seinem überaus reichen Material neue positive Kenntnisse geschöpft zu haben."

Soziale Medizin und Hygiene, Bd. V, Heft 12: „Die zweite Auflage dieses bekannten — vielgerühmten und ebensoviel geschmähten — Werkes ist stark umgearbeitet. ... Ein Staatsmann und Politiker, der heute an allen Ausführungen dieses Buches achtlos vorübergeht und zu allen wichtigen Fragen der modernen Kultur nicht in irgendeiner Form Stellung nimmt, versündigt sich schwer an den Aufgaben, die er zu erfüllen hat. Wir wollen deshalb hoffen, daß auch diese zweite Auflage gerade in den Kreisen der Mitglieder der gesetzgebenden und Verwaltungskörperschaften recht verbreitet werde. M. F.

Digitized by Google

Neue Erscheinungen von literarischem Wert

Soeben wurden ausgegeben:

M. E. von Rheinbaben:
Dem unbekannten Gott

Roman. Geheftet M 3.—, vornehm gebunden M 4.—

Der Roman führt in das Leben des pommerschen Adels der vierziger Jahre, in jene Kreise, in denen Otto von Bismarck seine Lebensgefährtin fand, in jene religiöse Bewegung, die ihm den inneren Umschwung brachte. Die Verfasserin gehört durch Geburt und Tradition diesen Kreisen an. Der unbekannte Gott, den sie weder bei den streng orthodoxen Lutheranern noch in dem vielfach entarteten und ungesunden Sektenwesen gefunden hatte, ist der Gott der Milde und Liebe, der Christus, der der Ehebrecherin verzieh und bei den Zöllnern einkehrte. Zu diesem Glauben, der das Leben nicht verachtet, sondern es mit den göttlichen Forderungen in Einklang zu bringen sucht, ringen sich die Hauptgestalten des Romans in schweren inneren Kämpfen siegreich durch. Das Buch ist eine Festgabe für ernste, suchende Menschen, für Freunde edler, gehaltvoller Lektüre.

Paul Ilg:
Das Menschlein Matthias

Erzählung. Geheftet M 3.—, vornehm gebunden M 4.—

Der Dichter, der sich bereits durch seine früheren Werke als feiner Psychologe und vorzüglicher Darsteller dokumentierte, schildert im „Menschlein Matthias" mit gleicher Virtuosität Menschengeschicke und die Umwelt, in der sie sich abspielen, Landschaft und soziale Zustände. Den kleinen Helden der Erzählung, der die resignierte Weichheit und die scheue Zartheit seiner Mutter geerbt hat, schildert Ilg mit so rührender Liebe, offenbart uns des Kindes Fühlen und Werden mit so einfach ehrlichen Worten, daß wir für dieses „Menschlein" uns in mitleidsvoller Liebe sorgen und bangen, in seinem schmerzensreichen Schicksal ein Stück des allgemeinen Menschenwehs empfinden. Es ist ein zweifaches Milieu, in dem der kleine Matthias aufwächst, das armselige Bauernhaus auf einsamer Höhe und die Stadt mit der großen Fabrik. Beide Welten sind gleich anschaulich und lebensvoll geschildert; dort die Base mit ihrem Mann, dem Vettergötti, und ihren Kindern, derbes, zum Teil rohes Bauernvolk, hier die Menschen der Fabrik, ihr genialer Gründer und ihre anderen Leiter, die Arbeiter und Arbeiterinnen. Am stärksten tritt in diesem Lager hervor der kraftvoll-brutale Dessinateur Ottenholzer, der Vater des kleinen Matthias, und Jungfer Böhi, das Musterfräulein der großen Fabrik, des Matthias Mutter. Ilgs neues Buch ist wieder ein Meisterwerk an Gestaltungskunst.

:: Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart ::

Digitized by Google

Soeben erschienen:

Aufsätze, Vorträge und Reden

Von Dietrich Schäfer

Professor der Geschichte an der Universität Berlin

Zwei Bände

1913. Preis: 18 Mark, geb. 20 Mark

Inhalt des ersten Bandes:

Eine Reliquie aus dem Mittelalter (Rothenburg ob der Tauber (1870). — Aus deutsch-französischen Grenzlanden (1870): 1. Die Pfalz; 2. Das Elsaß. — Die neue Reichsgrenze (1873). — Der hansische Geschichtsverein und seine dritte Jahresversammlung in Braunschweig (1873). — Ultramontane Volksschriftstellerei (1873): 1. Der historische Tendenzroman; 2. Die politische Tendenznovelle; 3. Konrad von Bolanden und Kurt von Bolanten. — Zur Geschichte des Zunftwesens (1877). — Wisby und Gotland, ein Rest nordischen Mittelalters (1877). — Zur Geschichte des deutschen Handels nach Finnland (1878). — Johann Georg Kohl (1879). — Heinrich Luden (1880). — Die Hanse und ihre Handelspolitik (1885). — Zur deutschen Städtegeschichte 1888). — Adolf Schmidt (1887). — Das neue Deutschland und seine Kaiser (1888). — Das eigentliche Arbeitsgebiet der Geschichte (1888). — Geschichte und Kulturgeschichte. Eine Erwiderung (1891). — Fürst Bismarck in Jena (1892). — Zum Gedächtnis Gustav Adolfs (1894). — Die letzte preußische Volkszählung und die Friesen (1904). — Festrede zur Bismarckfeier in Tübingen am 1. April 1895). — Zur Eröffnung des Nordostsee-Kanals (1895). — Deutschland und Japan. Zur Beurteilung der deutschen Handelsinteressen in China (1895). — Zur württembergischen Kammerdebatte über die Landesuniversität (1895). — Zur Geschichte der Begründung der schwedisch-norwegischen Union (1895). — Das Zeitalter der Entdeckungen und die Hanse (1896).

Inhalt des zweiten Bandes:

Festrede zu der von der Stadt Heidelberg veranstalteten hundertjährigen Gedenkfeier des Geburtstags Kaiser Wilhelms I. am 22. März 1897. — Deutschland zur See (1897). — Der Kampf um die Ostsee im 16. und 17. Jahrhundert (1899). — Weltlage und Flottenverstärkung (1899). — Zu Moltkes Gedächtnis (1900). — Bernhard Erdmannsdörffer (1901). Die politische und militärische Bedeutung der Großstädte (1903). — Antrittsrede beim Eintritt in die Königlich-Preußische Akademie der Wissenschaften 30. Juni 1904. — Weltlage und Kolonialpolitik (1907). — Geschichtswissenschaft im 19. Jahrhundert (1907). — Die Sundzollberechnungen als internationale Geschichtsquelle (1907). — Die Aufgaben der deutschen Seegeschichte (1908). — Hansabund und Hanse (1909). — Unser Recht auf die Ostmarken (1911). — Was bedeutet dem Deutschen sein Reich (1912). — Englands Weltstellung und Deutschlands Lage (1912). — Deutschlands Heer, Deutschlands Stärke (1912). — Aufrufe des Deutschen Wehrvereins (1912 u. 1913). — Die deutsch-französische Sprachgrenze (1912). — Deutsche Sprachgrenzen und Sprachenkämpfe (1912). — Deutschland und Frankreich als erobernde Mächte (1912). — Rede zur Erinnerung an die Erhebung der deutschen Nation im Jahre 1813 (1913). — 1813—1913. — Zur Erinnerungsfeier unserer Fürsten in der Befreiungshalle bei Kelheim (1913).

Unter diesem Titel gibt der bekannte Historiker, dem unser Volk die „Weltgeschichte der Neuzeit" und eine „Deutsche Geschichte" verdankt, in zwei Bänden eine Auswahl seiner früheren Schriften heraus, die von dem gleichen Geiste getragen ist wie die beiden genannten Werke. Der vaterländische Gedanke ist für die Aufnahme in die Sammlung leitend gewesen, wenn auch einige Stücke anderen Inhalts und anderer Tendenz eingeführt wurden. Es ist stets das Bestreben des Verfassers gewesen, für die Beantwortung der Fragen und die Lösung der Aufgaben, die an unser Volk herantreten, geschichtliche Grundlagen zu gewinnen und aufzuzeigen und geschichtliches Denken und Empfinden unserem Volke wieder zur Natur und zum Bedürfnis zu machen, auch die Auffassung zu vertreten, daß wahre Kultur und fruchtbare Bildung nur auf dem Boden vaterländischen Volks- und Staatsgefühls erwachsen und bestehen können. Wer sich in dieser Auffassung mit dem Verfasser einig fühlt, wird aus den beiden Bänden seiner Aufsätze, Vorträge und Reden reiche Anregungen und Belehrung entnehmen.

Deutsche Geschichte

Von Dietrich Schäfer

Professor der Geschichte an der Universität Berlin

Erster Band: Mittelalter. (IX, 468 S.) **Zweiter Band: Neuzeit.** (X, 509 S.)

3. Auflage. 1913. Preis: beide Bände broschiert 14 Mark, elegant gebunden 17 Mark

Deutsche Revue, März 1911: „. . . Wer diese beiden Bände, in die Professor Dietrich Schäfer das Ergebnis seiner reichen und tiefgründigen Forschungen niedergelegt hat, mit Ernst und Liebe durchlas, wird zugestehen, daß der Beruf und die Sendung dieses bedeutsamen Werkes ein weit anderer ist, als trockene Geschichte zu dozieren und tausendmal Gesagtes in andere Worte gekleidet wiederzukäuen . . . Mit so viel sachlicher Objektivität vorgetragen wie hier bietet diese deutsche Geschichte eine schier unerschöpfliche Fülle wertvollster Genüsse und Anregungen und eröffnet dem um die Zukunft seines Vaterlandes interessierten Deutschen Hoffnungsmöglichkeiten von ungeahnter Tragweite. Der wissenschaftliche Ruf des Verfassers und die glänzende Vortragsweise seines gewaltigen Stoffes sichern dem Werke vor allen Dingen den Respekt, den man diesem imponierenden Stück deutscher Geistesarbeit schuldig ist."

Leipziger Neueste Nachrichten. 1913: „Der echt vaterländische Geist, der dem Verfasser überall die Feder führt, macht Dietrich Schäfers „Deutsche Geschichte" zu einem nationalen Geschichtswerk, dem wir die weiteste Verbreitung auch unter der heranwachsenden Jugend wünschen."

Digitized by Google

:: VERLAG VON GUSTAV FISCHER IN JENA ::

Streifzüge an der Riviera

Von **Eduard Strasburger**

o. ö. Prof. der Botanik an der Universität Bonn.

Dritte, gänzlich umgearbeitete Auflage. Illustriert von **Louise Reusch.**

Mit 85 farbigen Abbildungen im Text. (XXVI, 582 S.) 1913.
Preis: Elegant broschiert 10 Mark, in Leinen gebunden
12 Mark, in Geschenkband (Halbleder) 13 Mark.

Frankfurter Zeitung Nr. 130, vom 11. Mai 1913: Strasburger tritt hier einem größeren Leserkreis nicht nur als Gelehrter, sondern als glänzender Naturbeobachter und feinsinniger Landschaftsschilderer entgegen. Das Buch enthält weit mehr, als der Titel vermuten läßt. Sind es auch zunächst botanische Streifzüge, die der Verfasser mit uns durch die zauberische Frühlingsvegetation der Riviera unternimmt, so können wir doch auch eine Fülle allgemeiner Belehrung daraus schöpfen. Wir verfolgen die Geschichte der einzelnen Pflanzen, ihre wirtschaftliche Bedeutung, lernen z. B. die Parfümbereitung in Grasse kennen und lassen uns über pflanzliche Genuß- und Heilmittel im allgemeinen belehren. Daneben macht uns Strasburger in angenehmem Plauderton mit dem Klima, dem Boden, der Geschichte und den Bewohnern der Riviera bekannt, und einzelne seiner Landschaftsschilderungen sind in ihrer anschaulichen Naturtreue reine Kabinettstücke. Einen herrlichen Schmuck des Buches bilden die 85 farbigen Pflanzen- und Landschaftsabbildungen, die Louise Reusch an Ort und Stelle gefertigt hat. Die dritte Auflage ist um etwa 100 Seiten vermehrt und stellenweise nach den neuesten Forschungsergebnissen ganz umgearbeitet worden. Der reiche Stoff wurde in sechs Reisen gegliedert, nach einer einleitenden Skizze der ganzen Riviera, die besonders die mehr oder weniger geschützte Lage der Luftkurorte einer Betrachtung unterzieht. Eingehende Wanderungen führen uns dann nach Bordighera, Mentone, Cap d'Antibes, Hyères, Mauren- und Estérelgebirge, Cannes, Lerinische Inseln, Cap Martin, Grasse, Nervi, Portofino, Sestri, Levante, San Remo und Nizza. — Es sei noch der Wunsch ausgesprochen, daß jeder Rivierareisende als ideale Ergänzung zum „Baedeker" den „Strasburger" als Führer mitnehme. An seiner Hand wird er durch reiche Belehrung den wahren Genuß an der verschwenderischen Pflanzenpracht des Südens finden.

Die Abstammungslehre

Zwölf gemeinverständliche Vorträge über Deszendenztheorie im Lichte der neueren Forschung.

Gehalten im Winter-Semester 1910/11 im Münchner Verein für Naturkunde.

Mit 325 teils farbigen Abbildungen im Text. 1911.
Preis: 11 Mark, gebunden 12 Mark.

Inhalt:

1. **Einleitung in die Abstammungslehre.** Von Geh. Rat Prof. Dr. Rich. Hertwig (München).
2. u. 3. **Die Artbildung im Lichte der neueren Erblichkeitslehre.** Von Prof. Dr. Richard Goldschmidt (München).
4. **Können erworbene Eigenschaften vererbt werden?** Von Prof. Dr. Rich. Semon (München).
5. **Zuchtversuche zur Abstammungslehre.** Von Privatdoz. Dr. Paul Kammerer (Wien).
6. **Die Stellung der modernen Wissenschaft zu Darwins Auslesetheorie.** Von Prof. Dr. Franz Doflein (München).
7. **Tiergeographie und Abstammungslehre.** Von Prof. Dr. August Brauer (Berlin).
8. **Paläontologie, Systematik und Deszendenzlehre.** Von Dr. Edgard Dacqué (München).
9. **Die Bedeutung der fossilen Wirbeltiere f. d. Abstammungslehre.** Von Prof. Dr. O. Abel (Wien).
10. **Die Tatsachen der vergleichenden Anatomie und Entwicklungsgeschichte und die Abstammungslehre.** Von Prof. Dr. Otto Maas (München).
11. **Anzeichen einer Stammesentwicklung im Entwicklungsgang und Bau der Pflanzen.** Von Prof. Dr. Karl Giesenhagen (München).
12. **Die Stellung des Menschen im Naturganzen.** Von Prof. Dr. Hermann Klaatsch (Breslau).

Register.

Naturwissenschaftliche Rundschau. XXVI. Jahrg. Nr. 44, v. 2. Nov. 1911: „Gerade darin liegt ja ein besonderer Reiz dieser Vorträge, daß sie nicht nur von dem berichten, was die Forscher einigt, sondern auch von dem, was sie trennt ... so gibt das Buch ein ziemlich getreues Bild der Gedankenkreise, in denen sich die deszendenztheoretischen Ansichten der Mehrzahl der Biologen bewegen. — Das Buch sei allen empfohlen, die einen Einblick gewinnen möchten in die Wege und Ziele der heutigen deszendenztheoretischen Forschung. Die Redner haben ihren Gegenstand zum Teil in sehr anziehender Weise darzustellen gewußt, und jeder einzelne Vortrag beansprucht das größte Interesse, wenn der Leser auch nicht allen gleichmäßig Beifall zollen wird." F. M.

Digitized by Google

Neuer Frankfurter Verlag, G. m. b. H., Frankfurt a. M.

ITALIA INCOGNITA

Sommerfahrten eines römischen Journalisten

Von ALBERT ZACHER

Mit 52 ganzseitigen Abbildungen und dem Bilde des Verfassers

Ein Band von über 400 Seiten in
vornehmem Einband Preis Mk. 8.—

Vorzugsausgabe auf Büttenpapier in Ganzlederband Mk. 20.—

Breslauer Zeitung:
Wir möchten jedem, der Italien bereisen will, dringend raten, sich vorher mit den Zacherschen Büchern bekannt zu machen. Sie sind wirklich mehr als gewöhnliche Reisebücher, sie bringen eine gehäufte Fülle von feinen Beobachtungen, gründlichen Kenntnissen und tiefen Einblicken in das Wesen von Land und Leuten in Italien.

FRANZ BERGG

Ein Proletarierleben

Bearbeitet und herausgegeben von

NIKOLAUS WELTER

Preis broschiert Mk. 3.50 :-: Gebunden Mk. 4.50

Luxemburger Zeitung:
Das soziale Mitleid des Dichters hat uns hier ein soziales Dokument geschenkt, das auf die sozialen Nöte der Zeit, auf die Forderungen und Aufgaben sozialer Erziehung ein helles Licht wirft. Möge der Wunsch in Erfüllung gehen, den der Dichter seiner Bearbeitung vorausschickt.

Schleswig-Holsteinische Volkszeitung, Kiel:
Der fast 230 Seiten fassende Lebenslauf ist eins der interessantesten Werke dieser Art, die wir bisher zu Gesicht bekommen haben . . . Nikolaus Welter, ein Mann, der selbst vielfach literarisch tätig war, hat den Lebenslauf bearbeitet und herausgegeben und damit ein Werk geschaffen, das wir allen Freunden proletarischer Memoirenliteratur und menschlicher Psychologie auf das Wärmste empfehlen können.

Digitized by Google

** Vorzügliche Geschenke für den Weihnachtstisch **

Die Frauen des Orients

in der Geschichte, in der Dichtung u. im Leben

Von **A. v. Schweiger-Lerchenfeld**

Mit 11 farbigen, 15 schwarzen Vollbildern und 338 Textabbildungen. 50 Bogen. Quart. In Orig.-Prachtbd. 30 M.

Dieses Buch stellt sich als ein Prachtwerk von eigenartigem inneren und äußeren Gehalt vor. Wer es mit Aufmerksamkeit studiert, dem erschließt sich — wirksam unterstützt durch die reichsten Anschauungsmittel — eine Welt, die gewiß der Mehrzahl der Leser dicht verschleiert war.

Kulturgeschichte

Werden und Vergehen im Völkerleben

Von **A. v. Schweiger-Lerchenfeld**

Mit 41 Tafeln und 613 Textabbildungen. 82 Bogen. Groß-Oktav. In 2 Originalbänden gebunden, zusammen 25 M.

Meisterhaft verwertet der Verfasser in seinem Werke die Ergebnisse prähistorischer Forschung, die neuartige Auffassung des Rassenbegriffes von Seite der Anthropologen, die überraschenden und epochemachenden Resultate der jüngsten Ausgrabungen.

Illustrierte Geschichte des Balkankrieges 1912-13

Von A. Hemberger

Mit vielen Illustrationen, Porträts, zahlreichen Karten und Plänen

Zwei Bände ** In Originalband gebunden je 12 M. 50 Pf.

Wie Hemberger den riesigen Stoff bewältigt, wie er ihn zergliedert und doch in die Form eines geschlossenen Ganzen bringt, ist geradezu mustergültig. Kein Abschweifen in überflüssige Details, kein Verirren in nutzlose Betrachtungen. Klar, wie sie sich selbst gaben, werden die Ereignisse geschildert, aus dem Tag des Geschehens herausgeschrieben, und gerade darum sind sie von bleibendem Werte.

A. Hartleben's Volks-Atlas

86 Hauptkarten und 84 Nebenkarten in 125 Kartenseiten

Mit erläuterndem Text und alphabetischem Namenregister. Fünfte, vollkommen umgearbeitete und erweiterte Auflage. Groß-Folio-Format. In Halbledерband 15 M.

A. Hartleben's Kleiner Hand-Atlas

über alle Teile der Erde

Enthaltend 40 Hauptkarten und 58 Nebenkarten in 60 Kartenseiten

Ergänzender Text von **Hans Mayerhofer**. Zweite, neubearbeitete Auflage. Groß-Folio-Format. Gebunden 9 M.

Der Parlamentarismus

sein Wesen und seine Entwicklung

Von **Ernst Viktor Zenker**

Mitglied des Abgeordnetenhauses des österr. Reichsrates

14 Bogen. * Oktav. * Gebunden 5 M.

E. V. Zenker hat — durch fortschreitende Krisen in den Parlamenten der verschiedenen Kulturstaaten veranlaßt — die Frage nach dem Wesen einer möglichen Reform der parlamentarischen Einrichtungen in eingehender und systematischer Weise behandelt.

Sein Werk wird großes Interesse bei allen Politikern finden.

** A. Hartleben's Verlag in Wien und Leipzig **

Digitized by Google

Im Xenien-Verlag zu Leipzig

Xenien-Bücher

auf bestem Alfa sorgfältig gedruckt,
in solidem Pappband 50 Pfennig

1. Dr. Hanns Holzschuher, Schiller, Goethe und die Xenien.
2. Briefe eines ehrlichen Mannes bey einem wiederholten Aufenthalt in Weimar (Deutschland 1800).
3. Hans von Wolzogen: Über Kunst und Kirche.
4. Jmanuel Kant: Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen.
5. Prof. Dr. Wolfgang Golther: Parsival und der Gral in deutscher Sage des Mittelalters und der Neuzeit.
6. Dr. Heinrich Spiero, Berlin.
7. Herman von Petersdorff: Der Hof der Königin Luise (mit 24 Bildbeigaben).
8. Wilhelm Arminius: Der Dolch der Lady Arundel.
9. Georg Hirschfeld: Das Wunder von Oberpurzelsheim. Das Recht auf den Tod.
10. Maurice de Guérin: Der Centauer.
11. Georg von der Gabelentz: Ein Ring.
12. Hugo Salus: Die Hochzeitsnacht. Die schwarze Fahne.
13. Robert Hohlbaum: Simplicius academicus.
14. Benno Rüttenauer: Von Einem, der sich für den Ritter Blaubart hielt.
15. Adalbert Luntowski: Charlotte von Stein.
16. Goethe und Käthchen Schönkopf.
17. Goethe und Friederike Öser.
18. Goethes Leipziger Lieder.
19. Beethovens Briefe an geliebte Frauen.
20. Wilhelm Waiblinger: Der kranke Hölderlin.
21. Carl Dallago: Jesus von Nazareth.
22. Carl von Vincenti: Schönbrunn. Mit 11 Bildbeigaben.
23. Alfred de Musset: Ausgewählte Gedichte.
24. Henrich Steffens: Breslau 1813.
25. Paul Burg: Lützower in der Völkerschlacht.
26. Karl Koberstein: Der böse Baron.
27. Dr. J. C. Gross: Die Franzosenzeit in Leipzig.
28. Joseph Bonaparte: Monïa oder die Bäuerin vom Mont-Cenis.
29. Fried. von Schiller: Der Venuswagen. Die Tugend in ihren Folgen betrachtet.
30. Die fünf portugiesischen Briefe der Nonne Mariana Alcoforado.
31. Prof. Dr. Wilhelm Wachsmuth: Weimar um 1800. Literatur und Gesellschaft. Mit 16 Abbildungen.
32. F. W. J. Schelling: Über das Verhältnis der bildenden Künste zur Natur.
33. Fried. Schlegel: Die drei ersten Vorlesungen über die Philosophie des Lebens.
34. Georg Buß: Aus der Blütezeit der Silhouette. Mit 40 Bildern.
35. Remy de Gourmont: Der alte König.
36. Frederi Mistral: Letzte Ernte.
37. Heinrich Spiero: Verschneite Wege. Die Richter.
38. Margarethe v. Schuch-Mankiewicz: Karneval. Ein Letzter. Fast eine Märtyrerin.
39. J. W. v. Goethe: Der Triumph der Empfindsamkeit.
40. Jean Pauls politisches Vermächtnis.
41. Georg Büchner: Lenz.
42. Briefe der Frau Rat.

Die Sammlung wird fortgesetzt.

Digitized by Google

Unter Halbmond und Sonne.

Im Sattel durch die asiatische Türkei und Persien von **Graf Eberhard-Joachim von Westarp.**

8°. Mit 59 Abbildungen nach photographischen Originalaufnahmen des Verfassers und einer Karte. **Broschiert M. 6.—, elegant gebunden M. 7.50.**

Der durch die Ereignisse des letzten Jahres auf einen kleinen Rest zusammengeschmolzene **europäische** Besitz der Türkei läßt die Blicke heute um so mehr auf die **asiatische Türkei** schweifen, da diese für die nächste Zukunft wieder ein Schauplatz ernster Kämpfe zu werden verspricht. **Kleinasien,** die **Euphratländer** und **Persien** sind nicht weniger Streitobjekte, die für die nächsten Jahrzehnte die Diplomatie **in hohem Maße** beschäftigen werden. Das **Westarp**sche Buch gibt eine Fülle von Anregungen und Gedanken, die für das allgemeine Verständnis dieser **Probleme des XX. Jahrhunderts** von hohem Wert sind. Der Verfasser ist ein scharf blickender Beobachter und ein Meister der Darstellung.

Die Politik im Habsburgerreiche.

Randglossen zur Zeitgeschichte von **Theodor von Sosnosky.**

2 Bände. — **Zweite Auflage.** — **Bd. 1.** 8°. 322 Seiten. **Broschiert M. 5.—, elegant gebunden M. 6.50.** — **Bd. 2.** 8°. 405 Seiten. Mit 1 Karte. **Broschiert M. 6.—, elegant gebunden M. 7.50.**

Bei dem fast **gänzlichen Fehlen an Literatur über die Entwickelung Österreichs in Gegenwart und jüngster Vergangenheit** wird dieses Buch des bekannten Publizisten — **eines geborenen Österreichers** — über sein Vaterland mit ganz besonderem Interesse begrüßt werden. Das Buch hat wegen seiner Behandlung aller der politischen Fragen großes Aufsehen erregt.

Probleme des Weltverkehrs.

Von **Dr. Rich. Hennig.**

8°. Mit 4 Abbildungen und 6 Kartenskizzen. **Broschiert M. 5.—, elegant gebunden M. 7.50.**

Ein vortreffliches Buch, das nicht nur dem sozialökonomischen und wirtschaftsgeographischen Fachmanne, der sich mit einschlägigen Fragen beschäftigt, wertvolle Dienste leisten wird, sondern auch hervorragend geeignet ist, die Kenntnis und das Verständnis weltpolitischer und weltwirtschaftlicher Erscheinungen in die weitesten Kreise der Gebildeten zu tragen. (Professor Dr. F. Heiderich-Wien.)

Sammlung belehrender Unterhaltungsschriften für die deutsche Jugend

Begründet und herausgegeben von **HANS VOLLMER**

Soeben erschien:

Band 50:

Heinrich Schliemann, Der Schatzgräber

Von Professor Dr. **Otto Seiffert**

Gymnasialdirektor

8°. Mit 26 Abbildungen, Karten und Plänen. — **Elegant gebunden M 2.—**

Der Verfasser verfolgt einen doppelten Zweck: Am Leben Schliemanns soll die Entwicklung eines ebenso tatkräftigen wie idealgesinnten Mannes geschildert werden, der sich aus dürftigen Verhältnissen zur höchsten Höhe des Lebens emporgearbeitet hat; aber zugleich soll der Leser an der Hand seines Werkes in die Kultur der mykenischen Zeit eingeführt werden.

Ferner erschien soeben:

Vierte, vermehrte und mit reichem, teils zum ersten Male veröffentlichten prächtigen Bildermaterial gezierte Auflage von

Band 5 und 6:

Die Befreiungskriege 1813–1815

Aus Urkunden, Briefen, Tagebüchern und nachgelassenen Aufzeichnungen beider Parteien dargestellt

Von Oberlehrer Dr. **Wilh. Capelle**

2 Bände. — **Elegant gebunden mit Deckelbildern M. 3.50**

„Solche Literatur der „ersten Hand", Berichte von Männern, die des Geschauten und Erlebten voll sind, ausgesucht und erklärt von Herausgebern, die da über den Gesichtskreis der jungen Leser Bescheid wissen, das ist gesunde Geisteskost!" (Monatsschrift für höhere Schulen.)

Wir haben schon die früheren Erscheinungen dieser Sammlung mit Worten hoher Anerkennung begleiten können: ihre ins Auge springenden Vorzüge gegenüber manchen anderen Jugendschriften sind die mustergültige Form, in welche die Darstellungen gekleidet sind, und der bildende veredelnde Inhalt, den sie haben. (Dresdener Journal.)

Reich illustrierte Prospekte über alle bisher erschienenen Bände unserer **von Ministerien und Behörden warm empfohlenen Sammlung** stehen jederzeit **kostenlos zur Verfügung.**

Hermann Paetel Verlag, G. m. b. H., Berlin-Wilmersdorf, Augustastr. 37

Digitized by Google

Das Weltbild der Gegenwart

Ein Überblick über das Schaffen und Wissen unserer Zeit

in Einzeldarstellungen

Herausgegeben von

Karl Lamprecht und Hans F. Helmolt

Erscheint in 20 handlichen Bänden. Jeder Band bildet ein abgeschlossenes Ganzes

---

Soeben wurde ausgegeben:

Band 6: **v. Massow,** Die deutsche innere Politik unter Kaiser Wilhelm II.
Einzelpreis des Bandes M 7.—

Von dem Unternehmen sind unlängst erschienen:

Bd. 1: **Prof. Dr. F. Meisel,** Wandlungen des Weltbildes und des Wissens von der Erde.
Einzelpreis des Bandes M 7.50

Bd. 17: **Prof. Dr. Richard M. Meyer,** Die Weltliteratur im zwanzigsten Jahrhundert.
Einzelpreis des Bandes M 6.50

Die weiteren Bände werden in 1—2 monatlichen Abständen in zwangloser Reihenfolge ausgegeben und enthalten:

Bd. 2: **Ruedorffer,** Die moderne Weltpolitik
„ 3: **Bonn,** Die Gestaltung der Weltwirtschaft
„ 4: **Kohler,** Recht und Persönlichkeit in der Kultur der Gegenwart
„ 5: **Bäumer,** Die Frau in Volkswirtschaft und Staatsleben der Gegenwart
„ 7: **Meyer,** Die physikalischen und chemischen Probleme der Gegenwart
„ 8: **Schmedes,** Das Maschinenwesen
„ 9/10: **Blum,** Verkehr, Bauingenieurwesen und die „Technik" im allgemeinen
„ 11: **Kammerer,** Allgemeine Biologie
„ 12: **Schleich,** Der Kampf um die Gesundheit
„ 13: **Messer,** Psychologie

Bd. 14: **Goldfriedrich,** Geschichtswissenschaft und Wissenschaftsgeschichte in der jüngsten Vergangenheit mit besonderer Rücksicht auf Deutschland
„ 15: **Hausenstein,** Die bildende Kunst der Gegenwart (Malerei, Bildhauerei und Graphik)
„ 16: **Behrendt,** Kunstgewerbe und Architektur
„ 18: **Louis,** Die Tonkunst unserer Zeit
„ 19: **Schwarz,** Die Hauptströmungen der religionsphilosophischen, ethischen und pädagogischen Theorien während der letzten Jahrzehnte
„ 20: **Joël,** Wandlungen der Weltanschauung

Subskriptionspreis für die vollständige Serie von 20 Bänden 6 Mark für jeden in Leinen gebundenen Band.

Die erschienenen Bände können auch einzeln zu den oben angegebenen Einzelpreisen, die weiteren zu verschiedenen dem Umfang entsprechenden Preisen bezogen werden.

Den ersten Band kann jede bessere Buchhandlung zur Ansicht vorlegen. Einen ausführlichen Prospekt sendet jede Buchhandlung, auf Wunsch auch die unterzeichnete Verlagshandlung, direkt zu.

... **Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart** ...

Verantwortlich für den Inseratenteil: Richard Neff in Stuttgart.
Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart. — Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württbg.

Digitized by Google

Allgemeiner Deutscher Versicherungs-Verein a. G.
Stuttgart

Lebens-Unfall-Haftpflicht-Versicherung

Kapitalanlage 1913: 95 Mill. Mark.
Jahresprämie 1913: 34 Mill. Mark.
900000 Versicherungen.

Geschäftliche Mitteilungen

Eigene Erfahrung. „Königl. Fachingen hält mir den Magen sehr gut in Ordnung, hebt stets meinen Appetit und hält mir alles Sodbrennen, an dem ich früher sehr litt, vollkommen fern."

Geh. Medizinalrat Dr. med. N. N.

„Gott sei Dank, ein neuer Lausbub!" So schrieb das „Echo der Gegenwart" in Aachen bei Erscheinen des zweiten Teiles von Erwin Rosens Erinnerungsbuche: Der deutsche Lausbub in Amerika. Der Verlag der Memoirenbibliothek Robert Lutz in Stuttgart kündigt jetzt das Erscheinen des dritten Teiles der mit so ungewöhnlichem Beifall aufgenommenen „Lausbub"-Erinnerungen an, der schon lange mit Ungeduld erwartet wurde. Wir verweisen auf den anliegenden Prospekt und empfehlen auch die darin befindlichen Ankündigungen anderer gediegener Werke der Memoirenbibliothek der Aufmerksamkeit unserer Leser.

Unentbehrlich sind in heutiger Zeit

ZEITUNGS-NACHRICHTEN

für Großindustrielle, Industrielle jeder Art, Schriftsteller, Künstler, Gelehrte, Verleger und sonstige Interessenten

Diese liefert **über jeden beliebigen Gegenstand** in Original-Ausschnitten sachgemäß ausgewählt und schnell das

Zeitungs-Ausschnitt-Bureau C. Freyer,
Prospekte und Tarife gratis. **BERLIN-Südende.**

Soeben wurde ausgegeben:

Kohlraisle

Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart

Gedichte in schwäbischer Mundart von **Matthias Koch**

Hübsch kartoniert M 1.60

In diesem kleinen schmucken Band ist der Dialekt nicht ein äußerlicher Aufputz für Trivialitäten, sondern der Ausdruck **echt volkstümlichen Empfindens**, die Sprache eines **wahren Dichters**, der mit inniger Liebe an der Heimat hängt. Das einfache, aber wahrlich nicht arme **Seelenleben** der Landbewohner spricht in phrasenlosen, bald innig ergreifenden, bald herzlich erheiternden Worten zu uns. Durch ihre Gemütstiefe und sichere Gestaltung erinnern diese schwäbischen Gedichte an das klassische Werk volksmundartlicher Lyrik, Klaus Groths „Quickborn".

Geschäftliche Mitteilungen

Nachstehende Firmen haben diesem Hefte Prospekte beifügen lassen, die hiermit gefälliger Beachtung angelegentlich empfohlen sein mögen:

Insel-Verlag, G. m. b. H., Leipzig: Ein Verzeichnis neuer Bücher für Weihnachten.

Holbein-Verlag, München: Kunstbücher.

Hermann Gesenius, Halle: Spielmann, Arier und Mongolen u. a.

Reuther-Reichard, Berlin: Vaihinger, Die Philosophie des Als Ob.

Greiner & Pfeiffer, Stuttgart: Lienhard, Der Spielmann u. a.

B. G. Teubner, Leipzig: Sarason, das Jahr 1913.

Allgemeine Verlags-Gesellschaft m. b. H., München: Festgeschenke für die deutsche Familie.

Fr. Wilh. Grunow, Leipzig: Cleinow, Die Zukunft Polens u. a.

Deutsche Zeitung, Berlin: Abonnements-Einladung.

Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart: Biographien, Briefwechsel und geschichtliche Werke.

Digitized by Google

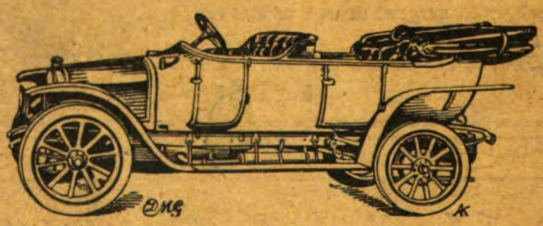
Dresden ▫ Hotel Bellevue

unter persönlicher Leitung des Direktors **R. Ronnefeld**

Weltbekanntes vornehmes Haus in unvergleichlicher Lage an der Elbe **mit Garten** und Terrasse; gegenüber dem Kgl. Schloß, Hofkirche, Opernhaus, Gemäldegalerie usw. **Umgebaut, vergrößert und mit allen zeitgemäßen Einrichtungen versehen.** Warmwasserheizung. — **Zimmer und Wohnungen mit Privatbad und Toilette.** **Auto-Garage** (abgeschlossene Abteile).

MERCEDES

ist der billigste Stadt- und Touren-Wagen



Erstklassiges Material
Tadellos einf. Konstruktion
Längste Lebensdauer
Geringste Reparaturquote

Daimler-Motoren-Gesellschaft, Stuttgart-Untertürkheim

Katalog und ausführliche Offerte steht Interessenten kostenlos zur Verfügung

Eigene Karosseriefabrik

Führende Zeitschrift für die gesamten Interessen v. Schiffahrt u. Schiffbau

Bezugspreis vierteljährlich Mark 5,—.

:: Probenummern :: durch d. Geschäftsstelle **Charlottenburg 2, Grolmanstr. 36.**

Nürnberg
Sendig-Hotel Württemberger Hof
Wiesbaden
Sendig's Eden-Hotel

Verantwortlich für den Inseratenteil: Richard Neff in Stuttgart.
Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart. — Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württbg.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 108243335